

ZEITSCHRIFT
FÜR
ETHNOLOGIE.

Organ der Berliner Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Unter Mitwirkung des Vertreters derselben,

R. Virchow

herausgegeben von

A. Bastian und **R. Hartmann.**



Achter Band.

1876.

Mit 26 lithographirten Tafeln.

Berlin.

Verlag von Wiegandt, Hempel & Parey.

I n h a l t.

	Seite
Andree, Richard, Die Personennamen in der Völkerkunde	253
Ascherson, Paul, Die Bewohner der Kleinen Oase in der Libyschen Wüste	343
Bartels, Max, Dr., Ueber abnorme Behaarung beim Menschen. (Hierzu Taf. VII.) .	110
Bary, Erwin von, Dr., Ueber Senam und Tumli im Küstengebirge von Tripolitanien	378
Bastian, A., Die Monumente in Santa Lucia Cotzumalguapa. (Hierzu Taf. XVIII.	
und XIX.)	322
Europaens, Dr., Schliessliche Bestimmung über den afrikanischen dolichocephalen	
Schädeltypus der Ostjaken und Wogulen, der reinsten Nachkommen der über	
Nord-Europa einst weit verbreiteten Ugrier	81
Falkenstein, Dr., Stabsarzt, Ein lebender Gorilla. (Hierzu Tafel II.)	60
Guessfeldt, Paul, Zur Kenntniss der Loango-Neger.	203
Hartmann, R., Beiträge zur Kenntniss der sogenannten antropomorphen Affen. IV..	129
Hasselt, J. B. van, Missionar, Die Noeforezen	134. 169
Hildebrandt, J. M., Fragmente der Johanna-Sprache	89
Jentsch, Dr., Prähistorische Funde aus der Niederlausitz	312
Kohn, Albin, Die mikorzyner Runensteine	420
Koner, W., Uebersicht der Literatur für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte	
im Jahre 1876	217
Krug, L., Indianische Alterthümer in Porto Rico. (Hierzu Taf. XXI.)	428
Kulischer, M., Die geschlechtliche Zuchtwahl bei den Menschen in der Urzeit. . . .	140
Lewkowitsch, H., Die Ehen zwischen Geschwisterkindern und ihre Folgen	158
Meyer, K. F., Die Sieben vor Theben und die chaldäische Woche	1. 264
Nilsle, Carl, Beiträge zur Kenntniss der sogenannten antropomorphen Affen. (Hierzu	
Taf. I)	46
Sáenz, Nicolas, Abhandlung über einige Volksstämme in dem Territorium von San	
Martin, Vereinigte Staaten von Columbia (Südamerika). (Hierzu Taf. XX.) . . .	327
Sáenz, Nicolas, Memoria sobre algunas tribus del Territorio de San Martin en los	
Estados Unidos de Colombia	336
Schwartz, W., Dr., Nachträgliche Bemerkung zu dem Artikel über den Sonnenphallos	
der Urzeit	437
Strauch, H., Capit.-Lieut., Verzeichniss von 477 Wörtern, gesammelt während des	
Aufenthaltes S. M. S. „Gazelle“ in Neu-Guinea, Neu-Hannover, Neu-Irland, Neu-	
Britannien und Brisbane (Queensland)	405
Voss, Dr., Ueber eine im kgl. ethnologischen Museum zu Berlin befindliche Peruanische	
Vase mit bemalten figürlichen Darstellungen. (Hierzu Taf. IV.)	163
Wiener, J., Die alttestamentarischen Speiseverbote	97
Bericht über die Sprache, welche die Chamies-, Angáguedas-, Murindoes-, Cañasgordas-,	
Rioverdes-, Necodaes-, Caramantas-, Tadocitos-, Patoes- und Curasambas-Indianer	
sprechen	359
Die Bewohner des Schwarzen Irtysch-Thales	62
Erklärung der Tafeln zum Aufsatz über die Alterthümer St. Lucia's	403
Miscellen und Bücherschau	71. 166. 252. 386. 439

Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.
(Ein specielles Inhalts-Verzeichniss der Verhandlungen, sowie ein alphabetisches Sach-Register
befinden sich am Schluss derselben.)

Verzeichniss der Tafeln.

- Tafel I. Abbildungen der Dresdener Mafuca. (Zeitschr. S. 46.)
- „ II. Abbildungen des Berliner Gorilla. (Zeitschr. S. 60.)
- „ III. Abbildungen des Berliner Gibbon. (Verhandl. der ethnolog. Ges. S. 88.)
- „ IV. Peruanische Vase. (Zeitschr. S. 163.)
- „ V. Fig. 1.—2. Schwertpfähle von Triplatz (Verh. S. 18.). Fig. 3. Bronzegürtel von Guldenstein (Verh. S. 15.). Fig. 4. u. 5. Bemalte Thonscherben aus Ost-Galizien (Verh. S. 15.)
- „ VI. Schädel mit abnormer Bildung der Schläfengegend und der Nase. (Verh. S. 13.)
- „ VII. Abnorm behaarte Menschen. (Zeitschr. S. 110.)
- „ VIII. Fig. 1. Gesichtsurne (Verh. S. 74.). Fig. 2. Bronzefigur von Köpernitz (Verh. S. 44.). Fig. 3.—7. Gussform aus Sandstein von Nieder-Landin (Verh. S. 45.).
- „ IX. Ansichten von Gräbern und von Gypsabgüssen (Gesichter und Zähne) aus Lappland. (Verh. S. 47.)
- „ X. Ornamentirte Topfscherben aus den Kjökkenmööddinger der Andamanen. (Verh. S. 103.)
- „ XI. Geräthschaften (Ruder, Bogen, Wurfspiesse, Beile, Topf u. s. w.) von den Andamanen. (Verh. S. 105.)
- „ XII. Muster von Tättowirungen und gefärbte Gegenstände von den Andamanen. (Verh. S. 105.)
- „ XIII. Fröhreifes Mädchen von St. Louis, U. S. America, und frühreifer Knabe von Hamburg. (Verh. S. 86.)
- „ XIV. Fig. 1.—4. Brachycephaler Schädel aus der Peene bei Demmin (Verh. S. 99.). Fig. 5. Eisernes Schwert mit Inschrift von ebendaher (Verh. S. 97.)
- „ XV. Alter und junger Orang Utan aus dem Berliner Aquarium in Vorder- und Seitenansicht. (Verh. S. 88.)
- „ XVI. Der alte Orang Utan von Taf. XV. in zwei verschiedenen stehenden Stellungen.
- „ XVII. Bronzen von Floth. (Verh. S. 125.)
- „ XVIII. } Monumente von S. Lucia de Cotzumalguapa. (Zeitschr. S. 322.)
- „ XIX. }
- „ XX. Zur Ethnologie von Columbien (Zeitschr. S. 327.). Fig. 6. Steinkopf von Pantaleon. Fig. 7. Phailische Steinfigur von Peor-es-nada.
- „ XXI. Felsinschriften von Puerto rico. (Zeitschr. S. 435.)
- „ XXII. Ruinen von Zimabaye. (Verh. S. 186.)
- „ XXIII. Badagas und ihre Dörfer. (Verh. S. 191.)
- „ XXIV. Umriss von Füssen von Negern der Loango-Küste. (Verh. S. 227.)
- „ XXV. Fig. 1.—3. Steinbeil von Morgenitz (Verh. S. 233.). Fig. 4. Amerikanisches Steinbeil (Ebendas.). Fig. 5—6. Mützenurnen mit Halskragen von Kostzyn (Verh. S. 237. 273.). Fig. 7. Harpfeil von Murowana Goslin (Verh. S. 237. 271.). Fig. 8. Nadel der Fibula von Floth (Taf. XVII. Fig. 1.) mit gestielten Vögeln (Verh. S. 129. 222.). Fig. 9. Buckelurne von Gross-Schauen (Verh. S. 233.). Fig. 10. Buckelurne von Braunschweig (Ebendas.). Fig. 11. Goldene Spirale von Schöbendorf (Verh. S. 234.).
- „ XXVI. Grosszähniige Melanesier von den Admiralitätsinseln und der Insel Agomes (Hermit). (Verh. S. 290.)

Die Sieben vor Theben und die chaldäische Woche.

Als Beitrag zur Begründung einer Wissenschaft der vergleichenden Mythologie und Religionsgeschichte.

II. Die chaldäische Woche.

15. Vorhebdomadische Chronologie: reformatorische Bedeutung der Hebdomas.

Das älteste, einfachste und mächtigste chronologisch-religiöse Merkmal für den Menschen war der Tag- und Nachtwechsel, nebst der, denselben hervorruhenden, wechselnden Bewegung des Tagesgestirns. An dem mehr allgemeinen Theil dieser Bewegung, dem Erscheinen und Verschwinden, lernte der Mensch die täglichen, zeitlichen Athemzüge oder Pulsschläge der Ewigkeit; an dem mehr besonderen, dem Steigen, Gipfeln, Sinken, die einzelnen Pulsschläge und Abschnitte der Zeit selbst empfinden: und lernte dann auch an der erst abnehmenden, dann wieder wachsenden Schattenlänge der beleuchteten Gegenstände das allmähliche wechselnde Werden jener Abschnitte räumlich messen und mathematisch begreifen. Seine eigentliche chronologische Erkenntniss aber, seinen cyklisch-numerischen, arithmetisch-logischen wirklichen Zeitbegriff schöpfte der Mensch jedenfalls erst aus den mannigfach wechselnden täglichen Erscheinungen des Nachtgestirns: aus den mit der allnächtlichen Bewegung sich kreuzenden raschen Veränderungen der zu- und abnehmenden, vollwerdenden und verschwindenden Mondscheibe, so wie den mehr äusserlichen, zeitlich-örtlichen Veränderungen ihres rasch fortrückenden, täglich von anderen Gestirnen und Tageszeiten begleiteten Auf- und Untergangs. Die Zeitempfindung, die, um chronologischer Begriff zu werden, der Tagesgott dem Menschen noch mit dem allgemeinen Lichtgefühl und Gottesbewusstsein viel zu innig verbunden offenbarte, liess die Nachtgottheit, vermittelt des sie nur zeitweilig begleitenden Mondbildes und Mondlaufes, als vermittelt eines trennbaren Merkmales oder Begleiters — eines Attys, Taut, Tot, Lunus —, bereits frei, begriffsmässig an und neben sich hervortreten, und liess diese neue besondere, numerisch-chronologische Offenbarung dem Menschen von dem nächtlich-dunklen Hintergrunde ebenso erkennbar als geheimnissvoll in's Auge springen. Indem aber auf solche Weise

der Mensch, neben dem allnächtlichen Lauf des Mondes, nun zugleich dessen monatlichen — $29\frac{1}{2}$ tägigen — Lauf und vierfachen — je $7\frac{2}{3}$ tägigen — Wechsel feiern und begreifen lernte, fand er in diesem Begriff dann auch ein paralleles Erkenntnismittel für den so viel weiteren und längeren Jahresumlauf des Tagesgestirnes; und lernte diesen von Hochsommer zu Hochsommer reichenden Ring der Jahresphasen vergleichend begreifen und berechnen nicht nur als eine Wiederholung, sondern auch als ein Erzeugniss — ein zwölfwacheiniges Erzeugniss — jenes kleineren, von Vollmond zu Vollmond reichenden, aus drei sichtbaren Phasen und einer (theilweise) unsichtbaren zusammengesetzten, Monatsringes. Und so entstand, als ein aus kleineren und grösseren sowohl lunaren als solaren Wechseln zusammengesetzter, 12 ganze, 24 halbe, 48 viertel Mondumläufe und 2, 4 oder (mit Uebertragung der Triemerie) 3 Jahreszeiten umfassender, hinsichtlich der Tagesanzahl aber in fortwährender Schwankung und Ausgleichung zwischen Sonne und Mond befindlicher, chronologischer Einheitsbegriff, das freie Sonnen-mondjahr: gewiss das natürlichste und ursprünglichste Jahr der menschlichen Zeitrechnung, das allen grossen Wechseln beider Gestirne immer wieder die entsprechenden religiösen Feiertage, — dem Vollmond die Monatshälfte, einer der 4 Sonnenwenden und -gleichen die Jahreswende — entgegenführte, und das kraft der Heiligkeit und Nothwendigkeit einer solchen stätigen Begegnung auch den zu ihrem Behuf vorgenommenen Ein- und Ausschaltungen einzelner Monats-Tage oder Monats-Tagesreihen eine gewisse religiöse Weihe und Rechtfertigung verlieh⁶⁴). Die Tagesanzahl aber, die hierbei die ursprüngliche feste Grundlage bildete, war bei den meisten Völkern⁶⁵) jedenfalls die, auf das ursprüngliche Sinnbild und Erkenntnismittel bezügliche, lunare Zahl der zwölf, je $29\frac{1}{2}$ tägigen, (synodischen) Mondumläufe, d. i. 354 (genauer 354, 8 St. 48', 38''): zu welcher Zahl dann die überschüssigen $11\frac{1}{4}$ Tage des Sonnenjahrs mit mehr oder minder willkürlicher Vertheilung und mit einer bloss numerischen Geltung, nur als hohle oder scheinbare, blinde oder schlummernde Tage hinzugerechnet wurden: und so, allegorisch verbildlicht und mythisch verörtlicht, jenen im karischen Hehlberge, *Αἴτμος*, schlummernden Einschaltling, *Ἐνδνύμιων*, des Zeus und der Hülse, *Καλίχη*, Sohn, darstellten, den die Göttin des Mondjahrs von Zeit zu Zeit in seiner Höhle zu besuchen und wachzuküssen kommt.⁶⁶) Und so

⁶⁴) vgl. Cic. II in Verrem, 52: est consuetudo Siculorum, caeterorumque Graecorum, quod suos dies mensesque congruere volunt cum solis lunaeque ratione, ut nonnunquam, si quid discrepet, eximant unum aliquem diem aut summum biduum ex mense, (quos illi *ἐξαίρεσιμους* dies nominant): item nonnunquam uno die longiorem mensem faciunt aut biduo: und s. Ideler I, 236. II. 45.

⁶⁵) Eine scheinbare, wol eben erst durch Einführung der Hebdomas hervorgerufene, Ausnahme bildet z. B. das Jahr des Romulus, das sich nur als ein, vom Mond unabhängiges, unter die Fingerzahl (Ovid. Fast. III, 24) von je 36 oder 37 tägigen Abschnitten, vertheiltes (altlateinisches) Sonnenjahr (vgl. Ideler II 19 ff.) erklären lässt.

⁶⁶) Die Allegorie haftet, wie auch sonst häufig, an der physisch-metaphysischen — hier -chronologischen — Doppelbedeutung der Ausdrücke *ἐνδύω* (vgl. das latein. *indutiae*) und *κοίλη*, *κοίλος* (vgl. *μήρες κοίλοι*); und hat desshalb auch an einen anderen Ausdruck für Schaltzeit,

zeigt sich uns die regelmässige, öffentliche lunare Tagesanzahl, zu der Endymion die schweigende solare Ergänzung bildete, neben einer Reihe historischer Angaben⁶⁷⁾, auch schon in dem oben (13) erwähnten Hesiodischen Bild und Märchen von den je 100 armigen, zusammen 50 (54) köpfigen Riesensöhnen des Himmels und der Erde —

schreckliche Drei, baumstark, pfahlhoch, unheimlichen Namens,
Kottos, Gyas, Briareus, gen Himmel ragende Brüder,
an deren Schulternpaar sich 100 Arm' einem jeden
rühreten, unnahbar; und 50 schreckliche Köpfe

wuchsen am Halse heraus und krönten die wuchtigen Glieder —⁶⁸⁾:

und zeigt sich uns zugleich in der jahreszeitlichen Natur dieser 3 Riesen die innige Verbindung des 354 (3·118) tägigen Mondjahres mit dem Sonnenjahr und mit dessen im Umschwung der Monate und Tage wiederkehrenden Festen. — Während aber diese beiden chronologischen Märchen — von Endymion und den Hecatoncheiren — uns die Beschaffenheit und Geschichte des freien Sonnenmondjahrs in Griechenland auf mythische Weise widerspiegeln, öffnen uns verschiedene andere, religionsgeschichtliche Mythen und Riten des ältesten, phönikisch- und phrygisch-hellenischen Griechenthums einen Blick in die verderblichen Wirkungen die jenes scheinbar so natürliche Jahr doch, in Folge seiner von Sonne und Mond so ausschliesslich beherrschten sinnlichen Gebundenheit und zugleich inneren, numerischen Ungebundenheit und Willkür, auf Sitte und Religion des Menschen allmählich auszuüben nicht umbin konnte. Aus den Opfern und Orgien des Hyakinthos-, Linos- und Adonifestes, aus dem, durch das wechselnde Geschlecht des Nachtgestirns noch gesteigerten, Orgasmus des Rhea-Attysdienstes; aus dem Mythos von den, die drei Phasen Luna's verpersönlichenden, Töchtern des Proitos und ihrem, dem Monde nach, das Land durchrasenden, wie Kühe brüllenden mondsüchtigen Wahnsinn, sowie aus dem Namen ihres Bruders *Μεγαπέρθης*: klingt uns der wilde Jubel und Jammer der Sommer- und Winterwende, des Voll- und Neumonds (*Μεγαπέρθης*), der wachsenden und abnehmenden *Ἰρινώη* und *Λυσιππη* entgegen: und richtet unseren Blick auf die nothwendige Reform die da kommen sollte, um, wie Melampus oder Asklepios die Raserei der Proitidinnen, die Raserei eines solchen Gottesdienstes zu heilen

ἑμβόλιμος, noch das Märchen von einem wegen seiner Liebe zur Hera (Hera-Luna) aus dem Olymp geworfenen und im Lätmos versenkten *Ἐνδυμίων ἑμβόλιμος* geknüpft (Schol. Theoc. III, 49). — Jedenfalls erst eine spätere allegorische Uebertragung und religionsgeschichtliche Weiterführung ist der Endymion von Elis, der mit der Chromia die 3 oder 4 Tage einer halben Hebdomas (s. u. 22), mit der Selene aber die 50 Wochen des neuen Wochenjahres (Pausan V, 1, 2); oder auch, als Sohn des Königs Wettspiel, Aethlios, die 50 Monate der Olympischen Pentaeteris erzeugte (Böckh Pind. Ol. III, 18. pg. 138).

⁶⁷⁾ Ideler, I, 255.

⁶⁸⁾ Theog. 146: die zur Ergänzung der 300 Arme erforderliche Gesamtzahl, 54 (50), verleiht die Hesiodische Schilderung emphatischer Weise (*καὶ αὐτὰ δὲ ἑκάστω πινύχοντα*) einem jeden der Drei, und deutet durch eine solche Gemeinschaft zugleich auf die Unzertrennlichkeit ihres Zusammenhangs.

und die ursprüngliche ruhige Gebundenheit des menschlichen Zeit- und Gottesbewusstseins wieder herzustellen. Wohl ein erster Versuch zu dieser Wiederherstellung war jene, den Wechsel der Zeit an den Gebrauch der Blutrache bindende und mit dem ethischen Begriffe der Schuld und Vergeltung vereinbarende, Homerische Triemeria und Jahreszeitentrias; aber ein bloss aus der eigenen wilden Kraft und Sitte geschöpfter, von keinem himmlisch-irdischen Segen und friedlichen Zusammenhang begleiteter Versuch, der deshalb auch eben nur dadurch eine dauernde religionsgeschichtliche Wirkung hervorbringen vermochte dass er der, an himmlische Gesetze und Verhältnisse geknüpften, wirklichen Reform die Wege vorbereitete. Diese wirkliche Reform war aber nun eben die chaldäische Woche, die, als eine zugleich strengere und weitere, festere und friedlichere Lehre und Einrichtung religiös-sittlich-chronologischer Gebundenheit; als eine, neben dem strengeren und weiseren Gesetze der Zeit auch einen strengeren und weiseren Gebrauch derselben vorschreibende Offenbarung, sowohl der rächerischen Selbstsucht der Homerischen Triemeria als der wollüstigen Hingebung des lunarischen Mond- und Sonnendienstes mahnend gegenübertrat, und zwischen Himmel und Erde sich aufrichtete als eine feste siebenfache Säule neuer Zeitordnung und Weltordnung, neuer Erkenntniss, Kunst und Sitte, neuen Friedens zwischen Gott und Menschheit und den Göttern und Menschen unter einander. Indem die neue Lehre den beiden grossen, Nacht und Tag, Monat und Jahr lenkenden Gestirnen die 5 kleineren, die Erde zunächst umkreisenden Planeten, als natürliche Sinnbilder der kleineren Zeitabtheilungen, zur Seite stellte, und diesen göttlichen Lichtern nun allen 7, kraft eines zwischen ihnen friedlich vereinbarten unwandelbaren Zahlengesetzes — einer Thuro, Homoloia, Nemesis-Adrasteia — die gemeinsame Herrschaft der Zeit überantwortete, milderte sie bei dem Menschen einerseits den von den beiden grösseren Gestirnen und ihrem Wechsel ausgehenden sinnlichen Reiz und blinden Taumel und Schrecken; und verschärfte zugleich andererseits, durch den Gedanken an eine jeden Tag und jede Stunde regelmässig führende und bewachende besondere Gottheit, das Gefühl und Gewissen seines übersinnlichen göttlichen Zusammenhanges. Und indem vermittelt der, das hebdomadische Dogma begleitenden und ergänzenden, Einsetzung und Erfindung der Künste und Gewerbe — namentlich der des Feuergebrauchs und der Schmiedekunst, des Feld- und Städtebaues und Gemeindewesens — die chaldäische Woche den Menschen die irdischen Gebote jenes seines religiösen Zusammenhanges von Tag zu Tag und Stunde zu Stunde regelmässig verwirklichen lehrte, lehrte sie ihn zugleich, kraft des im Dogma selbst enthaltenen, geheimnissvollen Regimentes der Zahl, der überirdischen Seite jenes Zusammenhanges, dem arithmos-ähnlichen Gottesbegriff selbst ahndend nähertreten und namentlich in dem schöpferischen Urbegriff des höchsten, siebenten Planeten und in dem schöpferisch-erschaffenen Gesamtbegriffe der Woche, dem siebeneinigen Achten, für die zugleich übersinnliche Ewigkeit und sinnliche Zeitlichkeit Gottes das erste genügende

Gleichniss finden. Und schwerlich hätte ohne dieses neuoffenbarte Mysterium der Zahl die chaldäische Woche ihre beabsichtigte Reform durchzusetzen vermocht: hätte ohne diesen von ihr geschwungenen arithmetischen Zauberstab es schwerlich wagen dürfen die alten Jahresfestaltäre des Mond- und Sonnendienstes wegzuräumen und anstatt jenes freien Selene-Endymion-Jahres, ein neues herzustellen, das, ohne besondere Rücksicht auf Sōnne und Mond, keiner religiösen Regel mehr gehorchte als nur der, Sonne und Mond mit einschliessenden, himmlisch-irdischen Siebenzahl, kraft deren es alle seine Tage in 50, zusammen wieder eine halbe (gebrochene) hundertfache Sieben — 350 — darstellenden, Hebdomadnen strenggebunden zusammenhielt; seine alljährlichen und alltäglichen Abweichungen von Sonnen- und Mondlauf aber nicht durch einzelne, sofortige Einschaltungen, sondern erst in grösseren Fristen, vermittelt je eines kyklischen Schaltjahres zum Ausgleich brachte. Ein solches, festes kyklisches — zunächst wol auf einen 12jährigen *Cyclus* berechnetes⁶⁹⁾ — Wochenjahr von 350 Tagen war jedenfalls das der ursprünglichen Absicht und Einrichtung der chaldäischen Woche am reinsten entsprechende⁷⁰⁾: und findet sich desshalb auch in vielen alten Mythen und Märchen mannigfach abgespiegelt; am schönsten vielleicht in jenem — doch wol einer wirklichen Tempelweide und heiligen Insel entnommenen — Homerischen Märchen (Od. XII, 127, 263.) von den 7×50 (lichtschallsymbolischen) Tagesrindern und 7×50 (wollenschattigen) Nachtschaafen, die Morgen- und Abendstern, des Helios und der Selene Kinder, auf der Dreijahreszeiteninsel hüten —

Nach Thrinakia dann, der Insel, gelangst du, wo viele
Rinder des Helios weidend gehn und wollige Schaafe,
brüllende Heerden sieb'n und sieb'n mit schattigem Vliesse,
fünzig Stück' in der Heerd', und nie wird grösser und nie wird
kleiner die Zahl: zwei Hirtinnen stets, goldlockige Nymyhen,
hüten sie: Lampetia, die göttliche, und Phaethusa,
die dem Helios beide die hehre Neära geboren,
treu sie gesäugt und genärt, die göttliche Mutter, und dann sie
nach Thrinakia beid' entsandt, der entlegenen Insel,
dort ihres Hauses Besitz, die Rinder und Schaafe, zu hüten.

⁶⁹⁾ Die bei den Völkern des mittleren und östlichen Asiens noch heute gebräuchliche chaldäische Periode (Scaliger. *emend. temp.* II pg. 100). die aber nicht, wie Censorinus (bei Ideler I 301) meint, *ex annis vertentibus duodecim*, sondern aus 12 gebundenen 350 tägigen Mondjahren bestand und sich also mit Sonne und Mond durch ein Schaltjahr von 26 Wochen ziemlich vollständig (bis auf nicht ganz einen Tag) ausglich. Weniger verbreitet aber vielleicht noch ursprünglicher war ein anderer hebdomadischer *Cyclus*: jener im Leviticus (c. 25, vgl. Ideler I, 501) 7 beschriebene, aus 7×7 Jahren von je 7×7 Wochen, nebst einem Jubel-schaltjahr bestehende 50jährige: der nicht nur das 49 wöchentliche Jahr mit dem 50 wöchentlichen ausgleich, sondern auch diese 49 oder 50 hebdomadischen Jahre mit 47 tropischen Sonnenjahren in ungefähre Uebereinstimmung bringt.

⁷⁰⁾ Das nächst-zeitgemässeste, zugleich aber dem natürlichen Mondjahr besser entsprechende, hebdomadische Jahr war das, durch eine Planetenwoche vermehrte 355 tägige, das sogenannte Jahr des Numa: Plin. H. IV. XXXIV, 10. Ideler II pg. 32 ff.

In der einsamen Ruhe dieses entlegenen Eylands, in der strengen — keine *ἡμέρας ἐξαιρέσιμους* duldenden — Unverlierbarkeit und Unverletzbarkeit dieser 700 heiligen Thiere glaubt man, gegenüber dem Frevel des Eurylochos und seiner Gefährten, noch eine religionsgeschichtliche Erinnerung an den von der chaldäischen Woche neugebundenen Frieden der Zeit und Sitte zu erkennen, in dem Zorn des Jahresgottes Helios über sein verletztes Eigenthum noch eine Warnung vor dem Rückfall der Menschheit unter die Herrschaft jener von Kronos gefesselten und gestürzten drei Hecatoncheiren, — oder jener, auf dem Kasten des Kypselos⁷¹⁾ von der Dike mit der Rhabdos gezüchtigten und mit dem Wochenhormos erdrosselten, ungeordneten Zeit, *Ἰδίκη*. Und wie das chronologische Jahr auch in seiner späteren — 355- 360- 365 $\frac{1}{4}$ tägigen — Gestalt dem chaldäischen Wochenjahr doch wol zuerst seine beiden Hauptvorzüge, die feste Gebundenheit und den kyklischen Ausgleich, zu verdanken gehabt hat, so haben auch (s. u. 22) die, mit jener Gebundenheit unmittelbar zusammenhängenden, reformatorischen Tugenden des reinen Maasses und der strengen Gesetzlichkeit das Wochenjahr und die Hebdomas selbst, von denen sie ins Leben gerufen wurden, Jahrtausende lang überdauert; und sind, zusammen mit den geichfalls von der Hebdomas ausgegangenen Erfindungen und Stiftungen des Feuers und Feldbaues, des Bürgerthums und der Künste (s. 28), für die Menschheit, und namentlich für das Hellenenthum, fortan im Strome der Geschichte das sicherste Steuer und — gleich jener am Throne des Olympischen Zeus wachenden Dike⁷²⁾ — die deutlichste Stimme des — künstlerischen wie sittlichen — Gewissens geblieben.

16. Dogma und Einrichtung: 24stündiger saturnaler und solar-saturnaler Modus.

Bei der Herstellung ihres neuen religiös-chronologischen, ethisch-arithmetischen Dogma und des darauf gegründeten zugleich planetarischen und solar-lunarischen Zeiteintheilungsritus ging⁷³⁾ die chaldäische Woche von zwei That- sachen aus: einmal von der astronomischen Thatsache der fünf (damals bekannten) Planeten, die zusammen mit Sol und Luna eine Siebenzahl ergaben und demnach, auf die Zählung der Tage angewandt, zu der ungefähr 7tägigen Frist einer (synodischen oder auch periodischen) Mondphasis eine natürliche Parallele bildeten: und zweitens, von der bürgerlich-chronologischen Thatsache einer 24fachen Stundeneintheilung des Tages, als welche, offenbar den 12 Monaten des Mondjahres entlehnte und auf das Nychthemeron mit Verdoppelung übertragene, Eintheilung sowohl bei den Babyloniern als den Aegyptern schon sehr früh in Gebrauch war⁷³⁾ und zu der beabsichtigten genaueren (stundenmässigen) Regelung der Zeit einen geschichtlichen Anhalt bot. Ausgehend von diesen beiden Thatsachen und ausgehend zugleich von der, den Chaldäern bereits bekannten Reihenfolge der Planeten nach ihrer

⁷¹⁾ Pausan. V, 18, 1.

⁷²⁾ Hesiod. Erg. 259. Orph. H. LXII bei Lobeck Aglaoph. pg. 391.

⁷³⁾ Hdt. II, 109; vgl. Ideler I, 85. 224. Lepsius Aegypt. Chronol. pg 129. Wilkinson Monum. VIII. Bunnan's Egypt. (II Ed.) I pg. 425.

Sonnenentfernung, sowie von einer (auch noch dem Pythagoras und Ptolemäus gebräuchlichen) Ansetzung Luna's am innersten Ende und Sol's in der Mitte dieser Reihe —

Sol,

Luna, Mercur, Venus, Mars, Jupiter, Saturn —⁷⁴⁾,

brachte das neue Dogma die 24fache Stundenreihe mit der 7fachen (Sol und Luna einschliessenden) Planetenreihe auf die Weise in numerische Verbindung dass, vom Saturn ab, je eine Stunde immer je einem der in ihrer obigen Folge 3 $\frac{1}{2}$ mal durchgezählten Gestirne, der ganze einzelne Tag aber dem Gestirne seiner ersten Stunde, als Herren (*κυρίῳ*) und Richter (*ἡγετοροφῶν*), zugeeignet⁷⁵⁾: und also aus Planeten und Stunden ein zwiefaches, 7 planetarische Tage und 7.24 planetarische Stunden enthaltendes Wochengewebe gebildet wurde, in dessen Herrschaft die sieben himmlischen Geister sich bald als Stunden-, bald als Tagesherrscher⁷⁶⁾ gleichmässig theilten; dessen Gesamtheit aber mit besonderer Verpersönlichung den Namen des *Κόσμος* oder des „Achten“ führte.⁷⁷⁾ Wie also dem Saturn, von dem ab gezählt wurde, die erste Stunde und der erste Tag, so gehörte der zweite Tag dem Gestirne der 25. Stunde, dem Sol; der dritte dem der 49., der Luna; der vierte dem der 73., dem Mars; der fünfte dem der 97., dem Mercur; der sechste dem der 121. dem Jupiter; der siebente dem der 145., der Venus: und erwuchs auf diese Weise, gegenüber der (theilweise) natürlichen himmlischen Folge der Gestirne, eine, durch Zahl und Berechnung gebundene, religiös - künstliche Folge der Gestirnstage, in der sich die 7 planetarischen Geister gleich-

⁷⁴⁾ Plin. H. N. II, 20, 8. Almagest IX, 1. Censorin. de N. D. 13: vgl. Cic. N. D. II, 20. Eine Abweichung von obiger Reihenfolge bildet nur die öfter vorkommende (Plat. Tim. pg. 38. C. Aristot. de mund. II, 392, 23. Achilles Tat. in Petavii Uranol. pg. 136.), auf die Erdentfernung bezügliche, Umstellung des Mercur und der Venus (weshalb auch, wie wir sehen werden, abwechselnd Hestia (Mercur) und Hera (Venus) als älteste Tochter des Kronos auftritt.).

⁷⁵⁾ Cassius Dio XXXVII, 17.

⁷⁶⁾ Die Stundenherrschaft des Planeten bezeichnete die spätere griechische Astrologie durch *πολεύειν*; die Tagesherrschaft durch *διέπειν*, (z. B. *τῆν β' ὥραν ἔχει πολεύει 4 διέπειον*) s. Paul. Alexandr. bei Ideler I, 179.

⁷⁷⁾ Xenokrat. bei Clem. Alex. Protr. V, 9, 56 pg. 58. *ἐπὶ μὲν θεοὺς εἶναι τοὺς πλανήτας νομίζουσι (οἱ Φοίνικες), ὄγδοον δὲ τὸν ἐξ αὐτῶν συνεστῶτα κόσμον.* Cic. N. D. I, 13. Deos enim octo esse dicit (Xenocrates): quinque eos qui in stellis vagis nominantur; unum qui ex omnibus sideribus quae infimo eunt coelo ex dispersis quasi membris simplex est putandus Deus: in welchen zwei Stellen sich freilich, offenbar durch Missverständnis des Cicero und Clemens, die doppelte Reihe und der doppelte Begriff der Gestirne und der Gestirnstage nicht gehörig unterschieden findet. Um das einfache Verständnis des hebdomadischen Mythos und der chronologischen Mythologie überhaupt zu verdunkeln und zu verwirren hat aber in alter und neuer Zeit gewiss nichts mehr beigetragen als, in Stellen wie die obige, die irrhümliche Deutung des Wortes *Κόσμος*, anstatt nach seinem ursprünglichen chronologischen Sinn „hebdomadische Reihe, Ordnung“, nach seinem späteren Pythagoräisch-philosophischen „Welt, Weltordnung“ (Humboldt K. I pg. 76): während doch auch bei Uebertragung von der irdischen auf die himmlische Reihe, in der bekannten Dreitheilung des Himmels in *Οὐρανός Κόσμος. Ὀλυμπος*, d. i. irdischer, planetarischer, siderischer Himmelskreis (Stob. I pg. 448), der *Κόσμος* noch seine richtige zweite Stelle einnimmt. Ueber die Etymologie des mit *Κάδμος* und $\square\tau\tau$ zusammenhängenden, Wortes s. u. IV.

sam auf den Berg des Vertrags, des Kithairon (s. VII.), als Wochengötter wiederbegegneten, und in der Himmlisches und Irdisches, Ewiges und Zeitliches sich noch besonders dadurch ausgeglichen und vereinbart fand dass der letzte, gleichsam an die Ewigkeit gränzende, Planet, als Vater der Zeit⁷⁸⁾, den Anfang der Zählung bildete. Nur darin glaubte man hinsichtlich dieses letzten Planeten seitens einer Anzahl Völker von der Regel jener Rechnung und Anordnung im Sinne der Gerechtigkeit selbst abweichen zu dürfen oder zu müssen, dass man den bürgerlichen Anfang der Woche nicht dem, durch den Anfang der Zählung schon hinlänglich geehrten, Saturn selbst, sondern dem so viel mächtigeren Gestirn der 25. Stunde, dem Sol, zueignete; dem Samstag aber dann wieder, als siebentem und letztem der irdischen Reihe, eine besondere, der himmlischen Stellung seines Planeten entsprechende abschliessende Heiligkeit zuerkannte, die zugleich dem chronologischen Hauptzug der Hebdomas, dem festen Geschlossensein, am treffendsten entsprach, und die, in Verbindung mit der dem Saturn zuerkannten Würde des Zählungsanfangs, diesen Wochengott nun — neben dem Achten — als den geheimnissvollen An- und Ausgang, als den zugleich wirkenden und ruhenden, schaffenden und gewordenen eigentlichen Urheber des hebdomadischen Kosmos erscheinen liess. Dieser zwielfache saturnale — entweder mit Saturn selbst oder aber mit Sol beginnende — 24stündige Wochenmodus aber war von den verschiedenen hebdomadischen Zählungs- und Ordnungsmoden jedenfalls der naturgemässeste und ursprünglichste, der uns deshalb auch bei den Völkern alter und neuer, asiatischer und europäischer Zeit als der vorherrschend gebräuchliche begegnet: und zwar mit saturnalem Anfang namentlich bei den meisten alten Völkern Vorderasiens, in Aegypten, Libyen und Italien; bei den Pythagoräern, und im Sanchuniathon; in Argos und bei den Epigonen⁷⁹⁾: mit solarem Anfang aber namentlich in der Mosaischen Zeitordnung und Welterschöpfung, sowie, von dieser ausgehend, in der ganzen späteren ost- und weströmischen Welt, als deren römisch-jüdisches Vermächtniss diese solare Saturnswoche noch heute bei den meisten, semitischen wie arischen, Völkern Asiens und Europas gebräuchlich ist; insbesondere auch bei uns Deutscheu, obwohl hier nur mit germanisirten Götternamen und wahrscheinlich nur im Anschluss an einen älteren, vorchristlichen Wochengebrauch⁸⁰⁾.

⁷⁸⁾ *χρόνου πατήρ* Orph. XI.

⁷⁹⁾ *Mon. Phoen.* I pg. 315. Cassius Dio l. l. *Lyd. de. mens.* II, 1. *Sanchan.* pg. 30. 38. — u. vgl. u. VIII. Auch der von Ideler (II, 183. 623.) erwähnte, von P. Joseph Fuchs (Abh. von den Wochentagen, Maynz 1773) beschriebene römische Wochenaltar zeigt, vermöge des zwischen Venus und Saturn stehenden Wochengenius, einen rein saturnalen Modus.

⁸⁰⁾ Darauf deutet die grosse Anzahl unserer, offenbar vorchristlichen, Wochenmärchen: und ganz besonders auch unsere uralte, die Woche in zwei Triemerien scheidende (s. u. 19. 22. 24.) wendisch-deutsche Mittwoche: Vgl. Ideler I, 178. II, 177. Grimm D. M. p. 111.

7. Sechszigstündiger lunarer und martial-lunarer Modus: sechs modale Unterschiede und Gegensätze.

Gleichfalls wol chaldäisch - babylonischen, aber gewiss erst späteren Ursprungs ist ein zweiter (oder, den solar-saturnalen besonders gerechnet, dritter) hebdomadischer Rechnungsmodus: der von einer anderen, $2\frac{1}{2}$ mal grösseren, Stundenzahl und zugleich von einem anderen, lunaren Zählungspunct ausgehende, 60stündige lunare: ein Modus der mit seiner, dem babylonischen Sexagesimalsystem angehörigen⁸¹⁾ Stundenzahl offenbar bereits auf ein 360tägiges Sonnenjahr (mit oder ohne Epagomenen) hinweist; und der zugleich mit seiner, vom Mond, als dem erdennächsten der 7 Gestirne, abzählenden Rechnung einen zwar scheinbar natürlicheren, in der That aber unangemesseneren, dem religiös-chronologischen Ausgleichungssystem der chaldäischen Woche widersprechenden Weg einschlägt, und zwar gewiss eben nur deshalb um auch mit der neuen Stundenzahl die frühere, durch den Gebrauch geheiligte Folge der Wochentage wiederherzustellen. Trotz dieses jüngeren Ursprungs und dieser religiösen Unangemessenheit jedoch, — trotz einer solchen, wie Amphiaraios - Kronos schildert⁸²⁾, von dem Mond, Tydeus - Lunus, angestifteten reich- und rechtverwirrenden Empörung gegen den heiligen letzten Planeten —, finden wir diesen lunaren Modus nicht nur bei Assyrern und Persern⁸³⁾, sondern auch (wie wir später mannigfach zu bemerken haben werden) bei den nordhellenischen Völkerschaften in zeitweilig vorherrschendem Gebrauch: theils wol wegen seines Zusammenhanges mit dem gleichzeitig eingeführten 360tägigen Jahr; theils aber auch weil er dem alten Monddienst mehr Rechnung trug und, neben dem Mond, zugleich die Sonne dadurch ehrte dass er die Hebdomas nur von Sol und Luna eingefasst, nur unter der cyklischen Doppelherrschaft dieser beiden grösseren Gestirne, ins Leben treten liess. Als ein weiterer Grund aber für die Bevorzugung des lunaren Modus insbesondere seitens jener kriegerischen (Gomerischen) Völkerschaften, bei denen die Hebdomas der Triemerie begegnete und aus denen die Urbewölkerung Nordgriechenlands grossentheils bestand, erscheint die von diesem Modus, nach dem Beispiel des solar-saturnalen, gebotene Gelegenheit, die Woche, anstatt mit dem Monde selbst, erst mit dem Planeten der 61. Stunde, — dem 5. der lunaren himmlischen Reihe — anzufangen, also mit demjenigen der wegen seiner blutrothen Farbe und feurigen Erscheinung schon frühe ein Sinnbild und gleichnamiges Abbild des Kriegsgottes geworden war und kraft dieser Bedeutung gerade in Theben, dem alten *Τεῖχος Ἀρεῖον*. und bei den kaukonischen Aresdienern der phrygischen Thebe und Sipylos einer vorherrschenden Verehrung genoss. Und so entstanden nun zwischen den genannten vier Planeten — Saturn, Sol, Luna, Mars — sechs — von dem Streit der

⁸¹⁾ Sir H. Rawlinson in G. R's Hdt. I, 243. Joh. Brandis Münz-, Maass- und Gewichtssystem: pg. 19. 596.

⁸²⁾ Aeschyl. Theb. 552 τὸν πύλεως ταρακττορα, Ἐριννύος κλητῆρα.

⁸³⁾ s. Sir H. Rawlinson l. l.

einzelnen Tage wohl zu unterscheidende — modale Widerstreite, die der mythische Verthatsächlichungstrieb, insbesondere in unserem thebanischen Mythos, nicht ermangelt hat als ebensoviele göttlich persönliche, zwischen den vier entsprechenden hebdomadischen Göttern oder Heroen stattfindende Nebenbuhlerschaften und Feindseligkeiten aufzufassen: und zwar mit besonderer Heftigkeit zwischen Saturnus und Lunus (z. B. Amphiaros und Tydeus, Akrisios und Proitos), zwischen Saturnus und Mars (z. B. Amphiaros und Polyneikes); und zwischen Mars und Lunus (z. Melanippus und Tydeus); während dagegen der dreifache Widerstreit mit Sol sich gewöhnlich — z. B. zwischen Lykurgos - Sol und Amphiaros-Saturn, zwischen Horus und Seth, Amphion und Zethos, Apollon und Herakles, Apollon und Poseidon — der Hoheit und Milde des Sonnengottes gemäss, auf mehr friedliche, gegenseitig nachgiebige Weise ausgeglichen zeigt.

18. Zweiundfunzigstündiger saturnaler Modus.

Neben dem ursprünglichen 24stündigen weist die phönikisch-hellenische Mythologie — und insbesondere der thebanische Mythos — noch einen zweiten dieselbe Folge der Tage ergebenden saturnalen Modus auf, einen 52stündigen: also einen Modus, der offenbar vor der Wochenzahl des Sonnenjahres entlehnt und wahrscheinlich — worauf auch der Auszug des Amphiaros hindeutet — zu dem Zwecke eingeführt wurde um den durch die sexagesimale Jahres- und Stundenrechnung verdrängten saturnalen Zählungsanfang vermittelt einer neuen, gleichfalls dem Sexagesimaljahr (nebst seinen Epagomenen) angehörigen Stundenzahl wiederherzustellen. Am genauesten ausgedrückt finden wir diese neue Stundenzahl in den 52 Idäischen Dactylen des Pherekydischen Mythos⁸⁴), nemlich 20 zur Rechten, *δεξιότις*, d. h. den südlich von Sonnenaufgang sich bewegenden Morgen- und Mittagsstunden (bis 3 p. m. u. Z.), und 32 zur Linken, *εὐωρίτις*, d. h. den nördlich liegenden Abend- und Nachtstunden: und erkennen diese Stunden-Dactylen dann auch in den 52 (50) aus Actäons Hunden verwandelten Telchinen wieder von deren thierischen Urbildern — nach einer prächtigen Verthätlichungsallegorie — der lichtschallsymbolische Heros Tageshirsch, auf Befehl der (heimlich belauschten) grossen Zeitgöttin, Stunde auf Stunde zu Tode gehetzt wird.⁸⁵) Den 52stündigen Wochenmodus selbst aber sehen wir, noch verflochten mit dem Ritus des Menschenopfers, bereits angedeutet in dem Mythos von den 50 (oder 52) Söhnen Lykaons, von denen Zeus 49, alle bis auf 1 oder 3 erschlägt⁸⁶): und sehen dieselbe Allegorie noch viel deutlicher ausgedrückt und mit

⁸⁴) Schol. Apollon. I, 1129 Plin. H. N. VII, 57 vgl. Lobeck Aglaoph. pg. 1160: u. s. 9.

⁸⁵) Eustath. pg 771, 59. Hygin. Fab. 181. Lobeck Aglaoph. 1180. Eine ähnliche Allegorie ist der von den Nachtstunden — Meleagers oder König Arthurs Gefährten — gejagte calydonische Eber oder Turch Truyth.

⁸⁶) Apollod. III, 8, 1, 2. Pausan. VIII, 3, 1. Dion. Hal I, 11, 13. Das ursprüngliche Märchen wird — in Uebereinstimmung mit dem Kadmeionenmärchen der Ilias (IV, 370) — folgendermassen gelautet haben; Zeus — Zeus-Kronos, der hier zugleich den ersten Wochen-

einer anderen horologischen Neuerung, dem nächtlichen Anfang der Stunden-zählung, verflochten in dem bekannten Danaidenmärchen⁸⁷), das mit Belos-Saturn als dem Vater des Danaos und Aegyptos, und mit Amphiaraios-Saturn, als dem Sohne Hypermnestras, auch genealogisch; mit den Telchinen und der Insel Rhodos, wo die Danaiden gelandet sein sollen⁸⁸), und wo ihre Bildsäulen standen, wenigstens topographisch zūsammenhängt. Indem dieses Märchen die religionsgeschichtliche Verdrängung der (babylonischen) morgendlichen Stunden-zählung durch die (phönikische) abendliche⁸⁹), als eine, auf den Geschlechtsunterschied von Tag und Nacht bezügliche, Ermordung der 52 Bräutigame durch die ihnen zugeloosten 52 Bräute darstellt, sucht es zugleich, vermittelt der ermordeten 49 und geretteten 3, wieder jene, schon im Lykaonidenmärchen angedeutete, — am umständlichsten in dem Homerischen Kadmeionenmärchen (II. IV, 370. s. u. VIII) erzählte — hebdomadische Division, 57^2 zu allegorisiren, für deren schwierigen Begriff die Allegorie eben kein besseres Gleichniss fand, als — ausser dem des Verschlingens und Wiederausspeiens — das Gleichniss des Tödtens und Uebriglassens, nebst dem, in dem Kadmeionenmärchen genannten, des Hinterhaltes (*λόγος*): — einer Division, deren so mannigfach wiederkehrende 49 uns eben für den Gebrauch des 52stündigen Wochenmodus einen Hauptbeweis liefert. Die Danaidinnen aber sehen wir ihre allegorische Bedeutung schliesslich noch

tag und die Zahl 7 vertritt — kommt nächtig einzukehren bei Lykaon und seinen Söhnen — den 52 Tagesstunden —: hier wird ihm (vermittelt der Menschenopfertleisches) eine Falle (*λόγος*) — eben die Division — gestellt, zufolge deren er nun 49 Söhne erschlägt und nur 3 — die 3 Stunden kraft deren der zweite Wochentag auf den Sol fällt — am Leben lässt. Ueber die 50 st. 52 s. die folg. Anm. — Die 22 Söhne bei Dion. Hal. bedeuten wohl die, den *Λακύναιος δεξίαιος* des Pherekydes entsprechenden, Morgen- und Mittagsstunden.

⁸⁷) Apollod. II, 1, 5. Pausan. II, 19, 3; 37, 2. Hygin. Fab. 168. Pind. Nem. X, 6, Schol. Pind. Pyth. IX, 119. Eustath. in Dionys. Perieg. 805. Dass die hier — sowie auch in dem Kadmeionenmärchen bei Homer — genannte 50 irrthümlich — theils als runde Zahl, theils mit Bezug auf das ursprüngliche Wochenjahr — statt 52 steht, erweist sich zunächst schon aus der Zweizahl der beiden nicht verloosten, sondern freiwählenden und desshalb auch nicht besonders erwähnten Töchter Hypermnestra und Gorgophone — sowie der der beiden Anführer des Lochos, Maion und Polyphontes —; dann aber auch aus dem untrennbaren Zusammenhang beider Märchen mit dem thebanischen Mythos und mit dem demselben zu Grunde liegenden 52stündigen Wochenmodus, während der 50stündige nur, als ein unregelmässiger, die himmlische Folge der Gestirne wiederholt. Als nicht-mordende Bräute, ausser Hypermnestra werden bei dem Pindarischen Schol. und bei Eustath. Amymone und Bebyrke genannt: als gerettete Bräutigame, ausser Lynkens, noch Proteus und Enkelados.

⁸⁸) Strab. pg. 654. 655.

⁸⁹) Die morgendliche vom Aufgang zu Aufgang (inter duos solis occasus) rechnende Stunden-zählung war die altbabylonische und ägyptische (Plin. II. N. II, 79. Censorin. N. D. cap. 23); die (schon in der Genesis angedeutete, bei Arabern, Türken und Italienern noch heute gebräuchliche) abendliche (inter duos occasus) die phönikische und — seit Danaos — griechische (Isidor. v. 30; Serv. Aen. V, 738 Lyd. de mens. pg. 13. Ideler I 80,100. II 454. 559.): so dass hier, in Griechenland, *Νύκτινος* noch abwechselnd als ältester und jüngster der Lykaons-söhne aufgeführt wird; später aber Kastor immer dem Polydeukes vorangeht. Die Allegorie einer umgekehrten Verdrängung als der durch die Danaiden, nemlich der abendlichen Zählung durch die morgendliche, liegt vermuthlich dem Esau-Israelmärchen von der vertauschten Erstgeburt zu Grunde.

dadurch rechtfertigen, dass sie — wol mit besonderer Bezugnahme, auf die Erfindung der *κλειψύδραι* — in der Unterwelt fortwährend beschäftigt sind die ewig rinnende Zeit in ihre ewig auslaufenden Gefässe zu füllen; und dass sie ebendesshalb wol auch in Argos — zugleich mit Bezugnahme auf die culturhistorische Wirksamkeit der Hebdomas — als Göttinnen der Brunnen und der Bewässerung einer fortwährenden Verehrung genossen.⁹⁰⁾

19. Unregelmässige Moden.

Unregelmässige hebdomadische Moden nennen wir solche bei denen sich durch die von den obigen 3 Moden abweichende Annahme bald einer anderen Planetenzahl oder Planetenordnung, bald einer anderen Stundenzahl, bald auch nur einer anderen, umgekehrten Verbindung von Stundenzahl und Planetenordnung, eine von der gewöhnlichen Folge der Wochentage verschiedene ergibt: und führen als die bemerkenswerthesten dieser, für die Entwicklungsgeschichte der Hebdomas bedeutsamen und insbesondere auch in die Erklärung unseres thebanischen Mythos mannigfach eingreifenden, unregelmässigen Moden die folgenden auf:

1) Ein umgekehrt verbundener 60stündiger saturnaler und 24stündiger lunarer Modus; jedweder mit einer den regelmässigen Modus umkehrenden Tagesfolge: nemlich der erstere (60stündige saturnale):

Saturn, Venus, Jupiter, Mercur, Mars, Luna, Sol;

und der andere (24stündige lunare)

Luna, Sol, Saturn, Venus, Jupiter, Mercur, Mars:

den ersteren welcher beiden Moden wir z. B., offenbar aus architektonischem Grunde, bei der, mit 7 planetenfarbigen Ringmauern rückwärts zum Sol aufsteigenden, Anlage der medischen Stadt Egbatana angewendet sehen, und zwar, wie Herodot ausdrücklich bemerkt, als einen vom König Dejokes ersonnenen neuen *κόσμον*.⁹¹⁾:

2) Ein 50stündiger saturnaler oder lunarer Modus: mit je einer die himmlische Ordnung der Gestirne wiederholenden Folge:

Saturn, Jupiter, Mars, Sol, Venus, Mercur, Luna;

Luna, Mercur, Venus, Sol, Mars, Jupiter, Saturn:

nach dem ersten, welcher zwei Moden wie z. B., gleichfalls aus architectonisch-sinnbildlichem Grunde, die 8 Stockwerke des Babylonischen Borsippathurms aufsteigend gemalt sehen⁹²⁾; nach dem zweiten die 7 Thore von Theben bei Nonnos geordnet finden⁹³⁾ (nach beiden, nur mit Auslassung Sols und Eintretung Lunas statt seiner, die 6 Olympischen Geschwister, erst lunarisch vor, dann saturnalisch nach der Verschlingung zum Vorschein kommen sehen, s. u. 22. III):

⁹⁰⁾ Hygin. Fab. 168. Ovid. Meta IV. 462. — Strab. pg. 371.

⁹¹⁾ Hdt. I, 98. *οικοδομηθέντιον δὲ πάντων κόσμον τόνδε Διήκοης προΐως ἔστιν ὁ κατασιγήμενος*: — vgl. u. 26.

⁹²⁾ Sir H. Rawlinson zu Hdt. I, 181 in G. R's. Hdt. I, 242. II, 573 vgl. u. 26.

⁹³⁾ Nonnus D. V, 664—682.

3) Ein 12 stündiger saturnaler oder lunarer Modus, $1\frac{2}{7}$; mit der doppelten Folge:

Saturn, Mercur, Sol, Jupiter, Luna, Venus, Mars;

Luna, Jupiter, Sol, Mercur, Saturn, Mars, Venus;

nach dem letzteren, welcher Moden wir z. B. die von Tydeus ermordeten 7 Söhne des Melas (s. u. VIII); nach dem ersteren die thebanischen Alkiden (des Herakles und der Megara Kinder, s. u. 22); und, mit Uebergang Sols und Lunas, die 5 Sparten der Kadmossage (s. 22 und IV) aufgeführt finden:

4) Ein, mit wirklichem Ausschluss Sols und Lunas, nur die 5 Planeten in Rechnung bringender, rein-planetarischer Modus und zwar, zunächst, 24 stündig $2\frac{3}{4}$, mit der doppelten Folge:

(Sol, Luna) Saturn, Mercur, Venus, Mars, Jupiter;

(Luna, Sol) Mercur, Saturn, Jupiter, Mars, Venus:

nach der ersteren welcher Folgen: wir z. B. die 5 Titanen der Imbrischen Inschrift (*Κοῖος*-Saturn, *Κοῖος*-Mercur, *Υπερίων*-Venus, *Ἰαπειός*-Mars, *Κρόνος*-Jupiter s. u. 22); und, in umgekehrter Stellung, die 5 Epagomenen im Rundbild von Dendera und bei Plutarch geordnet sehen:⁹⁴⁾

5) Derselbe reinplanetarische Modus, 12 stündig, $1\frac{2}{5}$:

(Sol, Luna) Saturn, Mars, Mercur, Jupiter, Venus;

(Luna, Sol) Mercur, Mars, Saturn, Venus, Jupiter:

nach der letzteren welcher zwei Folgen sich z. B. die 5 Thebanischen Alkiden ordnen; und ebenso — nur mit ritualer Vorausstellung des, zugleich als *Ἡρακλείης* auftretenden, *Ἡρακλῆς*-Mars, — die 5 Idäischen Dactylen — *Ἡρακλῆς*-Mars, *Ἡαιωναῖος*-Mercur, *Ἐπιμηθεύς*-Saturn, *Ἰδαῖος*-Lucifer, *Ἰάσιος*-Jupiter — ihren Wettlauf zu Olympia aufführen (s. u.):

Endlich 6) ein nur die 3 helleren und mächtigeren Planeten (Jupiter, Venus, Mars) umfassender, von einem der beiden andern Planeten zuweilen festtäglich begleiteten, Halbwochenmodus, der, vermittelt zwei solcher durch eine festtägliche Mittwoch geschiedenen und ergänzten Halbwochen, von der alten Triemerie zu der neuen Hebdomas den Uebergang bildete⁹⁵⁾; und den wir z. B. in der auf altägyptischen Denkmälern öfter wiederkehrenden Trias Harka - Jupiter, Hartu - Venus und Hartos - Mars, nebst einem entfernter stehenden Seb-Saturn, angedeutet sehen⁹⁶⁾, und in der Alkidischen

⁹⁴⁾ Rosellini M. d. C. trv. 71—73. cf. Biot Année Vague pl. I) Leps. Chron. pg. 86 vgl. Plut. Is. 12: *Ἰάσιος*-Jupiter; *Ἀρούρητος*-Mars; *Τυφώρ*-Lucifer; *Ἰαίς*-Vesta-Mercur; *Νέφθους*-Saturn: statt welcher (ungewöhnlicheren) Namengleichung (s. 23) die gewöhnlichere; *Τυφώρ*-Mercur und *Ἰαίς*-Venus sich durch die (Anm. 74 erwähnte) Umstellung beider Planeten erklären würde.

⁹⁵⁾ Das Vorhandensein einer solchen 3 oder 4tägigen Halbwoche — wie dieselbe bei vielen Völkern Westafrikas noch heute gebräuchlich ist — in der altgriechischen Chronologie nicht bestimmt genug erkannt und, neben dem *Ἐννεήμαρ*, als ein Hauptvorstufe der Hebdomas bezeichnet zu haben, war eine Ungenauigkeit des ersten Capitels (13 u. 14), die der Leser unseren auf einem so dunklen Gebiete nur sehr allmählich vorschreitenden Studium zu gute halten möge

⁹⁶⁾ Lepsius, Chronol. pg. 89.

Trias *Θηρίμαχος* - Lucifer, *Κροοντιάδης* Jupiter, *Αηϊοζόων* - Mars nebst einem hinzukommenden *᾽Οφίτης* Mercur (s. u.) wiedererkennen.

20. Historisch-geographisches Verhältniss der chaldäischen Woche: ihr Name, Ursprung und Alter und ihre Verbreitung, besonders in Phönikien, Aegypten, Italien und Griechenland.

Der von uns der Hedomas beigelegte chaldäische Name und Ursprung lässt sich zwar, bei der Vorgeschichtlichkeit dieses Ursprungs, nicht auf unmittelbare Zeugnisse gründen; wohl aber auf eine, verschiedenen religionsgeschichtlichen Thatsachen und Angaben zu entnehmende, höchst wahrscheinliche Schlussfolge. Eine so uralte, über alle turanisch-arisch-semitischen Völker des Erdkreises (einschliesslich der Sinesen und Peruaner⁹⁷) verbreitete, — nicht minder (wie wir sehen werden) durch altkeltische, medisch-persische, bactrisch-indische und pelasgisch-griechische als durch hebräische, altbabylonische, ägyptische und phönikische Einrichtungen, Bauwerke und Göttersysteme bezeugte, — religiös-astronomische Lehre kann, scheint es, nirgend anderswo entsprungen sein als bei jener wegen ihrer astronomischen Weisheit und Wissenschaft berühmten Priesterkaste des altbabylonischen Weltreiches, von der, wie Josephus berichtet und wie auch Ideler und Movers annehmen, sowohl Aegypten als Phönikien die Astronomie zuerst erlernten⁹⁸) und die auch später für ein bedeutsames, obwohl allmählich entartetes Ueberbleibsel und Vermächtniss der alten Hebdomas, für die planetarische Astrologie, im ganzen Alterthum als die Urheberin gegolten hat⁹⁹). Dem von Cassius Dio (s. oben) angenommene und auch, scheint es, von Herodot, Diodor und Eusebius vorausgesetzten¹⁰⁰) ägyptischen Ursprung der Hebdomas widerspricht zunächst schon ihre weite Verbreitung und der Gang der alten Religions- und Culturgeschichte überhaupt: dann aber besonders der an verschiedene altägyptischen Göttern haften gebliebene, ihre Vereinbarung mit dem „Achten“ bezeichnende, phönikisch-chaldäische Beiname Smu, Smun, Esmun, Osmun¹⁰¹): während andererseits eben dieser Name, in Verbindung mit dem Achtgötterkreis und mit einer Reihe andrer nicht minder deutlicher religionsgeschicht-

⁹⁷) Ideler I, 88.

⁹⁸) Joseph, A. J. I. 8. Ideler, I, 199. *Mon. Phön.* I, 162. Der, offenbar mit dem Chalad (*Χαλδαος* - *Ιαώ*) zusammenhängende Name der priesterlichen Chaldäer scheint später auch von einem, wol stammverwandten (Gomerischen), kriegerischen Volke, den Casdjm, angenommen worden zu sein.

⁹⁹) Plut. *Is.* 48. *Jamblich. de myster.* I, 17. *Philo de migrat. Abrah.* p. 415, D.

¹⁰⁰) *Hdt.* II, 82. *καὶ τὰδε ἄλλα Αἰγυπτίοισιν ἔστιν ἐξευρημένα, μείς τε καὶ ἡμέρη ἐξάστη θεῶν ὅτιεν ἔσσι.* *Diod.* I 28. 81. *Euseb. Praep. Ev.* I. pg. 27.

¹⁰¹) *Plut.* *Is.* 62: *Σὴδ καὶ Σμὺ ὀνομάζεται.* Thot als Herr von Smun oder Sczsen (d. i. 8) bei Rosell. *M. d. C. X.* 2. *Bunsen Egypt.* I, 406: und deshalb auch für Hermopolis magna der coptische Name Smun-snu d. i. die (wol eine Doppelwoche bedeutenden) beiden Smun heute Aschmunaim, Champollion l'Eg. s. l. *Ph.* II, 124. 292.

licher Merkmale und Zeugnisse¹⁰²⁾, eine der Decade in Aegypten vorweggehende Herrschaft der chaldäischen Hebdomas ausser Zweifel stellet. Und da nun die Decadenrechnung das 360 (+ 5)tägige Jahr voraussetzet, dieses aber, wegen seines Zusammenhanges mit der grossen 1461jährigen Sothisperiode oder, wol genauer, mit der 1505jährigen Phönixperiode in Aegypten schon sehr frühe — nach Ideler 1322 oder 2782, nach Biot 1780, nach Lepsius 3282 Jahr a. C. — eingeführt worden sein muss¹⁰³⁾, so bieten diese Zahlen, in Verbindung mit der (freilich wol erst noch sicherer zu begründenden) chronologischen Monumentenkunde, einen ungefähren Anhalt für die Zeit während deren — etwa 2500—1700 a. C. — die chaldäische Woche, zwischen dem freien Sonnenmondjahr und gebundenen Sonnenjahr, und jedenfalls noch längere Zeit im vordecadischen Ausgleich mit dem letzteren¹⁰⁴⁾ am Nil als Achtgötterkreis geherrscht haben mag. Dieser Zeitraum aber, der Zeitraum des altbabylonischen Weltreichs und dessen mannigfacher grosser Eroberungskriege und Völkerbewegungen, erscheint auch für die allgemeine weite Verbreitung der Hebdomas als der geeignetste, und erklärt uns wie dieselbe sich, trotz ihrer Künstlichkeit, allen alten Religionen — am Oxus, Indus und Tiber wie am Euphrat und Nil, und am Atlas und Kaukasus, wie am Libanon und Kithäron — noch in der Flüssigkeit ihres ersten Werdens als ein so wesentliches, gleichsam anthropologisch-natürliches Element hat einprägen können; — wie sie es, noch vor der grossen Trennung der Rassen und Sprachen, vermocht hat ihren magischen Hormos in die ersten entspringenden Fäden des gemeinsamen religiösen Bewusstseins zu verschlingen. Und nur aus einer solchen ethnologischen Vorgeschichtlichkeit der Hebdomas erklärt sich dann auch jene (öfter besprochene) fast allen Völkern gemeinsame Heiligkeit der Sieben- und zugleich Achtzahl, die gewiss nicht aus der ungefähren Frist eines Mondwechsels hat entspringen können, sondern für die es im Himmel und auf Erden eben keinen anderen Ursprung giebt als den chaldäisch-hebdomadischen; als den Begriff und Ritus dieser neuen festen arithmetisch-geheimnissvollen Zeiteintheilung, von deren heiliger Gebundenheit und Geschlossenheit das Zahlwort Sieben selbst in den meisten — semitisch-

¹⁰²⁾ namentlich: die fortdauernde Heiligkeit der 7 und 8; die fortdauernde Tages- und Stundenherrschaft der Planeten als *ἡαβδοογῶροι*; die göttliche Verpersönlichung der Epagomenen; die planetarische Farbensymbolik (s. 25), und viele (später zu berichtende), einzle Göttermythen, namentlich von Kham, Amun, Seth, Sev, Thot, Osiris.

¹⁰³⁾ Ideler I, 131. Biot *Année vague* pg. 57. Lepsius. Chron. pg. 211. (Das von Ideler angenommene Jahr (1322 oder 2782) ist das wo der 1 Thot zum letzten- oder vorletzten mal mit dem Frühaufgang des Sirius: das von Biot (1780), wo nur die Sommerwende; das von Lepsius (3282), wo sowohl Sommerwende als Sothisaufgang auf den 1 Pachon fiel.)

¹⁰⁴⁾ Vermuthlich (s. u. VI und VIII) vermittelt des Gebrauchs der 15tägigen, einen festlichen Esmunstag einschliessenden Doppelwoche, die, zu 24, ein 360tägiges Jahr bildete, und auf deren Gebrauch schon jener (obenerwähnte) der Hermopolis magna beigelegte Name Smun-snau (Doppel-Smun) hinweist. Daher wol auch im Fries von Edfu (Lepsius. Chron. pg. 96) die auf 14 Stufen zum Mond aufsteigenden 14 Götter: so wie in den thebanischen Königsgräbern (Denkm. III, 257) die 24 Felder der Jahresdeckenbilder.

turanisch-arischen — Sprachen seine, ursprünglich selbst Woche bedeutende, Bezeichnung hergenommen zu haben scheint¹⁰⁵).

Werfen wir aber nun von Babylon ausgehend, einen Blick auf die mannigfachen Verbreitungsströme dieser heiligen Hebdomas oder Ogdoas, so erkennen wir zuerst einen grossen gegen NO gerichteten über Medien, Bactrien bis ins Land der Seres und bis in den vierten Welttheil ausgegossenen Verbreitungsstrom, den wir aber wol weniger auf den äusserlichen Umstand altassyrischer Eroberungen als vielmehr auf einen mehr innerlichen, dem babylonischen Weltreich selbst zu Grunde liegenden (Gomerisch-assyrischen, Zoroastrisch-chaldäischen) Völkerzusammenhang zurückzuführen haben. Und eine weitere Wirkung dieses Zusammenhanges haben wir dann wol auch in der mannigfachen, zumeist kriegerischen Verbreitung zu erkennen die die Hebdomas in westlicher und südwestlicher Richtung: theils durch turanisch-arische Völker über Westasien und Osteuropa; theils durch skythische-semi-tisch-arische, über Aegypten, Aethiopien, Indien, Libyen und Iberien erfahren, und jenen nördlichen Verbreitungsstrom namentlich an die mythischsten Wanderungen des Aeneas und Odysseus, diesen südlichen an die des Seth und Saturnus, Ilos und Itanos, Belos und Rhamas geknüpft hat.¹⁰⁶). Ihre hauptsächlichste Ausbreitung in dieser letzteren, südwestlichen Richtung jedoch verdankte die Hebdomas jedenfalls den Phönikiern, diesem mit dem assyrischen Chaldäerthum ethnologisch wie sprachlich unmittelbar zusammenhängenden Handels- und Wandelsvolke, das schon für Aegypten der Hauptvermittler der Hebdomas geworden war, und das nun mit seinen, namentlich von Byblos und Berythos, Sidon und Tyrus ausgehenden, an die mythischen Namen der Dido — Astarte, des Hercules Tyrius und des Kadmos und der Europa geknüpften hundertfältigen Colonien das neue Dogma und Gesetz, in Gestalt achtstöckiger Thürme, siebenthoriger Burgen und Städte, auf allen Inseln und Küsten des Mittelmeeres aufrichtete und verkündete¹⁰⁷). Und dieser Jahrhunderte lang fortwachsende — den Namen und Begriff der Europa bis weit nordwärts über die Säulen des Hercules hinaustragende, — Strom phönikischer Niederlassungen und Eroberungen hat dann auch wol wesentlich mitgewirkt, um im äussersten europäischen Westen, seitens jener früheren — iberischen, tyrrhenischen, keltischen — Völkerzüge eine gewisse allmähliche Rückströmung

¹⁰⁵) Die gemeinsame Wurzel daraus in allen grossen Sprachenfamilien (einschliesslich der sinesischen) das Zahlwort 7 — zuweilen auch 8 — seinen Ursprung geschöpft hat, ist die (durch Schluss der Zähne, nebst Lippen- oder Gaumenschluss, nachahmende) γ 's, sp, sm, sn, st, sc, sne einschliessen, binden, segnen, heiligen (schwören) — hebr. שבע, sanskr. sap, çap, çam, ägypt. sev. (sevti septum) latein. saepire, sancire, $\epsilon\pi\epsilon\iota\upsilon$, $\sigma\epsilon\beta\epsilon\sigma\theta\alpha\iota$ —: und zu den bekannten Belegen für das aus dieser γ stammende Zahlwort selbst fügen wir noch das sin. ssi, ägypt. saf-ch 7, sesen 8, syrjän. sizim 7, finn. seitsemän, ir. seachd, bask. saspi, 7, — sowie das oben erwähnte chaldäische sm, smn, smjn, smun 8.

¹⁰⁶) $\text{כ}^{\text{ח}}\text{ר}^{\text{ח}}\text{ב}$ Baal Rham, s. Gesen. Monum. Numid. VIII, pg. 453: Hesych. Ράμας , ἑψιστις ἑρώς : vgl. das ägypt. ram hoch.

¹⁰⁷) Movers Phoen. Col. (2 A) 65–125.

gegen Osten zu veranlassen, die, in ihrer aus asiatischem, africanischem und atlantischem Himmel gemischten Färbung, für die älteste Culturgeschichte des mittleren Europa eines der bedeutsamsten Ereignisse geworden ist und deren Wirkungen wir namentlich auch in der Geschichte der italischen und römischen Hebdomas wahrnehmen zu können glauben. Die schöne Saturnia Tellus — die nicht nur diesen, sondern auch wol den Namen Italia selbst einem Saturnus Italus (= Itanos) zu verdanken hat — weist mit ihren ältesten Völker-, Götter- und Heroengeschichten auf eine dreifache, jener südlichen und nördlichen Strömung sowie westlichen Rückströmung entsprechende, Herkunft hin: eine südliche, ägypto-libysche, geknüpft an die ethnologisch-religionsgeschichtlichen Namen des Seth-Saturnus, Bel-itanos, Bel Ramas, der Siculi (? Apuli, Messapii, Japyges); eine nördliche, epirisch-illyrische, über das obere Meer, geknüpft an die Namen des Aeneas, Ascanius, Idaeus-Titias, der tyrrhenischen Pelasger, Borigines (*Βορίγγες*) Quirites (*Κοιριτίτες*) und Sabini¹⁰⁸): und drittens, eine westliche, über das untere Meer, durch Lucumo Tarquin und die westlichen Tyrrhener (sowie später die Umbri und Galli). Und während zu diesen drei Wegen und ethnologischen Gegensätzen die altrömischen Ramnes, Titias und Luceres sich sofort als eine unwillkürliche Parallele darbieten, und die dreifache Roma auch ethnologisch als einen Mittelpunkt Italiens — und der alten Welt — erscheinen lassen: lässt sich diese Trias dann vielleicht auch religionsgeschichtlich mit dem Septimontium in Einklang setzen und sich, zu einer Hebdomas verbunden und vergeschichtlicht, in der saturnalen Woche der 7 Königsnamen wiedererkennen¹⁰⁹). — Gleichfalls auf einem drei-

¹⁰⁸) Die Geschichte der von Aeneas nach Italien gebrachten *ἑρὰ τῶν μεγάλων Θεῶν*, d. i. wie wir sehen werden, der Kabirischen Wochenmysterien, erzählt Dion. H. A. I 68: und die des Idäischen (hebdomadischen) Dactylen Titias, Schol. Apollon. I, 1126 (vgl. über die Gens Titia und deren Schutzgott Titinus Fest. s. v. Mutinus): dass aber die (auch von Lykophon so genannten) Borigines — deren anlautendes a gewiss nichts ist als (wie in A-penn-inus A-miternum u. v. a. W.) ein verstärkender Wurzelanlaut — kein autochthones Volk gewesen, erhellet ebenso sehr aus ihrem erobrenden Auftreten bei Dionysius und Varro als aus der grammatischen Unzulässigkeit der gewöhnlichen Erklärung.

¹⁰⁹) 1. Romulus: ein siculisch-lateinischer (wol mit einem älteren Namen der Stadt — s. u. 23 — in Einklang gesetzter) Ramas-Saturn:

2) Numa: doch wol (wie schon früher vermuthet) das ägyptische „Nev-Ma“ Herr der Gerechtigkeit und Wahrheit, ein gewöhnlicher Beiname des Phtha und Rha-Sol:

3) Tullus Hostilius: ein aus einem phrygisch-turanischer Mondnamen (syrtjän. tölvis mensis) und lateinisch-sabinischen Hostilius = Hastilius von (hasta = curis) zusammengesetzter Lunus Quirinus:

4) Ancus Martius: ein gleichfalls Quiritischer Marsdiener:

5) Tarquinius Priscus und

7) Tarquinius Superbus: zwei zusammengehörige tyrrhenische Namen für die beiden Morgenabendsterne, jener für den sonnennäheren älteren (vgl. den *ἑσπέριος παλαιός*, priscus) Mercur; dieser, für den jüngeren, übermüthigen (*ἐκρηγήνωρ*) Lucifer (s. u. 22. 23): während ich 6) den Servius Tullius als Jupiter vorläufig freilich nur als eine lateinische Umlautung des etruskischen Helvius d. i. Rothgelb, (Corssen II, 23) der Farbe der Planeten (s. u. 26), — vgl. sanskr. haris fahl, lateinisch serenus, und die albanische Gens Silvia, sowie zu Tullius das finn. tul Feuer — zu rechtfertigen wüsste.

fachen Wege aber lässt sich dann auch die Einwanderung der chaldäischen Woche in Griechenland verfolgen: und zwar so, dass wir hier nur wenigen Spuren einer Rückströmung von Westen; dagegen aber sehr vielen und deutlichen eines, in Italien kaum bemerkbaren, unmittelbaren phönikischen Einwanderungselementes begegnen: und dass wir zugleich, kraft der so viel reicheren Entwicklung und soviel schärferen ethnologischen Sonderung der griechischen Mythologie überhaupt, in jeder der drei Einwanderungen sofort, trotz aller Kreuzung und Verflechtung, doch die deutliche Grundlage eines gesonderten grossen hebdomadischen Mythenkreises unterscheiden können. Vorzugsweise culturhistorischen Inhalts ist der Mythenkreis der ältesten Einwanderung, die sich, vermitteltst phönikisch-ägyptischer, semitisch-turanischer Colonien, — nebst der arischen der Danaer, (Achäer)¹¹⁰⁾ — von Aegypten aus über Kreta, Peloponnesos, Böotien und Attica ergossen hat, und als deren fast ausschliesslicher Vertreter uns, unter den verschiedenen — alle noch etymologisch durchsichtigen (s. u. u. vgl. III) — Namen eines *Ἴτανος*, *Ἴτανος* Minos, Minyas, Olen, Olympos, Onkos, Ogygos, Kekrops, Pandion, Melampus, Danaos, der alte Wochengott Belitan, — nebst einer *Ἀθήνη Ἴταρία* oder *Ἵγχα* — selbst begegnet. Mehr kriegerisch-ritualisch dagegen, zwischen der alten Gomerischen Triemerie und der neuen chaldäischen Hebdomas mancherlei Uebergänge bildend, ist der Mythenkreis der zweiten — phrygisch-thrakischen und tyrrhenisch-pelasgischen — Einwanderung, die von Kleinasien aus, theils über den Archipelagos und die Inseln nach Argos und Achaja, theils über Thrakien nach Thessalien, Aetolien, Böotien vorgedrungen, und deren hebdomadische Wirksamkeit sich vorzugsweise an die (vielbesprochenen) genossenschaftlichen Namen der Telechinen, Iliaden, Titanen, Sparten, Kureten, Korybanten und Idäischen Daktylen, ausserdem aber auch an die Einzelnamen des *Ἴλος*, Akrisios, Kronos, Pelops, Pelasgos und der *Ἰδα-Πέα* geknüpft findet. Und am reinsten dogmatisch, endlich, ist der dritte, phönikische, vorzugsweise an die Namen der Kabeiren, des Kadmos, Kadmilos und der Europa-Harmonia, des Orpheus und Zagreus, geknüpfte, Mythenkreis, der, von Phönikien und Kilikien aus, zunächst die schiffahrtlichen Colonisirungen der Inseln Kypros, Kreta, Rhodos, Lemnos, Samothrake, Thasos; dann, von dort zu Lande, über Thrakien und Thessalien, die Niederlassungen in Böotien und Elis begleitet, und dessen mit dem ägyptischen und phrygischen Kreise sich mannigfach verschlingende Allegorien und Sagen in der Gesamtmithologie der altgriechischen Hebdomas jedenfalls den zusammenhängendsten und deutlichsten Bestandtheil bilden. Und wesentlich vermehrt wird diese Deutlichkeit noch durch eine griechisch-phönikische Urkunde, von der wir zwar nur, aus Mittheilungen bei Porphyrias, Eusebius, Johannes Lydus und Photius, eine Anzahl unzusammenhängender, verschiedenen Schriften des Philon Herennius und des Damascius entnommener Bruchstücke besitzen, die

¹¹⁰⁾ ? vielleicht über Aegypten von Indien aus: vgl. Hdt. II, 92.

aber doch hinsichtlich ihrer ursprünglichen Echtheit und — reconstructiv-kritischen — Benutzbarkeit durch innere und äussere Gründe für gesichert gelten darf¹¹¹⁾: nemlich die unter dem Namen eines „gesammelten Säulengesetzes“ uns bruchstückweise mitgetheilte Urkunde des Sanchuniath (*Σαρχουνιάθου*¹¹²⁾. Mit der hohen Alterthümlichkeit dieses, dem Hepta- oder Octateuch der phönikischen Tempelsäuleninschriften entlehnten Namens steht der eigenthümliche allegorische Styl der Bruchstücke, ihr theilweise aus Homer, Hesiod, Antimachus und den Orphikern, theilweise aus Berosos und dem alten Testament zu belegender Inhalt keineswegs im Widerspruch: und bewährt seine Echtheit dann auch im Vergleich mit allen übrigen seit jener drei altgriechischen Kreise uns überlieferten hebdomadischen Mythen, Riten, und Dogmen, deren Dunkelheiten das Sanchuniath erläutert, ihre Abgebrochenheiten ergänzt und uns für Herstellung einer vergleichenden altgriechischen Mythologie der Hebdomas den sichersten Ausgangspunct bietet.

21. Allgemeine genetische Grundzüge der phönikisch-hellenischen Wochenmythologie.

„Die Phönikier halten die Planeten — d. h. die die 7 Wochentage regelnden Gestirne — für 7 Götter und für den 8ten den aus ihnen — d. h. aus den 7 Wochentagen — zusammengesetzten Kosmos“ —: dieser bereits angeführte Satz des Karthagers Xenokrates bezeichnet, kurz ausgedrückt, den Hauptgedanken der exoterischen Glaubenslehre kraft deren die chaldäische Woche sich der bildlich-religiösen Erkenntniss der alten Welt angepasst und verständlich gemacht hat. Eben wie die Menschheit die göttlichen Begriffe des Tages und der Nacht, des Jahres und Monats mit den zwei neben einander wandelnden und wechselnden himmlischen Bildern Sols und Lunas zu vereinbaren sich gewöhnt, und, neben ihnen wol auch bereits angefangen hatte die fünf einzelnen Planeten — den sonnengleich blitzenden Phosphoros-Hesperos, den heiter fortleuchtender Jupiter, den feurigen, blutrothen Mars, den geheimnissvollen sonnenfernsten Saturn und den geheimnissvollen sonnennächsten Morgenabendstern Mercur — als Abbilder gewisser, je ihrer Erscheinung entsprechender, göttlicher Begriffe anzubeten: sollte sie sich nun auch gewöhnen Sonne, Mond und Planeten als gemeinsame Götter, als zusammengehörige, täglich und stündlich sich ablösende göttliche Heroen und Diener eines einigen Gesetzes und Zweckes zu begreifen: und sollte zugleich lernen dem persönlichen Begriffe dieses Gesetzes und Zweckes selbst auch ohne himmlisches Abbild eine übersinnliche Verehrung zu widmen. Dieser letzte Theil der neuen Erkenntniss, kraft dessen das Unsichtbare über das Sichtbare, das nur Gesetzlich-wirkliche

¹¹¹⁾ Movers Phoen. I 116—147.

¹¹²⁾ zusammengesetzt (nach Mov. I, 99) aus סַן san Gesetz, כּוּן cun Säule und (?) הַרְהַי jahath ganz: (von welchen drei Worten wir das erste als samothrakischen Gesetzgeber Σίτων (Diod. V. 48) wiederfinden). Zuerst vollständiger gesammelt und herausgegeben hat die Bruchstücke Orelli (Sanchuniathonis Berithii quae supersunt fragmenta de Cosmogonia et Theologia Phoenicum graece versa etc. 1826.) nach welcher Ausgabe wir citiren; zugleich aber die Bernays-Bunsensche (Bunsen's Egypt. V. pg. 787—854) benutzen.

über das Sinnlich-wirkliche gestellt, und die fliehende unfassliche Gesamtfrist 7 einzelner Tage und Nächte und 168 oder 420 einzelner Stunden nun als ein geschlossenes und gegliedertes Ganze, als ein immer von neuem sterbendes und geborenes 7fach einiges göttliches Individuum begriffen werden sollte: dieser den „Achten“ offenbarende Satz des neuen Dogma war für die Menschheit, die das „eingeborne“ Jahr¹¹³⁾ noch nicht kannte und dasselbe erst vermittelt des *Κόσμος Πρωτόγονος* und *Μονογενής* kennen lernen sollte, gewiss der allerschwierigste. Aber gerade diese Schwierigkeit, diese bei dem drohenden Zorn der sieben göttlichen Wächter und Richter zu überwindende Unbegreiflichkeit war es dann auch die, indem sie den menschlichen Geist in sich selbst sammelte und vertiefte, sein von Sonnen- und Monddienst betäubtes Gewissen wieder weckte, und insbesondere die beim Begreifen des Achten vorzugsweise in Thätigkeit gesetzten vier Grundtriebe der religiösen Erkenntnis, die verpersönlichende Synthesis und vergeistigende Bildlichkeit, als Hebel benutzte um das von der chaldäischen Woche bezweckte Reformwerk durchzusetzen, und über den Trümmern jener viel- oder wechselgliedrigen chronologischen Ungeheuer — jener je 100armigen Hecatoncheiren und jener zusammen 1äugigen und 1zahnigen 3 Gräen —, sowie zugleich über dem gestürzten Altar der triemerischen Blutrache, die Hebdomas als eine neue chronologische Wiege reiner monotheistischer Gotteserkenntnis aufzurichten. Wie entschieden der „Achte“ im Sanchuniathon die religiöse Hauptperson, die eigentliche schöpferisch-erschaffene Absicht und Ursache des ganzen Mythos darstellt, und zu welcher reinen Göttlichkeit sich sein persönlicher Begriff hier entwickelt hat, dafür zeugt zunächst schon der ihm — oder seinem Schlangensymbol — beigelegte Name *Ἀγαθοδαίμων* guter Geist¹¹⁴⁾: dann aber, am zusammenhängendsten, eine (angeblich) den heiligen Büchern Zoroasters oder dem Octateuch des Ostanes entlehnte Lobrede, die, in Verbindung mit verschiedenen sie ergänzenden anderen Stellen des Sanchuniaths und verwandter Urkunden, für uns auch dadurch merkwürdig ist dass wir in den dem Agathodämon hier beigelegten vielen wunderbaren Eigenschaften gewisse symbolische Ausdrücke unseres christlichen Dogma wiedererkennen, an deren ursprünglich hebdomadischem auf das Christenthum erst (vermittelt des Gnosticismus) übertragenen Sinn ihr Zusammenhang mit dem chaldäischen und phönikisch-griechischen Wochendogma keinen Zweifel lässt.¹¹⁵⁾ Der — im Schlangensymbol verkör-

¹¹³⁾ vgl. Hdt. II, 79,

¹¹⁴⁾ Sanch. pg. 46. *Φοίνικες δὲ αὐτὸ ἀγαθὸν δαίμονα καλοῦσιν.*

¹¹⁵⁾ Sanch. pg. 48. *οὗτός ἐστιν ὁ πρῶτος, ἀφθαρτος, ἀίδιος, ἀγέννητος, ἀμερῆς, ἀνομοιότατος, ἡνίοχος παντὸς καλοῦ, ἀδωροδόκητος, ἀγαθῶν ἀγαθώτατος, φρονίμων φρονιμώτατος, ἐστὶ δὲ καὶ πατὴρ ἐννομίας καὶ δικαιοσύνης αὐτοδίδακτος φυσικὸς καὶ τέλειος καὶ σοφός, καὶ ἑρῶδ ἠραιοῦ μόνος ἐρότης·* und vgl. hierzu: Sanch. pg. 42 (36) *Κρόνος — ἐξ ἐπιγωίας Νύμφης, Ἀνοβρεῖ (חברב"ן ex gratia concipiens) λεγομένης, υἱὸν ἔχων μονογενῆ, ὃν διὰ τοῦτο Ἰεοῦδ (יהוה) ἐκάλουν.* — und die Stellen über den chaldäischen *Ἰω-Σαβυῶθ* - *Ἐπιάκις* als den *θεὸς πρωτόγονος, Φάνης, δημιουργός, φῶς νοητὸν* und *λόγος*

pert. — Gott wird hier gepriesen: zunächst, mit Bezug auf die im Wochenkosmos dogmatisch durchgeführte gerechte und ebenmässige Verbindung des Himmlischen und Irdischen, Natürlichen und Künstlichen, Freien und Gebundenen, als „das aller Wesen rechtschaffenste (*ἀθροοδόκητος*) verständigste und beste, aller Schönheit Lenker und Lehrer, aller Gesetzlichkeit und Gerechtigkeit weiser und vollkommener Vater, aller natürlichen Heiligkeit selbstbewusst-naturgemässer (*ἀντοδίδακτος φροσιζός*) einziger Erfinder“: sodann, mit Bezug auf die im Kosmos chronologisch sich verwirklichende einheitliche Absicht und arithmetische Uebersinnlichkeit, als „der Untheilbare, nur sich selbst Gleiche (*ἀμερής, ἀνομοιότατος*), als der Erst- und Eingeborene (*πρωτός, πρωτόγονος, μορογενής, πππ*), als der Führer, Urheber und Bildner (*ἀναγωγείς, ἀρχηγέτης, δημιουργός*), als der Ewige, Unerzeugte, Unzerstörbare (*αἰδιος, ἀγέννητος, ἄφθαρτος*), als das nur im Geiste vorhandene Licht, Wort und Zahlengesetz (*ἡὼς νοητὸν, λόγος καὶ ἀριθμός*)“: und endlich, mit Bezug auf die von der Hebdomas ausgehenden culturhistorischen Wirkungen und reformatorischen Segnungen, als „der Retter, Helfer, Beistand, Heiland, Sühner und Erlöser (*σωτήρ, ἐνεργέτης, επιστάτης, παραστάτης, καθαρὸς λύσιος*)“ — Nicht minder entschieden aber als im Sanchuniathon tritt auch in den Mythen des Kabirisch-phönikischen und phrygisch-hellenischen Kreises der Achte als eine solche Hauptperson hervor: theils schon durch seine mit denen des Agathodämon übereinstimmenden — nur gewöhnlich pluraliter gebrauchten — Bezeichnungen als *ἀρχηγέτης, επιστάτης, παραστάτης, σωτήρ, λύσιος*; oder als *Διὸς παῖς, Διὸς κοῦρος, Διὸς πρόσπολος, Θεραπῶν, ἱερεὺς, Καδμήλος, Ζαγρεύς* (s. u.) und besonders noch als *Θεὸς μέγας, δυνατός, ἰσχυρός* und *Ἄναξ ἕπαιος*, als grosser, mächtiger, starker Gott und höchster Herr¹¹⁶⁾: theils, ferner, durch seine genetische, noch viel unmittelbarer als jener *Ἄγδοος* einen *Πρωτόγονος* darstellende, Ursprünglichkeit, aus der sich die übrigen Wochengottheiten — Vater, Mutter, Schwester und Geschwister oder Kinder — erst allmählich entwickeln: theils endlich, durch das an seiner Person, auch nachdem Eltern und Geschwister sich davon abgesondert, immer ausschliesslich haftende hebdomadische Hauptmysterium, das des Wochenwechsels. Gerade bei diesem, nach alter Weise als Tödtung und Opferung gefeierten Wechsel fand der phrygische Ritus die treffendste Gelegenheit um durch 7fache Zerreiſsung, Zergliederung und Zerstückung (*σπαραγμός, διαμελισμός, κρεουργία*) sowohl die Siebeneinigkeit des Wochengottes selbst als durch gemeinsames Gottesmahl (*ὁμοφαγία, Θεοδαΐα*) sein Enthaltensein in den 7 Brüdern zu verthätlichen¹¹⁷⁾: und um zugleich durch ein zeitwei-

καὶ ἀριθμός bei Lyd. de mens. IV. 38. 74. 98. Procl. in Tim. I pg. 11. III pg. 130. (Mov. I 550 ff. Lobeck Aglaoph. p. 478): und s. u. III.

¹¹⁶⁾ Strab. V, 232. Pausan. I, 31, 1. VIII, 21, Tim. in IX, 25, 5 und die Imbrische Inschrift nach Conze bei Welcker Gr. GL. III, 187) *Θεοὶ μεγάλοι, θεοὶ δυνατοὶ, ἰσχυροὶ, καὶ κασμῆλας Ἄναξ, ἕπαιος, (Καῖος, Κρεῖος, Ὑπερίων, Εἰλαπιός, Κρόνος)*: vgl. u. 22.

¹¹⁷⁾ Procul. in Crat. pg. 115. 200. *ἐπὶ δὲ πάντα μέρη κοῦρον διαιμοιόσαντο* — *ἡρῶν ὁ Θεόλογος περὶ τῶν Τιτάνων*. Firmic. de e. G. p. 423. *crudeli morte caesum aut in olla*

liges, der Tödtung vorweggehendes, oder auch dieselbe ersetzendes Verfolgen, Bergen (Verschlingen), Entrücken (*φθοραὶ καὶ ἀφανισμοί*) sein, des göttlichen Siebenbegriffes, dividirendes Aufgehen in der ihn umringenden dactylisch-kuretischen Stundenzahl, — d. i. neben dem .Wochenwechsel auch den regelmässigen Wechsel der Stunden und Tage — mystisch zu allegorisiren.¹¹⁸⁾ Wie aber auf den Ritus des Entrückens und Verschwindens der des Suchens, Findens und Wiedererscheinens, so folgte auf das Opferfest des Zerreißens und Verspeisens, — bei dem nur das Herz unversehrt gelassen wurde.¹¹⁹⁾ — die mystische Feier des Wiederganzkochens, und, in heiliger Wanne (*λίχνον*), Lebendigwiegens; folgte auf die schmerzliche *ἀποβίωσις*, die von einer wochenmütterlichen Thyias behütete, fröhliche *παλιγγενεσία* des Wochenkinde¹²⁰⁾: und konnte der — von einem vorhebdomadischen Morgengottesdienst übertragene — lichtsallsymbolische korybantische Waffentanz, indem er das Mysterium der Division barg und schützte, nun zugleich, im Parallelismus mit seiner früheren Bedeutung, dazu dienen das morgensonnengleiche Wiederaufgehen des hebdomadischen *Ζεὺς Κορηταγενής* oder *Διόνυσος Ζαγρεῖς* zu verherrlichen. Und bedürfte der schon in seinem gesammten arithmetischen Zusammenhang unverkennbare hebdomadische Sinn und Ursprung jener *ὀργιασμῶν ἀρρήτων* der *Κρεουργία* und *Θεοδαΐσια* noch eines besonderen Beweises, so finden wir denselben eben in diesem mit dem Dionysos vereinbarten hebdomadischen Namen *Ζαγρεῖς*, der offenbar von dem phönikischen *גרגר* dgr collexit abgeleitet (und soviel als *μυογενής* bedeutend) das Mysterium der Zerreißung schon in sich enthält, und an den sich deshalb auch bei Antimachus und Aeschylus wie bei Orpheus und Nonnos der Mythos des von den sieben Titanen zerrissenen Gottes vorzugsweise geknüpft findet.¹²¹⁾ —

decoquant aut septem verubus membra lacerata subfigant. Euphor. (Fr. 15) bei Schol. Lyk. 208. *ἐμ πυρὶ Βακχία δῖον ὑπὲρ φιάλης ἐβάλλοντο*. Eurip. Kret. *κωκυπόλου Ζάγρεως σπόνδας, τὰς τ' ὠμομάγους δαΐτας τελέσας*. Hesych. *ὠμομάγους: διατελεῖς, τοὺς τὰ ὠμὰ κρεῖα διαμερίζοντι καὶ ἐσθίοντι* —; nur dass ich (wie auch schon im Texte) *ὠμομάγους* (vgl. *ὠμομαγία* bei Plut. de def. orac. 13) für die, wenn auch alte, Corruption eines ursprünglichen, dem *Διόνυσος Ἰσοδαΐτης* (Plut. l. l.) entsprechenden *ὠμομάγους* halten möchte. Ueber die *Θεοδαΐσια* s. C. I. Gr. II, 2554. und Welcker Gr. GL. II, 636. Vgl. Lobeck Aglaoph. pg. 555sq. p. 621sq. und u. 24.

¹¹⁸⁾ Apollod. II, 1, 3. *Τούτων (Ἐπαφρον παιδα) Ἡρα δεῖται Κορητῶν ἀφανῆ ποιῆσαι, οἱ δὲ ἠγάνισαν αὐτόν*. Plut. de ei ap. D. 9. *φθοραὶ τινες ἢ ἀφανισμοί*. Auf ein rituales Eintreten des *ἀφανισμοῦ* statt der *κρεουργία* deutet Pindar wenn er (Ol. I, 46) auch den Pelops nach dem Mythos nicht der letzteren, sonderu des ersteren gestorben wissen will.

¹¹⁹⁾ Orph. bei Procul. in Crat. p. 115, in Tim. pg. 184. *μοῖνην γὰρ κρεαδὴν νοερὴν λίπον*, Lobeck Aglaoph. pg. 557.

¹²⁰⁾ Plut. Is. 35. Als Mythos bezeugt wird der Ritus durch zahlreiche Sagen und Märchen: z. B. in der griechischen Mythologie durch den zerstückten und zusammengekochten Absyrtos, Aison, Pelias, Jason der Medeasage und durch die (oben erwähnte) *Κρεουργία* des Pelops; in unserer deutschen, namentlich durch das Märchen vom Machandelbom, wo die böse Mutter die Hera, der essende Vater den Zeus (Clem. Alex. Protr. III, 12 Hygin. fb. 167) das Schwesterlein die Ismene Thyias vertritt.

¹²¹⁾ (s. o. Anm. 119). Aeschyl. Sisyph. *Ζαγρεῖ τε νῦν με καὶ πολυξένου χαίρειν*. Plut.

Noch ausschliesslicher aber endlich als in den beiden jüngeren Mythenkreisen zeigt sich in dem ältesten, ägypto-hellenischen, die persönliche Einheit des Wochengottes, den wir fast immer als einen einzelnen, bald mehr väterlichen (*Ἰταρος*), bald mehr jugendlichen (*Ἵγρος*), Reformator die Peloponnesos und Hellas durchwandern und nur zuweilen noch von einer gleichnamigen Wochengöttin, — einer (*Ἀθήνη*) *Ἰταρία*, *Ἵγρια*, oder auch einer (*Ἀθημίτις*) *Καβειρώ* — begleitet sehen. Und indem der *Ἰταρος-Ἵγρος* dieser, fast immer mütterlich gedachten, Wochengöttin nun abwechselnd als Gemahl oder Sohn gegenüberstehet, knüpft er an sich den, schon in der ägyptischen Mythologie an seinen verschiedenen göttlichen Vertretern, an Seth, Kham, Amun, regelmässig haftenden Namen und Mythos eines Ka-mut-ef. d. h. Gemahls seiner eignen Mutter, d. h., wie die thebanische Sage diesen Namen mythisirt hat, eines Oidipus seiner eignen Mutter und Gemahlin Jocaste.¹²²⁾ — Blicken wir aber von diesem, zugleich den Vater und den Sohn — zugleich den alten und den jungen Dionysos — darstellenden, Wochengott nun schliesslich noch auf eine Stelle im Sanchuniathon zurück, wo die 7 Genossen des Nos-Kronos — Homers und Hesiods *Τιτῶνες Κρόνον ἀμυγίς ἐόντες* — als Elohim bezeichnet werden,¹²³⁾ und gedenken zugleich der Bedeutung dieses Wortes in der Mosaischen Genesis; so tritt uns auch wieder die Siebeneinigkeit dieses göttlichen Vater-Sohnes mit neuer Bedeutsamkeit entgegen. Ebenwie jedes Nennwort der menschlichen Sprache ursprünglich einen pluralen Singular darstellte, aus dem sich Singular, Plural und Dual erst allmählich entfaltet haben: so versuchte die chaldäische Woche nun, nachdem die Vielfältigung sich von den menschlichen Begriffen auch auf den göttlichen übertragen hatte, die Einheit dieses Begriffes vermittels eines singularen Pluralis majestatis divinae wiederherzustellen und den religiösen Hauptzweck ihres grossen Reformwerks dadurch zu erreichen dass sie den Kosmos-schaffenden El zugleich als einen welterschaffenden siebeneinigen *Σαβωὴν - Ἰαὸ* oder Elohim offenbarte.

Fassen wir aber nun ferner, gegenüber diesem göttlichen Gesamtbegriffe des Wochenkosmos, die Pluralität der einzelnen daraus hervorgegangenen Wochengötter ins Auge, und versuchen zugleich von den 7 Gestirnen, deren vereinter Glanz ihn als einen *ἑπτάκις* kränzt, ein jedes seiner besonderen Gottheit zuzuweisen: so entwickelt sich vor uns die folgende Reihe göttlich verpersönlichter und planetarisch versinnbildlichter Einzelbegriffe:

Erstens: die dem Dogma des Kosmos selbst zu Grunde liegenden und demgemäss als hebdomadische Mutter oder als hebdomadisches Elternpaar verpersönlichten ethisch-arithmetischen Begriffe: der Zahl und des Maasses,

de ei ap. Delph. 9. Orig. c. Cels. 4 p. 171 (die beide die Bedeutung des Namens noch gekannt, aber in ihrer Weise missdeutet zu haben scheinen).

¹²²⁾ Bunsen's Egypt. pg. 492 und s. u. III. VI.

¹²³⁾ S. pag. 28. *οἱ δὲ σήμμαχοι τοῦ Ἰλου τοῦ Κρόνου Ἐλοεῖμ ἐπεζλήθησαν (ὡς ἔν Κρόνοι).* cf. pg. 30. *οἱ λεγόμενοι ἐπὶ Κρόνον.* und Hom. II. XIV, 274, 279. XV, 225,

der Gebundenheit und Geschlossenheit, des gesetzlichen Vertrags und Uebereinkommens, des Gesetzes und Rechts, der Bestimmtheit und Bestimmung: als einige Vertreterin welcher Begriffe uns z. B. die grosse Idäische Mutter, "Ιδα; als zwifache Vertreterschaft aber z. B. das Sanchuninthonsche Wochenelternpaar Chusor und Chusarthis, das ägypto-hellenische "Ιωρος und "Ιωρία, das thebanische "Αδραστος und "Αδράστια entgegentritt. Planetarisch verbunden zeigt sich von diesen beiden Personen die weibliche meistens mit dem alten Urbilde der Zahl und Zeit, dem Monde: z. B. die babylonische Tauthe, die ägypto-hellenische "Ιωρία-Μήρη, die phrygo-hellenische "Ιδα-Ρέα; zuweilen aber auch mit dem, den himmlisch-irdischen Kosmos schliessenden und bindenden siebenten Planeten, der in der (späteren) ägyptischen Religion Nemesis heisst¹²⁴): während jedoch in allen übrigen Religionen, sowie auch in der alt-ägyptischen, dieser geheimnissvolle siebente Planet sich mit dem Wochenvater Belitan-Saturnus (Seth-Rham) verbunden zeigt und von diesem seinen noch heute fortdauernden Namen entlehnt hat:

Zweitens: der den Begriff, Verlauf und Wechsel der Woche selbst verwirklichende und verpersönlichende Kosmos: der nun als göttlicher Sohn und Priester des (aus ihm hervorgegangenen) Elternpaars: als des Ilos-Chusor geliebter eingeborener Sohn, Esmunos-Jehud, im Sanchuniathon; oder auch als Ida-Rheas Sohn und Priester Korybas bei den Phrygen, zur Welt kommt: und der, zufolge dieser Kindschaft, sich, ausser oder neben seinen 7 Planetenstrahlen, noch gewöhnlich mit dem geheimnissvollen sonnennächsten Planeten, dem Morgenabendstern Mercur — z. B. als Kadmos-Mercur, Apollo Mercur, Asklepios, Enkel der Στίλβη (s. 23.) —; zuweilen auch, wegen seiner hohen Reinheit und Trefflichkeit, mit dem Sol — z. B. als Apollo-Sol, Mithras-Sol, Helios Heptaktis — verbunden zeigt; und wahrscheinlich auch einen der Tage dieser beiden Wochengötter als seinen gemeinsamen Festtag zugeeignet erhielt:

Drittens: der von der Wochentagezeit sich sondernde Begriff der Wochenachtzeit: als welche, mit Bezug auf das weibliche Geschlecht der Nacht, dem Kosmos nun in Gestalt einer, zumeist gleichnamigen, Schwester oder Gattin — dem Esmunos als eine Ismene, dem Onkos als eine Onka, dem Κάβειρος als eine Καβειρίς — zur Seite tritt; und denselben auch zumeist planetarisch auf die Weise begleitet, dass sie sich mit ihm als Abendhälfte — als eine Hermes-Hestia — in die Erscheinung des sonnennächsten Morgenabendsternes theilt:

Viertens: der aus dem Kosmos sich entwickelnde Begriff der 7 einzelnen Tage, von denen „der Achte“ sich nun gewöhnlich als von seinen Brüdern, zuweilen auch — z. B. der Κάβειρος καλλιπαις der Insel Lemnos (bei Pindar) — als von seinen Söhnen umgeben findet: und die sich dann auch, — jedoch, zufolge der die Hebdomas beherrschenden arithmetischen Uebersinnlich-

¹²⁴) Achilles Tat. Isag. in A. Ph. Τοῦ Κρόνου ὁ ἀστήρ, παρὰ δὲ Αἰγυπτίοις Νεμέσιως ἀστήρ.

keit, uur sehr allmählich und nur unter mannigfachen Namensumschreibungen — mit Sol und Luna und den 5 Planeten in die je ihrem Tag entsprechende Verbindung setzen:

Fünftens: die von diesen 7 Tagen sich scheidenden, gleichsam Vervielfältigungen der Wochengöttin Ismene darstellenden, weiblichen Begriffe der 7 Nächte, als 7, je -ihrem Bruder — nach der morgen - abendlichen Verschiedenheit des Stundenanfangs — bald folgenden, bald vorweggehenden Schwestern: *Τιταρίδες, Καβειρώδες, Νύμφαι*:

Sechstens endlich: der, jeden einzelnen Tag 24-, 60- oder 52fach theilende, — gleichsam den Zettel des Wochengewebes bildende — Stundenbegriff: dessen Verpersönlichung wir bereits in Gestalt der 52 Danaiden, Lykaoniden, Dactylen, Telehinen und Actäonshunde aufgefunden haben und derselben auch, als verkörperlichter Stundenzahl des letzten thebanischen Wochentages, in Gestalt 52 von Tydens bezwungener und bis auf 3 erschlagener Kadmeionen, wieder begegnen werden.

Alle die hier aufgeführten, nach ihrem inneren hebdomadischen Begriffe unterschiedenen Wochengottheiten aber zeigen, in den uns bekannten Religionen und Mythologien, noch einen durchgehenden mehr äusserlichen, religionsgeschichtlichen Unterschied: insofern sie nemlich ihre Verpersönlichung, die, wie in den meisten der oben angeführten Beispiele, ursprünglich eine selbständige war, entweder auch später als eine solche bewahrt; oder aber dieselbe gewissen entsprechenden vorhebdomadischen Gottheiten angeglichen und also z. B. auch mit denjenigen Namen und Begriffen vereinbart haben von denen wir bei Nennung der Planeten bereits ausgegangen sind. Und diesem durchgehenden Unterschiede gemäss werden wir also die ägyptisch-phönikisch-phrygisch - hellenischen Wochengottheiten nun zuerst in ihrer selbständigen, dann ihrer vereinbarten Gestalt einer näheren Betrachtung unterziehen: dem allgemein bedeutsamsten Mythos des Wochenvaters, Belitan-Kronos-Saturn, aber, sowie dem thebanisch bedeutsamsten des Wochensohnes, Kadmos, — nebst der, zwischen Kadmos einerseits und den 7 Thoren und den 7 Kämpfern andererseits, den Uebergang bildenden Niobiden- und Oedipassage — noch je eine besondere zusammenhängende Erörterung widmen.

22. Selbständige Wochengottheiten der ägyptisch-phrygisch-phönikisch-hellenischen Mythenkreise.

1. Das Wochenelternpaar: Dieses, wie wir gesehen, Zahl und Gebundenheit, Maass und Ordnung, Vertrag und Gesetz, Bestimmung und Beschlossenheit, bedeutende Elternpaar offenbart diese seine Bedeutung am unmittelbarsten durch die ihm im Sanchuniathon gegebenen allegorischen Benennungen. Der Wochenvater heisst hier *Συδύξ, Σάδουζος* d. i. צדיק, Zadîq, recht, gerecht; und als solcher ausdrücklich Vater der Acht¹²⁵): oder wird mit verwandten Namen erwähnt als *Χουσόρ, Ἀσσωρος* d. i. עשר, השר

¹²⁵) S. pg. 22. *Συδύξ, τούτεστι δίκαιος.* pg. 32. *Συδύξω λεγομένην δικαίω.* pg. 38.

der Bindende, Ordnende,¹²⁶); als *Μισώρ*, der Ausgleichende¹²⁷); oder auch, seiner väterlichen Würde gemäss, als *Μελίχιος*, Melech, König¹²⁸). Die Wochenmutter führt (die dem Chusor entsprechenden Namen *Χούσαρθις*, *Κισσάρα*, *Κιθάρα*, Ordnung, Vereinbarung, Vertrag¹²⁹): oder heisst *Θουρώ* Ordnung¹³⁰) oder *Βήρουθ*, *Βήρουθος* Vereinbarung¹³¹) oder *Λωτώ* Satzung, Gesetz¹³²): oder auch mit griechischem Namen, *Ὀρα* (καὶ) *Εἵμαρμένη* d. i. verhängte Stunde.¹³³) Das in diesen beiden Eltern verpersönlichte Wochen-gesetz aber erwähnt der Sanchuniathon dann auch noch als besonderes Attribut derselben in Form eines Hepta- oder Octateuchs, d. i. eines von Hossadykos offenbarten, von Esmun und seinen Brüdern verfassten und von Taut, dem Gott der Schrift, auf 7 oder 8 Tafeln verzeichneten schriftlichen Gesetzes¹³⁴), eben jenes in den phönikischen Tempeln aufgestellten, im *Σαρχουριάθων* verpersönlichten Säulengesetzes, dessen himmlisches Urbild die Wochenmutter Thuro oder Moira in ihren Kammern aufbewahrt¹³⁵) damit ihr Gemahl danach die ewigen unfehlbaren Loose der Tagesfolge und Zeitordnung austheile, und jene geheimnissvollen Säulen selbst als einen Bund der Elemente, der Erde und des Okeanos, der Zeit und Ewigkeit aufrichte.¹³⁶)

Nicht minder allegorisch - deutlich, obwohl durchgängig schon auf die planetarische Vereinbarung des Wochenvaters mit dem Saturn bezüglich sind

αἱ ἐπὶ τὸ Σουδὺν παῖδες καὶ ὁ ὕψους αἰτῶν ἀδελφός, ὁ Ἑσμοῦνος. Damasc. bei Phot. pg. 352. ὁ ὕψους παῖς Σαδύζ.

¹²⁶) S. pg. 18. (wo *Χουσόω* r. L. st. *χοσόω*) und Damasc. d. p. pg. 384: vgl. die beiden (älteren) Formen *רשק* und *רשק*, qasar, qathar.

¹²⁷) von *רשק*, aber anstatt des *εὔλυτος* bei Sanchun. pg. 22 vielmehr zu fassen als part. apheh. (Mov. I, 653).

¹²⁸) S. pg. 20 (r. L. st. *Λάμυζον*): dem von den Griechen in „honigsüss“ umgedeuteten Namen entspricht das hebr. Feminin Meleket, Jerem. VII, 18.

¹²⁹) Damasc. d. p. pg. 258. 260. 384. *Κισσάρα καὶ Ἰσσωρος*: über die Formen Chusarah, Qissarah, Qitharah (welche (ältere) Form sowohl dem griechischen Berg des Vertrags *Κιθαρῶν* als der griech. *Κιθάρα* zu Grunde liegt) vgl. Mov. I, 508.

¹³⁰) S. pg. 42. *Θουρώ ἡ μετονομασθεῖσα Χούσαρθις* von *ררר*: Thuro, welche n. a. m. gebende Göttin von Tyros. wol dieselbe wie Homers *Τυρώ* (Od. XI, 235), und auch wol wie die, später in Hat-Hor umgedeutete, ägyptische *Ἄ-θυρις*, *Θοίηρις*, Plat. Is. 56. 19.

¹³¹) S. pg. 24. Mov. I pg. 275: der Name, der sich von der Göttin sowohl auf die Stadt (Mutterstadt des Sanchuniathon) als auf ihr Sinnbild, die Cypresse (Plin. H. N. XXIV, 11), übertragen hat, ist dasselbe Wort wie das althebr. *Berjth* (B. d. Richter VIII, 33, Genes. XIV, 13): und sie, die Göttin, also der hebdomadische Ursprung des volksthümlich-vergeistigten El-Berjth Bundesgottes.

¹³²) Pausan. II, 1, 7. *Λωτώ ἐν Γαβάλοις*: das aramäische *ררר* (Mov. I, 508): ein Name der wol auch der *Λημήτιηρ Λώς* Hom. H. 122) und der *Λωτίς*, Tochter des *Ἀσιτέριος* (Apollod. III, 15, 5), zu Grunde liegt; sowie das verwandte zend. *dāo* lex der *Ληώ* und *Ληῶνη*.

¹³³) S. pg. 20: das *καὶ* bedeutet eben nur (wie in *Καιρὸς καὶ Ἄροιων*) eine weitere besondere Verpersönlichung des Particips oder Adjectivs.

¹³⁴) S. pg. 38. Jos. Antiqu. I 12, 3. Nonnus D. XII, 31, 41.

¹³⁵) Nonnus D. XLI, 340. *ἐπὶ γὰρ ἐν πινάκεσσιν ἔχω μανιῆτα κόσμον, καὶ πίνακας γηγέασιν ἐπώνυμοι ἐπὶ πλανήταις*: vgl. Philostr. Apollon. V, 5 (Mov. I, 97), wo, statt der Gemächer und Pfeiler (*κύρβεις*) Harmonia-Thuros, der *οἶκος Μοιρῶν* genannt wird.

¹³⁶) Philostr. Apoll. I. I.: *γῆς καὶ ὠκεάνου ξύνδεσμα*. cf. Maneth. Apotelesm. V, 2, 3.

die meisten der Namen unter denen dieser Belitanos-Sadykos im ägypto-hellenischen Mythenkreise auftritt, und mehrfach auch von einer gleichnamigen — mit der *Ἀθήνη*-Neith vereinbarten — Wochenmutter begleitet wird. Das hohe Alter, sowie zugleich den fernen im siebenten Himmel thronenden Sitz des Gottes bezeichnen die Namen *Ἰταρος*, *Ἰτωρος* (vom chald. ܝܬܪ ilt)¹³⁷⁾, *ᾠλήν* (*ᾠλενος*), *ᾠλυμιος* (vom chald. ܘܠܝܡܝܘܣ)¹³⁸⁾ und, als irdische Parallele zu der himmlischen Gränzstellung, der (später durch *Προσειδῶν* ersetzte) Name *ᾠκέαρος*: als kyklisch-umschauenden, Anfang und Ende seiner Woche überblickenden Späher und Seher nennen ihn die Namen *Κέχροψ*, *Γύργης*, *ᾠγυγος*, *Γληνός*¹³⁹⁾ als Fesselnd-Gefesselten die beiden: *Ἐχίων* und *ᾠχιμος*: als Zählenden der Name *Κοῖος*¹⁴⁰⁾: als Messenden (*Ἰχραῖον*) wol der zweite Theil des Namens *Μελάμπους*, dessen erster Theil offenbar den ägyptischen Kham übersetzt: als sinnenden Weisen und lehrenden Propheten die Namen *Ἐπιμήδης* und *Φαίρων*¹⁴¹⁾ (von welchen der letztere zugleich zu dem mehr passiven *Πρωτόλογος*-*Φάνης* das väterliche Activum bildet): als Alleinigen der Name *Πανθίων*: und als höchsten Herren, *Ἀνακα΄Υπαιον*, endlich bezeichnet ihn — schon mehr als Sohn denn als Vater — der (wol skythisch-ägyptische) Name *Αν-υκ*, *ᾠγκος*.¹⁴²⁾ Die beiden Namen *Ἰτωρος* und *ᾠγκος* theilt mit ihm die, als (*Ἀθήνη*) *Ἰτωνία* und *ᾠγκα* auftretende, Wochenmutter; führt aber ausserdem noch den, offenbar die phönikische Kissara und Beruth (d. i. Vereinbarung) übersetzenden Namen *ᾠμολωῖς* (*Ἀθήνη ᾠμολωῖς*) oder *ᾠμολωῖα* (*Ἀθημητηρ ᾠμολωῖα*)¹⁴³⁾: sowie häufig auch, als *Θεά Μεγάλη*, den unmittelbar phönikischen Namen *Καβειρώ*, *Καβειρία*.

Von den elterlichen Wochengottheiten des phrygo-hellenischen Kreises die ursprünglichste und mächtigste ist die (schon erwähnte) grosse Idäische Mutter, *Ἰδα*, *Ἰδη*, *Ἰδαῖα*, *Ῥέα Ἰδαῖα*,¹⁴⁴⁾ die sich mit der vorhebdomadischen

¹³⁷⁾ Phot. pg. 243: *Φοίνικες καὶ Σύροι τὸν Κρόνον Ἴηλ καὶ Βῆλ καὶ Βωλαθῆν ἐπονομάζουσι.* p. 39: *τὸν Βελιτανᾶ ἰάγον.* Ael. V. H. XIII, 3: *Βήλου τοῦ ἀρχαίου.* Augustin. de consens. Ev. I, 16. Senem potius quum Saturnum appellant (Carthaginenses). vgl. u. III

¹³⁸⁾ Sanch. pg. 14: *ᾠλωμός* (cf. cymr. ol. Nacken Ferse, und latein. ul-timus.) s. u. III.

¹³⁹⁾ *Κέχροψ* st. *κέροψ*, *κίρο-οψ*; *Γύργης*, *ᾠγυγος* zsh. mit cymr. gwg, gygu, to look piercingly, sternly; *Γληνός* zsh. mit *γλαίνειν*.

¹⁴⁰⁾ *Κοῖος* makedonisch s. v. a. *ἀισθμός*: zsh. mit dem madschar. kō, lapp. ku Stein (cf. calx. calculare) sowie mit *κῆος* Würfel, Wurf. (Daher wol auch der zweite Theil der hebdomadischen Namen *Ἀη-κόων*, *Ἄιο-κόων*.)

¹⁴¹⁾ Achilles Tat. I. 1.: *Ἐλλησι τοῦ Κρόνου ὁ ἀστέρ Φαίρων λέγεται.*

¹⁴²⁾ Der Name, dessen ursprüngliche Lautung sich nur in der Anukis-Hestia der ägyptischen Kataracteninschrift erhalten hat (s. Bunsen Egypt. I pag. 392) findet seine Erklärung wol in den beiden, von Norris erklärten Keilschriftgruppen der skytho-persischen Inschrift: uka great and the celestial determinative an. (vgl. sanskr. ucca, zend. uṣca altus).

¹⁴³⁾ zsg. aus *ἀμός* und *ἔλος*, vgl. Istros bei Ahrens de dial. Aeol. pg. 76 u. s. u. VII.

¹⁴⁴⁾ Der Name erklärt sich durch Vergleich mit madschar. idō, latein. idus, cymr. oed, hebr. awd (רעד), als Bezeichnung der bestimmten gebundenen Zeit: und weist auf eine ἰ id, ad spalten (cymr. idlaw) theilen, zählen (von deren mehr exoterischer Anwendung auch wol das Herodotische *ἰδη* Holz (cf. sanser. idhma) abzuleiten; während der Name selbst wol durch Um-

Nacht- und Mondkönigin Rhea nicht sowohl vereinbart als dieselbe in sich aufgenommen und fortentwickelt und erst kraft dieser Entwicklung ihrer wesentlichsten Symbole und Mythen theilhaftig gemacht hat. So des festen, in der Zeitbewegung unbeweglichen königlichen Sitzes¹⁴⁵⁾ auf hohen, nach ihr benannten Idabergen: so ihrer den Städtebau darstellenden Thurmkrone: so ihrer ritual-mythischen Verbindung mit Sipylos und Thebe¹⁴⁶⁾; mit Kronos, Dionysos Sabazios, und namentlich auch, als Mutter (Wochenmutter), mit den Dactylen, Kureten und Korybanten¹⁴⁷⁾: — während *Ἰδα*, als solche, ihren hebdomadisch-allegorischen Sinn noch besonders durch die Verbindung mit der, ihr bald als Schwester, bald als Beiname zugesellten, „unfehlbaren“ *Ἀδράστεια* bezeugt.¹⁴⁸⁾ Und indem diese Adrasteia dann auch andererseits als Beiname oder Synonymon der Nemesis erscheint, vermittelt sie den Zusammenhang Ida-Rhea's mit einer langen Reihe wohlbekannter hellenischer Göttinnen, die sich uns, trotz ihrer Fortdauer im Homerischen und Pindarischen Olymp der Decade, nun sämtlich als ursprüngliche Wochenmütter, als hellenisch-vergeistigte Entfaltungen jenes in der *Ἰδα Ἀδράστεια* verpersönlichten unfehlbaren hebdomadischen Zeitmaasses und Zeitgesetzes, offenbaren, und die wir in unserem thebanischen Mythos diese Offenbarung noch dadurch bethätigen sehen, dass die mächtigste und menschlich-wirksamste von ihnen¹⁴⁹⁾, die Nemesis Adrasteia selbst, in der Gestalt des argivischen Wochenvaters König Adrastos auftritt, um zunächst in Nemea zur Feier des Wochenwechsels einen Siebenkampf abzuhalten und (vermittelt desselben) die Nemeischen Spiele einzusetzen; schliesslich aber über den Trümmern des alten Thebens ihr selbst, der Nemesis Adrasteia, einen neuen siegreichen Tempel zu erbauen. — Von allen diesen hier sofort aufzuführenden Hesiodisch-Ho-

kehr, a-di-ti, die Vedaische Aditi und phryg. *Ἄδίστις* erzeugt hat). Unmittelbar aus dem Kymrischen erklärt sich auch der Name Rhe-a als Feminin von Rhi rex (vgl. die Kriegsgöttin Buddig-rhe): regina, βασιλεία: also das Original zu dem der *Κιμμερὶς Θεά* (Hesych.) auch bei Diodor (III. 57) beigelegten Titelnamen. (Ein andres kymrisches Feminin desselben Stammes ist rhi-an-a, wovon *Ἀ-ριάνθη*.)

¹⁴⁵⁾ s. die Reliefdarstellungen der unter allen Gottheiten allein unbeweglich thronenden Rhea bei Zoeg I tav. 2. Millingen G. M. 99. 399.

¹⁴⁶⁾ *Σιπυλόγη* Strab. X pg. 470. Pausan. V, 13, 1. *Σίπυλος Ἰδαίαν ἀνὰ χθόνα*, bei Aeschyl. und *Σίπυλος, πατρὶς Θεῶν*, wohin Rhea vor Kronos flüchtet: und an einem Idaberge lag auch die kaukonisch-kilikische Thebe.

¹⁴⁷⁾ Schol. Hephaest. pg. 158. (Etym. M. pg. 465) *Ἀκύνιοι* — *οὓς ἐπιλαμβομένη τῆς γῆς ἀνῆκεν ἢ Ῥέα, οὓς καὶ Κοροῆτις ἐκάλεσαν*. Korybas als Sohn und Priester Rhea-Kybeles bei Diod. V, 49 und Hesych. s. v. *Κορύβας*.

¹⁴⁸⁾ als Schwester bei der, der *Ἰδη* und *Ἀδράστεια* gemeinsam anvertrauten, Pflege des (hebdomadischen) Zeuskindes (Apollod. I, 1, 6. Pausan. VIII, 47, 2. Hermias Phaedr. pg. 149. Lobeck Aglaoph. pg. 514.) als Beiname oder Umschreibung in dem Verse der Phoroneïs (Schol. Apollon. I, 1126 cf. Welcker Gr: G. L. III, 35) *Ἰδαῖοι Φρύγες — ἐπιλάμοι θεράποντες ἁρεῖης Ἀδραστειῆς*. Hinsichtlich der von uns nicht passiv (unentrinnbar) sondern activ (unfehlbar) gefassten Bedeutung, vgl. Hdt. IV. 142: u. s. u. VIII.

¹⁴⁹⁾ Stob. Florileg. I, 67. *Θέμις γε οὖν ἠγμιζέται παρὰ τοῖς Οὐρανίοις Θεοῖς, Δίκα δὲ παρὰ τοῖς Χθονίοις, Νόμος δὲ παρὰ τοῖς Ἀνθρώποις*.

merischen Wochengöttinnen nennen wir: zuerst, die *Μῆτις*, die ägyptische *Ma-t*, Göttin des Maasses und Rechts, der Ordnung und Wahrheit: durch deren Verschlingen Zeus, theils von seinem himmlischen Titel *Nev-Mat*, Herr der Wahrheit, innerlichen Besitz ergreift, theils die Wiedergeburt der *Mat* als *Ἀθήνη* (*Ἰωνία*, *Ἰουλιώτις*) vorbereitet¹⁵⁰): sodann die Titanin *Θέμις*, die Ordnerin der Versammlungen und Vereinbarungen im Himmel und auf Erden, und Bewacherin, ebenwie *Ἴδα Ἀδράστεια* den Zeus Kretagenes bewachte, der Geburt des hebdomadischen Apollon¹⁵¹): sodann der Themis Tochter, Schwester der *Εἰρημία* und *Εἰρήνη* (Gesetzlichkeit und Vereinbarung) und Mutter der *Ἠσυχία* (friedlichen Gebundenheit), die (etymologisch der phönikischen *Za-diqeth* entsprechende) *Σίτις*, die (wie wir sahen) einerseits, als religionsgeschichtliche Göttin, die ungeordnete Zeit, *Ἀδιζία*, züchtigt und bindet; andererseits, als hebdomadisch-ethische, abwechselnd mit Themis neben Zeus thronend, ihm aus ihren Tafeln (*διφθέρατις*) das Recht erkennen und die Welt richten hilft¹⁵²): und sodann endlich die *Νέμεσις Ἀδράστεια* wieder selbst, mit allen ihren, bald als adjectivischen Umkleidungen, bald als substantivischen Erweiterungen ihr zur Seite stehenden hebdomadisch-ethischen Eigenschaften: als eine *Ἰχναίη* und *Ελλέθρεια*¹⁵³), d. i. gemessen Wandelnde und Eintreffende; eine *Πεπρωμένη*, *Ἐιμαμένη*, *Ἦρα εἰμαμένη*, *Μοῖρα*, (*Κραταίη*) *Ἄισα* und *Ἀράγη* d. i. verhängte Stunde, Fügung, Schicksal und Verhängniß: eine *Μνημοσύνη* und *Ἐρινός μήμων*, d. i. jeder That wie Stunde immer gedенke Richterin und Rächerin¹⁵⁴): als eine *Σώτειρα Τίχη*, d. i. rettende Stunde des glücklichen Treffens, und Erlangens¹⁵⁵). Und ausser allen diesen, in dem Begriff der Wochenmutter wurzelnden, wohlbekanntem göttlichen Namen liegt derselbe Begriff offenbar noch einer grossen Anzahl örtlicher, zumeist — wie Thuro, Beruth — selbst in Ortsnamen verwandelter, Heroinen zu Grunde, die ihren, fast immer vorhellenischen, Namen und Mythos bald, wie Chusarthis - *Χησίσι*, einer allgemeinen hebdomadischen Allegorie, bald auch nur, wie Samos, Rharnos, Lemnos, Rhodos, einem einzelnen Symbol entnommen haben, und die uns besonders in unserer Erörterung der ritualen Wochensymbolik (24) noch vielfach begegnen werden. — Gegenüber aber dieser ganzen grossen Schaar göttlicher oder halbgöttlicher Wochenmütter, zeigt der (meist mit Kronos oder Zeus vereinbarte) persönliche Begriff des Wochenvaters im phrygisch- und phönikisch-hellenischen Mythenkreis freilich nur wenig Spuren oder Ueberreste einer selbst-

¹⁵⁰) Hes. Theog. 891. cf. Bunsen's Egypt. I, 393.

¹⁵¹) Hom. Hymn. Ap. 94.

¹⁵²) Pausan. V, 18, 1. Eurip. Hippol. 1172. Hes. Erg. 256. Pind. Ol. VIII, 21. Nem. XI, 8. Hom. εἰς Ἄϊα. 3. Welcker Gr. G. L. II, 186. III. 22.

¹⁵³) Die später vorzugsweise als Niederkunft gefasste Göttin bedeutete ursprünglich gewiss nur die richtige An- und Wiederkunft — einen weiblichen *Κατὰ Ἄισον* der rechten Zeit und Stunde.

¹⁵⁴) Aeschyl. Prom. 516. *Μοῖρα τῶν μόνων μνήμωνές τ' Ἐριννέες*.

¹⁵⁵) Pind. Ol. XII, init. *παῖ Ζητὸς Ἐλευθερίου Σώτειρα Τίχη*.

ständigen Entwicklung, und fesselt unsre Aufmerksamkeit — ausser dem allegorischen Kuretenelternpaar *Σῶκος* und *Κόμβη*, d. i. Band und Schlinge, bei Nonnus¹⁵⁶) — hauptsächlich nur als Vater des samothrakischen *Κασμίλος*, eines esoterischen ackerbaulichen Esmun, der ein diese hebdomadische Erfindung des Ackerbaues, sowie Fruchtbarkeit, Tod und Ehe, verpersönlichen des Elternpaar, *Ἀξίόκερσος* und *Ἀξίόκερσα*, nebst einem schöpferischen Vater *Ἀξίερος*, als exoterische Gottheiten aus sich hat hervorgehen lassen¹⁵⁷).

2. Der, dem Wochenelternpaar nun als Sohn gegenüber tretende, eigentliche Kosmos oder Wochengott: heisst im Sanchunithon mit seinem phönikischen, ὄγδοος bedeutenden Namen, Ἐμοῦνος¹⁵⁸), diesem schon mehrfach erwähnten merkwürdigen Namen, den wir als Smu, Smun, Esmun mit verschiedenen ägyptischen Göttern vereinbart fanden, und dem wir als Smiu, Esmin, Ἴσμιν auch in der hellenischen Mythologie, besonders unserem thebanischen Mythos, mannigfach begegnen¹⁵⁹). Persönlich versinnbildlicht findet sich dieser übersinnliche Achte im Sanchuniathon zunächst als Σορμουβηλός, Schlangen-Bel (Baalsschlange), d. h. in Gestalt eines die kyklische Gebundenheit der Woche nachahmenden lebendigen Schlangenhormos¹⁶⁰): in welcher magischen Gestalt der Achte dann auch vorzugsweise den oben angeführten Namen Ἀγαθὸς δαίμων, Ἀγαθοδαίμων führt: und seine menschliche Verpersönlichung hat dieses Sinnbild dann weiter — z. B. auf Münzen von Kossura¹⁶¹) — in der jugendlichen Figur eines von 7 oder 8 Stralen umkränzten Schlangenhalters, Ὀφιῶχος ἐπιτάκις; gefunden, mit welcher jugendlichen Darstellung aber auch wieder, auf Münzen und Denkmälern, die des Wochenvaters als eines γέρον Ὀφίων — eines Κρόνος - Αἰών — abwech-

¹⁵⁶) Nonnus D. XIII, 135. cf. Hesych. u. Apollon. Lex. s. v. σῶκος, σωχός (vgl. Welcker Gr. G. L. II, 439): σῶκος s. v. a. σωκάριον s. v. a. σχοιρίον; κόμβη s. v. a. κόμβος.

¹⁵⁷) s. Hdt. II, 51 (der den *Κασμίλος* als Ἐρμῆς bezeichnet) und Mnaseas bei Schol. Apollon. I, 917, der das Elternpaar mit Hades und Persephone vergleicht: vgl. Varro L. L. V, 10 und Welcker Gr. G. L. I, pg. 320. — Die Namen *Κέρσος* und *Κέρσα* deuten, nach Angabe des Hesychius »ζέσεως, γάμος, ζέρσα, κόψαι, γαμήσαι« auf eine (turansisch-arische) *ψ''* kr. pflügen, lieben, erndten, tödten^e, die sich im griech. *ζέριον, κορείν, κόρα, Κήρ*; in cymrischen *ysgard* (dividere) *cyrid* (coitus, Heirat) *caru* (amare) *Ceridwen* (Ceres) *certh* (fatalis), sowie im ägyptischen, sanskritischen und syriänischen *kr, kara* (facere, creare. cf. cottisch *kar cunnus*) zusammenhangend nachweisen lässt: und mit der dann der dem Wochenpaar theosophisch übergeordnete Ἐρως, als von der einfacheren *ψ r* abgeleitet, gleichfalls etymologisch zusammenhängt.

¹⁵⁸) Damasc. V. J. bei Phot. pg. 352: οἱ ἐπὶ τὰ Σινδὺν παῖδες καὶ ὁ ὄγδοος αἰτῶν ἀδελφός, ὁ Ἐμοῦνος — οἱ δὲ τὸν Ἐμοῦνον ὄγδοον ἀξιοῦσαν ἐρμηνεύειν: über das phönik. ʿḤMN, ʿḤMN, ʿḤMN Asmun, Esmjn, ὄγδοος (dessen Anlaut wol nur phonetisch) s. Mov. I, 529.

¹⁵⁹) Σμιν - θεός = Σμιν - θεός: ein nicht nur durch II. I, 37, sondern durch viele anderweitige Angaben, Inschriften, Münzen bezeugter Beinamen (Welcker Gr. G. L. I, 482), bei dem die zuweilen mitspielenden Mäuse, *σμίνθοσ*, natürlich nichts sind als ein Wortspiel. Ἴσμηρός, Ἴσμηρη s. u. Die wol ältere Lautung mit *j* hat sich auch in den punischen Namen des Aesculapkrates *chazjd-Esmjn* erhalten (Dioscorid. IV, 71).

¹⁶⁰) Sanch. pag. 42. Θεὸς Σορμουβηλός: vgl. über das Wort Mov. I, 505.

¹⁶¹) Gesen. Monum. Phoen. ib. 39. XII. vgl. Creuzer S. II, 432: u. s. n. 24 und III.

selt. Das schönste und menschlich-göttlichste Bildniss aber das die helle- nische Kunst aus jenem jüngeren Schlangenhalter allmählich entwickelt hat, ist die wohlbekannte Zeusartige Figur des Ἀσκληπιός: dieses als Sohn des Phlegyas d. h. durch die Phlegyer, nach Triikka und Epidauros gekommenen ägyptischen Gottes¹⁶²⁾, der, trotz der späteren Umdeutung seiner Kosmos- schlange in eine Heilsschlange (s. o. 5), sowie trotz seiner beinahe ausschliesslichen Verehrung als eines Gottes der Heilkunde, doch nach dem deutlichen Zeugnis sowohl des Sanchuniathon,¹⁶³⁾ als seines eigenen Mythos¹⁶⁴⁾; ja vielleicht schon seines phönikisch-hellenischen Namens¹⁶⁵⁾; ursprünglich niemand anders gewesen sein kann als der Ὀφιοῦχος Ἐσμουῖνος oder Σαρκουμβιλῶς Ἀγαθοδαίμων. Und zu den (obenerwähnten) vielen wunderbaren — theil- weise auch christlich-symbolischen — Eigenschaften des Esmunos treten nun die des wunderthätigen Heilands und Todtenerweckers Asklepios als ein we- entlicher Bestandtheil hinzu, und lassen uns namentlich in diesen Todtener- weckungen nicht sowohl eine culturhistorische als vielmehr eine unmittelbare hebdomadische Eigenschaft, die Wiedererweckung der Sieben beim Wochen- wechsel, erkennen.¹⁶⁶⁾ — Von den zahlreichen ägypto-hellenischen Wochen- heroen, in denen sich Vater und Sohn noch kaum geschieden, bedeutet, wie wir gesehen, hauptsächlich nur der Name Ὀγζος — theils durch seine Ver- bindung mit Apollon, theils durch seine Schwester Ὀγκα-Ἐστία, theils schon durch den Namen (ὄραξ) selbst — anstatt des Sadykos-Saturn, einen Esmun-Mer- cur. In den beiden anderen Kreisen dagegen entschieden vorherrscht die Bedeutung des Wochensohnes und zwar in dem phönikisch-hellenischen be- sonders geknüpft an den Namen und Mythos des Kosmos-Kadmos (s. u. IV.) und des Hossöhnes und -Priesters Kadmilos (Kadmilos) Kasmilos (Camil- lus)¹⁶⁷⁾; in dem phrygisch-hellenischen aber zumeist an gewisse genossen- schaftliche Namen, einschliesslich des phönikisch-hellenischen der Κάβειροι,

¹⁶²⁾ Pind. Pyth. III.

¹⁶³⁾ S. pag. 38. οἱ ἐπιτὰ Σινδὲξ παῖδες Κάβειροι, καὶ ὄγδοος ἀπὸ τῶν ἀδελφῶν Ἀσκληπιός Damasc. bei Phot. pg. 352: ὄγδοος ὁ Ἐσμουῖνος ἢ Ἀσκληπιὸν ἐρωήσονται. S. pg. 32. 42. Σινδὲξ δὲ μία τῶν Τιτανίδων (Προβορέ) συνελευσάσα γεννᾷ τὸν Ἀσκληπιόν.

¹⁶⁴⁾ s. u. 23: namentlich durch seine Vermengung mit Pan, Hermes, Apollon und Dio- nysos (Sabazios - Zagreus): mit welchem letzteren er auch die übernatürliche Geburt und Töd- tung (in Feuer und Blitz) theilet.

¹⁶⁵⁾ falls sich dieselbe begründen liesse als eine Umlautung (mit anlautender Wurzelver- stärkung und Abschwächung des Auslautes) des, in Sanchuniathon (pg. 12) anderweitig erwäh- nten, Κολλπίας, den Bochart gewiss richtig als col-phi-Jah vox oris Dei (s. v. a. λόγος) er- klärt hat.

¹⁶⁶⁾ Dies sind die in Delphi Gestorbenen (Schol. Pind. III, 56); und deshalb geschieht die Wiedererweckung vermittelst zweier Schlangen (Apollod. III, 10, 4). vgl. u. VIII.

¹⁶⁷⁾ Das Wort, zusammengesetzt aus 𐤀𐤒𐤐 prae und 𐤀𐤓, (El, Il) bedeutet minister, prae- minister Ili: und erscheint mit dieser Bedeutung sowohl in dem hebr. Kadmiel 𐤒𐤍𐤁𐤀𐤓𐤏𐤐, Opferdiener (Ezra II, 40, Nehem. VII, 43), als in dem lateinischen, von Macobias (Sat. II, 8) praeminister Deorum erklärten, Camillus.

deren Singularis, — *Κορύβας, Ἰδαῖος, Κουρής, Κάβειρος* — nur selten hervortritt¹⁶⁸⁾.

4. Gleichfalls gewöhnlich pluraliter — als *Τιτανίδες, Καβειρίδες, Νύμφαι* — tritt, sowohl im Sanchuniathon als in dem phönikisch- und phrygischen Mythenkreise, die Wochentochter auf; begegnet uns aber in diesen beiden Kreisen auch zuweilen als einfache Tochter und Schwester oder Gemahlin. So z. B. in der Rhodischen Sage — mit einem der Morgenröthe entlehnten Namen als — *Ἡλεκτρούνη*, die schwesterliche „Achte“ der 7 Heiaden (s. u.): so, noch deutlicher, in der phönikisch-böotischen Sage, als (des Kadmos) Schwester und Gemahlin, Harmonia: und so, am deutlichsten, in eben dieser Sage wiederholt unter den Namen eines weiblichen Esmin, einer *Ἰσμήνη*: und zwar einmal als örtliche Tochter des (wol nach einem phönikischen Wochenvater benannten) Flusses *Ἰσμοτός* und der *Μετώπη*¹⁶⁹⁾; einmal, als die von Tydeus (am Schlusse der Woche) ermordete Königstochter (s. u.); und ein drittes mal als Schwester der Gegenwoche Antigone (s. u. VIII.). Ihren vollkommensten Ritus indessen verdankt — sowie der griechische Esmunos seiner Vereinbarung mit dem Weingott Dionysos, so — die griechische Ismene der Vereinbarung mit der (ackerbaulichen) Persephone, die von ihr (wie wir sehen werden) nicht nur ihre — uns bereits als hebdomadisch wohl bekannten — Beinamen *Δέσποινα, Μεγάλα Θεά, Σώτειρα, Κόρα, Πρωτογόνη Μονογένεια*; sondern auch wol ihr grosses Mysterium des Entrückt- und Wiedergefunden-werdens, des *ἀφανισμός* und der *ἀνοδος*, des Leidens (*πάθος*), Sterbens und Wiedergeboren-werdens zuerst entlehnt und von der Feier des Wochenwechsels auf die der Saat und Ernte übertragen hat. Und wenn die Wochentochter, da wo sie nicht als Schwester, sondern als Gemahlin des Wochensohns und als Mutter der Wochentage und -nächte auftritt, mit der eigentlichen Wocheumutter — die *Καβειρίς* mit der *Καβειρώ* — zusammenzufallen scheint; so unterscheidet sie sich von dieser doch immer — eben wie sich auch der *Κάβειρος καλλιπαις ἀρρήτων ὀργισμῶν* von dem lemnischen Wochenvater *Ἡφαιστος* unterscheidet — durch ihr zeitliches Leiden und Schicksal: und wird uns als hebdomadische Schmerzensmutter namentlich noch (v) in der hohen tragischen Gestalt der Niobe begegnet.

5. Der vervielfältigte Wochengott: d. i. der in seine einzelnen Tage und Stunden zerlegte Kosmos, — der in eine kleinere oder grössere Anzahl *Κορύβαντες, Ἰδαῖοι Δάκτυλοι, Κάβειροι, Τιτᾶνες, Βελτιόνες Δαίμονες* entfaltete *Κορύβας, Ἰδαῖος, Κάβειρος, Τιτάν, Ἀγαθοδαίμων*¹⁷⁰⁾ —: zeigt wie

¹⁶⁸⁾ Korybas, Sohn oder Priester Rhea's (Diod. V, 49 Hesych. s. v.); Idaeus, S. der Chryse und des Dardanos (Steph. Byz. s. v. *Δάρδανος*); *Κάβειρος καλλιπαις* Pind. frgm. 182, f.).

¹⁶⁹⁾ Apollod. II, 1, 3. Diod. IV, 72 Schol. Pind. Ol. VI, 144 (Die, öfter genannte, *Μετώπη* bedeutet wol „Zwischenau, Binnenland.“)

¹⁷⁰⁾ Plut. de fac. Lunae XXX, 95. *Ἐκ τῶν βελτιόνων δαιμόνων τοὺς περὶ τὸν Κρόνον ὄντας ἕκαστον εἶναι, καὶ πρότερον ἐν τῇ Κρήτῃ τοὺς Ἰδαίους Δακτύλους, ἐν τῇ Φρυγίᾳ τοὺς Κορύβαντας γενέσθαι.* Ein besonders treffendes Licht auf diese Entstehung des pluralen Gottes

das letzte Beispiel beweist, diese seine Vervielfältigung schon an der Person des Sanchuniathonschen Agathodämon: ja, drückt dieselbe, nach dem Zeugniß des Mythos von *Ἡανδίων* und den *Ἡανδιανίδαι* (s. u. III), auch bereits an der Person des attischen Wochenvaters *Κέκρωψ* aus. Ihren deutlichsten und vollständigsten, von Zahl zu Zahl stufenweise verfolgbaren Ausdruck jedoch hat, wie bereits bemerkt, diese Vervielfältigung in den genossenschaftlichen Riten und Mythen des phrygisch- und phönikisch-hellenischen Kreises gefunden: in der Erscheinung jener merkwürdigen vielnamigen Genossenschaften; deren, von den alten Schriftstellern abwechselnd und gleichbedeutend gebrauchte Vielnamigkeit aber¹⁷¹⁾ offenbar auf keinem allgemeineren inneren Grund beruht, sondern nur gewisse einzelne — ethnologische und culturhistorische, genetische und religionsgeschichtliche, dogmatische und rituale — Merkmale zu bezeichnen dient. Demgemäss also heissen die genossenschaftlichen Wochengötter mit ihren Hauptnamen:

- a) ethnologisch: *Φρύγες, Κορυήτες, Σαμόθρακες*;
- b) culturhistorisch (wegen der hebdomadischen Erfindung des Feuergebrauchs und Ackerbaus): *Τιτῶνες* (Feuermänner), *Τελχίνες* (Schmelzer), *Σπαρτοί* (Saattänner¹⁷²⁾;
- c) patronymisch: *Ἠλιάδες, Ἡλιάδες* (Kinder des Ilos und Helios¹⁷³⁾;
- d) religionsgeschichtlich (mit Bezug auf frühere triemerische Genossenschaften): *Κύκλωτες, Ἀλκεΐδαι*¹⁷⁴⁾;
- e) dogmatisch (mit Bezug auf das arithmetische Element des Dogma): *Ἰδαῖοι Δάκτυλοι*, d. h. hebdomadische Finger = d. h. Zahlmänner: und endlich

aus dem singularen wirft der, mit *Κάβειροι* und *Τιτῶνες* zusammengestellte, Plural *Ἠγῆαστοι* bei Phot. Lex s. v. *Κάβειροι* (*ἰσθὶ δὲ ἦτο Ἠγῆαστοι ἢ Τιτῶνες*); und der Vergleich desselben mit den vom ägyptischen Phtha abzuleitenden *Καβείροις Παταίοις* (Hdt. III, 37). Aehnliche Plurale enthält der bekannte Vers des Aristophanes (Ekklesiaz. 1069) *ὦ Ἠρακλεῖτ, ὦ Ἡᾶνες, ὦ Κορύβαντες*; und besonders zahlreich zeigen sich dieselben in allen jenen aus einer ursprünglichen Wochenmutter entsprungnen moralisch-chronologischen *Θέμιδες, Ἀριέμιδες, Ελλείθνια, Ὡραι, Μοῖραι, Ἐριννῆες* u. a.

¹⁷¹⁾ Strab. pg. 472. Diod. IV, 49; Pausan. VIII, 37, 3. Macrob. Sat. III, 4. Serv. Aen. I, 378. Sanch. pg. 22: *ἐκ δὲ τοῦ Σουδὸς Λιόσκουροι ἢ Κάβειροι ἢ Κορύβαντες ἢ Σαμόθρακες* u. v. a. Stellen bei Lobeck, dessen Aglaophamos zur Erledigung dieses (litterarischen) Theils der Frage wesentlich beigetragen hat.

¹⁷²⁾ *Τιτῶνες* von cymr. tan. Feuer (s. u. 27). *Τελχίνες*, von *θάγειν* (schmelzen): falls der letztere Name nicht vielmehr ein ethnologischer, mit dem tyrrhenischen *Ταρχών* zusammenhängender; und falls die, jedenfalls mit der sinnbildlichen *σπίρη* (Schnur) zusammenhängenden *Σπαρτοί* (s. u. 24.) ihren ackerbaulichen Mythos nicht bloss einem Wortspiel verdanken.

¹⁷³⁾ anstatt der (besonders aus Pindar, Ol. VII, bekannten) *Ἠλιάδες*, auf Rhodos nennt Conon (Narrat. Phot. pg. 11) und Etym. M. (s. v. *Ῥαδάμανθους*) die *Ἠλιάδες*, wol als eine ältere Genossenschaft, deren Namenswechsel vielleicht noch insbesondere durch die Einführung des solaren, anstatt saturnalen Wochenmodus veranlasst wurde.

¹⁷⁴⁾ als *Κύκλωπες Γαστροχέριες* in der Akrisiossage: als *Ἀλκεΐδαι* (Schol. Pind. Isthm. III, 82) in der Sage von Megara und Herakles — dem Idischen oder phönikisch-thebanischen (s. u. III), auf den dieser Entwicklungsmythos der alten triemerischen *Ἀμ-αλκεΐδαι* (s. o. 15.) wol hauptsächlich des Namens wegen übertragen worden.

f) ritualisch, mit pluraler Anwendung eines jener (oben angeführten) gottesdienstlichen Titel des Wochengöttes: *Διόσκουροι*, *Ἄνακες* (*Ἀνακτες*) *Θεράποντες* *Ἱερεῖς* (*Θεοῦ*, *Θεῶς*) *Κορύβαντες*¹⁷⁵), *Θεοὶ Μεγάλοι* oder *Κάβειροι*.¹⁷⁶) Und eben wie die Wochengötter zwei dieser Benennungen, *Κίκλωπες* und *Ἀλκείδαι*, von älteren chronologischen Genossenschaften entlehnt haben, haben dann auch umgekehrt diese letzteren sich einige der späteren hebdomadischen Bezeichnungen angeeignet und erscheinen nun sämmtlich als *Ἄνακες*, *Ἀρχηγέται*, *Διόσκουροι*, *Θεοὶ Μεγάλοι*, *Κάβειροι* — und zwar unter diesem letzteren Namen besonders jene (öfter erwähnten) dreijahreszeitlichen *Κύκλωπες*; unter dem Namen *Διόσκουροι* aber vorzugsweise die beiden Götter des Tag- und Nachtwechsels.¹⁷⁷) — Für die rituale Verpersönlichung dieser vervielfältigten Wochengötter war zunächst offenbar, wie schon bei den älteren chronologischen, namentlich triemerischen Gottheiten, das Geschwisterliche und Verwandtschaftliche bestimmend: und verlieh denselben eine, jenen kyklopischen Drillingen ähnliche, siebenfach übereinstimmende Gestalt und Bildung, sowie zugleich gewisse den Namen jener *Τρισπάτορες*, *Πάτροκλοι* und *Ἀμαλκείδαι* (s. o. 13) entsprechende Verwandtschaftlichkeits-Benennungen, wie *Θεοὶ Ὀμόγνιοι*, *Πατρῶοι*, *Γενέθλιοι* — *Dii sociales*, (*consentes*).¹⁷⁸) Neben dieser Verwandtschaftlichkeit aber zweitens bestimmt wurde die rituale Darstellung und Benennung der hebdomadischen Genossen durch den Begriff der Getheiltheit und, persönlich gefasst, Kleinheit, so dass wir dieselben nun gewöhnlich als Knaben oder Kinder auftreten¹⁷⁹); und diese ihre

¹⁷⁵) *Κορύβας* wol von dem chald. קרב qrb (*accedere*, *ministrare*, *offere*) קרב minister, sacerdos.

¹⁷⁶) כבירים Cabrijm von כבב cabar gross: welcher, etymologisch wie historisch unzweifelhaften, Ableitung gegenüber, der treffliche Welcker freilich, in seinem Glauben an eine autochthone Vollkommenheit des Hellenenthums, fortwährend darauf bestanden hat den Namen, mit Bezug auf die lemnischen Feuerkabeiren, von *κατειν* abzuleiten (und zugleich die Zusammengehörigkeit der Kabeiren mit den übrigen genossenschaftlichen Wochengöttern zu leugnen): — eben nur zum Beweis der zeitweiligen Macht einer pseudo-wissenschaftlichen, ästhetisch-mythologischen Doctrin, die, indem sie, zu Gunsten eines einzelnen Volkes, den grossen Zusammenhang der Geschichte aufhob, dieses Volk selbst seines eigentlichsten Werthes beraubte; und indem sie gegen den angeblichen Mysticismus (vielmehr „kosmischen“ Missverstand) Creuzerscher Ideen protestirte, selbst einem viel stärkeren Mysticismus huldigte: dem Glauben an das *πνεῦμα ἀγέννητον καὶ πρωτόγονον* eines einzelnen nationalen Genius.

¹⁷⁷) Dafür dass die spartanischen *Σιώ* oder *Κάστορες* den Namen *Διόσκουροι* erst einer Rückübertragung verdauen spricht der vorherrschend plurale Gebrauch dieses Namens.

¹⁷⁸) Plat. Legg. V, 728. D. *ξυγγέειαν καὶ θεῶν ὁμογνίων κοινωνίαν τιμᾶν*. IX, 879. D. *θεῶν γενεθλίων* Julian. Or. II, 86. Ep. ad Athen. p. 272. D. Liv. XL 22. u. a. Stellen bei Lobeck (Aglaph 766—779, 1237—1240), in denen jedoch der Name immer schon eine mehr irdische Anwendung erfahren hat und die ursprüngliche Götterverwandschaft sich, dem späteren religiösen Gebrauch gemäss, in eine Schutzherrlichkeit des menschlichen Geschlechterwesens umgedeutet findet.

¹⁷⁹) Pausan. X, 28, 3. *ἄνακτες παῖδες*. Hygin. Fab. 139 *impuberes*. Martial IX, 21 *Curetes semiviri*. Sil. XVII, 20. *semivirique chori*.

kinder- oder auch zwerghafte Gestalt dann gleichfalls verschiedenen der älteren chronologischen „Genossen und Gesellen“ mittheilen sehen, — namentlich z. B. den phönikisch-ägyptischen *Παταίζοις*, sowie wol auch allen jenen, mit geschlechtlichen und häuslichen Begriffen vereinbarten, Lares, Penates, Genii, Amores, Gutgesellen, Goodfellows, Kobolden der tyrrhenisch-römischen und skythisch-germanischen Religionen;¹⁸⁰⁾ — denen nur die Verpersönlichungen kleiner räumlicher Maasstheile, — die *Ἦνυμαῖοι*, Cubiti, Digitii (Praenestini), Däumlinge und ursprünglicheren (nicht Idäischen) *Ἄκτινολοι* — als selbständige, obwohl verwandte, kleine Götter zur Seite stehen. Wol erst viel später haben die phrygischen Genossen angefangen diese ihr Erscheinen bestimmenden gemeinsamen Züge der Verwandtschaft und der Kleinheit allmählich zurücktreten zu lassen hinter einer mehr gesonderten, — zuerst nur numerischen, dann wirklich planetarischen Bezeichnung; welche letztere, bis zur schliesslichen vollkommenen Vereinbarung mit den älteren Götternamen, das Allmähliche ihres Entstehens namentlich durch zwei Merkmale bekundet: einmal, das Unsichere, noch zwischen verschiedenen Eigenschaften des Planeten Schwankende der Gleichung selbst; und zweitens, das Verhüllte, Allegorische, Adjectivisch-mehrfache des Ausdruckes. Von den beiden im chaldäischen Wochendogma verbundenen Elementen, dem bürgerlich-chronologischen und dem himmlisch-planetarischen, hat bei den Völkern des phrygisch-hellenischen Mythenkreises das erstere, angelehnt an die Triemerie, nicht nur viel früher Wurzel geschlagen als das letztere, sondern hat auch, nachdem dieses endlich durchgedrungen, zwischen ihm und dem älteren Sonnen-, Mond- und Planetendienst einen Unterschied des Namens und Begriffes noch lange fortbestehen lassen: so dass die Sieben, während sie unter ihrem älteren Namen als gesonderte Götter fortherrschten, sich dem Pantheon einer gemeinsamen Verehrung zuerst nur gleichsam anonym, nur unter allerlei umschreibenden Namen haben einordnen mögen. Die hauptsächlichsten dieser Namen aber, sowie uns die damit planetarisch bezeichneten Wochentage als selbständige Wochengottheiten begegnen werden, sind, ausgehend von dem älteren religiösen Namen und Begriffe, die folgenden:

- a) Sol, der höchste sinnbildliche Gott des Tages und Jahres, Himmels und Lichtes: heisst, anstatt *Ἥλιος*, *Ζεύς*, *Ἀπόλων*, nun: *ὑπερίων*-Himmelssohn, *Φοῖβος*, *Φαέθων* Leuchtend, *Ἡωδερκίης* Allschauend, *Χρύσειππος* Goldrossig, *Ἀνίκητος* Unbesiegt: oder auch, mit zwei lichtschallsymbolischen, vom Wolfsgebrüll und Hahnenschrei hergenommenen Namen: *Λυκεῖος*, *Λυκάων* und *Λυκοῦργος*, *Ἡλέκτωρ* und *Ἠλεκτροῦων*¹⁸¹⁾:

¹⁸⁰⁾ vgl. Lobeck *Aglaoph.* pg. 1243. Grimm, *D. M.* pg. 468.

¹⁸¹⁾ S. o. Anm. 5): und vgl. zu *Ἡλέκτωρ*, (*Ἠλέκτρα*, *Ἄλεκτωρ*) das griech. *ἄλεκτρον*,

- β) Luna, die höchste sinnbildliche Göttin der Nacht und des Monats, der Zahl und Zeit: heisst, anstatt *Σελήνη*, *Ἥρα*, *Ἀρτεμις*, nun: *Νεαῖρα*, *Νεήρις*, Jungfrau; *Παιρῶα*, wol s. v. a. *ἀδελφή* Schwester, Base (des Helios)¹⁸²). *Λαδοῦχος*, *Λάειρα* Fackelträgerin; *Φωσφόρος*, *Προφῶρος*, Lucifera, *Φοίβη* Lucens, *Τοξοφόρος* Bogenträgerin, *Ἀγροτέρα*, *Ἵορεια* Jägerin, *Λεύκιππος*, Weissrossig: oder auch, mit Anwendung verschiedener unhellenischer Namen und zugleich gelegentlichem Wechsel des Geschlechts, *Ἴρις*, *Ἰριγένεια* *Ἰριάνασσα*)¹⁸³; *Ῥοῖτος*, *Προῖτος*, *Πρωτεύς*, *Ἵορθία*;¹⁸⁴) *Ἀκτις*; *Τιτύος*, (*Τυδεύς* *Τευθρόνη*)¹⁸⁵);
- γ) der Morgenabendstern Mercur; der wegen seiner Sonnennähe als ein, mit dem Tag- und Nachtwechselgotte vereinbarter, Gottessohn und Gottesbote — Nebo, Knepli, Hermes —; oder auch, wegen seiner morgenabendlichen Doppellerscheinung¹⁸⁶), als ein göttliches Geschwisterpaar Hermes-Hestia; oder auch ein halbgöttliches Zwillingspaar, das lakedämonische Dioskurenpaar, verehrt wurde¹⁸⁷): heisst

(nebst dem mythischen *Ἀλεξιφρόν*. Hom. Il. XVII, 602; Eustath. Od. pg. 1598) und das latein. *glocire* (sowie, hinsichtlich der Uebertragung, *canorus* und *candidus*). — Zu *ἀνίκητος* vgl. das Zendische Bw. des Mithrad. aiwihúra. — *Φοῖβος* ist wol turanischen, mit dem lappischen Beire (Sol) zusammenhängenden, (lichtschallsymbolischen) Ursprungs.

¹⁸²) cf. Pausan. II, 9, 6. *Ἄστειος* (in Sikyon) *ὀνομαζομένη Παιρῶα* — *κλονι εἰκασμένη*: hinsichtlich der (hier gegebenen) Erklärung welches Namens vgl. Anm. 179) und (VIII) die Erörterung der mit demselben zusammenhängenden Patroklossage.

¹⁸³) *Ἰφις*, Iphi-s, wol ein „Mond“ bedeutendes (mit *Ἰσ* splenduit, Bari spr. japa luna kottisch *chip mensis* zsh.) Wort skytho-semitischen Ursprungs, das, in seiner einfachen Form, der griechische Mythos uns bald als Mann — Sohn des Sonntags (Alektor) und Vater des Dienstag (Eteoklos); bald als Jungfrau — Geliebte des Patroklos —; bald als verwandelten Jungfrau-Jüngling vorführt.

¹⁸⁴) Diese, offenbar zusammengehörigen, Formen weisen auf ein ursprüngliches roth (umgestellt orth), das durch den vorgesetzten Artikel *p-Ἥροῖτος*, *Ἥρωτ-εύς* — seine ägyptische Herkunft bezeugt, und das sich in seiner ursprünglichen Form als Name des, nach einer Protestochter benannten (Tzetzr, Lykophr., 583, 1161), troischen Vorgebirgs *Ῥοιτεῖον* erhalten hat: — über die Proitos- und Proteussage s. u. VII.

¹⁸⁵) *Ἀκτις*, wol zsch mit ägypt. aah luna: — Ueber die mit dem phönik. Taut, ägypt. Thot, kymr. Tydain zsh. Mondnamen s. u. VIII.

¹⁸⁶) über diese, viel näher als die der Venus zusammengränzende und desshalb viel deutlicher erkennbare, Doppellerscheinung des Mercur, sowie über seine Doppelköpfigkeit oder Bekleidung mit doppeltem Pschent auf ägyptischen Denkmälern s. Salmas de ann. clim. pg. 73. Ptolem. Tetrabl. I, 6, 7. u. Leps. Chron. pg. 95.

¹⁸⁷) Dass die beiden Sterne über den Häuptern des Tyndaridenpaares nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, den Venus-, sondern den Mercurplaneten bedeuten, erhellet theils aus der innigen Verwandtschaft dieses lakedämonischen Dioskurendienstes und -mythus mit dem des Hermes; theils aus dem sowohl genossenschaftlichen als nebenbuhlerischen Verhältniss der Tyndariden zu den wirklichen Venusdioskuren, den stärkeren und wilderen, aber weniger göttlichen messenischen Aphariden: mit denen sie einerseits um die beiden schönen Leukippstöchter (Morgen- und Abendröthe) streiten; andererseits sich mit ihnen — nach dem Zeugnis des von Idas geviertheilten Stieres und der folgenden drei Wechselzweikämpfe, (Pind. Nem. X, 60) — als abwechselnd gemeinsame *Φίλαξες* (Kastor, Lynkeus, Polydeukes, Idas) in die Hut der vier Nachtwachen theilen. Auch bildet die morgenabendliche Zusammengehörigkeit des Mercur, die hinsichtlich der Venus den Griechen erst durch Pythagoras — d. h. die chaldäische Woche —

nun wegen seines hellblinkenden Scheines *Σίλλβωρ*¹⁸⁸); oder, diesen — zugleich der ersten Morgendämmerungentsprechenden — Scheinlichtschallsymbolisch ausgedrückt, *Κρηός*, Widdergott; oder wegen seiner kosmischen Grenzstellung, *Οὐδαῖος*, Schwellengott; oder wegen seines morgenabendlichen Widerstreites, *Ἀντίμαχος*; oder wegen seiner (obenerwähnten) sinnbildlichen Verbindung mit dem Agathodämon: *Ἐοφίτης*, *Πολύδωρος*, *Παιωνῆος*, *Ἀριστιόδημος*:

- d) der Venusplanet: der früher (wie wir gesehen) unter Gestalt der zwei Messenischen Aphariden Lynkeus und Idas, oder der beiden (die Heerden der Insel Thrinakia hütenden) Schwestern Lampetia und Phaethusa; oder auch unter Gestalt der Geschwisterpaare Phaethon und Hesperis, Phrixos und Helle, Dirke und Antiope verehrt wurde; heisst nun mit verschiedenen einfachen, die beiden Erscheinungshälften zusammenfassenden Namen¹⁸⁹): bald, eben wegen dieser Gegenseitigkeit, *Ἀνταῖος* (der desshalb, im Mythos, um so mächtiger ist, je mehr er den Boden berührt); oder wegen seiner doppelten wetteifernden Aehnlichkeit sowohl mit Sol als mit Luna¹⁹⁰) gleich beiden (wie schon früher) *Φαέθων*, gleich Sol, *Ἰπερίων*, und gleich Luna, *Φωσφόρος*, Lichtbringer, *Τοξόζλευτος*, Bogenberühmt, *Θηρίμαχος* Thierschütze: oder, wegen des mit diesem Wetteifer verbundenen Uebermuthes, *Ἰπερήνωρ*: oder heisst mit seinem von dem messenischen Lucifer überkommene Namen, *Ἰδας* —

Idas, so der gewaltigste war der erdengebornen
Sterblichen einst —¹⁹¹):

- e) Mars: der wegen seiner feurigen blutrothen Farbe wol schon frühe als ein Sinnbild des Kriegsgottes angebetete Planet, heisst nun, bald mit Umschreibung dieses Gottes: *Πέλωρ*, Riesig, *Νεφρίβτος* Gewaltsam, *Ἀρήϊων*, *Ἀρήϊ-κόων*, Spalter, Fechter, *Μελάνιπτος* Schwarzrossig, *Κλέμενος*, *Κλειόδοξος* Ruhmreich: bald, mit dem Namen des kriegsberühmten (mit der *Κλυμένη* vermählten) Titanen, Japetos; oder mit dem

bekannt geworden sein soll, (Diog. Laert. VIII, 14; IX, 23. Plin. H. N. II, 8. Achilles Tat. l. l.) offenbar, mythisch ausgedrückt, schon den Inhalt des, doch wol vorhebdomadischen, Märchens (Hom. II. III. 243) von dem Wechseldasein des Zwillingspaars und seines in je 2 Hälften getheilten Lebens und Sterbens.

¹⁸⁸) Achilles Tat. ὁ τοῖνον τοῦ Ἐρμοῦ ἀσθήρ καλεῖται παρὰ μὲν Ἑλλήσιν Σίλλβων: wesshalb auch (wie wir sahen) die Grossmutter des Asklepios (Hermes-Kosmos) *Σίλλβη* heisst Eustath. Hom. p. 330, 24.

¹⁸⁹) auf die Einführung dieser (der chaldäischen Woche von Haus aus zu Grunde liegenden) richtigen Erkenntniss in Griechenland (wo sie, wie wir sahen, durch Pythagoras, Parmenides oder Ibykos eingeführt worden sein soll) deutet auch wol die mythische Nachricht des Varro (Augustin C. D. 21, 8), der Abendstern habe unter König Ogyges Lauf und Gestalt verändert.

¹⁹⁰) Plin. H. N. II, 6. Infra Solis ambitum ingens sidus, appellatum Veneris, alterno metu vagum, ipsisque cognominibus aemulum Solis et Lunae: praeveniens quippe et ante matutinum exoriens, Luciferi nomen accipit, ut Sol alter diem maturans, contra ab occasu refulgens, nuncapatur Vesper, ut prorogans lucem vicemque Lunae reddens.

¹⁹¹) Hom. II. IX, 558: der Name *Ἰδας* (zusammenhängend mit dem Namen der Göttin Ida

des ägyptisch - phrygischen Kriegsheroen Herakles¹⁹²), — oder mit dem des blutigen Todesgottes, Hades: bald auch heisst er nur wegen seiner feurigen Farbe — gleich dem phönikischen Baal Chamon — *Πυρόεις*¹⁹³):

- f) Jupiter: der, gegensätzlich zu dem blutigen Mars und zu dem übermüthig-jähen Lucifer, wegen seines sonnengleich fortleuchtenden und den Sternenhimmel beherrschenden blitzenden Glanzes wol schon früh als ein heiteres nächtliches Sinnbild des Tages- und zugleich des Wettergottes verehrt wurde: heisst nun, mit Bezug auf diese Verehrung, *Κρέων*, *Κροοντιάδης* (König, Königssohn), *Ψυσιστος*, *Μήμιστος*, (Höchster, Grösster); oder, in Vereinbarung mit dem herrschenden Gott des Titanenalters, *Κρόνος*; oder heisst auch, wegen seines sonnengleichen Lichtes (abwechselnd mit Sol, Luna und Lucifer) *Φαέθων*, der leuchtende, und (abwechselnd mit der Electra Sohn) *Ίασίων*, *Ίάσιος* der Glänzende¹⁹³):

und endlich η) Saturn: jedenfalls der bedeutsamste Planet der chaldäischen Woche, der er seine besondere göttliche Verehrung ausschliesslich verdankt, und von der er deshalb auch, als geheimnissvolle Burg und Warte des im siebenten Himmel thronenden Ordners und Schöpfers des Kosmos, seine diesem entnommenen Benennungen ausschliesslich empfangen hat: also hauptsächlich die (schon oben erwähnten) Benennungen: eines Hintersten, Aeltesten: *Ίτανος*, *Ωλήγν*, *Ούλωμοός*; eines Gefesselt-fesselnden; *Έχίων*, *Όχιμιος*; eines, mit Meer und Ocean vereinbarten, allumschliessenden: *Όκέανος*, *Ποσειδών*; eines Zählenden, Messenden: *Κοϊτος*, *Μελάμπους*; eines Spähenden, Nachsinnenden, Prophezeienden, Offenbarenden: *Γύγης*, *Όργυγος*, *Γληγρός*, *Έπιμιθήδης*, *Φαίνων*: — eines Allgöttlichen: *Πανδίων*.

Und allen diesen planetarischen Namen werden wir also nun sofort bei Erörterung des allmählich sich entfaltenden phönikisch-phrygisch-hellenischen Wochengottes als Bezeichnungen der einzelnen Wochentage in immer wachsender Vollzähligkeit begegnen: und werden den Faden dieser zugleich arithmetischen und appellativen Entwicklung, von der Dreizahl der Halbwoche bis zur vollen Achtzahl, eine lange Stufenfolge grösstentheils unregelmässiger

und der *ν* id. s. o.) bezeichnete den Idas Lucifer wol als morgendlichen Halbirer des *Νυχθήμερον*: zu welcher Tageszeit er auch seinen (von Homer besungenen) kühnen Kampf mit Apollon um die schöne Marpessa-Morgenröthe besteht und von dieser schliesslich dem Gotte vorgezogen wird, aus Besorgniss, Apollon werde sie verlassen, sobald sie — wie Tithonos, Daphnis und Daphne — altere und schwinde —: eine jener reizenden, zuerst von Max Müller dichterisch erkannten, Morgenrothsallegorien.

¹⁹²) Etym. M. *Πυρόεις*, ὁ ἀστὴρ, ὃν Ἄρης ὑπὸ μὲν Ἑλλήνων Ἄρης λέγεται, ὑπὸ δὲ Αἰγυπτίων καὶ ἀστρονόμων Πυρόεις, ὑπὸ δὲ Χαλδαίων Πραζλῆς. Macrob. S. III, 12. Serv. Aen. VIII, 285 Chaldaei stellam Martis Herculem dicunt, quos Varro sequitur. cf. Plin. H. N. II, 6. Achill. Tat. I. I. Aristot. d. m. II, 7. Mov. I, 188.

¹⁹³) Achilles Tat. I. I. δεύτερος ὁ Λιός, καθ' Ἑλληνας Φαέθων: — über *Ίασίων* (von kymr. ias) vgl. o. 6.

Moden (s. o. 19) zusammenhängend durchlaufen sehen, — und zwar am zusammenhängendsten bei den, bereits in der Triemerie wurzelnden, thebanischen Alkeiden und den (sogleich hier kurz mitaufzuführenden, später genauer zu erörternden) Niobiden. Die einzelnen auf diese Weise zur Entwicklung gelangenden hebdomadischen Zahlen aber sind die folgenden:

- A) Die noch auf die alte Triemerie zurückweisende, zugleich aber bereits eine Halbwoche bedeutende, Drei und, mit besonderer Unterscheidung der Nächte, Sechs: z. B. die *Τριὰς Κορυζῆτις* auf Kreta¹⁹⁴); und die 3 *Κάβειροι* und 3 *Καβειριίδες* auf Lemnos und Imbros¹⁹⁵); die 3, als Kolmos (Kelmis), Damnamenos, Akmon (?3, 2, 1) aufgeführten — wol die 3 helleren, mittleren Planeten darstellenden — Dactylen von Kypros¹⁹⁶) und desgleichen die 3 bereits planetarisch benannten Alkeiden: *Θηριμάχος*-Lucifer, *Αηζόων*-Mars *Κροοντιάδης*-Jupiter¹⁹⁷):
- B) Die den Ergänzungsfesttag — die spätere Mittwoche — mit einschliessende Vier: z. B. die obgenannten 3 Alkeiden, nebst dem als Kosmos hinzutretenden *Ὀρίτης*-Mercur¹⁹⁸):
- C) Die nur die eigentlichen kleineren Planeten umfassende — einen der unregelmässigen Moden $\frac{2}{5}$, $\frac{1}{5}$, $\frac{5}{5}$ (s. o. 19) darstellende — Fünf und Zehn: z. B. die 5 Kureten nebst 5 Kuretischen Nymphen¹⁹⁹): die (nach $\frac{1}{5}$ lunarer Zählung geordneten) 5 thebanischen Alkeiden: *Αηιμάχος*-Mercur, *Κλύμενος*-Mars, *Πληρός*-Saturn, *Θηριμάχος*-Lucifer *Κροοντιάδης*-Jupiter²⁰⁰); desgleichen, nur mit Vorausstellung des *Ἡρακλῆς*-Mars als zugleich des *Παρασιάντης*-*Κόσμος*, die 5 wettlaufenden Dactylen von Olympia: *Ἡρακλῆς*-Mars, *Παιωνάιος*-Mercur, *Ἐπιμήδης*-Saturn, *Ἰδας*-Lucifer, *Ἰάσιος*-Jupiter²⁰¹): und so auch, aber nach $\frac{1}{7}$, mit Weglassung Sols und Lunas geordnet, die 5 *Σπαρτοί*

¹⁹⁴) Nicom. Phot. pg. 215.

¹⁹⁵) Pherekyd. bei Strab. pg. 472.

¹⁹⁶) Schol. Apollon. I, 1126. Clem. Alex. I, 362: indem ich nehmlich die, gewöhnlich (mit Bezug auf die von den Dactylen erfundene und geübte Schmiedekunst) durch „Esse, Hammer, Ambos“ übersetzten 3 Namen (Welcker. Gr. G. L. III, 177) vielmehr für Hellenisirungen alter phrygisch-turanischer, dem finnischen yksi 1, toinen 2, kolmos tertius entsprechender, Zahlwörter halten möchte, die sich hier in umgekehrter Folge der von Jupiter ab gezählten mittleren Planeten aufgeführt finden; — und auf diese numerische Bedeutung des Kolmos (Kelmis) insbesondere deutet auch wol das Märchen von seiner Verwandlung in einen Stein, weil er dem Zeus oder der Rhea die Unsterblichkeit (ewige Fortdauer) abgesprochen habe, Ovid. Met. IV, 282. Zenob. IV, 6. vgl. u. 24.

¹⁹⁷) Apollod. II, 4, 11. Schol. Pind. Isthm. III, 104. Böckh. pg. 588. Eustath. Hom. pg. 1638, 38. Eurip. Herc. fur. 995.

¹⁹⁸) Apollod. II, 7, 8. Hygin. fb. 32: mit dem *Ὀρίτης* gleichbedeutend ist wol der bei Euseb. (l. l.) genannte *Ἀριστόδημος*.

¹⁹⁹) Diod. V, 16. Hesiod fr. 1291. (Strb. p. 471.)

²⁰⁰) Pherekyd. bei Schol. Pind. l. l.

²⁰¹) Pausan. V, 7, 4; 14, 5 (in welcher zweiten Stelle sich die Fünf, wieder mit Vorausstellung des Herakles und zugleich mit Vorwegzählung der Venus (s. o. Anm. 74): *Ἡρακλῆς*, *Ἐπιμήδης*, *Ἰδας*, *Παιωνάιος*, *Ἰάσιος*; nach $\frac{2}{5}$ geordnet finden): Schol. Hephaest. pg. 158.

der Kadmossage: *Ἐχίων* - Saturn, *Οὐδαῖος* - Mercur, *Κρόων* - Jupiter, *Ἵπερήνωρ* - Lucifer, *Πέλωρ* - Mars²⁰²):

- D) Die zu diesen Fünf den Kosmos-Kasmilos noch gesondert aufnehmende Sechs: z. B. die 5 Titanen der Imbrischen Inschrift *Κοῖος* - Saturn, *Κρεῖος* - Mercur, *Ἵπερίων* - Lucifer, *Ἴαπετός* - Mars, *Κρόνος* - Jupiter, nebst dem vorweggehenden *Κασμήλας Ἵναξ* (s. o. Anm. 116.):
- E) Die, Luna mit einschliessende, Sol als festlichen siebenten Tag noch ausschliessende, nach $\frac{6}{7}$ lunarer Zählung geordnete, Sechs und Zwölf: z. B. die 6 Telchinen auf Rhodos²⁰³; die 6 Niobiden bei Hellanikos und 12 bei Homer und Pherekydes (s. u. V): — oder aber dieselbe, nach $\frac{5}{7}$ (himmlischer Folge, lunarer Zählung) geordnete Zwölf, und zwar so, dass Luna nun die solare Stelle in der Mitte, sowie zugleich den saturnalen Namen *Κοῖος* einnimmt, Saturn als *Ἵκείανος* aber dafür die Reihe anführt: nemlich in der Hesiodischen (zugleich die Venus vorwegstellenden) Aufführung der 6 Titanenpaare: *Ἵκείανος* - *Τηθύς* - Saturn, *Ἵπερίων* - *Θείη* - Venus, *Κρεῖος* - *Εὐρυβία* - Mercur, *Κοῖος* - *Φοίβη* - Luna, *Ἴαπετός* - *Κλύμενος* - Mars, *Κρόνος* - *Ῥέα* - Jupiter²⁰⁴). Und in derselben himmlischen Ordnung, — mit richtiger Umstellung des, jetzt als Zeus gefassten, siebenten, jüngsten Planeten, während der sechste Planet dem *Κρόνος* - *Ποσειδῶν* zufällt, — erfolgt dann auch die Geburt der 6 Kronoskinder: *Ἔστια* - Mercur²⁰⁵, *Ἥρα* - Venus,²⁰⁵ *Δημιήτηρ* - Luna, *Ἄδης* - Mars, *Ποσειδῶν* - Jupiter, *Ζεύς* - Saturn: von denen also bei der Verschlingung oder Division ($\frac{5}{7}$) — mittelst des, Zahl und Rechnung versinnbildlichenden, wunderbaren Steines — Zeus als letzter Planet allein übrig bleibt; die übrigen 5 aber dann bei der Wiedergeburt die umgekehrte (saturnale) Folge einnehmen (vgl. 19 und 23. 26. III.):
- F) Die, Sol mit einschliessende, Sieben und Vierzehn: z. B. die 7 *Κύκλωπες* von Tiryns, die 7 *Κορύβαντες* (des *Σάκος* und der *Κόμβη* Söhne) auf Euböia; die 14 Niobiden der Tragiker, — sowie die 7 Söhne und 7 Töchter Medeas und Jasons²⁰⁶):
- G) Die anstatt der Hebdomas noch (dem Namen nach) als Ennema fort-dauernde, oder auch bereits als Decade, mit Weglassung des letzten, festlichen Tages eingetretene Neun und Achtzehn: z. B. die 9

²⁰²) Schol. Eurip. Phoen. 670: während statt des hier richtig aufgeführten *Κρόων* die anderen Angaben irrtümlich einen, offenbar aus (falscher) Erklärung des *Οὐδαῖος* entsprungenen, *Χρόνιος* nennen.

²⁰³) Diod. V, 55.

²⁰⁴) Hesiod. Theog. 337sqq.

²⁰⁵) je nach Vorwegstellung Mercuris oder der Venus erscheint bald Hestia (Hes. Theog. 453, Hom. H. Ven. 22. Apollod. I, 1, 5), bald *Ἥρα* (II. IV, 59) als ältestes Kind: über *Ἥρα* - Venus s. Plin. H. N. II, 6. Aristot. de m. II, 7. u. vgl. u. 23.

²⁰⁶) Apollod. I, 9, 28. Diod. IV, 54. Schol. Eurip. Med. 276: nach welchen Anführungen die stufenweise wachsende Zahl dieser Jasoniden zu der der Alkiden eine, jedoch weniger deutliche, Parallele bildet.

Telchinen auf Rhodos²⁰⁷) 9 Korybanten auf Samothrake²⁰⁸); 18 Niobiden bei Sappho:

- H) Die, neben den Sieben, den Kosmos Esmun mit einschliessende, Acht, diese hebdomadische Vollzahl des Xenokrates und Sanchuniathon: die wir später unter grösstentheils vereinbarten Benennungen als ägyptischen und thebanischen Achtgötterkreis (23); unter mehr selbständigen als die 8 Gottheiten der thebanischen Tempelthore, nebst dem Ismenion, (VII) zu erörtern haben werden; die uns aber auch schon in zwei unserer hier vorliegenden Genossenschaften, den Heliaden von Rhodos und (noch einmal) den thebanischen Alkeiden, deutlich entgegentritt. Die von Helios (als Wochenvater) mit der Rhodos (als Wochenmutter, vgl. 24) erzeugten 7 weisen Heliadischen Brüder bilden eine, wie schon bemerkt, statt der Iliadisch-saturnalen eingetretene²⁰⁹), solare Woche: *Χρῦσιππος* - Sol, *Ἰακίς* - Lunus, *Μακαρεῖς* - *Ἡρακλῆς* - Mars, *Τεργάγης* - Mercur, *Ζεὺς* - *Γριώπας* - Jupiter, *Φαέθων* - Lucifer, *ἽΟχιμος* - Saturn: zu welchen 7 Brüdern nun noch die (auch bereits erwähnte) *Ἡλεκτιρῶνῃ* als Achte, — als eine mit der Sonne vereinbarte Ismene — hinzutritt; wahrscheinlich aber als solche noch den, zugleich als Mercur und Kosmos auftretenden, Tenages — den von seinen Brüdern (beim Wochenwechsel) ermordeten Weisesten der Sieben — zum Genossen hat²¹⁰). Und nicht minder erkennbar als diese Heliadische ist die Alkidische Ogdoas, die in ihrer (von Stufe zu Stufe vollgewordenen) Namensfolge nun einen 12stündigen ($\frac{1}{2}$) saturnalen Modus beschreibt: *Πολύδωρος* - Saturn, *Μενεβρόντης* - Mercur, *Ἀνίχιτος* - Sol, *Μηκιστοφόνος* - Jupiter, *Ἠάτροκλος* - Lunus, *Τόξόκλειτος* - Lucifer, *Νερσίβιος* - Mars: nebst dem als Achter hinzutretenden *ἽΟφίτης* - *Ἀρσισιόδημος*, der, wie er früher am vierten Tage den Kosmos der Halbwoche, jetzt, — wol als Protogonos am Polydorostage — den vollen Kosmos darstellt und zugleich anhebt²¹¹):

Und zu allen diesen genossenschaftlichen Wochentagszahlen kommt

²⁰⁷) Strab. XIV, pg. 654.

²⁰⁸) Pherekyd. bei Strab. pg. 472 (fr. XXXI) Schol. Plat. pg. 377 B. ὦν ἀριθμὸν οἱ μὴν ἐννέα, οἱ δὲ δέκα λέγουσι.

²⁰⁹) Pind. Ol. VII, 72. ἐπὶ σοφώτατα νοήματ' ἐπὶ προτέρων ἀνδρῶν παραδειξαμένους παῖδας.

²¹⁰) Pind. Ol. I. I. u. Schol., Diod. V, 56. 57. cf. 81: über Makarens, Makaris als einen ägypto-libyschen Beinamen des Herakles s. Pausan. X, 12, 2 Plin. H. N. V, 8, Gesen. Mon. Num. Tb. 27. 44. und vgl. Mov. I, 417 ff.: — von den übrigen Namen etymologisch undeutlich ist nur *Τεργάγης* (vielleicht zsh. mit chald. ܪܪܗ confabulari, verhandeln); und ausserdem die beiden abwechselnd mit *Χρῦσιππος* und *ἽΟχιμος* angeführten: *Κέρκαφος* und *Κάνθαλος* (wol = *Κάανθος*. s. u. III. VII.).

²¹¹) Daher wol auch der, sonst gewöhnlicher dem Sohne als dem Vater zugetheilte Name *Πολύδωρος* (s. u. IV) für den Saturnstag; während *Μενεβρόντης* sich vielleicht als eine Hellenisierung des ägyptischen Me-n-Phra Sonnenlieb, eines Beinamens des Kneph, erklären lässt. *Μηκιστοφόνος* ist nur eine weitere Umschreibung des *Μήκιστος*.

schliesslich noch J) die Zahl der Wochentagsstunden, — also insbesondere die bereits angeführte Zweiundfunfzig und (unregelmässig) Funfzig: deren Namensfolge uns die alten Mythologen in den Listen der Danaïdinnen, Aegyptiden, Lykaoniden, Thespiaden, Argonauten und (theilweise) calydonischen Jäger verschiedentlich überliefert haben, ohne dass sich freilich darin die ursprüngliche planetarische Bezeichnung noch zusammenhängend wiedererkennen liesse. Den grossentheils dunkeln und zweifelhaften Planetennamen hat der Mythos noch verschiedene andere, theils tageszeitliche — wie *Νύκτιμος*, *Ἰππόλυτος* —, theils arithmetische — wie *ὑπερινώστρα* — beigemischt; hat indessen bei einer beträchtlichen Anzahl derselben, und zwar nicht nur der einfachen sondern auch der gepaarten, die uns nun bereits wohlbekannten Bezeichnungen, wenn auch nicht in planetarischer Folge, doch an sich noch deutlich erhalten: so z. B. für die Saturnsstunde die Namen Phineus, Pandion und Kallidike; für die Jupitersstunde, Mekisteus; für die Marsstunde, Kleodoxos, Makareus, Hyperbios und Kelaino; für die Solstunde, Lykos und Agaue, Chryssippos und Chryssippe; für die Venusstunde, Lynkeus, Idas und Hippodike, Dryas und Eurydike; für die Mercursstunde, Imbros und Euipe; für die Lunastunde, Phoebe, Glauke, Aktis und Glaukippe, Proteus und Gorgophone²¹²).

Die ganze hier religionsgeschichtlich erörterte Vervielfältigung des althellenischen Wochengottes aber fand, wie wir gesehen, ihre eigentliche rituale Erläuterung und Besiegelung in dem — allwöchentlich gefeierten — Mysterium des *διαμέλισμος* und der *κροουγγία*, in dem *ὄργιασμός ἄφῆτος* des geschlachteten, zerrissenen, genossenen und wiederzusammengekochten Gottes: ein orgiastischer Ritus der von dem mildern, allgemeineren der Entrückung (*ἀφαισμός*) nur sehr allmählich und theilweise verdrängt wurde, und der sich in seiner ursprünglichen blutigen Knabenopfergestalt namentlich als ein Theil des böotischen Zagreusdienstes, — zusammen mit jenem früher besprochenen kabirischen Dreijahreszeitenopfer — bis in die christliche Aera forterhalten hat.²¹³ Was diesen beiden Riten, — die, obwohl verschiedenen Ursprungs, doch, scheint es, dem Wesen wie dem Namen nach, schon früh mit einander vermengt worden sind, — eine so lange, wol zweitausendjährige, Fortdauer sicherte, war eben das Sacramentale, Anthropologisch-bedeutsame der Symbolik, die, indem sie dem mimischen Verthätlichungstrieb

²¹²) Für die Verpersönlichung der 24 Stunden ein anmuthiges Beispiel sind die schönen goldgelockten Jünglinge, deren 24sten Cilhwch (im Mabinogi Cilhwch ac Olwen) eine Stunde vor Mitternacht aus seiner Steinkiste steigen sieht: ein bekannteres grossartigeres die auf 24 Thronen um den Thron des siebenten Himmels sitzenden 24 gekrönten Priester in der Apokalypse.

²¹³) Dion. H. AR. II, 19. Plut. de def. or. 13. Clem. Protr. II, 12 pg. 11. Porphy. d. abstin. II, 85. Welcker Gr. GL. I 444. II 529 ff.

auf das vollkommnste befriedigte, die sinnbildliche Erkenntniss zugleich unmittelbar an die tiefsten sinnbildlichen Geheimnisse der menschlichen Natur, — Tod, Geburt, Nahrung — knüpfte: und die deshalb auch nicht umhin konnte sich auf diesem sacramentalen Gebiet mit der anthropologisch vollkommensten aller Religionen, der christlichen, zu begegnen.²¹⁴⁾ Ja, erwägen wir die mannigfache rituale und mythische Verwandtschaft des neuverwirklichten christlichen Gottes mit jenem mystischen Dionysos-Zagreus, und erinnern uns zugleich an die oben erörterte gnostische Vereinbarung desselben mit dem *λόγος μονογενής* und *θώς νοητός* des Sanchuniath, so werden wir auch an einer historischen Wirksamkeit jener Begegnung kaum zweifeln können: ebenso wenig als an einem gewissen esoterischen Zusammenhang zwischen der mit dem christlichen Sacrament verknüpften Opferlehre und dem zu dem alten Menschenopfer im Wochenwechselritus bereits hinzugetretenen neuen Begriffe der Selbstopferung und einer aus göttlicher Liebe sich selbst brechenden und ihr Liebstes dahin gebenden freiwilligen Sühne. Indem einerseits als Protogonos der Kosmos sich vervielfältigte, erzeugte er, sich selbst zerreisend, den Begriff und den Gebrauch einer von den Göttern gebotenen freiwilligen Selbstopferung, — wie wir dieselbe namentlich auch in unseren thebanischen Mythos mehrfach verflochten finden werden: und indem er andererseits als Monogenes von dem Wochenvater einem nothwendigen zeitlichen Tode preisgegeben wurde, erzeugte er den noch viel allgemeineren Begriff und Gebrauch des Kinderopfers, wie wir dasselbe, und zwar ursprünglich immer des zu opfernden einzigen, geliebtsten Kindes, in verschiedenen vorchristlichen Religionen, namentlich der phönikischen²¹⁵⁾, mehr oder minder regelmässig angewandt und unter der symbolisch-regelmässigen Form der Beschneidung noch heute fort dauern sehen. Das deutlichste Vorbild zu diesem Opfergebrauch aber bietet der göttliche Wochenvater im Sanchuniathon da wo er öffentlich, zu des Volkes Wohl und Rettung, seinen eingebornen Sohn — *יְהוָה* — königlich geschmückt am Altare opfert:²¹⁶⁾ und so zugleich, als ein anderer Abraham, für den tiefsinnigsten aller symbolischen Hauptsätze unserer christlichen Glaubenslehre (Röm. VIII, 32; Joh. III, 16) ein hebdo-

²¹⁴⁾ Deutsche Kirchenbuchfrage S. 32 ff.

²¹⁵⁾ Euseb. laudat Constant. c. 13. *Κρόνος γὰρ Φοίνικες καὶ ἕκαστον ἔτος ἔθνον τὰ ἀγαπητὰ καὶ μονογενῆ τῶν τέκνων*: und vgl. (nach Mos. I pg. 304) Euseb. praep. ev. I, 10. Porphyr. de abstin. II, 56. Curt. IV, 3: und besonders II. Könige 3, 27 (wo der Moabiterkönig, nach einem vergeblichen Ausfall mit 700 Mann, seine Stadt, Kir-Haresath, durch Opferung seines Erstgeborenen rettet).

²¹⁶⁾ S. pag. 36. *Λοίμω δὲ γενομένου τὸν ἑαυτοῦ μονογενῆ υἱὸν Κρόνος Οὐρανῷ πατρὶ ὀλοκαρποῖ*: pg. 44. *Ἐξ ἐπιχωρίας Νύμφης (Ἀνοβρῆτι λεγομένης) υἱὸν ἔχων μονογενῆ, ὃν διὰ τοῦτο Ἰεσοῦδ ἐκάλουν, κινδύνων ἐκ πολέμου μεγίστων κατελησθέντων τὴν χώραν, βασιλικῶ κοσμήσας σχήματι τὸν υἱὸν βωμὸν δὲ καίασκευοῦμενος κατέψυσε*,

madisches Vorbild darstellt. Und diesem hebdomadisch-christlichen Bilde begegnet dann, als ein noch viel deutlicheres christlich-hebdomadisches Gegenstück, das Opferlamm der Johanneischen Apocalypse, das seine göttliche Macht und siegreiche Kraft nicht treffender zu offenbaren weiss als vermittelst der dasselbe auf das mannigfachste — himmlisch oder irdisch, ganz oder gebrochen, einfach oder vervielfältigt, christlich oder antichristlich — umgebenden und geleitenden Siebenzahl, und (im Anschluss an die Gesichte des syrisch-chaldäischen Daniel) vermittelst der fortentwickelten Offenbarungen des chaldäischen Säulengesetzes. Ein Thron stehet im Crystallmeer des höchsten, siebenten Himmels: um ihn wölbt sich ein 7farbiger Regenbogen: vor ihm leuchten fackelhell die 7 planetarischen Geister: rings umher sitzen auf 24 Thronen 24 bekrönte Priester (die Stundenkönige): dicht um den Thron schweben, je-6flügelig und je 6 · 24äugig, die — lichtschar und lichtflugsymbolischen — Cherubim der 4 Tageszeiten: und auf dem Thron sitzt Er Selbst der geheimnissvolle Gott des 7ten Himmels und hält in seiner Rechten ein mit 7 Siegeln versiegeltes Buch.²¹⁷⁾ Wer ist würdig das Buch zu öffnen und das Siegel zu lösen? fragt eine Donnerstimme. Und siehe, da erscheint als allein würdig ein 7äugiges, 7straliges (ἑπτὰ οὐχία) Opferlamm.²¹⁸⁾ Und wie es das erste Siegel eröffnet, steigen heraus als Boten und Vollstrecker des Gerichtes die (durch Farbe und Handlung gekennzeichneten) 6 ersten Wochengötter (nach lunarem Modus); beim Eröffnen des 7ten Siegels aber wird es tiefe Sabbathstille im Himmel, mit Gebet und Rauchopfer auf goldnem Altar aus goldnem Rauchfass, daraus ein zerstörendes Feuer auf die Erde fällt: und 7 Engel treten vor mit 7 Posaunen: und wie ein jeder der 6 ersten in die Posaune stösst, geht die alte Welt zu Grunde rückwärts in der Ordnung nach der sie, in 6 Tagen, entstanden war; bei dem 7ten Posaunenstosse aber entfaltet sich, als dritte Sieben, die Stufenfolge der Kämpfe und Siege des Reichs Christi, wieder verflochten, als mit der vierten Sieben, mit den über die Stadt Rom ausgegossenen sieben Zornesschaalen des Gerichtes. Und als Vollstrecker dieses Gerichtes und letzten Kampfes und Sieges erscheint dann, in der letzten Sieben, auf weissem Rosse, Mithras gleich, ein Schwert in seinem Munde, das, „Gottes Wort“ (ὁ λόγος τοῦ Θεοῦ) geheissene, Opferlamm; und stürzt und bindet (wie einst Kronos die Hecatoncheiren und Zeus den Kronos band) den alten Drachen, den ἄφρον ἀρχαῖον, auf tausend Jahre: und wird wiederkommen nach tausend Jahren zu richten Lebende und Todte aus einem anderen Buch als jenem 7fach versiegelten; und wird herrschen alsdann, zu-

²¹⁷⁾ Apokal. IV, ff. vgl. u. 25, und III.

²¹⁸⁾ V, 6: das griechische κέρατα (ἔχων κέρατα ἐπιτά) ist offenbar nur eine falsche Uebersetzung des hebr., zugleich Stral und Horn bedeutenden, קרנ, qeren.

sammen mit Gott, in einem neuen goldnen weitoffenen zwölfthorigen himmlischen Jerusalem. Denn wie das Kommen des neuen Reiches noch gebunden war an die Fristen, einfache und zehnfache, der heiligen Siebenzahl, der ganzen oder gebrochenen¹¹⁹⁾ — an die Fristen von 3½, 35, 42, 420, 12600 Jahren, Monaten und Tagen — und wie diese Siebenzahl dann aber auch den 7köpfigen Drachen der unheiligen grossen Babel-Roma, und der Drache selbst den Esmun-Antichrist bedeutete²²⁰⁾: so soll in dem himmlischen Jerusalem, innerhalb seiner 12000 Stadien-langen und breiten Jaspismauern und seiner nach jeder der 4 Himmelsgegenden 3fach geöffneten 12 Perlethore, dereinst wieder die gerade natürliche 4, 12 und 24 herrschen: und soll darin kein Planet und kein anderes Licht mehr leuchten als nur die crystal-lene Herrlichkeit Gottes und das Licht des 7straligen Opferlammes.

²¹⁹⁾ über die auf das 350tägige Jahr gegründete Heiligkeit der gebrochenen Siebenzahl s. o.

²²⁰⁾ XVII, 9—11. αἱ ἐπιτά μεγάλα ἐπιτά ὄρη εἰσὶν, καὶ βασιλεῖς ἐπιτά εἰσὶν — καὶ τὸ θηρίον ὃ ἦν καὶ ὄν ἐστι καὶ αὐτὸς ὄργιστός ἐστι καὶ ἐκ τῶν ἐπιτά ἐστι.

Im nächsten Heft der Schluss dieses (zweiten) Kapitels, enthaltend

23. Vereinbarte Wochengottheiten.
24. Rituale Versinubildlichung der Hebdomas.
25. Hebdomadische Farbensymbolik.
26. Musikalische Gleichung.
27. Die mit der Einsetzung der Hebdomas verknüpften Erfindungen und bürgerlichen Einrichtungen.
28. Nachhebdomadische Chronologie.

Berichtigungen.

Von verschiedenen bei der Correctur der vorstehenden Hälfte des Capitels übersehenen Druckfehlern bitten wir die folgenden zu berichtigen:

S. 4, Z. 5. v. o. st. Homerische l. Gomerische.

S. 10, Z. 18 v. o. st. vor l. von.

S. 11 Anm. 89, Z. 1 st. occasus l. ortus.

S. 12 Z. 7. v. u. l. nach dem ersten welcher zwei Moden wir.

S. 13, Z. 6 v. u. st. begleiteten l. begleiteter.

S. 14, Anm. 101 st. Σῆδ l. Σῆθ.

S. 16, Anm. 106, l. סררנבב.

S. 17, Anm. 108 st. μεγαλῶν l. μεγάλων.

S. 19, Z. 3 v. u. l. ohne bestimmtes himmlisches Abbild.

Anm. 157 st. ysgara l. ysgaru.

S. 20, Anm. 115 st. νίσιν l. νίόν.

S. 22, Anm. 117 st. decoquant, subfigant l. decoquant, subfigunt.

S. 30, Z. 3 v. u. st. ; l : und st. , l. ;

S. 31, Anm. 165 st. dieselbe l. derselbe.

Anm. 167 st. Macobias l. Macrobius.

Beiträge zur Kenntniss der sogenannten anthromorphen Affen.

III. Die Dresdener Mafuka.

Hierzu Taf. I.

Von Carl Nis'sle.

Es sind fast drei Jahre darüber vergangen, seit ich zum letzten Male in biologischen Skizzen über einzelne Vertreter des Anthropomorphismus in dieser Zeitschrift objective Beobachtungen niedergelegt habe.¹⁾ Die seitdem verlossene Zeit hat zwar anthropoide Affen genug selbst in unserer unmittelbaren Nähe in Gefangenschaft gesehen, aber keines dieser neueren Specimina war durch Eigenschaften ausgezeichnet, welche eine besondere Besprechung an dieser Stelle gerechtfertigt hätten, und die allgemein ersehnten Species Gorilla und Gibbon wollten nun einmal bis in die neuesten Zeiten hinein sich nicht dazu verstehen, der Forschersehnsucht in Europa selbst Genüge zu thun.

Da tauchte im Sommer 1875 plötzlich eine in ihrem ersten Entstehen zwar recht dunkle und unbestimmte, aber doch immerhin beachtenswerthe Nachricht auf, dass der zoologische Garten in Dresden einen Chimpanse besitze, der fast in Allem vom gewohnten Chimpansecharacter abweiche. Die ersten Andeutungen über das von vornherein als einigermaassen räthselhaft geschilderte Geschöpf wurden in Berlin vom Hamburger Thiergrosshändler Carl Hagenbeck gemacht; er war — wie ich hier zur Richtigstellung des auch in diesem Punkt später verdrehten Sachverhaltes bemerken will — der erste, der die Aufmerksamkeit der Berliner Herren auf den Dresdener Affen lenkte. Ueber das aber, was der Dresdener Garten in seiner merkwürdigen Mafuka eigentlich besitze, fehlte eine positive Ansicht. Das bedeutungsvolle Wort Gorilla fiel zwar im Lauf der darüber geführten Unterhaltung, aber doch nur in dem unbestimmt schwankenden Sinne, welcher die volle Verantwortlichkeit für einen so inhaltsschweren Ausspruch keinesweges übernehmen wollte. Es war die Zeit, in welcher in Berlin das Gorillathema mit besonderem Interesse behandelt wurde. Von der Westküste Afrikas war die Absendung eines jungen, lebenden Gorilla nach Europa gemeldet worden, und die über den Besitz dieses kostbarsten zoologischen Werthstücks geführten Verhandlungen hatten das beklagenswerthe Resultat ergeben, dass Berlin, trotzdem es im Hinblick auf seine Gelehrten sowohl als auf die eine reichere wissenschaftliche Ausbeute garantirenden Institute ein unzweifelhaftes Vorrecht darauf geltend machen konnte, die vielumwor-

¹⁾ vgl. Zeitschrift für Ethnologie IV (1872). pag. 201, und V (1873.) pag. 50.

bene Rarität nicht erhalten würde. Engherziger Localpatriotismus, der in wissenschaftlichen Fragen um so beklagens- und verdammenswerther ist, je weniger ihm hier auch nur ein Schatten von Berechtigung zur Seite steht, hatte Hamburg mit dem werthvollsten, einer systematischen wissenschaftlichen Ausnutzung noch so dringend bedürftigen Affen bedacht — und der inzwischen eingetroffene Cadaver wanderte in die Hände des Herrn Dr. Heinrich Bolau in Hamburg.¹⁾ Es wäre eine falsche Bescheidenheit, leugnen zu wollen, dass dieses Factum in Berlin vielfach verstimmte. Vielleicht hatte diese Verstimmung aber das Gute, dass den sonderbaren Versionen über die Dresdener Mafuka eine erhöhte Aufmerksamkeit geschenkt wurde, als es der Fall gewesen wäre, wenn der Besitz und die dadurch mögliche Untersuchung eines veritablen Gorilla die anthropomorphen Forschungsgelüste der Berliner Fachgelehrten absorhirt hätten. Man erinnerte sich nun, dass auch Herr Schöpf, der Director des Dresdener Gartens, bereits vor mehr als Jahresfrist in einer Besprechung seiner Mafuka, auf deren eigenthümliche, vom gewöhnlichen Chimpanse abweichende Gesichtsfarbe hingewiesen²⁾ und auf ein Urtheil über diese Abweichungen provocirt hatte, und wenn ich mir auch durchaus nicht mit der Hoffnung schmeichelte, die angeregten Fragen definitiv zu lösen, so wirkten doch alle erwähnten Umstände bestimmend auf mich ein, dem zoologischen Garten von Dresden und seinem verehrten Director Schöpf „um der Mafuka willen“ am 30. Juli vorigen Jahres einen Besuch abzustatten. Wenn ich hier pflichtmässig versichere, dass ich mit objectivster Ruhe und dem absoluten Gegentheil von Voreingenommenheit den Vorraum des Affenkäfigs betrat, so mag das denen zur Beruhigung dienen, die mir später nachzusagen so liebenswürdig waren, ich habe, durch die voraufgegangenen übertriebenen Gerüchte veranlasst, a priori keinen Chimpanse sehen wollen. Trotzdem gestehe ich, dass der erste Eindruck, den der Affe auf mich machte, unwillkürlich eine Digression von der Chimpanse-Vorstellung hinweg veranlasste. Es fällt mir nicht ein, diesen ersten Eindruck so zu präcisiren, wie er geraume Zeit nachher, als die Gorillawogen schon hochgingen, von Herrn Dr. A. E. Brehm unter, wie ich mir habe sagen lassen, nicht ganz correcter Wiedergabe des wahren Sachverhaltes selbstbewusst dahin zusammengefasst wurde, dass schon sein erster Blick den Gorilla zweifellos erkannt habe.³⁾ Das aber bekenne ich: als der gewaltige, kraftstrotzende, mit allen Attributen der Wildheit und Tücke ausgerüstete Affe aus der Höhe zu mir an das Gitter herniedersauste, so dass der Käfig dröhnte, als mir

¹⁾ Es ist jetzt, wo diese Arbeit im Druck erscheint, ein volles halbes Jahr vergangen, seitdem Herr Dr. Bolau sich im Besitz des kostbaren Specimens befindet. Bis jetzt sind Gypsabgüsse und Photographien davon erschienen, deren Verwerthung sich Herr Dr. Bolau aber ausdrücklich vorbehalten hat. Von einer methodischen Bearbeitung des Präparats und daraus gewonnener Förderung der daran sich knüpfenden wichtigen Fragen verlautet noch Nichts.

²⁾ Dr. F. C. Noll's Zeitschrift: „der zoologische Garten“. XV (1874), pag. 91.

³⁾ Noll, zoologischer Garten, XVI. (1875) pag. 392.

sein in der ersten Beleuchtung völlig schwarz erscheinendes Gesicht mit funkelnden Augen entgegenstarrte und die mit keinesweges wohlwollendem Ungestüm durch das Gitter gezwängte massige Hand die nicht misszuverstehende Begrüssung vervollständigen half — da wollte keins der freundlichen Bilder, die ich aus vielfachem Verkehr mit Chimpansen gewonnen hatte, zu diesem ungeschlachten und ungeschliffenen Original passen, welches in täglichem Umgang mit civilisirten Menschen bereits viele Jahre und davon zwei Jahre allein in Dresden Manieren angenommen haben, und obenein noch zum „zarten Geschlecht“ gehören sollte! Auf der so unwillkürlich und leise betretenen Bahn des Zweifels an der reinen Chimpanse-Natur der Mafuka fortzugehen, war eine ganz selbstverständliche Folge der empfungenen Eindrücke. Der Affe dachte aber nicht im Entferntesten daran, für solche Betrachtungen die wünschenswerthe Ruhe sich aufzuerlegen. Hinauf und hinunter, kreuz und quer, in überschlagenden Salmortali unglauubliche Weiten durchmessend, konnte ich nur constatiren, dass ich Chimpansen, auch in ihren übermüthigsten Launen nie eine so tollkühne Verwegenheit bethätigen gesehen hatte. Das auffallende Gepräge ruhig auf mich einwirken zu lassen, dazu bot sich erst Gelegenheit als Director Schöpf den Käfig betrat und Mafuka diesem mit einer Wucht, welche die energischste Gleichgewichtsbewahrung des robusten Mannes erheischte, an den Hals flog. Da ruhte das beispiellose Thier nun eine Weile, bemüht durch die kindlichsten Zärtlichkeitsausdrücke, durch Umarmung und Kuss dem Pflieger seine dankbarste Zuneigung zu erkennen zu geben. Wie anders erschien der Affe jetzt gegen vorher und wie unähnlich war trotzdem auch jetzt noch sein ganzer Typus dem Chimpansetypus! Die stark markirte Concavität der Gesichtslinie, die dicken Augenwülste, die aufgestülpten Nasenknorpel, die prognathe Schnauze und die blauschwarze Färbung der ganzen mittleren Gesichtspartie von den Augenwülsten bis zum Kinn — ich kann mir nicht helfen, wer in diesem Allem nichts Anderes als den herkömmlichen Ausdruck eines Chimpanse erkennt, den beneide ich nicht um die Schärfe seines zoologischen Blickes, nicht um empfehlenswerthe Eigenschaften seines Sehvermögens. Und als Herr Schöpf nun das unter seinem Einfluss, Gesittung und Gesetztheit zeigende Thier zu mir an das Gitter herauführte und ich den ungewöhnlichen Gesichtsausdruck und die eigenthümliche Kopfform mit Musse betrachten, die riesige Schulterbreite und den überaus muskulösen, starken Oberarm durch Maasse fixiren konnte, da fehlte mir freilich die Erklärung dafür, dass dies Geschöpf zwei volle Jahre und für Jedermann sichtbar im Dresdener Garten hatte zubringen können, ohne dass Jemand anders als ein Thierhändler auf seine Specialität aufmerksam geworden war¹⁾. Gleichwohl war der Affe weit davon entfernt, auf den ersten

¹⁾ Eine theilweise Erklärung für diese auffallende Thatsache sollte ich später erhalten. Nachdem im Verlauf weniger Wochen durch den Hinweis auf den hohen Werth des verkannten Affen dieser von dem bis dahin eben nur beachteten Waldmenschen zu einer Sehenswürdigkeit ersten Ranges avancirt war und weit über die Gränzen Deutschlands hinaus von sich reden

Anblick zu einem klaren Urtheil über seine Natur und seine wahre Species gelangen zu lassen. Für Gorilla sprachen Habitus und Typus, wie ich sie in grossen Zügen gezeichnet habe, für Gorilla noch ausserdem das Längen-Verhältniss der Arme zum ganzen Körper. Ich weiss, dass grade über diesen Punkt die Ansichten von Richard Owen und Isidore Geoffroy St. Hilaire gewaltig auseinandergehen. Während Dieser¹⁾ die bei aufrechter Stellung des Thieres am Körper herabhängenden Arme mit den Fingerspitzen bei Chimpansen nur wenig über das Knie, bei Gorillas aber „à peu près vers le milieu de la jambe“ ragen lässt, kehrt Jener²⁾ dies Verhältniss grade um und nennt die mit grossem Behagen sogar als generisches Merkmal hingestellten Gliedmaassen-Proportionen seines Freundes Geoffroy ganz schmucklos „an error of observation“! Ich weiss aber auch, dass, wenn die Grauen erregenden und doch, wie es scheint, nur mit den Farben der Wirklichkeit gezeichneten Schilderungen Du Chaillu von der vernichtenden Wucht einer Gorillafaust nicht schon eo ipso beim Gorilla für eine grössere Hebelarmlänge plaidirten, als beim Chimpanse, dass mich doch sämtliche lebenden Chimpansen und sämtliche Chimpanse- und Gorilla-Skelette, die ich bis jetzt gesehen, in dieser Frage, auf Geoffroy's Seite treten heissen. Bezüglich dieses Specificums nun war, wie die völlig zutreffend gezeichnete Figur 5 der beigegebenen Tafel bekundet, Mafuka in Geoffroy'schem wie in meinem Sinne entschieden Gorilla. Aber andere Beigaben störten das reine Gorilla-bild, wie es uns aus den Arbeiten unserer competentesten Forscher entgegentritt. So frapirte das Ohr durch Dimensionen, die man zu harmonischerem Ensemble mit den soeben genannten Merkmalen lieber kleiner gewünscht hätte. Weiter passten die dunklen, spärlich lichter gefleckten Extremitäten in keinen Rahmen irgend eines anthropomorphen Affen. Die Möglichkeit, es hier mit einem Bastard von Gorilla und Chimpanse zu thun zu haben, war die nächste Folge der erwägenden Betrachtungen, derart aber, dass wenn man sich den ächten Chimpanse und den ächten Gorilla als die termini a quo und ad quem denkt, Mafuka zwischen beiden eine bedeutend nähere Stellung zum Gorilla einnehmen würde. War es denn aber nöthig eine solche doch immer gezwungene Erklärung zu Hilfe zu nehmen auf einem Gebiete, für dessen systematische Durchforschung wir ja eigentlich erst noch in den Anfangsgründen stehen, und bei einer Thiergattung, der die bis jetzt gewonnene Kenntniss eine fast ebenso grosse individuelle Variabilität, wie dem Men-

mache, schrieb der Dresdener Naturforscher, Herr Dr. Adolph Bernhard Meyer, Director des dortigen königlichen naturhistorischen Museums (!), bezüglich der Reclame, wie er die Besprechung des verkannten Affen zu nennen sich gemüssigt fand, wörtlich Folgendes: Obes nicht besser gewesen wäre, unseren Affen überhaupt in dem Dunkel oder Halbdunkel zu belassen, in dem er sich befand, wird die Zukunft entscheiden“. Von Seite Dresdens lag also die Absicht vor, das Dunkel, welches anerkanntermaassen den Affen umgab, nicht zu klären.

¹⁾ Archives de muséum d'histoire naturelle X. pag. 31, 38.

²⁾ Richard Owen, Memoir on the Gorilla, London 1865, pag. 15, 48.

schen, vindicirt? Ja, war ein solcher Bastard-Ausweg überhaupt gerechtfertigt allein durch die Körperteile und Gliedmaassen, die das einheitliche Bild nach den mitgebrachten Vorstellungen besonders störten, durch die Ohren, Hände und Füsse nämlich, über deren unterscheidende Bedeutung schon Richard Owen und Isidore Geoffroy St.-Hilaire sich nicht hatten einigen können?') Die Ohren der Mafuka waren ja überdies noch beide untereinander erheblich verschieden, das linke differirte wesentlich vom rechten, — welches von beiden war denn nun das richtige?

Fort mit dem Bastard! Prüfen wir vielmehr, ob wir mit dem vorhandenen Material der zu internationaler Berühmtheit gelangten Mafuka nicht eine klarere, ihrer würdigere Position anweisen können. Wenn nicht früher, so muss sich ja doch nach dem Tode der Mafuka, wo durch getreue Photographien der äusserlichen Characteristik²⁾ und durch den Befund der an dem lebenden Thier nicht zu erhärtenden Kriterien die gesammte Gelehrtenwelt an der Entscheidung der Frage theilnehmen kann, zur Evidenz erweisen, welcher Species sie angehört hat. Vergessen wir dabei aber nicht, dass Geoffroy vor einer Reihe von Jahren den Ausspruch gethan hat: *Le Gorille Gina diffère considérablement de lui-même selon les individus. Je ne connais même, chez aucun singe, des différences plus marquées et plus considérables que celles qu'on observe chez le Gina; et ces différences sont telles, que si je n'avais pas sous les yeux une série presque complète d'individus des deux sexes et de différents âges, je douterais que tous pussent appartenir à la même espèce³⁾.* Lassen wir ferner nicht ausser Acht, dass neuere Forscher von hervorragender Bedeutung unsere heutige Kenntniss von Chimpanse und Gorilla noch wenig befriedigend genannt haben, da sie sich in der Hauptsache auf das Studium nur weniger, schlecht erhaltener Exemplare stütze und dass eine erneute strenge Sichtung sich als grosses Desiderat erweise⁴⁾. Und vergessen wir endlich nicht, die von Duvernoy angeregte und von Owen im Gegensatz zu Geoffroy bejahte Frage nach dem etwaigen Vorhandensein local-constanter Verschiedenheiten im Auge zu behalten. Hüten wir uns aber besonders, den ausgestopften Exemplaren unserer zoologischen Museen eine zu grosse Bedeutung beizulegen. Niemand von denen, die Gorillas für die Museumssamm-

1) Owen. l. cit. pag. 48.

2) Die oben ausgesprochene Voraussetzung hat sich leider als falsch erwiesen. Mafuka ist inzwischen am 14. December 1875 mit Tode abgegangen und in den Besitz des Königl. sächsischen naturhistorischen Museums gekommen. Ein sechs Wochen nach dem Tode des Affen an Herrn Krone in Dresden, welcher den Kadaver photographirt hatte, gerichtetes Ersuchen um käufliche Ueberlassung der Photographieen wurde unter der Entschuldigung abgelehnt, dass Herr Krone nur einige Abzüge für Herrn Dr. Adolf Bernhard Meyer habe anfertigen und nicht einmal ein Bild für sich selbst habe zurückbehalten dürfen! Auch die Platten habe Herr Krone bereits an Herrn Meyer abgeliefert müssen. Die Photographieen seien übrigens in aller Eile und bei sehr unzulänglichem Tageslicht aufgenommen worden und daher verunglückt!

3) Archives de Muséum d'histoire naturelle X. pag. 43, 44.

4) vgl. Archiv für Anatomie und Physiologie, 1872 pag. 130.

lungen hergerichtet haben, hat je einen lebenden Gorilla gesehen gehabt; alle diese Museumsexemplare sind daher bei — wohl oder übel — mangelhafter Vorstellung hervorgegangen aus präparirten Bälgen oder Cadavern, die stets schon lange Zeit in dem auf äussere Formen nun einmal zweifellos einwirkenden Zustand künstlicher Conservirung sich befanden. Man vergleiche nur die ausgestopften Gorillas des Lübecker, Hamburger, Berliner und Wiener Museums und man muss zugestehen, dass von diesen sieben Exemplaren keines dem anderen gleicht — ebensowenig wie die von den Herren Leutemann, Mützel, Paul Meyerheim, Reichenheim und Gessner angefertigten Zeichnungen der Mafuka irgend Jemand auf den Gedanken bringen würden, dass sie alle dasselbe Original vorstellen sollen. Legen wir unter Berücksichtigung aller dieser Gesichtspunkte die kritische Sonde an das Streitobject, so dürften die dann gefolgerten Resultate denn doch vielleicht gerechter, als gewonnen „after a very insufficient inspection“ zu bezeichnen sein, wie Herr Dr. Adolph Bernhard Meyer sie a priori zu benennen die Güte hatte.¹⁾ Wohl hat Herr Meyer Recht: „It is not enough to say: I take this specimen for a gorilla; scientific reasons are needed.“ Aber es ist ebensowenig ausreichend nur immer zu drohen mit „a long series of reasons, which clearly speak against the supposition, that this specimen is a gorilla“, ohne je mit dieser langen Reihe von Gründen — selbst nicht in einer fremden Sprache — herauszukommen. In Berlin waren, wie Herrn Meyer bekannt sein musste, schon lange, ehe er seinen hier citirten Brief jenseits des Canals veröffentlichte, in der wissenschaftlichen Gesellschaft, deren Organ diese Zeitschrift ist, öffentlich Gründe genug für das Gorillathum der Mafuka geltend gemacht worden und zwar in der That „from some one who really understands the question.“ Aber weder Herrn Meyer nach anderen im Verborgenen schleichenden Gegnern war es eingefallen „to discuss these reasons“, oder „a long series of reasons“ dagegen ins Gefecht zu führen. Bis dies geschehen, möchte die alte Lehre von der Vorsicht im Glashause vielleicht doch zu empfehlen sein.

Es wäre eigentlich der Ort noch andere seltsame Erscheinungen zu berühren, welche die sogenannte Dresdener Gorillafrage ins Leben rief. Wir haben es erlebt, dass Zoologen von hohem Ansehen und klangvollem Namen sich dieses gewichtigen Vorrechtes bedienten, um, auch ohne die Mafuka selbst je gesehen zu haben, allein nach einigen ausdrücklich als fehlerhaft bezeichneten Abbildungen einen entscheidenden Urtheilsspruch in der entbrannten Streitfrage fällen zu wollen. Ja mehr als das: Mafuka hat nicht nur Fachzoologen, die sie nie gesehen, sondern auch solchen Jüngern der Wissenschaft, welche ausserdem noch in der Kenntniss der anthropomorphen Affen sich im Naturzustand völligster Unschuld befinden, die Köpfe verdreht, sodass sie nach dem gesinnungstüchtigen Princip des „jurare in verba ma-

¹⁾ Nature, Vol. XIII. Nr. 319. A. B. Meyer, a letter to the editor: The Dresden „Gorilla“.

gistri“ ohne Gewissenskrupel mitsprechen zu müssen glaubten. Und wie die Erfahrung schon unzählige Male bewiesen, so geschah es auch hier; mit jener unbeschreiblichen Miene, in welcher boshafte Schadenfreude und scheinbares Bedauern glücklichst miteinander vermischt sind, gewann vorsichtiger und immer vorsichtiger — d. h. aus immer versteckterem Hinterhalt heraus — das Gerücht Boden: „Der arme X! dass er sich in dieser Frage so blamiren musste! Ja, wenn es sich nicht um einen Gorilla handelte! Dass er das aber auch nicht gesehen hat, was jedem Laien schon nach einem einzigen Blick auf die Mützel'sche Zeichnung einleuchtet! u. s. w.“ Und zufrieden mit der Thatsache, dass das alte „semper aliquid haeret“ auch hier seine magische Kraft bewahrt habe, geht solch ein Held vergnügt nach Haus und segnet Fried' und Friedenszeiten. Die Blasen, welche die Mafuka-Gährung trieb, waren auch noch nach anderer Richtung ergötzlicher Art. Während Herr Lichterfeld in der „Leipziger illustrierten Zeitung“ durch Verschweigung der Thatsache, dass die Controverse durch mich angeregt worden, die Auffassung wenigstens begünstigte, dass man ihm eigentlich die Initiative zu diesem später die naturwissenschaftlichen Kreise aller Nationen interessirenden Thema verdanke, versuchte es in der bereits auf S. 47 citirten Notiz des Novemberheftes vom „Zoologischen Garten“ Herr Brehm mit souveräner Geringschätzung aller voraufgegangenen Facta sich in den Vordergrund zu drängen. Herr Brehm hatte vermuthlich keine Ahnung davon, dass bereits am 21. August 1875, also noch ehe Herr Brehm eingestandenermaassen die Mafuka zum ersten Male gesehen, im „Leipziger Tageblatt“ die von mir bereits drei Wochen vorher mit Entschiedenheit vertretene Ansicht vom Gorillathum der Mafuka gedruckt zu lesen stand. Auf den von Herrn Brehm neuerdings in derselben Angelegenheit veröffentlichten Artikel in der Gartenlaube¹⁾ und den darin mit mehr Selbstgefälligkeit als Geschick angetretene Rückzug näher einzugehen, habe ich keine Veranlassung. Jener Artikel bietet Nichts, was der Erwiderung werth wäre. Er ist, wofern er nicht etwa gar einem Anfall von Lebensüberdruß und Selbstvernichtungspassion seine Entstehung verdankt, wohl überhaupt nicht ernst gemeint, sondern wohl nur eine etwas weitläufige Variation des darin ausgesprochenen komischen Mottos: „Irre ich mich wiederum, so ist es kein Unglück!“ Was nun aber gar das in jenem Artikel von Anfang bis zu Ende durchleuchtende Bewusstsein des Herrn Brehm betrifft, dass er nur seine zürnende Donnerstimme zu erheben brauche, um Alles, was sich jemals ohne seine gnädige Specialerlaubniss auf das Gebiet der Zoologie gewagt hat, in andachtsvolles Schweigen versinken zu machen; und was ferner das treu befolgte Princip betrifft, in den salbungs- und widerspruchsvollen Deductionen den kühnen Freimuth der Acusserung für die Begründung und Haltbarkeit eintreten zu lassen, so werde ich weder dieses Princip noch jenes Bewusst-

¹⁾ Gartenlaube, 1876, Nr. 3 pag. 44 folg.

sein zu erschüttern versuchen, — um so weniger, als ich weiss, dass Herr Brehm damit so ziemlich allein auf weiter Flur dasteht!

Ich fasse nunmehr zuerst die biologische Seite in's Auge. Wie alt ist Mafuka und woher stammt sie? — das waren zunächst die Fragen, deren wichtige Beantwortung gleichsam die Basis bildeten auf welcher das subtile Gebäude der Species - Ergründung des lebenden Thieres aufzubauen war. Und die Beantwortung dieser Fragen war nicht leicht oder wenigstens nicht mühelos, da Mafuka zur approximativen Schätzung ihres Alters sich bei Lebzeiten alle genaueren Zahnuntersuchungen gründlich verbat und höchstens aus dem lichten Weiss ihrer sauberen und wohlgeformten Zahnreihen einen Schluss auf ihre Jugend gestattete, und da ferner ihr früherer Besitzer, der über ihre Vorgeschichte bis zu ihrem Eintreffen im Dresdener Garten authentische Auskunft geben konnte, der Kaufmann Bruno Jehn inzwischen verstorben war. Zwar hatte Herr Director Schöpf in dem bereits citirten Artikel¹⁾ das bergige Waldland Mojomba (Majombe) im äquatorialen Westafrika als die Heimath bezeichnet, welcher Mafuka nach Jehn's Aussagen entstammen sollte — und Majombe ist ein ächtes Gorillaland. Vom Director des Rotterdamer zoologischen Gartens aber war — angeblich auch auf Grund Jehn'scher Mittheilungen — Mafuka's Heimath an die Goldküste verlegt und damit ihrer Chimpanseennatur das Wort geredet. Da tauchten Augenzeugen auf, welche den Affen an der Westküste Afrikas im Besitz des Herrn Jehn gekannt hatten und darüber aus freien Stücken Mittheilungen machten, deren Ungeschminktheit und Zusammenpassen mit anderweitigen, davon völlig unabhängigen Nachrichten den Character vollster Glaubwürdigkeit trugen. So schrieb ein Herr R. Schlesinger aus Leipzig an Herrn Schöpf, er habe mehrere Jahre an der westafrikanischen Küste (ca. 5—8° südl. Br.) gelebt und dort die Bekanntschaft des Herrn Br. Jehn aus Kirchberg in Sachsen gemacht, mit dem er im Mai oder Juni des Jahres 1872 in Punta Negra oder Black point, in der Nähe des Rio Quillu geschäftshalber zusammengetroffen sei. Bei dieser Gelegenheit habe er die inzwischen so berühmt gewordene Mafuka im Besitz des Herrn Jehn angetroffen. Das Thier habe damals aufgerichtet eine Höhe von 22—23 Inches d. h. ca. 56 Centimeter gehabt und sei von den Eingeborenen, Loango - Negeren, als sehr jung bezeichnet worden. Die allgemeine Hautfarbe, welche das Thier damals gehabt, giebt Herr Schlesinger, welcher Mafuka inzwischen nicht wiedergesehen hatte, als ein Gemisch von Rothbraun und Schwarz an und fügt hinzu, Herr Jehn habe ihm in Punta Negra die von einem Portugiesen und zwei Negeren bestätigte Mittheilung gemacht, dass er den Affen seit etwa einem halben Jahr besitze. Trotz seiner Kleinheit habe Mafuka eine nicht geringe Stärke und eine auffällige Intelligenz gezeigt. — Hiermit im Wesentlichen übereinstimmend sind die Nachrichten über Mafuka, welche ich der Güte der

1) Note 1 auf Seite 47.

Herren Gebrüder Jehn in Saupersdorf bei Kirchberg (Sachsen) verdanke und welche auf Grund der mit dem verstorbenen Bruder gepflogenen Correspondenz bekunden, dass dieser die Factorei von Punta Negra am 26. März 1871 übernommen habe, nachdem er vorher viel weiter südlich erst in Banana und dann in Landana thätig gewesen sei. Nach diesen Angaben — denen wir bei ihrer ungesuchten Einfachheit, ihrer gänzlichen Uninteressirtheit und, trotz ihrer Quellenverschiedenheit, so vollen Congruenz doch nur mit principieller Animosität Glaubwürdigkeit und Werth absprechen könnten — würde also ungefähr ein Zeitraum von $3\frac{1}{2}$ Jahren zwischen der Besitzergreifung der entschieden nicht von der Goldküste stammenden Mafuka durch Herrn Jehn in Punta Negra und dem Zeitpunkt liegen, wo ich sie zum ersten Male in Dresden — in den letzten Tagen des Juli 1875 — zu Gesicht bekam. Lassen wir sie nun noch vielleicht ein halbes Jahr alt gewesen sein, als ihr früherer Besitzer sie erwarb — viel älter können wir sie doch nach den obigen Leibes-Dimensionen unmöglich anehmen —, so war Mafuka nach voll berechtigter und durch Gründe belegter Schätzung ungefähr 4 Jahre alt, als der Streit um sie und in erster Linie um ihr Alter begann. Den hier angeführten Daten entsprechen auch durchaus die körperlichen Maasse des Affen zu der Zeit, wo er — am 24. Juli 1873 — in den zoologischen Garten von Dresden einzog. Leider ist er damals nicht genau gemessen worden, aber das noch jetzt aufbewahrte Jäckchen und Höschen, mit denen Mafuka damals bekleidet war und die nach Herrn Schöpf's unbeirrter Versicherung ihr damals nach jeder Richtung zu „vollkommen“ waren, lassen uns den damaligen Affen von so unbedeutender Kleinheit und Schlankheit erkennen, dass Niemand gegen die aus Obigem sich ergebende Alterstaxe von ca. 2 Jahren Etwas eingewendet haben würde. Erst in Dresden ist Mafuka zu so enormer Körperausdehnung in Höhe und Breite gekommen,¹⁾ und ich war vollauf berechtigt zu sagen, dass sie in der kurzen Zeit von nur zwei Jahren reichlich um das Doppelte ihrer Leibesdimensionen gewachsen sei, und dass dies nimmermehr der Chimpanse-Natur entspreche²⁾. Wenn Herr Dr. Bolau diese auch ihm zugänglichen Daten in Erwägung gezogen hätte, so würde er seinen Widerspruch gegen meine Aeusserung vielleicht nicht erhoben haben.³⁾

¹⁾ Ich will hierbei bemerken, dass ich gegen Ende September 1875 mit Hilfe des Herrn Director Schöpf und unter freundlicher Assistenz des grade zur Anfertigung der beigegebenen Abbildungen in Dresden anwesenden Herrn Malers Mützel versucht habe, einige Maasse von dem lebenden Affen zu erhalten. Mafuka aber, welche in ihrer gewöhnlichen Ausgelassenheit herumtobte, wollte von solcher Fixirung Nichts wissen. Bänder und Stäbchen, die dazu dienen sollten, zerriss und zerbrach sie und die unter Anlegung eines dicken Knüttels an die zu messenden Stellen des übermüthigst erregten Geschöpfes gewonnenen Zahlen entsprachen allerhöchstens einer ungefähren Schätzung, nimmermehr aber den wirklichen Dimensionen. Die so erhaltenen Maasse sind später von anderer Seite veröffentlicht und aus ihnen Schlüsse gezogen worden, deren Hinfalligkeit sich hiernach von selbst ergibt.

²⁾ Vossische Zeitung No. 209 vom 8. September 1875.

³⁾ Hamburgischer Correspondent No. 230 vom 2. October 1875.

Ueberdies beweist die von ihm angeführte Stelle aus dem Bericht des Director Schöpf über die Höle der Mafuka im Frühjahr 1874, wie Herr Dr. Bolau selbst gefühlt hat, gar Nichts; erstlich ist sie nur dem Augenmaass entlehnt, welches bei der ruhelosen Beweglichkeit des Affen doch nur geringe oder gar keine Zuverlässigkeit beanspruchen konnte und zweitens entstammt sie einer Zeit, in welcher Mafuka schon viele Monate lang die sorgsamste Behandlung und Pflege an sich erfahren hatte und aus kränkendem Zustande in kernigstes Wohlbefinden übergegangen war.

Völlig unverständlich sind mir aber die Behauptungen des Herrn Dr. Bolau bezüglich der Zähne des Dresdener Affen, und ich weiss nicht woher er die ihnen zu Grunde liegenden Thatsachen entnommen hat, da sie ihm aus dem Munde des Herrn Director Schöpf sicherlich nicht zugegangen sein können. Meine wiederholten Besuche in Dresden und die dann später besonders auf die Zahnfrage gerichteten Nachforschungen lassen mich, unterstützt durch das von Herrn Schöpf erhaltene und sorgfältig gesichtete Material Folgendes vertreten: Mafuka hatte weder zur Zeit, als Herr Dr. Bolau seine Erwiderung gegen mich veröffentlichte, noch überhaupt bis zu ihrem Tode am 14. December 1875 alle Milchzähne sondern nur alle Schmeldezähne gewechselt. Die oberen Augenzähne waren noch nicht gewechselt worden, und über die Backzähne liess sich bei Lebzeiten des Thieres absolut kein sicheres Urtheil gewinnen. Von den unteren Eckzähnen ist der rechte um die Mitte des September (ziemlich genau am 13. Sept. 1875) und der linke acht Tage später gewechselt. Diese Daten stimmen bezüglich des daraus zu folgernden Alters der Mafuka völlig mit unseren obigen Conclusionen, soweit uns ein freilich nur mässiges Material für die Vergleichung zu Gebote steht. In unsern Thiergärten ist leider auf diesen Punkt bisher nicht in wünschenswerther Weise gerücksichtigt worden, wohl aber in Thierhandlungen und Menagerien, und obwohl ich weit davon entfernt bin, auf die in derartigen Instituten gesammelten wissenschaftlich verwertbaren Beobachtungen ein allzu grosses Gewicht zu legen, so werden wir ihnen doch im vorliegenden Falle eine Beachtung nicht versagen können, da die Frage nach dem bereits erfolgten oder noch bevorstehenden Wechsel der untern Augenzähne wegen der damit häufig verbundenen Erkrankung bei dem An- und Verkauf grösserer Affenarten eine wichtige Rolle spielt. Da geht nun das Votum alter Praktiker in ihrem Fache dahin, dass dieser Wechsel der untern Eckzähne bei allen grossen Affen durchschnittlich um das vierte Lebensjahr herum erfolgt und dass nur schlechter Ernährungszustand diesen Termin nennenswerth verzögere.

Ich bleibe nach alledem bei meinem, dem des Herrn Dr. Bolau und Manches Anderen total entgegengesetzten Schluss: Mafuka war nicht nur nicht ausgewachsen, sondern noch in vollster Entwicklung begriffen; es war daher falsch und musste zu falschen Schlüssen führen, wenn man mit den Vorstellungen eines erwachsenen, abgeschlossenen Gorilla und noch dazu, wie

dies meist geschah, denen eines erwachsenen Männchens an dies im prächtigsten Aufblühen begriffene junge Weibchen herantrat, und darnach den Stab über die brechen wollte, denen der Gorillacharakter als dominirend im Dresdener Affen erschien.

Zur Vervollständigung und Abrundung des Gesamtbildes glaube ich vor weiteren Erörterungen wenigstens noch in einigen Hauptzügen auf charakteristische Eigenschaften des hochinteressanten Affen und seine Lebensweise eingehen zu müssen. Dass Mafuka auch in ihrem Benehmen ein ganz eigenartiges Geschöpf gewesen sei, ist wohl aus den bisherigen Mittheilungen, welche diese Seite berührten, schon hervorgegangen. Soeben noch bestialisch-wild, als ob sie Alles zertrümmern wollte, mit den gewaltigen Füßen den Boden stampfend, als ob sie stählerne Knochen hätte und dabei aus dem mächtigen Brustkasten Laute hervorstossend, die bei stets gesteigertem Forte einen entsetzlichen Ohrenschaus abgaben, war sie im nächsten Augenblick die personificirte Sanftmuth und Liebenswürdigkeit, wenn sie, auf dem Schooss ihres unermüdlchen Pflegers Schöpf ruhend, die langen Arme liebkosend um seinen Hals legen konnte. Die Uebergänge zwischen den extremsten Gemüthszuständen wusste Mafuka mit affenartiger Geschwindigkeit zu bewerkstelligen, längere Ausdauer aber eigentlich nur in zügellosen Schelmenstreichchen zu bethätigen, wobei selbst Herr Schöpf, dem allein sie, wenn es Ernst galt, Unterwürfigkeit entgegenbrachte, vor boshaften Ausfällen nicht sicher war. Ihr ständiger Wärter hat es trotz aller Mühen nicht dahin bringen können, sich volle Zuneigung, viel weniger Gehorsam bei ihr zu verschaffen. Die Peitschenbewaffung war ein unumgänglich nöthiges Requisit selbst bei den Darreichungen der Mahlzeiten, und oft genug ist es auch dabei noch dahin gekommen, dass der Affe die Peitsche entriss, und den Wärter lege artis hinausprügelte. Und doch war ihr menschliche Gesellschaft Bedürfniss; gutwillig liess sie selten den Director wieder aus dem Käfig heraus. Auch für Thierfreundschaft hatte sie sich mit einer Art von Herablassung empfänglich gezeigt und ihr langjähriger Genosse, eine niedliche Meerkatze, welche Herr Jehn mit Mafuka aus Afrika gebracht hatte, und welche ihr auch in ihr neues Asyl gefolgt war, hatte auch hier lange Zeit auf gutem Fusse mit ihr gestanden, wengleich Mafuka's Neckereien mitunter so boshaft ausarteten, dass dem kleinen Gespielen ein geschützter Zufluchtsort beschafft werden musste, in welchen der grosse Unhold nicht folgen konnte. Da bereitete ein heftiges Gewitter im vergangenen Sommer dieser trauten Harmonie ein trauriges Ende. Mafuka war über schnell aufeinander folgenden Blitz- und Donnerschlag so jäh erschrocken, dass es die auf ihr ruhende Meerkatze beim Schwanz packte und mit einigen vehementen Schlägen auf den Boden tödtete. Auch dann noch versuchte sie ihre Malträtirungen fortzusetzen und sträubte sich das noch zuckende Thierchen herauszugeben. In einer Beziehung dokumentirte sie überhaupt eine ächt bestialische Mordlust — gegen Mäuse nämlich, die als die unvertilgbare Plage aller Thiergärten natürlich auch Ma-

fuka's Käfig nicht respectirten. Als unermüdlicher Mäusejäger hat sie sich trefflich bewährt und beim Fang sowohl als dem teuflischen Spiel mit dem Opfer eine reine Katzennatur offenbart. Das Tödtten erfolgte dann entweder in derselben Weise, wie sie der Meerkatze den Garaus machte, also durch Niederwerfen und Schleudern, oder durch Zerstampfen mit den Füßen. Es darf auch vermuthet werden, dass Mafuka diese der Vernichtung geweihte Beute gebissen habe. — Bei solcher Bestialität muss es um so mehr auffallen, dass Mafuka auch vor kleinen Schlangen eine gränzenlose Furcht zeigte, die ihr sonst in der That durch Nichts eingeflösst werden konnte. Ich habe bei der Aquariums-Molly¹⁾ ganz besonders die völlige Gleichgiltigkeit betont, welche sie gegen Schlangen an den Tag legte, es haben seitdem im Berliner Aquarium Chimpansen mitten unter vielen Schlangen aller Grössen ihren dauernden Aufenthalt gehabt, ohne dass sie den geringsten Anstoss daran genommen hätten — Mafuka aber floh in den äussersten und höchsten Winkel ihres geräumigen Käfigs, als ich eine Ringelnatter in die Nähe ihres Käfigs bringen liess und war durch kein Zureden, durch keine — sonst so allmächtigen — Leckerbissenofferten zu vermögen, wieder herabzukommen, bis das harmlose Kriechthier entfernt war. War sie längere Zeit allein gewesen, so machte sie ganz energische Versuche sich das Schloss selbst zu öffnen. Wirklich ist ihr auch dies ein Mal ohne Schlüssel gelungen — mit Schlüssel war es ihr Kleinigkeit — was that sie aber nun? Sie stahl den an der Wand hängenden Schlüssel, versteckte ihn schleunigst in der Achselhöhle, begab sich freiwillig in den Käfig zurück und war nur sehr schwer dazu zu bewegen die Beute, von der man gar nicht wusste, wo sie sie gelassen hatte, wieder herzugeben. Waren dies Proben ihrer eigenen Eingebung, so leistete Mafuka in der Nachahmung dessen, was sie nur einmal gesehen, Erstaunliches. Ihre wuchtige Zimmergymnastik, bei welcher sie mehr als ein Mal das gut verankerte Seil aus der Decke gerissen hatte, hatte die Anbringung handfesterer Streben im Innern ihres Käfigs erforderlich gemacht. Die Ausführung hatte Schwierigkeiten, denn nur unter Schöpf's Assistenz durften die Arbeiter es wagen, den Käfig zu betreten. Ruhig lag Mafuka am Halse ihres Pflegers und beobachtete aufmerksam die Hantirungen der Arbeiter. Plötzlich schnellte sie davon, im Nu hatte sie den aus der Hand gelegten Nagelbohr ergriffen und — bohrte regelrecht durch die Platte ihres Tisches, bis sie die Spitze an der Unterseite erblickte. Dies Experiment wiederholte sie später, so oft ihr ein Bohr gereicht wurde. Allzu oft liebte sie aber die Wiederholung desselben Manövers nicht, so willig und lebhaft sie auch immer wieder darauf eingegangen sein mochte. Dem Wärter die Stiefel aus- und diese sich selbst anziehen, damit in der Höhe verschwinden, um sie endlich dem Besitzer, wenn er sie wieder haben wollte, an den Kopf zu werfen; mit Hüten und Mützen tollste Allotria treiben; nasse Lappen ausringen; ein

¹⁾ Zeitschrift für Ethnologie IV. pag. 207.

dargereichtes Taschentuch nach Vorschrift, d. h. wirklich schnaubend zu gebrauchen — solche und hundert ähnliche Dinge bildeten das Programm ihrer Tagesordnung. Besonders geschickt operirte sie mit leeren Wein- oder Bierfässern, auf denen sie die achtbarsten Beweise der Gleichgewichtshaltung gab, und an denen sie zugleich ganz bedeutende Kraftäusserungen bekundete. Sie hat es oft bewiesen, dass es ihr ein Leichtes war, ein 30-Pfund schweres Fass mit einem Finger im Spundloch zu ergreifen und so am Seil emporzugehen, dann in der Höhe die Last in die gespreizten Füße zu nehmen und so noch geschickte Turnübungen auszuführen. Dass dieses Thier auch bei seinen Mahlzeiten hohe Geschicklichkeit entwickelte, wird hiernach keiner Versicherung bedürfen. Ohne irgend Etwas zu verschütten, führte Mafuka jedes handgereehte Gefäss sicher und mit einer, stets aber mit der rechten Hand zum Munde, und mit einer gewissen Eleganz verstand sie aus grösseren Behältern in kleinere zu giessen, wobei sie genau darauf achtete, dass sie nicht übergoss. Eigenthümlich ist, dass sie nie dazu zu bringen gewesen ist, Fleisch oder Bouillon anzunehmen, letztere selbst mit Rothwein nicht, den sie sonst mit Zuckerwasser sehr liebte. Leckermaul war sie wie alle ihre nahen und fernen Verwandten, Obst und Zuckerbrod ihr in allen Formen genehm. Ihre Hauptmahlzeit bestand in Thee zum Frühstück und Cacao zum Abendbrod, dazu verschiedenster Imbiss von Gaumen reizendem Wohlgeschmack. Bei ihrer nie verleugneten Vorliebe für culinarische Genüsse musste es auch ohne erkennbare Krankheitssymptome mit Bedenken erfüllen, als dagegen eine nach und nach wachsende Gleichgiltigkeit sich kundgab, und ein Lieblingsgericht nach dem andern von der reichen Speisekarte gestrichen wurde. Im Verlauf von 4 Wochen war Zuckerwasser mit Eidotter die einzige Nahrung, wenn dieser Ausdruck dafür gestattet ist, geworden, welche Mafuka noch anrührte, wonach sie aber auch noch Verlangen zeigte. Mit ungeahnter Schnelligkeit war ihr Ende genabt, Niemand hätte eine so rapide Auflösung für möglich gehalten, da der Affe obenein keine Spur von Husten oder Nasenausfluss hatte. Ich habe an einer anderen Stelle bereits die Eindrücke von Mafuka's letzten Lebenstagen geschildert und will diese Schilderung hier wiederholen, wiewohl sie die Spottlust unbekannter Gegner der „modernen Thierpsychologie“ wachgerufen hat. „Wenige Wochen, nachdem die verderbliche Krankheit in leisen Anfängen — in einem kleinen Abcess am Halse — äusserlich erkennbar geworden, hatten genügt, dies bis dahin von Kraft und Uebermuth, Elasticität und Verschlagenheit strotzende Geschöpf, diesen herrlichsten Prototyp vielleicht aller Quadrumanen, die je in Gefangenschaft gehalten sind, in die mitleidswertheste Jammergestalt umzuwandeln. Das Bild der vollendetsten Apathie war an die Stelle der einst übersprudelnden Frische und Lebendigkeit getreten und auch Herr Director Schöpf erfreute sich nur dann einer kaum erkennbaren und scheinbar nicht einmal gern gewährten Beachtung, wenn er direkt darauf provocirte. Dieses Dulden trug aber keineswegs den Charakter der Sanftmuth, ja nicht ein-

mal der Ergebenheit¹⁾ das grosse, klare Auge spiegelte vielmehr unverkennbar einen fast unheimlichen Ausdruck tiefster Verstimmung, ja, ich möchte es nennen der Verbissenheit wieder. Jenen schmerzlich rührenden, vom Pfleger Hilfe ersehenden Blick, den ich bei Chimpansen in ihren letzten Lebensstunden leider so oft zu sehen Gelegenheit hatte, hätte man bei der Mafuka vergeblich gesucht. Das Thier duldete, weil es dagegen nicht reagieren konnte, aber es duldete, man könnte sagen, unter dem Druck des dumpfen Bewusstseins, dass es von Niemand mehr Rettung oder auch nur Linderung seiner Schwindsuchts-Leiden erwarten könne. Dieser Zustand hielt unverändert bis wenige Stunden vor dem Tode an. Als da Direktor Schöpf sich noch einmal zu seinem Liebling niederbeugte, langte Mafuka nach ihm, legte die Arme um den Hals des treuen Pflegers und sah ihn eine Weile ruhig klaren Auges an; dann küsste sie ihn in kleinen Pausen drei Mal, verlangte aufs Lager, reichte dann Schöpf nochmals die Hand — wie zum Abschied nach mehrjährigem, glücklichem Beisammenleben — und schlief ruhig ein, ohne wieder aufzuwachen.“

Weit früher also als von diesem urkräftigen Geschöpf erwartet werden konnte, gestattete Mafuka die sichere Untersuchung des Anatomen mit der des Zoologen zu combiniren und die Frage nach ihrer wahren Specialität zum Abschluss zu bringen. Dadurch tritt die Beurtheilung der für ihr Chimpanse- und gegen ihr Gorillathum — und umgekehrt — angeführten Gründe in ein anderes Stadium, und ihre Beleuchtung und Entwicklung mag einem folgenden Artikel vorbehalten sein.

(Fortsetzung folgt.)

¹⁾ vgl. die Krankheitsgeschichte des Chimpanse Molly in dem citirten Artikel dieser Zeitschrift IV. pag. 210.

Tafelerklärung.

Taf. I.

Mafuka in verschiedenen Ansichten und Stellungen nach dem Leben gezeichnet und lithographirt von Gustaf Mützel.

Ein lebender Gorilla.

Von Stabsarzt Dr. Falkenstein,
(z. Z. in Chinchoxo, Loango-Küste.)

Hierzu Taf. II.

Als eins der Hauptergebnisse der Reise, welche Herru Dr. Pechuel Loesche und mich in das Quillu-Gebiet führte, ist ein junger lebender Gorilla anzuführen, der sich nun seit mehr als sechs Wochen unter meiner speciellen Ohhut auf der Station Chinchoxo befindet. Dieser hat in seiner äusseren Erscheinung durchaus nichts unangenehmes und muss namentlich jedem Kinderfreund viel Vergnügen gewähren.

Seine Physiognomie hat etwas erschreckend menschenähnliches. Der melancholische Ausdruck dieses in stetes Nachdenken versunkenen schwarzen, runden Kindskopfs lässt den Beschauer befangen zurucktreten, während das energische Wesen, mit dem er jede Zärtlichkeitsbezeugung unwillig abweist, zur Vorsicht mahnt und das stark entwickelte Emponpoint, die auswärts gebogenen Knie und die ziemlich stark entwickelten Plattfüsse ein unwillkürliches Lächeln hervorrufen.

Ausgenommen die auch beim Menschen völlig haarlosen Stellen ist sein Körper mit einem schönen Pelze bedeckt, dessen einzelne Haare an den Spitzen schwarz, im Uebrigen dunkelbraun sind. An der Stelle aber, wo der gänzlich fehlende Schwanz sich ansetzen würde, findet sich ein weissbehaarter wallnussgrosser Fleck.

Im Ganzen kann man ihn als indolent, faul und unliebenswürdig, bei etwas Phantasie als würdevoll, verständig und selbstbewusst bezeichnen. Hin und wieder lässt er vorwurfsvoll klagende Laute vernehmen, die im Affect in ein unangenehmes Kreischen ausarten.

Da seine Hauptbeschäftigung ein ruhiger, ungestörter Schlaf ist, so suchte er mit Eifer eine einladende Ruhestätte, die er auf dem untern Theil meines Mosquito-Netzes zu finden schien. Leider harmonirte seine Ansicht wegen seiner Kindereigenschaften betreffs der Reinlichkeit und seines ihm eigenthümlichen penetranten Geruchs durchaus nicht mit der meinigen, zumal er sich rücksichtslos einwickelnd den Musquitos ungehinderten Zutritt zu mir gab. Es wurde ihm nun mittelst einer länglichen schmalen Kiste ein Bett hergerichtet, das mit Säcken ausgepolstert und mit einem eigenen Mosquito-Netz versehen wurde. Er merkte bald den Vortheil dieses neuen Hauses, legte sich in der Stellung, in der er wahrscheinlich zur Welt kam, darin nieder und entzog sich durch eine Decke dem störenden Geräusch der Aussenwelt. Nach einem beneidenswerthen Schlummer verführt ihn noch manchmal ein gleicher Appetit den verbotenen Platz aufzusuchen, entweder um mit ver-

schränkten Armen geduldig mein Erwachen abzuwarten, oder aber sich am Bett aufrichtend mit den kleinen, zierliche Nägel aufweisenden schwarzen Fingern mich behutsam am Aermel zu zupfen, damit ich ihm die Thür zum Futterplatze öffne.

Das Futter selbst ist schwierig zu finden und noch immer schaffen die Neger des Hauses die verschiedensten Früchte des Waldes vergebens herbei. Rothe am Stamme eines Baumes wachsende Trauben und etwas-Ziegenmilch bilden jetzt seine einzige Nahrung. Um erstere möglichst bequem zu geniessen, holt er sich irgendwoher eine Unterlage und sitzt dann behaglich eine Beere nach der andern lösend und Berge von Schalen und Kernen um sich häufend. Sein Lieblingskissen ist eine Karte von Afrika, in welche die von rothem Fruchtsaft vollen Finger unbekannte Routen hineinzeichnen.

Ich suchte ihm über den Mangel an Abwechslung durch aufheiternde Musik fortzuhelfen, indem ich einer Glasharmonika die verschiedensten Töne entlockte. Er begann jedoch sofort mit den Augen zu blinzeln, zu gähnen und endlich unverkennbar zu schlafen. Nachdem ich diese Wirkung mehrfach erzielt, stand ich davon ab und versuchte, ob er seiner eigenen Person Interesse abgewinnen würde, indem ich ihm einen Spiegel vorhielt. Er nahm aber gar keine Notiz von sich, ebensowenig von einer munteren Meerkatze, die ich ihm zur Gespielin gab.

Der einzige, zu dem er sich hingezogen fühlt, bin ich selbst. Zu mir nimmt er seine Zuflucht, wenn ihm etwas Furcht einflösst, was bei seinem schreckhaften Gemüth leicht geschieht. Selbst das Fallen der Regentropfen auf das Campinendach oder ein entsprungener ihm Besuch abstattender anderer Affe des Hauses lassen ihn schreiend auf allen Vieren mit eingeschlagenen Fingern und Zehen zu mir eilen, meine Beine umklammern und emporlangen, um auf den Arm genommen zu werden. Dies gelingt ihm jedoch nicht mehr, nachdem er bei mitleidsvollem Gewähren zweimal nicht wieder herunter wollte und sich fest zu beißen versuchte. Trotzdem leben wir in völliger Eintracht und wenn er an Verstand und Körperkraft zunehmend sich an gemischte Kost gewöhnt, steht zu hoffen, dass er nächsten Sommer die Ueberfahrt nach Europa antreten kann.

Die Bewohner des Schwarzen Irtysh-Thales.

Der russische Generalstabs-Capitain (jetzige Oberstlieutenant) Ssosnowski machte im Februar und März 1872 eine Reise vom Saissan-Posten nach der chinesischen Stadt Bulun - Tochoi und zurück durch das Thal Kobu. Dem über diese Reise veröffentlichten Berichte¹⁾ entnehmen wir nachstehende Mittheilungen über die im Thale des Schwarzen Irtysh wohnenden Volksstämme.

Das Flussgebiet des Schwarzen Irtysh bildete eine der hauptsächlichsten Pforten, durch welche Woge auf Woge die Völkerfluthen sich ergossen, die von Hochasien her nach Westen vordrangen und die gewaltigen historischen Katastrophen der Völkerwanderungen, der Hunnen- und Mongoleninvasion herbeiführten. Jeder neue Ansturm fegte die früheren Bewohner fort, die hier einen Ruhepunkt gefunden haben mochten, und so ist es kein Wunder, dass die ethnographischen Verhältnisse dieser Gegend kaleidoskopisch schnell sich veränderten. Trotzdem sind Repräsentanten zweier in jenen Katastrophen eine Hauptrolle spielenden Völker, der Tartaren und Mongolen, noch heute daselbst zu finden: Kirgisen und Kalmücken, beide Nomaden, wie fast alle ihre Stammesgenossen. Das leichte Zelt des Nomaden hinterlässt aber keine Ruinen, die einfachen Lebensverhältnisse halbwilder Horden lassen keine Denkmale entstehen, die über eine mehr oder minder entfernte Vergangenheit Auskunft gäben, und so wissen wir auch zum grössten Theile nicht, seit wann die heutigen Bewohner des Schwarzen Irtysh daselbst hausen, und müssen wir uns fast ausschliesslich mit der Schilderung ihres jetzigen Zustandes begnügen.

Von der kirgisischen Race befinden sich hier zwei starke Stämme, welche die Steppen am Saissan-See und das untere Flussgebiet des Schwarzen Irtysh bewohnen: die Naimanen und die Kirejer. Von den ersteren nomadisiren hier drei Geschlechter an Nebenflüssen des Schwarzen Irtysh: die Myskalen am Kaldshin, die Koshembeten²⁾ am Alkabek und die Dsharbulden am Beselek. Einige getrennte Kibitken haben ihr Winterlager auch in der Wüste Bos-aigyrum, die Sommerweiden befinden sich aber alle im Altai. Ueber die Stärke der Naimanen ist nichts bekannt; man weiss eben nur, dass sie von einem chinesischen Beamten verwaltet werden, den die Kirgisen „Ke-türe“ nennen und der im Winter an der Mündung des Kaldshir lebt, im Sommer mit seinen Gemeinden nomadisirt.

Die Kirejer zählen in dieser Gegend folgende sieben Geschlechter: 1) die Tschubar-aigyren, deren Winterlager sich theils in den Wüsten Bos-aigyrum und Kum-tübe, theils an der unteren Kaba und dem benachbarten Laufe des Irtysh befinden, und die im Sommer auf den im Altai

¹⁾ In den „Sapiski“ der Kaiserlich russischen Geographischen Gesellschaft für allgemeine Geographie Bd. V. 1875.

²⁾ Die Buchstaben sh bezeichnen hier den Laut des französischen j.

liegenden Höhen des Utsch-kur-man-ker und in deren Umgebung nomadisiren. 2) Die Dshadyken, deren Winterlager an der unteren Kaba, am See Bos-tal und an dessen Zuflusse, dem Algadai-bulak, am Burtschum und dem düstern benachbarten Theile des Irtysh zu finden sind. 3) Die Dshantykejer, welche sich im Winter zu beiden Seiten des Irtysh von der Kaba bis zum Kran, an mehreren Stellen, wie z. B. am Bos-tal, mit den Uebrigen zusammen, und in den Gebirgen Maigentschagai, Dsharylgan, Dshuan-kara und Kokssoun aufhalten und im Sommer ihr Nomadenterrain am See Kanas, an den Quellflüssen der Kaba und in den höheren Theilen des Bolbodai mit den Dshadyken theilen. 4) Die Tschereutschen, deren Winterlager sich an den Quellflüssen des Kran, dem Kemertschik und der Kurta, und am See Tus-kul befinden, während ihre Sommerweiden an den oberen Läufen dieser Flüsse und am Kanas belegen sind. 5 und 6) Die Kara-kassen und Mulke, welche im Winter auf dem rechten Ufer des Kran unterhalb der Tschereutschen lagern und im Sommer zwischen den Weideplätzen der Dshadyken und Dshantykejer nomadisiren. Endlich 7) die Ssarbassen, ein nicht sehr zahlreiches Geschlecht, das zerstreut unter den Dshantykejern lebt.

Ihrer Stärke nach nehmen diese Geschlechter folgende Ordnung ein:

Die Dschantykejer	ungefähr	1950	Kibitken.
„ Dshadyken	„	1720	„
„ Tschereutschen	„	780	„
„ Tschubar - aigyren, Kara - kassen und Mulke, jedes mit ca. 500, im Ganzen	„	1500	„
„ Ssarbassen	„	330	„
		<hr/>	
		6,380	Kibitken.

oder ca. 40,000 Individuen.

Bis zum Dunganen-Aufstande hatten die Kirgisen, mit den Kalmüeken untermischt, das ganze Thal des Schwarzen Irtysh und die Gegend am unteren Laufe des Flusses Urungu inne. Als aber die chinesische Regierung die Flüchtlinge aus verschiedenen von den Aufständischen zerstörten Städten hierher übersiedelte, zogen sich die Kirgejer bis auf das rechte Ufer des Kran zurück und nahmen ihre heutigen Wohnplätze ein. Noch jetzt findet man in den von ihnen verlassenen Gegenden Spuren aufgegebener Winterlager und viele kirgisische Benennungen. Nur eine unbedeutende Zahl von Kirgisen in der Stärke von 20—30 Kibitken blieb an den Quellflüssen des Irtysh, dem Kara-erzis und dem Kun-erzis, zurück, welche ihre Stammesgenossen als gänzlich abgefallen betrachten. So bildet der Kran gegenwärtig die ethnographische Grenze, welche die Kirgisen von den Kalmüeken scheidet.

Alle Kirgisen ohne Ausnahme stehen unter der volksmässigen Verwaltung und Gerichtsbarkeit vier einflussreichen „Weissen Knochen“, d. h. Kirgisen, die für Nachkommen Tschingis-Chan's gehalten werden. Es sind dies Dausch-yrai, der sein Winterlager unweit des Kran am Irtysh hat; Marmatai, dessen Winteraufenthalt sich nicht weit davon, in der Landschaft Moschka-

tübek befindet; Osman Biigemba und Koken, von denen ersterer am Burtschum, letzterer am Kran, in der Nähe der Stadt Tulta lebt. Aber ausser diesen vier wirklichen vom Volke anerkannten Gewalthabern giebt es noch offizielle, von der chinesischen Regierung eingesetzte Geschlechtsvorsteher, die alle mit der Würde von Beamten bekleidet sind, den Titel „Türe“ führen und ihre Mütze mit dem Knopfe, dem Abzeichen des Beamten, schmücken. Zur Zahl dieser Verwalter gehören: Mamarkan bei den Tschubar-aigyren; Abeldil bei den Dshadyken; bei den Dshantykejern die Gebrüder Ashi, Söhne des verstorbenen Sultans Ashi, von denen der älteste, Namens Kammechan, am Dsharylgan lebt und als oberster Vorstand auch von den Kirejern anerkannt wird. Die Kara-kassen und Mulke verwaltet Koshemonar, dem die unmittelbaren Vorstände Tele-ule bei den ersteren und Maite bei den letzteren untergeordnet sind. Die Angelegenheiten der Tscheutschen leitet Bastai und die der Ssarbassen endlich Dsharylkan. Die Gewalt dieser Türe ist äusserst zweifelhaft und schwankend. Die Kirgisen gehorchen ihnen nicht, achten sie nicht und wenden sich nicht an sie wegen irgend welcher Entscheidungen, so dass sie nur bei ihrer unmittelbaren Umgebung einige Beachtung finden. Ebenso nominell ist die Bedeutung der höheren Verwaltungsbehörde, des Mii-amban, der den ganzen Bezirk unter sich hat und in Tulta residirt. Die Kirgisen kennen ihn nicht und leisten seinen Anordnungen nicht Folge. Wird die Erhebung einer Steuer oder eine Naturalleistung nothwendig, so kann der Zweck nur durch Gewalt erreicht werden, indem der Erste Beste ausgeplündert oder zur Leistung gezwungen wird. Der kirgisische Kläger wendet sich mit seiner Klage nur dann an die chinesische Lokalbehörde, wenn der Verklagte ein Kalmück, Uränche oder Chinese ist; denn er weiss nur zu gut, dass er vorher ein gutes Geschenk machen muss und ohne ein solches die Sache gar nicht verhandelt wird. Aber auch das Geschenk hilft zuweilen nichts, besonders wenn die Gegenpartei mehr gegeben hat. Die Kirgisen des Schwarzen Irtysch-Thales sind gesetzlich frei von allen Steuern und Leistungen; trotzdem treten sie gern in den russischen Unterthanenverband, weil sie dadurch der willkürlichen Besteuerung, den Plünderungen und überhaupt den anarchischen Zuständen entgehen, die gegenwärtig daselbst herrschen.

Die hauptsächlichste Subsistenzquelle der Kirejer, wie aller Kirgisen, ist die Viehzucht. Am wohlhabendsten sind die Gemeinden der Dshadyken und Dshantykejer, die Ueberfluss an herrlichen Weideplätzen haben. Die kolossalen Kameel- und Pferdeheerden derselben zeichnen sich durch besonders grosse und kräftige Thiere aus. Heu bereiten sie nur für das Kleinvieh, die säugenden Mütter und das Jungvieh; die übrigen Thiere bleiben das runde Jahr hindurch beim Grünfutter, was nicht selten Viehsterben verursacht, weil der Schnee oft zu massenhaft fällt. Bedeutendere Heuvorräthe werden in den dem russischen Gebiete benachbarten Gemeinden gemacht, wo man sich der Sense bedient. An anderen Orten wird das Gras mit einer Sichel

von eigener Fabrikation gemäht. Die heerdenlosen Armen beschäftigen sich mit Ackerbau, Fischerei, Jagd und Fährmannsdiensten auf dem See Kanas und dem Schwarzen Irtysch. Ackerbau wird in den Thälern, am Fusse der Gebirge und in der Nähe der Flüsse, aus welchen Ueberrieselungskanäle abgeleitet werden, getrieben. Das beste Ackerland befindet sich in der nicht weit von der Kaba belegenen Landschaft Karai. Es wird etwas Weizen, vorzugsweise aber Hirse gesäet, und wenn der Sommer regnerisch und das Wasser in den Flüssen, die zur Ueberrieselung verwendet werden, hinreichend ist, erntet man das 15. bis 20. Korn. Zum Fischfange werden kleine Netze, Angeln und Fischgabeln gebraucht. Die Kunst, Netze zu stricken, haben die Kirgisen von den Russen erlernt, und sie verwenden dazu die Fasern des wilden Hanfes oder auch die aus grober Leinwand ausgezogenen Fäden. Im Winter wird der Fischfang auf eine sehr einfache Weise betrieben. Es wird quer über den Fluss eine Furche ins Eis gehauen; in diese Furche steckt man kleine ästige Bäume mit den Zweigen nach unten bis auf den Grund, während die Stammenden über das Eis emporragen; in der Mitte bleibt ein Durchgang frei, in welchem ein Angelhaken mit dem Köder hinabgelassen wird, oder neben welchem sich der Fischer einfach mit einer Gabel oder mit einer Lanze aufstellt. Regelrechter und in grösserem Massstabe wird die Fischerei freilich von den russischen Bauern aus dem Dorfe Praporschtschikowa und anderen Dörfern betrieben. Dieselben kommen alljährlich in ganzen Gesellschaften zum Herbstfange hierher und haben in der Landschaft Kundusdy zwischen Kaba und Burtshum eine bleibende Fischerei-Station eingerichtet.

Ein Pralm zum Uebersetzen über den Irtysch wird nur bei der Landschaft Kass-aral, zwei Werst unterhalb der Kaba-Mündung unterhalten, weil weiter stromaufwärts Furten genug vorhanden sind. Für das Uebersetzen einer Jurte und einer Heerde von 100 Hammeln wird ein Hammel, für ein Pferd, wenn der Zahlende aus dem eigenen Aul ist, ein Lämmerfell, sonst ein Zicklein entrichtet. Die auf dem Kanas vorhandenen Boote dienen zur Verbindung zwischen den rings herum lebenden Gemeinden.

Zur Jagd kommen Bogen mit Pfeilen und Luntengewehre in Verwendung; Jagdthiere sind Eichhörnchen im Altai, Zobel, Wölfe und Füchse. Letztere finden sich hier in Menge, und zum Fange derselben bedient man sich abgerichteter Königsadler. Auf dem Gebirge Ssauru sind auch dunkelbraune Füchse nicht selten. Zur Bereitung des Pulvers wird der im Gebirge Kokssun gewonnene Salpeter verwendet, den man mit gleichen Theilen Kohle und Schwefel mischt. Handel treiben die Kirgisen nicht. Mit demselben beschäftigen sich ausschliesslich die russischen Tataren aus Ssemipolatinsk, Ust-Kamennogorsk, Kokleminsk und den Grenzgemeinden. Dieselben tauschen allerlei thierische Rohprodukte gegen sehr mittelmässige Erzeugnisse russischer Manufaktur und Taschkenter-Fabrikation ein. Zuweilen kommen

auch chinesische Händler hierher und tauschen Vieh gegen chinesisches Kamelot, Silber, Ziegel- und grünen Thee und Opium ein; letzterer wird hier nur als Arznei verwendet.

Ogleich Wald genug vorhanden ist, bauen die Kirgisen doch keine bleibenden Winterhäuser, sondern bringen auch den Winter in Jurten zu, was zum Theil auch schon durch die einmal herrschenden Verhältnisse bedingt wird. In Folge der beständigen Räubereien können die hiesigen Kirgisen nicht wie die russischen ihr Vieh und ihre Pferdeheerden in einer grösseren Entfernung weiden lassen, sondern müssen Alles in ihrer Nähe haben. Da sie aber kein Heu machen, ist es ihnen unmöglich, eine grosse Menge Vieh zu ernähren, wenn sie auf einer Stelle bleiben. Deshalb sind sie genöthigt, auch ihre Winterlager beständig zu ändern, wobei sie nur dafür Sorge tragen, dass ihre Jurte an einer geschützten Stelle, hinter einer Erhöhung oder im Walde, aufgeschlagen wird.

Noch ein anderer charakteristischer Zug, durch welchen sich die hiesigen Kirgisen von den russischen unterscheiden, ist die bei ersteren ungleich mehr entwickelte Religiosität. Sie haben denn auch sehr viele Mullahs, grösstentheils flüchtige russische Tataren.

Die Kalmücken sind der zweite, das Flussgebiet des Schwarzen Irtysch bewohnende Volksstamm. Dieselben, hier Kara-Kalmücken genannt, haben ihre Wohnsitze im oberen Theile des Flussthales von der Quelle bis zum Kran und im unteren Theile des Urungu-Bassins. Sie sind zum Theil nach dem Falle von Tschugutschak aus dem Emil-Thale hierher übersiedelt worden. Alle Kalmücken zusammen bilden zehn „Schume“, unter denen sich ein besonderes Schum der Tschacharen und ein anderes der Ultschamangulen befindet. Jedes Schum hat seinen eigenen Vorsteher, Mogika oder Dsänga, nach dessen Namen es auch benannt wird; fünf Dsängas gehören zu dem Bezirk eines Ilgedai mit Offiziersrang (dunkelblauer Knopf), und über je zweien solcher Ilgedais steht der Ucherdai mit Staboffiziersrang, der unmittelbar dem Amban oder Bezirkschef untergeordnet ist. Der jetzige Amban ist Ereden-tö, der in der Landschaft Dshass-tö zwischen Ssabatu und Kran seinen Wohnplatz hat und dessen Würde durch den grauen Knopf bezeichnet wird. Alle 10 Schume zählen ungefähr 25,000 Seelen (2,300 bis 2,600 in jedem). Die Mehrzahl derselben nomadisirt am Flusse Urungu, ein Drittel ungefähr im Altai, und der Rest hat sich innerhalb der russischen Grenze neben (Kokpekty und dem Saissan-Posten niedergelassen, wo man sie als fleissige und nützliche Arbeiter gern aufgenommen hat.

Die Kalmücken können als ein halbansässiges Volk betrachtet werden; denn sie machen nur kleine Nomadenzüge und drehen sich, so zu sagen, beständig um den einmal erwählten Punkt. Wenn die am Urungu nomadisirenden Kalmücken auch im Sommer nach dem Ssalburty-Gebirge ziehen, so geschieht dies nur, weil sie vor den Myriaden Mücken, Fliegen und Bremsen in den Gehölzen an dem genannten Flusse zu fliehen gezwungen werden.

Die Kalmücken sind ein überaus armes Volk. Sie wohnen in elenden aus Filzlappen zusammengenähten Jurten, oder auch in Bretterhütten; nicht selten dient ihnen die ausgebrannte Höhlung eines Baumes als Obdach. Ihre Heerden sind wenig zahlreich und von elender Beschaffenheit. Die Regierung leistet zwar Beistand, so viel sie vermag, aber jede Hülfe ist unzureichend bei der Menge Armer, die sicher längst dem Hunger hätten erliegen müssen, wenn die Kalmücken nicht wie die Chinesen Alles ässen, was nur verschlungen werden kann: Mäuse, Eidechsen, Schlangen, Aas u. s. w. Ueberhaupt macht das Dasein dieser Kalmücken einen trüben Eindruck auf den Beschauer, besonders wenn er hin und wieder die Leichen von Menschen sieht, deren irdischer Laufbahn der Hunger ein frühzeitiges Ende bereitet hat. Der Kalmük scheint hier von Hause aus zu einem obdachlosen Vagabundenleben verdammt zu sein. Das Kind hat bis zu seinem siebenten Jahre keinen Namen und hört auf den von den Eltern gebrauchten Ruf. Im Alter von sieben Jahren wird er vom Dsänga in die Listen eingetragen und erhält von diesem auch einen beliebigen Namen. Selbst der Tod giebt ihm keine Ruhestätte im Grabe; denn die Kalmücken begraben ihre Todten nicht, sondern tragen sie $1\frac{1}{2}$ bis 2 Werst weit hinaus und werfen sie fort wie gefallenes Vieh.

Entsetzlich ist die Lage der Unglücklichen, welche ihr böser Stern in die Sklaverei gebracht hat; sie werden wie Vieh vertauscht oder verkauft. Ein Mädchen von 10—12 Jahren kostet ein Füllen, ein Knabe ist etwas theurer.

Die Armuth der Kalmücken zeigt sich auch in ihrem Aeusseren, in dem abgemagerten Gesicht, den eingesunkenen Augen, dem ausgemergelten Körper, dem Arme und Beine fast den Dienst versagen.

Die Noth zwingt die Kalmücken förmlich zu Räubereien, und die zahlreichen Heerden der Kirejer sind für sie ein unwiderstehlicher Köder. Daher ist es kein Wunder, dass oft Lynchjustiz geübt wird und ein blutiger Hass die Nachbarvölker trennt, der zum Theil noch durch den Islamismus der Kirejer genährt wird. Der Kalmük dagegen verkauft seinen Buddha, seinen Dalai-lama und Alles, was man haben will, für die tägliche Nothdurft und Nahrung des Leibes. So kaufte denn auch Hr. Ssosnowski von einem Lama in Bulun-tochoi ein Götzenbild für ein Stück Dalimba zum Rocke.

Wie es heisst, sind die im Altai lebenden Kalmücken, die sich mit dem Thierfange beschäftigen, in einer besseren Lage, und die Uränchen, von denen ein Theil mit den Chamaten zusammen am Bulun und Tschingil, den Quellflüssen des Urungu, nomadisirt, sollen sogar wohlhabend sein und sich durch Friedfertigkeit und ihren Gehorsam gegen die Behörden auszeichnen.

Abgesondert von den übrigen Kalmücken lebt der nördliche Stamm der Torgouten oder Torgoten, der sein Nomadenterrain in der Gebirgsgegend des Ssauu hat. Es sind dies dieselben Torgoten, welche im Winter 1771—72

unter ihrem Chan Ubaschi von der Wolga entflohen waren, wohin sie sich, von den stammverwandten Dsungaren und Choschoten gedrängt, im Jahre 1703 unter Chan Ajuk geflüchtet hatten, und wo der daselbst verbliebene Theil ihres Stammes noch lebt. Sie begaben sich zuerst nach der nördlich vom Saissan-See belegenen Steppe und 1777 auf ihre heutigen Wohnplätze. Ihre Abhängigkeit von China ist eine sehr bedingte und dürfte nur so lange dauern, als die Privilegien geachtet werden, welche ihnen die Chinesen nach ihrer Flucht von der Wolga in der Hoffnung, dieses unruhige Volk an sich zu fesseln, gewährt hatten. Ihre Fürsten erhalten eine jährliche Subvention in Silber und Stoffen, dem ganzen Volke ist freies Nomadisiren, unbehindertes Leben nach ihren Sitten unter gänzlicher Freiheit von allen Abgaben gestattet. Früher lebten sie in festen Wohnsitzen, und jeder ihrer drei Fürsten hatte seine besondere Ansiedelung mit reichen Götzentempeln: der Uwan Tschiriprabata und Aredyn am Bajan-obo, wo sich noch jetzt die Trümmer der Stadt des Uwan, Kuutschin-Ssume (d. i. alter, zerstörter Tempel) befindet, und Maten am Flüsschen Dardshin, den Ausgängen aus den Pässen Keregentak und Tschogan-obo gegenüber. Gegenwärtig nomadisiren alle Torgoten. Ihre Sommerweiden befinden sich auf dem Gebirge Ssauru; Aredyn hat sein Winterlager im Argaltai-Gebirge, der Uwan am Flüsschen Kobuk in der Landschaft Dshilin-taran und Maten in der nahe bei letzterer gelegenen Landschaft Kara-bulak. Für den obersten der drei Fürsten wird Tschiriprabata gehalten, der auch den Titel „Tsin-wan“ oder „Uwan“ führt. Unter seiner Leitung stehen 4 Schumen, Aredyn hat 6 und Maten 4 Schumen unter sich. Jedes Schum hat durchschnittlich 500 Kibitken, alle 14 also 6000 Kibitken oder 12,000 Seelen.

Die Torgoten sind im Vergleich mit den übrigen Kalmücken reich zu nennen, was sich denn auch in ihrer physischen Natur ausspricht. Sie sind ein kräftiges, gesundes, kühnes Volk von hohem Wuchse, dem ein unruhiger, neuterischer Sinn angeboren ist, und das sich unbehaglich fühlt, wenn es keine Räubereien giebt. So sind sie der Schrecken der umwohnenden Stämme. Ist es eine Folge ihrer kriegerischen Neigungen, oder eine Frucht ihrer zeitweiligen russischen Unterthanenschaft, genug, die Kunst der Anfertigung guter Feuerwaffen hat sich bei ihnen ungemein entwickelt. Die Masse des Volkes ist mit Büchsen bewaffnet, die zwar noch Steinschlösser haben, sich aber durch grosse Schussweite und Trefffähigkeit auszeichnen. Ihr Pulver bereiten sie aus 9 Theilen Salpeter und je einem Theile Kohle und Schwefel, ein Verhältniss, das dem in Russland angenommenen ziemlich nahe kommt.

Wie bei allen Nomaden ist auch bei den Torgoten die Viehzucht die Quelle alles Reichthums, und sie befindet sich bei ihnen in einem sehr blühenden Zustande. Die Gemeinden Aredyn's sind wegen der Züchtung vorzüglicher Passgänger bekannt.

Die ansässige Bevölkerung dieser Gegend beschränkt sich auf die beiden Städte Tulta, auf dem linken Ufer des Kran, und Bukun-tochoi, am Urungu, 15 Werst oberhalb seiner Einmündung in den See Ulüngur belegen. Tulta

datirt erst aus dem Jahre 1869 und wurde durch Chinesen gegründet, die aus Urumtschi, Manas und anderen von den Dunganen eingenommenen Orten entflohen waren und hier angesiedelt wurden. Die Stelle war gut gewählt; denn Flüsse, fruchtbarer Boden, prachtvoller Wald und angenehme klimatische Verhältnisse versprachen den neuen Ansiedlern ein sicheres Gedeihen. Gegenwärtig zählt der Ort 70 Höfe und ungefähr 200 Einwohner. Alle Häuser sind aus Holz gebaut, haben jedoch steinerne Fundamente. Nur der buddhistische Tempel ist ganz massiv. Eine Art abgesonderter Vorstadt bewohnen mongolische Flüchtlinge: Oelüten, Tschacharen und Kalmüeken, in der Stärke von 1000 Individuen, die alle in Jurten leben. Chinesen sowohl wie Kalmüeken beschäftigen sich ausschliesslich mit Ackerbau; sie säen Weizen, Hirse und Gerste und ernten das zehnte Korn. Vieh wird nur für den Haus- und Wirthschaftsbedarf gehalten. Industrie und Handel bestehen noch gar nicht in Tulta; alles Nothwendige erhalten sie aus Chobdo auf Rechnung des geringen Soldes, den die Bewohner von Tulta als eine Art Grenzwahe von der chinesischen Regierung beziehen. Zwei Strassen führen von Tulta nach Chobdo (180 Werst) und Bulun-tockoi (135 Werst entfernt) und nach dem Irtysch-Thale. Ueber den Kran ist eine hölzerne Brücke erbaut.

Bulun-tockoi war bis zu den sechziger Jahren eine Verbreeherkolonie, in welche gebrandmarkte Zwangssträflinge entsendet wurden. Nachdem dieselbe wegen Meuterei zerstört und die Bewohner fast Mann für Mann niedergemacht worden, blieb die Stelle unbesetzt, bis sich in Folge des Dunganensturmes Flüchtlinge hier niederliessen und die Regierung die Emigranten ansiedelte, die sich bis dahin am Koptum verborgen gehalten hatten. Da diese Menschen anfänglich weder Obdach noch Subsistenzmittel hatten, lebten sie einfach vom Raube, durch den namentlich die Kircejer stark zu leiden hatten. Sie vollführten sogar einen Angriff auf den Saissan-Posten. Jetzt sind sie ruhiger geworden, haben neben der zerstörten Stadt eine neue gebaut, die aus zwei eine halbe Werst von einander entfernten Ortschaften besteht, von denen die eine 160 Höfe mit einer aus Ssibe, Ssolonen und eigentlichen Chinesen bestehenden und unter dem allgemeinen Namen Kara-Chinesen zusammengefassten Bevölkerung von 900 Seelen, die andere 150 Höfe mit 800 Bewohnern mongolischer Race, Kalmüeken, Tschacharen, Oelüten etc., zählt. Die Stadt ist eben so schmutzig wie ihre Bewohner und gewährt mit ihren krummen Strassen und Hütten aus Lehm und ungebrannten Backsteinen keinen erfreulichen Anblick. Die Bewohner treiben jetzt ausschliesslich Acker- und Gemüsebau, aber die Stadt verspricht durch ihre Lage im Knotenpunkt der Strassen aus den Grenzlanden Russlands, aus der Dshungarei und Mongolei auch in kommerzieller Hinsicht bedeutend zu werden. Bis Chobdo sind ungefähr 500, bis Uliassutai (über Chobdo) 850 und in gerader Linie 680, bis Gutschen 390, bis Barkul (über Gutschen) 720, bis Kur-kara-ussu 265 Werst. Vorläufig erstreckt sich die Handelsthätigkeit nur auf Kramwaaren und ist in den Händen russischer Händler.

Miscellen und Bücherschau.

Beiträge zur Kenntniss Südafrikas, geographischen, ethnographischen und historischen Inhaltes. Von A. Merensky, Superintendent der Berliner Transvaalmission in Südafrika. Berlin 1875. Verlag des Missionshauses, in Commission bei Wiegandt & Grieben. 8. VII. S. 171.

Hr. Merensky, uns schon von früher her als anpfehlender Missionar und als gescheuter, eifriger Beobachter bekannt,¹⁾ giebt in diesem Büchlein eine Blumenlese von Schilderungen, aus Südafrika, selbstverständlich nach eigener Anschauung. Verfasser hatte einzelne in dem Werkchen zur Sprache gekommene Abschnitte bereits im Winter 1875 in Form von Vorträgen vor die Oeffentlichkeit gebracht und da „deren Druck von verschiedenen Seiten gewünscht wurde“, so giebt er dieselben in der oben erwähnten Gestalt wieder.

Im I. Abschnitt erhalten wir einen geographisch-naturgeschichtlichen Ueberblick über Südostafrika, gewissermassen ein Orientirungskapitel über das in Angriff genommene Ländergebiet. Diese Schilderung entbehrt nicht der Plastik, an ihrer Hand lebt man sich gut in dem Lande ein. Auch von der für die Volkswirtschaft des tropischen Afrika anscheinend so verhängnissvollen Tsetsefliege wird gesprochen. Freilich bleibt das über die Stichwirkung dieses Thieres noch immer verbreitete Dunkel ungelichtet. Diese Frage kann nach unserem Erachten überhaupt nur durch tüchtige, wissenschaftliche, mit genügendem Instrumentenapparat ausgerüstete Veterinärärzte entschieden werden, und damit wird es leider noch gute Wege haben.

Im zweiten Abschnitt behandelt Merensky unter Aufwendung recht tüchtiger exegetischer und philologischer Gelehrsamkeit das Einhorn der Bibel, den Reëm, mit welchem übrigens nach Deut. 33, 17. ganz sicher ein zweihörniges Thier gemeint ist. Verf. denkt dabei an Bos caffer, von welcher höchst wehrhaften Büffelart er annimmt, dass dieselbe ehemals nebst andern jetzt nur afrikanischen Thieren Palästina bewohnt haben werde. Das könnte in der That möglich sein, indessen sind wir seit Tristram's u. A. Forschungen doch auch daran gewöhnt, im Reëm möglichenfalls uns noch zwei andere wilde Arten der Gattung Bos, nämlich Bos Bonasus d. i. Wisent, und Bos primigenius, d. i. Ur, zu denken. Von beiderlei ehemals über Europa und Westasien weit verbreitet gewesenen Thieren sind ja neuerdings subfossile Reste in Palästina aufgefunden worden. Für uns bleibt die spezifisch-zoologische Frage über Reëm daher vorläufig noch eine offene.

Das dritte Kapitel seines Buches widmet Merensky dem schon unendlich häufig besprochenen und trotzdem immer wieder frisch auftauchenden Thema über des Salomo vielgesuchtes Ophir. Zuerst kommt der ganze Apparat biblischer Nachrichten an die Reihe. Sodann sichtet Verfasser denselben und spricht sich nach sorgsamer Prüfung aller geschriebenen Dokumente und mündlichen Ueberlieferungen dahin aus, dass die Sofalla-Gebiete Ostafrikas — die Comarca de Sofalla des königl. portugiesischen Kanzleistyles — nebst näheren und ferneren Nachbardistricten derselben das Ophir der Alten gewesen sein müssten. Auch der von dem unglücklichen K. Mauch in Augenschein genommenen, so sonderbaren Zimbaöe-Ruinen im Hinterlande Sofallas wird gedacht. Referent behält sich vor, diese hochinteressanten Dinge im Sinne Merensky's an einem passenderen Orte ausführlich zu besprechen.

Sodann behandelt unser Verfasser Buschleute und Hottentotten in einer noch so manches weniger Bekannte darbietenden Art und Weise. Wir citiren aus diesem Abschnitt wörtlich folgenden Satz: „Von den farbigen Leuten der Capcolonie ist etwa ein Drittel zum Christenthum bekehrt. Aus den früheren Wilden sind zum grössten Theile sesshafte ordentliche Leute geworden. Wahrlich im Caplande hat die christliche Mission einen Sieg erfochten. Wohl haben die Hottentotten und Farbigen des Caplandes keine uns gewinnende oder interessirende Eigen-

¹⁾ Vergl. Sitzungsber. der Berl. anthropol. Gesellschaft vom 16. Januar 1875.

thümlichkeiten. In ihren Ideen, Sitten und ihrer Sprache sind sie ihren früheren Herren, den Capbauern, fast gleich geworden, aber sie sind als dienende, als zweite Classe der Gesellschaft nützlich und unentbehrlich. Mancher Reisende, welcher flüchtig jenes Land durchzieht, schilt über Bilder der Faulheit und sittlichen Verkommenheit, die hier und da sich seinem Auge darbieten, ohne dass er sich die Mühe nähme, auf Dörfern oder Missionsstationen Schulen, Gottesdienste und Wohnungen des christliche Theiles der farbigen Bevölkerung Südafrikas zu besuchen. Jeder unpartheiische Beurtheiler aber wird der Liebe und Theilnahme Dank wissen, welche europäische Christen diesen Afrikanern bewiesen haben und wird zugeben müssen, dass ohne das Eingreifen der christlichen Mission die farbige Bevölkerung Südafrikas jetzt ein ungleich traurigeres Bild bieten würde.“

Die den Banta-Stämmen gewidmeten Kapitel scheinen Ref. die besten des ganzen Buches zu sein. Merensky's Ansicht, man werde wohlthun, die sogenannten Kaffern als „eine besondere Race“ den Negervölkern des Nordens gegenüberzustellen, theilen wir freilich nicht, sondern wir finden nach unserer eigenen Erfahrung bei unserm Verfasser Material genug, die innige Verwandtschaft zwischen Bantu und „Negern im Allgemeinen“ aufrecht erhalten zu können.

Im VII. Abschnitt bespricht Verfasser die holländischen Bauern (Boers) und ihre Republik. Es dünkt uns, dass Merensky bei der Beurtheilung dieser vielfach sonderbaren Leute unpartheiischer, glimpflicher, sachgemässer verfare, als viele seiner Vorgänger.

Jeder, der sich für Afrika interessirt, wird in dem Buche des Belehrenden genug finden. Der Styl desselben ist angenehm, schlicht und frei von jeder Salbung. Möge der bewährte Verfasser nebst seinen Amtsgenossen bemüht sein, uns mit der Zeit recht viele ähnliche Produkte eifriger, ehrlicher Wirksamkeit vor Augen zu führen.

II.

The native races of the Pacific States of North America, by Hubert Howe Bancroft. Vol. I—IV. Leipzig F. A. Brockhaus. 1875.

Mit aufrichtiger, herzlicher Sympathie pflegen wir Deutschen die geistigen Regungen unserer angelsächsischen Stammesverwandten jenseits des Oceans zu verfolgen. Erscheinen uns auch die Kraftäusserungen des jungen amerikanischen Riesen manchmal etwas zu stark, haben wir und die in den Vereinigten Staaten zahlreich lebenden Germanen auch nicht selten Veranlassung, über gewisse Ungebähertheiten und Ausschreitungen eines ethnisch, ethisch und staatlich noch in der Entwicklung begriffenen Gemeinwesens zu klagen, im Allgemeinen bleiben wir den Anhängern des Sternenbanners dennoch gut. Es freut uns, dass wir neuerdings viel literarisch Tüchtiges, den verschiedenartigsten Gegenständen menschlichen Wissens Angehörendes aus den Vereinigten Staaten in die Hände bekommen. Wir sehen da umfassende, gründliche, wohlausgestattete, selbst ikonographisch hervorragende Werke und erkennen mit Genugthuung, dass der amerikanische Büchermarkt auch nach auswärts im zunehmenden Floriren begriffen ist.

Zu den besten Erscheinungen der neueren amerikanischen Literatur im Allgemeinen, der ethnologischen im Besonderen, gehört unstreitig das vorliegende Werk. Mit einem wahrhaft ungeheuern Fleisse ist hier auf tausenden von Seiten im feinsten Drucke ein schönes, gigantisches Material zusammengetragen und in fasslicher, angemessener Schreibweise zur Darstellung gebracht worden. Zuweilen, bei Besprechung allgemein wichtiger Gegenstände geräth Verfasser sogar in Feuer und handhabt alsdann die für dergleichen rhetorische Wirkungen vortrefflich passende englische Sprache mit völliger Meisterschnft. Es möge hier zunächst eine kurze Uebersicht des reichen Inhaltes verschiedener Kapitel von Band I. dieses Buches gestattet sein. Im ersten Kapitel finden wir eine Darstellung der Hypothesen über die Abstammung des Menschen, über alte Bevölkerungs- und Civilisationsmittelpunkte, über Anpassungsfähigkeit u. s. w. Mit kritischer Besonnenheit behandelt Verfasser die kitzliche Frage über den vermeintlichen Ursprung der Indianer. Er tadelt scharf die hunderterlei Einwanderungstheorien, die „fancies for modern scholars“, der echten Männer vom Studiertisch. Der Einheit im nationalen Typus der Autochthonen Amerikas im Allgemeinen das Wort redend, erkennt er doch auch ihre Stammes-Besonderheiten an: „The half torpid Hyperborean, the fierce warriorhunter of the vast interior forests, the sluggish, swarthy native of the Tropics, and the intelligent Mexican of the table-

land, slowly developing into civilisation under the refining influences of arts and letters, — all these indicate variety in the unity of the American race; while the insulation of American nations, and the general characteristics incident to peculiar physical conditions could not fail to produce an unity in their variety.“ S. 26—34 geben uns eine höchst übersichtliche Geschichte der Entdeckung, Occupation, Besiedelung und versuchten Christianisirung der westlich-pacifischen Territorien von den Descubridores Rodrigo de Bastidas und Cristóbal Colon, den Conquistadores und Adelantados Juan de Solis, Alonso de Ojeda, Diego de Nicuesa, Juan de la Cosa, Vasco Nuñez de Balboa, Fernando Cortés, und anderen Helden des „spiritual warfare“, von den z. Th. so bluttriefenden Gottesknechten, bis auf eine Zeit, da z. B. die Hrn. Dease und Simpson im Auftrage der „Hudsons-Bay-Company“ in höchst friedlicher, civilisatorisch-hürgerlicher Art die nördliche Küstenaufnahme bewirkten (!).

Kapitel II beschäftigt sich eingehend mit den Hyperboräern. Diese schon mehrfach gebrauchte Bezeichnung scheint mir für die hochnordischen Bewohner nicht nur Amerikas, sondern selbst Europas und Asiens in sofern recht gut gewählt zu sein, als man nicht von vornherein den Begriff einer absoluten Einheit des Typus damit verbindet. Bancroft bespricht hier die sogenannten westlichen Esquimaux zwischen Mackenzie-River und Kotzebue-Sund, die Koniagas oder südlichen Esquimaux, zwischen Kotzebue-Sund und Kupferfluss, die Aleüten im aleutischen Inselmeer, die Thlinkets zwischen Kupfer- und Nass-Flusse und die Tinneh oder Athabascas zwischen oben genannten Gebieten und der Hudsons-Bay. Um eine Idee von dem Inhalt eines solchen Kapitels zu bekommen, diene hier die Mittheilung des Index für das erwähnte zweite: „Hyperboreans. General-Divisions — Hyperborean Nations — Aspects of Nature — Vegetation — Climate — Animals — The Eskimos — Their Country — Physical Characteristics — Dress — Dwellings — Food — Weapons — Boots — Sledges — Snow-Shoes — Government — Domestic Affairs — Amusements — Diseases — Burial — The Koniagas, their physical and social condition — The Aleuts — The Thlinkets — The Tinneh.“ Und dennoch giebt eine solche Uebersicht nur eine schwache Idee von der erschöpfenden Behandlung des Stoffes, der in der Uebersetzung allein schon genügen würde, ein kleines Bändchen zu füllen. Man erwarte da nicht eine trockene Schilderung in Hand- oder Lehrbuchsform. Jeder Satz ist vielmehr voll Leben. Uebrigens giebt es eine meistens sorgfältige Behandlung der einschlägigen Literatur, in der sich — häufig wenigstens — eine wahrhaft deutsche Gründlichkeit und ein echt internationales Gerechtigkeitsgefühl offenbaren.

Kapitel III behandelt völlig in ähnlicher Weise die Columbiere oder Nootka-Columbiere, zwischen 45. und 42. Parallelkreise, das III. die Californier, das IV. die Neu-Mexikaner und Colorado-Indianer, das V. die wilden Stämme Mexico's, das VI. die wilden Stämme Mittelamerikas, das VII. die civilisirten Nationen von Mexico und Mittelamerika. Diese Auseinandersetzungen lehren uns eine Menge bis jetzt kaum dem Namen nach bekannt gewesener Tribus bis auf feine Details hin kennen. Damit schliesst denn der erste Band.

Im II. Bande finden wir eine sehr gründliche Behandlung der uns über die altmexikanische Civilisation vorliegenden Daten. Diese Abhandlungen sind noch weit erschöpfender als W. H. Prescott's über denselben Gegenstand handelnde. Die Nahua-Völker, deren Civilisation hauptsächlich durch die Azteken repräsentirt ist, werden in historischer und ethnologischer Hinsicht analysirt, dies auf gegen 900 Seiten. Wer erinnert sich hier nicht des angeleglichen Glanzes der Tolteken-Zeit, deren Märsche von dem Fabellande Hue-Hue-tlapallan aus durch einen Clavigero und Torquemada mit so viel Pathos geschildert werden. Wer denkt dabei nicht noch an Torquemada's sagenhafte Erzählung von der Vernichtung der Tolteca-Nation, wie bei einem grossen Volksfeste zu Teotihuacan ein plötzlich auftretender fürchterlicher Riese eine Menge Menschen nacheinander ergriff, um sie, wie es heisst, zu Tode zu tanzen, bis ihn ein auf dem Berge Qneitepetl erscheinendes schönes bleiches Kind ablöste, dessen schwärenbedeckter Kopf den tödtlichsten, die Toltecas rasch aufreibenden Pesthauch verbreitete. Die Ueberlebenden zogen sich dann nach den Ländern des Isthmus hinab. Bancroft bemerkt nun hinsichtlich dieser angeblich so baukundigen Nation: „Tradition imputes to the Toltecs a higher civilisation than that found among the Aztecs who had degenerated with the growth of the warlike spirit, and especially by the introduction of more cruel and sanguinary religious rites. But this superiority in some respects not improbable, rests in no very strong evidence, since this people left no relics of that artistic skill which gave them a great traditional fame; there is however, much

reason to ascribe the construction of the pyramids at Teotihuacan and Chohula to the Toltec or a stiller earlier period. Among the civilized peoples of the sixteenth century, however, and among their descendants down to the present day, nearly every ancient relic or architecture or sculpture is accredited to the Toltecs, from whom all claim descent. In fact the term Toltec became synonymous in later times with all that was wonderful or mysterious in the past; and so confusing has been the affect of this universal reference of all traditional events to a Toltec source, that while we can not doubt the actual evidence of this great empire, the details of its history, into which the supernatural so largely enters, must be regarded as to a great extent mythical⁴.

Bancroft giebt uns viele neue Aufschlüsse über die Wandersagen der Tolteken, Chichimeken und Azteken, welche Martius wohl zu sehr der Realität zu entkleiden versuchte, indem er alle vermeintlichen Züge der drei Nationen als symbolische Bezeichnungen eines einzigen Ereignisses angesehen. Es ist nicht möglich, hier auch nur ein annäherndes Bild vom Reichthum des Inhaltes derjenigen Kapitel zu entwerfen, welche dem staatlichen und häuslichen Leben, den Sitten und dem Recht der Nahua und Maya gewidmet sind.

Im III. Bande finden wir Religion, Mythos und Aberglauben der pacifischen Indianer geschildert, Alles von einem grossartigen, vergleichend ethnologischen Standpunkte aus. Dann folgt eine Uebersicht der in die Gebiete fallenden Sprachen. Aus letzterer geht die nahe Verwandtschaft aller dieser Idiome und Dialecte hervor, wie das bei der grossen nationalen Uebereinstimmung der Ureinwohner Amerikas, von den Irokesen und Schoschonen bis zu den Araucos und Patagonen auch erwartet werden musste.

Der IV. Band des Werkes behandelt die Alterthümer unter denen die Städte- und Gebäuderuinen von Arizona und Neu-Mexico, sowie die Werke der Mount-Builders unser ganz besonderes Interesse erregen. Auch die peruanischen Alterthümer sind hier insoweit bedacht, als sie Gegenstände des Vergleiches bilden.

Die äussere Ausstattung des von guten Karten begleiteten Werkes ist sehr schön. Viele in den Text, namentlich des IV. Bandes eingestreute Holzschnitte, obwohl meist Copien nach Stephens, Squier, Waldeck, Kingsborough, Bartlett, Rivero, Tschudi und Anderen, zeichnen sich grösstentheils durch correctes Dessin und gelungene xylographische Technik aus. Das Ganze ist noch nicht abgeschlossen. Wir werden nicht verfehlen, zu Ende des Werkes noch einmal über dasselbe zu berichten. H.

Atlas der Kulturgeschichte. Von Dr. A. von Eye. Separat-Ausgabe aus der zweiten Auflage des Bilder-Atlas. Brockhaus 1875. 51 Seiten Text und 55 Tafeln in Stahlstich.

Jedermann, der sich über den Lauf der menschlichen Kulturgeschichte nach deren Hauptzügen unterrichten will, findet in diesem stattlichen Querfoliobande ein recht interessantes, gutgezeichnetes Bildermaterial. Die dazu gehörende Beschreibung bemüht sich, die Bilder nicht nur mit trockener, katalogisirender Erklärung zu versehen, sondern sie hält auch in anmüthiger Diktion den Faden der allmählichen Entwicklung fest. Unmerklich fast gelangen wir aus grauer vorgeschichtlicher Zeit durch die Tempelhallen von Theben und Babylon zu den poesiereichen Gestaden der klassischen Mittelmeergegenden, durch die romantischen Städte und Kirchen des Mittelalters zu den der Industrie und Wissenschaft erbauten Tempeln der Neuzeit. Nichts fehlt hier, weder die Spiele der Gymnasien, noch die Unterhaltungen der Badstuben, weder die Stiergefechte und die Turniere, noch die Jahrmärkte und Rutschisberge, sowenig wie die Kaffeeklatschereien der Grosstanten, die ästhetischen Thees der L. Tieck u. s. w. Auch den Greueln antiquirter Rechtspflege ist Raum genug gewidmet. Nur schliessen nach unserem Geschmack jene scheusslichen Fleischhackereien am Tage des prager Blutgerichts und der Ketzerverbrennungen zu unversöhnt ab. Nach der breiten Darstellung eines Auto da fe schauen die Miniaturfelder mit den Lustschlössern leutseliger deutscher Herrscherhäuser, den Industriepalästen, Opernhausbällen u. s. w. etwas dürrig aus. Die Triumphe der neueren Zeit hätten mit grösseren Abbildungen von Kammeressionen, Eisenbahnhöfen, der Kolosse der Handelsmarine, des rothen Kreuzes u. s. w. vielleicht besser geendet. H.

Dr. E. Rosenberg, Ueber die Entwicklung der Wirbelsäule und das Centrale carpi des Menschen.

Unter obigem Titel ist in Gegenbaur's „Morphologischem Jahrbuch“, Bd. I. S. 83—197 eine Arbeit des Dorpater Prosectors Rosenberg erschienen, deren Resultate bei ihrer weittragenden Bedeutung gewiss das Interesse vieler Leser dieser Zeitschrift erwecken dürften und deshalb hier in Kürze mitgetheilt werden mögen. Auf Grund ausgedehnter Beobachtungen über die Ausbildung der Beziehungen zwischen den Wirbeln und den mit ihnen in Verbindung tretenden Rippen im Dorsalabschnitt, mit dem Darmbein im Sacralabschnitt gelangt der Verf. zu folgendem Ergebniss: Beim menschlichen Embryo findet ein Verändern der hinteren Extremität von hinten nach vorn in der Weise statt, dass Wirbel, die anfangs Lendenwirbel waren, in das Sacrum hineingezogen werden, während im Gegensatz am hinteren Ende des Sacrums die gleiche Zahl von Wirbeln aus demselben austritt und damit in die Schwanzregion übergeht. Damit geht eine Rückbildung der Rippen in der Weise einher, dass das dreizehnte Rippenpaar, das im Embryo regelmässig angelegt ist, im erwachsenen Menschen nur in Ausnahmefällen zur Ausbildung gelangt, ja wie aus der grossen Variabilität in der Länge und der Articulationsweise des zwölften Rippenpaares hervorgeht, ist auch dieses bereits in Mitleidenschaft gezogen. Weniger vollständige Rippenanlagen als am 20. Wirbel finden sich auch an den folgenden, doch mit dem Unterschiede, dass nur noch am 21. und 22. Wirbel eine Abgliederung der knorpeligen Anlage durch eine Bindegewebsschicht eintritt, während dieselben an den folgenden Wirbeln nur als kurze zum Ansatz des Ligamentum lumbocostale dienende Höckerchen an den Querfortsätzen erscheinen. Eine Anzahl der so vom Embryo durchlaufenen Stadien erhält sich als „Varietäten“ im erwachsenen Zustande. Eine ähnliche von hinten nach vorn schreitende Veränderung erscheint auch in der Schwanzregion und zwar in Form einer Rückbildung, indem im Embryo fünf Caudalwirbel zur Anlage kommen (Wirbel 31—35), von denen meistens nur zwei oder drei in den Körper des Erwachsenen hinübergewonnen werden. Die Berechtigung, diese Befunde am menschlichen Embryo im Sinne der Descendenzlehre zu deuten, so zwar, dass hier im Embryo Verhältnisse vorübergehend auftreten, die bei gewissen Stammformen den ausgebildeten Zustand repräsentiren, ergibt sich aus einer Vergleichung der Wirbelsäule der Primaten, für die uns das vorliegende Untersuchungsmaterial allerdings auf die ausgebildeten Formen allein hinweist. Doch geht schon aus diesen mit überzeugender Klarheit hervor, dass die in einer bestimmten Entwicklungsstufe letzten Wirbel der verschiedenen Regionen der Wirbelsäule auf einer weiteren Entwicklungsstufe zu den ersten der nach hinten folgenden Region werden und die Caudalregion an ihrem Hinterende Wirbel verliert, so dass sich also auch hierin eine von hinten nach vorn fortschreitende Umbildung ausspricht. „Im Hinblick auf dieses Verhalten erscheint das beim menschlichen Embryo constatirte Vorrücken des Extremitätengürtels als Theilerscheinung eines Vorganges, der in viel grösserer Ausdehnung stattgehabt und der, was sehr bezeichnend erscheint, seine obere Grenze beim Menschen im entwickelten Zustande erlangt.“ In Betreff der ungemein zahlreichen und genauen Einzelbeobachtungen müssen wir auf das Original verweisen das in seinem zweiten Theile den Nachweis enthält, dass bei menschlichen Embryonen regelmässig ein Os centrale carpi, wie es fast allen Primaten und zahlreichen niederen Wirbelthieren zukommt und sich auf die zwei Centralia der Enaliosairier zurückführen lässt, angelegt wird.

S.

Alexander Pagenstecher: Allgemeine Zoologie oder Grundgesetze des thierischen Baues und Lebens. I. Theil. Berlin. Verlag von Wiegandt, Hempel & Parey. 1875.

Das Buch, womit hier der Heidelberger Zoologe Alexander Pagenstecher unter dem Titel „Allgemeine Zoologie“ die Welt beschenkt hat, hat es sich zur Aufgabe gestellt, die allgemeineren Fragen, mit denen sich die Zoologie beschäftigt, zu erörtern, zu sichten und, soweit Solches möglich ist, zu beantworten. Nach einer Einleitung über die geschichtliche Entwicklung der „philosophischen Vorstellungen von der Natur und vom Leben“, die mehr „allgemein“ als „zoologisch“ ist und auf die wir hier nicht näher einzugehen haben, wendet sich der Verf. im zweiten Buch zur Darstellung der „Eigenschaften thierischer Körper im Allgemeinen“, in der

uns, anknüpfend an die historische Entwicklung der Anschauungen eine etwas dürftige allgemeine Morphologie (Zellenlehre, Gewebelehre, Histochemie und gestaltliche Anordnung der Theile) geboten wird. Für die Leser dieser Zeitschrift dürfte das 3. Buch, welches die „Eintheilung und Abgränzung des Thierreichs“ behandelt, wohl das meiste Interesse besitzen. Der Verf. lehnt sich auch hier an die historische Entwicklung der zoologischen Wissenschaften an, von Aristoteles ausgehend, und fügt an geeigneten Stellen in längeren Discursen seine eigenen Ansichten hinzu. Mit grosser Sorgfalt sind die Vorläufer Darwin's behandelt, während diesem selbst ein umfassendes Kapitel „Darwin und unsere Zeit“ gewidmet ist. Die in indirekter Rede gehaltenen Auszüge aus Darwins Schriften, unterbrochen von zustimmenden oder ablehnenden Bemerkungen lesen sich nicht gerade sehr angenehm, wie uns denn überhaupt die Darstellung in dem ganzen Buche nicht besonders gelungen zu sein scheint. Allein man findet im Allgemeinen eine entschieden gesunde und echt wissenschaftliche Anschauung vertreten. Der Verf. bekennt sich als rückhaltslosen Anhänger der Descendenztheorie, erblickt in Darwin's Zuchtwahltheorien einen wesentlichen Fortschritt, verhehlt dagegen seine Ueberzeugung nicht, dass auch andere Momente, namentlich die Einwirkung äusserer Einflüsse eine grosse Rolle bei der Artbildung gespielt haben. Haeckel und dessen übereilten Hypothesen gegenüber bemerkt er (p. 275): „Man muss zuerst von Darwin jene peinliche Gröndlichkeit lernen, mit welcher er nach allen Richtungen hin Thatsachen sammelte, bevor er Theorien machte,“ und verwahrt sich gegen „das Dogma, die besondere Ontogenese sei nothwendig die Repetition der Phylogenese“ (p. 309), wenn er auch die hohe Bedeutung der Ontogenie für das Verständniss der Thierformen und ihres genetischen Zusammenhangs in vollem Maasse anerkennt.

Im Einzelnen laufen bisweilen Irrthümer unter, deren Vermeidung wohl unschwer möglich gewesen wäre, so wenn auf p. 304 die Myzostomen für Schmarotzer der Seesterne statt der See-Lilien (Crinoiden) erklärt werden oder p. 267 angegeben wird, die Jungen der Salamandra atra, des schwarzen Bergsalamanders würden bisweilen erst nach Verlust der Kiemen geboren, während wir schon seit Schreibers wissen, dass sich stets nur 2 Embryonen auf Kosten ihrer Brüder entwickelt und als fertige Thiere ohne Kiemen ausschlüpfen. Wenn auf p. 247 Anm. gesagt wird, der Neanderthalschädel werde von vielen Gelehrten für einen „Idiotenschädel“ angesehen, so ist das wohl nur ein Lapsus calami für „pathologisch“. Auf dem Gebiete der Anthropologie zeigt sich der Verf. auch sonst mehrfach als etwas oberflächlich unterrichtet: die auf p. 209 angeführten Werthe für das Gehirnvolum sollen doch wohl nicht als normale gelten? Sechs Backzähne kommen bekanntlich nicht nur bei Negern vor, wie auf p. 207 steht. Noch sei auf einen Irrthum hingewiesen, weil er sich nicht nur an dieser Stelle findet: Verf. erwähnt (p. 268) als Zwischenglied zwischen Vögeln und Reptilien den von Owen beschriebenen *Odontopteryx toliapicus* aus dem Londonthou von Sheppey. Aus Owen's Beschreibungen und Abbildungen (Quart. Journ. Geol. Soc.) geht klar hervor, dass die angeblichen „Zähne“ nur zahnartige Fortsätze der Kiefer, nicht aber in Alveolen sitzende, mit Schmelz versehene eigentliche Zähne sind, also nicht mehr auf Bedeutung im Sinne der Descendenztheorie Anspruch machen können, als die gleichfalls als Zähne bezeichneten Zacken in der hornigen Schnabelscheide mancher Vögel.

Im grossen Ganzen wird man sich der Tendenz dieser „allgemeinen Zoologie“ ohne Bedenken anschliessen, Vieles aus ihr lernen und Manches mit Vergnügen lesen können. Die 33 Holzschnitte, die zur Erläuterung des Textes dienen, sind meist etwas skizzenhaft und unklar gehalten; im Uebrigen verdient die Ausstattung alles Lob. Und so können wir zum Schluss nur den Wunsch aussprechen, dass die zweite Hälfte, welche nach einer Notiz auf dem Umschlags bereits im Druck ist, recht bald nachfolgen möge.

S.

Supplement to Thesaurus craniorum. Catalogue of the skulls of the various races of man in the collection of Joseph Barnard Davis. London 1875.

Das uns vorliegende Supplement zu Davis rühmlichst bekanntem Thesaurus Craniorum enthält eine Aufzählung und Beschreibung von über 300 Schädeln und Skeletten, um welche die Sammlung des Verfassers sich in den seit der Publication des Thesaurus verfloßenen acht Jahren vermehrt hat, so dass sie jetzt etwa 1800 Nummern aufzuweisen hat. Unter den neuen Erwer-

bungen finden sich abermals Schätze ersten Ranges; einige davon sind den Anthropologen bereits durch Specialbeschreibungen des Verfassers bekannt geworden, so die vier Ainoschädel sammt einem vollständigen weiblichen Skelett, ein Ghiliakenschädel. Ausser diesen nennen wir 4 Tasmanierschädel, zu einem ein vollständiges Skelett, das neuerdings von Davis in einer Abhandlung „On the osteology and peculiarities of the Tasmanians“ beschrieben und abgebildet ist; ferner 34 Ketschuaschädel (Peru), 5 Australierschädel, 4 Mincopieschädel, 5 Fidschianerschädel, 3 Marcorischädel (Chatham), 6 Nukahiweschädel, 3 Malagasenschädel (Madagascar), zahlreiche Negerschädel von verschiedenen Stämmen. Im Anhang werden beschrieben: Skelette von zwei Indiern, einer Ainofrau, einem Neger, einem Tasmanier und einem Mincopie. Für diese sind den Maassen in engl. Zollen solche in Millimetern beigefügt, eine Verbesserung, die wir in dem den Schädeln gewidmeten Abschnitte schmerzlich vermissen. Selbst die Tabellen, in denen die Durchschnittsmaasse zusammengestellt sind, enthalten nur die Maasse in Zollen. Zur Vergleichung sind am Schluss in einer Tabelle die Maasse der Skelette aus der Blumenbach'schen Sammlung in Göttingen — 1 Chinese, 2 Neger, 5 Australier, 1 Alfure (?) und 1 Bandanese — gemessen von Dr. Spengel, mitgetheilt. S.

Die Urnenfelder von Strehlen und Grossenhain. Von Dr. Hans Bruno Geinitz, K. Sächs. Hofrath u. Prof., Dir. des K. Mineralog. Museums. Mit 10 Tafeln. Cassel. Theodor Fischer. 1876. 4°.

Herr Geinitz, welcher sich in der verdienstvollsten Weise bemüht, an die geologische Abth. des K. Museums in Dresden ein „Vorhistorisches Museum“ anzuschliessen, beschreibt die reichen Funde, welche bei Durchlegung der neuen Wiener Strasse zwischen dem zoologischen Garten und der Villa des Königs Albert, imgleichen gelegentlich des Baues der Berlin-Dresdener Bahn im Februar 1874 bei Grossenhain gemacht wurden, hieran noch einen Urnenfund aus einem Hügelgrabe bei Horschau in der Oberlausitz anschliessend. Er vergleicht die Fundstücke mit ähnlichen, welche das schlesische Museum in Breslau und das Märkische Provinzial-Museum der Stadt Berlin u. s. f. besitzen. Die Buckel, die häufigen Kinderklappen, die flachen durchscheidewände getrennten (sogen. Salz- und Kümmel-) Gefässe, die Reliefs der Wandungen kennzeichnen den sog. lausitzer Typus; wobei wir bemerken wollen, dass solche Gefässe auch ausserhalb des Gebiets der Lausitz vorkommen.¹⁾ Zu loben ist es, wie der Verf. auch auf die scheinbar unwichtigen Beigaben, neben den in die Augen fallenden, als Metall-, Glas- und Thonsachen, nemlich auf die rohen Steine (Doppsteine, Schrecksteine, Schwalbensteine, Blutsteine, Milchsteine, Donnerkeile und wie sie der Volksmund sonst nennen mag) sorgfältig geachtet hat, während diese für die Sittengeschichte so wichtigen Beläge sonst meist fortgeworfen werden. Eisen- und Steingeräth ist nicht gefunden; Verf. ist geneigt, die Urnenfelder, denen Steinsetzungen fehlen, in die sogen. Bronzezeit, über die freilich in den verschiedenen Theilen Deutschlands eine Verständigung noch erforderlich ist, zu versetzen. Das Modellirholz ist bei den künstlerisch geformten Buckelurnen, u. a. m. gewiss angewendet, ob die Drehscheibe, wie dem Verf. von sonst sachverständiger Seite gesagt wurde, ebenfalls, ist wohl sehr zweifelhaft. Die eigenthümlichen Windungen, welche der Thonteig in Folge der drehenden Bewegung alsdann, gleich unserer modernen Thonwaare (z. B. der ordinären Blumentopfwaare), aufweisen müsste, scheinen bei den lausitzer Gefässen zu fehlen. Berlin, 1. Dec. 1875. E. Friedel.

F. Ohlenschläger: Verzeichniss der Fundorte zur praehistor. Karte Bayerns. I. Theil. Bayern südlich der Donau. München 1875. (Schöpping.)

Fleissige Arbeit, bei welcher der Eintheilungsplan zu Grunde gelegt ist, den der Unterzeichnete für die Berliner Anthrop. Ges. entworfen und zunächst beim Märk. Museum praktisch ausgeführt hat. Vollständig erscheinen die Funde keineswegs; es wird dies durch die Kürze der Frist, die dem Verf. zugemessen war, entschuldigt. Leider fehlen die Schanzen, Zufluchtsstellen, sowie die grossartigen Ueberbleibsel uralten Feldbaues, die Hochäcker, dgl. die Höhlenfunde

¹⁾ So erhielt am 29. v. M. das Märk. Museum von Sr. Kgl. Hoh. dem Prinzen Karl von Preussen eine vorzügliche Buckelurne, die bei Braunschweig gefunden ist. — E. Fr.

Bayerns. Dringend ist zu wünschen, dass diese Lücken ergänzt werden. Die römischen werden hier unter die vorgeschichtlichen gerechnet. Manche Bezeichnungen sind zu kurz, so ist mit der blossen Bezeichnung „Celt“ wenig gewonnen, da dieses Wort nach Stoff und Form sehr verschieden aufgefasst wird. Bei der jetzt schon erdrückenden Masse des vereinzelt Stoffes gehört zur Aufstellung eines solchen Verzeichnisses ein frischer Muth: diesen begrüßen wir gern in der Hoffnung, das Werk recht bald fortgesetzt zu sehen.

Berlin, 2. Dec. 1875.

E. Friedel.

Seit einer Reihe von Jahren besteht in Hamburg ein naturhistorisches Privatmuseum, nach seinem Begründer und Besitzer, J. C. Godeffroy, einem der angesehensten und reichsten Rheder Hamburgs, das „Museum Godeffroy“ genannt. Aus kleinen Anfängen entstanden, blüht es rasch empor, Dank der opferwilligen Thätigkeit seines Besitzers, der nicht nur durch die Capitäne seiner zahlreichen Handelsschiffe Naturalien sammeln lässt, sondern auch eine Reihe von Reisenden, unter denen wir nur Dr. E. Gräffe, Frau Amalie Dietrich und Herrn J. Kubary nennen wollen, eigens zu diesem Zwecke nach der Südsee und Australien gesandt und soeben, wie wir aus den Zeitungen erfahren, wieder einen jungen Pharmazeuten, Herrn Hübner, reich ausgestattet, nach Tonga und Samoa geschickt hat. Aus den auf diese Weise sich ansammelnden Schätzen aus allen Theilen der Naturgeschichte sind unsere zoologischen Museen bereits seit einigen Jahren gewöhnt, ihre Sammlungen zu ergänzen und reiches Untersuchungsmaterial zu schöpfen. Allein Herr Godeffroy hat noch einen wichtigen Schritt weiter gethan, um sein Museum für die Wissenschaft nutzbringend zu machen: er hat uns mit einer periodischen Publication beschenkt, welche seinem Namen nicht minder Ehre macht als das Museum selbst und ihn auch in weitere Kreise hinaustragen wird. Dies „Journal des Museum Godeffroy“ erscheint seit dem Jahre 1873 im Verlage von L. Friedrichsen & Co., der auch seit dem Abgange des früheren Redacteurs, Dr. E. Gräffe, des jetzigen Inspectors der zoologischen Versuchsstation zu Triest, die Redaction übernommen hat. Die bis jetzt veröffentlichten sieben Hefte enthalten eine solche Anzahl der mannigfaltigsten und interessantesten Aufsätze, dass es unmöglich sein würde, hier auch nur eine annähernde Vorstellung von ihrem reichen Inhalte zu geben. Erwähnt sei nur, dass in Heft 3, 5 und 7 uns die drei ersten Lieferungen eines aufs Brillanteste ausgestatteten Kupferwerkes vorliegen, welches den Specialtitel trägt: „Andrew Garrett's Fische der Südsee, beschrieben und redigirt von Albert C. L. G. Günther.“ Jedes Heft enthält 3 bis 4 Bogen Text und 20 Farbendrucktafeln. Nicht minder vortrefflich ausgestattet als diese Monographie sind indessen die übrigen, geographischen, zoologischen, botanischen, mineralogischen, anthropologischen etc. Studien gewidmeten Hefte, aus denen wir im folgenden den Lesern dieser Zeitschrift kurz Einiges über die Aufsätze anthropologisch-ethnologischen Inhalts mittheilen wollen. Das erste Heft enthält einen Aufsatz von Dr. E. Gräffe „über die Topographie der Schiffer-Inseln“ nach eigenen langjährigen Beobachtungen, sowie eine Schilderung der „Ebongruppe im Marshall's Archipel“ nach brieflichen Mittheilungen von J. Kubary. Diesen reiht sich im zweiten Hefte ein Aufsatz von demselben Verfasser über „die Carolinen-Insel Yap oder Guap nebst den Matelotas-, Mackenzie-, Fais- und Wolna-Inseln“ nach A. Tetens und J. Kubary an, mit sechs lithographirten Tafeln. Der Aufsatz bringt uns eine Fülle von Mittheilungen über Kleidung, Schmuck, Lebensweise, Verkehrsmittel etc. der Insulaner, denen ein 22 Seiten langes „Vocabular der Yapsprache nach J. F. Blohm und A. Tetens“ hinzugefügt ist, die Tafeln ethnographische Gegenstände und Racen-Typen nach Originalphotographien von J. Kubary, die von dem Lithographen W. Heuer in vortrefflicher Weise wiedergegeben sind. Das vierte Heft wird eröffnet mit einem ausserordentlich werthvollen Artikel von Kubary über jene durch Sempers Darstellung so anziehend gewordenen „Palau-Inseln in der Südsee“. Auf eine interessante Schilderung der Reiseerlebnisse des Verfassers, aus denen wir Vieles über den Charakter und die Lebensweise dieses Völkchens lernen, folgt ein Kapitel über die geologischen, geographischen und politischen Verhältnisse der Palau's; das nächste Kapitel handelt von der Religion, dem Kalit-Cultus, und das vierte von dem ebenso eigenthümlichen, wie in mancher Beziehung noch räthselhaften Palau-Geld, von dem 12 Stück in farbigen Abbildungen auf Taf. 2 dargestellt sind. Der Aufsatz schliesst, nach einer Beschreibung des Familienlebens mit einer Schilderung der Arbeiten der Insulaner. Zur Erläuterung dienen ausser einer Karte der Palau-Inseln von L. Friederichsen drei lithographische Tafeln mit Darstellungen des Geldes, eines

Hauses und eines Fahrzeuges und von Schmucksachen und Geräthschaften etc. In dem folgenden Aufsatz, betitelt „Beiträge zur Kenntniss der Fidschi-Insulaner, I.“ beschreibt J. W. Spengel acht Schädel von Eingeborenen der Fidschi-Inseln, von denen sechs auf den Tafeln V–X in je vier Ansichten in $\frac{1}{2}$ nat. Gr. abgebildet sind. Unter den Schädeln sind zwei Hypsistenocephalen, während die übrigen mehr oder minder zur Brachycephalie neigen. In einem Nachtrag dazu (Heft VI. S. 117) wird ein neuntes, gleichfalls hypsistenocephaler Schädel beschrieben und in *Norma verticalis* abgebildet. Auf Taf. XI sind sechs Köpfe nach Originalphotographien wiedergegeben. Diese drei Hefte bilden den ersten Band. Aus dem uns vorliegenden ersten Hefte des zweiten Bandes (Heft VI), der vorwiegend botanische und zoologische Artikel (von Luerssen, Grunow, Müller und Bergh) enthält, heben wir einen mit sechs Holzschnitten und einer Karte gezierten Aufsatz über „die Ruinen von Naumatal auf der Insel Ponopé (Ascension)“ nach J. Kurbary's brieflichen Mittheilungen hervor, aus denen hervorgeht, dass 1) „die Steinbauten von Naumatal von einer von der heutigen Ponopé-Bevölkerung verschiedenen aufgeführt sind; 2) die Erbauer Naumatal's gehörten zur Negerrace (? Beweis: ausgegrabener Schädel, 181 Mm. lang, 127 Mm. breit, also dolichocephal, Index 70·2) und die heutige Bevölkerung Ponopé's ist eine Mischlingsrace (heutiger Native-Schädel 170 Mm lang, 135·5 Mm. breit, Index 79·7). 3) Die Ruinen Ponopé's können keinen Beweis für die Senkung der Insel abgeben, sondern zeigen aufs Evidenteste, dass sie Ueberreste resp. Anlagen eines Wasserbaues sind. 4) Die vielfach geäußerte Ansicht, die Ruinen seien Ueberreste von spanischen Piraten erbauter Festungswerke, entbehrt jeglichen Halts.“

Aus der vorstehenden dürftigen Inhaltsangabe des bisher Erschienenen dürfte hervorgehen, dass wir es in dem „Journal des Museums Godeffroy“ mit einer Publication zu thun, welche für die anthropologisch-ethnologischen Forschungen speciell in der Südsee und Australien von höchster Bedeutung ist, und wir können nur den Wunsch aussprechen, dass uns recht bald Gelegenheit geboten werden möge, über weitere Hefte desselben Bericht zu erstatten. Das einzige Bedauern, dem wir Ausdruck geben möchten, ist, dass der Inhalt der einzelnen Hefte zu mannichfaltig ist, als dass bei dem durch die Ausstattung bedingten hohen Preise viele Andere als Bibliotheken oder Liebhaber zu den Käufern zählen könnten. Ein Gelehrter kann wohl unter Umständen für eine Anzahl werthvoller Fachschriften viel Geld ausgeben, allein er wird Anstand nehmen, ein Heft eines Journal's zu kaufen, dessen Inhalt nur zum dritten Theil oder noch weniger in sein Fach einschlägt. Wir sprechen daher den Wunsch aus, der Herr Verleger möge sich entschliessen, entweder von allen Artikeln Separatausgaben zu veranstalten oder dafür Sorge tragen, dass die verschiedenen Aufsätze eines Heftes mehr gleichartig seien als bisher.

W. Spengel.

Bei der hervorragenden Rolle, welche die Verhältnisse der Nahtverknöcherung namentlich seit den Arbeiten Virchow's in der Beurtheilung der Form des menschlichen Schädels spielen, sind „Experimentaluntersuchungen über das Schädelwachsthum“, die Prof. B. v. Gudden an Kaninchen-Schädeln angestellt hat, in hohem Maasse geeignet, die Aufmerksamkeit der Cranialogen in Anspruch zu nehmen. Wir theilen daher in Folgendem die wichtigsten Punkte aus der von G. gegebenen Darstellung mit. Die Form der Nähte, welche die Grenze der Wachstumsbezirke zwei benachbarter Knochen darstellen, ist abhängig vom Verlauf der Havers'schen Kanälchen, so zwar, dass „überall wo die Knochenstrahlen, oder richtiger ausgedrückt, die Knochenblutgefäße auf die Naht gerichtet sind, diese zackig wird (*Sutura dentata*), überall, wo sie ihr parallel verlaufen, glatt (*Sut. simplex*)“. Scheinbare Ausnahmen hiervon entstehen bei Schuppenbildung, Wormischen Knochen etc. Welche Bedeutung haben nun die Nähte für das Schädelwachsthum? Um zu einer Antwort auf diese Frage zu gelangen, hat der Verf. verschiedene Operationen an jungen Thieren vorgenommen. Er hat zunächst ganze Nähte entfernt und das Resultat war, dass die angrenzenden Knochen kaum darunter litten, ohne Beeinträchtigung der Entwicklung des Schädels weiter wachsen und zusammenstossend eine neue Naht bilden. Ebenso bildeten sich neue Nähte in der Continuität des Knochens, wenn aus diesem Streifen herausgeschnitten oder derselbe zerspalten wurde. Ein gleich negatives Resultat ergab die Messung vom Schädel mit Schaltknochen im Vergleich mit normalen Schädeln. Mehr oder minder erhebliche Veränderungen der Schädelform dagegen wurden hervorgerufen durch verschiedene Störungen des Knochenwachsthums in bestimmten Regionen. Als Mittel hierzu diente

die Unterbindung verschiedener Gefässe, namentlich der Carotiden. Die danach eintretenden Verkürzungen zerfallen in zwei Kategorien, je nachdem sie mit Synostosen verbunden sind oder nicht. Bei letzteren ist die Form der verkürzten Nalte fötal, d. h. weniger zackenreich als sonst beim erwachsenen Schädel, während die anliegenden verlängert sind, eine Folge des Abflusses des Blutes von dem verkümmerten Knochenrande zu den übrigen Theilen des Knochens und der dadurch bedingten gesteigerten Ernährung dieser. Wie aber wachsen nun die Schädelknochen, wenn sie nicht an den Rändern wachsen? Dass ein Wachstum vom äussern Periost aus stattfindet, ist leicht nachzuweisen: wenn man an einer Stelle ein Stück des Periostes mit dem Messer abträgt, so bleibt hier, wegen ausbleibenden Wachstums eine Vertiefung der Knochenoberfläche zurück. Eine Resorption von der inneren Knochenfläche aus zur Anpassung der Form hält der Verf. für unwahrscheinlich, weil überflüssig. Eine sehr wichtige Rolle spielt das interstitielle Wachstum. Zum Nachweis desselben dient folgende einfache Methode. Einem neugeborenen Kaninchen werden mittels einer dreieckigen Stahlspitze kleine Marken in bekannten Abständen in die Schädelknochen gebohrt. Die Messung der Entfernung dieser am erwachsenen Thier ergibt unmittelbar die Grösse des interstitiellen Wachstums. Die Ergebnisse der Untersuchung sind folgende: am stärksten ist das interstitielle Wachstum am Rande der Knochen und zwar findet dieses Randwachstum am ausgiebigsten statt beim Kinde, ferner stärker an der Kranznath, schwächer an der Pfeilnaht, am schwächsten an der Stirnath; hier ist es bereits nach vier Wochen auf ein Minimum reducirt.

Der Verfasser wendet sich dann zu den Wachsthumsvorgängen, die durch Einwirkungen von aussen hervorgerufen werden. Hierzu rechnet er auch die Form des Gehirns. Die Einwirkung dieses lässt sich am klarsten an den Folgen operativer Eingriffe überschauen; der Verf. hat sowohl eine oder beide Grosshirnhemisphären abgetragen als auch wichtige Sinnesorgane extirpirt und dadurch den Schwund gewisser Gehirntheile herbeigeführt. Die Beobachtungen sprechen für gegenseitige Abhängigkeit des Hirnwachstums und Schädelwachstums: Verdickung der die geschwundenen Gehirntheile umgebenden Knochenwände, Verschiebung des Gehirns nach derselben und Erhaltung der symmetrischen Form der Schädelkapsel. Dasselbe Resultat haben Angriffe gegen den Schädel: Verschiebung des Gehirns nach den bestehenden Druckverhältnissen und compensirendes Wachstum der Schädelknochen. Dass trotzdem jeder Knochen eine relative Selbständigkeit des Wachstums besitzt, geht daraus hervor, dass Knochen, die allen äusseren Einflüssen entzogen werden, indem sie auser Function gesetzt werden, — durch Durchschneidung der Nerven, welche die sie bewegenden Muskeln versorgen oder dgl. — doch im Wesentlichen ihre typische Form erlangen. Kurze Erwähnung findet zum Schluss die Einwirkung des Muskelzuges und der Zahnbildung auf die Ausbildung der Schädelform.

Die für den Anthropologen wichtigsten Ergebnisse dieser Untersuchungen lassen sich dahin zusammenfassen, dass das Wachstum der Schädelknochen nicht ausschliesslich an deren Rändern stattfindet, dass demnach Synostosen nicht Ursache von Verkürzungen sein können, sondern gleichzeitig Folgen der Ursache sind, welche die Verkürzung herbeiführt, d. h. einer lokalen Störung des Knochenwachstums. Die mit einer solchen einhergehenden Veränderungen des Blutlaufes bedingen eine Steigerung des Wachstums an den nicht verkümmerten Theilen des Knochens, der Druck des wachsenden Gehirns eine compensirende Erweiterung der nicht im Wachstum gestörten Schädeltheile.

W. Spengel.

Das fehlende (Verbindungs-) Glied zwischen Affe und Mensch.

Unter dieser Ueberschrift („the missing link“) bringt das in New-York erscheinende „the Engineering and Mining Journal“, vol. XX. No. 1, 3. Juli 1875, S. 3, nachstehende Mittheilung:

„Wenn wir einem Berichte aus der Präsidentschaft Madras Glauben schenken dürfen, so ist endlich wenigstens eins von den bisher fehlenden Verbindungsgliedern zwischen den anthropomorphen Affen und Homo sapiens aufgefunden worden und zwar von Mr. Bond, einem ostindischen Vermessungsbeamten, der sich in den Besitz zweier Exemplare einer, einige sehr affenartige Charaktere besitzenden, in den Bergjungles der westlichen Ghats wohnenden Race gesetzt hat, die hauptsächlich von Wurzeln und Honig lebt und ohne feste Wohnsitze ist. Diese Geschöpfe zeigen einigermaassen civilisirte Neigungen (tendencies), denn sie tauschen Honig, Wachs und andere Erzeugnisse ihrer Wälder gegen Taback, Kleidungsstücke und Reis

aus. Die Diagnose dieser merkwürdigen primitiven Race der Menschheit ist sehr interessant. Die Stirn ist niedrig und zurücktretend, dagegen springt die untere Gesichtspartie vor, einer Affenschnauze ähnlich; die Schenkel sind kurz und nach auswärts gebogen, Rumpf und Arme dagegen verhältnissmässig lang. Den auffallendsten Charakter zeigen die Hände, insofern dieselben nebst den Fingern contrahirt sind, so dass sie nicht frei ausgestreckt werden können; die inneren Handflächen (palms) und die Finger, namentlich die Spitzen derselben, sind mit dicker Epidermis bedeckt; die Nägel sind klein und unvollkommen (imperfect), während die Füsse breit und sowohl auf der Dorsal- als auf der Plantarseite (on the upper as well as the lower surface) mit dicker Haut bekleidet sind. Dieses Volk ist nicht ohne Religion, indem sie, allem Anscheine nach, eine Art Naturanbetung (natur worship) üben. Indiens Gebirge beherbergen mehrere sehr alte Rassen, welche dort vor den successiven Wogen der Invasionen Zuflucht gefunden haben, die, wie in Italien, in vorgeschichtlichen Zeiten die Halbinsel überfluthet haben; Völker, deren fremdartige und primitive Gebräuche und Sitten bereits auf manche ethnologische Räthsel Licht geworfen haben.“

H. H.

Volkelt: Kant's kategorischer Imperativ und die Gegenwart. Wien 1875.

Mit scharfer Deutlichkeit sind im Process Ofenheim zwei sittliche Welten zusammengestossen; die eine ist die sittliche Anschauungsweise der Geldkreise, die andere ist die erst werdende Sittlichkeit einer zukünftigen socialen Gestaltung (S. 18).

Mestorf: Der internationale archäologische und anthropologische Congress in Stockholm. Hamburg 1874.

An die Schilderung der nordischen Museen knüpfen sich Betrachtungen über die „Zeit, wo Schleswig-Holstein mit den scandinavischen Archäologen auf gleicher Stufe stand“.

De moderne vorm der spokerij en troverij von Vritinga, Verfasser von De Mensch beschouw als dierlijk an geestlijk wezen (Leiden 1873), Separatabzug.

Post: Die Geschlechtsgenossenschaft der Urzeit und die Entstehung der Ehe. Oldenburg 1875.

Eine fleissige Materialansammlung auf einem abgeschlossenen Gebiete der Ethnologie derjenigen Art, wie sie sich jetzt hoffentlich bald nach allen Richtungen rasch vermehren werden.

His: Unsere Körperform. Leipzig 1875.

Ist es schon bedenklich, einer Hypothese eine von Fälschung sprechende Hülfs-hypothese beizugesellen, so heisst es allen Grundsätzen naturwissenschaftlicher Sprache geradezu in's Gesicht schlagen, wenn man, wie Haeckel dies thut, erst ein „Grundgesetz“ aufstellt, und dann von dessen in der Natur vorkommenden „Fälschungen“ spricht (S. 167).

Reich: Studien über die Frauen. Jena 1875.

Nicht die Emancipation ist das Mittel, das naturgemässe Gleichgewicht der beiden Geschlechter herzustellen, sondern gute Frziehung und Gesundheitspflege, Bildung des Geistes und Veredlung des Gemüthes weisen Frauen ebenso gut wie Männern den richtigen Weg zum Wohlsein und zum Heile an (S. 445).

Ganganelli: A Igreja e o Estado. Rio de Janeiro 1873.

Im Capt. 50 behandelt sich: Necessidade absoluta e indeclinavel de Separação da Igreja do Estado.

A. B.

Schliessliche Bestimmung über den afrikanischen, dolichocephalen Schädeltypus der Ostjaken u. Wogulen,

der reinsten Nachkommen der über Nord-Europa einst weit verbreiteten Ugrier.

Von Dr. E. D. Europaeus.

Im Literaturberichte im 6. Hefte des vorigen Jahrganges der in St. Petersburg herauskommenden „Russischen Revue“ (S. 608) hatte ich bei Besprechung über Funde dolichocephaler Kurganenschädel im mittleren Russland Gelegenheit zu erwähnen, dass die Stelle, wo Hr. Akademiker v. Baer es ausspricht, dass „die Wogulen entschieden dolichocephal sind“, in seinem Artikel Ueber einen alten Schädel aus Mecklenburg, in Bulletin de l'Acad. des sc. de St. Pétersbourg, VI, 1863, pag. 354 zu lesen sei. Vgl. noch Melanges biol. III, 1858, pp. 44, 53.

Bald nach dem Drucke dieser Worte hatte ich aber die Freude, von Hrn. Baer selbst einen höchst interessanten Brief zu erhalten, welcher hinsichtlich der Frage über die Nationalität der ehemaligen und heutigen Dolichocephalie im Norden von der grössten Bedeutung ist. Ich will mir gestatten, aus dieser Zuschrift die wichtigste Stelle anzuführen. Sie lautet wörtlich: „Die Wogulen und Ostjaken sind sehr entschieden dolichocephal und zwar die Wogulen mit schmalen Stirnen und breit abstehenden Jochbögen. Die Köpfe der Ostjaken haben breitere Stirnen.“

In diesem Satze hat es nun also der ehrwürdige und älteste Specialist der heutigen Anthropologie und der eigentliche Schöpfer dieser Wissenschaft mit kategorischer Bestimmtheit ausgesprochen, dass nicht nur die „Wogulen“, sondern auch die „Ostjaken“, dass heisst, die beiden unvermischten Verzweigungen der alten Ugrier, „sehr entschieden dolichocephal sind“. Die grosse wissenschaftliche Bedeutung dieser Bestimmung wird aber erst klar durch die Zusammenstellung derselben mit dem ungewöhnlich dolichocephalen und schmalstirnigen Typus der Kurganenschädel aus dem ganzen, bis jetzt archäologisch untersuchten Theile des Gebietes der altugrischen Ortsnamen im mittleren Russland. Hierdurch ist nämlich jetzt der Zusammenhang zwischen dem vorrussischen Kurganvolke der erwähnten Gegend und den jetzigen reinsten Nachkommen der alten Ugrier factisch und entschieden festgestellt, und sind

die Resultate der Ortsnamenforschung und der urhistorischen Anzeichen also auch auf dem craniologischen Wege bestätigt worden. Wir haben hierdurch zugleich vollen wissenschaftlichen Grund zu der in archäologischer Hinsicht sehr wichtigen Annahme, dass auch auf dem ganzen übrigen Felde der altugrischen Ortsnamen hier im Norden in alten Gräbern und Grabhügeln aus der Zeit dieses Volkes ganz ähnliche dolichocephale und schmalstirnige Schädel vergraben liegen müssen, und der Hand der Forscher harren. Ja, noch mehr. Wir können jetzt vollkommen sicher sein, dass sich durch ununterbrochene Erweiterung der Forschung über solche Gräberschädel die Wege und die Verbreitung der alten Ugri sogar über die Grenzen der ugrischen Ortsnamen hinaus verfolgen und näher bestimmen lässt. Auch die Spuren des eigentlichen Urstammes der ganzen finnisch-ungarischen Völkerfamilie müssen unzweifelhaft mit Hülfe desselben dolichocephalen und schmalstirnigen Schädeltypus verfolgt werden können, nur dass die Wege und die Merkmale dieses eigentlichen Urstammes der ganzen fraglichen Völkerfamilie überall einen viel älteren Charakter zeigen müssen, als die Wohnorte der später entstandenen ugrischen Verzweigung dieses Urstammes.¹⁾

Dass in der That auch der finnisch-ungarische Urstamm von ganz ähnlichem dolichocephalen Typus gewesen sein muss, ist hauptsächlich deshalb anzunehmen, weil die Grundformen der finnisch-ungarischen Zahlwörter, der Pronomina und der ursprünglichen Pronominal- und Casusformen, welche den entsprechenden Wörtern und Formen des indo-europäischen Urstammes am nächsten stehen und durchgängig mit ihnen verwandt sind, im Vereine mit diesen eine ebenso durchgängige und zugleich viel ältere und ursprünglichere Verwandtschaft mit dem grossen semitisch-baskisch-afrikanischen Stamme zeigen. Siehe hierüber unter andern meine vergleichende Zahlwörter-Tabelle.²⁾

¹⁾ Hierbei ist unter andern Schriften über diese Frage zu beachten: Die Urbevölkerung Europa's. Von Rud. Virchow, gedruckt in Sammlung gemeinverständlicher, wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. v. Holtzendorff. Heft 193. S. 32 heisst es darin: „Gerade die allerältesten und zugleich am besten charakterisirten von allen die ältesten belgischen und französischen Höhlenschädel (von Engis, Cro-Magnon u. s. f.), sind ausgezeichnete Langschädel.“ Ob aber diese alten westeuropäischen Höhlenschädel urfinnisch-ungarischen Ursprungs sind, kann noch nicht entschieden werden, weil die Frage über den Zusammenhang der Fundstellen dieser Schädel mit den Fundstellen der dolichocephalen altugrischen Schädel noch nicht beantwortet ist.

Ueber Funde dolichocephaler Schädel im südlichen Schwaben habe ich in meiner schwedischen Brochure *Ett fornfolk med långskallig afrikansk hufvudskålstyp i nordens bestånd till språk och nationalitet* ein Paar Notizen zusammengestellt. Für interessirte Käufer dürfte die Brochure nur noch im Antiquariat der Hrn. Buchhändler Calvary & Co., Berlin, und auf ähnlichen Stellen vorrätig sein.

²⁾ Meine Zahlwörtertabelle I. wird diesen Frühjahr, vielfach vervollständigt, aufs neue gedruckt erscheinen, und jetzt mit einer durchgehenden, genau nach der Bopp'schen Methode gemachten, etymologischen Erklärung der ganzen Reihe der Grund- (oder Ur-)Formen der indo-europäischen oder richtiger indo-europäisch-finnisch-ungarischen Zahlwörter, jetzt also auch von drei und vier. So ist z. B. die letztere, (Grundform nach Bopp u. a. *katvâr*, femin. *katasar*)

Es ist hieraus ersichtlich, dass der finnisch-ungarische oder richtiger der finnisch-ungarisch-indo-europäische Völkerstamm wirklich mit dem dolichocephalen afrikanischen urverwandt ist. Die Zahlwörter der innerafrikanischen Negersprachen, obwohl sie bis jetzt noch immer nur zum Theil bekannt geworden sind, zeigen nämlich in der That eine viel nähere und vollständigere Verwandtschaft mit den entsprechenden finnisch-ungarisch-indoeuropäischen Zahlwörtern, als selbst die Zahlwörter der semitischen Sprachen, welche eine in vielen Stücken entfremdete Verzweigung der colossalen baskisch-afrikanischen Riesensprachgruppe ausmachen; siehe die „semitisch-baskisch-afrikanischen“ Zahlwörter auf meiner obenerwähnten Zahlwörtertafel. Zugleich zeigen die baskisch-afrikanischen Zahlwörter einen viel mehr primären Charakter, während die finnisch-ungarisch-indo-europäischen Zahlwörter und überhaupt die aller anderen urverwandten Sprachfamilien immer mehr oder weniger secundär gestaltet erscheinen. Auch die Pronomina der innerafrikanischen Sprachen stehen zu den finnisch-ungarisch-indo-europäischen u. a. urverwandten Sprachen in demselben Verhältnisse, wie die Zahlwörter, nur dass hier in den innerafrikanischen Sprachen der primäre Charakter noch mehr zu Tage tritt, siehe hierüber meine obenerwähnte schwedische Brochure *Ett fornfolk*.¹⁾

Nach allem diesen erscheint es also ganz natürlich, dass der ugrische Stamm, welcher ursprünglich das am meisten centrale und das zahlreichste von den finnisch-ungarischen Völkern war, den ursprünglichen Schädeltypus am besten und bis auf diesen Tag bewahrt, und erscheint dieses um so natürlicher, wenn man die sehr conservative Natur des ganzen Nordens in Betracht zieht. Die um die alten Ugrier rundherum gestellten übrigen Zweige des finnisch-ungarischen Völkerstammes waren dagegen einer ununterbrochenen Vermischung mit den sie umgebenden Völkern ausgesetzt, und dadurch mussten sie natürlicherweise ihren ursprünglichen langschädlichen Typus bald ganz verlieren. Es wäre aber gar nicht zu verwundern, wenn sogar in dem Centrum der echten urfinnischen Gegend, das heisst in dem Tichvinisch-Olonetzischen Lande des Onega-Sees und der Flüsse Soir', Ojat' und Pascha, (finnisch Paksujoki), in den Gräbern und Grabhügeln der älteren Zeit, dolichocephale Schädel angetroffen werden würden. Ja, man hat sogar allen Grund zu erwarten, dass in solchen älteren Gräbern und Grabhügeln jener Gegend die Schädel wirklich dolichocephal sein oder wenigstens eine grosse Neigung zu der Dolichocephalie zeigen müssten, und in der ältesten Zeit müsste diese Dolichocephalie sogar ganz ähnlich mit der der rein ugrischen

jetzt durch kata-vâra-(kata) = 2 mal (2), femin. katasâr-vâra-(katasa) erklärt werden; vgl. die frühere Erklärung von indo-europ. 8.

¹⁾ Unlängst vor der Absendung dieses Artikels hatte ich die Freude, durch die ausgezeichnete Güte des Hrn. Dr. Nachtigal innerafrikanische Zahl- und Fürwörter von zum grösstentheil früher ganz unbekanntem Sprachen brieflich zu erhalten, durch welche die oben erwähnten Resultate auf die interessanteste Weise bestätigt werden. Alles deutet auf das aequatoriale Centralhochland Afrikas hin, als die Gegend, wo diese comparativ-philologische Fragen ihre schliessliche Lösung finden müssen.

Schädel jener gleich alten Zeit gewesen sein. Ja, zu der Zeit müssen aus den oben erwähnten sprachverwandtschaftlichen Gründen sogar die Stammväter der indo-europäischen Völkerfamilie dolichocephal gewesen sein. Und in der That heisst es noch von den heutigen Hindu, den Nachkommen des alten Sanskritvolkes, dass sie entschieden dolichocephal sind. Also die Resultate der Sprachvergleichung werden hier durch die Craniologie nicht nur von finnisch-ungarischer, sondern auch von indo-europäischer Seite vollkommen bestätigt. Ja, sogar die Abstammung der kurzschädigen mongolischen Rassen aus Afrika ist gleichfalls schon factisch constatirt und bestätigt worden. Dr. Schweinfurth traf nämlich, wie er in einem seiner Reiseberichte, (in Petermann's Geogr. Mitth., 1870, S. 155) erzählt, in Centralafrika auf Völker mit ganz mongolischer Gesichtsbildung, das heisst mit geschweiften Augen, platten Nasen und scharf hervorstehenden Backenknochen, ja, sogar mit einer viel braunerem Hautfarbe als sie bei den Negern gewöhnlich ist.

Durch die interessante Mittheilung des Hrn. v. Baer sind jetzt also ganz neue und werthvolle Bestätigungen für die schon früher bekannten und einander gegenseitig vollkommen bestätigenden wissenschaftlichen Bestimmungen über die afrikanische Urheimath des Menschengeschlechtes gewonnen worden. So schrieb z. B. Sir Roderick Murchison, in einem seinen letzten Zuschriften, den sogenannten „Adressen“, am Jahrestage der Britischen Geographischen Gesellschaft, im J. 1864, (vgl. Petermann, Mitth. 1845, S. 320), dass Hochafrika, südlich vom Aequator, das älteste Land auf der Erde sei, und sich schon zur Zeit der primären geologischen Periode über die Meeresoberfläche erhoben habe, während Norafrika und der grösste Theil von Europa und Asien noch zur Zeit der tertiären und sogar der quaternären Periode unter dem Meere lagen. Und er giebt Gründe an, welche darauf hindeuten, dass der Mensch und die jetzigen Thiergattungen schon seit jener Zeit in Hochafrika existirt haben.

Diese interessante geologische Angabe Murchison's, welche er auf die mit einander vollkommen übereinstimmenden Resultate gegründet hat, die er aus der Untersuchung der von mehreren Reisenden aus Hochafrika mitgebrachte geologischen Objecte zog, ist bis jetzt von den Männern der Wissenschaft leider so gut wie gänzlich unbeachtet gelassen und übergangen worden. Nachdem aber jetzt die obenangeführte craniologische Mittheilung des Hrn. v. Baer der Angabe Murchison's zu Hülfe gekommen ist und dieselbe von einer ganz unabhängigen Seite bestätigt hat, darf man hoffen, dass die gelehrte Welt diese wichtige Frage nicht mehr für die Wissenschaft unfruchtbar liegen lässt.

Nachdem das Obenangeführte eine Zeit schon fertig geschrieben war, hatte ich die Freude, durch den Hrn. Dr. Ivanofsky Nachrichten von einer der interessantesten Erweiterungen unserer Kenntnisse über das Gebiet der dolichocephalen Kurganschädel in Russland zu erhalten.

Nahel an der Linie der Jaroslavl'-Wologdaschen Eisenbahn, und achtundzwanzig Werst nördlich von der erstgenannten Stadt, wurden nämlich

durch die Erdarbeiten, welche die seit einigen Jahren schon fertige Bahn nöthig machte, alte Gräber mit menschlichen Skeletten und Steingeräthen blos gelegt. Glücklicherweise bekam zuletzt die Archäologische Gesellschaft in Moskau von diesen Fänden Nachricht, und dadurch wurde unter andern dem Hrn. Ivanofsky die Gelegenheit geboten, über diese Fände und den Ort, wo dieselben gemacht wurden, auf der Stelle nähere Kenntniss zu gewinnen.

Die Fundstätte besteht aus einem Sandhügel. Von dort kamen mehr als zehn menschliche Skelette in die Hände wissenschaftlich gebildeter Leute, und vier von den Schädeln waren craniologisch messbar. Es ergab sich, dass sie entschieden dolichocephal waren, wie die unten angeführten Indices es an die Hand geben. Zwei von den Schädeln haben, wie die photographischen Abbildungen derselben zeigen, der eine die obere, der andere die untere Hälfte des Hinterkopfes cirkelsegmentartig aufgetrieben, welches wohl nur eine zufällige und individuelle Eigenthümlichkeit sein kann. Ausser den Steingeräthen und mehreren thönernen Töpfen, mit geschmackvollen Zierrathen, soll auch ein Metallgegenstand, ein bronceener Ring, woran ein durchbohrter Wolfszahn hing, in den fraglichen Gräbern angetroffen worden sein. Ausserdem war einer der Schädel am Ohr von Kupferoxide grün gefärbt.

Die Gräber gehören also der Metallzeit, jedoch einer sehr frühen Periode derselben an, weil an einem Orte, so nahe der grossen Wolga, noch steinerne Instrumente, statt metallener gebraucht werden mussten.

Von den oben erwähnten vier messbaren Schädeln sind bis jetzt nur drei craniologisch vermessen worden, weil der vierte Schädel eine, jedoch leicht ausführbare Restauration bedürfen soll. Der Schädel hat bis jetzt in Moskau liegen müssen, Hr. Ivanofsky hat jedoch versprochen, denselben von dort baldigst hierher nach St. Petersburg zu reclamiren und darnach sofort craniologisch zu messen. Sobald es nun geschehen sein wird, werde ich es nicht versäumen, darüber den geehrten Lesern der „Zeitschrift für Ethnologie“ Näheres zu berichten.

Die Längen- und Höhenindices der schon vermessenen drei Schädel sind nach der gütigen Mittheilung des Hrn. Ivanofsky folgende:

Längenindex.	Höhenindex.
No. 1 75,2	73,0
No. 2 74,2	70,3
No. 3 75,0	65,4

Der Typus dieser Schädel ist also mässig dolichocephal. Besonders springt in die Augen die grosse Gleichmässigkeit derselben, was die Länge betrifft. Es hat sich also gezeigt, dass auch im nördlichen Theile des Jaroslavschen Gouvernements in der Hauptsache derselbe vorrussische dolichocephale Schädeltypus vorkommt, wie im Süden und Westen desselben Gouvernements, und wie man es ausserdem im Wladimirschen, Moskauschen und Tverschen Gouvernement und im Ustjushnaschen Kreise des Novgorodschen gefunden hat.

Ausserdem hat Hr. Ivanofsky im letztvergangenen Sommer eine Anzahl von hundert zwei und siebenzig (172) Kurganen mit Schädeln von dolichocephalem Typus ganz gewöhnlicher Art in der Umgegend des Sit-Flusses, eines Nebenflusses der Mologa, welche wiederum ein Nebenfluss der Wolga ist, und besonders an der Einmündung des Sit in die Mologa durchforscht. Die in diesen Kurganen gefundenen Münzen sollen alle aus der Zeit des zehnten und elften Jahrhunderts sein. Auch die Kurgane selbst müssen also in der Circulationszeit dieser Münzen entstanden sein. Auch hier hat also die craniologische Bestimmung des alten Kurganenschädel das schon früher gewonnene Resultat, dass auch diese Gegend in der vorrussischen Zeit eine ugrische Bevölkerung gehabt haben muss, als ganz richtig bestätigt.

Im St. Petersburgschen Gouvernement und zwar im südlichen Theile des Peterhofschcn und dem südwestlichen des Tzarskoseoschen Kreises hat Hr. Ivanofsky gleichfalls im letzterflossenen Sommer nicht weniger als tausend drei hundert vier und zwanzig (1324) Kurgane durchforscht. Die daselbst gefundenen Schädel sollen aber alle von rein russischen brachycephalen Typus sein, gleichwie die im früheren Jahren von Hrn. Ivanofsky in derselben Gegend gefundenen Kurganenschädel. Zahlreiche Münzfunde, von denen ein Theil schon in früheren Jahren gemacht worden ist, haben dafür gezeugt, dass die Entstehung dieser russischen Kurgane Ingermanlands erst am Ende des neunten Jahrhunderts begonnen und weiter durch das zehnte und elfte Jahrhundert fortgegangen ist.

Aus meiner obenerwähnten Abhandlung *Объ угорскомъ народѣ* und aus der dazu gehörigen ersten Karte wird der für die Frage interessirte Leser ersehen, dass auch die Ortsnamenforschung, und zwar bevor noch ein einziger Kurgan in Ingermanland durchforscht war, es schon an der Hand gegeben hatte, dass der südliche Theil von diesem Lande, bis 20—40 Werst von der Küste des Finnischen Meerbusens und von dem Neva-Flusse altrussischer Boden gewesen ist und nach allen Gründen weder eigentliche Finnen (mit Inbegriff des Esten) noch irgend welche andere Zweige der finnisch-ungarischen Völkerfamilie in älterer Zeit zu Bewohnern gehabt hat. Auch die archäologische Forschung hat hier ebenso wenig, wie die Ortsnamen, Spuren von einer stehenden vorrussischen Bevölkerung aufgedeckt, denn in der That sollen die Fünde aller übrigen archäologischen Gegenstände, von welchen Hr. Ivanofsky eine beträchtliche Menge zu sammeln das Glück gehabt hat, durchgängig für dasselbe Zeitalter und also für denselben Anfang desselben, wie die Münzfunde, zeugen. Augenscheinlich hat die fragliche Gegend und wohl auch das südlich davon belegene, zwischen dem Il'mén'- und dem Peipus-See liegende Land in der vorrussischen Zeit eine von gar keiner stehenden und bestimmten Bevölkerung bewohnte Einöde gebildet, wo nur die mächtigen wilden Thiere der unbegrenzten Urwälder ihr Wesen trieben. Und in der That ist die ganze hier besprochene Gegend, wegen ihrer Unwegsamkeit, zu jener Zeit sehr wenig geeignet gewesen, von Menschen be-

wohnt zu werden, und wurde deswegen dazu verhältnissmässig spät erwählt und zwar erst nachdem die kräftiger wirkenden eisernen Waffen allgemeiner geworden waren und nachdem die russisch-slavische Bevölkerung offenbar durch die Völkerwanderung und besonders durch den Zudrang der mongolischen Hunnen nach Norden gedrängt wurde und sich in Pleskov, am Peipus-See und in Staraja Russa und Novgorod am Il'mén-See festgesetzt hatte.

Auf solche Weise bestätigen also die archäologischen, und vorzüglich, so zu sagen, die archäo-craniologischen Forschungen überall die verschiedenartigen Resultate der Ortsnamenforschung. Dass die politischen Feinde und Widersacher der finnisch-ugrischen Ortsnamenforschung zugleich auch Widersacher der methodischen archäologischen und besonders der archäo-craniologischen Erforschung des finnisch-ungarischen Nordens sein müssen, ist selbstverständlich. Aber das Licht der Wahrheit, welche aus der stets weiter gehenden Forschung immer klarer hervorleuchten muss, und die sowohl für das Volk als die Regierung überaus wichtigen Vortheile, welche diese Forschungen ergeben, (siehe meinen Artikel О курганных раскопках около погорша бѣжѣцъ въ Бѣжецкомъ уездѣ Тверной губернии, d. h. Ueber Kurganenforschungen bei dem Kirchdorfe Bjeschetzy im Bjeshetzkischen Kreise des Tverschen Gouvernements), müssen bald genug diese Opposition völlig niederschlagen, auf dass sie nie wieder vor dem klaren Tageslichte der Wahrheit und der gesunden wissenschaftlichen Forschung auftrete.

Hier habe ich das Vergnügen, über eine erst nachdem das Obengeschiedene schon gemacht war, aus Warschau und zwar sogleich nach dem Drucke hierher angelangte höchst interessante Brochure den geehrten Lesern der Russischen Revue zu berichten.

Diese Schrift hat den Titel: Донсторирское время въ царствѣ польскомъ. Рѣчь, произнесенная Э. О. прож. А. Павинъ скимъ на торжественномъ актѣ Имн. Варшавскаго Университета 30. Авг. 1875 г., d. h. Die vorhistorische Zeit im Königreich Polen. Eine Rede, gehalten von a. o. Prof. A. Pavinsky beim solennen Acte der Kais. Universität zu Warschau. In dieser Schrift lesen wir S. 7—8 Folgendes.

„Vor nur zwei Jahren machte Hr. Zawicz eine Entdeckung,¹⁾ welche die Frage über die ältesten Spuren menschlicher Existenz in diesem Lande (d. h. in Polen) zur Zeit der urweltlichen Säugethiere, des Mammuths, Nashorns, der Hyäne, des Höhlenbären u. s. w., absolut entscheidet, eine Frage, auf welche sich augenblicklich das ganze Interesse der vorhistorischen Archäologie im westlichen Europa concentrirt.

¹⁾ Eine von Herrn Pavinsky in einer Note erwähnte Schrift *Poszukiwania archeologiczne w Polsce* J. Zawisza, Warschau 1874 muss genauere Notizen über diesen höchst interessanten Fund enthalten. Leider ist sie mir nicht zugänglich, so wie es mir auch unbekannt ist, wohin die gefundenen Sachen zur Aufbewahrung gebracht worden sind.

In zwei Höhlen des Werschowschen Thales, bei dem Dorfe Oitzow, in der bergigen Gegend der südwestlichen Ecke des Kielceschen Gouvernements, fand sich eine grosse Masse Hörner und Knochen verschiedener Thiere, nach den Bestimmungen in- und ausländischer Gelehrten, vom Mammuth (eleph. primig.), Höhlenbären (ursus spelaeus), Rennthiere (cervus tarandus), Bison (bos priscus), Reh (cervus elaphus c. capreolus), Pferde (equus caballus adamiticus) u. and. Mit den Knochen zusammen lagen Geräte und Schmucksachen aus den Knochen derselben Thiere, nämlich Nadeln, Ahlen etc. Auf den colossalen Hörnern des Hirsches (d. h. wohl des Riesenhirsches?) bemerkt man Spuren von Einschnitten, die mit den Steingeräthen gemacht sind, welche sich in dem Knochenhaufen in ungeheurer Anzahl fanden. In den oberen Schichten waren sie klein, zierlicher, in den unteren aber von grösseren Dimensionen und gröberer Arbeit. Die Feuersteingeräthe der Werschowschen Höhle (Höhlen?) zeigen die verschiedenartigsten Uebergänge, vom nucleus oder Materialreste bis zu fertigen Messern, Hammern etc. Die Grossartigkeit des Fundes leuchtet, erst recht ein, wenn man erwägt, dass zum Transport der ganzen Beute 10—12 Karren nöthig waren. Ein solcher Fund genügt, um ein schon ganz beträchtliches Museum zu bilden. Obgleich in dieser Höhle (in diesen Höhlen?) weder menschliche Skelette noch Schädel, noch einzelne Knochen gefunden wurden; so kann man doch nicht umhin anzunehmen, dass der Mensch in denselben gewohnt hat gleichaltrig mit den Thieren, deren Ueberreste hier in so grossen Menge aufgehäuft waren. Zerschlagene Knochen, an welchen keine Spuren von Zähnen wilder Thiere, wohl aber von den Händen des Menschen bemerkbar sind, der sich aus ihnen das Mark holte, durchbohrte Zähne des Höhlenbären zum Schmuck, Feuersteingeräthe von verschiedenen Formen, zeugen dafür, dass diese Knochen enthaltenden Höhlen von dem Menschen als Zufluchtsstätten benutzt worden sind, zu der Zeit, als in den umliegenden Wäldern noch das Mammuth, der Höhlenbär u. s. w. lebten.“ Soweit hier über Herr Pavinsky.

Dass die Werschowschen Höhlen und deren Umgebung — später wohl noch auch mehrere andere zu entdeckende Stellen ähnlicher Art¹⁾ mit der Zeit und sehr wahrscheinlich recht bald auch Material für die Bestimmung des Schädeltypus des urweltlichen Menschen in Europa der wissenschaftlichen Forschung anerbieten werden, ist kaum zu bezweifeln, und hieraus ersieht man die grosse Bedeutung des oben berichteten Fundes, selbst für den Gegenstand dieses Artikels.

Also Glück auf! Herr Zawicz und Herr Pavinsky! Weiter, weiter!

¹⁾ Nach gemachter Mittheilung beim letzten Archäologischen Congress zu Kiew (siehe die genaueren Berichte über die Verhandlungen dieses Congresses) hat man auch in Tschernigovschen Gouv. Mammuthsknochen zusammen mit Steingeräthen gefunden.

Fragmente der Johanna-Sprache.

Gesammelt von J. M. Hildebrandt.

Die Herstellung der folgenden Wortsammlung, welche ich während eines kurzen Verweilens auf der Comoro-Insel Johanna (im August 1875) unternahm, war besonders dadurch erschwert, dass die verfügbaren Dolmetscher, Amatsáha¹⁾ Eingeborene Johanna-Leute, keine mir geläufige andere Sprache hinreichend verstanden. Das Medium zwischen uns war Englisch, welches von amerikanischen Wallfischfängern, die auf der Insel zuweilen Proviant einnehmen, in den Verkehr gebracht worden. Uebrigens hatten meine Leute selbst von dieser Mundart nur die allgewöhnlichsten Ausdrücke, die noch dazu arge Verstümmelung erleiden mussten, zu verstehen gelernt. Alles übrige blieb an Gegenständen zu demonstrieren.

Leider war die verwendbare Zeit zu kurz, um ausser lexikalischem, auch grammatisches Rohmaterial zu erlangen.

Die Johanna-Sprache wird nur auf der Insel selbst gesprochen jede der anderen Comoren hat ihren eigenen, allerdings von den übrigen nur wenig abweichenden Dialekt.

Das *χίνζυδοι* (Johannisch) wird nicht geschrieben, man bedient sich im Geschäfts-Verkehr des Kiluahéli, welches jedoch durch die Anwendung arabischer Lettern sehr verunstaltet wird.

Die Klangfärbung der Sprache ist zischend durch das häufige Vorkommen von *χ, š, s, ź* und *z*.

Dem Zanzibar-Kisuahéli-Laute *t* entspricht häufig der *χίνζυάνι* Laut *r* z. B. *móto* Kis., *móroχίνζ*, Feuer; *ητο* Kis.; *ηρόχίνζ* Fluss. *K* im Kis. wird oft *χ* in *χίνζ* Z. B. *Kisuahéli* Kis., wird *χίζuahéli χίνζ*.

Die Schreibweise ist nach den allgemein angenommenen linguistischen Prinzipien²⁾ durchgeführt.

<i>wĩngu</i> Himmel (in doppelter Bedeutung)	<i>ζία λίπα</i> Sonne ist aufgegangen.
<i>wĩngu wráχara</i> d. Himmel ist klar (rein)	<i>ζία λιπόρĩa</i> Sonnenfinsterniss (man glaubt, ein Ungethüm ergriff sie.
<i>mawĩngu</i> Wolken.	
<i>mawĩngu mingi</i> (i. e. viele Wolken) der Himmel ist bewölkt, bedeckt.	<i>ζία λίτσο</i> Sonne ist untergegangen.
<i>péro</i> Luft, Wind.	<i>ζία λα κάλι</i> Sonne (brennt) sehr (: <i>la</i>) heiss.
<i>péva inańgũfu</i> der Wind (weht) stark.	<i>müézi ubĩa</i> Neumond (<i>müézi</i> : Mond).
<i>dárüba</i> Orkan.	<i>müézi upoárĩa</i> Mondfinsterniss.
<i>ζία</i> Sonne.	<i>nyóra</i> Plur. <i>sińyóra</i> Stern, Sterne.
<i>ζία essuhéa</i> Sonne geht auf.	<i>nyóra ya mšĩa</i> Komet (<i>mšĩa</i> : Schweif)

¹⁾ Vgl. Naturhistorische Skizze der Comoro-Insel Johanna; Manuscript p. 16.

²⁾ Vgl. Steinthal Linguistik, in Anleit. z. wiss. Beob. auf Reisen p. 552 ff., wonach auch die Reihenfolge der Wörter genommen (p. 560 ff.)

bringt derjenigen der Comoren, nach welcher der Kern zeigt, Unglück.	<i>badaméso</i> übermorgen.
<i>nyóra qūha</i> Sternschnuppe.	<i>muróndo</i> überübermorgen.
<i>buhúngū</i> Nebel.	<i>vozizi</i> vorgestern.
<i>mwúa</i> Regen (auch es ist) Regen, es regnet.	(Wochentage etc. sind arabisch).
<i>mwúa kábu</i> Regen ist zu Ende.	<i>baridi</i> kalt.
<i>mágūgūrūdzá</i> Donner.	<i>hári</i> heiss, warm.
<i>mpéni</i> Blitz (der in der Luft bleibt und ziemlich entfernt ist).	<i>móro</i> Feuer.
<i>mpéni</i> es blitzt (wörtl. es ist Blitz).	<i>muézi mūngu</i> Gott.
<i>rádi</i> Blitz (der einschlägt).	(<i>dunia</i> Weltall).
<i>ḡsí irririnta</i> Erdbeben (wörtlich. die Erde zittert) ¹⁾ .	<i>ḡvandixuntsi</i> Land, Erdtheil etc.
<i>muzia anḡamba</i> Regenbogen. Unartige Kinder, die ihre Mutter schlagen, werden dadurch in Furcht gesetzt, dass man sie glauben macht, nach dem Tode würden sie von Durst gemartert und streckten vergebens die Zunge weit hervor (die zum Regenbogen wird) um Wasser zu erlangen.	<i>ḡsi</i> Boden (auf dem man wandelt).
<i>nyámu</i> Thau.	<i>tóre</i> Acker Erde überhaupt „Erde“
<i>ḡtsána</i> Tag.	<i>mtsánga</i> Sand.
<i>iku</i> Nacht.	<i>dóngó</i> Lehmboden (z. B. zur Töpferei benutzt).
<i>asúbui</i> früh, des Morgens.	<i>tónto</i> Schlamm.
<i>serandáro</i> Mittag wenn die Sonne scheidet recht steht.	<i>džifu</i> Staub.
<i>aduhúri</i> Zeit des Mittag-Gebets.	<i>būi</i> Plur. <i>máúü</i> Stein, Felsblock.
<i>magrerébi</i> Sonnenuntergang.	<i>máúe jingu</i> Lavaart die so leicht, dass sie schwimmt, (zum Häuserbau be- nutzt).
<i>wikúndu wámba</i> Morgenröthe	<i>múnda</i> Feld z. B. <i>múnda a mohogo</i> Manihot-Feld.
<i>wikúndu wa magherébi</i> Abendröthe }?	<i>šúnga</i> Plantage (sammt den darauf be- findlichen Hütten etc.)
<i>ḡidza</i> dunkel (z. B. Nacht ohne Mond- schein nicht von Farben etc.)	<i>uwanga</i> wiesenartige Fläche.
<i>ḡwili</i> Schatten.	<i>mpáharo</i> Wald.
<i>ḡúáha</i> Jahr (das <i>ū</i> ist kaum hörbar).	<i>mlima</i> Berg.
<i>ḡmánda</i> Landwind.	<i>manaxilima</i> Hügel (wörtlich junger Berg.
<i>leo</i> heute.	<i>ūžú wa milima</i> Gipfel des Berges (wört- lich oben auf dem Berge).
<i>vozána</i> gestern.	<i>džito</i> Thal.
<i>méso</i> morgen.	<i>bánda</i> Ebene, auch Hoch-Ebene.
	<i>bahári</i> Meer.
	<i>dzia</i> See (Süßwasser-See).
	<i>ḡró</i> Fluss, Bach.
	<i>ḡró ušúka</i> Fluss ist reissend.
	<i>ḡró kauka</i> „ „ schwach.
	<i>ḡró uhéia</i> „ „ ohne Wasser <i>madži</i>
	<i>uhéia</i> d. Wasser (i. d. Kochen verflücht.)

¹⁾ Vgl. naturh. Skizze etc. p. 2.

<i>ndzító la mádzí</i> Quelle (wörtlich Auge des Wassers).	<i>móri</i> Plur. <i>miri</i> Baum.
<i>mádzí ya na móro</i> heisses Wasser.	<i>kánta móri!</i> fülle den Baum!
„ „ „ <i>baridi</i> kaltes Wasser.	<i>dáfu</i> Kraut Plur. <i>muláfu</i>
„ <i>baridi</i> Süßwasser.	<i>kóho</i> Stamm (eines Baumes).
„ <i>χίngu</i> oder nur <i>χίngu</i> Salzwasser.	<i>marü</i> Zweig „ „ Sing. <i>Táí.</i>
<i>miúyw</i> Salz.	<i>múzi</i> Plur. <i>mízi</i> Wurzel.
<i>liló</i> nass.	<i>fú</i> Blüthe <i>fú dzéñdzí</i> Blüten (wörtl. viele Blüten).
<i>yómu</i> trocken.	<i>mbía</i> Same.
<i>díni la móro</i> Flamme.	<i>tínda</i> Frucht.
<i>mósi</i> Dampf (eines Feuers).	<i>keiva</i> unreif.
<i>mvúší</i> Wasserdampf.	<i>ívu</i> reif.
<i>máha ya móro</i> Kohle (glühend des Feuers).	<i>nráma</i> Sorghum (zum Unterschiede vom folgenden <i>nráma mza.</i>
<i>musísi</i> Holzkohle (nicht brennend).	<i>nráma burú</i> Mais.
<i>urú</i> Asche.	<i>méle</i> Reispflanze auch die nicht enthülste Reisfrucht.
<i>šáma</i> Eisen.	<i>ntschóle</i> enthülster Reis.
<i>šába</i> Messing.	<i>zilo</i> gekochter Reis.
<i>šába χinkúndu</i> Kupfer (wörtlich rothes Messing).	<i>batáta</i> Span. Batata (süsse Kartoffel).
<i>dahábu</i> (arab.) Gold.	<i>χíasi yams</i> (<i>Dioscorea spec.</i>).
<i>gnándo</i> Weissblech.	<i>mohógo</i> Manihot.
<i>báti</i> Zinn (zum Verlöthen und zu Ornamenten).	<i>urámba</i> Baumwolle; <i>móri wámba</i> Baumwollenstrauch.
<i>rassási</i> Blei.	

Die Namen anderer Culturpflanzen, der Hausthiere und einiger wilden Thiere siehe in „naturh. Skizze . . .“

<i>máta</i> Oel.	<i>nyúnyé fète</i> der Vogel ist hübsch.
„ <i>ya nádzi</i> Cocosnussöl.	<i>fí</i> Fisch Plur. <i>zifí</i>
<i>tsímbo</i> Stock (zum Gehen.)	„ <i>esséla madzini</i> Fisch schwimmt im Wasser.
<i>manámibia asudissa musia</i> Hund wedelt mit dem Schweife.	<i>mübúa</i> Plur. <i>mibua</i> Knochen (auch Gräte).
<i>manámaúu essulú</i> der Hund bellt (schreit)	<i>ngózi</i> Haut.
<i>páha</i> „ die Katze miaut („).	<i>marúzi</i> Federn (auch Haare, bes. an den Geschlechtstheilen und in den Achseln).
<i>nyómbe</i> „ Kuh brüllt („).	<i>hánzo</i> Schnabel.
„ <i>suradási</i> Kuh stöhnt (ähnlich dem Kranken).	<i>nkána</i> Nest (der Vögel).
„ <i>essubíndua</i> „ kät wieder (wörtl. bricht sich).	<i>mitu</i> Mensch <i>wantu</i> Leute.
<i>nyúnyé</i> Plur. <i>zinyúnyé</i> Vogel.	<i>mitu míme</i> Plur. <i>wantu áime</i> Mann
„ <i>siúha</i> Vogel fliegt.	„ <i>múše</i> Plur. „ <i>wáše</i> Frau.
„ <i>essímba fète</i> Vogel singt hübsch (<i>fète</i> hübsch).	<i>mána ndsa</i> Plur. <i>wanádsa</i> Kind.

mána ntu mume Sohn.
 „ „ *mše (vel mšé)* Tochter.
 „ „ „ („ „) *wángo* meine Tochter.
babáho abábo lebt dein Vater? ist er wohl?
abábo (er ist) wohl, lebend?
babángu áfu mein Vater ist todt.
mamángu áfu meine Mutter ist todt.
šaddima nšudžana Weise (ohne Vater und Mutter):
nšudžana Mutter todt, Vater lebt.
šaddíma Vater todt, Mutter lebt.
múána Knabe (š kaum hörbar).
 „ *hirímu* Jüngling.
múána ntu mše Mädchen.
bakíka Jungfrau? jungfräulich.
halóloa verheirathet.
 Bezeichnung für Braut scheint zu fehlen.
márúsi Gatte.
nšárúsi Gattin.
harúsi Heirath.
mutsúmba Wittwer (Junggeselle).
nítu mše mutsúmba Wittwe (alte Jungfer).
X hanúlóle Z X heirathete Z.
X essénda mlólo Z X wird Z heirathen.
míhu Schwiegervater.
miádsá Schwiegermutter.
anúra schwanger.
múána asáama das Kind säugt.
šenda dagóni (wa muse?) u múána lidžia
 lgehe i. Haus Weib (gebe) d. Kind Milch.
mána nyángo muku mein älterer Bruder
 bes. der Erstgeborene).
mána nyángo mutíi mein jüngerer
 (wörtl. kleinerer) Bruder.
mána nyángo ntu mše meine Schwester.
bakóko Grossvater, Urgrossvater über-
 haupt alter Mann auch alte Frau.
kóko Grossmutter, Urgrossmutter.
mána nyáhe wa babaángo mein Onkel
 (Vaters Bruder).

mána nyáhe ntu mše wa babaángo
 meine Tante).
mána wa mána nyángo mein Neffe
 (Brudersohn).
múšúhu Enkel.
 „ *nútu mše* Enkelin.
χilémúe Urenkel.
 „ *nútu mše* Urenkelin.
niba Skelett (wörtl. Knochen Plur.).
wongó Mark auch Hirn.
nyáma Fleisch (ob todt oder lebend,
 ob vom Menschen oder Vieh —
 gleichbedeutend).
dámu Blut.
múzi Plur. *mízi* Ader.
múzi wa mó Pulsader.
nyéle Haar *unyéle* ein (einzelnes) Haar.
nyéru Kinnbart.
umúémú Schnurrbart.
kinamúdi Bart in der Faltung der Un-
 terlippe.
šarájja Backenbart.
šídzoa Kopf.
kánka la šídzoa Schädel (todt, ohne
 Fleisch).
usó Gesicht.
šídžana ša úso Stirn.
masáju Backe.
nyomaikóma Hinterkopf.
hári wa šídzoa Scheitel (wörtl. Mitte
 des Kopfes).
šitso Pl. *mátso* Auge.
nytsi Augenbraun *nytsi mbili* beide Au-
 genbraunen.
qóbé Wimpern.
χíne Augapfel.
χíne χéú weisses im Auge.
 „ *χídu* Pupille (i. schwarzes).
madχíu Ohren Sing. *χíu*.
nyúáa Nase.
nytúndu Nasenloch.
nyépembe Nasenflügel.
malómo Mund (wörtl. Lippen).

<i>dómo la žú</i> Oberlippe.	„ <i>a žititi</i> oder <i>ča a čavisa</i> kl. Finger.
„ „ <i>tsini</i> Unterlippe.	<i>kófu</i> Plur. <i>sinkófu</i> Nagel (der Finger und Zehen).
<i>mpímu</i> Athem.	<i>píla mohóno</i> Handfläche (innere).
<i>assubéu mpímu</i> ich athme (eigentlich keuche, für den gewöhnlichen Prozess scheint kein Ausdruck).	<i>méngo ya píla mohóna</i> Handrücken.
<i>piléju</i> Kinn.	<i>čfúba</i> Brustkasten.
<i>zinyo</i> Plur. <i>mányo</i> Zahn bes. Vorderzähne, die (beim Sprechen) zu sehen.	<i>Béle</i> Plur. <i>mahéle</i> Brust (der Weiber), Euter (d. Kühe).
<i>mánya ažina</i> Backzähne (wörtl. Hinterzähne). Kinder, welche mit Zähnen geboren, lässt man sterben.	<i>béle</i> Plur. <i>mabéle</i> Brustwarzen d. Mannes.
<i>ulími</i> Zunge.	<i>mimbu</i> Bauch.
<i>dáhu la ulími</i> Gaumen?	<i>tintu</i> Nabel, auch Nabelschnur.
<i>tsingo</i> Hals (zugleich Nacken).	<i>nyé</i> Leber.
<i>goromie</i> Gurgel, Schlund, Speiseröhre.	<i>mo</i> Herz, Seele ¹⁾
„ <i>ya madži</i> Speiseröhre f. Wasser.	<i>nyónyo</i> Galle.
„ „ <i>chahúla</i> „ „ Speisen.	<i>marimbo</i> Gedärme.
Das Volk glaubt, die Luftröhre sei für Wasser.	<i>fu</i> Magen.
<i>méngo</i> Rücken.	<i>ntsó</i> Niere.
<i>níndo</i> Höcker des Viehs (Zebu-Raçe).	<i>pífu</i> Lunge.
<i>bégú</i> Schulter.	<i>žihožó</i> Blase.
<i>nhóno</i> Arm (ohne Hand? die Meinungen der befragten Leute waren verschieden).	<i>váfú</i> Seite (der Rippen).
<i>níngo ya nhóno</i> Oberarm.	<i>uzú</i> Arsch.
„ „ <i>hári</i> Unterarm (wörtl. „Mittel“ Arm).	<i>mbó</i> Glied.
<i>ntžándžini</i> Ellbogen (resp. am Ellbogen).	<i>púmbo</i> Hodensack.
<i>pi</i> Plur. <i>mávi</i> Hand.	<i>qensé</i> Hoden.
<i>mokóno wa kumi</i> rechte Hand (wörtlich Hand der Zehn!) auch rechts.	<i>uzini</i> weibl. Scham.
<i>mohóno a póto</i> linke Hand (auch links).	<i>žisú</i> Clitoris.
<i>ntsóma</i> Faust.	<i>míndu</i> Bein (ohne Fuss).
<i>ča</i> Plur. <i>ma</i> Finger oder Zehe.	<i>qérro</i> Fusssohle.
<i>ča čáko</i> Daumen.	<i>gungúni</i> Knie.
„ <i>čaháda</i> Zeigefinger.	<i>páya</i> Oberschenkel.
„ <i>chári</i> „Mittel“-Finger.	<i>píha ya míndu</i> Unterschenkel.
„ <i>dúnda ča hári</i> Ringfinger.	<i>tsinzóni</i> Hacken.
	<i>čánsa ča míndu</i> Oberseite des Fusses.
	Zehen wie die Finger benannt.
	<i>hawádživádži</i> nackt.
	<i>hárví</i> Schweiß.
	<i>madžózi</i> Thränen.
	<i>džongomá</i> Rotz.
	<i>maré</i> Speichel.
	<i>žsia</i> Milch (des Weibes wie des Viehs).

¹⁾ Das Verständniss der Lage und Function der inneren Organe des Menschen ist sehr beschränkt, mehrere Befragte zeigten die Magengegend als die des Herzens. Dass das Herz perpetülich schlägt, hatte keiner in Erfahrung gebracht.

- kóžo* Urin.
mádzi Koth.
súzi Wind.
a žámba súzi ich lasse Wind.
ntónto Schmutz.
hóa baden.
süéla schwimmen.
ņósosa mohóno ich wasche die Hände.
hauére fett, dick (von Mensch und Vieh.)
hauóndo mager „ „ „ „
šahúla das Essen, die Speise.
nessúla ich esse.
nussúna ich trinke.
úna asonánza dieser (hinweisend) ist hungrig.
asutzána ich kaue,
umédza schlucken.
úwúra tumbáko rauchen (wörtl. Tabak einsaugen).
súninka tumbáko ich schnupfe (wörtl. rieche Tabak).
assúla tumbako er kaut Tabak.
dágo Haus (bes. Steinhaus) Plur. *malágo* Häuser auch Dorf.
nyúmba Hütte (aus Calmstroh).
mžini Stadt.
mabáko Heerd (3 Steine als Topfuntersätze).
pani Küchenhaus.
fúkofa ņžini Schlafzimmer (wörtl. unteres Zimmer).
fuko la žu Wohnzimmer (wörtl. oberes Zimmer).
ulili Bettstelle, Angareb.
dau Plur. *maládu* Matte (aus gefärbtem Palmstroh).
ntsádu Kopfkissen.
mlángo Thür (öffnet meist nach aussen).
madživi (Plur.) Thürflügel.
tlanžkóto Riegel, aus Holz; welches in zwei Haken der Thürflügel und gegen die Seitenpfosten geklemmt wird. Auf der Innenseite angebracht.
- milíngo* (die beiden) Seitenpfosten.
χiziingire Schwelle.
ténga la melángo oberes Verbindungsstück.
barwába Angel.
báiya melíngó schliesse die Thür!
búa „ öffne „ „
nošá Fenster.
pómbo Dach (der Hütte) Giebedach mit Palmstroh gedeckt.
baráza Veranda.
pésila ņtáha Giebelwand. Sind 2 vorhanden.
pésifa úle Thür und hintere Wand der Hütte.
pési la háre Zimmerwände (innere Theilung der Hütte).
usóaha nyúmba Hütte bauen.
subahássa ich flechte (Matten u. dgl.).
méza Tisch (ohne Plural-Bildung) dem Portugiesischen entnommen?
χiri Plur. *žiri* Stuhl dem Englischen chair) entnommen?
doni da hu fanía ulili hóho? Wer hat jene (hinweisend) Bettstelle verfertigt?
nyinžyo Topf.
uhómbe Löffel (aus Cocosnusschale).
šembéa Messer.
usó wa sembéa Schneide des Messers.
méngo ya „ Rücken des Messers.
χipini Heft (d. Messers).
žalá Messerscheide.
éndá wasudžé sembéa! Geh, schärfe das Messer!
fanžáddi breites messerartiges Werkzeug zu Feldarbeiten.
sóha Beil.
uhála säen.
ņkvéhe gäten.
kabúri Grab.
mahabúri Gräberstätte.
nongóa sprechen.
uynžonzi pfeifen.

<i>muire mríma aile!</i> rufe jenen Sklaven!	<i>uríssa</i> hässlich.
„ <i>mánu</i> „ „ „ (freien)	<i>akíli</i> Klugheit, klug.
Knaben! Also keine Unterschiede	<i>dábu</i> dumm.
für Sklaven und Freien.	<i>mulévu</i> faul.
<i>dzína la ho doni?</i> wie heisst er?	<i>jánia hási ntó</i> macht viele Arbeit, ist
<i>ula</i> weinen.	fleißig.
<i>ustséa</i> lachen.	<i>usiki</i> fangen, ergreifen.
<i>assamóa</i> ich niesse.	<i>ulóa</i> (Fische mit der Angel) fangen.
<i>akohóa</i> ich huste.	<i>harúku!</i> schnell!
<i>ysaméo</i> gähnen.	<i>mpólempóle!</i> langsam, auch vorsichtig!
<i>angalía!</i> passe auf!	<i>pílu</i> kochen.
<i>ukía</i> hören.	<i>uzína</i> tanzen.
<i>ulála</i> schlafen.	<i>angúúsa</i> spielen.
<i>wramáno</i> schnarchen.	<i>ununúa</i> kaufen.
<i>usóro</i> träumen ¹⁾ .	<i>húúza</i> verkaufen.
<i>myúde</i> krank.	<i>fédáa</i> Geld.
<i>ngúju</i> stark.	<i>ráli</i> theuer.
(<i>lu</i>) <i>buúju</i> gross (das <i>lu</i> bedeutet wahr-	<i>rahís</i> billig.
scheinlich den Superlativ).	<i>tadyíri</i> reich.
<i>ngatíti</i> klein.	<i>miskíni</i> arm.
<i>pelémbe</i> Blattern.	<i>essábu</i> ich zähle.
<i>nkóvu</i> Narbe.	<i>maoana</i> Sultan (Chef).
<i>ngánta</i> Wunde.	<i>munguána</i> Freier.
<i>daláú</i> Medizin.	<i>nríma</i> Slave.
<i>súmu</i> Gift.	<i>nríma ntu nše</i> Sklavin.
<i>hírísi</i> Amulet.	<i>hasíra</i> fluch, (fluchen?)
<i>púndu</i> stumm.	<i>huána</i> Krieg.
<i>katjía</i> taub.	<i>fúmo</i> Speer.
<i>kaóno</i> blind.	<i>bundúki</i> Flinte.
<i>údu</i> schwindlig.	<i>barúti</i> Pulver.
<i>assurivínta</i> ich zittre.	<i>bué la móro</i> Feuerstein.
<i>myéú</i> weiss.	<i>šába</i> Zündhütchen.
<i>múdu</i> schwarz.	<i>nyéma</i> gut (von Personen und Sachen).
<i>nkúndu</i> roth.	<i>tánku</i> Lügner.
<i>manyimésiti</i> grün und blau, wenn die	<i>stihówa</i> ich gebe.
Farben dunkel sind <i>múdu</i> .	„ <i>wáwe</i> ich gebe dir.
(andere Farben werden nach Gegen-	<i>dzirénje káho</i> ich nehme von ihm.
ständen benannt z. B. <i>kaníki indígo</i>	<i>usénda</i> gehen.
blauer Stoff und seine Färbung.	<i>ukénsi</i> sitzen.
<i>féte</i> hübsch.	<i>atáua</i> laufen.

¹⁾ Habe keine Ansicht über die Herkunft des Traumes erfahren, man profezit jedoch aus dem Traume: so deuten Fische auf zu empfangendes Geld etc.

<i>aí</i> fallen.	„ <i>mi náne</i> 80.
<i>kõ!</i> komme her!	„ <i>χéndà</i> 90.
<i>endadzáho</i> geh' weg!	<i>žána</i> 100.
<i>dsímbo evunzla</i> der Stock ist gebröchen.	<i>žána na míngo mi randáro na náne</i> 168.
<i>uréma</i> schlagen.	<i>mažána ma ili</i> 200.
<i>ḡdile</i> gerade.	„ <i>ma rára</i> 300.
<i>ivéreha</i> krum, (gebogen).	„ <i>má ḡ</i> 400.
<i>ḡyéngyi</i> viel.	„ <i>ma dsánu</i> 500.
<i>manaḡfáro</i> wenig.	<i>mažána ma randáro</i> 600.
<i>ḡpía</i> alles.	„ „ <i>fukáre</i> 700.
<i>mkúlu</i> alt (von Gegenständen).	„ „ <i>náne</i> 800.
<i>uvánde</i> halb.	„ <i>χéndà</i> 900.
<i>ḡzímangzima</i> ganz.	<i>žáhi</i> 1000.
<i>kávu</i> leer (ein Nichtvorhandensein bedeutet z. B. er ist nicht zu Hause.	„ <i>žili</i> 2000.
<i>fédá kávu</i> das Geld ist zu Ende etc.	„ <i>ži ráro</i> 3000.
<i>ixéa</i> voll.	„ <i>žinne</i> 4000.
<i>mánsi</i> oder <i>móža</i> eins 1.	„ <i>ži dsánu</i> 5000.
<i>ḡbili</i> 2.	„ <i>ži randáru</i> 6000.
<i>ḡtáru</i> 3.	„ <i>ži fukáre</i> 7000.
<i>inne</i> 4.	„ <i>ži náne</i> 8000.
<i>dsánvu</i> 5.	„ <i>χéndà</i> 9000.
<i>tandáru</i> 6.	„ <i>kími</i> 10,000.
<i>káre</i> 7.	<i>žáhi kími na kími</i> 10,010.
<i>náne</i> 8.	<i>uvánde</i> halb.
<i>χéndà</i> 9.	<i>búndru</i> Hälfte.
<i>kími</i> 10 wird gezeigt, indem man einmal in die Hände klatscht, 20 zweimal, 30 dreimal.	<i>mabúnde maráru</i> $\frac{1}{3}$.
<i>kími na móža</i> 11.	„ <i>máne</i> $\frac{1}{4}$ meist <i>rúbbe</i> genannt.
„ „ <i>ḡbili</i> 12.	<i>wahánda</i> der erste.
„ „ <i>ḡtáru</i> 13.	<i>wabíli</i> der zweite.
etc.	<i>waráru</i> der dritte.
<i>míngo míli</i> 20.	<i>wa inne</i> der vierte.
„ „ <i>na móža</i> 21.	<i>wa χéndà</i> der neunte.
„ „ <i>na ḡbili</i> 22.	<i>wakámi na ḡfukáre</i> der siebzehnte.
<i>míngo mipáro</i> 30.	<i>mára móža</i> einmal.
„ <i>mínne</i> 40.	„ <i>ḡbili</i> zweimal oder noch einmal.
„ <i>midzáno</i> 50.	„ <i>ḡgápi?</i> wie oft?
„ <i>mirandáru</i> 60.	<i>wa ḡgápi</i> der wievielte? auch wie viele?
„ <i>ḡfukáre</i> 70.	<i>wakáti ntíni</i> wann? zu welcher Zeit?
	<i>báda sá</i> nach (einer) Stunde.
	<i>ḡyúdáua sá</i> vor (einer) Stunde.
	<i>kíla síku</i> immer (wörtlich alle Tage).

Die alttestamentarischen Speiseverbote.

Eine culturhistorische Skizze.

Es giebt wenige Schriften des Alterthums, welche so „seltsam in ihren Formen, dunkel und räthselhaft nach ihrem Inhalte“ sind und den Auslegern so viele Schwierigkeiten bereiten, wie das alte Testament; wie ich glaube, ganz besonders deswegen, weil eine eigentliche vorurtheilsfreie Exegese erst späteren Jahrhunderten, dem modernen Zeitalter, angehört. Wohl finden wir im Alterthume selbst und zahlreicher noch im Mittelalter Commentare zu der Bibel; aber die Autoren dieser Auslegungen stehen durchgängig auf einem so ausgesprochen offenbarungsgläubigen Standpunkte, dass ihre Ansichten, dadurch befangen, uns oft, wenn nicht meist, als irrthümliche erscheinen müssen. Wenn das bisher Gesagte in Bezug auf den Gesamtinhalt der Bibel Geltung hat, also in Bezug auf den historischen und legislatorischen Theil, so gilt dies von dem letzteren in um so höherem Grade. Ueberlieferte Erzählungen als Facta darzulegen oder, wie dies freisinnige Exegeten ja oft werden thun müssen, sei es als absichtlich erdichtete Mythen, sei es als historische Irrthümer nachzuweisen, das ist erheblich leichter, als Gesetze, wie wir sie im alten Testamente ausgesprochen finden, sei es als lediglich von den Anschauungen der damaligen Zeit bedingt darzustellen, sei es dieselben, weil in dem inneren Wesen und der unabänderlichen Moral der Menschheit begründet, als für alle Zeiten gültig zu erklären. Leichter war es eben freilich, der Bibel eine Ausnahmestellung in der Reihe aller übrigen Codices des Alterthums zu vindiciren und, was in ihr ausgesprochen, als göttlich und darum als unantastbar hinzustellen. Diesem Standpunkte stehen wir fern und des sind wir froh; wir bezeichnen ihn als einen durchaus irrthümlichen, verfehlten, wenn auch gerade die Unfehlbaren ihm angehören, ihm anzugehören vorgeben. Von diesem Standpunkt aus nun müssen wir so ziemlich das ganze Ceremonialgesetz, welches das alte Testament aufstellt, verwerfen, weil Ceremonieen nur den Ausdruck der jeweiligen religiösen Anschauungen repräsentiren. Sind diese irrthümlich, unseren Ideen widersprechend, dann ist es auch mit den Ceremonieen, mit diesen erst recht der Fall.

Auch die Untersuchung, der wir hier unsere Aufmerksamkeit zuwenden wollen, wird uns lehren, wie irrthümlichen Anschauungen die einzelnen Gebote erwachsen sind, die wir heute noch einen grossen Theil der Juden von einem befangenen Standpunkte aus streng beobachten sehen. Bevor ich noch an die eigentliche Ausführung meines Thema's trete, gestatte ich mir darauf hinzuweisen, dass hier nur von denjenigen Speiseverböten die Rede

sein wird, die wir im alten Testamente aufgestellt finden; diese sind aber himmelweit verschieden von dem Speiseceremonial der heutigen Juden. Eine ausführlichere Klarlegung des Unterschiedes zwischen beiden würde uns zu weit abführen; genug, wie alles übrige ceremonielle Leben der heutigen Juden, so rührt auch die Aufstellung der heute beobachteten Speiseverbote allerdings aus den Bestimmungen der Bibel her, repräsentirt jedoch in der Gesamtheit ein Werk des Thalmuds. Die Thalmudisten, welche bekanntlich zu den ersten Exegeten der Bibel gehören, suchten nehmlich das mosaische Gebot nach dem Sinne, wie sie ihn den oft unklar ausgesprochenen Bibelworten unterbreiteten, genauer zu bestimmen und dazu aus demselben neue Gebote in der Absicht herzuleiten, dass diese als Schirm und Zügel des biblischen Gesetzes dastehen und seiner Uebertretung vorbeugen sollten. Und so ergab sich im Laufe der Zeit eine in der That fast unzählige Menge von ceremoniellen Bestimmungen, welche ihren biblischen Ursprung kaum noch ahnen lassen.

Ich beginne mit dem bizarrsten und bisher ohne alle Erklärung gebliebenen biblischen Verbote, die Spannader zu essen. Es ist wohl Jedermann — die biblische Geschichte haben wir ja alle einmal lernen müssen — der zwischen Jacob und einem Engel stattgehabte Kampf bekannt, in dem der erstere eine Verrenkung seiner Hüfte dadurch erleidet, dass ihn der Engel an der Spannader fasst. Diese Verrenkung von Jacobs Hüfte giebt in der Bibel den Grund für das erwähnte Gebot ab. Offenbar existirte aber die genannte Sitte eher als die Erzählung, die nur eine mythische Erklärung derselben bildet, wie sie bei den Israeliten als Volkssage damals verbreitet war. Auf eine eigentliche, vernünftige Erklärung wartet das biblische Gebot heute noch. Alle Bibelerklärer, selbst die erleuchtetsten, gehen, weil sie auch aus den Sitten und Geboten anderer Völker nichts zur Begründung anführen können, über dieses Gebot stillschweigend hinweg. — Die Spannader, von der hier die Rede ist, ist ein fast allen Bibelübersetzern geläufiger Ausdruck, ohne dass die anatomischen Werke, so viel ich weiss nur Ch. Rosenmüller, diesen Namen auch nur erwähnen. Hyrtl bezeichnet in einer diese Bibelstelle behandelnden Privatcorrespondenz die Verrenkung der Hüfte Jacobs in Folge der Berührung oder Fassung seiner Spannader für unmöglich. Unter dieser versteht er übrigens offenbar den *nervus ischiadicus*, wie er dies in einem Schriftchen aus dem Jahre 1835: *Antiquitates anatomicae rariores*, an der Stelle andeutet, an der er nachweisen will, dass schon im grauen Alterthume wenigstens einigermassen eine Kenntniss der menschlichen Körpertheile vorhanden war. Er sagt dort: „In libro Geneseos narratur de lucta Jacobi Patriarchae cum angelo, ubi nervus assignatur, qui omnium crassissimus in femore ad tibiam inumque pedem defertur, quem tetigit angelus Jacobo et inde contabuit. Cuius calamitatis memores Judaei ab eo tempore nervorum esu abstinuerunt.“ — Es wird für einen Theil der Leser nicht uninteressant sein zu erfahren, dass, wie über die Bedeutung der alttestamentarischen Speiseverbote überhaupt, so auch über

die Bedeutung des eben besprochenen für die jetzt lebenden Israeliten, soweit sie die biblischen Gesetze für sich bindend betrachten, im Schoosse des Judenthums ein besonders lebhafter Streit in den jüngsten Jahren sich erhoben hat. Während die orthodoxen Rabbinen — denn Rabbinen sind natürlich die Vertreter dieses Streites — an der Bedeutung dieses Gebotes für unsere Zeit starr festhalten, wird von den mehr reformatorisch gesinnten das Gebot schon aus dem Grunde als bedeutungslos hingestellt, weil an der Stelle der Bibel, wo von dem Nichtessen der Spannader gesprochen wird, nicht von einem Verbote, sondern lediglich von einer Sitte, die zur Zeit der Abfassung des ersten Buches Mosis herrschte, die Rede sei. Es lässt sich diese offenbar richtigere Ansicht grammatikalisch aus jener Stelle nachweisen; worauf ich hier natürlich nicht näher einzugehen habe. — Mit der Sitte, die Spannader nicht zu essen hängt, was viele irthümlicher Weise ebenfalls für unerlaubt betrachten, die Enthaltung von dem Genusse des sogenannten Hinterviertels der Thiere zusammen, das aber nur deswegen so selten von den Juden gegessen wird, weil es einer ganz besonderen Geschicklichkeit bedarf, jenen Nerv mit seinen Aesten und Aestchen aus dem Fleische zu entfernen.

Verfolgen wir den Bibeltext weiter, so kommen wir zu der alttestamentarischen Satzung: Ihr sollet Fleisch von einem auf dem Felde zerrissenen Thiere nicht essen. Hiermit hängt eng das Gebot zusammen, sogenannte gefallene Thiere nicht zu geniessen. Wie bei den meisten anderen Speiseverböten, mag auch den eben genannten vor Allem der Ekel zu Grunde liegen, den nicht blos die Israeliten, sondern auch andere orientalische Völker gegen den Genuss von zerrissenem Vieh hatten. Dieser Grund scheint auch dem Verfasser der Bibel — wenn wir überhaupt von einem solchen sprechen dürfen — vor Augen gestanden zu haben; denn was er als Begründung anführt, lautet: Heilig sollet Ihr dem Herrn, Eurem Gotte, sein; Ihr sollet Euch durch den Genuss von zerrissenen Thieren nicht verunreinigen — und and. derart. Vielleicht haben wenigstens theilweise Gesundheitsrücksichten zur Aufstellung dieser unter einander verwandten Gebote beigetragen. Es tritt nemlich in Palästina besonders häufig bei Wölfen, Hunden und Füchsen die Tollheit oder die sog. Hydrophobie auf, so dass es, wenn auf dem Felde ein zerrissenes Thier angetroffen wurde, möglich erschien, dass das Thier von einem derart kranken Wolfe etc. gebissen worden; und so lag damals die Befürchtung nahe, dass der dem Thiere durch den Biss zugeführte Ansteckungsstoff sich auch auf den Geniessenden überträgt, während wir heute annehmen, dass in einem derartigen Falle die Zubereitung, das Kochen des Fleisches jeden derartigen Ansteckungsstoff paralyisire. Trotzdem erscheint es ja auch bei uns nicht gleichgültig, ein Thier zu geniessen, von dem wir nicht recht wissen, auf welche Weise es umgekommen sein mag. Gefallene Thiere zu geniessen, erscheint uns sogar gefährlich. Interessant ist, wie sich der Marschall von Sachsen in seinen *réveries sur la guerre* über die Schädlichkeit des Genusses von gefallenen Pferden äussert. Er sagt: Es sei vorthellhaft bei einer deut-

schen Armee, dass der deutsche Soldat kein Pferdefleisch esse und dies sogar für eine Schande halten würde. Denn auf diese Weise habe er auch nie Lust, von gefallenen Pferden zu essen, was den französischen Soldaten Krankheiten zuziehe.

Uebrigens war es ja auch bei Thieren, die man zerrissen oder gefallen vorfand, umso mehr zu einer Zeit, in der die Kenntnisse über den Verwesungsprocess der Thiere und die dazu erforderliche Zeit der ursprünglichsten Art waren, fraglich, wie lange das Thier bereits todt sei. Altes Fleisch zu geniessen, ist aber namentlich im Oriente gesundheitsgefährlich, und in der That existirt auch in der Bibel ein besonderes Verbot für den Genuss von altem Fleische, das ich an dieser Stelle erwähnt haben möchte, wenn es auch die Bibel an einem andern Orte, nicht mit den eben behandelten Verböten zugleich, aufstellt. Dass es aber im Oriente für besonders gesundheitsgefährlich gelten mag, von gefallenen oder zerrissenen Thieren zu essen, dafür scheinen mir auch die folgenden dem Koran entnommenen Worte zu sprechen, der doch in der Aufstellung von Speiseverboten sonst verhältnissmässig liberal ist. Die betr. Stelle lautet: „Euch ist verboten, was umgefallen ist, Blut, Schweinefleisch, Götzenopfer, Ersticktes, was von einem Schläge oder Falle gestorben oder ferner, was von wilden Thieren zerrissen ist.“ Uebrigens wird auch im Neuen Testamente, das im Uebrigen die mosaïschen Speiseverböte verwirft oder wenigstens ignorirt, an einer Stelle, die ich später wörtlich anführe, der Genuss von erstickten Thieren verboten.

Ich schliesse an diese Verböte ein anderes an, das in der Bibel vereinzelt und getrennt von allen übrigen Speiseverboten auftritt, und das vielleicht aus diesem Grunde kaum bei einem derjenigen Bibelexegeten, die sich mit der Behandlung der alttestamentarischen Speiseverböte vornehmlich beschäftigen, auch nur erwähnt wird. Ich meine das Gebot: „Das Fleisch eines Ochsen (d. h. eines jeden Thieres) der einen Menschen getödtet, soll nicht gegessen werden.“ Ein vorzüglicher Grund für die Aufstellung dieses Verbötes mag wohl darin zu suchen sein, dass ein solches Thier zunächst gesteinigt wurde. Und wir sahen ja, dass der Genuss des Fleisches von allen denjenigen Thieren, welche auf ungewöhnliche Weise um ihr Leben gekommen, von der Bibel verpönt wird; gewis hat aber auch zur Aufstellung des eben genannten Verbötes eine gewisse moralisch-ethische Scheu beigetragen, die nicht blos bei den Israeliten, sondern auch bei einer Anzahl anderer orientalischer Völker gerade in Bezug auf ihre Genussmittel zur Geltung kam; man scheute sich wohl, das Fleisch eines Thieres zu geniessen, durch das ein Mitmensch seinen Tod gefunden hatte. Ich erwähne nur noch kurz, dass die Thalmudisten aus dem biblischen Verböte, zerrissene Thiere zu essen, alle die Bestimmungen hergeleitet haben, die mit der rituellen Tödtung, dem sogenannten Schächten, des Viehes in Zusammenhang stehen.

Betrachten wir jetzt das Gebot: „Du sollst nicht das Zicklein in der Milch seiner Mutter kochen.“ Ich führe zunächst diese Uebersetzung der

betr. Bibelworte an, weil sie heute die gewöhnliche, ja die fast ausschliesslich bekannte ist. Die Leser werden wohl wissen, dass dieses Gebot zu einer unzähligen Reihe anderer geführt hat, so zu denjenigen, fleischige und milchige Speisen nicht gleichzeitig zu geniessen, für die Zubereitung beider verschiedenes Geschirr zu führen und dergleichen mehr. Die Tifteleien der Thalmudisten übersteigen gerade hier alles irgendwie Denkbare, und man wird unwillkürlich an Miltons Worte erinnert: „je grösser die Anzahl der Gesetze, desto geringer ihr Werth; aus einem Zügel werden sie zum Fallstrick“, wenn man sieht, dass selbst die gläubigsten Juden durch die bis zur Unerträglichkeit erschwerenden Zusatzgebote der Thalmudisten zu den eigentlich biblischen Speiseverboten sich gezwungen sahen, das ganze Speiseceremoniel über den Haufen zu werfen. Doch wir wollen auch bei der Besprechung des uns eben vorliegenden Gebotes nur auf die primäre mosaische Bestimmung Rücksicht nehmen. Auch für diese eine durchaus zutreffende Erklärung zu finden, ist bisher nicht gelungen. Noch heute herrscht über die Art und Weise, wie dieses Verbot aufzufassen ist, ein Streit, dessen endgültige Beilegung wohl kaum je zu erwarten ist. Nach der Ansicht der einen, zu denen auch die berühmten jüdischen Schriftgelehrten Ebn Esra und Nachmanides gehören, liegt diesem Verbote eine thierschutzfreundliche Rücksicht eigener Art, wenn sie überhaupt so zu nennen ist, zu Grunde. Nach ihnen musste es hartherzig erscheinen, ein Thier in der Milch seiner eigenen Mutter zu kochen. In diesem Sinne offenbar erklärt auch der alexandrinische Jude Philo, ein Zeitgenosse Caligulas: *Εὐ δὲ τὰ ἐν γάλατι κρέα σφρέπειν ἀξιώτ, μὴ ὅτι ὁμόρητι χορὴς δὲ ἀσεβείας ἐψέτω.* — Dagegen meint Maimonides, wofür ich anderweitig vergebens jede Begründung gesucht, das Kochen des Böckleins in der Mutter-Milch sei möglicherweise darum verboten, weil es eine Sitte der Heiden gewesen, von denen Mose sein Volk auf jede Weise und durch alle möglichen Prohibitivvorschriften abzusondern bestrebt war. — Endlich ist am Ende des vorigen Jahrhunderts unter der besonderen Autorschaft des Bibelexegeten Johann David Michaelis die Ansicht laut geworden, dass die Bibelworte das Kochen des Fleisches gerade in Milch verbieten wollen, um die Israeliten an die Zubereitung des Fleisches in Oel zu gewöhnen und so auf den für den Wohlstand ihres Landes so wichtigen Olivenbau hinzuweisen. — Auf wie schwachen Füßen übrigens dieses Verbot mit allen daraus entwickelten Bestimmungen steht, kann man schon daraus ersehen, dass man sich über die Uebersetzung der betr. Bibelworte nie recht einigen konnte. Im Thalmud z. B. wird die Frage aufgeworfen, ob nicht an der betr. Stelle vielmehr das Kochen des Böckleins in der Mutter Fett verboten sei; für Milch und Fett hat nemlich die hebräische Sprache 2 aus denselben 3 Consonanten bestehende Worte, die erst durch die verschiedene, in der Schriftsprache erst später hinzugetretene Vocalisirung entweder chalab Milch oder chaleb Fett bezeichnen. — Ferner übersetzt, wie es scheint, zuerst Menachem b'n Saruk, ein spanischer Jude aus dem

9. oder 10. Jahrhundert, und nach ihm erst wieder Luther jene Bibelstelle: Du sollst das Böcklein nicht kochen, so lange es an der Milch der Mutter; so dass, da wir in der Bibel häufig unter der Nennung eines einzelnen Thieres das ganze Bereich der Thiere zu verstehen haben, darnach überhaupt der Genuss ganz junger Thiere verboten wäre. Und in der That gilt dieser den Juden für unerlaubt, indem sie freilich den Grund hierfür einer anderen biblischen Bestimmung, nicht der uns hier vorliegenden, entlehnen.

Nach der Besprechung dieses Verbotes gehe ich zu dem Verbote über, verschiedene Klassen der Säugethiere, Vögel und Fische zu essen, welches umfassender und weitgreifender ist, als die bisher behandelten. „Unrein sei Euch von allen Säugethiern alles, was nicht gespaltene Klauen hat und nicht wiederkäuend ist, unrein unter den Fischen diejenigen, welchen Schuppen und Flossfedern fehlen.“ Als unrein wird ferner bezeichnet eine grössere Anzahl von Vögeln, alles sogenannte geflügelte und kriechende Gewürm. — Schon von jeher wurde die Art und Weise, mit der die einzelnen Thiergattungen zum Theil scharf und präzise hier geschieden werden, bewundert; aber von Alters her herrschte zugleich und herrscht auch jetzt noch ein Streit über die eigentliche Begründung dieser Verbote. Doch das stand beinahe zu allen Zeiten fest — ich werde weiter unten ein altes testimonium dafür anführen, dass die als verboten bezeichneten Thiergattungen nicht, wie es eine oberflächliche Beurtheilung der Bibelworte ergeben konnte, jener Merkmale wegen verboten wurden, dass etwa ein Thier, lediglich weil es keine Klauen hat oder ein Fisch, nur weil ihm die Schuppen fehlen, als verbotene Nahrung erschien; vielmehr bekuudeten diese äusseren Zeichen andere wesentlichere Eigenschaften jener Thiere, derentwegen ihr Genuss verboten wurde. Und in der That sehen wir nach den in der Bibel aufgestellten Kennzeichen die fleischfressenden, wilden Thiere von den Pflanzenfressern unterschieden, in der Klasse der Fische die meisten Raubfische vom Genusse ausgeschlossen. Nun besitzen aber die Zweihufer und Wiederkäuer ohne Frage für den Menschen erhebliche Vorzüge vor den übrigen Klassen der Säugethiere. „Unter „allen Thieren sind die Wiederkäuer für den Menschen die wichtigsten und „nützlichsten. . . . Das Fleisch von allen ist essbar und für den Menschen „das vorzüglichste und nahrhafteste. Ganze Völkerschaften sind von ihrem „Dasein abhängig.“ — „Alle in Heerden gehaltenen und zur Ernährung benutzten vierfüssigen Thiere sind die Pflanzenfresser und zwar mit wenigen „Ausnahmen aus der Klasse der Wiederkäuer, welche durch ihren Organismus mehr wie andere Thiere befähigt sind, die dem Menschen unverdaulichen Pflanzenstoffe zu reinigen und in der Gestalt von Milch, Fleisch und „Blut zurückzugeben.“ Indess die Vorzüglichkeit und Nahrhaftigkeit des Fleisches der einen Thierklasse schliesst noch lange nicht einen zwingenden Grund in sich, den Genuss von Thieren zu verbieten, die minder nahrhaft sind; so dass wir uns nach anderen Gründen für dies uns vorliegende Speise-

verbot werden umsehen müssen. Da giebt es nun zunächst unter den Einhufern und in Palaestina besonders eine Anzahl Thiere, deren Genuss in der That schädlich ist, während sich dies in Betreff der biblisch erlaubten Thierklassen entschieden nicht behaupten lässt. Und so war es bei der mangelhaften Kenntniss der Thierwelt, die zur Zeit der Aufstellung des betr. Verbotes herrschte, gerathener, den Genuss aller anderen Säugethiere zu verbieten. Aehnliches lässt sich in Bezug auf die den Juden verbotenen Vögel- und Fischklassen — und das sind fast ausschliesslich Raubthiere — behaupten. Dem Verbote, kriechende Thiere zu geniessen, mag nicht in dem Maasse, wie dem Verbote der oben genannten Thiergattungen, die sanitäre Rücksicht zu Grunde gelegen haben; vielmehr scheint der Ekel, den ja auch viele von uns nicht überwinden können, die Bestimmung, jene Thiere nicht zu geniessen, vorgeschrieben zu haben. Ganz und gar braucht übrigens auch hier ein sanitärer Zweck nicht weggezweifelt zu werden; wie auch schon Anastasius Sinasta darauf aufmerksam macht, dass nach der biblischen Specialisirung alle giftigen Thiere vom Genusse ausgeschlossen waren. Uns erscheint allerdings die Ansicht wiederum irrig, dass z. B. der Genuss giftiger Schlangen gefährlich sei.

Ausser den oben bezeichneten Thiergattungen verbietet die Bibel eine Reihe von Thieren noch ganz besonders und namentlich; wir wollen auf einzelne von diesen etwas ausführlicher eingehen. Dem Verbote des Genusses von Schweinefleisch hat möglicherweise der Gedanke zu Grunde gelegen, dass ein an Fett reichhaltiges Fleisch ein schädliches Nahrungsmittel sei für ein Land, in welchem, wie im Orient überhaupt, die Aussatzkrankheiten so häufig sind. Es wird ja auch heute von den Aerzten derart Leidenden der Genuss von fettem Fleische untersagt. Es ist auch möglich, wenn sich auch für diese Annahme nirgends ein gehöriger Anhalt findet, dass den Juden diejenigen Krankheitserscheinungen nicht entgangen waren, welche in Folge des Genusses von trichinösem Schweinefleische eintreten, wenn ihnen auch die Existenz der Trichinen nicht bekannt gewesen ist. Dass das diätetische Werk des Isaac ben Soleiman, eines mittelalterlichen Gelehrten, das Schweinefleisch als eine sehr gesunde Speise rühmt, ist von wenig Belang und klingt im Munde eines jüdischen Gelehrten mehr spasshaft als bedeutungsvoll. Jedenfalls ist die Zurückführung gerade dieses Verbotes auf sanitäre Rücksichten vernunftgemässer, als manche andere Erklärung, die sich hierfür findet. Ich erwähne vorläufig nur die eigenartige Auffassung des Plutarch, der in seiner Quästio: „*Ἡσίτην δὲ Ἰουδαῖοι σεβόμενοι ἵπρ' ἐν ἧ' ἀνεξεραίνοντες ἀπέχονται τῶν χοίρων*“; folgende Erklärung des Verbotes gelten lassen will: „*Ἐγὼ μὲν τοίνυν οἶμαι ἵνα τιμῆν τὸ ζῶον ἔχειν παρὰ τοῖς Ἰουδαίοις*“, so dass die Juden das Schwein in Folge der Verehrung, die sie ihm zollten, zu schlachten und darum auch zu geniessen sich gescheut hätten.

Ebenso haben schon die alten Bibelexegeten ein sanitäres Motiv für das

Verbot, Hasenfleisch zu geniessen gefunden. So führt Hartwich Whessely, ein Zeitgenosse Mendelssohns, an, dass sich an den Genitalien der Hasen oft krankhafte Abnormitäten zeigten. In der That ist das auch der Fall, wenn gleich sich heutzutage niemand dadurch vom Genusse des Hasenfleisches abhalten lässt. Nun, man vergesse wiederum nicht: zur Zeit der Aufstellung der biblischen Speiseverbote war die Kenntniss der Natur noch eine sehr primitive; die Krankheit, die an einem Thier wahrgenommen wurde, glaubte man, könne sich durch den Genuss desselben auch auf den Menschen übertragen. Und von dieser falschen Ansicht aus musste der Genuss von Thieren, an denen sich derartige Krankheitserscheinungen zeigten, gewiss verboten werden.

Wie vom Genusse des Schweinefleisches, so enthalten sich auch von dem des Hasenfleisches die meisten anderen orientalischen Völker; nur bei den Arabern ist das letztere sogar eine beliebte Speise. So wird von diesen, wie von vielen anderen Völkern des Ostens auch das Kameel gegessen, dessen Genuss in der Bibel wiederum ausdrücklich verboten wird. Für die Aufstellung dieses Verbotes wird, nicht von der Bibel, die auch für alle diese Verbote eine eigentliche Begründung nicht angiebt, eine Krankheit des Kameels oder ein Charakterfehler dieses Thieres, wenn ich diesen Ausdruck gebrauchen darf, als Grund angeführt. Die alten Bibelerklärer geben nehmlich an, dass das Kameel sehr rachsüchtig sei — und hiervon spricht man auch heute noch — und dass die Rachsucht des Thieres sich auf den sein Fleisch Geniessenden übertrage. Vielleicht mag der Character der rachsüchtigen Araber zu dieser Vermuthung Veranlassung gegeben haben. Den Arabern dient nehmlich das Kameelfleisch als hauptsächliche Nahrung, wie uns dies die *historia naturalis* des Alpinus erzählt: *Praeter alia animalia, quorum carnem in cibo plurimi faciunt, cameli in magno honore existunt; in Arabum principum castris cameli plures unius anni aut biennes mactantur, quorum carnes avidè comedunt easque odoratas, suaves et optimas esse fatentur.*

Für die Annahme sanitärer Rücksichten als Grund der genannten Speiseverbote dürfte auch folgender Umstand sprechen. Die Bibel verbietet die Benutzung von Geschirren und den Genuss von Speisen, die mit derart unerlaubten Thieren in Berührung gekommen, wofern die betreffende Gefässe feucht, oder jene Speisen mit einer Flüssigkeit zubereitet waren. Es scheint mir daraus hervorzugehen und gerade aus der Hinweisung auf das Vorhandensein einer Flüssigkeit, dass man besorgt war, es könne gewissermassen eine Infection von Geschirr und Speise mit dem schädlichen Stoffe oder dem Gifte, wie man es in dem verbotenen Thiere annahm, stattfinden. Und auch dies entbehrt ja selbst für uns nicht ganz jeder Begründung. Warum sollte man also nicht zu jener Zeit die Vergiftung von Getränken fürchten, in die z. B. Kröten gekrochen? So erzählt Hasselquist von der Eidechse Gecko, dass ihr Gift in einem Käse, also in einer Feuchtigkeit enthaltenden Speise, beinahe tödtlich geworden sei.

Ich habe auch bei diesem Verbote, für dessen Begründung wir bei den Bibelcommentatoren schon reicheres Material finden, mich zunächst an die Erklärung im sanitären Sinne gehalten. Diese muss auch, wo sie überhaupt nur irgendwie denkbar ist, als die einfachste erscheinen, wenn wir uns nur die Entstehung aller dieser Verbote recht vergegenwärtigen. Die Bibel ist ja doch nicht als ihre Urheberin zu betrachten; sondern was dem israelitischen Volke bis dahin als Sitte und Gewohnheit galt, wurde wenigstens, soweit diese der Gesetzgebung als berechtigt erschienen, zum Gebote und Verbote sanktionirt. So war sicher auch das Speiseceremonial — jedenfalls den Grundzügen nach — längst vor der mosaischen Gesetzgebung beim jüdischen Volke in Geltung; und was ist wohl natürlicher, als dass zunächst die wirkliche oder eingeübte Schädlichkeit von einzelnen Thierarten ihren Genuss verbot? Erst der Mosaismus legte der natürlichen, einfach erklärlichen Sitte eine religiös-dogmatische Bedeutung zu Grunde und erhob sie so zum Gesetz.

Sehen wir uns nun nach den gangbarsten unten den übrigen Erklärungen um. Nach der Ansicht der einen, die früher jedenfalls sehr verbreitet war, die ich aber für keinen Fall anerkennen möchte, stellte die Bibel dieses Verbot auf, um dadurch eine gewisse Absonderung der Juden von den sie umgebenden heidnischen Völkern herbeizuführen. Galt ja doch gerade eine Anzahl der den Juden als unerlaubt bezeichneten Thiere auch andern orientalischen Völkern für verboten; und zweitens hätten die Juden eines elenden Hungertodes sterben müssen, wenn die mosaische Gesetzgebung das Princip verfolgen wollte, das jüdische Volk durch Verbot der Genussmittel der Nachbarvölker vor einer Annäherung zu ihnen oder dem Heidenthum zu schützen. Gerade diese Erklärung muss überhaupt den Bibelcommentatoren, wo sie sich nicht anders zu rathen wissen, das letzte refugium abgeben.

Ferner befindet sich bereits im Alterthume als Pendant zu der oben angeführten physisch-sanitären Erklärung eine psychisch-sanitäre. Es heisst, dass gewisse Fleischnahrung der Seele des Menschen zuträglich, andere ihr nachtheilig sei. In dem einen Buche der Makkabäer wird dies in folgenden Worten ausgesprochen: *Ὁ τοῦ νόμου πιστοῦς τὰ μὲν οὐκ εὐωθισόμενα ἡμῶν ταῖς ψυχαῖς ἐπέτρεψεν ἐσθίειν. τὰ δὲ ἐναντιωθισόμενα ἐξώλισε σαρομαγεῖν* Eisenmenger, der auch dieses Thema nicht unberührt gelassen hat, führt als Ausspruch einiger Rabbinen an, dass durch den Genuss der von der Bibel verbotenen Thiere „die Organe des Verstandes entkräftet und die Seele verfinstert werde, so dass sie die Wahrheit nicht fassen könne“. Finden wir ja schon im Alterthume die Secte der Vegetarianer vertreten, die für ihr Princip nicht so moralische, etwa thierschutzfreundliche Gründe anzugeben wissen, als vielmehr die Ansicht geltend machen, dass Fleischgenuss die Verstandesthätigkeit beeinträchtige.

Weit mehr scheint mir die Anschauung für sich zu haben, dass dieses Speiseverbot einen Beweis für die zur Zeit der Bibelabfassung noch geltende

dualistische Richtung liefere, wie sie in der Urreligion der Phönicië in ihren Götterpaaren Baal und Baaltis einerseits, Moloch und Astarte andererseits und bei den alten Parsern in ihrem Glauben an Ormuzd und Ariman hervortritt. In dem Gesetzbuche des letztgenannten Volkes, in der Vendidad der Zendavesta, finden wir, wie viele andere Schöpfungsproducte, so auch die Thiere eingetheilt in solche, die dem Reiche des Lichtes, den Amchadspans und in solche, welche dem Ariman und seinen Dews angehören. Nur die ersteren wurden gegessen, die anderen hielt man für schädlich, und darum enthielt man sich ihres Genusses. — Eine fast wörtliche Uebereinstimmung mit dem biblischen Speiseverbote zeigt die betr. Vorschrift des Zoroastre — mir liegt die französische Uebersetzung derselben vor — *Que l'on s'abstienne des poissons. Toutefois on peut manger les poissons à écailles de toute espèce. Ferner — qu'ils s'abstiennent de tous les oiseaux carnivaux, des oiseaux de proie, de quadrupèdes qui n'ont pas le sabot divisé.* Vielleicht hat also dogmatisch die dualistische Anschauung, die ihren Ursprung wiederum in der Schädlichkeit und Nützlichkeit der einzelnen Thiere ihre Erklärung finden mag, der Aufstellung dieses Speiseverbotes zu Grunde gelegen, oder richtiger gesagt, der uralten Sitte, die von Mose nicht geschaffen, sondern von ihm nur sanktionirt worden ist.

Es scheint mir hier die passendste Stelle zu sein, ein überaus interessantes Schriftstück, welches sich mit unserem Thema beschäftigt, vorzuführen, ich meine das 48. Capitel aus dem religiös-philosophischen Werke des berühmten Maimonides: *Dalalath al Hairin*, oder wie der Titel des Werkes in lateinischer Uebersetzung lautet: *Doctor perplexorum*. In demselben behandelt der medicinisch gebildete Philosoph, der dem 15. Jahrhundert angehört, fast alle mosaischen Speiseverbote in so rationalistischer Weise und steht hiermit so sehr schon auf dem Standpunkte der modernen Erklärung dieses Gegenstandes, dass jene Stelle trotz ihres Umfanges hier angeführt zu werden verdient. Die betr. Stelle lautet also etwa folgendermassen.

Alle Speisen, welche uns das Gesetz verbietet, sind schädliche Nahrungsmittel, und von keiner uns verbotenen Speise könnte die Schädlichkeit bezweifelt werden, ausgenommen von dem Schweine und dem Unschlitte (Fette). Diese Bezweiflung aber würde mit Unrecht geschehen; denn das Schwein ist von allzufeuchter Natur und hat einen Ueberschuss von schädlichen Säften. Hauptsächlich aber verbot es darum das Gesetz, weil es höchst unfläthig ist und sich von ekelhaften Speisen ernährt. Es ist aber bekannt, wie sehr das Gesetz den Anblick der Unfläthigkeit selbst auf dem Felde, im Lager zu verhüten sucht, um wie viel mehr in den Städten. Wäre nun das Schwein zu essen erlaubt, so würden die Strassen sammt den Häusern selbst ein heimliches Gemach von Unreinlichkeit übertreffen, was man heutigen Tages noch in Frankreich wahrnehmen kann. Die Rabbinen sagen ja: Der Mund eines Schweines gleicht Excrementen, die vorübergetragen werden. — Das Fett der Eingeweide (Unschlitt) ist der Verdauung hinderlich und erzeugt

kaltes, dickes Blut, weshalb es mehr zum Verbrennen, als zum Essen dienlich ist. Ebenso ist Blut und ein verrecktes Thier schwer zu verdauen und eine ungesunde Speise. — In Betreff der Zeichen, nemlich des Wiederkauens und der gespaltenen Klauen bei den Säugethieren, der Flossfedern und Schuppen bei den Fischen, ist zu merken, dass weder ihr Vorhandensein den Grund enthält, weshalb dieselben erlaubt, noch ihr Nichtvorhandensein, weshalb dieselben nicht erlaubt sind zu essen; sie sind vielmehr bloss Merkmale, durch welche die gesunde Gattung von der schädlichen unterschieden werden kann. — Was das Verbot, Fleisch mit Milch gekocht zu essen betrifft, so erzeugt diese Speise ohne Zweifel eine höchst dicke Ueberfüllung des Blutes; nebenbei ist mir der Grund nicht unwahrscheinlich, dass dieselbe auch zu irgend einer Götzenverehrung gehöre; sie wurde vielleicht gegessen bei einem gewissen Cultus der Heiden oder an einem ihrer Festtage. In dieser Vermuthung bestärkt mich der Umstand, dass dieses Verbotes zweimal Erwähnung geschieht, nachdem unmittelbar die Verordnung vorangegangen: Dreimal im Jahre erscheine all deine Mannschaft vor dem Angesichte des Herrn, des Ewigen. Die Schrift wollte damit gleichsam sagen: Wenn Ihr wallfahret und in das Haus des Herrn eintretet, sollet Ihr Eure Speisen nicht auf die Weise der Götzendiener kochen. Diesen Grund halte ich für den triftigsten, obwohl ich keinen Beleg dafür in den mir zu Gebote stehenden Büchern gefunden habe. — So verbot ferner das Gesetz, ein Thier mit seinen Jungen an einem Tage zu schlachten, um zu verhüten, dass das Junge vor den Augen der Mutter geschlachtet werde. Denn der Schmerz des Thieres wäre hierbei sehr gross; und bei Schmerz dieser Art ist kein Unterschied zwischen dem Menschen und den übrigen lebenden Geschöpfen, weil die zärtliche Mutterliebe für ihr Junges nicht eine Folge der Vernunft, sondern der Einbildungskraft ist, welche bei den meisten Thieren eben so gut, wie bei den Menschen sich vorfindet.

Mit diesen Worten etwa schliesst Maimonides seine Betrachtung über die mosaischen Speiseverbote ab. Ich verlasse nun das Gesetz, welches den Israeliten den Genuss verschiedener Gattungen von Thieren verbietet, um mich den in der Bibel an letzter Stelle angeordneten Speiseverböten zuzuwenden und zwar zunächst demjenigen, welches den Genuss von Fett untersagt.

Der Verbot des Fettgenusses betrifft zunächst nicht das ganze thierische Fett, sondern es war nur das der Eingeweide, der Unschlitt, verboten, und zwar das Fett, womit die Eingeweide überzogen sind, das sogen. Netz, omentum, ferner das Gekröse, mesenterium, das Fett an den Nieren und Lendenmuskeln und der sogen. Fettschwanz der Schafe. Auch für dieses Verbot finden sich verschiedene Erklärungen. Nach den einen, zu denen auch der oben citirte Maimonides gehört, wurde das Fett aus sanitärer Rücksicht verboten; für das so oft vom Aussatze heimgesuchte jüdische Volk musste der Genuss von Fett als ungesund erscheinen. Nach anderen findet

das Verbot darin seine Begründung, dass das Fett, als das Beste am thierischen Körper, auf den Altar der Gottheit gehörte, ja selbst dann ihr geweiht und für den Genuss des Menschen versagt war, wenn es auch nicht geopfert wurde. Schliesslich tritt auch für dieses Verbot wiederum die bereits oben erwähnte Ansicht auf, dass die Gesetzgebung im Interesse der Olivencultur Gesetze aufstellte, die, wenn auch indirect, die Zubereitung der Speisen in Oel empfahl.

Abgesehen von den Einschränkungen, die das Fettverbot schon in der Bibel erfährt, wird im Thalmud nur das Fett solcher Thiere als verboten bezeichnet, welche in der That als Opfer dargebracht werden durften. Natürlich fehlt es auch nicht an solchen, die vernünftigerweise das Verbot des Fettgenusses, wenn es nur in der Opferung des Fettes seine Erklärung finden soll, von dem Augenblicke an aufgehoben erklären, wo der Opfercultus aufgehört hat.

Wir wollen uns auch bei dem Verbote des Blutgenusses nicht lange aufhalten, da sich die Erklärungen für die einzelnen Verbote immer wiederholen. Auch diesem einige Male aufs strengste aufgestellten Verbote kann die Vermuthung, dass der Blutgenuss schädliche Wirkungen verursache, zu Grunde liegen. Der Bibelerklärer Michaelis geht auf diese Ansicht näher ein; er meint, es sei wirklich nicht ohne Gefahr Blut zu trinken; denn zu viel und warm könne es tödtlich werden, besonders das Rinderblut. Im Magen geronnen erzeuge es Convulsionen und sogar Tod. Von den Griechen sei es den Verbrechern als Gifttrank gereicht worden. Bei Valerius Maximus finden wir für die Schädlichkeit des Blutgenusses ein höchst frappantes Beispiel, das freilich nicht gerade sehr glaubwürdig klingt: *Themistocles instituto sacrificio exceptum patera tauri sanguinem hausit et ante ipsam aram quasi quaedam pietatis clara victima concidit.* Wir brauchen auch hier der Ansicht von der Schädlichkeit des Genussmittels nicht beizustimmen und können trotzdem sehr wohl in ihr den Grund für die Aufstellung des betr. Verbotes finden.

Es scheint übrigens diesem Verbote mehr, als den bisher behandelten das Motiv zu Grunde zu liegen, durch seine Aufstellung das jüdische Volk dem Götzencultus zu entfremden, bei dem der Genuss des Blutes der Opferthiere eine grosse Rolle spielte. Aus diesem Grunde gilt wohl auch nur das Blut der Vierfüssler und Vögel für verboten, d. h. solcher Thiere, die als Opfer dargebracht wurden, während der Genuss des Blutes von Fischen gestattet war, die eben keine Opferthiere abgaben.

Auch das moralisch-ästhetische Moment, das so viele andere mosaische Gesetze erkennen lassen, mag bei der Erklärung dieses Verbotes in Anrechnung zu bringen sein. Die Gesetzgebung suchte den rohen Sitten der damaligen Zeit, so weit es möglich, zu steuern, und so verbot sie auch den Blutgenuss, der bei den rohesten unter den heidnischen Völkern im widerlichsten Grad gang und gäbe war. So verzehrten die Abyssimier und andere ihres Blutdurstes und ihrer Grausamkeit wegen berüchtigte Völker Stücke

Fleisch von lebendigen Thieren und tranken dazu deren warmes Blut. — Ob übrigens die eine oder die andere Erklärung die stichhaltigere sein mag, oder ob mehrere Gründe vereint zur Aufstellung dieses Verbotes mitgewirkt haben; jedenfalls gehört es zu den strengsten aller biblischen Verbote. Darum hat wohl auch das Neue Testament gerade dieses Speiseverbot nicht fallen lassen wollen. Wir lesen nehmlich im 15. Cap. der Apostelgeschichte: „Denn „es gefällt dem heiligen Geiste und uns, Euch keine Beschwörung mehr auf- „zulegen, denn nur diese nöthigen Stücke, dass Ihr Euch enthaltet vom Göt- „zenopfer und vom Blut und vom Erstickten und von Hurerei; von welchen, „so Ihr Euch enthaltet, thut Ihr recht.“

Wenn wir so die alttestamentarischen Speiseverbote auf ihren Ursprung zurückführen, klärt sich das Räthselhafte und Mystische derselben vor unseren Augen und löst sich in einfachen und natürlichen Anschauungen zum grossen Theile auf. Sie hören so auch auf, uns als eine originelle Schöpfung der mosaischen Gesetzgebung zu erscheinen, da wir Speiseverbote auch in den Gesetzbüchern anderer Völker aus der Zeit vor und nach jener wiederfinden; und nicht etwa blos bei Völkern des Orients, von denen wir in unserer Abhandlung zu sprechen Gelegenheit fanden, sondern auch bei Völkern des Occidents. In einem der ältesten griechischen Codices wird neben den Geboten *γορεῖς ἡμῶν, θεοῖς ζωοποιῖς ἀγῶλλειν* das Verbot *ζῷα μὴ σίρεισθαι* aufgestellt, wonach Thiere nicht getödtet, also wohl auch nicht gegessen werden sollten. Bei Homer finden wir ferner Fische als eine zu verabscheuende Speise bezeichnet. Auch die Römer entzogen nicht ganz und gar aller Speiseverbote. Während sich übrigens das alttestamentarische Speiseceremoniel, wie wir gesehen, nur auf den Genuss von Fleischspeisen bezieht, gilt bei einigen Völkern des Alterthums auch der Genuss einzelner Pflanzen für verboten; so hält z. B. die Aegypter religiöse Scheu von dem Genusse der Zwiebel ab. Wie natürlich uns aber auch nach alledem die Speiseverbote des alten Testaments erscheinen mögen, so kann die Beibehaltung dieser „Kokarde des jüdischen Volkes“ für die heutige Zeit doch nicht anders als Vernunftlosigkeit genannt werden.

Breslau, Jan. 1876.

J. Wiener.

Ueber abnorme Behaarung beim Menschen

von

Dr. Max Bartels.

(Nach einem Vortrage, gehalten in der Gesellschaft für Natur- und Heilkunde in Berlin am 4ten Januar 1876.

Es haben von jeher im Wirbelthierreich die verhornten Epithelialgebilde auf die Laien sowohl, als auch auf die Männer der Wissenschaft eine eigenthümliche Anziehungskraft ausgeübt. Das Interesse an denselben wuchs aber noch mehr als man einzusehen begann, dass alle diese in so vielfach verschiedenen Formen auftretenden Dinge, diese Haare und Borsten, die Stacheln, die Nägel, und die Hufe, die Krallen, gewisse Arten der Hörner, die Federn, und Schuppen (d. h. diejenigen der Edentaten und der Reptilien, nicht die der Fische), dass alle diese Anhänge der allgemeinen Körperdecke, wie sie physiologisch gleichwerthig sind, so auch in ihrer histologischen und histochemischen Zusammensetzung mit einander übereinstimmen. Es bleibt über ihre Pathologie aber noch vielerlei zu erforschen übrig.

Von allen diesen eben aufgezählten Gebilden hat der normale Mensch bekanntlich nur zweierlei aufzuweisen, die Haare und die Nägel. In pathologischen Zuständen unterliegen diese mancherlei Abweichungen von der Norm. Ausserdem können aber auch durch krankhafte Prozesse alle möglichen der eigentlich thierischen Formen beim Menschen auftreten, die Feder nicht einmal ausgenommen, welche nach Eble (3. Bd. II p. 248) wenigstens in zwei Fällen beobachtet sein soll. Derartige Fälle sind aber sehr selten und es bedarf eines sorgfältigen Sammelns solcher Dinge, um über die Ursachen und Gesetze ihres Zustandekommens ein richtiges Urtheil fällen zu können. An dieser Stelle soll nur die abnorme Behaarung beim Menschen besprochen werden.

Die einfachste Form dieser Abnormität ist die Entwicklung einzelner Haare von sehr starkem Durchmesser auf Warzen, den Spürhaaren gewisser Thiere ähnlich. Dieses ist sehr häufig und sehr bekannt und ich gehe deshalb darüber hinweg; nur möge noch einmal betont werden, dass diese Haare auf Warzen sitzen, also auf Abtheilungen stark verdickten Hautgewebes.

Seltener und oft sehr entstellend ist der naevus pilosus, das behaarte Muttermaal. Es besteht aus einer meist länglich ovalen, oder auch runden Partie etwas verdickter und gewöhnlich dunkelbraun oder selbst schwarz pigmentirter Haut und ist mit kurzen, dichten Grannenhaaren von dunkler Farbe besetzt. Gewöhnlich beträgt der Durchmesser eines solchen naevus nur wenig über einen Zoll, und nur ausnahmsweise sind die ihn bekleidenden Haare fein und weich.

Zuweilen sind diese Muttermäler aber auch grösser, wie z. B. ein von v. Ammon (1) abgebildeter Fall beweist, wo fast die ganze Wange eingenommen ist. Ein noch grösserer naevus pilosus wurde in Mailand beobachtet. (2) Er erstreckte sich in scharfer Abgrenzung von der Lendengegend über das Becken bis oberhalb der Kniee, wie eine Schwimmhose. Hebra bildet ein behaartes Mal in seinem grossen Atlas der Hautkrankheiten ab, das wie ein Bergmannschurz die Hinterbacken bedeckte. Es sind diese beiden Fälle zugleich Belege dafür, dass der Naevus pilosus, der ebenso wie die Warzen in der Regel ein unilaterales Auftreten hat, auch bisweilen bilateralsymmetrisch gebaut erscheinen kann. Zuweilen scheint sein Auftreten von Nerveninflüssen abhängig zu sein; wenigstens ist er ab und zu auf das Innervationsgebiet bestimmter Nerven beschränkt.

Nur sehr selten finden sich mehrere Naevi pilosi an demselben Individuum. Desto merkwürdiger ist daher ein von Hebra beobachteter Fall bei einem blödsinnigen Kranken „an welchem, wie er sich ausdrückt, an zahlreichen Stellen des Stammes, des Gesichtes und der Extremitäten, flachhandgrosse, schwarzpigmentirte, behaarte, warzige Gebilde zu sehen waren. Diese in so grosser Menge vorhandenen Naevi verliessen dem betreffenden Individuum ein so auffallendes Ansehen, dass er auch der leichtgläubigen Menge und der Fama zum Stoff einer Mähre diente, derzufolge der gefleckte Mann aus dem Coitus eines menschlichen Weibes mit einer männlichen Dogge hervorgegangen sein sollte.“

Ein zweites Beispiel wird später noch erwähnt werden.

Aber wie klein oder wie gross auch der Naevus pilosus sein mag, eine Bedingung findet sich bei ihm immer erfüllt, nämlich die, dass er auf verändertem Hautgewebe sitzt, das durch abnorme Verdickung oder abnorme Pigmentirung oder — und das ist das Gewöhnlichste, — durch Beides sich von der umgebenden Haut abzeichnet.

Nur bei den oben erwähnten Grannenhaaren der Naevi und bei den Spürhaaren auf Warzen kann man von einer Hypertrophie der Haare im eigentlichen Sinne reden d. h. jedes einzelne Haar pflegt wirklich dicker und stärker zu sein, als die übrigen an demselben Individuum vorkommenden Haare. Mit dem Namen Hypertrophie der Haare bezeichnet der Sprachgebrauch aber etwas ganz anderes, das anatomisch gesprochen eigentlich gar keine Hypertrophie ist. Man versteht darunter nämlich das Auftreten gewöhnlicher Haare an solchen Körperstellen, welche entweder überhaupt, oder in dem entsprechenden Alter, oder in dem entsprechenden Geschlechte nur mit Lanugo bekleidet zu sein pflegen. Hier sind nun die Grenzen gar nicht leicht zu ziehen, wo das Normale aufhört und die Abnormität beginnt. Schon bei unserem Volksstamme sind bekanntlich in dieser Beziehung die Unterschiede sehr gross. Man findet nicht selten Frauen, bei denen die Augenbrauenbogen gar nicht, die pubes kaum mit Haaren besetzt sind, während andere wieder an diesen Stellen eine dichte,

buschige Behaarung besitzen und auch noch um ihre Brustwarzen einen Kranz längerer vereinzelter Haare tragen.

Mir kommen hierbei die Genitalien einer etwa zwanzigjährigen Jungfrau ins Gedächtniss, die ich als Famulus an der hiesigen Anatomie im Auftrage des Herrn Geh.-Rath Reichert für die anatomische Sammlung zu präpariren hatte. Ein dichter Wald dunkelblonder, krauser Haare bedeckte nicht nur den Mons Veneris, sondern dehnte sich jederseits bis zu der spina anterior superior des Darmbeins aus, ging in ununterbrochenem Zuge über die labia majora, bekleidete das ganze perinaeum und zog durch die crenia clunium bis zum Steissbein, den After ringförmig umgebend. Ich glaube nicht, dass man hier schon von Abnormität sprechen kann, obgleich der Unterschied von der Durchschnittsbehaarung doch ein ziemlich bedeutender ist. Ein solches Ueberschreiten der für gewöhnlich innegehaltenen Grenze ist auch an den Haaren des Vorderkopfes bisweilen beobachtet worden, welche dann einen Theil der Stirn occupirten. Eble (3) beschreibt einen solchen Fall bei einem Mädchen und auch Felix Plater (4) erwähnt eine Dame mit dieser Eigenthümlichkeit. Auch die bekannte Büste der Clytia ist wohl dieser Gruppe anzureihen. Ebenso bedeckt auch der Backenbart, welcher normaler Weise am vorderen Rande des musculus masseter aufhört, zuweilen noch die Wangen bis zum unteren Rande des os zygomaticum.

Es scheint übrigens, als ob die Färbung der Haare einen gewissen Einfluss auf den Reichthum der Behaarung hätte, oder wenigstens scheint die letztere in einer gewissen Wechselbeziehung zu der Farbe des Haar-Pigmentes zu stehen. Gewöhnlich ist nämlich bei dieser starken Behaarung das Kopflhaar schwarz oder es hat eine gewisse graugelbe Farbe. Die dazwischen liegenden Nuancen pflegen spärlicher behaart zu sein. Diese Art des blonden Haarwuchses hat übrigens auch ein praktisches Interesse, denn es ist mit ihr gewöhnlich noch eine andre Eigenthümlichkeit verbunden, nämlich eine schöne, blühende Gesichtsfarbe: bei Mädchen in den Entwicklungsjahren nicht selten der Vorbote der Bleichsucht. Es ist bei solchen Mädchen eine häufige Erscheinung, dass die Regel profuse ist und die Haare ganz allmählig auszugehen beginnen, während man die Patientinnen noch für strotzend von Gesundheit und Blutfülle hält. Dieses erste Ausfallen der Haare hält Hebra¹⁾ für ein sehr wichtiges Zeichen und räth sofort mit Eisenpräparaten dagegen vorzugehen, weil nur auf diese Weise einer ausgesprochenen Anämie und einem Durchsichtigwerden der Behaarung sich vorbeugen lässt.

Das bei sehr vielen Angehörigen unserer Rasse die Haare am Rumpfe und den Extremitäten eine ziemliche Länge erreichen, ist bekannt. Uebertriften werden wir hierin gewöhnlich noch von den Israeliten. Wir würden dieser Eigenthümlichkeit wegen von den Schwarzen und ebenso wohl auch von den Malayen und Mongolen als behaarte Menschen bewundert

¹⁾ Klinischer Vortrag im Winter 1868—69.

werden, wie die berühmten Ainos, die sogenannten behaarten Kurilen auf Jezo von den Japanesen als die Haarigen geschildert werden. Man stellte sich lange Zeit unter denselben eine Art von Waldmensen vor. Nach dem Berichte des Ministerresidenten Herrn von Brandt aber, der sie näher studirte, sind sie am Körper nicht mehr behaart, als viele von uns, nur pflegen sie langes Haupthaar und einen langen Bart zu tragen. Die nach Photographien gefertigten Abbildungen auf der Tafel III im 4. Bande (1872) dieser Zeitschrift bestätigen diese Angaben. Der Schnurrbart den die Frauen zu tragen scheinen, besteht nicht aus Haaren, sondern er ist nur eine merkwürdige Art der Tätowirung und ist von blauer Farbe. (5)

Wir kommen hiermit zu einer Art der Behaarung, die wohl bei allen Völkern und zu allen Zeiten als eine Abnormität aufgefasst wurde, das ist das Auftreten des Bartes beim weiblichen Geschlecht. Wir müssen hier aber dreierlei Formen unterscheiden, deren erste das sogenannte Bärtchen junger Frauen ist. Das ist eigentlich nur ein etwas stärker entwickelter Lanugo an der Oberlippe und über den Masseteren (zuweilen auch am Kinn) und findet sich fast nur bei dunkler Haarfarbe.

Bei der zweiten Form sprossen ebenfalls Haare an den für das männliche Geschlecht typischen Stellen hervor. Jedoch sind die Trägerinnen derselben meist über die klimakterischen Jahre hinaus und haben nur selten früher eine Anlage zum Barte besessen. Die einzelnen Haare pflegen stark und borstenartig (hypertrophisch im pathologisch-anatomischen Sinne) zu sein. Je älter solche Damen werden, desto zahlreicher ist gewöhnlich das Auftreten der Haare. Zugleich pflegt auch die Stimme rauher und tiefer zu werden und sich ebenfalls dem männlichen Habitus zu nähern. Es stehen jedoch die einzelnen Haare nicht sehr dicht bei einander, so dass man diese Behaarung, falls sie in derselben Weise bei einem Manne aufräte, wohl kaum mit dem Namen „Bart“ belegen würde. Diese Zustände sind in dieselbe Rubrik zu stellen, wie das Auftreten von Sichelfedern, Kamm und Sporen, und von der Stimme und Kampflust des Hahnes bei Haushühnern, wenn sie alt werden.

Die dritte Form endlich ist die seltenste. Es treten bei derselben ganz gehörige Bärte bei Frauen jeden Alters auf, die sich in Nichts von denen des männlichen Geschlechtes unterscheiden. Hierbei wird wohl den Meisten der Leser die Julia Pastrana einfallen. Ich bitte aber von diesem Beispiel abzusehen, da diese Berühmtheit einer später zu besprechenden Gruppe angehört.

Es wird schon im Alterthum von Priesterinnen des Bacchus in Kleinasien erzählt, welche grosse Bärte besessen haben sollen. Im Museo lapidario des Vatican befindet sich die lebensgrosse Statue einer derselben, unter No. 608. Der Bau ihres aus dem Gewande hervorgestreckten Armes beweist, dass wirklich eine Frau dargestellt ist und dass es sich nicht, wie man lange glaubte, um einen Bacchus in Weiberkleidern handle. Man war der Meinung, dass diesen bärtigen Priesterinnen die Gabe der Weissagung

in ganz besonderem Grade von den Göttern verliehen sei¹⁾. Aber auch in unserem Zeitalter wurden bisweilen bärtige Frauen angetroffen. So berichtet Eble (3) von einer Dame, dass sie einen grossen Schnurrbart trug und unter Maria Theresia als Husarenrittmeister diente. Erst nach Jahren erkannte man ihr Geschlecht und entliess sie mit einer Entschädigungssumme. Eine in Dresden beobachtete bärtige Jungfrau ist in Ebles so ausserordentlich wichtigem Werke auf Tafel XIV Fig. 166 abgebildet.

Im Charing-Cross-Hospital in London (6) verlangte im Jahre 1852 eine 20jährige Schweizerin, welche einen 4 Zoll langen Schnurr- und Kinnbart trug, behufs ihrer Verheirathung ein Attest, dass sie wirklich weiblichen Geschlechtes sei. Es konnte kein Zweifel bestehen, da sie sich im fünften Monate der Gravidität befand. Ich habe diesen Fall hier angeführt, weil ich ihn für sehr wichtig halte. Er beweist nämlich, dass das Auftreten dieser starken Bärte keinen vernichtenden Einfluss auf die Fortpflanzungsfähigkeit der Trägerinnen auszuüben im Stande ist.

Im Jahre 1865 kam die Leiche einer 82 Jahre alten Frau zur hiesigen Anatomie, welche einen silbergrauen Kinnbart von etwa 7 Cm. Länge besass, der in der Mitte gescheitelt war. Sie wurde im Auftrage des Herrn Geh.-Rath Reichert vom jetzigen Stabsarzt Herrn Dr. Pfuhl gezeichnet und ist auf Tafel VII in Fig. 1 dargestellt.

Derartige Fälle lassen sich noch mehrere zusammenbringen. Sie haben übrigens alle das Uebereinstimmende, dass neben der für das weibliche Geschlecht normalen Behaarung auch noch die für das männliche Geschlecht typische Form hinzutritt. Hier scheint das Kinn am dichtesten behaart zu sein. Eine Erklärung für diese Zustände haben wir eigentlich nicht. Darwin (7) macht aber bei Besprechung der Vererbung im Thierreich auf den Umstand aufmerksam, dass die männlichen Geschlechtscharaktere durch die Weibchen auf die folgende Generation übertragen werden. Man müsse daher annehmen, dass die Anlage für dieselben latent in dem weiblichen Geschlechte vorhanden sei. Es könne deshalb nicht überraschen, wenn sie zuweilen zur Erscheinung kämen. Diese Ansicht sollte hier nur erwähnt werden, ohne dass wir jedoch weitere Schlüsse aus ihr ziehen wollten. Es muss aber ferner auch an eine Beobachtung von Eschricht (8) erinnert werden, welcher bei etwa fünfmonatlichen Embryonen beiderlei Geschlechtes die Wollhaare rings um den Mund herum viel länger fand, als die auf dem Schädel.

Diesem Auftreten normaler Behaarung beim falschen Geschlecht würde die vorzeitige Behaarung anzureihen sein. Einen solchen Fall hat Beigel (6) in London bei einem 6 Jahre alten Mädchen beobachtet, deren Pudenda wie die einer etwa Zwanzigjährigen behaart und entwickelt waren. Einen hierher gehörigen Knaben beschreibt Eble nach Th. Smith (9) mit folgenden Worten:

„Endlich findet sich in der neuesten Zeit eine Beobachtung von Th. Smith aufgezeichnet, wo sich bey einem, bey der Geburt ziemlich schwäch-

1) Vergl. die Anmerkung am Schlusse dieser Arbeit.

lichen Kinde die Zeichen eines ungewöhnlichen Wachsthumms erst im 6ten Monate nach derselben offenbarten. Smith, der den Knaben in seinem vierten Lebensalter sah, erstaunte über dessen Geschlechtstheile, die bereits denen von 14—15 Jahren alten Jünglingen gleich kamen. Schon damals war die Scham mit langen, gefärbten Haaren besetzt. Als der Knabe 6 Jahr alt war, wog er bey einer Grösse von vier Fuss $2\frac{1}{10}$ Zoll 74 Pfund. Jedoch entsprach die relative Länge seiner Körperteile keineswegs einer gewissen Regel. Uebrigens waren Ruthe und Hoden so gross, wie bei den meisten Männern, die Scham mit schwarzen, gekräuselten Haaren, die Oberlippe mit kurzem schwarzen Bart bedeckt, und als Backenbart fand sich blos eine Art Flaum von derselben hellbraunen Farbe, wie das Kopfhaar.“

Die übrigen beobachteten Fälle sind den eben erwähnten analog und beweisen deutlich, dass es sich wirklich nur um eine Heterochronie der Behaarung und nicht um eine Fremdbildung handelt. Es findet sich der Haarwuchs nämlich immer nur an den für das entsprechende Geschlecht typischen Stellen: bei den Mädchen allein an den Genitalien, bei den Knaben ausserdem noch am Kinn, der Oberlippe und den Wangen und öfterer auch an der Brust. Für derartige Knaben war früher der Name *Citiberbes* gebräuchlich¹⁾.

Wir haben nun noch zwei sehr wichtige Arten abnormer Behaarung zu betrachten, welche ebenfalls wie die beiden vorigen Gruppen und im Gegensatz zum Naevus und der haarigen Warze auf anscheinend unveränderter, normaler Haut sich finden. Während die vorigen Gruppen die Behaarung beim falschen Geschlecht, die Heterogenie und zu falscher Zeit, die Heterochronie, repräsentiren, stellen die nun folgenden den abnormen Haarwuchs am falschen Orte, die Heterotopie der Behaarung dar. Ich möchte diese Zustände eintheilen in die *Hypertrichosis circumscripta* und die *Hypertrichosis universalis*.

Bevor wir jedoch auf die Besprechung dieser Zustände eingehen, möchte ich darauf aufmerksam machen, dass man sich zu hüten hat, diese abnorm starken Behaarungen mit den Fällen zu confundiren; in welchen ein abnorm langer Haarwuchs sich gebildet hat. Dieser letztere sitzt immer nur an den normalen Stellen und ist daher nicht der Heterotopie der Behaarung zuzuzählen. Ich lasse hier der Vollständigkeit wegen nach Eble's reicher Casuistik einige Paradigmata dafür folgen.

„Der Tänzerin Negrini sind die Haupthaare nach einer akuten Krankheit bis auf eine Länge von vier Ellen gewachsen. (II p. 35.)

„Auf dem Prinzenhofe zu Eidam ist ein Zimmermeister in Lebensgrösse „gemahlt, der seinen Bart bey der Arbeit in einem Säckchen trug, denn „wenn er ihn herabfallen liess, so reichte er zuerst bis an die Erde und „dann wieder zurück bis zur Mitte seines Körpers und mass neun Fuss. (II p. 36.)

„Nach Frys travels p. 102 wachsen die Brusthaare bei den Fakirs auf „vier Ellen lang.“ (II p. 37.)

1) Vergl. Virchow in der Aprilsitzung 1876 der Berliner anthropologischen Gesellschaft. (Dem Sitzungsberichte werden zwei Abbildungen beigegeben werden.)

„Nach Bartholin hatte die Frau eines dänischen Soldaten so lange „Schamhaare, dass man sie auf dem Rücken flechten konnte.“

Diese Beispiele werden denke ich, hinreichend sein. In keinem Falle ist erwähnt, dass auch sonst am Körper eine stärkere Haarbildung bestanden hätte.

Bei der circumscribten Hypertrichosis tritt an irgend einer streng abgegrenzten Stelle des Körpers, welche normaler Weise bei keinem Geschlechte und zu keiner Zeit mit längeren Haaren bestanden ist, ein dichtes Haarkleid auf, wie es in dieser Länge und Dichtigkeit nur im Thierreich beobachtet wird. Die Beschreibung und die Photographie eines solchen Patienten verdankt die hiesige anthropologische Gesellschaft dem Chefarzt der griechischen Armee, Herrn Dr. Ornstein, (10) welcher beim Aushebungsgeschäft bei dem sonst gesunden 28 Jahre alten Rekruten aus Korinth diese Abnormität zufällig bemerkte. Er sagt darüber Folgendes: „Ich „fand die ganze hintere Fläche der Sacralgegend mit etwas über die Seiten- „flächen und die Basis des os sacrum hinausreichenden, dichten dunkelbraunen „Haaren von 8 Cm. Länge bewachsen. Am Rande der das heilige Bein bedeckenden Haut lagen die Haare mehr schlicht auf dieser auf, während die- „selben ungefähr von der Stelle der hinteren Kreuzbeinlöcher an bis zur „Mittellinie zwischen dem Steissbeine und dem letzten Lendenwirbel in zwei „stärkeren Büscheln sich zusammenkräuselten. Die Messung der breiten, „nach oben gerichteten Basis des behaarten Dreiecks ergab eine Ausdehnung „von 19 Cm., während der Höhendurchmesser 15 Cm. und der unbehaarte „Abstand von der nach unten gerichteten Spitze des Dreiecks bis zum After „5 Cm. betrug.“ Der Soldat behauptete, dass diese Behaarung seit seiner Geburt bestehe. Noch vor kurzem sollen die Haare so lang gewesen sein, dass er sie über dem Bauch geknüpft trug. Er habe sie aber abgeschnitten, weil er sie bei der Defäkation beschmutzte. Nach einem neuen Berichte sollen die Haare schon wieder wachsen.

Bei der Leiche einer Frau fand Herr Geh.-Rath Virchow¹⁾ neulich zufällig eine abnorme Behaarung am Rücken, welche die Gegend der oberen Lendenwirbel einnahm und sich jederseits etwa handbreit von der Medianlinie aus lateralwärts erstreckte. Die Anordnung ist hier nicht bilateralsymmetrisch, sondern die linke Seite ist etwas stärker behaart als die rechte. Interessant ist dieser Fall dadurch, dass unter der behaarten Stelle eine spina bifida sich befindet. Es ist hierdurch, wie Virchow hervorhob, bewiesen, dass in dieser Region zu einer bestimmten Zeit ein starker Reizzustand zweifellos auch im Hautsystem bestanden habe. Einen dritten hierhergehörigen Fall beobachtete Sir Paget (6) bei einem 12jährigen Mädchen. Ein dichter Pelz ging von dem Nacken über die Schultern und Oberarme und über den Rücken bis zu den Hinterbacken herab. Ihre Mutter will sich im dritten Schwan-

1) Vorgetragen in der Decembersitzung der Berliner Gesellschaft für Anthropologie etc. 1875. Abgebildet mit dem Ornstein'schen Fall auf Taf. VI. Bild VII. (1875) dieser Zeitschrift.

gerschaftsmonat an einem Affen versehen haben¹⁾). Auch Thomas Bartholinus (11) beschreibt einen ähnlichen Fall bei einem Selbstmörder der von van Horne obducirt wurde. Brust, Bauch und Rücken waren hier dicht behaart, ebenso auch die Schultern und Oberarme, während die Beine kaum eine Spur von Haaren zeigten.

Man könnte in die Versuchung kommen, einen von Ruggieri (12) beschriebenen Fall hier anzureihen, wo bei einem 27 Jahre alten Mädchen schwarze, weiche Wollhaare „wie bei einem Pudel“ den Körper von den Brüsten bis zu den Knien und von den Schulterblättern bis zu den Kniekehlen bekleideten. Es wird aber hinzugefügt, dass auch die Haut an den genannten Stellen schwarz und von der übrigen weissen scharf abgegrenzt war. Und das giebt meiner Meinung nach den Ausschlag, dass es sich hier um einen Naevus pilosus und nicht um circumscripte Hypertrichosis handelt. Ich halte es für dringend nothwendig, hier streng zu scheiden und für die letztere wirklich nur diejenigen Fälle zu reserviren, bei denen sich keine Veränderung des behaarten Hautgewebes nachweisen lässt. Denn nur auf diese Weise kann es gelingen, einige Klarheit in diese bis jetzt so verworrenen Verhältnisse zu bringen. Allerdings hat dieser Naevus pilosus eine ausserordentliche Grösse. Dass aber sehr grosse und, ebenso wie hier, bilateralsymmetrische Naevi sich finden, haben wir ja bereits oben gesehen. Ausserdem wird dieser Fall gleichsam interpretirt durch eine Beobachtung, welche Eble (II p. 232) mit folgenden Worten erzählt: „In Manor Gardens Chelsea „lebt gegenwärtig ein drei Jahre alter Knabe, Namens Stevenson, dessen eine „Körperhälfte von seiner Geburt an mit gelbbraunen Haaren besetzt ist, „welches fast ebenso dick, als das Kopfhaar und diesem an Ansehen sehr „ähnlich ist. Die Haut darunter ist überall von brauner Farbe. Haar „und Verfärbung fangen am unteren und hinteren Theil des Halses an, „erstrecken sich über den Rücken, um den unteren Theil des Bauches, und „bedecken völlig die vorderen und hinteren Seiten der Schenkel bis zu den „Knien. Ausserdem sieht man an den übrigen Körpertheilen noch viele „Flecken von derselben Beschaffenheit.“ Hier wird doch wohl Niemand zweifeln, dass es sich um einen veritablen, multiplen Naevus pilosus handelt.

Auch den Virchow'schen Fall werden wir aus der Reihe der übrigen aussondern müssen, da er der einzige ist, in dem sich als voraussichtliche Ursache der abnormen Behaarung ein im Hautsystem während des Embryonallebens auftretender Reizzustand nachweisen liess. Er würde jenen Beobachtungen zu subsummiren sein, wo sich an irgend einer Stelle des Körpers nach einer irritirenden Behandlung ein anomaler Haarwuchs zeigte. So sah z. B. Osiander (3) einige Finger breit über dem Nabel eine haarige Stelle, die sich bei einer zum ersten Male Schwangeren während der Gravidität gebildet hatte. Ein Jahr vorher hatte man ihr hier ein Vesicator applicirt. Das Auftreten langer, wolliger Haare an dem einen Handgelenk einer Puerpera beobachtete Moritz Kohn (2) nach Einreibungen mit grauer Salbe. Der merk-

1) S. Taf. VII Fig. 2.

würdigste hierhergehörige Fall aber ist (nach Eble p. 402) folgender: „Olivier beobachtete bei einer jungen Dame von sehr weisser Haut und schwarzen Haaren in der Reconvalescenz einer Gastro-enterite eines Tages, dass ihre Haut an Stamm und Gliedern voll kleiner Erhabenheiten war, wie man sie bei der sogenannten Gänsehaut sieht. Nach einigen Tagen färbten sich diese Erhabenheiten und man bemerkte sogleich an ihrer Spitze ein Haar, das anfangs sehr schnell wuchs, so dass in einem Monat die ganze Oberfläche des Körpers, mit Ausnahme der Hände und des Gesichtes vollkommen behaart war. Die einzelnen Haare erreichten eine Länge von einem Zoll.“

Dass auch ein lange Zeit wirkender traumatischer Reiz das ätiologische Moment sein kann, beweist eine Beobachtung des Dr. Paul Güterbock¹⁾ wo bei einem Arbeitsmann, der auf der Schulter Eisenbahnschienen zu tragen pflegte, auf der dem Druck am meisten ausgesetzten Stelle eine Behaarung von mehreren Centimetern Länge sich ausgebildet hatte.

Diesen Formen kann man wohl am passendsten den Namen Hypertrichosis irritativa beilegen.

Es bleiben uns somit für denjenigen Zustand, welchen ich als Hypertrichosis circumscripta bezeichne, nur die (partiellen) abnormen Behaarungen übrig, bei denen wirklich in den behaarten Hauptpartien weder Verdickung oder Pigmentirung, noch auch das einstige Vorhandensein eines Reizzustandes sich nachweisen lässt. Und diese Fälle haben sämmtlich, wie gross das behaarte Gebiet auch sein mag, etwas Uebereinstimmendes in ihrer Configuration in sofern, als sie erstens immer bilateralsymmetrisch gebaut sind und zweitens stets von der Medianlinie des Rückens oder des Nackens ihren Ausgang nehmen. Durch das typische Auftreten dieser beiden Punkte unterscheidet sich die Hypertrichosis circumscripta ganz wesentlich von allen übrigen Hautkrankheiten. Unter allen den so vielfach gestalteten Formen, welche wir als Exantheme oder als Dermatosen bezeichnen, findet sich keine einzige Gruppe, deren Auftreten stets die bilaterale Symmetrie innehielte (von dem zweiten Umstande ganz zu schweigen!) Das scheint mir der beste Beweis, dass wir dasjenige, was wir als „Krankheitsreiz“ im Allgemeinen zu bezeichnen pflegen, für die Entstehung der circumscripten Hypertrichosis nicht verwerthen können. Wir müssen nach einer anderen Erklärung suchen; und diese finden wir meiner Meinung nach in dem Atavismus, in dem Rückschlag in das Thierreich. Dann ist nicht nur der bilateralsymmetrische Bau zu begreifen, sondern es wird hiermit auch leicht verständlich, dass in erster Reihe immer die mediane Abtheilung des Rückens von der abnormen Behaarung occupirt wird, da sie ja diejenige Stelle ist, welche bei Thieren den dichtesten Pelz zu tragen pflegt.

Anmerkung: Ein in dem Capitel der Hautkrankheiten sehr erfahrener Freund macht mich darauf aufmerksam, dass es ein Hautleiden allerdings gäbe, welches unter allen

1) Privatmittheilung.

Umständen die bilaterale Symmetrie innehielte, nämlich die alopecia praematura furfuracea¹⁾. Dieselbe spricht aber, glaube ich, nicht gegen die eben aufgestellte atavistische Ansicht, sondern sie ist vielmehr ein nicht unwichtiges Argument für die Rückschlagstheorie. Es giebt bekanntlich sehr viele verschiedene Arten der Alopecie, der Kahlköpfigkeit, aber nur diese eine einzige Form tritt bilateralsymmetrisch auf und nimmt ihren Anfang gewöhnlich in der Medianlinie des Schädels — gewiss keine unwichtige Uebereinstimmung mit unserer eurenscripten Hypertrichosis. Sie ist übrigens auch von allen Formen der Kahlheit die bei weiten häufigste. Man kann sie wohl nicht mit Unrecht auffassen als ein excessives Fortschreiten, eine Hypermetrie des sogenannten Denudationsprozesses, dem nach der Descendenztheorie der menschliche Körper im Gegensatz zu demjenigen seiner nächsten thierischen Verwandten unterworfen war.

Wir kommen nun zu der *Hypertrichosis universalis*. Sie ist von allen bisher besprochenen Abnormitäten die bei Weitem merkwürdigste, und verursacht auch die grösste Entstellung, da gerade die dichteste Behaarung hier im Gesichte sich findet. Der Rumpf und die Extremitäten sind dabei zwar auch stark behaart, aber doch bisweilen nicht so stark, dass man ohne die Missbildung im Gesicht schon von einer Abnormität sprechen würde. Im Antlitz sind nun nicht nur diejenigen Stellen betroffen, welche in der Norm den Bart zu tragen pflegen, sondern eine dichte Behaarung geht von diesen eben erwähnten Stellen ununterbrochen über die Wangen bis zur Nase und zu den Augen und über die vordere und hintere Fläche der Ohrmuschel fort, während das Kopfhaar die ganze Stirn occupirt und erst an der Nasenwurzel endet. Virchow (13) beschreibt diesen Zustand mit Recht derartig, dass für jedes einzelne Wollhärchen des Gesichtes ein starkes langes Haar sich bildet, so dass z. B. aus den Gehörgängen und den Nasenlöchern lange Haarbüschel hervorthängen. Das Gesicht dieser Menschen gewährt einen völlig thierischen Anblick. Die langen Haarbüschel an der Nasenwurzel und über den Augen machen das Antlitz demjenigen eines Löwenäffchens, wie Virchow will, besser vielleicht noch eines Affenpinschers sehr ähnlich, so dass die vulgäre Bezeichnung „Hundemenschen“ eine gar nicht schlecht gewählte ist. Man vergleiche die Abbildung Taf. VII Figg. 3. 4. 5. 6.

Diese Missbildung ist, wie sehr viele andere Anomalien der äussern Hautdecke erblich. Die Vererbung ist dreimal bis in die zweite, einmal sogar bis in die dritte Generation nachgewiesen worden. Bei den zweiten, resp. dritten Generationen war bei der Geburt der Körper gewöhnlich nackt, wie bei normalen Kindern. Nur die Ohrmuschel zeigte bei einigen bereits die abnorme Behaarung. Aber die Hoffnung der Eltern, dass, diese Stelle ausgenommen, die Missbildung sich nicht auf ihre Kinder vererbt hätte, wurde gewöhnlich schon nach wenigen Monaten vereitelt.

Es sind übrigens ausser diesen abnormen Kindern von denselben Eltern, deren eine Hälfte ja nicht abnorm war, normale Kinder erzeugt worden. Ein merkwürdiges Faktum ist es aber, dass alle diese normalen Nachkommen bis auf einen schon im Kindesalter starben. Und auch diese eine Ausnahme ist vielleicht nicht stichhaltig, denn das angeblich normale Kind (ein Mädchen)

1) Ausführlich beschrieben von Moritz Kohn in Hebra Hautkrankheiten. (2)

war bei der Besichtigung erst fünf Jahre alt und man hat von ihm nichts mehr erfahren. Da aber bei einem Sohn ihrer Schwester und ebenso auch bei ihrem Vater erst nach dem fünften Lebensjahre die Anomalie zur Ausbildung kam, so ist die Möglichkeit, dass auch sie noch von der Hypertrichosis universalis befallen wurde, nicht ohne Weiteres von der Hand zu weisen.

Dass die Hypertrichosis universalis eine recht seltene Missbildung ist, kann wohl mit Sicherheit angenommen werden. Denn es ist mir trotz aller angewandten Mühe nur gelungen, 14 unzweifelhaft ihr angehörende Fälle zusammenzubringen. Und es ist doch wohl undenkbar, dass eine so auffällige und entstellende Abnormität, falls sie beobachtet wurde, nicht auch einen Beschreiber gefunden haben sollte.

Indem wir uns jetzt zu der näheren Betrachtung der einschlägigen Casuistik wenden, möge der Leser mir einige Breite und Ausführlichkeit geduldig nachsehen. Es schien mir nämlich nicht unwichtig, alles hierher gehörige Material neben einander zu stellen; denn nur auf diese Weise scheint es mir möglich, einen klaren Einblick zu erlangen, was für die Hypertrichosis universalis als typisch und was als mehr zufällig zu betrachten ist.

Schon die älteste Beobachtung, aus dem Jahre 1583 beweist uns die Erblichkeit der Anomalie, denn sie betrifft einen Vater mit zwei Kindern, welche Felix Plater (4) in Basel folgendermassen beschreibt: *Lutetiae erat Vir quidam, ob raram pilositatem totius corporis, Regi Henrico II., percharus, et in illius aula versatus, prolixis admodum pilis totum corpus, faciemque omnino, si exiguum regionem sub oculis excipias, obsitam habens, superciliis et crinibus in fronte adeo longis, ut eos sursum, ne visum impedirent, premere cogeretur. Hic uxore ducta glabra, et aliis mulieribus simili, liberos cum ea procreavit, hirsutos quoque, qui Duca Parmensi in Flandriam missi fuerunt, quos in Italiam una cum matre, masculum 9 et foeminam 7 annorum, transportandos, hic Basileae vidi, Anno 1583, et depingendos curavi. Erant facie hirsuta, magis masculus, minus paulo puella, cujus tota regio secundum spinae dorsi longitudinem, prolixis admodum pilis erat hispida.*

Hier schliesst sich nun der Zeit nach ein Fall des Zacutus Lusitanus (14) an: „*Puellam vidi aetatis trium annorum, formosam et pulchram, cum „barba magna cui totum corpus nimis hirsutum erat, et ex ejus auri- „bus, pili crassi, hirti, numerosi prodibant, ita oblongi, ut palmum et „dimidium aequarent.*“

Dann folgt ein Fall, den Schumacher (11) im Jahre 1656 auf dem Jahrmärkte in Leiden sah und welchen er ganz kurz an Thomas Bartholinus nach Kopenhagen berichtete. Es handelte sich um eine puella, welche nachher mit femina bezeichnet wird, also wohl ein junges, erwachsenes Mädchen war. Eine aequalis nebula halbfingerlanger, sehr weicher, blonder Haare bedeckte den ganzen Körper. Die Augenbrauen waren buschig und eine

barba quadrata reichte mit Philosophenwürde vom Kinn bis auf die Brüste herab. Auch die Barthaare waren weicher als Flachs.

Die nun noch übrigen und auch viel genauer beobachteten Fälle, welche dieser Missbildungsgruppe zu subsummiren sind, gehören sämmtlich diesem Jahrhundert an, und vertheilen sich merkwürdiger Weise über drei verschiedene Welttheile, Europa, Asien und Amerika. Die amerikanische Patientin ist diejenige, welche sich der grössten Popularität zu erfreuen hat. Es ist die aus Mexico gebürtige Julia Pastrana. [Man vergleiche Tafel VII Fig. 3.] (15) Bei ihr ist die Entstellung noch eine verhältnissmässig geringe. Denn auf den Wangen und der Nase ist der Haarwuchs noch nicht in solcher Dichtigkeit entwickelt, dass man nicht noch unbedeckte Haut hindurchschimmern sähe. Aber von den Ohren hängen lange Haarbüschel herab. Sie wurde übrigens im Jahre 1860 von einem Knaben entbunden. Derselbe starb aber schon nach 36 Stunden und wurde mit der Mutter, welche ihm am 5. Tage des Puerperiums folgte, in Moskau ausgestopft. Beide Leichen sind gegenwärtig in Präuschers Volksmuseum ausgestellt. Ein daneben aufgehängtes russisches Attest, bescheinigt die Echtheit der Präparate. Soweit die mangelhafte Beleuchtung es mich erkennen liess, scheinen bei dem Knaben die Wangen von Behaarung frei zu sein; die Haut erscheint aber sehr gegerbt. Trotzdem bemerkt man Lanugo auf der Mittellinie des Nasenrückens. Die ganze Stirn ist bis zu dem Augenbrauen behaart. Die Vorderfläche der Ohrmuscheln trägt kurzen Lanugo. Der ganze Kopf ist mit dichtem, schlichtem, schwarzem Haar von 2 bis 3 Cm. Länge bedeckt. Der Nacken, die Brust und die Schultern tragen, soweit sie aus dem Kleide hervorschen, eine kurze, dichte Behaarung.

Der Stammvater der asiatischen Gruppe Namens Shwe-Maong (16)² ist aus Lao am Martabanflusse gebürtig und war als Kind seines absonderlichen Aussehens wegen dem König von Ava in Ostasien zum Geschenk gemacht worden. Er ist von normaler Grösse und in der Hautfarbe etwas heller, als seine Stammesgenossen. Das ganze Antlitz mit Ausnahme des rothen Lippensaumes ist mit Haaren von 4 bis 8 Zoll Länge bedeckt, auch die innere Fläche der Ohrmuschel trägt 8 Zoll lange Haare. Eben so ist der ganze Körper und die Extremitäten mit 4 bis 5 Zoll langen Haaren bekleidet, welche, wie er behauptet, in seiner Kindheit etwas heller gewesen sein sollen, als zur Zeit der Untersuchung. Bei der Geburt sollen nur die Ohrmuscheln behaart gewesen sein, während die übrige abnorme Behaarung (an der Stirn beginnend) im 6. Jahre sich entwickelte.

Er zeugte mit einer gesunden Frau vier Töchter von denen 3 ganz normal gebildet waren. Zwei starben früh, die dritte hatte aber bereits ihr fünftes Lebensjahr erreicht, ohne eine Abnormität zu zeigen. Man hat, wie schon oben bemerkt wurde, später nichts mehr über sie in Erfahrung gebracht. Die Jüngste dagegen, Maploon¹), zeigte, wie der Vater schon bei

1) Abgebildet bei Beigel. (6). 2) S. Taf. VII Fig. 4.

der Geburt behaarte Ohrmuscheln. Nach einem Jahre sprossen die Haare überall am Körper hervor und mit zwei und einem halben Jahre trug sie ein langes, seidenweiches Haarkleid.

26 Jahre später sah sie der Capitän Youle und machte von ihr folgende Beschreibung: „Ihr ganzes Gesicht ist mehr oder minder mit Haaren bedeckt, welche nur an einer Stelle des Kinnes und zwischen Nase und Mund von flaumartiger Beschaffenheit, an allen anderen Stellen aber stark, seidenartig, braun gefärbt sind und eine Länge von 4 bis 5 Zoll haben. An den Nasenflügeln, den Wangen und unterhalb der Augen ist der Haarwuchs ein ziemlich bedeutender; von ausserordentlicher Stärke aber ist er im und am Ohre. Mit Ausnahme des äussersten Gipfels der Muschel ist nichts von den Ohren zu sehen, da sie ganz in Haare eingehüllt sind. Diese wachsen überall hervor und wachsen in Locken von 8 bis 10 Zoll Länge herunter. Die auf der Stirn wachsenden Haare sind so gekämmt, dass sie mit den Kopfhaaren vereinigt erscheinen; letztere sind, wie hier bei Frauen vom Lande gebräuchlich, à la Chinoise frisirt. Uebrigens sind die Stirnhaare nicht hinlänglich dicht, um die Stirn vollständig zu bedecken.

„Die Nase ist in einer Weise behaart, wie ich es bei keinem mir bekannten Thiere jemals gesehen, allenfalls würden die Locken eines Affenpinschers einen Vergleich zulassen; der Bart ist etwa 4 Zoll lang, sehr weich und seidenartig. Ihre Brust, Hals und Arme scheinen mit einem blassen Flaum bedeckt, der bei einer gewissen Beleuchtung gar nicht sichtbar ist.“

Sie hat zwei Söhne¹⁾, von denen der ältere mit fünf Jahren noch ganz normal gewesen sein soll; 13 Jahre später aber, berichtet ein anderer Reisender, dass auch er ein vollkommener homo pilosus geworden sei.

Der jüngere, 14 Monate alte Kuabe hatte zwar wenige Haare auf dem Kopfe, aber lange, seidenartige Haare an den Ohren und einen grossen Schnurr- und Kinnbart. Auch er hat später in seiner Erscheinung seiner Abstammung keine Schande gemacht.

Die europäischen Haarmenschen, aus dem Gouvernement Kostroma in Russland stammend, sind dem Leser vielleicht noch in Erinnerung. Sie wurden im Jahre 1873 in Berlin für Geld gezeigt, und auch von Virchow der hiesigen medicinischen Gesellschaft vorgestellt und einer eingehenden Besprechung unterzogen (13). Der ältere Andrian soll über 55 Jahre alt sein. Die Abbildung auf Taf. VII Fig. 5 wird am besten eine Vorstellung von ihm geben. Auch hier ist, wie bei Shwe-Maong nur in noch viel höherem Grade das ganze Gesicht mit Haaren bedeckt, aus denen wie beim Affenpinscher oder Löwenäffchen nur die Augen und Lippen hervorsehen. Auch am ganzen Körper trägt Andrian einen reichlichen Haarwuchs, der am Halse und Rücken eine Art Uebergangszone bildet, am Rumpfe in ein-

1) Abgebildet bei Beigel.

zelenen Abschnitten dichter steht, während die dazwischenliegenden Stellen dünn behaart sind. Die Haare sind hier 4 bis 5 Cm. lang.

Sein kleiner dreijähriger Begleiter und Landsmann Fedor ¹⁾ ist, wie man glaubt, sein natürlicher Sohn. Er trägt auch schon einen stattlichen Backenbart und am Körper und an den Armen hat er behaarte Inseln, welche 4 bis 6 Mm. im Durchmesser haben und 4 bis 6 Mm. lange weisgelbe, weiche Härchen besitzen.

In der Ehe wurden dem Andrian zwei Kinder geboren, ein Knabe und ein Mädchen. Beide sind früh gestorben. Ueber das Aussehen des ersteren verlautet nichts, während das Mädchen dem Vater gleich gewesen sein soll.

Ein Umstand ist es nun, der die Hypertrichosis universalis zu einer ganz besonders merkwürdigen Abnormität macht. Das ist nicht nur die eben geschilderte Entstellung, sondern die Eigenthümlichkeit, dass sie in allen darauf hin beobachteten Fällen mit noch einer anderen Anomalie vergesellschaftet war, nämlich mit einer defekten Zahnbildung. Von den 14 bis jetzt bekannten und vorher aufgezählten Fällen war bei 5 dieser Defekt vorhanden, 2 starben vor Eintritt der ersten Dentition und bei den 7 anderen hatte man auf die Beschaffenheit des Gebisses nicht geachtet. Unter diesen 7 letzteren befinden sich noch die 4 Fälle des 16. und 17. Jahrhunderts, bei denen der Zahndefekt wohl sehr leicht übersehen sein kann. Es ist schwer einzusehen, wie diese beiden Anomalien mit einander in Zusammenhang zu bringen sind.

Wenn sich am menschlichen Körper, wie hier, eine ganz absonderliche, durch die gewöhnlichen Regeln der Pathologie nicht erklärbare Erscheinung zeigt, so giebt es zweierlei Wege, sich über das Zustandekommen derselben eine Aufklärung zu verschaffen. In erster Linie hat man sich an die Embryologie um Aufschluss zu wenden, und zu untersuchen, ob sich etwa der vorliegende Zustand zu irgend einer Zeit des Entwicklungslebens normal vorfindet, oder mit anderen Worten, ob man es mit einer Hemmungsbildung zu thun hat. Ist dieses nicht der Fall, so hat man den zweiten Weg einzuschlagen: man hat die Reihe der Wirbelthiere zu durchmustern und danach zu sehen, ob die fragliche Abnormität bei irgend einer Species in der Norm besteht d. h. ob es sich um einen Rückschlag in das Thierreich, einen Atavismus handelt. Lässt auch dieses im Stich, so muss man sich fürs Erste bescheiden und die Fälle mit möglichster Genauigkeit registriren, bis neue Beobachtungen endlich die gewünschte Aufklärung bringen. *Lusus naturae* pflegte man früher solche Zustände zu nennen. Aber die Zahl der Naturspiele unserer Vorfahren hat sich bei eifriger Untersuchung und bei wachsenden Fortschritten in der Kenntniss der vergleichenden Anatomie und Entwicklungsgeschichte schon um ein Bedeutendes vermindert und wird wohl allmählig auf ein immer kleineres Mass zusammenschrumpfen.

In unserem concreten Falle müssen wir auf die Hülfe der Embryologie Verzicht leisten, denn bis jetzt ist, wie mir Herr Geh.-Rath Reichert die Güte hatte, mitzutheilen, noch nichts über die Reihenfolge bekannt, in wel-

1) S. Taf. VII Fig. 6.

cher die Zähne beim Embryo erscheinen. Der normale Durchbruch der Zähne bei der ersten Dentition geht in einer anderen Ordnung vor sich, als bei den Haarmenschen eingehalten ist.

Ein Erklärungsversuch auf dem Wege der vergleichenden Anatomie hat bei dem thierischen Aussehen der Patienten von vornherein etwas sehr Verlockendes und Virchow dachte sofort, als ihm der Zahndefekt auffiel, an die Familie der Edentaten. Er gab aber diesen Gedanken wieder auf, weil kein Edentatengebiss mit demjenigen des Andrian übereinstimmt.

Es mögen hier zwei Tabellen folgen, von denen die eine ausser einigen anderen Angaben, die Zahnformeln der besprochenen Patienten enthält, die andere dagegen diejenigen solcher Thiere mit möglichst analogen Gebissen.

No. 1. Hypertrichosis universalis.

Name des Autors oder des Patienten.	Geschlecht.	Alter.	Abnorme Behaarg. trat ein im Alter von	Zahnformel.	Bemerkungen.	Anno
Platers Fall	♂	Adult	—	—	—	1583
Sein Sohn	♂	9 J.	vor 9 ^t J.	—	—	1583
Seine Tochter	♀	7 J.	vor 7 ^t J.	—	—	1583
Zacutus' Fall	♀	3 J.	vor 3 ^t J.	—	—	vor 1657
Schumacher's Fall	♀	Adult.	—	—	—	1656
Shwe-Maong	♂	30 J.	6 J.	$\frac{0\ 0\ 4\ 0\ 0}{0\ 1\ 4\ 0\ 0}$ r	Bei der Geburt. Ohrmuskeln behaart. Eintritt der Pubertät und Zahnwechsel mit 20 Jahren.	1829
Maphoon	♀	2½ J.	1 J.	$\frac{0\ 0\ 4\ 0\ 0}{0\ 0\ 4\ 0\ 0}$	Bei der Geburt Ohrmuskeln behaart. Mit 2 Jahren 2/2 Schneidezähne.	1829 u. 1858
Ihr 1ster Sohn	♂	18 J.	5 J.	—	Bei der Geburt normal.	1855
Ihr 2ter Sohn	♂	1½ J.	vor 1 ^t J.	—	—	1855
Pastrana	♀	23 J.	als kleines Kind	$\frac{5\ 0\ 0\ 0\ 5}{5\ 1\ 4\ 1\ 5}$	—	1857
Ihr Sohn	♂	36 St.	bei der Geburt	—	Bei der Geburt behaart.	1875
Andrian	♂	55 J.	—	$\frac{0\ 1\ 0\ 0\ 0}{5\ 1\ 4\ 1\ 5}$ r	—	1873
Seine Tochter	♀	früh gest.	als kleines Kind	—	—	—
Sein Sohn	♂	3 J.	vor 3 ^t J.	$\frac{0\ 0\ 0\ 0\ 0}{0\ 0\ 4\ 0\ 0}$	—	1873

Im Ganzen 14. Darunter 8 Männliche und 6 Weibliche.

No. 2. Zahnformeln verschiedener Thiere.

Volitantia	Megaderma	4. 1. 0. 1. 4.
		4. 1. 4. 1. 4.
	Taphozous	5. 1. 0. 1. 5.
		5. 1. 4. 1. 5.
Edentata	Dasypus sexcinctus	M. 1. 2. 1. M.
		M. 1. 0. 1. M.
Pachydermata	Elephas	M. 0. 2. 0. M.
		M. 0. 0. 0. M.
	Rhinoceros africanus	M. 0. 0. 0. M.
		M. 0. 4. 0. M.
Ruminantia	Devexa	6. 0. 0. 0. 6.
		6. 0. 8. 0. 6.
	Cavicornia	6. 0. 0. 0. 6.
		6. 0. 8. 0. 6.

Ich hatte gehofft, durch einen solchen Vergleich einigen Aufschluss zu gewinnen, und ich glaubte auch schon, in der Formel des afrikanischen Nasshorns und derjenigen der Cavicornia die gesuchte Uebereinstimmung gefunden zu haben. Es hatte das etwas so Verführerisches, dass in der Anordnung des Gebisses grade diejenigen Thiere, bei denen der Mangel der Zähne gleichsam compensirt wird durch starke Hornbildung, mit unseren Patienten übereinstimmen sollten, bei denen abnorme Haarbildung mit Defekt im Zahnsystem einhergeht¹⁾. Aber leider habe ich diese schöne Hoffnung wieder zu Grabe tragen müssen.

Es findet sich nämlich, dass bei unseren 5 Haarmenschen, deren Zahnformel wir kennen, nicht immer dieselben Abtheilungen der Zahnreihen von dem Defekte betroffen wurden. Als allgemein gültige Grundsätze kann man nach den bisherigen Erfahrungen nur Folgendes aufstellen:

Diejenigen Partien des Kiefers, welche keine Zähne trugen, besaßen auch keinen eigentlichen Alveolarfortsatz und das Zahnfleisch bildete an dieser Stelle eine harte, fleischige Rinne. Auch die darüber liegende Lippe war in zwei Fällen in ihrer Ausbildung zurückgeblieben und war viel schmäler als in der Norm. Die Wangen waren diesem Zahndefekt entsprechend eingefallen und gaben dem Antlitz einen greisenhaften Ausdruck. Die Deu-

1) Bei der Durchmusterung einschlägiger Literatur fand ich, dass schon Trinius (16) im Jahre 1835 einen ähnlichen Gedanken ausgesprochen hat. Auf Seite 49 heisst es: „In der „Zunft der horntragenden Wiederkäuer nämlich findet, hier in der engeren Prolifikationssphäre, derselbe Antagonismus zwischen Zahn- und Hornbildung statt, wie dort [in der Zunft der Hirsche] zwischen Sexualität und Geweiherzeugung in der allgemeinen, indem die hier constant suprimirten Hundszähne ebenso constant durch zwei Hörner auf dem Schädel compensirt werden“.

„Anmerkung: Vielleicht wären bei mehrerer Aufmerksamkeit, auch beim Menschen ähnliche Compensationen aufzufinden. Jener im Gesichte und am Körper zottige Birmane, welcher der englischen Gesandtschaft in Ava vorgestellt wurde, und welchem sämmtliche „Backzähne fehlten, dürfte als Beleg dazu dienen.“

tion war in allen Fällen abnorm spät aufgetreten (und der Zahnwechsel fand bei dem ältesten Asiaten erst im 20. Lebensjahre statt.)

Was nun das Zahnsystem selbst anbelangt, so waren in allen Fällen die 4 unteren Schneidezähne zur Entwicklung gekommen. Hiermit endet aber auch die Uebereinstimmung. Die 4 oberen Schneidezähne waren in zwei Fällen ebenfalls vorhanden; in den drei anderen fehlten sie.

Andrian besitzt die unteren und den linken oberen Eckzahn; die Pastrana hatte nur die unteren Eckzähne, Shwe-Maong nur den linken unteren Eckzahn. Also auch hier wieder ein Ueberwiegen der Zahnbildung im Unterkiefer. Ausserdem erscheint die linke Seite normaler als die rechte. Bei den andern Patienten fehlten die Eckzähne ganz.

Backzähne sind überhaupt nur bei zwei Individuen zur Entwicklung gekommen, bei Andrian und der Julia Pastrana; letztere hat sie vollzählig, ersterer wiederum nur diejenigen des Unterkiefers. Die Pastrana hat überhaupt das vollständigste Gebiss von der ganzen haarigen Gesellschaft. Es fehlen ihr nur die Eckzähne und die Schneidezähne im Oberkiefer, während die Backzähne und sämtliche Zähne des Unterkiefers normal sind.

Bei diesen Angaben habe ich mich nach der Notiz gerichtet, welche sich auf der hier in Berlin gefertigten Abbildung findet und welche einem Artikel der Gartenlaube 1857 entnommen ist. Ein londoner Zahnarzt, Dr. Purland, aber behauptet, bei der Pastrana sowohl im Oberkiefer, als auch im Unterkiefer eine unregelmässige doppelte Reihe von Zähnen gefunden und in Gips abgegossen zu haben, von denen die eine Reihe innerhalb der andern stand. Darwin, der diese Angabe Dr. Purlands in seinem „Variiren der Thiere und Pflanzen“ wiederholt, bemerkt dazu: „Diese Fälle erinnern uns sehr stark an die Thatsache, dass die zwei Säugethierordnungen, nämlich die Edentata und die Cetacea, welche in Bezug auf ihre „Hautbedeckung die abnormsten sind, auch in Bezug entweder auf das Fehlen oder „den Reichthum an Zähnen die abnormsten darstellen.“

So haben wir für diese Anomalie bis jetzt nur nachweisen können, dass bestimmte, naheliegende Erklärungsversuche unzulänglich sind, ohne dass es mir jedoch möglich war, eine zutreffendere Erklärung auffinden zu können. Von Virchow wird darauf aufmerksam gemacht, dass das Gebiet des nervus trigeminus vorzugsweise ergriffen ist und dass man daher an Nerveneinflüsse zu denken habe. Dieses ist nicht allein ein richtiges, sondern auch gewiss ein sehr wichtiges Faktum, wohl werth, besonders betont zu werden. Es ist durch dasselbe aber noch nicht die niemals fehlende starke Behaarung des Rumpfes und der Extremitäten erklärt, ganz abgesehen davon, dass wir auch noch keine Einsicht darin haben, warum der Nerveneinfluss des trigeminus sich in dieser absonderlichen und dabei doch nicht immer in übereinstimmender Weise äussert. Ich habe fürs Erste keine Erklärung dafür. Vielleicht werden einst neue Beobachtungen dazu beitragen, das Dunkel, das bis jetzt noch über dieser Missbildungsgruppe schwebt, zu erhellen.

Es sei gestattet, den Inhalt der vorstehenden Blätter noch einmal kurz zu recapituliren. Wir waren im Stande gewesen, die abnormen Behaarungen beim Menschen in zwei Haupt-Abtheilungen zu gruppiren:

I. Abnorme Haarbildung auf verändertem Hautgewebe.

Die behaarte Haut ist abnorm pigmentirt, oder abnorm verdickt oder beides zugleich; die Haare sind gewöhnlich hypertrophisch—im pathologisch-anatomischen Sinne.

Diese Gruppe umfasst die behaarten Warzen und die Naevi pilosi.

II. Abnorme Haarbildung auf anscheinend unveränderter Haut.

Dieselbe zerfällt wieder in drei Unterabtheilungen.

1. Die Heterogenie der Behaarung: das Auftreten abnormer Behaarung bei Weibern an den für das männliche Geschlecht typischen Stellen. Hier konnten drei verschiedene Arten aufgestellt werden.
2. Die Heterochronie der Behaarung: das vorzeitige Auftreten der Behaarung bei Kindern an den normaler Weise erst nach der Pubertät behaarten Stellen. Sie ist in derselben Art wie die normale Behaarung verschieden nach dem Geschlechte.
3. Die Heterotopie der Behaarung, das Auftreten abnormer Behaarung an solchen Stellen, welche zu keiner Zeit und bei keinem Geschlechte mit Haaren besetzt zu sein pflegen.

Hier sind wiederum dreierlei Formen zu unterscheiden.

- a. Heterotopes Auftreten der Behaarung an irgend einer Stelle des Körpers, an welcher zu irgend einer Zeit des Intra- oder Extrauterinlebens ein Reizzustand in der behaarten Hautpartie nachweislich bestanden hat: *Hypertrichosis irritativa*.
- b. Die *Hypertrichosis circumscripta*. Sie ist in ihrer Grösse sehr verschieden, tritt aber stets bilateral-symmetrisch auf und nimmt ihren Ausgang immer von der Medianlinie des Rückens oder des Nackens. Ihr Auftreten ist nur durch Atavismus zu erklären.
- c. Die *Hypertrichosis universalis*, das Antlitz vorzugsweise entstellend, in hervorragender Weise erblich und in den bis jetzt darauf hin untersuchten Fällen stets verbunden mit einem Defekt in dem Zahnsystem.

Anmerkung. Den Bart zur Charakterisirung des Dämonischen bei Weibern benutzt auch Shakespeare im *Macbeth* I Aufzug III Scene:

Banquo zu den Hexen: „Ihr solltet Weiber sein,

„Und doch verbietet euer Bart die Deutung,

„Dass ihr es seid.“ —

Die älteste Abbildung eines bärtigen Mädchens besitzen wir in einem Stiche des Dominikus Custos (geb. zu Antwerpen 1560, gest. zu Augsburg 1512). Dieser Stich ist bezeichnet . Custod. excud. Augt und trägt folgende Unterschrift:

„Helena Antonia nata in Archiepiscopatu Leodiensi Act. suae XVIII n' Ser.™ Archidivissa Aust. Maria Vidua Graecii educata. —

„Helena Antonia geboren im Ertzbistumb Littich Ires alters 18 jar Ertzoge zue Grätz etc.“

Die junge Dame ist in ganzer Figur dargestellt, in vornehmem Gewande mit Puffärmeln und hochstehendem Spitzkragen in einem Saale stehend, die rechte Hand auf eine Stuhllehne gelegt. Die Haare sind zurückgekämmt und stecken in einem Netze. Die Augenbrauen sind ziemlich stark entwickelt, lassen aber die Nasenwurzel frei. Ein starker, langer Schnurrbart ziert die Oberlippe. Ein Backenbart vereinigt sich mit dem vollen Kinnbarte, welcher dicht unter dem rothen Saume der Unterlippe beginnt und sich leicht wellig bis auf die Brust herab erstreckt, den Anschnitt des Halskragens vollständig ausfüllend. Abgesehen von der Gewandung lässt nur die leichte Wölbung der Brust, im Verein mit den kleinen Händen vermuthen, dass hier nicht ein kräftiger Mann, sondern ein Mädchen dargestellt sein soll. Dieses seltene Blatt befindet sich im kgl. Kupferstichkabinet zu Berlin, woselbst mir die genaue Einsicht auf das Freundlichste gestattet wurde.

Dr. Max Bartels.

Erklärung der Abbildungen auf Taf. VII.

Fig. 1. Eine alte Frau von 82 Jahren mit einem ungefähr 7 Cm. langen Schnurrbart. Im Jahre 1865 auf der Anatomie in Berlin von Herrn Pfuhl gezeichnet. Heterogenie der Behaarung; (dritte Form).

Fig. 2. Zwölfjähriges Mädchen mit dichter Behaarung am Nacken, Rücken, Schultern und Oberarmen, nach Beigels (6) Abbildung in Virchows Archiv Bd. 44. Taf. XVIII. Fig. 2. Hypertrichosis circumscripta.

Fig. 3. Julia Pastrana nach einem Holzschnitt, welcher als Flugblatt 1858 in Berlin erschienen ist (Literarnachweis 15). Hypertrichosis universalis.

Fig. 4. Shwe-Maong, der Stammvater der asiatischen Haarmenschen. (Nach 4 Beigels Abbildung a. a. O. (6) Taf. XVII Fig. 2. Hypertrichosis universalis.

Fig. 5. Andrian, der ältere russische Haarmensch (oder Hundemensch), über 55 Jahr alt. Nach einer im Jahre 1873 in Berlin von Pflaum u. Co. aufgenommenen Photographie. Hypertrichosis universalis.

Fig. 6. Fedor, der jüngere russische Haarmensch, Sohn des vorigen, drei Jahr alt. Nach einer im Jahre 1873 in Berlin von Pflaum u. Co. aufgenommenen Photographie. Hypertrichosis universalis.

Literatur-Nachweis.

1. F. A. von Ammon. Die angeborenen chirurgischen Krankheiten des Menschen. Taf. XXII, Fig. 9a.
2. Hebra Hautkrankheiten in Virchows Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie. Band III. Theil II.
II. pag. 30. —
3. Burkard Eble. Die Lehre von den Haaren in der gesammten organischen Natur. II.
p. 233. — p. 81. — p. 233. —
4. Observationum Felicis Plateri quondam archiatri et profess. Basil. Libretes. Basileae 1680.
p. 573. — 572.
5. Diese Zeitschrift Bd. IV. 1872. p. (27).
6. H. Beigel. Ueber abnorme Haarentwicklung beim Menschen. Virchows Archiv für pathologische Anatomie etc. Bd. 44. 1868 (mit 2 Tafeln).
7. Ch. Darwin's gesammelte Werke, übersetzt von Victor Carus 1875. Bd. V. Die Abstammung des Menschen.

8. Eschricht. Ueber die Richtung der Haare am menschlichen Körper. Müllers Archiv für Anatomie und Physiologie 1837.
 9. Th. Smith Edinburgh Journ. of science Juli 1829. Friepes Notizen 25 No. 13 (Eble II p. 236).
 10. Diese Zeitschrift Bd. VII 1875. p. (91).
 11. Thomae Bartholini Epistol. medicinal. Centuria III 97 p. 419. Hafniae 1667. — Cent. II. epist. 83. p. 668. Hafniae 1663.
 12. Ruggieri Storia ragionata di una donna avente gran parte del corpo coperta di pelle e pelo nero. Venet. 1815. Allgem. medicin. Annalen Nov. 1817. p. 1522. (Eble II 40).
 13. Rud. Virchow. Die russischen Haarmenschen. Verhandlungen der Berliner medic. Ges. Bd. IV. p. 298. Berl. klin. Wochenschrift. Bd. X. 1873 No. 29.
 14. Zacuti Lusitani opera omnia Lugduni 1657. Praxis medica admiranda lib. III. obs. 95.
 15. Julia Pastrana. Flugblatt in Folio. Berlin. E. H. Schroeder. Mit dem Brustbild der Pastrana in Holzschnitt nach einer Zeichnung von H. Koenig und erklärendem Texte nach der Gartenlaube 1857. 48.
 16. Diese Familie ist an vielen Orten erwähnt; ich folge bei der Beschreibung den Angaben von Beigel (6) und Virchow (13). Deren Quelle ist John Crawford (oder, wie andere schreiben Crawford) Journal of an embassy from the Governor General of India to the court of Ava. Second Edition London 1834. vol. I p. 318.
- Henry Youle. A Narrative of the Mission sent by the Governor-General of India to the court of Ava in 1855. London 1858.
- Eble (3) II. p. 40.
3. C. Trinius. Ueber das Wesen und die Bedeutung der menschlichen Haare und Zähne. Abh. d. Leopoldin. Akademie. Bd. 18. 1836 p. 49 (Separat-
abdruck), XVIII 1.
- Ch. Darwin (7) Bd. II. 356 und Das Variiren der Thiere und Pflanzen im Zustande der Domestication. Uebersetzt von Victor Carns. 1868. II. Bd. p. 101 und 433.

Beiträge zur Kenntniss der sogenannten anthropomorphen Affen.

IV.

In der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin machte Prof. R. Hartmann am 15. Febr. 1876 folgende Mittheilungen über neues, die anthropomorphen Affen betreffendes Material.¹⁾ Dasselbe rührt grossentheils aus den reichhaltigen, von den Mitgliedern der deutschen westafrikanischen Expedition mit lobenswerther Sorgfalt und mit wissenschaftlicher Umsicht veranstalteten Sammlungen her. Vortragender hatte als erwählter Obmann des „Comité's für die Sammlungen der Gesellschaft“ die Mitglieder der Expedition, die Herren Güssfeldt, Falkenstein, Pechuël-Löschke, v. Mechow und Lenz ersucht, ganz besonders auf jene hochinteressanten Thiere zu achten und deren Reste zu sammeln. Es ist nun dem Vortragenden eine angenehme Pflicht, bei jeder sich ihm darbietenden Gelegenheit öffentlich jenen wackeren Reisenden für ihre eifrige und entgegenkommende Mühewaltung den wärmsten Dank darzubringen. Alsdann hat Vortragender auch noch eine ganze Collection von Präparaten benutzen können, welche durch den unermüdlichen Afrikareisenden H. v. Koppenfels im Ogôwê-Gebiete gesammelt und nach der Heimath gesendet worden sind.

Die Untersuchung dieser mannigfaltigen Präparate ergab interessante, z. Th. schon an früheren Specimina vom Schreiber dieses erkannte und nunmehr ihre Bestätigung findende Details, welche hier nur vorläufig und im Allgemeinen mitgetheilt werden können, deren genauere Darstellung aber für eine Reihe grösserer, z. Th. schon im Druck befindlicher monographischer Arbeiten aufgespart werden muss. Es erscheint Vortragendem am passendsten, diese Resultate hier in möglichster Kürze zu rubriciren.

1) Finden sich einzelne Schädel ganz alter Gorilla-Männchen mit fehlender kammartiger Hervorragung der verschmolzenen Cristae sagittales und mit nur schwacher Crista lambdaidea. Die Cristae sagittales, entsprechend Hyrtl's Lineae semicirculares superiores, gehen in solchen Fällen nur hinten auf dem Scheitel nahe aneinander.

2) Giebt es Gorilla-Schädel von jüngeren Individuen, an denen viele Einzelheiten im Knochen- und Zahnbau Aehnlichkeit und selbst Uebereinstimmung mit den an etwa gleichaltrigen Chimpanse-Schädeln beobachteten individuellen Verhältnissen zeigen.

3) Der Antlitztheil des Gorilla-Schädels variirt ausserordentlich je nach den einzelnen Individuen. An ungefähr gleichaltrigen Schädeln ausgebil-

1) Vergl. Sitzungsber. der Berlin. Anthropol. Gesellschaft vom 16. October, 20. November und 13. December 1875.

deter Männchen und Weibchen zeigt sich der Abstand zwischen Augenhöhlen und Apertura pyriformis bald sehr kurz, bald sehr gross. Die zahmtragenden Kiefertheile sind oft sehr lang, bald sehr kurz, bald breit, bald schmal. Die Augenhöhlenscheidewand ist bald auffällig breit, bald sehr schmal. Daraus ergiebt sich, dass es Individuen mit kurzem und mit langem Nasenrücken, mit kurzer und langer oder breiter Oberlippe, mit näher aneinander oder mit weiter auseinander stehenden Augen geben muss. Es handelt sich hier übrigens keineswegs um geographische Varietäten, denn jene Abweichungen wurden an Schädeln vom Ogôwê, Fernan Vaz und aus Mayombe wie Jangela beobachtet. (Die von Jeffries Wyman, Du Chaillu und Anderen aufgestellten, durchgehends so miserabel charakterisirten Gorilla- und Chimpanse-Arten hat Vortragender schon mehrfach anderweitig einer kritischen Beurtheilung unterzogen und glaubt dieselben einer weiteren Discussion hier nicht mehr für werth erachten zu dürfen.)

4) Es finden sich Gorillas mit grossen, gerundeten, 6·8—7 Cent. langen und mit 5·5—5·6 Cent. breiten, denen der Chimpanses ähnlichen Ohren. Die Ohren anderer Gorillas dagegen sind kleiner, 6 Cent. hoch und 3—3·8 Cent. breit. Letztere sind den menschlichen Ohren ähnlicher, als diejenigen der meisten Chimpanses.

5) Giebt es Chimpanses mit kleinen Ohren von 5·9, 6·1—6·5, 6·6, 6·8 Cent. (sonst 7·3 oder 7·7 Cent.) Länge und 4·3, 4·6 (sonst 5·5 ja 8 Cent.) Breite. Derartige Exemplare sind auch in ihren Kremen, Leisten, Ecken, Gegenecken und anderen Hervorragungen sehr variabel.

Vortragender hält demnach gegenwärtig die Ohrgrösse für ein höchst unsicheres, verwerfliches Unterscheidungsmittel zwischen Gorilla und Chimpanse, wie sich das auch u. A. an der berühmten Mafuca des zoologischen Gartens zu Dresden bewährt hat.¹⁾

6) Dagegen ist die Nase, soweit die Erfahrungen des Vortragenden bis jetzt reichen, bei beiden Thierformen verschiedenartig gebildet. Beim Gorilla tritt ihr Knorpel am Vordergesicht hoch, breit und wulstig-dick hervor, ist breit birnförmig gestaltet, mit einer breiten, mittleren Längsrinne und mit breit und gerundet gegen die Oberlippe herabziehenden seitlichen oder Flügelpartien versehen. Die Nasenlöcher öffnen sich vorn weit, obwohl sie an gestopften Bälgen und an danach gefertigten Bildern gewöhnlich zu stark aufgelassen und zu unnatürlich aufgebläht erscheinen.

Beim Chimpanse ist die Nase kürzer, schmaler und platter, ohne die grosse Längsrinne; auch ist sie mit einer sie oben, seitlich und an der Lippenbasis umsäumenden Furche versehen. Beim Gorilla konnte diese Furche regelmässig nur bis zu den Seitentheilen (Flügeln), nicht aber bis vorn an die Lippenbasis verfolgt werden.

7) H. v. Koppenfels berichtet aus Westafrika, dass er die Unterschei-

1) Vergl. Sitzungsberichte a. a. O. vom 20. Nov. 1875, S. 255.

dung zwischen den noch mit Weichtheilen bedeckten Händen des Gorilla und des Chimpanse für sehr schwierig, wenn nicht für gänzlich illusorisch halte. Vortragender vermag diesen Angaben nur beizustimmen. Gewöhnlich stellt man die Finger des Gorilla äusserst dick, diejenigen des Chimpanse als sehr schlank dar. In der That hat das alte Gorilla-Männchen am Handskelet, soweit es bis jetzt beobachtet worden, noch breitere Phalangen, als selbst das alte Chimpanse-Männchen. Aber trotzdem ist der Dickenunterschied der Finger zwischen den beiden Thieren nicht so beträchtlich, als gewöhnlich angenommen wird. Auch das alte Chimpanse-Männchen hat eine recht respectable Tatze. Das Gorilla-Weibchen nähert sich in dieser Hinsicht dem Chimpanse-Männchen. Das Chimpanse-Weibchen aber ist in derselben Hinsicht wieder graziler als das Männchen ihrer Form gebaut. Auch sind der Gorilla- und der Chimpanse-Fuss, die u. a. K. E. v. Baer so richtig als Greiffüsse bezeichnet, sehr ähnlich gebaut. Zwischen Fingern und Zehen zieht sich jene bei Gibbons und Menschen nur kurze Bindehaut hin, welche bei Gorillas, Chimpanses und Orang-Utans dagegen nicht ganz bis zur Hälfte der ersten Phalange heranreicht. Diese Bindehaut sieht man an ungeschickt gestopften Bälgen, an den im Verkehre befindlichen Gorillabildern und an aus Pariser Werkstätten herrührenden, so manche öffentliche Sammlung verunzierenden, nach der Phantasie oder höchstens nach schlechten Bälgen und Abbildungen verfertigten Gipsabgüssen viel zu weit nach vorn sich erstreckend, namentlich am Fusse.

Sehr junge Gorillas und Chimpanses haben wie die menschlichen Kinder nur ganz kurze, dicke Finger und Zehen.

8) Die Färbung des Balges bildet ein schlechtes Unterscheidungsmerkmal. Es giebt Gorillas mit dem conventionell als typisch beschriebenen Haarcolorit, mit fuchsigem Scheitel, melirtem Rücken, Schultern und Hüften, sowie schwärzlichbraunen Unterarmen und Unterschenkeln. Andere haben eine schwärzlichbraune oder schwarze Gesamtfärbung. Es giebt ferner Chimpanses mit fuchsigen Spitzen ihrer schwärzlichbraunen oder schwärzlichen Haare, woraus denn ein helleres Hauptcolorit entsteht. Gesicht, Ohren, Hände und Füsse der Gorillas sind öfters schmutzig fleischfarben, russschwarz gedeckt oder gefleckt, nicht aber immer rabenschwarz, wie in den mit Oelfarbe und Firnis angestrichenen, gestopften Bälgen der Museen wohl ausnahmslos zu sehen ist.

Vortragender wirft nun die Frage auf, wie man wohl jenes auffällige Ineinandergreifen der angeblich so schroff charakterisirten, von ihm selbst bis noch vor Kurzem specifisch strenge auseinandergehaltenen Formen der Anthropomorphen erklären solle? Es wird neuerdings an der afrikanischen Westküste viel von Kreuzungen zwischen Gorillas und Chimpanses gesprochen. Herr H. v. Koppenfels will selbst dergleichen Bastarde geschossen haben. Die Dresdener Mafuca wurde von einem Herrn Ulrici für einen

Kreuzling zwischen Gorilla und Chimpanse erklärt.¹⁾ Es sind in der That Kreuzungen zwischen verwandten Affenformen in der Gefangenschaft constatirt worden, dagegen ist Vortragendem nichts von dergleichen Vorgängen im Freileben der erwähnten Thiere bekannt. Trotzdem muss die Sache noch gründlich geprüft werden.

Andererseits könnte man angesichts der hier besprochenen thatsächlichen Befunde aber auch die Möglichkeit in Betracht ziehen, Gorillas und Chimpanses bildeten nur Varietäten einer Art, innerhalb welcher die Tendenz zum ausschweifendsten individuellen Variiren herrsche. Manche Individuen-Gruppen und Familien könnten sich ja zu einer gewissen Constanz gesondert ausgebildet haben, während andere wieder alle Schwankungen einer nicht abgegrenzten, nicht vollendeten Individualisirung darböten. Habe man doch früher unter den Orang-Utans eine Anzahl Species unterschieden, die anfangs ihre volle Berechtigung zu haben schienen, bis man durch das Studium so mannigfacher Uebergangsformen die Ueberzeugung gewann, man habe es hier mit Beispielen eines anscheinend kaum begrenzten Variirens zu thun.

Aehnliches bieten z. B. die Gibbons, Paviane, Meerkatzen, die kleinen Wölfe und Schakale, die Antilopen, die fossilen und lebenden Repräsentanten der echten Elephanten, die diluvialen Raubthiere in ihrem Verhältniss zu entsprechenden Formen der Jetztwelt, die Walfische und Finnwale u. s. w. dar.

Vortragender will mit dem hier Bemerkten in diesen nur schwierig zu ergründenden Verhältnissen keineswegs einen bestimmten Ausspruch thun, er will nur zum weiteren Studium von Fragen anregen, welche seiner Ansicht nach die höchste Beachtung sowohl der Zeitgenossen als auch der kommenden Generationen verdienen.

Zahlreiche nach der Natur angefertigte Aquarellzeichnungen dienten neben dem Vortrage noch zur Beleuchtung mancher Detailverhältnisse. An der Hohlhandfläche der Hände und an der Sohlenfläche der Füße zeigten sich die Papillenreihen dem natürlichen Verhältniss entsprechend genau wieder gegeben.

1) S. Sitzungsber. der Berlin. anthropol. Gesellschaft vom 18. Dec. 1875.

Die Nveforezen. Aeusserliches Vorkommen, Kleidung, Verzierungen, Waffen, Häuser.

Von

J. B. van Hasselt, Missionar.

Wenn man an der kleinen „Geelvinksbaai“ und der „Naacke Hoeti“ von Neu-Guinea's Nordwestküste, unter ungefähr 134° O. L. liegend, vorbeigesegelt ist, und in südöstlicher Richtung weiter fortsegelt, so kommt man in eine Meeresstrasse. Dieselbe trennt die Insel Manaswari von der Küste des Festlandes, wodurch eine ziemlich tiefe Bucht entsteht, bekannt unter dem Namen der „Dorehbaai“.

Die Umgegend von Doreh gehört zu der grossen „Geelvinksbaai“, welche endigt am 38° O. L. nahe bei der „Hoeti d'Urville“ oder dem Ambernoffluss, während ihre Breite 60 bis 65 Stunden beträgt.

Der Name „Geelvinksbaai“ ist dem holländischen Schiffe „de Geelvink“ entnommen, mit welchem im Jahre 1705 eine Reise nach dieser Gegend Neu-Guinea's ausgeführt wurde.

Wenn man in die Strasse hineinkommt, so ist der Anblick entzückend. Zur Rechten hat man das Festland, die Küste von Doreh; zur Linken die Insel Manaswari, während in der Bucht selbst noch die kleine Insel Mapia liegt. In der Ferne erhebt sich das Arfakgebirge ungefähr 9000 Fuss über dem Meeresspiegel. Obgleich es an einem regnerischen Nachmittage war, als wir zum erstenmal diese Küste erblickten, so waren wir doch über den schönen Anblick erstaunt.

Der Name Manaswari heisst übersetzt: „die Vögel lieben es“, vielleicht weil früher viele Vögel dort ihren Aufenthalt hatten, was heute weniger der Fall ist, auch wird die ganze Insel nach dem grössten Kampong „Mausinam“ genannt.

Doreh, eigentlich in nveforischer Sprache Dorro, heisst verdolmetscht: In oder Binnen, weil man in die Bucht einfahren muss, wenn man nach den Kampongs kommen will. Ueberhaupt geben die Eingebornen Namen nach der Beschaffenheit oder nach dem Zwecke, wozu ein Ort dienlich ist.

Die Bewohner von Manaswari und Doreh gehören zu dem Stamme der Nveforezen, also genannt nach ihrer Insel Nvefoor, von Doreh und Manaswari eine oder zwei Tagereisen entfernt. Ich bemerke hierbei, dass die Insel Manaswari nur eine halbe Stunde zu rudern von Doreh entfernt liegt.

Der Name „Nvefoor“ ist dieser Insel gegeben nach einem dort stattgefundenen Ereignisse. Der Sage nach sollen nämlich die Eingeborenen zum erstenmal auf dieser Insel das Feuer kennen gelernt haben. Soor ist in deutscher Sprache Feuer und Nve Wir, also Nvefoor Wir (haben) Feuer.

Ein Zauberer soll dort die Leute gelehrt haben Feuer zu machen. Ueberhaupt spielt die Insel Nvefoor eine wichtige Rolle in der Mythologie der Eingebornen, wie wir später erörtern wollen.

Der Nvefooreische Stamm ist in den Strandgegenden und auf den zu Neu-Guinea gehörenden Inseln ziemlich vertreten, und die Nvefooresische Sprache ist diejenige, welche von allen Dialecten der papuaischen Sprache am meisten vertreten und gesprochen wird.

Der Stamm der Nveforezen besteht aus vier Zweigen, genannt nach den vier Kampongs (Dörfern) die auf der Insel Nvefoor liegen und heissen: Amberprer, Angradefoe, Roemana und Roemansra.

Die Bewohner von N.-Guinea sind überhaupt in zahllose Stämme vertheilt. Nach ihrem Wohnort können sie in Berg- und Strandbewohner eingetheilt werden. Die Nveforezen gehören zu den Strandbewohnern.

Von dieser Insel Nvefoor aus haben sich allmählich Niederlassungen auf anderen Inseln und auf dem Festlande gebildet. Zwischen den Nveforezen und den Bewohnern ist ein bedeutender Unterschied, nicht so sehr was ihr äusserliches Vorkommen betrifft, obgleich dieses bei den letzten wüster und roher ist, als bei den ersten, sondern was ihre Sitten und Gewohnheiten anbelangt, was wir an seiner Stelle erörtern werden.

Merkwürdig ist es, dass kein einziger Stamm, weder Nveforezen noch Andere, sich jemals „Papuas“ nennen, sondern sich immer neu nach ihrem Wohnorte oder nach ihrem Stamme bezeichnen. Das Wort „Papua“ ist ein malayisches und bedeutet: „Krausharig“.

Die Leute des nvefooreschen Stammes haben überhaupt ein gutes Aussehen: Sie sind von mittelmässiger Grösse, ihre Hautfarbe ist dunkelbraun mitunter schwarzbraun, oder auch wohl in's gelbliche spielend, freilich das letzte nur selten. Ihre Stirn ist ziemlich hoch und spitz zulaufend, das Auge dunkelbraun oder schwarz; die Nase ist breit oder platt, der Mund ziemlich gross, die Lippen sind dick und einigermassen aufgeworfen.

Der Haarwuchs ist eigenthümlich. Das Haar ist kraus, aber nicht so wollig wie bei den Negern; wenn sie es nicht künstlich abkürzen, und ihm sein natürliches Wachsthum lassen, so wird es ein sehr grosser und starker Haarbüschel. Sie tragen gewöhnlich einen von Bambus verfertigten Haarkamm in ihrem Haare, somit sie aus Liebhaberei und auch zum Zeitvertreibe das Haar in die Höhe kämmen; dieses thuen sie, wenn sie sitzen oder stehen oder liegen. Oft kommt es vor, dass der Papua mit einem Europäer sprechend, den Kamm dermassen durch sein Haar zieht, dass das nicht sehr wohlriechende Oel, was er gerade in seinem Haar hat, oder wenn er aus dem Bade kommt, das Wasser dem Gegenüberstehenden in das Gesicht spritzt.

Die Kleidung ist höchst primitiv, obschon die Frauen anfangen sich anständiger zu kleiden, namentlich die freien Frauen, welche sich allgemein mit den in Indien gebräuchlichen Sarongs bekleiden, jedoch bleibt der Oberkörper unbedeckt. Die Sklavinnen indessen müssen sich begnügen mit einer

Schürze von Baumbast, welche sie in Form eines kurzen Rockes tragen; nur diejenigen, welche ihren Herren besonders viel einbringen durch Ackerbau, werden damit begünstigt, eine Schürze von Kattun tragen zu dürfen, wenn sie diese selber bezahlen können, auch wird solches den Kebsweibern zu Theil, welche vor andern Sklavinnen eine kleine Ausnahme machen.

Die Männer tragen nur eine Schürze, in Malayischer Sprache „Fjidako“, in ihrer Sprache „Maar“ genannt; dieses ist ihr einziges Kleidungsstück. Diese Schürze ist, wie oben erwähnt, von Baumbast verfertigt, von dem in ihrer Sprache genannten „Inseek“ und „Maar biebaume“. Durch starkes und anhaltendes Klopfen wird der Bast fest und geschmeidig. Diese Schürze legen sie um die Hüfte und ihre zwei Enden lassen sie vorn und hinten herabhängen.

Die Frauen der Bergbewohner tragen eine Schürze von blauem Kattun, während die Männer den oben beschriebenen Maar tragen, doch dies auf eine andere Art. Der Maar ist hier nur eine Schambedeckung, welche mittelst einer Schnur, die um den Leib befestigt ist, um die Geschlechtstheile gebunden wird. Da aber leider der Maar gewöhnlich sehr schmal ist, so kommt es häufig vor, dass man mehr sieht, als man sehen soll. Auf Wandammen, Rhoon, Meoswaar u. s. w. verfertigen die Männer ihren Maars von dem Bast des Pisangbaumes, welche aber viel leichter und schmaler sind, als die oben erwähnten, deshalb zerreißt solch ein Maar auch bald und hat es der Träger nicht ängstlich sich sobald einen neuen zu verfertigen. In einer Gegend an der Nordküste, auf dem sogenannten „Papua telandjang“ (also in malayischer Sprache durch die Schifffahrer genannt) sollen die Leute sogar ganz nackt gehen, wie dies auch schon der malayische Name zn erkennen giebt.

Wenn auch ihre Kleidung dürftig ist, so sind ihrer Verzierungen viele. Nicht für das alltägliche Leben, sondern bei festlichen Gelegenheiten legt der Papua seinen Schmuck an. Dann streicht er die Haare glatt mit Oel, so auch die Frauen und Mädchen. Ihre Haarkämme, welche einer Gabel mit drei oder vier Zähnen gleichen, werden verzieret mit schwarzen, rothen oder weissen Kattunlappchen; auch darf die weisse Papagaifeder nicht vergessen werden, denn diese ist nicht allein ein Schmuck, sondern auch ein Ehrenzeichen, denn, je mehr Leute der Eingeborne getödtet hat, desto mehr Federn darf er in seinem Haarkamme tragen. Ferner werden auch in das Haar und zwischen ihre Arm- und Beinringe zum Putz rothe Blumen gesteckt, silberne, kupferne, und aus Muscheln, aus Rohr und auch aus grünem Glase verfertigte Arm- und Beinringe, dürfen bei dieser Gelegenheit nicht fehlen. Trockene Blätter zu Schnüren aufgereiht, oder in die Arme und Beinringe gesteckt, sind auch ein Schmuck. Perlenschnüre, von allerlei kleinen bunten Perlen verfertigt, auch grosse weisse, grüne oder blaue Perlen zieren Hals und Brust. An der Pulsgegend tragen die Männer ein breites Band, geflochten aus den Fasern der Wurzel eines Baumes, welche schwarz, roth oder gelb gefärbt

werden. Dieses Band ist nicht nur eine Verzierung, sondern hat auch den Zweck, dass beim Abschliessen des Bogens die Haut nicht durch die Pfeile verletzt werde. Auch tragen sie von diesem Geflecht schmälere Bänder über Brust und Rücken. Ausser diesen Putzsachen gebrauchen sie auch noch ein Baumöl „Srie“ genannt, zur Verschönerung ihres Haares, welches sie so reichlich damit begiessen, dass es davon trieft, und selbst Nacken und Arm davon glänzen. Nun sei noch hinzugefügt, dass der Maar auch noch aufgeputzt wird mit rothen, weissen und blauen Läppchen, welche wie Franjen am Rande befestigt werden, damit er schmuck aussehen soll.

Die Frauen und Mädchen gebrauchen bei festlichen Gelegenheiten einen von Perlen ziemlich künstlich gefertigten Hüft- und Kopfputz. Ersterer wird über den Sarong getragen, natürlich sind sie auch mit Armbändern reichlich beladen. Bisweilen haben sie den Arm von oben bis unten damit voll, so dass man das Geklingel schon von weiten hören kann.

Die Bewohner des Arfakgebirges haben einen anderen Schmuck. Die Nase ist durchbohrt und steckt ein aus Knochen oder Muscheln geschliffenes Stückchen als Zierrath darin, oder auch wohl in der Form eines Ringes. Um die Stirn tragen sie ein Band, gefertigt von Baumbast und mit einer Menge kleiner Muscheln verzieret, welche in ziemlich regelmässigen Parallelen oder anderen Formen auf diesem Band festgeheftet sind. Sie tragen ihr Haar in fünf oder sechs Zöpfen, welche einige Aehnlichkeit mit starken Hörnern haben. Einige Stämme tragen im Kriege und bei festlichen Gelegenheiten auf dem hintersten Theile des Kopfes einen von Vogelfedern gefertigten Schmuck, welcher einige Aehnlichkeit mit dem Schmucke der indianischen Häuptlinge besitzt. Schreiber dieses hat einen solchen Schmuck von N.-Guinea mitgebracht, und dem Utrechter Missionsmuseum geschenkt. Es versteht sich, dass die Ohren bei Männern und Weibern durchbohrt sind, und wenn auch nicht immer silberne oder goldene Ringe darin stecken, so sind es doch wenigstens von Muscheln gefertigte. Oder die Oeffnung dient auch nur dazu, in ihr die Cigarette aufzubewahren.

Das Bild eines Eingebornen von Neu-Guinea wäre aber nicht vollständig, wenn man nicht seine Waffen dabei malte, denn ohne diese feiert er selbst kein Fest; er ist immer gewaffnet, oder hat wenigstens seine Waffen unmittelbar zur Hand. Diese sind Bogen und Pfeile von verschiedener Grösse. Die Pfeile sind nicht vergiftet, aber manche sind zackig oder auch von Fischgräten gefertigt, wodurch die durch sie verursachten Wunden sehr schmerzlich werden, und es währt lange, ehe die damit Verletzten genesen. Die Pfeile sind von Bambusrohr, die Spitzen aber von hartem Holze, und diese sind in Feuer gehärtet. Die grossen Bogen sind fast zwei Ellen lang. Andere Waffen sind Lanzen von Eisen und Bambus. Letztere sind scharf geschnitten und verursachen sehr gefährliche Wunden, die manchmal tödtlich verlaufen. Andere Waffen sind scharfe, lange Messer „Svembur bekwaim“, mit denen sie auf einen Hieb den Kopf abhauen können. Auch

werden noch eine Art kürzerer Lanzen zum Werfen benutzt. Die kürzeren und kleineren zum Arbeiten dienenden Messer gebrauchen sie nur im Nothfall als Waffen.

Nachdem wir nun den Eingebornen in seinen Aeusseren, in seiner Kleidung und Verzierung, in seinen Waffen betrachtet haben, wollen wir uns einmal auch seinem Hause und Hausrathe umsehen, um später auch noch sein Arbeitszeug und seine Beschäftigungen kennen zu lernen.

Die Häuser sind auf Pfählen im Meer gebaut, und mit dem Strande durch eine Art Brücke verbunden. Diese besteht aus starken und schwachen Stücken Holz, und kommt es gar nicht darauf an, ob diese gerade oder krumm sind, wenn die Leute nur darauf stehen können.

Es ist für einen Europäer eine schwere Aufgabe, ohne Gefahr eine solche Brücke zu überschreiten, aber der Eingeborne wandert sicher und schnell auf einem solchen Gerüste, denn er kann mit den Zehen so gut festhalten, wie mit den Fingern.

Die Häuser sind ziemlich niedrig, und das Dach hat die Form der Schildkrötenschale, in der Mitte erhöht und dann nach den Seiten zu niedriger. Die festen Pfähle des Hauses werden zwischen die Korallenstöcke eingetrieben, dann wird der Fussboden darauf befestigt. Dieser besteht auch aus Pfählen, aus starken und schwachen, geraden und ungeraden wie sie eben zur Hand sind. Ist der Fussboden fertig — was sehr schnell der Fall ist, denn es brauchen nur die Pfähle mit Rohr auf die im Wasser stehenden festgebunden zu werden — dann werden die Pfosten aufgestellt, an welche das Holzwerk für das Dach befestigt wird. Das Dach ist von den Blättern des Sagobaumes gemacht, wie gewöhnlich die Dächer in Indien, aber da es einige Mühe kostet, die nöthigen Blätter zu bekommen, so legen sie diejenigen, welche sie haben, weit auseinander, so dass das Dach, wenn es regnet, einer Giesskanne gleicht. Ein Gang theilt das Haus in zwei Räume. Diese sind nun durch Vorhänge oder Matten in kleine Zimmer oder besser gesagt Löcher für verschiedene Familien abgegrenzt. Dann giebt es noch Galerien, eine vor und eine hinter dem Hause. Die Vorgalerie ist Aufenthalt der Jünglinge und Männer, die dort mit einander plaudern, oder Fische fangen, oder schlafen, nämlich am Tage. Auf der Hintergalerie, nahe der Brücke, sitzen gewöhnlich die Frauen. Wenn Fremde aus anderen Gegenden zum Besuch kommen, schlafen sie in dem Gange, denn es ist keine Sitte, ein Zimmer für einen Gast einzurichten. Ich habe schon einige Male von dieser Papuaschen Gastfreiheit Gebrauch gemacht.

Die Häuser der Bergbewohner sind in derselben Art und Weise gebaut; nur sind die Pfähle, worauf das Haus steht, bedeutend höher. Man muss auf einer Leiter hineinklettern, diese (Leiter) ist aber nur ein schwacher mit Einschnitten versehener Balken. Der Eingeborne steigt aber schnell und leicht auf dieser unbequemen Leiter empor.

In einem Hause wohnen verschiedene Familien und daneben Hunde,

Schweine und Vögel. Die Zimmer sind so niedrig, dass man in den Räumen nur gebückt stehen kann. Das ganze Haus ist schwarz vom Rauch und Schmutz, denn eine Küche giebt es nicht. Jedermann kocht seine Speisen in seinem Zimmer, und die Papua's lieben das Feuer sehr, um sich zu wärmen, ja die Bewohner des Arfakgebirges betten sich am liebsten in die glühende Asche. Der Kochapparat ist sehr einfach. Er besteht aus einem hölzernen viereckigen Rahmen, dieser wird mit Sand oder Erde gefüllt, darauf werden drei oder vier Steine gelegt, und die Kochmaschine ist fertig. Der Rauch sucht einen Ausweg, wo er ihn finden kann. An Spalten und Löchern fehlt es ja auch nicht. An Reinigung des Hauses wird niemals gedacht, kaum dass die Papuas ihren Körper waschen. Der Schmutz klebt sogar Manchen am Körper wie eine Rinde, so dass man sich nicht zu wundern braucht, dass Hautkrankheiten hier einheimisch sind.

Sollte man meinen, der Eingeborne wohnt so erbärmlich, weil er nicht anders könne und zu stüpe sei, eine bessere Wohnung zu bauen, so irrt man sich. Die Papua's, vornehmlich die Nveforezen, verstehen wohl zu bauen, auch feste und hübsche Sachen zu verfertigen. Wir kommen später hierauf zurück, wenn wir vom Verfertigen der Kähne sprechen werden — aber wenn man sie dazu ermuthigt, bessere Häuser zu bauen, so antworten sie: „Sie fürchteten sich, auf dem Lande zu wohnen, wegen der bösen Geister die im Walde umherirrten, oder auch vor dem Sultan von Tidore, der sobald er sähe, dass sie Geschicklichkeit im Bauen zeigten, sie zwingen würde, für ihn zu arbeiten, und endlich ist es bei ihnen ein sehr beliebtes Argument, um ein ihnen unangenehmes Gespräch abbrechen zu können: „Wir sind das nicht gewöhnt, unsere Voreltern haben es so gethan, und wir machen es auch so.“

(Fortsetzung folgt).

Die geschlechtliche Zuchtwahl bei den Menschen in der Urzeit.

Von M. Kulischer.

I.

Die sogenannte communale Ehe ist, wie von allen Seiten bestätigt wird, die Urform der geschlechtlichen Verhältnisse. „Wir haben allen Grund zu der Annahme, sagt Lubbock, dass die niedrigsten Rassen in einem Zustande leben oder lebten, den wir . . . mit dem Worte „Gemeinschaftsehe“ bezeichnen können.“¹⁾ Der Ausdruck „niedrigste Rassen“, den Lubbock hier gebraucht, könnte den Anlass zur Meinung geben, dass diese Eheform nur bei gewissen Rassen, die man die „niedrigsten“ nennt, existirt haben soll. Dem ist aber nicht so! Lubbock selbst sagt doch an einem anderen Orte: „Wie M'Lennan, Bachofen und Morgan glaube ich, dass unsere jetzigen sozialen Zustände aus einem Anfangsstadium des Hetärismus oder der Gemeinschaftsehe entsprungen sind.“²⁾ Diese Ehe ist also keine Eigenthümlichkeit von irgend welcher Rasse; sie war das Anfangsstadium jeder Rasse. Die von Lubbock und Anderen zusammengestellten Thatsachen erheben diese Annahme zur wissenschaftlichen Wahrheit.

Die communale Ehe besteht darin, dass alle Männer einer gewissen Commune sich mit den Frauen derselben Gemeinschaft nach Wunsch begatten können und umgekehrt.

Nach dem Berichte von Maclean haben die Kaffern in ihrer Sprache kein Wort zur Bezeichnung der Jungferschaft. Wenn ein Mädchen reif wird, so wird diese Thatsache durch ein öffentliches Fest angekündigt, womit angezeigt wird, dass das Mädchen zur Paarung mit Männern zugelassen werden kann.³⁾ Wenn der Hals eines jungen Mädchens in Dar-For anfängt rund zu werden erzählt El-Tounsy, bekommt sie eine besondere Hütte, wo sie schläft. Derjenige, der sich mit ihr begatten will, kommt zu ihr und bringt mit ihr die Nacht zu. Viele Mädchen werden auf solche Art schwanger und auch Blutvermischung wird nicht verpönt oder als schändlich betrachtet.⁴⁾ Die Buschmänner in Süd-Afrika sollen ganz ohne Ehe leben.⁵⁾ Bei den Nairs in Indien kennt, wie Buchanan sagt, Niemand seinen Vater.⁶⁾ In den grossen Horden der Teehurs von Oude leben die Männer mit allen Frauen ohne Un-

1) Lubbock. Entstehung der Civilisation S. 71.

2) Ibid. p. 83, auch S. 79.

3) Bastian. Rechtsverhältnisse bei verschiedenen Völkern der Erde. Berlin 1872. S. 174

4) Ibid. S. LIX.

5) Lubbock S. 72.

6) Id. l. c.

terschied.¹⁾ Auf den Königin-Charlotten-Inseln betrachten die Frauen fast sämtliche Männer ihres Stammes als ihre Gatten.²⁾ Die Caledonier hatten, nach Dio, ihre Weiber gemeinschaftlich, so dass die Kinder nicht dem einzelnen Manne, sondern dem ganzen Stamme (Clan) gehörten.³⁾ In Alt-Californien lebte, nach Bägert, jeder Mann mit jeder Frau ohne Unterschied.⁴⁾ Garcilosso de la Vega versichert, dass bei einigen der peruanischen Stämme vor der Zeit der Incas kein Mann eine ihm allein gehörende Frau besessen habe.⁵⁾ In China soll die Communalehe bis zur Zeit des Fouhi und in Griechenland bis Cecrops geherrscht haben.⁶⁾ Die Massageten und Ausen, ein aethiopischer Stamm, kamten, nach Herodot, keine Einzelehe.⁷⁾ Dasselbe berichten Strabo und Solinus von den Garamanten — einem anderen Aethiopier--Stamme.⁸⁾ Von den Galactofagen sagt Nicolaus: „Sie haben . . . Weiber gemeinschaftlich. Daher nennen sie alle Bejahrten Väter, die Jüngeren Söhne und die Altersgenossen Brüder.“⁹⁾

Alle hier angeführten Thatsachen bestätigen den oben aufgestellten Satz: das die „Gemeinschafts-eheliche“ die Urform der Ehe war. Darwin erklärt sich aus Gründen, die wir gleich kennen lernen werden, gegen diese Annahme. „Obschon, sagt er, communale Ehen im hohen Grade geherrscht haben mögen, so besteht doch bei vielen Stämmen irgend eine Form von Ehe, freilich von einer viel lockereren Natur, als bei civilisirten Nationen.“¹⁰⁾ Nach seiner Meinung „ist die wahrscheinlichste Ansicht die, dass der Mensch ursprünglich in kleinen Gesellschaften lebte, Jeder mit so vielen Frauen, als er unterhalten und erlangen konnte, welche er eifersüchtig gegen alle anderen Männer vertheidigt haben wird.“¹¹⁾ An einem anderen Orte behauptet er, dass die Menschen in der Urzeit „entweder polygam, oder zeitweise monogam gelebt haben. Die Vermischung der Geschlechter soll dann „nicht ganz allgemein gewesen sein.“¹²⁾ Der Grund, warum er die communale Ehe nicht zulässt, ist der, dass er diese Form als Hinderniss für die Wirkung der geschlechtlichen Zuchtwahl betrachtet. „So lange, sagt er, das Paaren des Menschen oder irgend eines anderen Thieren dem Zufalle überlassen ist, ohne dass von einem der beiden Geschlechter eine Wahl ausgeübt würde, kann offenbar keine geschlechtliche Zuchtwahl vorkommen.“¹³⁾

1) Id. I. c.

2) Id. I. c.

3) Bastian. Mensch in der Geschichte. III. S. 303.

4) Bastian Rechtsv. LVII. Lubbock S. 72.

5) Lubbock. 72.

6) Rechtsv. LIX. Lubbock 72.

7) Rechtsv. I. c. Lubbock. I. c.

8) Rechtsv. I. c. Lubbock I. c.

9) Lubbock 77.

10) Darwin. Abstammung des Menschen II. S. 319.

11) Ibid. 318—319.

12) Ibid. 323.

13) Ibid. 315.

Aus den Berichten, die wir oben angeführt haben, folgt aber keineswegs, dass das Paaren bei dieser Eheform ein Resultat des Zufalls sein soll und dass es ohne Wahl von irgend welcher Seite zu Stande kommen kann. Es lässt sich aus ihnen einzig und allein nur folgender Schluss ziehen: I) Dass irgend welche gesetzliche Beschränkung des Paarens der Individuen in der Urzeit nicht existirt habe, dass die öffentliche Meinung keinerlei Normen aufgestellt habe, die das Paaren regeln sollte, dass es ausschliesslich von dem Willen der betreffenden Persönlichkeiten während der Herrschaft dieser Form abhängt und II) dass die Paarung nur zwischen den Persönlichkeiten, die einer und derselben Gemeinschaft angehören, auf friedlichem Wege zu Stande kommen kann und nicht mit den Angehörigen einer anderen Gemeinschaft, was schon ohnedem aus dem feindlichen Verhalten der verschiedenen Gemeinschaften und ihrer Mitglieder gegen einander auf dieser Culturstufe sich folgern lässt. Wenn also Darwin unter den von ihm gebrauchten Ausdrücken „allgemeine Vermischung“, womit er die communale Ehe bezeichnet, ein zufälliges und ohne Wahl stattfindendes Paaren der Geschlechter versteht, so ist ein Missverständniss in Bezug auf die communale Ehe daran schuld. Wenn behauptet wird, dass die communale Ehe zu einer gewissen Zeit geherrscht habe, so will das einfach bedeuten, dass die Zeitdauer des Ehebündnisses zweier Individuen unbestimmt war, dass das einmal geschlossene Bündniss auf Belieben aufgelöst und von denselben Personen mit anderen aus derselben Gemeinschaft zu Stande gebracht werden konnte. Darin liegt aber noch keine Erklärung vor, wie die Vereinigung in jedem einzelnen Falle von einem Mann und einer Frau zu Stande kommt, von wem oder wovon die Entscheidung in den einzelnen Fällen im Schoosse der Gemeinschaft selbst abhängt. Einige Thatsachen werden uns auch über diese Frage belehren und zeigen, dass die Entscheidung keineswegs dem Zufalle überlassen wurde, und die Wahl in der einen oder anderen Form immer stattgefunden hat.

II.

Bei den Indianern darf jeder Mann „den Anderen zum Ringkampfe auffordern und wenn er es vermag, die Frau des Besiegten als Siegespreis für sich nehmen.“ Richardson sah mehr als einmal, „wie ein starker Mann sein Recht geltend machte und das Weib seines schwächeren Stammesgenossen für sich in Anspruch nahm.“ Den Frauen kommt nie in den Sinn, sich gegen diese Sitte aufzulehnen; sie scheint ihnen vielmehr ganz naturgemäss.¹⁾ Hearne erzählt von den Hudson-Bay-Indianern Folgendes: Wenn ihnen eine Frau gefällt, „so ringen sie nach altherkömmlicher Sitte um dieselbe, und selbstverständlich trägt der Stärkste allemal die Beute davon. Ein schwacher Mann muss schon ein geübter Jäger oder ein beliebter Gefährte

1) Lubbock S. 82.

sein, wenn es ihm gestattet werden soll, sich eine Frau zu halten, die ein kräftigerer Landsmann der Beachtung werth hält. . . . Diese Sitte herrscht durchgängig bei allen Stämmen und erweckt einen bedeutenden Wett-eifer unter den Jünglingen die von Kindheit an bei jeder Gelegenheit ihre Kraft und Gewandtheit erproben.¹⁾

Wenn man diese Bewerbungsmittel mit den Mitteln, die die Säugethiere zu diesem Zwecke anwenden²⁾ vergleicht, so findet man, dass die Mittel der geschlechtlichen Zuchtwahl sich von einander nicht unterscheiden. Dennoch scheint es uns, dass die angeführten Mittel keineswegs die einzigen sind, die der Mensch in der Urzeit zur Bewerbung benutzt hat. Wenn bei den Säugethieren, wie Darwin behauptet, im Allgemeinen das Männchen das Weibchen vielmehr nach dem Gesetze des Kampfes zu gewinnen scheint, „als durch die Entfaltung seiner Reize.“³⁾ so wird bei dem Menschen dieses letzte Mittel, wie aus manchen Thatsachen zu schliessen ist, vielfach in Anwendung gebracht und vielleicht in einem viel überwiegendem Maasse als das erste. Es scheint uns viel richtiger die gerade entgegengesetzte Ansicht zu sein, die Darwin im Widerspruch mit sich selbst an einem andern Orte seines Werkes äussert, dass die „äussere Erscheinung“ der Individuen beinahe einzig und allein maassgebend gewesen sein soll bei der geschlechtlichen Wahl in der Urzeit.⁴⁾ Diese eben angedeuteten Mittel der Bewerbung finden wir in den Tänzen, Spielen und Festen aufbewahrt. Wenn auch die Tänze selbst in späterer Zeit Mittel der Bewerbung sind, so sind sie es eben darum, weil sie früher in viel ernsterer Form diesem Zwecke dienten. Wir werden das hier Gesagte durch ein Beispiel veranschaulichen und nach der gewonnenen Erkenntniss werden wir zur Analyse derjenigen Tänze und Spiele übergehen, die unserem Zwecke dienen.

Bei den Camacans „laufen die jungen Männer nach dem Walde, hauen dort ein schweres cylinderförmiges Stück eines Bariguda-Astes ab und stossen an jedem Abschnitte einen Stock hinein. Dieses Stück Holz ergreift nun der erste beste von ihnen, legt es auf eine Schulter und läuft damit nach Hause zu; alle übrigen folgen ihm schnell nach und suchen ihm die Last abzunehmen. Auf diese Art wetteifern sie bis zu der Stelle, wo die Schönen versammelt sind, und ihnen ihren Beifall bezeugen.“⁵⁾ Dieses Spiel ist, wie man sehen kann, eine symbolische Darstellung wirklicher Lebensereignisse. Wir haben eine bildliche Darstellung des Paarens in dem Holze mit dem hineingestossenen Stocke und die Versuche der Anderen dies zu verhindern. Und wenn es jetzt als Kraftprobe gebraucht wird, die den Beifall der Schönen heraufruft, so war es ursprünglich eine viel ernstere

1) Lubbock. S. 81–82. S. a. Darwin *ibid.* S. 284.

2) S. u. A. bei Darwin *ibid.* 210–211.

3) Darwin *ibid.* S. 110.

4) *Ibid.* S. 329.

5) Klemm. *Allgemeine Culturgeschichte.* Leipzig 1843. I. S. 257.

Kraftprobe, da sie in der Vertheidigung des weiblichen Subjektes selbst vor den Angriffen des männlichen Concurrenten bestand und destomehr die Billigung der von ihm Auserwählten hervorrufen musste. Wir stellen also den Satz auf: dass alle diejenigen Tänze, Spiele und Feste, deren Inhalt Scenen der geschlechtlichen Liebe sind, symbolisch und zur Belustigung nur das darstellen, was ursprünglich in der Wirklichkeit und mit bewusstem erstem Zwecke im Leben in einer früheren Zeit geschehen ist.

Wenn wir diese Theorie annehmen, so können wir in dem eben angeführten Beispiele eine Bestätigung der früher angeführten Angaben finden, nämlich, dass ursprünglich sich der Mann von Concurrenten entledigen musste, um zum Besitz der Frau, wenn auch nur auf die Zeit des Paarens zu gelangen. Wir werden aber, wie gesagt, auch andere Bewerbungsmittel finden.

Spix und Martius beschreiben einen Tanz, der im nächtlichen Dunkel bei den Puri in Südamerika stattfand, auf folgende Art „Die Männer stellten sich nebeneinander in Linie, hinter ihnen standen ebenso die Weiber. Die männlichen Kinder, oft 2 und 3, umfassten sich und die Väter, die weiblichen die Mütter von hinten um die Lenden. . . . Beide Reihen bewegten sich langsam in einem gemessenem Dreischritt vorwärts. In den ersten drei Schritten setzten sie den linken Fuss vor und neigten die linke Seite; beim ersten und dritten Schritte stampften sie mit dem linken Fusse; in den folgenden drei Schritten setzten sie zuerst und zuletzt den rechten Fuss vor, indem sie sich rechts neigten. Auf diese Weise bewegten sie sich abwechselnd in kleinen Schritten etwas weniger vorwärts. Sobald ihr Thema zu Ende war, liefen die Weiber mit den Töchtern zuerst und dann die Männer mit den Knaben, wie in einer Flucht unordentlich rückwärts. Sie stellten sich hierauf von Neuem und begannen so wiederholt dieselbe Scene. Ein Neger, welcher eine Zeit lang unter der Puris gelebt hatte, legte dem Reisenden die bei diesem Tanze gesungenen Worte als eine Klage aus, wie sie nämlich eine Blume vom Baume hatten pflücken wollen, aber herabgefallen seien.“ Wir werden gleich sehen, dass das Pflücken der Blume hier nur ein symbolisches Bild von dem Paaren ist. „Je länger, erzählen die Reisenden, die Puri ihren Tanz fortsetzten, desto lebhafter wurden sie dabei und desto lauter erhoben sie ihre Stimmen. . . . Der Tanz nahm allmählig einen anderen Charakter an, die Weiber fingen an das Becken stark zu rotiren und abwechselnd nach vorn und hinten, die Männer aber nach vorn zu stossen. Letztere sprangen auch, vom Gesange besonders hingerissen, aus ihrer Reihe zu den Umstehenden, um sie mit einem Stosse mittelst des Bauches zu begrüßen.“¹⁾ Dieser Tanz giebt also in seiner ersten Abtheilung ein Bild der Bewerbung, während der zweite das Paaren selbst darstellt. Aus der ersten Abtheilung ist zu ersehen,

1) Klemm. Ibid. I. 258—259.

dass die Bewerbung nicht immer von den Frauen angenommen wird, oder, wie es im Liede symbolisch ausgedrückt ist, dass es nicht immer gelingt, die Blume zu pflücken und man auch herabfallen kann. Dieselben Reisenden erzählen auch, dass dieser „Tanz, dessen Pantomime . . . die Verhältnisse der Geschlechter auszudrücken scheint . . . sich in ähnlicher Weise bei den herunziehenden Mura findet. Männer und Weiber singen bald abwechselnd, bald zusammen . . . ein Lied, dessen Inhalt folgender ist: „Hier ist der Teufel, wer will mich heirathen?“ und „Du bist ein hübscher Teufel, alle Weiber wollen Dich heirathen.“¹⁾ Hier finden wir als Bewerbungsmittel die Schönheit des betreffenden Individuums ausdrücklich erwähnt und auch die Abhängigkeit des Paarens vom Willen der betreffenden Frauen.

Von den Bewohnern der Küsten von Neu-Holland wird erzählt, dass, wenn sie Mädchen ihres Stammes nehmen, sie um sie bei Tänzen durch Geschenke werben.²⁾ Von den Tänzen aber selbst haben wir keine genaue Schilderung.

Ueberhaupt sind die Frauentänze meistens bloß symbolische Darstellungen des Actes der Paarung selbst, während die Männertänze auch verschiedene Bewerbungsmittel darstellen. Von den Tänzen der Weiber bei den Californiern wird erzählt, dass „ihre vorzügliche Bewegung darin besteht, mit dem Daumen und Zeigefinger jeder Hand den Unterleib bald nach der einen bald nach der anderen Seite zu schieben. Sobald die Männer zu tanzen anfangen, hüpfen auch die Weiber, und sobald jene aufhören, endigen auch diese.“³⁾ Prinz Neuwied erlebte ein sonderbares Fest bei den Männitaris, einem Jägervolke in Nordamerika. Nachdem über zwei Stunden von den Männern verschiedene Tänze aufgeführt wurden, „begannen die Weiber ihre Rolle zu spielen. Eine Frau näherte sich ihrem Manne, gab ihm ihren Gürtel und Unterkleid, wodurch sie unter ihrer Robe gänzlich entblößt war, und näherte sich einem der angesehensten Männer, strich denselben von der Schulter über den Arm hinab und entfernte sich langsam aus der Hütte. Der Aufgeforderte folgte ihr in den Wald an eine einsame Stelle.“⁴⁾ Die Tänze, die die Frauen auf diesem Feste nach den Männern aufführten, trugen denselben Character, den wir oben bezeichnet haben. Sie „wackelten wie die Enten von einer Seite zur anderen, den einen Fuß höher hebend, als den anderen und immer auf derselben Stelle bleibend.“⁵⁾

Zwei Abtheilungen eines Tanzes, dessen erste Abtheilung die Bewerbung und die andere das Resultat derselben darstellt, finden wir auch bei den Eskimo am Deas-Thomson-Cap. Capitain Beechey schildert diesen Tanz auf folgende Art: „Der Musikant, welcher auch der Vortänzer war, sprang in

1) Ibid. 259.

2) Klemm, *ibid.* 288.

3) Klemm. II. p. 117.

4) Ibid. II. 121.

5) Klemm. II. 122.

den Kreis, nahm mit seinem Körper verschiedene Stellungen an und machte, als er ganz erschöpft war, einem anderen Platz, der später das Tamburin an einen Burschen abtrat. . . . In seinen Gesang stimmten die jungen Frauen ein, welche bis dahin stumm und fast bewegungslos gewesen, nun aber so rüstig wie ihr Anführer tanzten, den Rumpf hin und her wendeten und sich mit den Kleidern heftig die Seiten rieben, was den Eskimo sehr lustig schien.“¹⁾ Der Tanz bei den Eskimo auf der Chamisso-Insel wird ebenso geschildert. Am Schlusse der Tänze wurde nach der Erzählung desselben Reisenden folgender Tanz aufgeführt. „Es traten fünf jüngere Männer auf, die in Betracht ihrer schwerfälligen Kleidungsstücke recht behende Bewegungen ausführten. Zu ihnen gesellte sich ein zu diesem Fall eigens angekleidetes Mädchen, welches indess die Bewegungen der Männer nicht nachmachte, sondern nur die Arme hin- und herwiegte und den Leib von einer Seite zur anderen bog. Das arme kleine Ding schämte sich so sehr, dass es beständig den Kopf senkte, die Augen nicht ein einziges Mal aufschlug und herzlich froh schien als die Sache vorüber war.“²⁾

Nicht immer ist das Resultat, wie es in diesen Tänzen dargestellt war, für alle Bewerber günstig. Bei denselben Eskimo wurde noch ein anderer Tanz aufgeführt, wo von den jungen Bewerbern nicht einer begünstigt wurde, und ein alter Mann den Sieg davon trug. Zu den tanzenden Männern gesellte sich eine erwachsene Frau „und schien der Preis zu sein, welchen von mehreren jungen Männern jeder davon zu tragen suchte. Sie bemühten sich wiederholt sich bei ihr in Gunst zu setzen; aber sie blieb unerbittlich und winkte die Freier von sich hinweg; endlich sprang ein fast nackter alter Mann in den Kreis und begann unsittliche Gebeerden zu machen. . . . Hiermit hatte die Lustbarkeit ihren höchsten Grad von Geräusch und Lebhaftigkeit und bald darauf ein Ende.“³⁾

Die Ausübung der Wahl seitens der Frauen und die Aufmerksamkeit, die sie der äusseren Erscheinung der Männer widmen, kann auch aus einem Tanze der Kaffern constatirt werden. Bei denselben, erzählt Alberti, „schaare sich eine beliebige Anzahl Männer, gewöhnlich ganz entkleidet, in gerader Linie dicht zusammen, wobei jeder seinen rechten, aufwärts gerichteten Arm, eine Streitkolbe in der Hand, mit dem linken Arme seines Nebenmannes verkettet. Dicht hinter den Männern steht eine Linie Frauen, deren Arme jedoch nicht verkettet sind. Die Männer springen anhaltend und ohne alle Veränderung mit gleichen Füßen in Höhe, während man an den Frauen eine sich beinahe an dem ganzen Körper äusserende krampfhafte Bewegung wahrnimmt, welche vorzüglich in Vor- und Zurückbeugung der Achseln und einer damit in Verbindung stehenden Kopfbewegung steht. Dabei machen diese von Zeit zu Zeit, indem sie nach einer halben Wendung sich einander in einem

1) Klemm, II. 214.

2) Klemm, II. 215.

3) Ibid. II. 215.

sehr langsamen Schritte folgen, einen Gang um die Linie der Männer und nehmen dann ihre erste Stellung wieder ein; bei diesem Allem wissen sie sich, vorzüglich durch Niederschlagung der Augen, ein sehr sitzames Ansehen zu geben.“¹⁾ Es ist klar, dass durch das Niederschlagen der Augen der eigentliche Zweck der Umschau, die die Frauen über die Reihe der Männer machen, deutlich angegeben wird.

Einen noch energischeren Charakter in diesem Sinne trägt ein Tanz der Matschappi in Neu-Lattoku, wie er von Campbell beschrieben ist. „Es standen zwölf Weiber in einer Reihe unter einem Mimosenbaume, die nach dem Tacte in die Hände klatschten und sangen. Eine etwa gleiche Anzahl Männer stand in zwei Reihen vor ihnen, und machte mit den Händen langsame, antike Bewegungen, wobei sich jeder den Ausdruck der Einfältigkeit gab. Die Weiber brachen, sich wendend, aus ihrer Reihe vor, wendeten sich zu den Männern und traten wieder ein, ähnliche Bewegungen mit Händen und Füßen machend, und gleichermaßen ein albernes Ansehen annehmend. . . . Zu Zeiten erhoben sie die Hände über den Kopf, als wollten sie eine Bedeckung abnehmen, dann traten sie hinten, als wollten sie Jemand hindern, sich an sie zu drücken, dann vorwärts als wollten sie Bänder um die Arme wickeln. Ferner schien es, als wollten sie einen Gegenstand in den Boden treten. Dann machten sie die Bewegung eines Menschen, der bei einem ekelhaften Gegenstande vorübergeht, den er mit den Kleidern zu berühren vermeiden will. Als es dunkelte änderte sich die Scene. Die Weiber rannten zu Zeiten aus der Reihe und auf die Männer gleich einem Stiere mit dem Kopfe los. Wurde auf diese Art ein Mann überrannt, so entstand allgemeines Gelächter.“²⁾ Hier haben wir ein vollständig klares Bild von Bewerbungen der Männer die grausam und mit Verachtung von den Frauen abgelehnt werden und endlich damit schliessen, dass die Frauen, ausweichend die Männer verspotten, ohne dass die Letzten ihr Ziel erreicht haben sollen. Auch von den Tänzen auf der Sierra-Leona-Küste wird berichtet, dass die Männer in ihnen ihre Stärke zeigen und sich sehr anstrengen, während die Weiber, „eine gewisse Sprödigkeit“ affectiren.³⁾

In den meisten der angeführten Tänze wird die Wahl von den Frauen ausgeübt. Lichtenstein schildert einen Tanz der Koranen, wo dieses Recht dem Manne zukommt. „Einer der Männer, erzählt er, stand in der Mitte, auf zwei Stäbe gelehnt, die er gegen seine Schultern gestemmt und mit dem Arme umfasst hatte, und an welchen er sich zugleich, nach dem Tacte mit den Füßen stampfend, bald links bald rechts etwas herabgleiten liess. Acht bis zehn Frauen hockten in sitzender Stellung ebenfalls nach dem Tacte in einem engen Kreise um ihn herum, mit zusammengehaltenen und gegen ihn aufgehobenen Händen. . . . Der Tänzer drehte . . . immer auf seinen

1) Klemm. *ibid.* III. 3 4.

2) *Ibid.* III. 306

3) *Ibid.* p. 307.

krückenähnlichen Stützen mit vorgestrecktem Kopfe herum, und neigte sich bald gegen die eine, bald gegen die andere der Frauen, bis er sich endlich einer, nachdem er lange gewählt zu haben schien, sich ganz in den Schoos sinken liess und mit ihr auf die Erde fiel.¹⁾ Auf Tahiti, erzählt Cook, wird von jungen Mädchen ein Tanz aufgeführt, Tinwrodi genannt. Er besteht in Bewegungen des Leibes und Geberden, „die unbeschreiblich muthwillig sind. . . Während des Tanzes stossen sie Reden aus, die den Hauptbegriff dieser Ceremonie noch deutlicher ausdrücken würden, wenn die Geberden nicht sprechend genug wären.“²⁾

Bis in die späteste Zeit dient der Tanz noch als Mittel der Werbung, indem er symbolisch das Paaren darstellt. Ein kaiserlicher Rechtslehrer im Mittelalter, Christof Besold, äussert sich über die Bedeutung der Tänze in damaliger Zeit in folgenden Worten: „Es soll kein frommer Mann sein Fraw, noch sein Tochter zum Danz gehen lassen, du bist sicher, dass sie dir nicht als gut wieder heimb kombt, als sie dar ist gangen. Sie begehren oder werden begehrt.“³⁾ Obwohl bei den Höfen im Mittelalter die Tänze mit sogenanntem Anstand aufgeführt waren, und „so ernst und feierlich, dass man sie z. B. am Hofe Karls des IX. von Frankreich nach der Melodie der Psalmen tanzte“, so zeigten die Worte der Psalmen, die dabei gesungen waren, doch den ursprünglichen Sinn der Tänze. Der Lieblingstanz dieses Königs „ging nach der Melodie des 129. Psalms: Sie haben mich oft gedrängt von meiner Jugend auf, aber sie haben mich nicht übermocht.“⁴⁾ — Ein englischer Tanz im Mittelalter — der „Kissentanz“ bestand darin, dass der Tänzer „unter seinem Arme ein grosses, gewöhnlich roth-samtenes Kissen trug.“ Eine Dame begab sich darauf in den von den Tänzern gebildeten Kreis, „der Herr legte sehr galant das Kissen vor sie auf den Boden, und gab ihr, während sie darauf niederkniete einen Kuss.“⁵⁾ In seinem „Ehespiegel“ fällt Spangenberg folgendes Urtheil über die Betheiligung an Abendtänzen: „Behüte Gott alle frommen Gesellen für solchen Jungfrawen, die da Lust zu den Abendtänzen haben und sich da gerne umbdrehen, unzüchtig küssen und begreifen lassen, es muss freylich nichts gutes an ihnen sein, da reizet nur eins das ander zur Unzucht, und fiddern dem Teufel seine Bölze. An solchen Tänzen verleuret manch Weib ihre Ehre und gut Gerücht. Maniche Jungfraw lernt alda, dass ihr besser wäre, sie hätte es nie erfahren. Summa, es geschieht da nichts ehrliches, nichts göttliches.“⁶⁾ Ein deutscher Schriftsteller, Johann Prätorius, äussert sich in einem 1668 zu Leipzig gedruckten Buche über einen Tanz, Gallarda genannt, auf

1) Klemm. III. 305.

2) Klemm. IV. 306—307.

3) Ezervinsky. Geschichte der Tanzkunst. Lpzg. 1862, p. 42.

4) Ibid. p. 47.

5) Ibid. 230—231.

6) Spangenberg. Ehespiegel oder LXX Brautpredigten, Strassburg, 1578 p. Ezervinsky 192.

folgende Art: „Zudem, dass solcher Wirbeltanz voller schändlicher unflätiger Geberden und unzüchtiger Bewegungen ist, er auch das Unglück auf sich trage, dass unzählig viel Morde und Missgeburten daraus entstehen.“¹⁾ — In seinem gottseligen vom ungottseligen Tanz giebt Johann v. Münster eine eingehende Schilderung der Tanzart im sechszehnten Jahrhundert. Wir sehen aus dieser Schilderung, dass die Tänze, wie bei den Völkern auf der primitiven Stufe, bei den Deutschen aus zwei Abtheilungen bestanden: dem Vortanz und Nachtanzen. Der Vortanz „geht etwan mit ziemlicher Gravität ab. Denn in diesem nicht so viel ungebührlichem Tummeln geschieht, wie in dem Nachtanzen zu wiederfahren pflegt.“ In dem Nachtanzen aber „geheth es was unordentlicher zu. . . . Denn allhier des Lauffens, Tummeln, Handdrückens, heimlichen Anstossens, Springens . . . und anderer ungebührlichen Dinge, die ich Ehren wegen verschweige, nicht verschonet wird.“²⁾

Wir werden noch weiter aus den Thatsachen, die wir zu einem anderen Zwecke anführen, noch manches kennen lernen, das unsere Annahme über den Ursprung und die Bedeutung der Tänze bestätigt. Aber schon aus dem Angeführten können wir den Schluss ziehen, dass alle diese Bewerbungsformen einer früheren Zeit, als die, aus der wir sie kennen lernen, angehören. Bei fast allen citirten Völkern wird die Ehe durch Raub und Kauf geschlossen. Diese Ehenformen, wo den Mädchen die Möglichkeit eine Wahl auszuüben abgesprochen wird, konnte doch keineswegs den Anlass zur Ausbildung der symbolisch gewordenen Bewerbungsformen geben. Und wenn wir diese Bewerbungsformen in den Tänzen ausgedrückt, auf einer solchen Culturstufe finden, wo sie bei der vorwaltenden Eheform gar nicht oder sehr wenig zur Geltung kommen konnten, so müssen sie als Ueberbleisel von einer früheren Zeit betrachtet werden, wo das Leben einen viel freieren Spielraum geboten hat zu ihrer Entstehung und Ausbildung. Dies kann nur eine viel frühere Culturstufe gewesen sein als diejenige, auf welcher sich die uns bisher bekannten Wilden befinden. Es ist diejenige Culturstufe, die diese Völker schon längst, wie es scheint, überschritten haben und von der bei ihnen, wie bei den civilisirteren Nationen sich noch deutliche und für die Erkenntniss der Vorzeit wichtige Spuren erhalten haben.

Diese Spuren werden uns hier noch die Möglichkeit geben, die uralten ehelichen Zustände viel näher kennen zu lernen, als es direkte Beweise möglich machen. Wir werden nämlich sehen, dass das Paaren in der Urzeit nur zu einer gewissen Zeit im Jahre stattgefunden hat, dass die Begattung nicht auf alle Zeiten des Jahres sich erstreckt, wie später es wirklich der Fall ist, sondern in derselben Zeit, wo bei den Thieren der Paarungstrieb erwacht, er auch bei den Menschen der Urzeit sich einstellt.

1) Ezervinsky, p. 70.

2) Ibid. p. 182—183.

III.

Bei einem der indischen Urstämme, den Sonnhals, werden die Ehen zu einer bestimmten Zeit im Jahre, meistens im Januar geschlossen. Dann leben alle Ehekandidaten sechs Tage lang in gemeinschaftlichem Concubinat und erst nach dieser Zeit bekommen die einzelnen Paare das ausschliessliche Recht aufeinander.¹⁾ Eschwege erzählt von den brasilianischen Indianern, dass sie „alle Jahre ein Trinkfest feiern, zu dessen besonderer Würze für die Helden eine unverheirathete, allen bestimmte Schöne durch das Loos erwähnt wird.“²⁾ Das Fest der Mönitaris, dass wir oben beschrieben haben, wird im April, der von ihnen als Monat des „Wildbräts“ und auch als Monat, „der das Eis aufbricht“ genannt wird.³⁾ Dieses Fest wird jedesmal vier Nächte hinter einander gefeiert.⁴⁾ Beim Erntefest Kanyfest der Kimmbundas, erzählt Magyar, versammeln sich die Weiber im festlichen Schmucke zu ihren Tänzen. Ihnen folgen nachts wilde Ausschweifungen mit den herzuzugewogenen Männern, indem die Frauen entblösst und trunken um die Holzstösse tanzen.⁵⁾ Die Abiponer feiern ein Fest bei der Rückkehr des Siebengestirnes an ihrem Himmel. Dies findet im Monat Mai statt. Es werden Zusammenkünfte veranstaltet und ein nothwendiges Zubehör dieser Zusammenkünfte bilden die Tänze einer Zauberin, welche dabei „einen mit Körnern angefüllten Kürbiss schüttelt, ohne von der Stelle wo sie steht abzuweichen, oder ihre Bewegung zu verändern, immer einen Fuss in die Höhe ziehend.“⁶⁾ In ziemlich unverhüllter Weise ist hier mit der Fruchtsaat symbolisch die Saat der Menschenkeime ausgedrückt. Bei den Aschantis wird im Anfang September „zur Zeit der Jamwurzel“ ein Erntefest gefeiert, wobei allen Anwesenden die grösste Zügellosigkeit gestattet wird. An diesem Feste überlassen sich beide Geschlechter ungestört ihren Leidenschaften.⁷⁾ Bei den Fantihns wird ebenfalls ein Erntefest gefeiert, welches man „in wilder Lust und unter Ausschweifungen“ zubringt.⁸⁾ In Mexico war am fünften Monate, der unserem Monate Mai entspricht, dem Gott Tezcatlipoca ein Fest gefeiert. Am eigentlichen Festtage trug man das Bild dieses Gottes „auf einem Tragsessel, den die Jungfrauen und Jünglinge des Tempels aus Stricken von dünnen Maishalmen geflochten hatten. Einen Kranz aus gleichem Stoffe hatte das Bild um Hals und Kopf.“⁹⁾ Nachdem der Gott zum Altar zurückgebracht wurde, „hielten die Jungfrauen in sonderbarer Kleidung einen Aufzug,“ und die Jünglinge aus den Seminarien

1) Lubbock. Ibid. p. 102—103.

2) Klemm II. p. 81.

3) Ibid. p. 191.

4) Ibid. p. 121.

5) Bastian. Mensch in der Geschichte. III. p. 72.

6) Klemm. II. 112.

7) Klemm. III. 372.

8) Ibid. 376.

9) Ibid. V. 129, 105, 106.

stellten „einen grossen Tanz ein. Bei Sonnenuntergang opferten die Jungfrauen im Tempel Brod, das mit Honig gebacken war, das man nebst einigen anderen Dingen vor dem Altar des Tezcatlipoca aufstellte und als Preise für die Sieger im Wettrennen diente, welches die Jünglinge auf den Treppen des Tempels hinabhalten mussten. Den Schluss des Festes bildete die feierliche Entlassung der heirathsfähigen Mädchen und Jünglinge“¹⁾ aus den Seminarier, die von Priestern geleitet, zu den Tempeln gehörten und wo die Mexicaner ihre Erziehung zu geniessen pflegten.²⁾ Bei den Juden tanzten noch in der Periode des zweiten Tempels (bis 70 v. Chr.) am 15 Ab und am Versöhnungstage (Monat September — October, Zeit der Saat)³⁾ Jungfrauen in den Weingärten in der ausgesprochenen Absicht sich aus der Mitte des anwesenden Publicums Männer zu erobern. Sie bildeten nach dem talmudischen Berichte drei Gruppen: Schöne, Vornehme und Hässliche. Die erste Gruppe rief den Männern zu: „richtet eueren Blick auf Schönheit, nur durch sie ist das Weib liebenswürdig.“ Die zweite rief: „richtet eueren Blick auf die Familie, um eueren Kindern eine vornehme Herkunft zu sichern.“ Die dritte Gruppe rief: „schliesset eueren Kauf als ein frommes Werk, wenn ihr entschlossen seid, uns mit Schmucksachen herauszuputzen.“⁴⁾ Bei den Festen der Radha (Krischna's Geliebte) opferten nackte Frauen.⁵⁾ Beim Trauerfeste um den Tod des Adonis im Byblus mussten die Frauen ihr Haar abschneiden, oder der Gottheit ihr Geschlechtsglied weihen, in dem sie ihre Keuschheit im Tempel zum Opfer brachten.⁶⁾ Die mit Castagneten klappernden Weiber entblössten sich am Feste der Isis bei der Wasserfahrt nach Bubastis; weshalb aber Männer und Frauen einander Schläge austheilten, durfte Herodot nicht enthüllen.⁷⁾ Nach Herodot feierten die Egypter das Fest des Osiris wie die Griechen das Fest des Dionysos, nur dass sie statt der Phallen cubitale Figuren erfunden hatten, die die Frauen in Flecken umhertrugen und das Glied mit einem Zugfaden in Bewegung setzten, wie, nach Luciau, die Neurospasten in Hierapolis.⁸⁾ Mein Freund, Dr. Reichenau, der in den Jahren 1872—73 einen Theil der Goldküste das Gâland bereiste, theilt mir aus seinem Tagebuche einen Bericht über das Erntefest — Yamfest, mit der merkwürdigerweise zu dem angeführten Berichte des Herodot ein Analogon bildet. Am 17. August, erzählt er, kamen nach Accra Banden von Männern und Knaben „an Stangen aus Holz nachgebildete Geschlechtstheile tragend, oder ganze männliche Figuren von verschiedener Grösse . . . mit Leinen der Glieder bewegend. Hiermit liefen sie zu den

1) Klemm. V. 106—107.

2) Ibid. p. 45—46.

3) De Wette. Hebräisch-jüdische Archäologie. Aufl. 4. 1864. p. 135.

4) Lōw Leopold. Die Lebensalter in der jüdischen Literatur. Szegedin. 1875. p. 320.

5) Bastian. Mensch III. 309.

6) Bastian. Ibid. l. c.

7) Bastian. Ibid. 315.

8) Bastian. Ibid. 320.

Mädchen und Weibern heran, die sich in Schaaren als Zuschauer auf dem Platze versammelt hatten und den ganzen Aufzug, wie Herr Dr. Reichenau zu sehen Gelegenheit hatte, mit grossem Beifall aufnahmen.“ Beim Hochzeitsfest des Aidoneus und der Persephone wurde die von Pluto geraubte vorstellende, von den Priestern aus einem Mädchen in eine Frau verwandelt.¹⁾

Am Feste der Demeter in Sicilien wurden am Schlusse Kuchen aus Honig und Sesam in der Form der Geschlechtsteile gebacken.²⁾ In den Eleusinien wurde das Geschlechtsglied der Bambo entblösst. Als Grund dazu wurde angegeben, dass man die betrübte Demeter zum Lachen reizen wollte.³⁾ In den griechischen Processionen wurden die Jungfrauen — Cistoforen, die die Lade des Bacchus mit drei Phallus und anderen Gegenständen trugen, begleitet von den Phallophoren, dann von den Ithyphalophoren.⁴⁾ Die Frauen opferten zu Rom im Tempel des Mutinus. Ward beim Umzug des Freir mit starrendem Schamglied die Priesterin schwanger, so bedeutete es ein fruchtbares Jahr.⁵⁾ In Lavinium, wo ein ganzer Monat mit Unflätigkeit dem Gotte Liber geweiht war, wurden die Zeugungsglieder auf Wagen durch Felder und Stadt geführt, und auf dem Markt musste die sittsamste Matrone dem verehrten Gegenstande eine Krone aufsetzen.⁶⁾ Als die italienische Matrone erröthete auf offenem Markte dem Phallus den Kranz aufzusetzen, wurde diese Ceremonie in Privatgemächern vollzogen.⁷⁾ Am Feste der heiligen Kosmas und Damianus wurden im Mittelalter wächserne Fallen verkauft.⁸⁾ Die Catharisten unter den Manichäern in Carthago besprengten ihre Eucharistie mit Samen.⁹⁾ Bei einer russischen Secte, den Chlisten, finden in der Osternacht Orgien statt.¹⁰⁾

Wir können also aus allen hier angeführten Thatsachen den Schluss ziehen, dass ursprünglich die Paarung nur in einer bestimmten Zeit — Frühjahr und Erntezeit stattgefunden hat und dass, als sie später unbeschränkt wurde, die Sitte der Paarung zu dieser Zeit thatsächlich oder symbolisch sich auch noch erhalten hat. Diese Sitte oder symbolische Handlungen, die an sie erinnern, finden wir auch in vorgerückten Zeiten bei den civilisirten Nationen Europas.

IV.

Bei schwäbischen Erntefesten und auch in norddeutschen Landschaften wurde ein Tanz aufgeführt, der Siebensprung genannt. „Die Hauptrolle dabei hat der Tänzer. Er muss in bestimmten Zwischenräumen siebenerlei Bewegungen machen: zwei mit den Füßen, zwei mit den Knien, indem er niederkniet, zwei mit den Ellenbogen, die er nacheinander auf den Boden stösst, und eine mit dem Kopfe, mit dem er ebenfalls den Boden zu berühren hat.“ Dabei wird ein Lied gesungen. Bei den letzten Worten des Liedes

1) Bastian. III. 309.

2) Ibid. 315.

3) Ibid. 147.

4) Ibid. 72.

5) Ibid. 320.

6) Bastian. Ibid. 70.

7) Ibid. 308—309.

8) Ibid. 308

9) Ibid. 318.

10) Ibid. 151.

„liegt der Tänzer auf den Knien und berührt die Erde mit der Stirn, was die letzte Bewegung ist, während sein Mädchen um ihn hermantzt.“¹⁾ Dieser Tanz, dessen Sinn weiter keine Erklärung braucht, wird, wie schon erwähnt, am Erntefest aufgeführt. Auf einem Concilienbeschluss vom Jahre 692 wurde den Christen die Feier der Calenden (am Neujahr) und des Festes, das am ersten März endet und welche beide mit üppigen Tänzen, die in der Kirche aufgeführt, verbunden waren, verboten.²⁾ Auf den Antillen und in Westindien zeigten die Nonnen „sich am Weihnachtsheiligenabend dem Publicum hinter den Gittern ihrer Klöster und drückten in den wollüstigen Bewegungen der Chika ihre Freude über die Geburt des Gottessohnes aus.“³⁾ Dieser Tanz, den man noch bisjetzt in Spanien sehen kann, besteht aus folgenden Bewegungen: „Die Tänzerin hält das Ende eines Taschentuchs oder die beiden Seiten ihrer Schürze, und eine besondere Kunstfertigkeit ist es, wenn sie ihre Hüften und Schenkel in einem wellenförmigen Schwanken zu erhalten vermag, während der übrige Körper unbeweglich bleibt. Ein Tänzer nähert sich ihr durch einen Sprung, fliegt auf sie zu, zieht sich zurück, kommt wieder und scheint sie zu beschwören, den Bewegungen ihres Herzens nachzugeben, die sie mit so vieler Kraft empfindet. Wenn die Chika, fügt Ezervinky hinzu, in der ausdrucksvollen Weise getanzt wird, so liegt in den Geberden und Bewegungen der Tänzer eine Wollust, die man leichter begreifen als beschreiben kann.“⁴⁾ In Chur-Sachsen war nach der Landesordnung vom Jahre 1551 ein Tanz verboten, den man „Lobe“ oder „Lobentanz“ nannte. In Spangenberg's Ehespiegel finden wir eine Erklärung der Bedeutung dieses Tanzes. „Unsere Vorfahren, sagt er, haben solche öffentliche Tänze auch darumb gehalten, damit ihre Kinder von den Nachbarn möchten gesehen werden, Ehestiftungen fürzunehmen. Daher in Meissen und anderswo, jährlich zu gewissen Tagen, jetzt auf diesem dann auf dem anderen Dorf, durch der Oberkeit Verordnungen die Lobe-Tänze gehalten werden.“⁵⁾ Bei den Esten auf der Insel Moon wird am 23. Juni, oder am 1. Juli das „Beilager“ der Johannispaare begangen. Es wird ein grosses Feuer angezündet und „während“ die Weiber und Mädchen den Rundtanz um das Johannisfeuer ausführen, gehen die jungen Kerle um den Kreis herum, beobachten die Mädchen, entfernen sich dann in den Wald und geben einem Trupp kleinerer Jungen den Auftrag, ihnen die Auserkorene zu holen. Einer derselben ruft das bezeichnete Mädchen unter irgend einem Vorwande aus dem Ringe der Tänzerinnen heraus. Die übrigen Jungen, etwa zehn an der Zahl, umringen die Jungfrau und schleppen sie mit Gewalt, der eine vorne am Gurt ziehend, der andere hinten stossend über Stock und Stein, über Zäune und Gräben, bis der Zug nach mehrmaligem Fallen und wiederholtem Ringen bei dem Harrenden angelangt ist. Dieser wirft

1) Ezervinsky. Ibid. p. 199 200.

2) Ibid. 40—41.

3) Ibid. 64.

4) Ibid. p. 64—65.

5) Ehespiegel p. 285 f. Ezerv. p. 195.

sie nieder, legt sich neben sie und schlägt ein Bein über das Mädchen (diese Ceremonie muss er durchaus beobachten, wenn ihn das Mädchen nicht für einen Stümper halten soll). Ohne sie weiter zu berühren, liegt er bis zum Morgen neben ihr. Die Mädchen aber, denen solches wiederfährt, freuen sich dessen nicht wenig, selbst wenn man ihnen auf dem Transporte das Hemde zerrissen hat. Die nicht gewählten Mädchen können ihren Neid und Missmuth kaum abzwängen und die Mütter der Bevorzugten erzählen mit Wonne den Ruhm und die Vorzüge ihrer Töchter.¹⁾ Hier haben wir einen von der Urzeit vererbten Brauch, der auf das glänzendste unsere Annahme bestätigt. Kemble erzählt, „dass zu Inverchetin in der Osterwoche ein Priester die kleinen Mädchen der Gemeine nöthigte, einen Reigen aufzuführen, dem man auf einer Stange ein Priapusbild vorauftrug.“²⁾ Noch deutlichere Spuren des Paarens im Frühling und in der Erntezeit finden wir in andern Bräuchen. In England fand der Brauch statt, dass Mann und Weib verbunden sich am Maitag auf dem Acker wälzen mussten. „Zu Ostern und zu Pfingsten pflegten junge Paare sich vom Greenwichhügel herahzurollen.“³⁾ In der Ukraine geht die erwachsene Jugend am St. Georgstage (23. April a. St.) auf das Feld hinaus in einen abgelegenen Ort. „Hier stecken sie eine Stange mit einem angebundenem Tuche, oder einer Flagge auf, angeblich um den Platz zu bezeichnen, auf dem sie sich vergnügen und zum Zeichen, dass hier die Alten nichts zu suchen haben. Alle legen sich auf die Felder und wer eine Frau hat, wälzt sich einige Male mit ihr auf dem Saatacker am.“ Diesem Beispiele folgen auch die jungen Leute.⁴⁾ „Den vorstehenden Frühlingsgebräuchen, fügt Mannhardt hinzu, stehen ganz ähnliche Erntebräuche gegenüber. In Kelbra (Pr. Sangershausen) werden die Schnitter und Schnitterinnen, welche das erste Jahr mit auf Arbeit gehen, Gesicht gegen Gesicht zusammengebunden und unter fröhlichem Gelächter der andern einen Hügel hinabgerollt. In Scharre (Saterland) sammelten sich „früher während des Roggenmähens all-abendlich Schnitter und Schnitterinnen nach gethaner Arbeit . . . zu Trunk und Feier. Dann umfassten die Mädchen die Beine der Schnitter und die Schnitter die Beine der Mädchen, und so aneinandergeklammert rollte und wälzte man sich herum und nannte das walen. In Hessen werden Arbeitsleute, welche zum erstenmale ein Erntefeld besuchen, besonders die Männer, welche zum erstenmale auf einem Gute beim Roggenmähen beschäftigt sind, auf Frauenspersonen gelegt und ihnen nach dem Takte des Liedes „Als Jacob nach der Mühle will fahren“ das Hintertheil so lange mit einem Sensenstreicher bearbeitet, bis sie angeloben, etwas zum besten zu geben, was sie je nach Beschaffenheit ihrer Unterlage kürzere oder längere Zeit ausstehen lassen.“⁵⁾ In Karelrien wurde, nach einem Berichte, den Castren anführt, bei der Frühlingsaat „Ukkás Schale ge-

1) Mannhardt. Der Baumkultus der Germanen. Berlin, 1875. I, p. 469.

2) Kemble. Sachsen in England, übers. v. Prandes I. 275. Mannhardt, ibid. 469–470.

3) Mannhardt 480.

4) Ibid. 480–481.

5) Ibid. p. 481–482.

trunken und Ukkás-Korb gesucht, so die Magd und die Frau berauscht und viele Schandtaten begangen, die man sowol hören als sehen konnte.¹⁾ Ueberhaupt, sind die Ueberreste der uralten Zeit, aus denen man schliessen kann, dass die Paarung nur zu gewissen bestimmten Zeiten stattgefunden hat, so überraschend gross, dass man aus allen Gegenden Bräuche, die den oben angeführten ähnlich sind, anführen kann. Aus diesen, die bei Mannhardt zu einem anderen Zwecke aufgestellt sind, führen wir noch einige an.

In Drömling, erzählt Kuhn in seinen Märkischen Sagen, „ziehen die Hirtenjungen am weissen Sonntage (Judica, 14 Tage vor Ostern) hinaus auf die Weide und stecken einen Platz ab. . . . Ist dies geschehen, so nennen die Kleineren den grösseren ihre Braut und keiner darf den Namen verrathen. . . . Zu Pfingsten wird die abgesteckte Weide frei und jeder darf auch die ihm bezeichnete Braut nennen.“²⁾ In Kindleben bei Gotha findet am Himmelfahrtstage eine Art Brautmarkt statt, indem sich dort alljährlich die Bursche und Mädchen der Umgegend zur Brautschau stellen. . . . In Kindleben entspinnen sich die meisten ehelichen Verbindungen, welche die Statistik unter den Bauern jener Umgegend verzeichnet. . . . Der Tanz unter der alten Kindleber Linde, sowie die gemeinsame Heimfahrt sind entschiedenere Wahrzeichen ihres Bundes, als der erste öffentliche Ausgang eines Brautpaares in der Stadt.“³⁾ In Hessen, Westphalen, Rheinland werden am Maitag die Mädchen versteigert oder zum Mailehen ausgegeben. „In der Schwabengegend ziehen die heirathsfähigen Burschen mit Peitschen knallend auf eine Anhöhe vor dem Dorfe, wo sie früher bei dieser Gelegenheit ein Feuer anzuzünden pflegten. Einer stellt sich auf einen Stein und ruft:

Hier stehe ich auf der Höhen

Und rufe aus das Lehen

— — — — —
— — — — —

Dass es die Herren recht verstehen!

Wem soll das sein?

Dann antwortet die Versammlung, indem sie den Namen eines Burschen und eines Mädchens nennt, mit dem Zusatze:

In diesem Jahre noch zur Ehe.

Dann beginnt aufs Neue Gesang und Peitschenknall, bis die Reihe der Heirathsfähigen durchgegangen ist. Dies nennt man des Mailehen. Aus demselben entspringt für beide Theile die Verpflichtung, das ganze Jahr mit keinem oder keiner Dritten zu tanzen.⁴⁾ Dasselbe geschieht auch in vielen anderen Gegenden. Indessen steht es in diesem Falle dem Mädchen frei, „seinen Käufer beim ersten Tanze durch einen verneinenden Knix ab-

1) Castren. Finn. Mythologie, 317. Mannhardt, ibid. p. 485, Anm.

2) Kuhn. Märk. Sagen 321. Mannhardt, p. 449.

3) Mannhardt, ibid. l. c.

4) Mannhardt, 449—450.

zulehnen, oder ihm durch Aufheftung der Blumen an seine Mütze als Liebsten anzuerkennen. An der Eifel und Ahr und im Zülicher Lande versammeln sich schon am Vorabende des Maitags alle Bursche, welche eine Gilde mit gewählten Schultheissen, Schöffen und Schreibern bilden, unter der Linde oder vor der Kirchthüre; der Schultheiss oder ein Schöffe bietet die Mädchen des Dorfes unter Anpreisung ihrer Vorzüge einzeln aus und übergibt jede feierlich dem Meistbietenden, zuerst die Schönste und dann geht er in absteigender Linie alle übrigen Mädchen durch. „Die Ersteigenten heissen Maifrauen oder Mailien.“¹⁾ — In St. Goar fand die Versteigerung der Mailehnen sogar auf dem Rathhause statt.²⁾ Montanus in seinen „deutschen Volksfesten“ schildert die Versteigerung im Herzogthum Bergen ähnlich dem früher angeführten. „Statt der Schultheisse, Schöffen und Schreiber genannten Beamten wählen die am Maiabende unter der Linde versammelten Bursche sich einen Maikönig und zwei Maigrafen, die diesem als Richter zur Seite stehen. Sie heben den Maigesang an, den die Mädchen fern her vom Dorfe erwiedern. Dann wird die Liste der unverheiratheten und heirathsfähigen Jünglinge und Jungfrauen neu aufgestellt und der Maikönig wählt sich eine Maikönigin. Jetzt ruft der eine Maigraf nach der Reihe die Namen jedes Jünglings auf, die Versammlung fragt: Wer soll seine Liebste sein? und der zweite Maigraf nennt den Namen der Jungfrau, die ihm zugetheilt wird. Nachmittags begann der Maireigen unter der Linde, zu dem jeder Jüngling an der Hand des ihm zuertheilten Maimädchens trat.“³⁾ In der Umgegend von Briançon im Dep. Hautes Alpes (Dauphinè) hüllen die jungen Leute am 1. Mai „einen Burschen, dessen Braut oder Liebste ihn verlassen, beziehungsweise einen anderen geheirathet hat in grünes Laub ein. Er legt sich auf die Erde und schläft scheinbar. Dann kommt ein Mädchen, das ihn gerne hat und bereit wäre ihn zu heirathen, weckt ihn, hebt ihn auf, reicht ihm den Arm und eine Fahne. So zieht man zum Wirthshause, wo dieses Paar den ersten Tanz hat.“⁴⁾

Am Schlusse will ich noch erwähnen, dass auch jetzt, wie aus statistischen Thatsachen ermittelt werden könnte, der Paarungstrieb am stärksten im Frühjahr und in der Erntezeit thätig ist. Um nur einiges aus dem reichen statistischen Material anzuführen, will ich hier darauf hinweisen, dass in Preussen im Jahre 1873 die grösste Zahl der Geburten auf den Monat Januar (47,123 männliche, 44,371 weibliche) und September (46,292 männliche, 43,745 weibliche) fällt.⁵⁾ Die Paarungen, deren Resultat diese Geburten sind, können also in den Monaten April-Mai und December-Januar vorausgesetzt werden. Ebenso fällt im Jahre 1874 die grösste Zahl der Geburten auf die-

1) Ibid. 450—451.

2) Kriegk. Deutsches Bürgerthum im Mittelalter, 1868, p. 420. Mannhardt p. 451—452.

3) Mannhardt, p. 452.

4) Ibid. p. 434.

5) Zeitschrift des königlich preussischen statistischen Bureaus XV. Jahrgang 1875. Heft 2. p. 198—199.

selben Monate: Januar (47,990 männl., 45,110 weibl.) und September (47,873 männl., 44,986 weibl.)¹⁾ und folglich die Paarungszeit auf die früher erwähnten Monate. Die Zahl der Geburten sinkt fortwährend in den übrigen Monaten derselben Jahre und erreicht im Monat Juni die niedrigste Stufe: im Jahre 1873 — 40,015 männl., 37,487 weibl., im Jahre 1874 — 40,949 männl., 38,323 weibl. —

Aus allen hier aufgezählten Thatsachen geht allerdings nur hervor, dass die Paarung im Frühjahr und in der Erntezeit ursprünglich stattgefunden hat. Wir können aber auch aus ihnen den Rückschluss ziehen, dass der physiologische Trieb auch nur in diesen Zeiten rege war. Das Paaren war, wie wir gesehen haben, keineswegs ein Geheimniss. Umgekehrt! die ganze Gemeinschaft vollzog sie öffentlich und nur in den oben bestimmten Zeiten.

Diese Annahme kann uns den Uebergang von der ursprünglichen communalen Ehe zu anderen Eheformen und überhaupt zur individuellen Ehe erklären. Denn, als in späteren Zeiten der Begattungstrieb nicht nur in einer gewissen Zeit thätig war, sondern sich auf das ganze Jahr erstreckte, konnte die Zahl der einheimischen Frauen in der Gemeinschaft der Befriedigung des Triebes nicht genügen und zur Steuerung dieser Noth nahm allmählich der Frauenraub aus anderen Gemeinschaften zu. Es entwickelte sich die individuelle Ehe durch Raub fremder Frauen. Die communale Ehe dauerte also so lange fort, bis der Begattungstrieb bei den Menschen nur auf eine kurze Zeit beschränkt war, und wurde von der individuellen Form verdrängt, als sich dieser Trieb auch in andern Jahrestheilen offenbarte. Die Ausbreitung des Triebes bei den Männern führte also zur individuellen Ehe, zur Vergrößerung durch Gewaltmittel der Frauenzahl, und zu den Unterthänigkeitsverhältnissen, denen die Frauen, da sie sich unter der Botmässigkeit eines Einzelnen befanden, fortan unterworfen worden.

1) Ibid. Heft 2. 310—311.

Die Ehen zwischen Geschwisterkindern und ihre Folgen

so betitelt sich eine kleine Schrift George H. Darwin's (ein Sohn des berühmten Charles Darwin), die uns als neueste Mittheilung dieses Autors in deutscher Uebersetzung vorliegt. Ueber diesen Gegenstand von so eingreifender und weitgehender Bedeutung, der nicht wohl bloß für den Arzt von Interesse sein dürfte, existirten bisher die verschiedensten Ansichten oder richtiger gesagt Vermuthungen, die alle mehr oder weniger von der fanatisirenden Kirche angefangen bis hinauf zu den Aerzten die Ehen zwischen Blutsverwandten perhorrescirten und in ihren Folgen als recht schädlich bezeichneten. Die römisch-katholische Kirche liess sich wohl von einem gewissen Zartgefühl leiten (das zum Theil ganz unbewusst uns allen innewohnt), wenn sie diesen Ehen nicht besonders hold war; und an den Volksglauben grösstentheils sich anlehnend gestattete der „Code Napoléon“ nur unter Dispensation Ehen zwischen Onkel und Nichte, Neffe und Tante. Wenn die Aerzte sich ungünstig darüber aussprachen, geschah es auf Grund ihrer in der Praxis gesammelten Erfahrungen, aber bloß jedesmal ihrer eigenen persönlichen Erfahrungen, die sich daher nur auf enge Beobachtungskreise erstrecken. In grossem Maassstabe waren darüber bisher noch keine Untersuchungen angestellt worden; Darwin suchte als der erste auf dem Wege der Statistik, die für so manche Fragen eine endgiltige Entscheidung herbeigeführt, auch dieser Frage etwas näher zu treten. Schon vorher war allerdings im Jahre 1863 eine derartige Statistik in Frankreich von Staatswegen in Angriff genommen, ohne dass dieselbe aber zu einem bestimmten Resultat geführt hätte; in England kam im Jahre 1871 bei Gelegenheit des Volkszählungsgesetzes darauf hin ein Vorschlag ein, der aber nicht durchging; in Deutschland hat man sich noch nicht an diese Frage gemacht, es ist jedoch zu hoffen, dass unser künftiges Reichsgesundheitsamt sich auch diese Aufgabe zur Lösung stellen wird. Und es ist sicher eine Aufgabe des Staates, sich mit dieser Frage zu beschäftigen, da der Einzelne ihr nicht gewachsen ist; der Gegenstand an und für sich dürfte doch wohl mindestens von so grosser Wichtigkeit sein, wie die in jüngster Zeit aufgenommene Untersuchung über Farbe von Haar und Pupille oder über Schädelmessung u. dgl. m. Um so dankbarer haben wir den schätzenswerthen Beitrag entgegenzunehmen, den uns Darwin in seiner Schrift bietet.

Die Schwierigkeiten mit denen er dabei zu kämpfen hatte, der ungeheure Sammelfleiss, der kolossale Aufwand von Rechenarbeit, den es ihn gekostet, wird Jedem ersichtlich, der nur einen flüchtigen Einblick in seine vielen statistischen Tabellen thut.

Darwin befasste sich vorzüglich mit den Ehen zwischen Geschwisterkindern, denn sie stellten das grösste Contingent unter allen Ehen zwischen Blutsverwandten. Zunächst ging er daran, den Procentsatz festzustellen, in dem diese Ehen zu anderen Ehen stehen. Es scheinen hierüber bisher nur allgemeine Vorstellungen geherrscht zu haben, denn die ausserordentlich verschiedenen Schätzungen über die Häufigkeit der Geschwisterkinderehen (von 10 pCt. bis 1 pCt.) machen es sehr wahrscheinlich, dass man sich nur durch ganz allgemeine Eindrücke bestimmen liess. Jeder Beobachter wird von der Häufigkeit oder Seltenheit solcher Ehen in seiner unmittelbaren Umgebung beeinflusst und je nachdem bildet er sich seine Ansicht darüber. — Um nun aber nach dieser Richtung hin einigermaßen fixirte Zahlen zu gewinnen, nahm Darwin Einsicht in die Geschlechtsregister, wie sie in England und Schottland geführt werden. Er fand nun, dass unter der Aristokratie und dem Landadel ungefähr 4 pCt. aller Ehen Geschwisterkinderehen seien, auf dem Lande und in den kleineren Städten zwischen 2 und 3 pCt. und in London vielleicht nur $1\frac{1}{2}$ pCt. Diese Angaben stimmen vollkommen überein mit der gewöhnlichen Annahme, dass gerade in den höheren Ständen mehr in der Verwandtschaft geheirathet wird: der grosse Zusammenfluss von Fremden und die vielfachen wechselseitigen Beziehungen die sich durch den Verkehr zwischen sonst einander ganz fernstehenden Personen in der grossen Stadt herausbilden, lassen für eine Stadt wie London den Procentsatz so niedrig ausfallen. Im Ganzen glaubt Darwin 3 pCt. als die oberste Grenze durchschnittlich festhalten zu dürfen. Diese auf Grund der staatlich registrirten Ehetabellen gefundenen Zahlen suchte Darwin nun auch auf dem Wege anderer Methoden festzustellen. — Er liess sich unter Anderem auch nicht die Mühe verdrüssen, sich direkt an viele Hunderte von Familien brieflich zu wenden, um so die denselben in ihrer Familie bekannten Ehen zwischen Geschwisterkindern zu ermitteln. Wie wenig zuverlässig solche Angaben sind, lässt sich von vornherein denken. Darwin selbst sagt darüber: „Ich hatte hierbei gar sehr unter der Empfindlichkeit der Leute zu leiden, die nur ungern eine solche Frage beantworten, sehr viele waren ganz in Unkenntniss über die Ehen in ihrer Verwandtschaft; ein grosser Theil, wie ich annehmen muss, unterliess vollständig die Beantwortung meiner Frage, weil er sich wohl sagte: „ich kann doch keine Auskunft geben, wozu soll ich erst die mir eingesandte statistische Tabelle leer zurücksenden.“

Doch der ungleich schwierigere Theil der Aufgabe, die sich Darwin gestellt, lag nun darin, durch Zahlen auch nachzuweisen, wie sich diese Ehen in ihren Folgen und Rückwirkungen vorzüglich auf die Nachkommenschaft gestalten. Hier galt es, sehr kritisch zu Werke zu gehen; jede gewonnene Zahlenschätzung musste mit der grössten Vorsicht aufgenommen und erst durch vielfache Methoden erhärtet werden, denn wo wie hier, wie wir noch zeigen werden, so viele und verschiedene Factoren mitspielen, die jedesmal das Resultat ganz anders gestalten können, da dürfte es doch wohl nicht so leicht sein, eine von allen diesen beeinflussenden Momenten unabhängige Durch-

schnittsschätzung aufzustellen und, worauf es doch in dieser Streitfrage einmal aukommt, eine Entscheidung nach der einen oder anderen Richtung zu treffen, ohne grobe Irrthümer zu begehen. Und wie nahe liegt es, sich hierbei selbst zu täuschen. Dem Statistiker, der die Fälle von Geschwisterkinder-ehen registriert, fallen nämlich vorzüglich gerade die unglücklich verlaufenden Fälle auf. Diese erwecken doch einmal eine grössere Aufmerksamkeit seinerseits, und auf dieselben wird man ihn auch, wo er im Publikum darüber nachforscht, ganz besonders hinweisen, da im Volke in dieser Hinsicht ein Vorurtheil herrscht. Diesem Irrthume ist der Arzt noch mehr ausgesetzt, denn ihm begegnen jene Ehepaare und die Sprösslinge dieser Ehen zumeist nur als Patienten, und er hat nicht gleich an der Hand die Anzahl der günstigen Fälle, wie sie der Statistiker aus seinen Tabellen leicht ersieht und sich entgegenhalten kann. Den ungünstigen Eindruck, den so der Arzt gewinnt, überträgt er nun auf das Gros aller dieser Ehebündnisse und verurtheilt sie sammt und sonders. Daraus erklärt es sich wohl hinlänglich, wenn für viele Krankheiten ein so hoher Procentsatz gerade unter den Geschwisterkinder-ehen angegeben wird. Und schliesslich beweisen doch alle diese für den ersten Augenblick allerdings frappirenden Zahlen, selbst zugegeben, dass sie der Wirklichkeit vollkommen entsprächen, gar nichts. Denn wenn es z. B. heisst, dass unter 500 gesammelten Fällen von Ehen zwischen Blutsverwandten 400 schlechte und 100 gute Resultate entdeckt wurden, so kann man sich doch nicht auf Grund dieses Verhältnisses von 4:1, in dem der Misserfolg zum Erfolge steht, verwerfend über solche Ehen aussprechen, es müsste denn zuvor nachgewiesen sein, dass in der betreffenden Bevölkerung unter den gewöhnlichen Ehen ein viel günstigeres Verhältniss besteht. — Aber selbst zugegeben, man hätte alle diese erwähnten Verhältnisse genau berücksichtigt und alle die Schwierigkeiten glücklich umgangen, wie kann man jedesmal für den betreffenden Fall behaupten, dass das vorliegende Leiden von der Blutsverwandtschaft gerade abhängig ist, wo wir überhaupt über die ätiologischen Momente einer sehr grossen Anzahl von Krankheiten noch ganz im Unklaren sind, und wo doch andererseits so viele andere Krankheitsursachen eingewirkt haben können, durch die sich jeder Andere ebenso leicht dasselbe Leiden zugezogen hätte. Sollte dies nicht dazu auffordern, mit dem post hoc ergo propter hoc etwas vorsichtiger umzugehen und von diesem Gesichtspunkte aus alle Fälle noch einmal zu durchmustern. — Hieran schliesst sich unmittelbar noch die Erwägung, dass alle gefundenen Werthe nur eine Gültigkeit haben dort, wo sie gefunden wurden, denn darüber ist man sich doch heutzutage klar, dass mit Veränderung der klimatischen Lage, der socialen Verhältnisse, der Lebensweise, Sitten, Erziehung u. s. w. auch die die Krankheiten verursachenden äusseren Schädlichkeitsmomente sich ändern. — Hiermit dürfte es nun wohl der Einwürfe genug sein, die alle die gewonnenen Werthe sehr zu verdächtigen geeignet sind; meine Absicht war es mehr, damit darzuthun die Art und Weise der Methode, wie sie bei diesen Untersuchungen inne gehalten

werden musste. — Nun noch kurz das Resultat, zu dem Darwin auf Grund seiner Statistik gelangte, und wie eigentlich der Stand der Aerzte zu dieser Frage steht. Dass die Urtheile beider Parteien sehr differiren und warum dies der Fall, wird man sich vorher sagen nach den oben vorausgeschickten Bemerkungen.

In seiner Schrift citirt Darwin selbst sehr viele gewichtige Aerzte, die über diesen Gegenstand sehr viele Erfahrungen gesammelt haben. Sie alle sprechen sich ziemlich übereinstimmend folgendermassen aus: „Blutsverwandte Ehen sind für die Nachkommenschaft ungünstiger als andere. Die Gefahr liegt darin, dass krankhafte Körperanlagen der Eltern mit sehr grosser Wahrscheinlichkeit auf die Kinder sich forterben, und darin, dass unter ungünstigern Lebensbedingungen (ärmlichen Verhältnissen, schlechter Ernährung u. s. w.) die Sprösslinge solcher Ehen nur sehr schwer gedeihen und sehr leicht krankhaften Anfällen ausgesetzt sind. Die am besten bewiesenen Folgen scheinen zu sein: Neigung zu nervösen Beschwerden, gehemmte Geistesentwicklung Anlage zu Scropheln, verringerte Lebensfähigkeit, hohes Sterblichkeitsverhältniss. Je näher die Verwandtschaft, desto grösser die Gefahr.“

Zu ganz anderen Ergebnissen gelangte Darwin: „Man kann nicht behaupten, sagt er, dass die Ehen zwischen Geschwisterkindern irgend welchen Einfluss hätten auf die Erzeugung von Irrsinn oder Blödsinn, dasselbe gilt in Bezug auf die Entstehung von Taubstummheit, welche so oft gefunden sein soll. Es ist ferner irrig anzunehmen, dass ein hohes Sterblichkeitsverhältniss unter den Kindern Blutsverwandter bestehen, und meine Tabellen erweisen evident, dass ein geringes Uebergewicht zu Gunsten der Fruchtbarkeit der Geschwisterkinderehen besteht.“

Doch am Ende räumt Darwin selbst ein, dass die vollständige Uebereinstimmung seiner Gegenpartei mehr beweise, als alle seine negativen Resultate. Bedenkt man auch, dass Darwin's Resultate sich nur auf Statistiken stützen, die nur in England und Schottland aufgenommen worden, die also keine Allgemeingültigkeit beanspruchen können, und überlegen wir die ungeheuren Fehlerquellen, die der Statistik auf Schritt und Tritt entgegenstehen, so dürfen wir uns wohl einen bescheidenen Zweifel erlauben, ob überhaupt auf dem Wege der Statistik die Frage über die Schädlichkeit der Geschwisterkinderehen definitiv entschieden werden kann. Vielleicht dürfte doch wohl die Ansicht des erfahrenen Arztes hier massgebender sein, der im einzelnen Falle doch mehr oder weniger sich die Ueberzeugung verschaffen kann, ob das vorliegende Leiden nicht von einer näher gelegenen Ursache herrührt, ehe er die Schuld auf die Verwandtschafts Ehe schiebt. Darwin gesteht auch zu, dass seine Schrift weit davon entfernt sei, eine irgendwie befriedigende Lösung der Frage zu geben und dass sie vielleicht kompetentere Forscher von einer ganz anderen Seite aufnehmen werden. —

An den Schluss dieser Betrachtungen sei es mir gestattet, noch einige Bemerkungen zu knüpfen.

Es wurde von Einzelnen zur Unterstützung der Ansicht Darwin's geltend gemacht, dass alle Rassen, welche sich rein erhielten, viel länger und leichter sich behaupten, als die Mischlingsrassen, die gewöhnlich einer raschen Auflösung entgegen gehen. Eine so grosse Beweiskraft dürfte wohl gerade dieses Beispiel nicht haben. Was für Völkerstämme im Grossen und Ganzen gilt, kann doch nicht geradezu ohne Einschränkung für den engeren Kreis der Familienbande geltend gemacht werden und dann — welches bunte Völkergemisch hat man da nicht gewöhnlich im Auge, das man so unter dem Beispiel der Mischlingsrassen heranzieht. Man denkt dabei an die verkümmerten Mischlinge unter den uncivilisirten Stämmen Amerikas und Australiens, die an und für sich in der grössten Uncultur auferzogen noch deshalb um so leichter verkommen müssen, weil sie eben als Mischlinge verachtet und ausgestossen aus der Gemeinschaft ihrer Brüder elendiglich ihr Leben zu fristen meist verurtheilt sind. — Der schroffe, plötzliche Uebergang von totaler Uncivilisation zur modernen Cultur, das Aufzwingen moderner Sitten und Gebräuche, das Aufzwingen von diesen Völkern unbekanntem, ihnen ungewohnten Genüssen wie des Brantweines u. dgl. m. — alles dies muss natürlich dazu beitragen, dass die Mischlinge zwischen jenen farbigen Stämmen und den eingewanderten Weissen nach und nach im Laufe der Jahrhunderte vollständig aussterben. — Ich möchte nun noch folgende Thatsache anführen, die der berühmte Charles Darwin für die Pflanzen gefunden. Nachdem schon längst bekannt gewesen, dass das Kreuzen der Varietäten für die Erhaltung und Verbreitung einer Pflanzenart am vortheilhaftesten ist, fand Darwin, dass innerhalb der Art gezüchtete Pflanzen sehr leicht entarten, wenn ihnen nicht zu ihrer Entwicklung die günstigsten Bedingungen gegeben werden, und dass sie zum Kampfe ums Dasein mit anderen Pflanzen gezwungen (d. h. wenn sie mit denselben auf einen und denselben Boden gepflanzt werden) nur kümmerlich gedeihen und unterliegen. Aber man kann hier mit Recht einwerfen: Die Analogie beweise noch nichts. Die Physiologie lehrte uns doch, dass man nicht so geradezu von Thier auf Mensch schliessen kann, um wie viel weniger also ist ein directer Schluss von Pflanze auf Mensch gestattet, wenn er nicht sonst durch genügende Beweise unterstützt ist. — Genug, die Frage über die Schädlichkeit der Geschwisterkinderehen darf wohl noch eine offene genannt werden. Man muss noch beobachten und genau beobachten. Die Naturwissenschaften sind doch zum grossen Theil noch Experimentalwissenschaften.

Ueber
eine im kgl. ethnologischen Museum zu Berlin
befindliche Peruanische Vase mit gemalten
figürlichen Darstellungen.

Der anthropologischen Gesellschaft zu Berlin in Abbildung vorgelegt
in der Sitzung vom 18. December 1875

von Dr. A. Voss.

(Hierzu Taf. IV).

Von Herrn Ingenieur Hohenhagen wurde im Jahre 1872 ein hölzernes, mit Lackfarben bemaltes Gefäss aus den Gräbern von Ollantay dem Königlichen Museum geschenkt. Dasselbe ist mit polychromen figürlichen Darstellungen verziert, welche wahrscheinlich den Kampf des Incavolkes mit wilden Bergstämmen zum Gegenstand haben. Es ist im IV. Jahrgange der Zeitschrift für Ethnologie auf Taf. XIII abgebildet und auf Seite 391 ff. kurz beschrieben. Bisher war dasselbe das einzige mit Darstellungen von Kampfszenen ornamentirte Exemplar der Sammlung. In diesem Jahre (1875) erhielt nun das Königliche Museum von Herrn General-Consul Dr. Lührssen in Lima ein bei Truxillo gefundenes Thongefäss geschenkt, welches, in seiner Form einfach, ähnlich dem in Tschudi's Atlas Peruanischer Alterthümer auf Taf. XXII links abgebildeten, auf das Reichste mit figürlichen Darstellungen in brauner Farbe auf hellgrauem Grunde geschmückt ist. Der kugelige, unten abgeflachte Gefässkörper ist durch eine horizontale Linie in seiner Mitte in 2 Hälften getheilt, von denen die obere 4, die untere 5 im Einzelkampfe begriffene Kriegerpaare zeigt. Ins Auge fallend sind dabei zunächst die Gestalten von Kriegern, welche eine durchgehends sehr gleichartige Bewaffnung führen und eine Art von Uniform tragen. In der oberen Reihe der Darstellungen stehen dieselben in den einzelnen Gruppen rechts, in der unteren dagegen links. Ihre Bewaffnung besteht in einem 4eckigen Schilde und einer eigenthümlich geformten Streitaxt, deren Stiel am unteren Ende in eine scharfe Spitze ausläuft. Sie haben zum Theil auch Pfeile und sind mit einem Helm und einer Art von Panzerhemd oder Waffenrock, der mit der Kopfbedeckung in gleicher Weise ornamentirt ist, und einer grossen Gürteltasche mit bogig geschweiften Contouren versehen. Einige tragen an der Kopfbedeckung eine lange schwarze Feder mit weisser Spitze. Ihr Gesicht ist von dunkler Farbe und scheint bei den Meisten durch ein hellfarbiges larvenförmiges Visir geschützt zu sein. Unverkennbar stehen sie auf einer höheren Kulturstufe als ihre Gegner, welche von heller Gesichtsfarbe sind und in ihrer Bewaffnung verschiedene Abstufungen von einer den Kriegern der ersten Art nahezu gleichkommender Ausrüstung

bis zu dem Zustande fast völliger Nacktheit zeigen. Sie führen kleine runde Schilde, eine morgensternartige Waffe, mit ebenfalls unten zugespitztem Stiele und eine an langen Schnüren um den Hals befestigte grosse viereckige Tasche, welche an der unteren Seite mit franzenartigem Hängeschmuck und auf der Schauseite mit triangulären Linienornamenten, zum Theil aber auch mit Figuren, welche einem menschlichen Antlitz ähneln, verziert sind. Die besser Bewaffneten unter ihnen tragen eine hutähnliche Kopfbedeckung, die mit einem Helmkegel oder auch mit aufrecht stehenden Spitzen, welche bei einem Individuum handförmig gestaltet sind, versehen und mit einer Art von Sturmriemen unter dem Kinn befestigt ist. Diese sind auch mit einer Art von Jacke oder Mäntelchen bekleidet. Die weniger gut Ausgerüsteten haben nur eine eng anliegende Kappe mit vornüberliegender Quaste (ähnlich einem orientalischen Fez) als Kopfbedeckung und einen breiten Gürtel mit zweizipfeligem Lendenschurz. Letzterer fehlt aber auch bei den besser Bewaffneten nicht. Bei dem in der oberen Reihe zuerst dargestellten Krieger ist es zweifelhaft, welcher Partei derselbe angehört. Als Waffe führt er eine Schleuder, den Kopf bedeckt ein Helm mit 2 Flügeln (Adler- oder Papageienflügel?) und sein Gesicht ist dunkelfarbig, gleich dem der besser Bewaffneten. Aber er trägt das Jäckchen und den Lendenschurz der hellfarbigen Krieger ebenso 2 ihrer viereckigen Taschen; ausserdem aber einen kleinen viereckigen Schild. Vielleicht ist er das Oberhaupt jener ungleichmässig und minder gut ausgerüsteten Krieger. Augenscheinlich deutet seine Miene und Körperhaltung auf grosse Bedrängniss, trotzdem es Einem der Seinigen vielleicht gelungen ist ihm den viereckigen Schild eines Gegners als Trophäe zu erkämpfen.

Die meisten Individuen auf beiden Seiten tragen grosse scheibenförmige Ohrgehänge und alle zeigen trotz der verschiedenen Farbe denselben scharf charakterisirten Gesichtstypus, indem sie sich sämmtlich durch eine kühn geschwungene Adlernase und ein sehr kräftig gebildetes, stark vorspringendes Kinn auszeichnen.

Wie man an den zwischen den Henkelansätzen des Gefässes dargestellten Figuren sieht, hat der Kampf bereits einige Opfer gefordert. Von den nackten Kämpfern ist bereits einer gefallen und bis auf seine Kappe ausgeplündert. Sein Auge ist geschlossen. Aber auch die besser gerüstete Partei hat einen empfindlichen Verlust zu beklagen, indem ein durch seine Abzeichnung (lange schwarze Feder) als hervorragend gekennzeichneter Kämpfer, offenbar empfindlich getroffen, das Kampffeld räumt. Die Spitze eines Morgensternes ist ihm in die Schulter gefahren. Offenbar aber befindet sich jene weniger gut bewaffnete Partei in entschiedenem Nachtheile und ist ihr Unterliegen unschwer vor auszusehen.

Wer sind nun diese Kämpfer? Die mit einer schwarzen und weissen Feder geschmückten Kopfbedeckungen Einiger der besser gerüsteten würden die Inka deuten, welche (S. F. Müller, Allgem. Ethnographie S. 269.) sich durch eine solche auszeichneten und würden wir vielleicht eine Darstellung

des siegreichen Kampfes des Incaheeres gegen die verschiedenen roheren Stämme der Ureinwohner vor uns haben. Vielleicht aber dürfen wir in den dargestellten Kämpfen nur ein Ereigniss von mehr localer Bedeutung erblicken, da nach den Resultaten neuerer Forschungen Truxillo eine höhere Bedeutung als Sitz einer ziemlich selbstständigen Kultur gewonnen hat und jene gut bewaffneten Krieger vielleicht das Heer der Bewohner Truxillos ist, welches rohere Nachbarstämme siegreich bekämpft. Hierfür spricht der Fundort, die geheiligte Stelle eines alten Tempels bei Truxillo, welcher angeblich dem Sonnendienste geweiht war. Vielleicht wurde es demselben als Opfergefäss zum Andenken an die dargestellte Begebenheit geschenkt.

Die übrigen auf dem Gefäss dargestellten Gegenstände gewähren keinen Anhalt. Cactus und Agave sind die einzigen Darstellungen aus dem Pflanzenreiche und dienen zum Theil nur zur Ausfüllung von Stellen, welche bei der figürlichen Darstellung leer blieben, wie zwischen den beiden Ansatzstellen des Henkels, oder bezeichnen ähnlich unseren Interpunctionen nur den Anfang und das Ende der dargestellten Scenen, welche wohl in der oberen Reihe von links nach rechts, in der unteren dagegen von rechts nach links fortschreitend betrachtet werden sollen. Nur in dem einen Falle, welcher den Schluss der oberen Reihe bildet, soll der Cactus wohl dazu dienen, das Peinliche der Lage des in der Schweben sich befindenden nackten Kämpfers zu erhöhen.

Die Henkel des Gefässes sind an ihrer Aussenfläche mit drachenköpfigen Schlangen verziert, welche vielleicht symbolische Bedeutung haben.

Sämmtliche Figuren sind im Profil dargestellt, aber mit sehr grosser Lebendigkeit und scharfer Characteristik. Sie sind dabei mit einer so ausserordentlichen Sicherheit ausgeführt, dass man wohl vermuthen darf, der Künstler, welcher dieses Gefäss bemalte, habe bereits vielfach dergleichen Kunstwerke vollendet. Es ist deshalb zu hoffen, dass dies bisher auch in Lima als Unicum geltende Gefäss nicht das einzige seiner Art sein dürfte, und dass es vielleicht glückt noch mehr derartige bildliche Darstellungen aufzufinden und aus diesen neue Anhaltspunkte für die Beurtheilung der Peruanischen Vorzeit zu gewinnen. Diese Hoffnung hat um so mehr Berechtigung, als eine im British Museum zu London befindliche Vase, welche bei Bollaert* abgebildet ist und bei Berné in der Nähe von Truxillo gefunden wurde, eine einzelne aber in ähnlicher Manier dargestellte Figur eines Gewappneten zeigt. Derselbe ist jenen wohlgerüsteten Kriegern unserer Vase in Bekleidung und Bewaffung sehr ähnlich; aber statt eines menschlichen Antlitzes hat er ein hunds-kopffähnliches Profil mit rüsselförmiger Schnauze. Bollaert erblickt in letzterem Umstande wohl nicht mit Unrecht mythologische Beziehungen.

Schliesslich kann ich nicht unterlassen Herrn General-Consul Dr. Lürrssen meine volle Anerkennung dafür zu Theil werden zu lassen, dass er trotz mehrfach an ihn ergangener gegentheiligere Wünsche seitens einheimischer

Forscher, dieses kostbare Stück seiner eigenen Heimath, nicht vorenthalten hat, vielmehr mit Eifer bestrebt ist auch in dieser Hinsicht die Interessen des Vaterlandes nach Kräften wahrzunehmen.

Erklärung der Abbildungen. (Taf. IV)

Die obere Abbildung zeigt die an den Ansenflächen des Gefäßhenkels dargestellten drachenköpfigen Schlangen; die mittlere die auf dem Obertheil des Gefäßkörpers dargestellten Kampfszenen, und die untere die auf der unteren Partie befindlichen. Die Zeichnung links giebt eine Totalansicht des Gefäßes. Die in der mittleren Zeichnung mit A und B bezeichneten Stellen sind die Ansatzstellen des Gefäßhenkels, welche auf der Totalansicht ebenfalls entsprechend mit A und B bezeichnet sind.

*William Bollaert: Antiquarian, ethnological and other researches in Nord Granada, Equador, Peru und Chile, London 1860. Pag. 203 Taf. XVIII.

Miscellen und Bücherschau.

Ueber Alterthümer der Gegend von Alt-Paleschken im Kreise Berent (Pomerellen).

Von Herrn Treichel, Mitglied der B. Anthrop. Ges. wurde mir vor einiger Zeit eine kleine Urne sammt vollständigem Inhalt als Geschenk für das Kgl. Museum übergeben, welche in mancher Beziehung nicht ohne Interesse ist und die ich in einer der ersten Sitzungen der Berl. Anthrop. Ges. zu Anfang dieses Jahres vorlegte. Dieselbe hat cylindrische Form mit leichter Ausbuchtung in der Mitte, nach Art eines kleinen Tönnchens. Sie ist 11·5 Cm. hoch und hat 3·4 Cm. im Umfange. Der dazugehörige Deckel ist flach mit eingreifendem Rande ähnlich denen unserer Kaffeekannen. Der Inhalt besteht aus Sand und gebrannten menschlichen Gebeinen, von einem noch sehr jugendlichen, etwa 2—4 Jahre alten Kinde. Durch die Form des Deckels und ihren Fundort bietet sie manche Beziehungen zu den Gesichtsurnen. Sie wurde neulich auf dem Schulacker des Dorfes Alt-Paleschken im Kreise Berent in Pomerellen gefunden, ganz in der Nähe des Fundortes jener 2 der Gesellschaft von dem Herrn Postexpedienten Kauenhoven zu Nenkrug geschenkten und durch Herrn Dr. Gutstadt in der Sitzung vom 13. Juni 1874 überreichten Gesichtsurnen.

Ueber die näheren Umstände der Auffindung und die sonstigen Verhältnisse jener Gegend in antiquarischer Beziehung erhielt ich von Herrn Treichel nachträglich folgende interessante Mittheilungen. Herr Treichel schreibt: „Ich konnte nur die Angabe machen, dass die Urne von dem Funde des Rittergutes Alt-Paleschken, im Kreise Berent gelegen, stamme, da sie nur erst kurze Zeit vor der Abreise aus meiner dortigen Heimath in Empfang nahm. Jetzt jedoch bin ich in der Lage seitdem eingezogene nähere Erkundigungen, sowie ferner Streifblicke über die dortige Gegend mitzutheilen. Für die Erkundigungen bediente ich mich der gern gewährten Beihülfe meines Freundes A. von Zitzewitz, welcher durch Vermittelung des Predigers Herrn W. in Neu-Paleschken wiederum auf den Schullehrer Herrn J. Schoew in Alt-Paleschken einwirken konnte, um vor allen Dingen festzustellen, dass gerade die Urne aus einem Steinkistengrabe stamme. Der mir gewordene Bericht des Herrn Schoew welcher nach dortiger Redeweise von einem Hünengrabe spricht, lautet nämlich also: „Im October 1874 grub der Sohn des verstorbenen Lehrers Hensel Steine auf dem Schulgarten und fand dabei ein Hünengrab, in dem sich mehrere Urnen befanden. Es war dies nichts Neues, denn vor wenigen Jahren schon mehrere dieser Gräber gefunden und auch heute noch mehrere solcher Gräber vorhanden sind. Die gefundenen Gräber hatten die Form eines Rechtecks; die

Seiten derselben waren jede mit zwei langen ungefähr 2 Ctm. dicken Steinen ausgemauert. Der Boden des Grabes war mit glatten Steinen ausgelegt. Die Grösse der Gräber ist verschieden, je nachdem die Zahl der Urnen ist. Das Grab war mit einem dünnen Stein von röthlicher Farbe zugedeckt. In dem letztgefundenen Grabe waren, wie schon vorher gesagt, mehrere Urnen, von denen aber nur eine ganz blieb, wogegen die Uebrigen beim Herausnehmen zusammenfielen. In den Urnen fand man Asche und Ueberreste von verbrannten Knochen.“ Dieser Bericht spricht also nur von der Urne, die in der Sitzung vorgelegen hat. Ausserdem weiss ich aber noch von einer zweiten Urne, die znnächst in das Eigenthum des Herrn Hannemann, damaligen Besitzers von Alt-Paleschken, überging und von welcher ich später noch sprechen werde. Es wird ausserdem in jenem Berichte von dergleichen Gräbern als von einer in der dortigen Gegend ganz gewöhnlichen Sache gesprochen. Das kann ich meinerseits insofern bestätigen, da wenigstens für das angrenzende Rittergut Hoch-Paleschken, als es noch galt, dasselbe, welches unter der Herrschaft polnischer Starosten und auch noch weiterhin in verschiedenen Complexen in Pacht gegeben war, späterhin, etwa vom Jahre 1850 an, urbar zu machen, nach Aussage des früheren Besitzers Herrn Mehring, dergleichen Gräber mit Urnen auf den Feldern sogar massenhaft aufgefunden sind. Wenn ich selbst mich auch dieser Thatsache entsinne, so will mir immer vorschweben, dass sich Urnen unter grösseren oder kleineren Anhäufungen von Steinen vorgefunden haben, und dürfte sich über die Art und Weise ihrer Verpackung jetzt wohl kaum noch ein Sicheres feststellen lassen. Demgemäss ist für die dortige Gegend nach meinem Wissen niemals ein Steinkistengrab mit so grosser Sicherheit konstatiert worden. Mich will dabei nur Wunder nehmen, dass solche Gräber nicht bei Gelegenheit des jetzt vor etwa 5 Jahren ausgeführten Chausseebaues aufgedeckt wurden; wenigstens ist darüber, soviel ich weiss, Nichts in die Oeffentlichkeit gedrungen. Nur einmal, erzählte mir Herr Mehring ferner, sei auf der Feldmark Hoch-Paleschken, dass er es gesehen, ein Steinkistengrab aufgedeckt worden: von quadratischer Form, in welchem der Innenraum durch Steinplatten in 4 Theile getheilt gewesen sei und sich in jedem derselben eine Urne befunden habe. Dies Grab war, ohne Zwischenverbindung von Erde, nur mit einer grossen Menge von Steinen bedeckt. Durch grossen Zufall nur und nur etwa dann, wenn es sich früher oder später um ein tieferes Eindringen in die Erdoberfläche bei Gelegenheit agrarischer Kulturen oder Verbesserungen handeln möchte, dürften sich dort jetzt noch solche Gräber auffinden lassen. Dagegen müsste der Buchenwald bei Hoch-Paleschken, sowie vielleicht ein wohl jüngerer Eichenwald bei Alt-Paleschken bei einigem Nachsuchen noch wohl manche nennenswerthe Funde in dieser Hinsicht zu Tage fördern, denn hier ist noch die Erdrinde in ihrer ursprünglichen Beschaffenheit erhalten worden. In dem erstgenannten Walde kenne ich wenigstens eine freilich von starkstämmigen Bäumen bestandene, hochgelegene, vielversprechende Stelle, die auch äusserlich sonst noch durch in gewisser runder Form gelegte Steine auffällt. Und doch muss der Buchenwald, dessen Bestände recht starke Stämme aufzuweisen haben, erst neueren Datums sein und vor ihm ein Kiefernwald dagewesen sein. Zum Beweise dienen noch jetzt immer deutlich sichtbare schwarze Stellen im Acker (rechts vom Wege von Hoch- nach Neu-Paleschken!), welche von den Ueberresten von Theeröfen und von Theerschwelereien und des darin abfalligen Materiales herrühren, die sich durch mindestens ein Jahrhundert erhielten. Heutzutage steht auf dortiger Feldmark die Kiefer, obschon auch in dortiger Gegend ein weit verbreiteter Baum, nur sehr vereinzelt oder in kleinem Bestande in Brüchern oder versprengt im genannten Buchenwalde. (Es bleibt zu verwundern, dass vor oder zur Zeit des Kiefernbestandes oder in der Zwischenzeit bis zur Buchenbesamung in Bezug auf solche erhöhte Steinstellen durch die Hände neu- oder habgieriger Menschen keine zerstörende Veränderung eingetreten ist!) —

Ferner im Herbste v. J. sah ich gelegentlich eines nachbarlichen Besuches im Gartenhäuschen des Herrenhauses zu Chwarsznau zwei recht grosse und sehr wohlerhaltene Urnen von rothbrauner Farbe stehen, die bei Regnirung eines Weges oder gelegentlich des Umbaus eines Berges am Wege von Altkischau nach Chwarsznau nach Aussage des Besitzers, Herrn von Schedlin-Czarlinski, gefunden sein sollen. Die Grössenverhältnisse derselben sind folgende. Nr. I: (grösser) Höhe: 24·5; Durchmesser unten: 10·15; Durchmesser oben: 14·5; Peripherie im grössten Bauchumfange 73 Cm. Nr. II (kleiner): Höhe 20·5; Durchmesser unten: 9·7; Durchmesser oben: 13·3; Peripherie im grössten Bauchumfange 50·8 Cm. Als Beilagen sollen ver-

rostete, zerbrochene Eisentheile dabei gewesen sein, die aber verloren gingen. Auch eine blaue Glasperle soll dabei gewesen sein. Sonst natürlich noch Asche und Knochen. Viele dieser Urnen brachen bei der Herausnahme entzwei. Eine 3te Urne war zerbrochen und konnte nicht gemessen werden. Die 4te besterhaltene sogar mit Deckel ist in den Besitz des Herrn Professor Bender in Braunsberg übergegangen. Aus dem Berichte des erstgenannten Herrn Berichterstatters A. von Zitzewitz erfahre ich auch noch, dass auch Herr Rittergutsbesitzer Rob. Weiss in Niadamowo bei Berent ihm das sehr häufige Vorkommen von Gräbern mit Urnen in dortiger Gegend bestätigt und ihn selbst zu den Stellen am sog. Gurrenberge (ein Pleonasmus, wenn ich recht lese, da das polnische Góra, von welchem Gurra wohl abzuleiten, schon gleich Höhe, Berg ist!) geführt habe, wo dergleichen Urnen in Menge ausgegraben sind; leider habe er nur eine unzerbrochene herausgegraben, die nach Danzig gewandert sei, wohl in den Besitz des dortigen Provinzial-Museums oder der Naturforschenden Gesellschaft. —

Was nun endlich die zweite Urne aus dem Alt-Paleschker Funde betrifft, so war dieselbe schliesslich dem Herrn Postexpedienten Kauenhoven in Neukrug geschenkt worden, welcher dergleichen Urnen in grosser Zahl besitzen soll. Um in dortiger Gegend ein grösseres Interesse zu erwecken und damit Nichts verloren gehe, habe ich durch Versendung des betr. Aufrufes unserer Gesellschaft die Geister nach Möglichkeit zu inffammiren gesucht.“

Dr. Voss.

Von der 2. Auflage von Hellwalds Culturgeschichte, die wiederum eine überaus günstige Aufnahme in der ganzen gebildeten Welt findet, ist jüngst die 5. und 6. Lieferung erschienen, der wir folgenden reichen und interessanten Inhalt entnehmen:

Die semitischen Culturvölker Vorderasiens. Materielle Cultur der Assyrer und Babylonier. Sociales Leben. Wissen und Religion der Chaldäer. Verbreitung des Astarte Cultus. Die Hebräer in Aegypten. Der Auszug aus Aegypten. Geschichte Kanaans. Die Religion der Hebräer. Die Cultur der Hebräer. Die hebräische Literatur. Das Land Moab. Die Phöniker und ihr Land. Politische Verfassungen der Phöniker. Fahrten und nautische Leistungen der Phöniker und Carthager. Industrie, Kunst und Religion der Phöniker und Carthager. Die alten Hellenen. Das Arierthum in Hellas. Fremde Gesittungseinflüsse unter den ältesten Hellenen. Das Steinzeitalter auf den Kykladen. Die Heroenzeit der Griechen. Ueber den Ursprung freiheitlicher Regungen. Staatliche Einrichtungen in Hellas nach den Wanderungen. Zustände zur Zeit der Perserkriege. Culturleistungen der Demokratie in Athen. Religion und geistige Entwicklung der Hellenen. Die griechische Kunst. Literatur der Griechen. Wirthschaftliche Verhältnisse. Sociales Leben der Griechen.

Das vorstehend angezeigte Werk wird in einem der nächsten Hefte der Zeitschrift ausführlicher besprochen werden.

Die Noeforezen.

Hausrath, Arbeitszeug, Beschäftigung.

Von

J. B. van Hasselt, Missionar.

(Schluss.)

Wir können nicht erwarten, bei diesen Leuten ein anständiges Meublement zu finden. Wir wollen uns doch einmal seine sieben Sachen ansehen. Sein Bett besteht nur aus einer Matte, einer Decke, von Baumbast verfertigt, und einem Kopfkissen. Doch ist dieses Kopfkissen nur so gross, dass der Kopf darin ruhen kann. Es hat die Form eines Fussstuhls, ist in der Mitte ausgerundet und zu beiden Seiten mit Armen versehen, deren Hände ein Holzbild festhalten. Das Ganze ruht auf einem flachen Holze. Um auf einem solchen Kissen sanft zu ruhen muss man selbst ein Papoea sein. Weiter finden wir eine grosse Schachtel, von Baumblättern verfertigt, worin er seine Sarongs oder Werthsachen, z. B. silberne oder kupferne Armbänder aufbewahrt; weiter sehen wir irdene Töpfe zum Kochen, eine Gabel, um seinen Sagobrei zu essen, eine Pinangdose und einige andere Kleinigkeiten. Dies sind ihre nöthigsten Habseligkeiten. Aber der Papoea, wenn er ein freier Mann ist, hat auch sogar Erbstücke im Hause, welche er nicht leicht weggiebt. Es sind gewöhnlich kupferne oder irdene Schüsseln oder Teller, vom Vater oder von der Mutter geerbt, welche der älteste Sohn unter seiner Aufsicht behält.

Das Handwerkszeug des Papoemannes ist auch sehr einfach. Zum Holzauen braucht er ein Beil und ein Hackemesser; zur feineren Arbeit eine Art Stichel und Beitel sowie feinere Messer. Zum Schmieden braucht er einen kleinen Ambos, den er auf den Schiffen kauft, nebst Hammer und Zange. Man kann hier noch hinzufügen Pfeile mit vier Spitzen, welche ausschliesslich gebraucht werden, um Fische zu schiessen, sowie eine Art Harpune, ein zweigliedriges Stück Eisen, welches sie einen Scorpion nennen, weil es Aehnlichkeit hat mit der Scheere des Scorpions und gebraucht wird, um grosse Fische und Schildkröten zu tödten.

Gleichwie die Männer ihre eigenthümlichen Geschäfte haben, so haben auch die Frauen die ihrigen. Die Frauen aus dem Noefoorischen Stamm

verfertigen Töpfe, welche von den Bewohnern ferner gelegener Inseln gekauft werden. Diese Töpfe werden aus Thon verfertigt, welcher auf Doreh in grosser Menge gefunden wird. Die Erde wird erst mit den Füssen getreten, damit sie geschmeidig wird. Dann nehmen sie einen glatten runden Stein, um so den Topf rund zu machen. Sie klopfen den Thon sehr lange mit einem flachen Holz von 2 Zoll Länge, und ist dieses gleichsam wie gehobelt und manchmal zierlich geschnitzt. Wenn die Töpfe die gehörige Form bekommen haben, so wird ein grosses Feuer angezündet, nicht im Hause, sondern im Freien, um sie zu härten. Die Töpfe bekommen dadurch eine braune, röthliche Farbe. Sie sind wohl brauchbar, aber leicht zerbrechlich.

Die Frauen haben auch ein eigenthümliches Werkzeug, um Fische zu fangen. Dieses gleicht einem indischen Besen und ist von den Adern des Sagoblattes verfertigt. Diese werden in grosser Menge mit einem Bande am oberen Ende zusammengebunden und am unteren Ende gleichfalls ein Band hindurch geflochten, so dass sie es, wenn sie damit fischen, nach Belieben verschieben können. Dieses Werkzeug nennen sie Meer. Es wird von ihnen nur gebraucht, um kleinere Fische zu fangen, welche häufig in der Nähe des Hauses spielen. Wenn die Frauen die Fische bemerken, so stellen sie sich mit ihrem Fischzeuge in das Wasser und, wenn dann die Fischchen aufspringen, stürzen sie ihr Meer mit auffallender Schnelligkeit auf sie. Das Meer breitet sich dabei aus in Gestalt eines Regenschirmes. Nach dem Fange ziehen sie es schnell zusammen, kehren es schnell um, so dass die Spitze nach unten kommt und eilen dann mit ihrem Fange in das Haus.

Auch gehört zu der Arbeit der Frauen das Kochen des Essens das Verfertigen von Dosen, Matten und Säcken, sowie die Gartenarbeit.

Die Matten und Dosen werden von lanzettförmigen Blättern verfertigt, welche erst getrocknet und dann roth, schwarz oder gelb gefärbt werden. Diese verflechten sie abwechselnd, wodurch die Dosen oder die Matten nach papusischem Geschmack ein schönes Ansehen bekommen, aber auch dem Europäer die Geschicklichkeit des Volkes zeigen, denn man findet auf den Dosen sogar ganz regelmässige Figuren. Die Farbe bereiten sie von Pflanzen und Wurzeln, welche sie kochen. Auch machen sie auf diese Weise Hüte und Sirikästchen.

Die bessere Qualität Säcke wird von starkem Baumbast geflochten. Dieselben sind ziemlich stark, aber nicht so hübsch, wie die kleineren, welche von Blättern verfertigt werden.

Obgleich es unter allen Papuas keine bestimmten Gewerbe giebt, und jeder sein eigener Zimmermann u. s. w. ist, so kann man doch sagen, dass das Schmiedehandwerk eine Art Gewerbe ist, denn nicht ein jeder versteht dieses. Merkwürdig ist es auch, dass die Schmiede sich gewissenhaft des Schweinefleisches enthalten, was sie von den Muhamedanern angenommen haben.

Sie brauchen beim Schmieden einen Blasebalg, der einer genaueren Beschreibung werth ist. Er ist aus zwei cylinderförmigen, senkrecht stehenden Röhren verfertigt, welche mit einander verbunden sind und 10 Zoll Länge haben. Am untersten Ende sind zwei kleinere Röhren von Bambus angebracht, welche dazu dienen, die Luft hinein strömen zu lassen. In jeder Röhre ist ein Sauger. Dieser Sauger ist ein Holz, dessen Untertheil mit Federn oder Lappen umwickelt ist. Am Obertheil zwischen den beiden Röhren befindet sich eine Bank, worauf sich derjenige setzt, welcher den Blasebalg zieht. Wenn derselbe nun die eine Stange aufzieht, geht die Andere nach unten. Der Wind findet einen Ausweg durch die Bambusröhren und bläst die Holzkohlen an, welche zum Schmieden gebraucht werden. Ihre Schmiedekunst ist aber nicht gross und besteht hauptsächlich darin, dass sie von eisernen Stangen Hackemesser arbeiten. Auch verstehen sie das Eisen mit Stahl zu vermischen. Einige verstehen auch die Kunst grosse silberne Münzstücke, wie z. B. den holländischen „Gulden“ oder „Ryksdaalder“ zu schmelzen und daraus Schmucksachen, Arm-, Bein- und Ohringe zu verfertigen.

Allgemeiner wie die Schmiedekunst ist die Kunst Kähne zu verfertigen. Diese Arbeit versteht ein Jeder. Die Kähne sind ausgehöhlte Baumstämme. Grössere von Brettern verfertigte Kähne kaufen sie von den mahomedanischen Handelsleuten, die nach Neu-Guinea kommen, Tauschhandel zu treiben. Es gibt Kähne in sehr verschiedenen Abstufungen. Man findet sie so klein, dass ein oder zwei kleine Knaben genügen, den Kahn zu steuern, dann aber hat man sie wieder so gross, dass zehn oder zwanzig Ruderer dafür nöthig sind.

Der zum Kahne gewählte Baum wird, damit er leicht stürzen soll, am Fusse durch ein starkes Feuer abgebrannt. Nun wird er, noch im Walde liegend, behauen, um ihm die Form eines Kahnes zu geben. Dann wird er inwendig ausgebrannt oder ausgekohlt und weiter mit Meissel und Messer ausgearbeitet. Wenn die roheste Arbeit vollendet ist, zieht man den Kahn unter Gesang und Gelärm nach dem Strande, wo er dann ganz vollendet wird.

Sie füllen den Kahn mit Wasser und lassen dieses mehrere Tage stehen, um dem Kahne Festigkeit zu geben, damit er meeresfest sei. Nun aber ist noch eine wichtige Arbeit zu thun. Wenn der ausgehobelte Baumstamm so zu Wasser gebracht würde, so sollte er schnell umschlagen; um dieses zu verhüten, werden Querhölzer über den Kahn gebunden und durch grosse hölzerne Nägel zu beiden Seiten des Kahnes versichert. Dann werden sämmtliche Hölzer mit Rohr recht fest verbunden, weil auf diesen Flügeln die ganze Sicherheit des Kahnes ruht.

Ein Mast und Segel dürfen auch nicht fehlen, am bei günstigem Winde segeln zu können; denn das thut der Papua lieber als rudern. Das Segel wird von starken lanzettförmigen Blättern geñält. Der Mastbaum hat viele Aehn-

lichkeit mit einer Malerstaffelei; sein Platz ist am Vordertheil des Kahnes, 2 Füsse stehen in einem dafür bestimmten Brette und der dritte Fuss wird vorn am Kahn befestigt. Die Taue sind von Rohr oder von Fasern eines Baumbastes gemacht. Wenn kein Wind ist, ruhen Mast und Segel auf den Querhölzern. Spitze und Hintertheil des Kahnes sind gewöhnlich mit Schnitzwerk und mit Kasuari-, auch wohl mit Menschenhaaren verziert. Ich habe schon mehrmals tagelang Reisen mit solch' einem Kahne, dessen Ruderer Eingeborene waren, gemacht. Es versteht sich von selbst, dass man Nahrung und Nachtlager selbst mitbringen muss, denn es giebt keine Herbergen, wo man einkehren kann. In der Mitte des Kahnes wird eine Art Kajüte oder Hütte angebracht, worin man Schutz hat gegen Sonne und Regen, natürlich in sitzender oder liegender Position. Man denke dabei nicht etwa an eine Schiffskajüte, nein alles ist sehr primitiv eingerichtet. Doch der Missionar muss zufrieden sein und sich in die Umstände fügen. Vorn und hinten im Kahne sitzen die Ruderer. Manchmal hat solch' ein Kahn kein Steuer, aber die Eingebornen wissen mit ihrem Fahrzeuge gut umzugehen und steuern mit einem Ruder sehr richtig. Nur auf einem grösseren Kahne findet man ein Steuer. Beim Rudern wird gewöhnlich ein Lied gesungen, welches „Ar mis“ heisst. Manchmal singen sie auch ganz improvisirte Lieder. Diese Lieder haben immer einen gewissen Tonfall oder Takt, und hiernach rudern sie munter und leicht. Im freien Meer zwischen dem Festland und den Inseln rudern sie gewöhnlich schnell. Dies ist aber nicht der Fall, wenn sie bei stillem Wasser am Strande entlang fahren. Man darf sich nicht wundern, wenn manchmal ein Theil der Insassen in's Wasser springt und nach dem Strande schwimmt, um sich dort mit Fischfang und Austernsuchen zu beschäftigen und, wenn sie am Waldesrande ein wildes Schwein sehen, auch diesem nachzueilen, um es mit ihren Pfeilen zu schiessen. Unterdessen rudern die Andern langsam weiter und warten die Rückkehr der Jäger ab, indem sie sich mit Schiessen von Fischen beschäftigen. Doch darf man sich nicht über sie beklagen, denn, wenn kein Wind ist, müssen sie weite Strecken rudern und kann man ihnen deshalb auch wohl einige Ruhe und Abwechslung gönnen. Bei starkem, widrigem Winde oder Sturm bleiben sie hier oder dort in einer Bucht liegen, bis der Wind sich legt.

Es ist merkwürdig, wie die Leute bei hoher See oder Sturm hindurch zu fahren und den hohen Wellen auszuweichen wissen. Sie sind ausgezeichnet gute Seeleute und es ist wunderbar, welche schweren Stürme sie mit ihren kleinen Kähnen bestehen. Wenn viel Wasser in den Kahn schlägt, so wird es ausgeschöpft. Sie brauchen hierzu die Schale der Cocosfrucht, auf den grösseren Kähnen auch einen Schöpfer, vom unteren Theile des Sagopalmblasses gemacht. Die Ruder sind von Eisenholz gefertigt und ist an den Handgriffen bisweilen ein Kopf ausgeschnitten.

Wenn ein Halteplatz erreicht ist, so wird der Anker ausgeworfen und

die Leute gehen an das Land. Dieser Anker ist ein schwerer Stein in einem festen, von Rohr geflochtenen, Netze befestigt. Ein hölzerner Haken dient zum Festhalten. Wenn man in der Nacht solch einen Halteplatz erreicht, so giebt es ein eigenthümliches Schauspiel. Die Insassen springen schnell an den Strand und zünden mehrere Feuer an, um Speisen zu kochen und sich zu erwärmen. Licht und Schatten geben einen besonderen Effect; die dunklen Gestalten der Papuās haben in dieser Mischung von Licht und Dunkel ein sonderbares Ansehen. Die ruhige ernste Stille der Nacht wird nur unterbrochen durch das einsilbige Getön der Meereswogen, welche sich am Strande brechen. Man freut sich aus dem engen Kahne steigen zu können und genießt lange in ernster melancholischer Stimmung das eigenthümlich Anziehende einer tropischen Nacht.

Ist der Tag angebrochen und der Wind nicht ungünstig, so wird die Reise fortgesetzt. Dass man „bei einem Sturme nur durch Drohen mit einem Revolver Ruhe und Ordnung bekommen kann“, ist weder mir noch einem anderen Missionar mit den Eingebornen passirt und war ich sehr verwundert, dieses in einer vor kurzer Zeit veröffentlichten Reisebeschreibung zu lesen, obgleich wir manchmal schwere Stürme durchgemacht haben. Unkenntniß der Gewohnheiten und der Sprache der Leute ist manchmal Ursache, dass man fürchtet, wo nichts zu fürchten ist.

Wir kehren zurück zu ihrer Beschäftigung. Fischfang, Muscheln suchen und Schildkrötenfang gehört auch, obgleich nicht ausschliesslich, zu den Beschäftigungen der Männer. Wir haben schon oben erwähnt, auf welche Art die Frauen mit ihrem Fischzeuge Fische stechen. Die Männer fangen die Fische mit der Angel und mit einem kleinen Netze. Doch haben sie noch eine eigenthümliche Fischerei, indem sie die Fische durch Gift betäuben. Sie verwenden dazu ein Gemisch von den Wurzeln des Aduarstrauches, den giftigen Früchten des Baumes „Räbon“ mit spanischem Pfeffer, welches znsammen gestampft und gebacken wird. Wenn das Meer ruhig ist, können sie diese Procedur mit gutem Erfolg vornehmen. Zwei oder drei Kähne fahren umher und die Ruderer streuen das Gift in's Wasser. Das ganze Dorf ist am Strande versammelt. Niemand darf sprechen oder lachen, der glückliche Fang könnte dadurch fehlschlagen. Es sei dahingestellt ob dieses nur Aberglauben ist oder ob die Fische wirklich von dem Geräusch verjagt werden können. Wie dem auch sei, der Fang ist nicht immer glücklich, aber wenn sie eine grosse Menge Fische fangen, so ist die Freude gross. Mit einem Jubelgeschrei werden die auf dem Wasser treibenden Fische begrüßt. Frauen und Kinder stürzen sich mit ihren Gefässen („Sempes“, Fabricat der Noeforezen auf Noefoor, Roemana) in das Meer und jeder greift oder fängt, was er bekommen kann, und wird dann von den Angehörigen mit seiner Beute freudig empfangen. Diese Art Fischfang nennen sie: „Moffer“, Fischbetäuben.

Die Schildkröten fangen sie mit einem spitzen, an einem sehr starken

Tau befestigten scharfen Eisen (dem oben erwähnten „Manora“), einer Art Harpune. Diese Harpune werfen sie mit Geschicklichkeit und Kraft in den Leib des Thieres. Ich war bei solch einem Jagd-Fange einmal zugegen. Es währte fast eine Stunde, ehe sie die Schildkröte vollständig getödtet und in den Kahn gezogen hatten, denn obgleich sie schon verwundet war, tauchte sie unter das Wasser, kam wieder nach oben und schwamm noch eine lange Zeit umher. Verschiedene Male mussten sie die Leine auslassen und wieder einziehen und den Kahn so steuern, dass sie dem Thiere so viel als möglich folgen konnten. Wenn sie die Schildkröte gefangen haben, so schneiden sie den Kopf ab und trocknen das Fleisch über dem Feuer. Die Schale ist nach diesem Trocknen locker und dadurch leichter von dem Körper abzulösen. Die Schale oder Deckel derjenigen Schildkröten, von welchen Fleisch und Eier essbar sind, haben keinen Werth im Handel, und nur die von Anderen haben Werth, doch ist das Fleisch dieser ungeniessbar.

Der Fripang oder die Meeresschnecke wird auf eine ganz einfache Weise gefangen. Die weniger gute Sorte, welche sich nahe dem Strande befindet, fängt man mit der Hand, die bessere Sorte dagegen, welche nur in der Tiefe gefunden wird, mit einem Werkzeuge, welches aus einem eiförmigen langen Stein besteht, worin ein sehr scharf geschnittenes Holz befestigt ist. Hiermit bewaffnet, tauchen sie unter und fangen auf diese Weise die Schnecken.

Während die Noeforezen wie alle Strandbewohner vorzüglich Seefahrer sind, so beschäftigen sich die Bergbewohner besonders mit Ackerbau, obwohl auch erstere einigermaßen dazu genöthigt sind, aber diese Arbeit durch ihre Sklaven verrichten lassen. Den grössten Theil ihrer Nahrung beziehen sie meistens durch Tauschhandel von den Bergbewohnern. Ihre Hauptnahrung ist der Sago, welcher auf Noefoor, Manuswari und Doreh nur in sehr geringer Quantität wächst und nur von Amperpon, Ansus, Waropen und anderen Inseln bezogen wird. Auf Rhooon ist viel und guter Sago, doch wegen der schon seit mehreren Jahren bestehenden Feindschaft der Mansinammer und Dorezen mit den Rhooonern wollen und dürfen die ersteren dort keinen Sago kaufen noch essen.

Der Ackerbau wird jedoch nur ganz einfach betrieben. Von Pflügen, Graben und sonstiger künstlicher Bearbeitung weiss der Papua nichts. Er wühlt ein Stück Land, welches ihm fruchtbar erscheint, haut die darauf stehenden Bäume ab oder brennt sie nieder, wenn der Stamm zu dick ist; reinigt den Grund von Strauchgewächsen und Unkraut, so viel es nach seinen Gedanken nöthig ist, und nun wird auf diesem etwas gelichteten Waldesgrunde gesät. Die schweren Baumstämme bleiben kreuz und quer in diesem sogenannten Garten liegen und Dornensträucher und derartiges Unkraut liegen bei ganzen Haufen am Wege und verbarrikadiren diesen fast ganz. Sie säen darauf los, je schneller, desto lieber. Einer sticht Löcher in den Boden, ein anderer legt die Saat hinein, was sie eben haben wollen,

sei es Reis, türkischer Weizen oder anderes; ein dritter deckt die Löcher wieder zu, und die Sache ist fertig. Die Umzäunung macht ihnen noch einige Mühe, denn sie können doch den Acker nicht so liegen lassen, da die wilden Schweine dann ihr Wesen darin treiben würden. Desshalb machen sie von schwereren und schwächeren Baumstämmen eine starke Umzäunung, und neben dieser stecken sie noch spitze Bambusnägeln in die Erde, um die Schweine zu fangen. Diese Bambusspitzen bedecken sie leicht mit Erde und Blättern; wenn nun ein Schwein gerade darauf tritt, so bekommt es schwere Wunden in den Füßen oder im Leibe und kann sich nicht so schnell fortmachen. Der Eigenthümer des Gartens lauert schon, versteckt in einem kleinen Hütchen, und geht mit seinen auf diese Jagd angelernten Hunden dem Schweine nach und bekommt es auch meistens. Wenn das Gesäete reift, haben die Leute auch einige Mühe, die Vögel zu verscheuchen. Wenn die Ernte eingesammelt ist, so lassen sie das Land wieder wüst werden und benutzen ein anderes Stück Grund zur neuen Aussaat. Die Erfahrung hat sie vielleicht gelehrt, dass ein Boden, der nicht gepflegt wird, auch nur einmal Frucht bringt, und deswegen sind sie genöthigt, für jede Aussaat ein anderes Stück Land zu wählen. Dieses ist die Ursache, wesshalb die Bergbewohner ihren Wohnort verlassen und fast Tagesreisen weit fortziehen, um erst nach mehreren Monaten wieder zurückzukehren.

Das Getreide, die Erdfrüchte und Pflanzen, die auf Neu-Guinea gebaut werden, sind: Reis (auf trockenem Boden, auf keinen Sawahs, nassen Reisfeldern), Hirse, Mais, braune, grüne und schwarze Bohnen; die Erdfrüchte sind: Patatter, eine Art süssliche Kartoffeln, Yams oder Oebi; Wasser-Melonen und Kürbisse. Unter den Fruchtbäumen sind hervorragend: die Kokuspalme, der Pisangbaum, der Brodfruchtbaum, der Ammicorbaum, verschiedene Limonenbäume, der Walnussbaum oder, wie die Papua ihn nennen: „Krisbaum“, dessen Nüsse rund und platt sind mit länglichem, mit einer gelben Haut überzogenem Kern. Wenn diese Nüsse anfangen reif zu werden, versammelt sich täglich das grosse und das kleine Volk, und wirft mit Knütteln nach diesen so beliebten Früchten, wovon sie dann auch einige verkaufen. Die Schale dieses Nussbaumes wird als Arznei gebraucht. Ausser diesen haben sie noch den Gorubaum, dessen Früchte viele Aehnlichkeit mit unseren Aepfeln haben, und auch die wilde Mango, „Mango vetany“. Dann findet man noch andere wilde Fruchtbaume. Bessere Sorten Mango, wie andere edle Früchte, sind erst durch die Missionare angepflanzt und verbreitet.

Sage über ihre Herkunft.

Die Noeforezen erzählen über ihre Herkunft folgende merkwürdige Sage. Auf der Insel Mejkwoendi oder Auki, eine der sogenannten Verrätherinseln, lebte vor vielen Jahren ein Greis Namens Mansaarnakri. Da er zu alt war, um Ackerbau zu treiben, Sagobäume umzuhauen und daraus den Sago zu bereiten oder auf Reisen zu gehen, um Tauschhandel zu treiben, so suchte er seinen Lebensunterhalt durch Bereitung und Verkauf des Palmweins. An einem schönen Morgen bemerkte er, dass sein Bambusgefäß, worin der aus dem Baume triefende Sagowur oder Palmwein aufgefangen wurde, ausgetrunken war, und weil sich dieses noch einige Male wiederholte, so ging er recht verdriesslich zu seinen Stammgenossen, und gab ihnen einen Verweis, dass sie so schlecht wären, einen armen alten Mann um seinen einzigen Broderwerb zu berauben; aber seine Landsleute bezeugten mit Schwüren, dass sie so schlecht nicht wären, und meinten, dass, wenn sein Bambusgefäß leer sei, sie daran keine Schuld hätten, sondern andere Leute dieses verübt hätten. Desshalb fasste er den Entschluss, dem Dieb aufzulauern und ihn zu ergreifen, und stieg er am Abend auf seinen Palmbaum, um Wache zu halten. Die Nacht aber verfloss, ohne dass sich ein Dieb zeigte. Schon fing es an zu dämmern, da kam der Dieb, und dieser war — kein sterbliches Wesen, sondern Samfari, der Morgenstern, der aus seiner hohen Sphäre herabgekommen war, um den angenehmen Trank zu trinken. Mansaarnakri ergriff nun den Dieb und verlangte Bezahlung für den gestohlenen Palmwein. Samfari bezahlte, indem er dem Alten ein Zauberhölzchen oder Amulet gab. — Vermittelst dieses Hölzchens konnte er erhalten, was er wollte. Wollte er z. B.: Häuser, Kähne, Kattun, Messer, oder auch anstatt seines alten, kränklichen Körpers einen schönen neuen haben, so sollte er alles erhalten durch dieses Hölzchen. Zugleich offenbarte ihm der Morgenstern, dass, wenn er die Frucht eines gewissen Baumes, des Marisbon, in Mal. Sprache der Boewah Fjemplong genannt, auf eine Jungfrau werfe, diese alsbald schwanger werden und ihm einen Sohn gebären sollte. Diese Bezahlung war für den alten Mansaarnakri recht angenehm. Er gab dem Morgenstern die Freiheit. Danach veränderte er seinen Namen Mansaarnakri, d. h.: „Der Alte, dem es juckt“, in „Mangoendi“, d. h. übersetzt: „Er selbst“.

An einem gewissen Tage, als der Alte eine schöne Jungfrau sah, welche sich badete, warf er nach ihr mit dieser Frucht. Das erste Gefühl der Jungfrau war, dass es ihr juckte an der Stelle, wo die Frucht sie getroffen hatte, aber bald stellte es sich ein, dass sie schwanger war. Sie konnte sich von ihrem Zustande keine Rechenschaft geben und bezeugte vergebens ihre Unschuld gegen ihre erzürnten Verwandten. Ihr Knabe empfing den Namen „Konori“, d. h. Zauberer. Einige Tage später wurde

ein Tanzfest veranstaltet. Konori und seine Mutter waren auch dabei. Der alte Mangoendi tanzte auch mit, obgleich er alt und hässlich war. Da sah der kleine Konori seinen Vater und schrie laut auf: „Das ist mein Vater!“ Der alte Mangoendi erzählte nun die Begebenheit mit dem Morgenstern und heirathete Konori's Mutter.

Die Verwandten der jungen Frau waren mit dieser Heirath nicht zufrieden, weil Mangoendi alt und mit einer Hautkrankheit behaftet war, und da er nun sogar anfang, einigermaßen zu befehlen und zu regieren, wurden die Leute gegen ihn ganz feindlich. Desshalb beschloss er, die Insel Mejkwoendi zu verlassen, doch zuvor prophezeigte er seinen Landsleuten, dass sie zur Strafe für das viele Leid, welches sie ihm verursacht hatten, unter einander streitig werden und sogar einander ermorden würden. Er theilte seiner Frau seine Absicht mit, abzureisen und diese gab dazu ihre Zustimmung, zeigte aber ihre Verwunderung darüber, wie es möglich sei, dass er eine Reise machen wolle ohne Kahn. Nun aber zeigte Mangoendi seine grosse Zaubermacht. Er ging nach dem Strande und zeichnete im Sande einen Kahn und dieser gezeichnete Kahn verwandelte sich in einen wirklichen. Die Leute des Dorfes wollten jetzt nicht gestatten, dass Mansaarnaki fortreiste und zogen desshalb den Kahn vom Strande nach oben, dem höher gelegenen Walde zu, aber als sich der Alte mit seiner Frau, seinem Söhnchen und seiner Schwägerin in den Kahn gesetzt hatten, ging der Kahn von selbst nach unten ohne gezogen zu werden. Sie segelten nach der Insel Noefoor. Diese Insel war damals nur sehr klein, und umgeben von hohen Felsen.

Mangoendi stiess mit dem Fusse stark auf den Boden und die Insel wurde so gross, wie sie noch heutzutage ist. Die Insel aber war unbewohnt. Mangoendi und die Seinen fühlten sich einsam, ohne einen Freund, und der kleine Konori hatte keinen Spielkameraden. Desshalb begab Mangoendi sich an einem frühen Morgen nach dem Strande und steckte dort vier Hölzchen in den Sand. Diese Hölzchen verwandelten sich in vier durch Menschen bewohnte Häuser. Diese vier Häuser waren der Anfang, der noch heutzutage auf Noefoor bestehenden Dörfer Roemberpon, Angradifoe, Roemansra und Roemana. Nachdem er das gethan hatte weckte er seine Frau, welche noch schlief, und zeigte ihr die durch ihn gezauberten Häuser. Ihre Freude war gross. Nun wurden die Häupter der Hausbewohner gerufen und hatten sie zusammen grosse Freude, denn es wurden Feste veranstaltet und sie assen und tranken und sangen.

Die Frau von Mangoendi war aber noch nicht zufrieden. Es war ihr nicht angenehm, dass ihr Mann alt und mit Hautkrankheit behaftet war. Der Alte, dieses bemerkend, ging nach einer Stätte, welche eine halbe Stunde von seiner Wohnung entfernt war. Diese Landstrecke heisst Snarijori. Hier zündete er ein Feuer von Eisenholz an (eine sehr harte Holzsorte) und als die Flamme hoch aufloderte, warf er sich hinein. Seine

schorfige Haut fiel ab und verwandelte sich in kupferne Schüsseln, Perlen, goldene und silberne Arm- und Beinringe und dergleichen Sachen. Er selbst verbrannte nicht, sondern, wie der Vogel Phönix schöner und herrlicher aus der Asche kam, so kam auch er wie ein schöner, wohlgewachsener Jüngling zum Vorschein. Er verzierte sich mit einigen dieser schönen Sachen und kehrte nach seiner Hütte zurück. Sein Weib und seine Schwägerin erkannten ihn nicht, aber wohl sein Sohn Konori; dieser sagte: „Da kommt mein Vater“, aber die Frauen wollten es nicht glauben, und die Schwägerin meinte, es wäre besser, man gestattete dem jungen Manne den Eintritt in das Haus nicht; denn wenn Mangoendi dieses hören würde, so werde er vielleicht eifersüchtig und böse werden. Mangoendi aber erzählte ihnen die Ursache seiner Veränderung und forderte sie auf, mit ihm zu gehen nach der Stätte, wo die Sachen zu finden seien. Sie waren sehr erstaunt, alle diese schönen Dinge zu finden, und da seine Frau diese mit nach Hause nehmen wollte, meinte er, dass sie sich die Mühe nicht nehmen solle, denn die Sachen würden wohl nach Hause kommen, und sie kamen auch wirklich.

Nun versprach er den durch ihn geschaffenen Leuten, dass sie ohne zu arbeiten Speise bekommen sollten, denn sie sollten die Sachen für Nahrungsmittel verkaufen; da war es denn eine grosse Freude, doch da die Tauschartikel auch einmal zu Ende gingen und vielleicht die Bevölkerung kein Zutrauen hatte zu ihrem Zauberer, so benutzten sie die Kähne, welche Mangoendi gemacht hatte, um auf einer nahegelegenen Insel Nahrungsmittel zu kaufen. Hierüber war der Zauberer böse und sagte ihnen, er werde fortreisen und sie sollten zur Strafe fortan wieder arbeiten, ganz so, wie vorher. Darauf ging der Zauberer fort. Wohin? Darüber sind die Berichte nicht einstimmig. Einige sagen, sie hätten nichts mehr von ihm gehört; Andere meinen, dass er auf Beak gekommen sei, doch auch dort hätte er nicht lange sein Wesen getrieben, da er sich auch dort mit den Leuten erzürnt habe. Allgemein ist unter den Bewohnern von Neu-Guinea's Nordwestküste der Glaube festgestellt, dass Mangoendi nicht gestorben sei, sondern lebe, und dass er mit seinem Sohne Konori wiederkehren werde, und für sie dann wieder eine glückliche Zeit anbrechen werde, wo sie, ohne zu arbeiten, ihre Nahrung erhalten würden. Ja auch meint man, dass sogar die Todten auferstehen sollen, um auch an diesem Schmause Theil zu nehmen.

Die Pfähle des Hauses, wo einmal dieser Zauberer gewohnt haben soll, sind noch auf Noefoor zu sehen, und auf Sjornabo soll, auf der Stelle im Walde, wo er seinen Scheiterhaufen anzündete, kein Gras wachsen. Man sieht, dass auch die Papua's eine Ahnung haben von Reliquienverehrung.

Was nun den Ursprung dieser Sage anbetrifft, so wissen die Eingebornen nur zu sagen, dass sie selbige von ihren Eltern und Voreltern gehört haben. Vielleicht ist es wohl eine Verunstaltung einer der indischen

lythen von der Menschwerdung oder Incarnation ihrer Götter oder von der Geschichte der Geburt Jesu. Ueberhaupt findet man bei den Noeforezen Gebräuche, welche mit denen der alten Bewohner Indiens einige Uebereinstimmung haben, doch ist vieles noch zu unklar, um eine bestimmte Antwort zu geben auf die Frage: „Woher kommen diese Leute?“

Von dieser Erwartung oder Hoffnung, dass dieser Mangoendi wiederkommen werde, machen Betrüger Missbrauch. Sie täuschen die Leute für grosse Bezahlung, um für sich selbst ein hübsches Sümnenchen zu sammeln. Von Zeit zu Zeit hört man, dass hier oder dort ein Kouori, ein Zauberer, erschienen sei. Diese Sorte von Leuten verstecken sich hinter einer Matte, machen dort eine Art Musik und versprechen goldene Berge an ihre Verführer, mitunter sagen sie auch, dass sie Macht haben, schreckliche Dinge zu thun, wie z. B. das Meer austrocknen zu lassen oder nur durch starkes Schütteln mit dem Kopfe ein Erdbeben hervorzurufen, auch wohl zehn Kampfschiffe zugleich aus dem Meere emporsteigen zu lassen.

Im Jahre 1867 war auf Dousenier, einem Dorfe an der Wandamanküste, ein solcher Zauberer erschienen. Aus allen möglichen Gegenden strömten die Leute dorthin und natürlich nicht mit leeren Händen. Sie brachten dem Betrüger Sklaven, grosse Kähne, Stangen Eisen, blauen Kattun und andere ähnliche Artikel. Nun begab es sich, dass ein Kind starb, dessen Eltern dem grossen Zauberer auch so einen Ehrenbesuch brachten. Der grosse, mächtige Mann, dem es ein kleines war, das Meer auszutrocknen und Erdbeben zu erregen, versprach den trauernden Eltern, ihr Kind wieder aufzuwecken, selbstverständlich gegen gute Bezahlung, die ihm auch zugestimmt wurde. Er sagte, nach drei Nächten sollten sie ihr Kind wieder bekommen. Ich bemerke, dass die Eingeborenen immer nach Nächten zählen, während wir von Tagen sprechen, z. B. anstatt über acht Tage sagen sie über acht Nächte.

Wirklich gab er ihnen auch ein Kind, das an Wachsthum und Alter mit dem verstorbenen Aehnlichkeit hatte, aber sogleich durch die Eltern für ein fremdes Kind erkannt wurde. Auf eine Bemerkung der Eltern antwortete der schlaue Betrüger, dass sie sich deswegen nicht irre machen lassen sollten, denn wenn er die toten Kinder aufweckte, so würden sie verändert. Damit mussten sie sich zufrieden geben und, da dies grosse Wunderwerk schon bezahlt war, liess sich nicht viel mehr machen. Er versprach auch, dass jeder alte Mann einen jungen schönen Körper bekommen könnte, wenn er sich nur berauchen liesse durch ein gewisses Feuer, welches er, der Zauberer, anzünden werde.

Man bemerkt in diesem Versprechen deutlich eine Hinweisung auf die Sage des Mangoendi, aber mit dem bedeutenden Unterschiede, dass Mangoendi in die Flamme hineingestürzt sein soll, während bei ihm der Rauch des Feuers schon genügend sein sollte, den Erneuerungsprocess darzustellen.

Man erkannte endlich doch den Betrüger und er musste sich auf die Flucht machen, wenn ihm nicht der Kopf abgeschlagen werden sollte.

Die Sage von Mangoendi wird bei den Bergbewohnern nicht gefunden. Es ist auch merkwürdig, dass die Sage uur der Insel Noefoor erwähnt, als durch diesen Zauberer geschaffen, von Neu-Guinea's Festlande aber nicht spricht; ausserdem besteht auch ein bedeutender Unterschied zwischen vielen Gebräuchen des Noefoorschen Stammes und denen der Bergbewohner.

Sitten und Gebräuche der Noeforezen von Neu-Guinea.

Ehe, Geburt, Festlichkeiten, Begräbniss etc.

Schon in frühem Alter, meistens schon in den ersten Lebensjahren, werden die papusischen Kinder mit einander verlobt, und wird bei dieser Gelegenheit gleichsam ein mündlicher Kontrakt geschlossen zwischen den Eltern des kleinen Bräutigams und denen seiner Braut. Die Braut wird durch eine ziemlich hohe Kaufsumme, bestehend aus Sklaven, Eisen, silbernen Armbändern u. s. w. für den Bräutigam an dessen Eltern verkauft, wovon jetzt jedoch nur ein Theil entrichtet wird. Sie nehmen sich gegenseitig das Versprechen ab, treu auf ihre Kinder zu achten, dass sie kein anderes Liebesverhältniss anknüpfen, insonderheit ruht auf den Eltern der Braut die Verpflichtung, diese streng zu bewachen, dass ihre Ehre nicht geschändet werde. Diese Pflicht wird in der Regel auch treu erfüllt. Kein junges Mädchen wagt es, auszugehen ohne Aufsicht der Mutter oder eines anderen weiblichen Schutzes. Ihren Bräutigam darf sie durchaus nicht sehen, sowie auch nicht ihren zukünftigen Schwiegervater noch Schwiegermutter, noch andere Verwandten männlichen oder weiblichen Geschlechts. — Wenn die Verlobten einander auf dem Wege begegnen, was nicht zu vermeiden ist, so muss die Braut, von ihrer Begleiterin unterrichtet, vor dem in der Ferne herkommenden Bräutigam sich geschwinde hinter einem Baume oder einem Strauche verbergen, bis letzterer vorübergegangen ist. Oft ist dieses auch auf dem Meere der Fall bei der Ueberfahrt von Mansinam nach Doreh, und da sie dann einander schwer ausweichen können, so müssen beide nur den Kopf nach einer entgegengesetzten Richtung drehen. Diese sonst nicht üble Sitte geht bisweilen in das Lächerliche. Eines Tages, als ich in dem offenen Schulgebäude (mehr einer Remise ähnlich) die Kinder unterrichtete, stürzte plötzlich ein vielleicht sechsjähriger Knabe wie ein Holz unter den Tisch. Als ich, erschrocken darüber, die anderen Kinder nach der Ursache fragte, erhielt ich die Antwort: „Die Schwiegermutter seines Bruders geht vorüber.“ Als Bedeutung dieser Sitte wurde mir erklärt, dass die Braut vor ihrer Verheirathung Mutter werden könnte, und um dieses zu verhindern, sei dieser Gebrauch.

Wenn das Mädchen sich schlecht betrügt, so ist der Kontrakt gebrochen, und müssen ihre Angehörigen an die Eltern des Bräutigams bezahlen. Hat sich das Mädchen indessen nicht gegen die Sitte ihres Volkes vergangen, so wird gewöhnlich die Heirath zu der von den Eltern bestimmten Zeit geschlossen; nur sehr selten wird die Verlobung ohne die oben erwähnte Ursache gebrochen, und dann meistens von der Seite des Bräutigams, wenn dieser kein Gefallen findet an seiner für ihn Auserwählten. In diesem Falle muss eine beträchtliche Summe bezahlt werden.

Ist endlich der Hochzeitstag angebrochen, welcher oft schon da ist, wenn die Braut noch ein Kind ist, dann wird der Bräutigam in das Haus seiner Geliebten gebracht. Ich wohnte einer solchen Festlichkeit bei und will diese mit kurzen Worten hier beschreiben. — Es war gegen Abend dieses bestimmten Tages, als ich eine Schaar Frauen aus einem Hause kommen sah, gefolgt von einem jungen Manne, den ich bald als den Bräutigam erkannte. Dieser wurde begleitet von zahlreichen Verwandten und Freunden, von denen jeder ein Hackmesser oder Beil, oder ein anderes Hochzeitsgeschenk bei sich trug. Der ganze Zug, durch Fackeln erleuchtet, begab sich nach dem Hause der Braut. Dort angekommen, wurden die Brautleute in ein für sie vorbereitetes Kämmerchen geführt, doch durften sie sich noch nicht ansehen, und mussten deshalb eine kuriose Haltung einnehmen, indem sie sich Rücken gegen Rücken setzten. An der einen Seite von ihnen setzten sich die Männer, an der anderen die Frauen nieder. Als die Trauung vollzogen werden sollte, wurde ich gebeten, mein Pistol abzuschiessen, welches ich auf Wunsch der Leute schon zu diesem Zwecke mitgebracht hatte. Das Schiessen ist für die betreffenden Brautleute ein Ehrenzeichen. Wie immer die Verbindung durch einen der ältesten Verwandten geschlossen wird, so verrichtete auch jetzt ein alter Mann diese Handlung. Er legte die rechte Hand des Bräutigams in die der Braut, nahm dann einen Trunk Wasser in seinen Mund, spuckte dieses auf die Hände des Paares, wobei er einige Worte als Zauberspruch murmelte, die ungefähr bedeuten, dass kein Feind sie tödten solle, dass kein Zauberer sie krank machen solle, und noch einige andere Verheissungen enthielt. Jetzt nahm eine der anwesenden Frauen aus einem Napfe Sagobrei mit Bambusstöckchen einige Bissen und steckte diese der Braut und dem Bräutigam, wie einigen Verwandten von diesen in den Mund, indem sie zählte: eins, zwei, drei, vier, — und soll dieses etwa bedeuten: ihr zwei seid eins geworden; der Mann darf keine andere Frau und die Frau keinen anderen Mann begehren. Nun war die Ceremonie beendet und nahm jetzt der Hochzeitsschmauss seinen Anfang. Die Gerichte, welche auf ihrem Tische (dieser ist eine auf der Erde ausgebreitete Matte) in kupfernen, messingnen, irdenen und hölzernen Gefässen aufgetragen wurden, sahen für den Europäer nicht sehr appetitlich aus, doch mundeten sie dem Papua vortrefflich. Das Brautpaar musste aber während der ganzen Nacht in der erwähnten

Situation sitzen bleiben und durfte durchaus nicht einschlafen; sollte dieses der Fall sein, so werden sie angestossen. Der Volksglaube betrachtet dies als ein Mittel, um den Neuvermählten ein langes glückliches Leben zu bereiten.

Am Morgen gehen Braut und Bräutigam zu den Ihrigen, um sich dort zur Ruhe zu begeben. Am Abend gehen sie neu gestärkt wieder an ihre Arbeit, wie ich es nennen möchte. Wieder müssen sie sich setzen, wie am vorigen Abend, und dies wiederholt sich noch am dritten und vierten Abende. Sie dürfen dabei gar nicht von ihrem Platze aufstehen. Erst am fünften Morgen dürfen sie sich von Angesicht zu Angesicht sehen und sind jetzt — Mann und Frau! Doch gegen Anbruch des Morgens nach der ersten Nacht ihres Beisammenseins verlässt der Mann seine Frau, damit diese sein Angesicht nicht bei Tageslicht sehe, und ist dieses ein Zeichen von ihrer noch jungfräulichen Scham, welche erst nach Verlauf von wieder vier Nächten schwindet, nach welcher Zeit sie bei Tag und Nacht frei miteinander leben.

Noch will ich bemerken, dass auch ein Unterschied stattfindet bei der Hochzeitsfeier. Die von mir beschriebene findet bei den freien Papua's statt, oder wie wir sagen möchten, im Bürgerstande. Ihre Slaven werden nur ganz einfach zusammengebracht; dagegen findet noch eine besondere Festlichkeit statt, wenn Kinder von Häuptlingen sich verheirathen. So wohnten wir der Verbindung des Sohnes des Surschan (Häuptling) mit der Tochter des Singhadji bei. — Die Braut wurde im festlichen Aufzuge umhergeführt. Festlich geschmückt wurde sie auf dem Rücken einer Frau getragen, eine zweite Frau hielt ein Band, welches um die Arme der Braut gebunden war, als Symbol, dass sie nun an ihren Mann gebunden werden sollte. Vor der Braut wurde ein kleines Häuschen getragen, das reichlich mit Fahnen verziert war, und andeuten musste, dass die Brautleute Königs-kinder seien. Desgleichen wurden auch ihre Geschenke in einem Kahne mit Fahnen und Wimpeln verziert, umhergefahren. Das stattfindende Gastmahl ist auch viel grossartiger, wie bei einer gewöhnlichen Hochzeit. Sonderbar ist es, dass bei einem Volke, welches so viel von Tanzen und Singen hält, die Hochzeit so still und ernst gefeiert wird.

Wenn sich eine Wittve wieder verheirathet, so finden die oben beschriebenen Ceremonien gar nicht statt. Diese geht einfach mit ihrem Auserwählten in den Wald. Wittwen oder verheirathete Frauen folgen ihnen. Diese schneiden Zweige und Reiser ab, womit sie auf das Paar werfen, und soll hierdurch der Geist des abgestorbenen Mannes von der Frau verjagt werden. Deshalb muss diese auch ihr Wittwenkleid ablegen und an eine, andere Wittve geben, weil man glaubt, dass ihres verstorbenen Mannes Geist mit dem Kleide in Verbindung stehe und dieser aus Eifersucht sie oder ihren jetzigen Mann krank machen könnte, wenn sie den Sarong ferner tragen würde. Wenn der Spaziergang vollendet ist, werden die Freundinnen, welche das Holz geschnitten und tüchtig damit geworfen habene, mit Hack-

messern und Sarongs bezahlt und dann ist das Paar verheirathet und begiebt sich nach Hause.

Während der Schwangerschaft, besonders während der ersten, bleibt die Frau, so viel als möglich ist, im Hause. Obwohl sie nie viel arbeitet wenn sie nicht Sklavin ist, so muss sie sich doch jeder schwereren Arbeit enthalten. Ist die Zeit der Niederkunft gekommen, so versammeln sich eine Menge Frauen um sie, welche ihre Hülfe anbieten. Geht die Geburt nicht schnell genug von statten, so kueten und treten die Frauen die Gebärende mit Händen und Füßen, damit das Kind leichter zur Welt komme. Ist dieses endlich erschienen, so lassen sie es liegen, bis die Nachgeburt folgt, und dann erst schneiden sie den Nabelstrang mit einem scharfen Bambussmesser ab. — Mir sind während meines Aufenthaltes auf meinem Arbeitsfelde verschiedene gefährliche Fälle solcher Geburten vorgekommen, verursacht durch das Treten und sonstige unvernünftige Behandlung der sonderbaren Hebeammen, und wurde ich mehrmals in solcher grossen Noth um Rath gefragt, als ihre Kunst nicht ausreichte. Oft stirbt das Kind vor Kälte, wenn es zu lange in solchem Zustande auf die Nachgeburt warten muss. Diese kam einmal bei einer jungen Frau nach tagelangen Leiden in Stücken zum Vorschein, nachdem allerlei Mittel angewendet waren. Geht alles seinen geregelten Gang, so findet einige Wochen nach der Geburt eines ersten Kindes eine Festlichkeit statt, bei welcher Gelegenheit die junge Mutter ihren Mädchennamen ablegt, oder wegwirft, wie der Papua sagt, und empfängt sie dafür den Ehrentitel: „Insoes“, welcher wörtlich übersetzt ist: Milchfrau, und bei den Papua's die Bedeutung hat, wie bei uns Frau; doch ist ihr Kind gleich nach der Geburt gestorben, so wird der Name der jungen Frau ebeufalls verändert, sie wird dann aber nicht Insoes genannt.

Bei solchem Namensfeste einer jungen Mutter wird diese hinter einer aufrecht stehenden „Kokoja“ (Matte) verborgen, um sie den Augen der Zuschauer zu entziehen. Die Frau darf nicht sprechen. Man reicht ihr Speise und Trank, und sollte sie ausserdem etwas wünschen, so klopft sie an ihre Kokoja und alsbald wird es ihr gereicht. Während sie isst und trinkt, wird auf der Tifa geklopft und danach erhält sie ihren Namen und wird aus ihrer Gefangenschaft befreit.

Bei ihrem Ausgang, der jedoch hinausgeschoben wird, bis das Kind anfängt zu gehen, muss sie ihren Kopf mit einem grossen Hut oder mit einer Matte bedecken, damit die Sonne sie nicht bescheine, in welchem Falle einer ihrer männlichen Blutsverwandten, Vater oder Bruder, sterben muss. Nach Verlauf einer gewissen Zeit wird wieder ein Fest gefeiert, an welchem die Kopfbedeckung abgelegt wird, da jetzt die Todesgefahr für die Angehörigen gewichen ist, und nun darf die Frau frei ausgehen.

Welchen Einfluss die Sonne hat auf die Verwandten, wenn sie die Frau bescheint, dass diese sterben müssen, ist mir unbekannt, wie es im Allgemeinen sehr schwer ist, die Bedeutung der Gebräuche und Gewohn-

heiten der Papua's zu erforschen, da sie diese sehr geheimhalten theils aber wohl die Bedeutung schon vergessen haben und nur das Beispiel ihrer Voreltern nachahmen.

Die Zahl der Kinder ist gewöhnlich nicht gross. Wenn die Frauen drei oder vier Kinder zur Welt gebracht haben, so erklären sie, müde zu sein und nicht mehr länger gebären zu wollen, zu welchem Zwecke sie Mittel anwenden, um die Frucht abzutreiben. Ausser dem Gebräu, was sie einnehmen, lassen sie sich ihren Leib mit einem Rohrbande fest zusammenschnüren und dann mit den Füßen treten, so dass die Frucht mit Gewalt abgetrieben wird. Wollen dennoch alle Mittel nicht helfen, so sind sie genöthigt, ihre Niederkunft abzuwarten, und geschieht es dann bisweilen, dass eine Mutter ihr Kind, besonders wenn dieses ein Mädchen ist, erstickt, indem sie dem Kinde Asche in Nase und Mund stopft. Solch, ein ermordetes Kind wird nicht in den Baumästen aufgehängt, sondern unter der Erde begraben. Es ist auch auf die Papua's das Wort des Apostels Paulus zu treffend, welches er seiner Zeit über die Heidenwelt niederschreiben musste: „Ohne natürliche Liebe.“ Ich freue mich, hinzufügen zu können, dass auf den Missionsstationen dieser Gräuel unter den Einwohnern abnimmt, obgleich er noch nicht ganz verschwunden ist.

Wird eine Frau Wittve, so finden wieder zahlreiche Gebräuche statt. Zuerst darf sie während einiger Monate nicht ihre Wohnung verlassen. Nach dem Volksglauben steht der Geist ihres verstorbenen Mannes noch mit ihr in Beziehung und würde dieser Menschen krank machen aus Bosheit, wenn seine Frau es wagen würde, umherzugehen oder zu fahren. Am dritten Tage nach dem Tode des Mannes wird der Wittve das Haar abgeschnitten als Zeichen der Trauer. Auf der Insel Rhoon sah ich Frauen als Trauerzeichen einen Sack auf dem Kopfe tragen, welcher die Form einer Mönchskutte hatte. Einen schönen Sarong dürfen sie nicht mehr tragen, sondern diesen verwechseln mit einem groben schwarzen oder blauen Sarong (auch wohl bei den ärmeren Papua's mit einem Schurz von Baumbast). Den Sarong dürfen sie nicht länger als bis zum Knie tragen, auch müssen die Brüste, welche die Frauen sonst wohl mit ihrem Sarong bedecken, jetzt entblösst bleiben. Sobald eine Wittve diese strenge Regel übertritt, wird sie mit Schmähworten ausgescholten. Fängt das Haar wieder an zu wachsen, so darf sie es nie mit einem Kamme berühren. Einige Tage nach dem Tode des Mannes wird die Wittve im Meer gebadet, doch darf sie nie den Hausflur betreten, weshalb ein Theil von diesem abgebrochen wird und durch dieses Loch die Frau in einen auf sie wartenden kleinen Kahn hinuntergelassen wird; dann wird sie von ihren Freundinnen gebadet, nachdem ihr Haar abgeschnitten ist. Nach dieser Zeit darf sie in langer Zeit nicht baden, so dass der Schmutz an dem Körper klebt und Hautkrankheiten unmöglich ausbleiben können.

Wenn die Zeit des Wittwenstandes vorüber ist, und ein unverheiratheter

Bruder ihres Mannes lebt, so ist dieser verpflichtet, sie zu heirathen; ist dieses nicht der Fall, so kehrt die Wittve zu ihrer Familie zurück.

Von dem Manne gilt so ziemlich dasselbe in seinem Wittwerstande; nur ist er nicht genöthigt, lange Wittwer zu bleiben. Nach Verlauf von zehn Wochen wirft er seinen schmutzigen Maar fort, wird von seinen männlichen Verwandten gebadet und darf nun wieder heirathen, wenn er will.

Die Vielweiberei ist bei den Papua's allgemein, am meisten aber bei den Reichen; und haben diese auch nur eine angetraute Frau, so haben sie oft noch drei bis vier Sklavinnen als Kebsweiber: diese werden gezwungen, den Lüsten ihres Herrn und Meisters zu dienen. Im Hause selbst hat der Papua gewöhnlich nicht mehr als eine Frau, um häusliche Zwiste zu vermeiden, an denen es nicht fehlt, wenn eine zweite im Hause ist. Die zweite und dritte Frau befinden sich meistens auf anderen Inseln, wohin der Mann jährlich ein- oder zweimal reist. Auf Rhoon und anderen Inseln jedoch bleiben sie zusammen. Ist eine Frau unfruchtbar, so ist das eine Ursache zur Scheidung.

Die Gelegenheiten, welche den Papua's Anlass zu Festlichkeiten geben, sind vielfältig. Leben und Sterben, Freude und Schmerz sind Ursache zur Veranstaltung von Festlichkeiten.

Schon haben wir gesehen, wie die Hochzeit gefeiert wird; mit welcher Ceremonie der Name der Frau nach der Geburt ihres ersten Kindes verändert wird; jetzt wollen wir einmal einem Kinderfeste beiwohnen, welches veranstaltet ist, um dem Kinde einen Namen zu geben. Dies Kind, welches von seiner Geburt an „Kieki“, d. i. „Kleine“ hiess, wird nun, da es gehen kann, auf papusische Weise getauft. Die Verwandten versammeln sich. Nachdem sie gut gegessen haben, wird das Kind erst gebadet, danach feierlich mehrere Male um einen Brunnen herumgetragen und so bekommt es seinen Namen. Ist das Kind ein Mädchen, so werden diesem Löcher in die Ohren gestochen und Ringe hinein gesteckt; dann setzt man das Kind wohl auf ein dazu gebautes Gerüst zur Schau. Mehr Aufsehen macht die Namensveränderung der herangewachsenen Knaben. Wenn diese ein gewisses Alter erreicht haben, vielleicht ihr zwölftes Lebensjahr, so müssen sie eine Reise nach einer entfernteren Insel machen; von hier kehren sie nach etwa einem Monate zurück, und nun wird ein Fest veranstaltet, wobei Musik nicht fehlen darf. Es wird auch gesungen, aber nicht getanzt, weshalb das Fest auch nicht bis zum Morgen währt, was sonst der Fall ist. Die Hauptsache ist immer das Essen und werden dazu einige Tage zuvor Kähne voll Vorräthe herbeigeschafft, denn es darf an Nichts fehlen. Der Tisch muss beladen sein mit Näpfen voll Reis, Sagobrei, Bohnen, Patatters, gebratenen Pisangs, Zuckerrohr u. A. Wenn es irgend möglich ist, darf der Sagoweer (Palmwein) nicht fehlen, glücklicherweise ist auf Mansinam nicht viel Sagoweer zu bekommen. Der König des Festes wird gebadet, erhält einen Maar und wird dann von einer Menge Frauen umhergeführt,

auf den dazu ausgebreiteten Messingschüsseln. Danach bekommt er einen neuen Namen, wobei zwei- bis dreimal über den Kopf des Knaben mit einem Gewehre geschossen wird, um damit dem Feste mehr Weihe zu geben.

Wenn eine Frau zur *Insos* gemacht wird, geht es ziemlich eben so zu; nur dass dann die Frauen ein Stück blauen Kattun ausbreiten und dieses über den Kopf der Frau haltend, damit hin- und hergehen. Auf diese Weise werden fast bei jeder Familienangelegenheit Festlichkeiten abgehalten.

Bei einem Tanzfeste versammeln sich die Gäste gegen Abend im Hause des Gastherrn oder in einer dazu besonders aufgebauten Scheune. Niemand versäumt, seine Putzsachen bei dieser Gelegenheit anzulegen und sich mit Blumen und Blättern zu schmücken. Diese Blätter haben eine Bedeutung die durchaus nicht schön zu nennen ist. So viele gelbe Blätter ein Mann trägt, so viele Mädchen hat er entehrt, natürlich arme Sklavinnen. Die Frauen tragen ausser ihrem Perlenschmuck auch wohl noch eine Art Kranz im Haar. Die Männer bleiben stets von den Frauen abgesondert und tanzen niemals zusammen.

Das Klopfen auf der Tifa, bisweilen auf dreien zugleich, giebt das Zeichen zum Anfange des Tanzes.

Der Tanz ist eine Art hüpfenden Trippelstufes, wobei die Füße gleichmässig mit grossem Geräusch einander berühren, begleitet durch eine eigenthümliche Bewegung der Arme, bei welcher die Hand nach unten gehalten und der Obertheil des Armes vorausgeschoben wird. Vortänzer sind die *Mambries*; sie geben das Zeichen zum Anfangen. Beim Tanzen lassen sie ein zischendes Geräusch hören, sehr ähnlich dem Zischen einer Schlange. Von Zeit zu Zeit ruhen sie aus, um sich mit einem Priemchen Tabak und mit Essen zuzustärken.

Hierbei wird immer getrunken, und je mehr es gegen den Morgen geht, desto lustiger und muthiger tanzen sie darauf los. In weiter Ferne hört man das Gebrüll, welches Gesang vorstellen soll, und das Trappeln und Stampfen auf dem Fussboden. Das Geräusch klingt nicht mehr menschlich, sondern lässt uns mehr an eine Bande böser Geister denken, welche ihren Hexensabbath halten.

Wenn ein *Korwaar* gemacht wird, so dauert das Tanzfest bisweilen Tage und Nächte fast ununterbrochen fort. Mit jedem neuausgeschnittenen Gliede wird eine neue Tanzpartie gehalten, bis das ganze Bild fertig ist.

Wenn die Männer eine weite Reise antreten wollen, so werden auch viele Festlichkeiten veranstaltet, welche noch fortauern, wenn die Leute schon auf der Reise sind, und durch ihre zurückgebliebenen Freunde gefeiert werden. Das Ziel dieser Reise ist gewöhnlich *Fidore*, um dem dort wohnenden Sultan Schätze zu bringen als Bezahlung der Steuer. Wenn sie nun solch eine Reise antreten wollen, so lassen sie sich erst wahrsagen, um zu wissen, welche und wie viele Leute mitgehen dürfen und welcher Tag

dazu am geeignetsten sei, damit das böse Schicksal ihnen nicht etwa dumme Streiche mache. Die Art und Weise ist eigenthümlich. Sie wahrsagen nicht aus den Linien der Hand, wie die Zigeunerinnen, auch nicht aus Kaffeersatz, Eiern oder Karten, nein, sie haben es noch leichter. Sie kauen ein Gemisch von Kalk, Betel und Gambier und spucken dieses Gemisch auf die Hand. Aus der Richtung wohin die Spritzen des Spëichels fallen, wissen sie, welche Leute mitgehen dürfen und an welchem Tage sie ausgehen dürfen. Ist diese wichtige Sache entschieden, so gehen die Leute, welche die Reise antreten wollen, in der Nähe der Insel Manaswari fischen. Thun sie einen guten Fang, so ist dies auch eine gute Vorbedeutung. An einem anderen Tage rudern sie nach Doreh. Der Kahn ist festlich geschmückt mit Fahnen und Wimpeln, und unter fröhlichem Gesange geht es nach den Dörfern. Dort wird Halt gemacht und werden Tauschartikel in Empfang genommen, um dafür etwas zu kaufen und nach glücklicher Rückkehr mitzubringen. Nun wird der Kahn für die Reise eingerichtet und bringen sie ihre „sieben Sachen“ hinein. Aber jetzt muss während der ganzen Nacht Wache gehalten werden, damit sie jedes Vorzeichen bemerken, in welchem Falle die Reise aufgeschoben werden muss. Dieser Vorzeichen sind viele; z. B. wenn in der Nacht ein weisser Papagei schreit, wenn ein Baum fällt, wenn Jemand niest, oder wenn es auch nur ein wenig regnet; wenn auch nur eines dieser Vorzeichen eintritt, wird die Reise auf einen besseren Tag verschoben.

Ist aber das Schicksal ihnen günstig und tritt keines dieser Vorzeichen ein, so geht es vorwärts; aber es ist nun doch noch möglich, dass sie schnell wieder umkehren; denn ehe sie eine bestimmte Stelle erreicht haben, kann sich noch ein ungünstiges Vorzeichen zeigen und dann wird die Reise wieder aufgeschoben! Ausser den genannten bösen Vorzeichen sind auf dem Meere noch diese: ein todter, auf dem Wasser treibender Fisch, oder wenn vor ihrem Kahne plötzlich ein Fisch aus dem Wasser in die Höhe springt. Wenn eines dieser Zeichen eintritt, kehren sie zurück und die ganze Vorbereitung fängt wieder von Neuem an. — Sind sie endlich auf der Reise, so versammeln sich die zurückgebliebenen Verwandten in einer bestimmten Nacht, um zu erforschen, ob sie das Ziel ihrer Reise glücklich erreichen, oder ob sie zurückkehren werden, ohne Fidore gesehen zu haben. Dazu legen sie einen Baumstamm, welcher ungefähr die Länge des Kahnes hat, womit ihre Freunde auf die Reise gegangen sind, auf den Platz im Hause, wo früher der Kahn gestanden hat. Wenn keines der oben erwähnten Vorzeichen erscheint, so wird der Holzstamm unter dem Gesang von „Korandé Koranda“ aus dem Hause in einen Kahn geladen, dieser Kahn wird durch einige Mädchen nach der Mitte des Stromes gerudert, und dort wird das Holz in's Meer geworfen. Sie benutzen dazu die Zeit, in welcher der Strom dem offenen Meere zufließt, oder wie sie sagen: „die Fluth geht nach aussen“. Wenn dieses Holz nicht wieder zurückkehrt, so

ist es ein günstiges Zeichen. Bringen Strom und Wagen es aber zurück, so ist das ein Zeichen, dass ihren Verwandten ein Unglück passirt ist und sie zurückkehren werden, ohne ihr Ziel erreicht zu haben.

Im ersteren Falle versammeln sich die Frauen und Mädchen mit jedem neuen Monde, so lange ihre Verwundten auf der Reise sind. Diese Versammlungen finden statt in den zwei letzten Tagen des alten und in den vier ersten Tagen des neuen Mondes. Es wird nicht getanzt, sondern gesungen, vom Nachmittage bis zum späten Abend. Der Gesang wird begleitet durch das Schlagen auf der Tifa, in ihrer Sprache „Roberok“ genannt. Der „Roberok“ ist eine Trommel, aus Holz, in der Form eines Cylinders verfertigt, inwendig hohl und auf der Oberseite mit einem Leguanenfell bespannt. Sie rufen die Geister der Abgestorbenen an, dass sie ihre Verwandten und Freunde auf ihrer Reise bewahren und beschützen mögen; dieses ist der Inhalt des Liedes. Wenn sich der erste Schimmer des Neuen Mondes am Himmel zeigt, so jauchzen sie aus aller Macht und Kraft. Fragt man sie nun, warum sie dieses thun, so ist ihre Antwort: Weil ihre sich auf Reisen befindenden Verwandten auch den Mond sähen, und dieses ihnen ein Zeichen sein soll, dass es ihren Freunden wohl geht. Ja dieses Singen ist sogar eine heilige Pflicht, denn, wenn die Frauen nicht getreu jeden Monat singen, so haben sie es verschuldet, wenn einer ihrer Verwandten krank werden oder sterben sollte. Es versteht sich, dass sie dieser Pflicht gewissenhaft nachkommen.

Nicht immer können die Feste fort dauern. Der Tod muss auch seine Rechte bei ihnen haben. Die unter den Papua's meist herrschenden Krankheiten sind Fieber, Wunden und Hautkrankheiten; bisweilen kommt wohl ein Fall von Schwindsucht oder Dysenterie vor. Letztere herrschte im Jahre 1873 epidemisch und raffte viele Menschen fort. Kurz vor meiner Abreise, im Anfang des Jahres 1875, herrschte wieder eine Epidemie, doch in geringerem Grade. Es war nach den Symptomen eine Genick- und Rückenmarksentzündung, von welcher Niemand genas und welche Krankheit man früher dort nicht gekannt hat.

Die Pockenkrankheit, welche im Jahre 1859 viele Papua's wegraffte, hat sich nach dieser Zeit nicht mehr gezeigt.

Einfache Arzneien, bestehend aus Abkochungen von Wurzeln und Blättern, sind ihnen nicht unbekannt und haben sich diese bei der Dysenterie-Epidemie besonders bewährt. Einige Leute, Männer und Frauen, legen sich besonders auf das Studium der Arznei enthaltenden Pflanzen und treten unter dem Volke als Doktoren auf; natürlich spielt bei ihrer Kunst die Zauberei stets eine grosse Rolle. Da bei einem so unentwickelten Volke die Krankheiten immer dem Einflusse übernatürlicher Kräfte zugeschrieben werden, so ist es sehr erklärlich, dass der Tausendkünstler, der die Kunst versteht, den Teufel zu bannen, gern gesehen und gut bezahlt wird.

Nimmt eine Krankheit ein ernstes Aussehen, so dass man den Tod des

Kranken fürchtet, dann kommen alle Verwandten und Freunde, um ihn zu sehen, „denn sie haben ihn lieb“, in ihrer Sprache „Ko swaar i“. Das ganze Haus eines Sterbenden ist bisweilen zum Erdrücken gefüllt; dazu kommt noch der Rauch der Cigarren, so dass die Luft in einer solchen Umgebung für den Europäer unerträglich ist, wohingegen der Eingeborene sich ganz gut dabei befludet. Der Kranke wird durch seine Angehörigen, seine Frau oder Kinder gewöhnlich treu gepflegt, so weit diese für Krankenpflege Verständniß haben. Schon einige Tage vor dem Tode erheben die Frauen ein furchtbares Geheul, in welches bei dem Tode selbst die Männer und Söhne oder sonst dem Verstorbenen Nahestehende einfallen. Der Todtengesang wird von eigens dazu gemietheten Frauen, meistens Wittwen, in klagendem, heulenden Tone gesungen. Dieses Lied, eben so poetisch als alle anderen Lieder, umfasst das Lob und die Tugenden des Verstorbenen; letztere sind meistens von zweifelhaftem Charakter, z. B.: Der Sterbende oder schon Verstorbene sei ein „Mambin“ (Held) gewesen, wobei seine Tapferkeit gerühmt und womöglich die Zahl seiner von ihm geschlagenen Feinde aufgezählt wird. Bei einem mehr friedliebenden Manne sind solche Heldenthaten nicht zu vermelden und besingt man bei diesem nur dessen häusliche Tugenden und Pflichterfüllung, besonders seine treue Sorge für Frau und Kinder. Dieser Klagegesang wird manchmal schon angestimmt, wenn der Kranke nur in einer Ohnmacht liegt; erwacht er aus derselben, so sagt man sehr naiv: „Er war schon todt, aber er ist wieder zurück gekommen.“

Die wirkliche Traurigkeit der Angehörigen des Abgeschiedenen ist wohl zu unterscheiden von dem Trauern der für Bezahlung singenden Frauen. Diese waschen auch die Leiche, unwickeln sie mit weissem Kattun und legen sie so in eine Kokoje (Matte), welche sie mit Tauen festbinden. Die sonst fast immer sehr auffällige Brücke der Häuser wird bei Gelegenheit eines Begräbnisses gut befestigt. Die Leiche wird auf eine Bahre von Bambus gelegt und von den nächsten Anverwandten nach dem Begräbnisplatze getragen. Dort angekommen, wird erst das Grab gegraben, und dann die Leiche in halbsitzender Lage unter furchtbarem Geheul in die nicht sehr tiefe Grube gelegt, so dass der Kopf etwas erhoben ist. Während des Begräbnisses muss sich im Dorfe jeder still verhalten. Niemand darf klopfen oder arbeiten. Ein Tanzfest darf nicht stattfinden, denn dieses könnte dem Verstorbenen unangenehm sein, und würde sein Geist sich rächen. Hier und da sieht man an den Häusern, auch wohl an den Bäumen und Kähnen. Blätter und Zweige festgebunden, um den Geist des Todten zu verscheuchen. Verschiedene Sachen, welche der Papua für seinen täglichen Gebrauch nöthig hat, werden dem Verstorbenen in das Grab mitgegeben, als: Teller, eine Flasche, ein Pinangkästchen mit Tabak und Zubehör gefüllt, und ein Sack. Auf das Grab legt man bisweilen Pfeile und Bogen, ja selbst einen kleinen Kahn nieder. Man glaubt, dass der Verstorbene die Sachen dort nöthig

habe, wohin er nun gegangen ist. Ehe das Gefolge sich entfernt, findet noch eine Ceremonie statt. Sie stellen sich um das Grab herum, nehmen jeder ein Blatt von der Erde auf, falten dieses in der Form eines Löffels zusammen und bringen es einige Male auf den Kopf, als ob sie den Inhalt des Blattes darauf ausgiessen, wobei sie murmeln: „Roer irama“, d. i.: „Der Geist kommt“. Diese Worte sollen den Geist beschwören, dass er nicht spuken komme bei den Angehörigen. Die Gräber des Grabes dürfen ihr Haus nicht betreten, ehe sie sich gebadet haben, damit jedes Unreine das von dem Todten ihnen anklebt, entfernt werde und dessen Geist keine Macht über sie habe.

Als Zeichen der Trauer um einen Verstorbenen wird den nächsten Anverwandten, sowohl Männern als Frauen, das Haar abgeschnitten; die Männer lassen es ganz kahl abscheeren, wenn ihre Frau gestorben ist; nur eine Locke lassen sie über der Stirn stehen, in welche sie das eine Ende einer Perlenschnur flechten; das andere Ende befestigen sie in einer eben solchen Locke über dem Ohr. Um den Obertheil des Armes legen sie ein schwarzes Rohrarmband zum Zeichen der Trauer. Um den Hals tragen sie, wie alle übrigen Anverwandten, ein von weissem Zeuge gedrehtes Band, welches so lange sitzen bleibt, bis es verfault.

Ueber den ferneren Traueranzug haben wir schon gesprochen bei der Beschreibung des Wittwenstandes. Einige Tage nach dem Begräbniss wird der Tag festgesetzt zur Anlegung der Trauer.

Einige Leute tätowiren sich auch zum Andenken an die Verstorbenen; meistens thun dies die Frauen, die Männer weniger; doch begegnete ich einmal einem Manne, dem ein Knabe auf den Rücken tätowirt war; als ich nach der Bedeutung hiervon fragte, sagte er mir, dass diese Abbildung seinen verstorbenen Sohn vorstellen sollte, welchen er nun immer bei sich trage. Andere tätowiren Gegenstände, welche die Verstorbenen bei ihrem Leben in Gebrauch hatten, als: Teller, Messer, Bogen und Pfeile, Tabakskästchen u. s. w. Manchmal jedoch tätowiren sich die Papua's auch nur zur Verzierung.

Nicht alle Papuastämme beerdigen ihre Todten. Viele Bergbewohner lassen die Todten auf einem ziemlich hohen Gerüste austrocknen, wozu sie ein grosses Feuer unter dem Gerüste anzünden, welches beständig unterhalten wird, bis die Leiche ganz trocken ist, dann wird sie im Hause aufbewahrt. Es soll bei diesem Verfahren noch eine abscheuliche Gewohnheit bestehen. Die schmutzige Feuchtigkeit, welche aus dem Leibe eines Mannes tröpfelt, wird in einem Gefässe aufgefangen und der Wittve zu trinken gegeben mit der Drohung, dass bei etwaiger Weigerung ihr der Kopf abgeschlagen werde. Diese Handlung ist zu abscheulich, um sie glauben zu können.

Dass auf der Küste von Wandammen die Leute ihre verstorbenen Angehörigen auffressen, nach Berichten von „de Bruin Kops“ und anderen

Reisebeschreibungen, in welchen dieses nachgeschrieben ist, ist unwahr. — Die einzigen bekannten Menschenfresser sind die Koroner (auf dem Gebirge Karon auf Amberbakken wohnhaft), doch auch diese fressen wohl ihre besiegten Feinde, doch nicht ihre Blutsverwandten.

Bei dem Begräbniss der Sklaven geht es sehr einfach zu. Diese schafft man so schnell als möglich bei Seite. Entweder wird ihnen ein Stein um den Hals gebunden und man wirft sie in's Meer, oder man verscharrt sie unter die Erde, so dass die Schweine oder Hunde das Grab aufgraben und die Leichen zerreißen. In der Zeit der Epidemie 1873 hatten wir hiervon viel Unangenehmes zu ertragen. Die papusischen Hunde brachten die nackten Arme und Beine von Leichen auf unsere Veranda, wodurch sich im ganzen Hause ein Pestgeruch verbreitete.

Von Opfern auf den Gräbern ist nichts bekannt, nur dass die Papua's den Verstorbenen Speise nebst Zuckerrohr auf das Grab legen, wie auch seinen Korwar (Abbild des Vaters oder der Mutter des Abgestorbenen) darauf setzen.

Ehe wir ihrer religiösen Gebräuche erwähnen, wollen wir zuvor etwas über ihre Gesetzgebung und über die Art und Weise ihrer Kriegführung mittheilen.

Geschriebene Gesetze sind, wie sich ja von selbst versteht, bei einem Volke, das weder Lesen noch Schreiben kann, nicht zu finden. Ihre ganze Gesetzgebung ist gegründet auf die alten Sitten ihrer Voreltern. Auf Mord und Ehebruch soll die Todesstrafe gesetzt sein, aber heutzutage sind diese Verbrechen auch mit Bezahlung abzumachen. Mord kommt unter Leuten desselben Stammes selten vor, denn sie sind fast alle mit einander verwandt; wenn es Streitigkeiten giebt, so werden diese bald ausgeglichen, indem der Schuldige bezahlen muss, was er auch thut; damit ist die Sache abgethan. Nur einmal in den zwölf Jahren, wo ich dort Missionar gewesen bin, ist ein Mord vorgekommen. Es war ein unglückliches Sklavemädchen, das durch einen Wüstling getödtet wurde.

Nicht immer aber endigen die Sachen so glimpflich. So kam es vor, dass ein Mann auf Mantinam, von einer kurzen Reise zurückkehrend, hörte, dass seine Frau sich während seiner Abwesenheit nicht gut betragen habe. Er wurde davon überzeugt, weil seine Frau den gewöhnlichen Eid nicht schwören wollte. Wir werden unten erwähnen, worin dieser Eidschwur besteht. Der Mann eilte schnell mit gespanntem Bogen zu demjenigen, der ihn beleidigt hatte, und nachdem dies erste Zeichen von Feindschaft gegeben war, entstanden zwei Parteien. Das ganze Dorf war in der grössten Aufregung. In wenigen Minuten sah ich eine ganze Menge gewaffneter Männer schreiend und tobend sich einander gegenüberstehen. Bogen und Pfeile, Lanzen und Messer drohten von jeder Seite. Schon war der Streit begonnen und wurden bereits Pfeile geschossen, als ich mich nach dem Kampfplatze begab, um die Leute, wenn es möglich sein sollte, zu

versöhnen. Ich ging unbewaffnet, als Zeichen, dass ich ihnen vertraute. Es glückte mir, sie zu beruhigen, und es wurde beschlossen, die Sache am anderen Morgen ruhig zu besprechen. — Dieses geschah auch und die Versammlung der Häuptlinge entschied, dass der Schuldige an den beleidigten Ehemann bezahlen müsse. Freilich wollte dieser sich noch rächen, denn er kam zu mir und sagte, er wolle sich nicht abweisen lassen mit Bezahlung, sondern sich rächen. Ich suchte ihn zu besänftigen; das ging wohl nicht so schnell, doch einige Tage später kühlte sich seine Wuth ab, und hat er seinen Gegner nicht getödtet, sondern die Bezahlung angenommen. Diese Bezahlung hat er aber nicht für sich behalten, sondern sie unter die Häuptlinge vertheilt, denn die Sitte bringt es mit sich, dass ein Sündenlohn nicht behalten, sondern vertheilt werde.

Der oben erwähnte Eidschwur hat einige Aehnlichkeit mit den Ordalien oder Gottesgerichten des Mittelalters. Es giebt dreierlei Art von Ordalien, nämlich: die „Heisswasserprobe“, die „Kaltwasserprobe“ und die „Bleiprobe“.

Bei der ersten Probe zwingt man die vermeintlich Schuldigen eine Hand oder einen Finger in kochendes Wasser zu stecken. Wenn sich darnach keine Brandwunde zeigt, so ist der Angeklagte unschuldig. Bei dieser Art zu schwören ist Jedermann unschuldig, denn man zieht so schnell wie möglich die Finger aus dem heissen Wasser. Aber die oben erwähnte Frau wagte dennoch nicht, diesen Eid zu leisten, weil ihr Gewissen sie beschuldigte.

Die Kaltwasserprobe würde wirklich gefährlich sein, wenn die Eingeborenen nicht sehr gute Schwimmer und Taucher wären. Im Meere werden Pfähle aufgestellt und bis zu diesen Pfählen schwimmen nun die streitenden Parteien. Diejenige, welche am ersten oben ankommt, ist die schuldige. Da sie nun gute Taucher sind, bleiben beide Parteien so lange als möglich im Wasser; aber auch diese Probe entscheidet nicht, denn gewöhnlich bleiben beide Parteien so lange unten, bis die Kampfrichter sie nach oben rufen. Diese Probe ist ausschliesslich für Männer bestimmt.

Die dritte Probe ist diese. Sie schmelzen Blei und lassen dieses auf ein Läppchen tröpfeln, welches auf die Handfläche gelegt wird; da dies Läppchen aber auch noch auf einige Hölzchen gelegt ist, so wird die Hand wohl etwas geröthet, aber es entsteht keine Brandwunde. Auch dieses Mittel ist glücklicherweise unschädlich.

Einmal bin ich Zeuge gewesen bei der Vollstreckung einer Todesurtheils. Nicht allein die Raub- und Mordlust und die Blutrache, sondern auch der Aberglaube fordert seine Opfer. Es war zur Zeit der oben erwähnten Epidemie (1875), dass in einem Hause Mann und Frau fast in derselben Stunde starben. Einige Tage später starb die Frau eines der Häuptlinge. Nun war die Geduld der Leute zu Ende. Schon lange behaupteten sie, dass eine Sklavin, die unlängst von Amberbaken gekommen war, eine Hexe sei. Sie glauben, dass gewisse Leute, in Sonderheit Frauen, Hexen sind,

welche Anderen viel Uebel, ja sogar den Tod beibringen können durch ihre Zaubereien. So eine Hexe sollte denn auch die unglückliche Sklavin gewesen sein. Die Häuptlinge kamen zusammen und entschieden, dass sie die Ursache war von all' den Todesfällen, und nun wurde das Todesurtheil vollzogen. Sie wurde gebunden und durch Sklaven nach dem Meer gerudert. Freie Männer vollziehen kein Todesurtheil; im Kriege zu tödten ist eine Ehre, aber ein Todesurtheil zu vollziehen, ist ihnen zuwider. Die Unglückliche wurde mit Lanzen durchstochen und dann mit einem Steine an den Füßen in's Meer gestürzt.

Ich hatte vergebens versucht, sie zu retten; während ich den Leuten im Kahn zurief, die Sklavin zu verkaufen, damit ich ihr auf diese Weise das Leben retten könne, schriean die Papua's aus den Häusern: „Schlage todt! Schlage todt!“ und wie ein Dampfboot flog der Kahn fort, dem Meere zu. Etwa 8 Tage später wurde auf gleiche Weise eine Sklavin zu Doreh als Hexe zum Tode verurtheilt und wahrscheinlich ist dieses Beispiel auch auf Wardesse, Rhon, Jauer und Insoes befolgt worden, da auch dort die Epidemie herrschte und nach den Berichten der dort gereisten Handelsleute selbst viel stärker als zu Mansinam und Doreh gewesen sein soll. Dies ist eine der traurigen Früchte des finsternen Aberglaubens, aber zu verwundern brauchen wir uns nicht, dass solche Dinge in der Heidenwelt vorkommen, denn es ist noeh nicht so sehr lange her, dass die entsetzlichen Hexenprocesse sehr viel Unglückliche zum Tode verurtheilten!

Diebstahl und Verläumdung wird damit bestraft, dass der Schuldige bezahlen muss. Merkwürdig ist in Hinsicht auf Aferieden und Verläumdung das Noefoorische Sprüchwort: „Was das Auge nicht sieht und was das Ohr nicht hört, darf der Mund nicht sagen.“

Der Krieg ist bei ihnen mehr ein Meuchelmord. Die verschiedenen Stämme sind miteinander immer im Streit. Vielmals ist es nur Raub- und Mordsucht, welche sie treibt, mitunter auch die Blutrache, die unauslöschlich ist und von einer Generation zur anderen übergeht. Wenn Jemand getödtet ist, so rächen seine Verwandten sich nicht an dem Mörder, dieser ist überhaupt selten zu finden, sondern an dem ganzen Stamm, zu dem der Mörder gehört, und es ist ihnen ganz gleich, ob sie Mann, Frau oder Kind, Schuldige oder Unschuldige in die Hände bekommen; wenn sie nur einen der Stammesgenossen des Mörders tödten können, dann ist es ihnen schon recht. Wenn die Leute in den Krieg ziehen, machen sie ihre Angesichter ganz schwarz mit Farbe, die sie aus Pflanzenwurzeln bereiten. Es sind zuweilen sehr viele, die sich zu einem Kriegszuge vereinigen; verschiedene Kähne sind sogar besetzt, und mit einem fürchterlichen Kriegsgesang rudern sie fort. Kein anderer Kahn darf einer Kriegsflotte begegnen. Wenn dieses der Fall ist, so müssen die Ruderer in dem letzteren sich verstecken, damit der Weg für die Krieger frei bleibt, wenn nicht, so werden die Leute getödtet, ob sie Freund oder Feind sind. Kommt so ein Raubzug anderen

Kähnen entgegen, die schwächer bemannt sind, so werden die Leute ermordet oder zu Sklaven gemacht, obgleich sie nichts verbochen haben. Wenn sie wissen, dass nur wenige Männer im Dorfe sind, so greifen sie an und morden und brennen und führen Frauen und Kinder als Sklaven fort. Wenn sie aber vermuthen, dass im Dorfe viel wehrhafte Männer sind, so machen sie es anders. Sie verstecken sich im Walde. Die Kähne werden an's Ufer gezogen, mit Blättern und Baumzweigen bedeckt, in dichte Gebüsche geschleppt, die am Meeresufer sehr häufig sind, wo das Unkraut so hoch wächst, dass gerade ein Mann sich darin verstecken kann, und nun wird gelauert, ob auch Jemand im Walde spazieren geht oder ob hier oder dort Jemand einsam im Felde arbeitet. Der Feind schleicht ganz leise, katzenähnlich, näher, bis er mit fürchterlichem Geschrei sich über sein Opfer herstürzt und es tödtet. — Mit einem Hieb des grossen scharfen Messers schneiden sie das Haupt ab, hoch spritzt das Blut auf und in fürchterlichen Nervenzuckungen umklammert der Rumpf die Baumäste oder was ihm sonst entgegenkommt, in seinen letzten Krämpfen. Der Kopf beisst in Sand und Steine und nun fängt die unmenschliche Festfeier an. Das Fleisch wird von dem Kopfe abgesengt und der Kopf geschlagen und hin und her geworfen, damit er büsse für die Morde, die von seinen Stammesgenossen schon verübt sind. Nun geht der Raubzug nach Hause, unter dem Brüllen eines Kriegstanzes mit dem Refrain: „Häuptling, du hast mich geschlagen, ich schlage dich wieder! Ich bin tapfer! Ich bin tapfer!“ In ihrer Sprache lautet er:

„Korano! wa miu aja,

Ja miu au weer!

Aja mambrie! Aja mambrie!“

Die Annäherung eines Kriegszuges an das heimathliche Dorf kündigt sich an durch fürchterliche unheimliche Töne, veranlasst durch eine Muschel in Form eines Hornes, mit einer Oeffnung versehen, worauf geblasen wird; die Töne sind dumpf und schauerlich. Nun werden die Sieger eingeholt; das ganze Dorf ist ausser sich vor Freude und es wird getanzt und gesungen. Die eroberten Köpfe werden in den Häusern oder sogar auf den Zweigen eines Baumes zur Schau gestellt. Derjenige, welcher die meisten Köpfe abgeschlagen hat, ist der Mann des Tages, ein grosser Held, ein Mambrie. Er darf die höchste Anzahl Papageienfedern als Schmuck und Ehrenzeichen in seinem Haarkamme tragen; er ist bei Festlichkeiten Anführer des Tanzes und hat eine Stimme in der Versammlung der Häuptlinge. — Die Bergbewohner treiben es noch schrecklicher. Sie zerschneiden den ganzen Körper in Stücke; der Eine bemächtigt sich eines Armes, der Andere eines Beines oder irgend eines anderen Körperteiles, und tanzt damit wie rasend und toll umher. Ja, die Gewohnheit dieser Bergbewohner bringt es mit sich, dass sie kein Fest veranstalten können, ohne Köpfe dabei zu benutzen. Da sie nun nicht immer in der Lage sind, Leute tödten zu können,

so suchen sie auf andere Weise ihr Ziel zu erreichen. Sie schleichen bei Nacht und Nebel durch dichtes Gebüsch nach dem Strande zu dem Orte, wo die Leichen begraben sind, scharren diese aus und schneiden die Köpfe ab von den verwesten Körpern. Mit diesem abscheulichen Raube kehren sie wieder nach ihrem Dorfe zurück und nun können sie nach Herzenslust ihr Fest feiern, denn nun haben sie Köpfe. Man versieht daher auch die Gräber am Strande mit einer Umzäunung von starkem *Bambus*, damit die Leichenräuber nicht in den Gräbern der geliebten Verwandten ihr Wesen treiben können.

Ahnenverehrung und Geisterfurcht. — Politische und gesellschaftliche Verhältnisse. — Handel. — Zählen. — Messen. — Zeiteintheilung.

Auf religiösem Gebiete, wenn ich den Aberglauben der Papua's „Religion“ nennen darf, ist der Glaube an die Geister der Abgestorbenen hervorzuheben. Man kann die Unsterblichkeit des Geistes und das Leben der Seele nach dem Tode des Körpers als Fundament ihres Glaubens betrachten. Merkwürdig ist, dass sie das Wort „Geist“ nicht nur gebrauchen, um den unsterblichen Theil des Menschen zu bezeichnen, sondern auch den Dampf des kochenden Wassers oder auch den Nebel damit benennen, kochendes Wasser z. B. heisst: *rur itam* (heisser Geist), und der Nebel: *rur aiknand* (Geist der Bäume).

Nach dem Begriffe der Noeforezen geht der Geist der Abgestorbenen nach der Unterwelt, welche sich unter dem Lande oder unter dem Meeresboden befindet. Das Leben ist dort unten so wie oben, in mancher Hinsicht noch angenehmer, da dort die Vegetation eine viel üppigere sein soll; dennoch scheinen sie nicht gern dorthin zu gehen, da sie eine ungeheure Furcht vor dem Tode haben. Da nun das Leben in der Unterwelt so ist, wie oben, so ist daraus zu erklären, dass dort in der Geisterwelt vielleicht dieselben Werkzeuge und Geräthschaften gebraucht werden, wie im irdischen Leben, und ist daher die Sitte eingeführt, dem Todten allerlei Gegenstände in das Grab mitzugeben, wie schon oben bei der Besprechung der Begräbnisse erwähnt ist.

Der Abgestorbene bleibt mit seinen Hinterbliebenen in fortdauernder Beziehung. Das Mittel, oder, wie man es nennen kann, das Medium hierzu ist das hölzerne Bild „der Korwar“, von dessen Verfertigung wir schon gesprochen haben. Vermittelst dieses „Korwar“ wird mit dem Geiste der Verstorbenen gesprochen, wenn man seines Rathes und seiner Hülfe bei Krankheiten oder in anderen Gefahren bedarf, sowohl für den glücklichen Erfolg der Tripangfischerei, wie bei einer in Aussicht stehenden Reise. Aus diesem Grunde wird der Korwar in hohen Ehren gehalten.

ten, weshalb man ihn auch mit Läppchen ausputzt und ihm Tabak vorlegt, um ihn günstig zu stimmen. Bei solcher Conferenz mit dem Korwar verneigt sich der Sprecher tief vor dem Bilde, in derselben Weise, wie der Papua gewöhnt ist, sich vor einem Höherstehenden zu verbeugen, etwa wie vor dem Sultan von Fidore oder vor dessen Abgesandten. Bei dieser Verbeugung werden beide Hände vor der Stirn ausgestreckt. Geschieht bei solcher Besprechung nichts Besonderes, so ist dies ein Zeichen der Billigung des Korwars; befällt aber dem Rathfragenden ein Zittern, so ist dieses ein Beweis vom Gegentheil, und geht er unbefriedigt fort. Günstiger Wind, eine vortheilhafte Reise, alles wird durch die Abgestorbenen gelenkt.

Bei stürmischem Wetter und Gegenwind werfen die Reisenden oft Tabak in das Meer, um die Geister zu bewegen, ihnen günstigen Wind zu beschaffen.

Obwohl die Papua's vor ihren Korwar's grosse Achtung haben, so können sie auch recht erzürnt gegen dieselben werden, wenn die Prophezeiung nicht nach Wunsch des Betreffenden ausgefallen ist, und sie werfen in solchem Falle den Korwar gegen die Waud oder gegen einen Pfahl, dass ihm ein Arm oder Bein oder die Spitze seiner gewöhnlich enorm grossen Nase abbricht.

Solch' einen ausgedienten Korwar bietet der Papua uns bisweilen zum Verkauf an, da dieser keine Kraft mehr besitzt; im Uebrigen hängen sie fest an dieser abgöttischen Verehrung, und fürchten allerlei Unheil, wenn ihnen diese durch einen Fremdling genommen werden sollte.

Ausser diesen beschriebenen Korwars haben sie noch kleinere, welche nur Hölzchen sind, meist mit einem ausgeschnittenen Menschenkopfe, und die sie um den Hals oder auf dem Rücken als Amulette tragen. Ein Amulett dient dazu, den Sturm zu verjagen, ein anderes besorgt guten Wind, ein drittes besitzt ein Gegengift gegen feindliche Manaens; wieder andere sind Schutzmittel gegen allerlei Krankheiten, also unentbehrliche Talismane für Menschen, für welche die ganze Natur mit übernatürlichen Mächten angefüllt ist. — Der Papua fürchtet auch die Schatten der Verstorbenen. Ungern verweilt er beim Eintritt des Abends in der Nähe eines Grabes, da dem Volksglauben nach die Todten umherirren, um Tabak und Pinang zu suchen. Ja, es ist mir schon begegnet, dass ein Mann, der in einem Nothhause am Strande wohnte, mir erzählte, dass er so schnell als möglich ein anderes Haus beziehen wollte, weil der Geist seines verstorbenen Nachbarn in der Nacht an seinem jetzigen Häuschen gerüttelt habe, um Tabak zu erhalten. Als ich ihn fragte, warum er dem Geiste keinen Tabak gegeben, antwortete er: „wenn ich das gethan hätte, so hätte er mich mitgenommen nach seinem Grabe.“ Dieser Geist musste wohl gar über's Meer gekommen sein, um Tabak zu suchen, doch ist das für die Geister eine Kleinigkeit.

Manche Geister scheinen sie mehr zu fürchten, als andere, denn

bisweilen geschieht es, dass einige Tage oder Wochen nach dem Tode dieses oder jenes Stammesgenossen am Abende nach Sonnenuntergang sich ein entsetzlicher Lärm erhebt, welcher in einem Hause anfängt und sich schnell wie das Licht durch das ganze Dorf verbreitet.

Alles greift in solchen Augenblicken nach der Gong oder Tifa, was nur bei der Hand steht, und klopft gewaltig darauf; andere werfen Bambus vor sich hin, und das ganze Volk im Dorfe, Jung und Alt, Herren und Sklaven, schreien und brüllen so laut und grässlich, wie es nur möglich ist. Auf einen Fremdling macht dieser teuflische Lärm einen entsetzlich unheimlichen Eindruck, und denkt man dabei im ersten Augenblicke, dass unglückliche Wahnsinnige ihrer Anstalt entsprungen seien; so eilte auch ich bei solchem Ausbruche bestürzt hinaus, um die Ursache davon zu vernehmen, welche die war, dass man den Geist der kürzlich Verstorbenen verjagte.

Mit dieser Todtenverehrung stehen auch die Häuser in Beziehung, welche unter dem Namen „Rumslam“ bekannt sind, und welche auf Doreh, Mansinam und auch auf anderen Plätzen zu finden sind. Die Pfähle, welche das Haus tragen, stellen abseheuliche Karrikaturen vor mit unnatürlich grossen Geschlechtstheilen. Im Hause selbst stehen Figuren, welche die Voreltern vorstellen, und auf dem Hausflur liegen zwei enorm grosse ausgehauene Figuren auf einander, welche Mann und Frau vorstellen und beschäftigt sind, den Coitus auszuüben; hinter ihnen steht ein kleiner Knabe, welcher erzürnt dem Manne (seinem Vater) einen Stoss giebt. Diese Häuser sind unbewohnt, aber Jünglinge und Kuaben schlafen dort, weil sie abgesondert schlafen müssen und zugleich die Wacht halten.

Was der Zweck dieser Häuser ist, wissen die Eingebornen selbst nicht, denn mit ihrem Korwar besprechen sie sich in ihren eigenen Häusern. Vielleicht stammt diese Sitte ursprünglich aus Indien, von der Verehrung des Gottes Siva. Merkwürdig ist, dass die Bergbewohner diese Häuser nicht haben.

Ganz allgemein ist bei allen papusischen Stämmen die Furcht vor bösen Geistern. Es giebt deren zwei Klassen, Land- und Seegeister. Die letzten haben wohl auch ihre Wohnstätte am Lande, nämlich in den hohen Felsen, die am Meeresgestade sich schroff und steil emporheben, aber sie treiben ihren Unfug nur auf dem Meere. Sturm und Gewitter entstehen durch den Einfluss dieser Ungeheuer. Sie fürchten sich sehr, an der Stätte, wo diese bösen Geister sich befinden, vorbei zu fahren. Ist es überhaupt nöthig, so muss es ganz still geschehen, man darf nicht laut sprechen, singen u. s. w., um den Geist nicht zu reizen.

Bei einem heftigen Gewitter behaupten die Leute, ein Salinik, so heisst das Wassergespenst, sei aus seinem Felsen gesprungen und treibe sich umher und mache das Gewitter.

Die Landgeister heissen „Manoin“ und wohnen im Walde. Es ist

nicht mit Bestimmtheit zu sagen, ob sie sich nur Geister oder auch boshafte Zauberer, die durch böse Geister besessen sind, darunter vorstellen. Der Manoin wird immer beschuldigt, der Mörder jedes Menschen zu sein, der nicht an Altersschwäche stirbt. Wie das zugeht, will ich buchstäblich erzählen, wie ich es aus dem Munde eines Eingebornen gehört habe. „Wenn man im Walde geht, so flötet der Manoin und seine Zauberkraft ist so stark, dass man gehen muss, ob man will oder nicht. Nun schlägt der Geist dem Unglücklichen den Kopf ab, nachdem der Kopf abgeschlagen ist, legt er zwischen dem Kopf und dem Körper einige Zaubersteinchen, wodurch beide wieder vereinigt werden. Nun muss der arme Mensch, dem es so übel ergangen, auf Befehl der Manoins tanzen; ob er gerade auch nicht viel Lust verspürt, es hilft nichts, er muss tanzen und tanzt auch, kommt aber ganz müde und abgespannt nach Hause; nach einigen Tagen wird er krank und stirbt.“

Die obenerwähnten Amulette sind ihre Waffen gegen Salinik und Manoin; dieselben sollen die Kraft der Zauberei brechen. Den Salinik beschwören sie auf eine eigenthümliche Weise. Wenn dunkle Wolken sich zusammenziehen, wenn Sturm und Gewitter drohen, so steht einer der Ruderer auf; und droht dem Gewölk mit seinem „ai mamoen“. Verzieht das Gewitter sich, so ist es gut; wenn nicht, so machen sie Miene, die hohen Wogen mit der Hand zu besänftigen, speien in das Wasser und werfen auch wohl Tabak hinein, wie wir oben erwähnten. Endlich hat der Sturm ausgetobt, oder sie erreichen eine Bucht als Zufluchtsort, wo sie besseres Wetter abwarten können; hat das Eine nicht geholfen, meinen sie, so half doch das Andere, und so bleiben sie immer im Aberglauben stecken.

Wir sind aber mit den Geistern noch nicht zu Ende. Nicht nur auf dem Lande und auf dem Meere, sondern auch in der Luft treiben diese ihr Wesen. Ueber den Wäldern schwebt ein dichter, dicker Nebel, es sind die Ausdünstungen des Waldes. In diesen Nebelwolken wohnen Narwur und Ingier, ein männlicher und ein weiblicher Geist. Sie sind zu unterscheiden von den Manoins und Saliniks, denn sie sind nur gute Geister. Freilich tödten sie die kleinen Kinder, die Säuglinge, aber nicht aus Bosheit, sondern aus Liebe. Bisweilen gehen sie des Abends spazieren und sehen aus wie Heinzelmännchen, nämlich klein von Gestalt und mit einem grossen Barte. Wenn ein kleines Kind gestorben ist, so wird es nicht beerdigt, sondern in den Aesten eines Baumes ausgesetzt, zum Opfer für Narwur. Die kleinen Kinder dürfen des Abends nicht aus dem Hause, denn Narwur könnte sie gleich tödten, um sie bei sich zu haben. Zwillinge können nicht leben bleiben; einer derselben wenigstens ist für Narwur. Auch nennen sie ihn wohl „Manseren kobena“, d. h. unser Herz, und erzählen, dass, wenn er sich aus den Gipfeln der Bäume in der Nähe eines Hauses niederliesse, so sähe dieses ganz weiss und glänzend aus.

Was die politischen Verhältnisse der Noeforezen anbetrifft, so stehen

sie unter der Herrschaft des Sultans von Fidore. Dieser hat sich in früheren Jahrhunderten durch die Aussendung von sogenannten „Hongieflotten“ die Gewalt über einige Strecken von Neu-Guinea errungen, aber nur über die gegen Norden und Westen von N.-G. gelegenen Inseln und einen Theil der Westküste; die Bergbewohner haben sich dagegen immer dieser Herrschaft entzogen, was ihnen auch leicht wurde, weil sie in ihren Wäldern den Angriffen der Fidoresen leicht entkommen können. Diese Herrschaft besteht darin, dass die Eingebornen verpflichtet sind, dem Sultan jährlich eine gewisse Summe zu bezahlen, selbstverständlich nicht in baarer Münze, sondern in Paradiesvögeln, Schildpatt, Tripang und Reis. Früher erhielt der Sultan auch Sklaven, heutzutage darf das nach dem Gesetze nicht mehr sein; dennoch geschieht es noch manchmal, und zwar durch Schmuggel. Diese Schätze bringen bestimmte Leute, begleitet von den Häuptlingen der betreffenden Stämme, zu bestimmten Zeiten selbst nach Fidore; wenn diese Leute aber zu lange ausbleiben, sendet der Sultan seine Diener, sogenannte Lieutenants nebst Polizei, um die Schätze zu holen. Für diese Geschenke bekommen die Häuptlinge der Papua's nur einige Kleidungsstücke, wie z. B. altmodische Militärröcke oder Hosen, auch wohl eine lange weisse Kabaja, und dergleichen Sachen, womit sie sich bei Festlichkeiten kleiden. Diese sonderbare Kleidung giebt ihnen ein komisches Ansehen, und bilden sie in derselben eine lächerliche Erscheinung. Im Uebrigen hat die Herrschaft von Fidore auf Bildung, Bestrafung der Mörder, überhaupt auf Civilisation keinen Anspruch, einzig und allein ist es dem Sultan und seinem Mantris um die Schätze zu thun, um das Volk kümmert er sich weiter nicht.

Weil der Sultan Vasall der holländischen Regierung ist, so steht auch ein Theil Neu-Guinea's unter holländischer Herrschaft, aber kein Vertreter dieser Regierung, weder Militair noch Civil ist dort angestellt. Einige Pfähle, hier und dort am Meeresufer aufgestellt und mit dem niederländischen Wappen versehen, sollen anzeigen, dass Neu-Guinea den Holländern gehört.

Im Uebrigen leben die Papua's nach ihren eigenen Gesetzen, und haben auch Häuptlinge, deren Herrschaft aber sehr beschränkt ist. Jeder Häuptling hat seine eigenen Leute, wie seine Angehörigen, Sklaven, Leib-eigenen, welche ihm gehorchen; aber er hat gar keinen Einfluss auf die Leute eines anderen Häuptlings. Wenn Rechtsangelegenheiten vorkommen, welche den ganzen Stamm angehen, dann versammeln sich die Häuptlinge und die ältesten Männer, die, obgleich sie keine Häuptlinge sind, doch in dieser Versammlung Stimme haben.

Die Häuptlinge bekommen ihre Anstellung nicht nur von dem Sultan von Fidore, sondern auch von sogenannten Königen der zwischen Fidore und Neu-Guinea gelegenen Inseln, ja sogar selbst von Schifffahrern. Diese papusischen Häuptlinge machen auch wieder andere Papua's auf weiter gelegenen Orten zu Häuptlingen. Dieses geschieht alles des lieben Vortheils wegen, denn der Häuptling ist verpflichtet, demjenigen, der ihn zu dieser

Würde erhoben hat, Sklaven, Paradiesvögel u. s. w. zu schenken oder sehr billig zu verkaufen.

Die Anstellung der Häuptlinge erfordert nicht viel Schwierigkeit. Der zum Häuptling gewählte Papua erhält ein Kopftuch (Tüllband), eine Kabaja und eine Hose, welche Sachen er anzieht und danach niederkniet. Nun ruft derjenige, welcher ihm diese Würde verleiht, dreimal den betreffenden Amtsnamen des Häuptlings aus, wobei er einen Gewehrschuss über dessen Kopf abfeuert, der Häuptling mit einem dreifachen „Joe“ (ja) antwortet.

Die Amtstitel des Häuptlings sind gewöhnlich abgeleitet von portugiesischen, holländischen oder malaischen Namen, wie z. B.: Korano (König), Kapisai (Hauptmann), Kapisai laut (Schiffshauptmann), Majori (Major), Singhodji, Djoeroedjan, Sawoi, Soeroehan (Abgesandte) und dergleichen mehr.

Rang und Standesunterschiede giebt es weiter nicht; nur Freie und Sklaven. Die Sklaven sind geraubt oder gekauft.

Obleich unter den Papua's die Behandlung der Sklaven nicht so gräulich ist, wie sie auf den Westindischen Inseln oder in Afrika war, in der Zeit, als die Sklaverei daselbst noch in Blüthe war, so ist es jedenfalls kein angenehmes Loos, ein Sklave der Papua's zu sein, auch nicht für einen Papua, der gewiss in seinen Ansichten von Glück anspruchsloser ist als wir, aber dennoch den Unterschied zwischen Freiheit und Sklaverei sehr gut fühlt.

Mit anderen Völkern stehen die Papua's durch Tauschhandel in Verbindung. Jährlich in den ersten Monaten mit dem Westwinde kommen Schiffe und kleinere Fahrzeuge von Ternate und anderen Inseln nach Neu-Guinea, um mit den Eingebornen Handel zu treiben. Die Sachen, die verkauft werden, sind: Schildpatt, Paradiesvögel, Tripang (Meeresschnecken) und Massoririnde. Die Massori wird zu ganzen Schiffsladungen ausgeführt und nach Java gesandt; dort wird aus derselben ein heilkräftiges Oel bereitet. Der Massori baum wächst nur auf Neu-Guinea und ist nebst den Paradiesvögeln der wichtigste Gegenstand des Handels, denn Schildpatt und Meeresschnecken sind durch ganz Indien zu bekommen. In den letzten Jahren sind die Handelsleute in bedeutend grösserer Anzahl gekommen, weil der Handel in anderen Orten Indiens darniederlag. Schade nur für den dort wohnenden Missionar (andere Europäer sind dort nicht), dass die Fahrzeuge des Windes wegen fast alle zur selben Zeit kommen, weil dadurch nur einmal im Jahre Nachrichten und Briefe ankommen; eine Ausnahme findet statt, wenn ein Kriegsschiff einen Besuch macht, was aber sehr selten stattfindet.

Für die genannten Waaren, welche der Papua dem Handelsmann liefert, bekommt er von diesem seine gewünschten Artikel. Diese sind: Eisenstangen, Beile, Messer in verschiedener Grösse, kupferne Schüsseln, Teller,

Kattun-Zeuge, Sarongs, kupferne und silberne Armbänder, Perlen, Spiegel u. s. w.

Der Eingeborne muss wenigstens einen Theil des bedungenen Kaufpreises voraus bezahlt haben. Fast immer liefert er auf Credit; nur Kleinigkeiten verkauft er comptant. Die Schifffahrer geben auch immer Credit, der Eine mehr als der Andere, der Concurrenz wegen. Bisweilen giebt diese Handlungsweise Anlass zu Streitigkeiten, wenn z. B. der Papua nicht liefert, was er versprochen hat, oder wenn er zu wenig liefert; deswegen sind schon Friedensbrüche entstanden. Gewöhnlich geht es aber noch besser, als man glaubt, weil es das Interesse beider Parteien ist, mit einander Freund zu bleiben.

Durch den Handel sind die Papua's der Küstengegenden und Inseln mit den in Indien gebräuchlichen Gewichten, dem „Pikol“ für grössere und dem „Kattie“ für kleinere Gegenstände, bekannt geworden. Ihr gewöhnliches Zeugmaass ist das bekannte Klaftermaass, $2\frac{1}{2}$ Elle, im Noeforischen „Rof“ genannt. Auf diese Weise messen sie auch die aufgezogenen Perlen.

Die Zahlenberechnung ist zehnthellig; sie können bis Tausend zählen. Beim Addiren gebrauchen sie die Finger und Zehen, auch Hölzchen und Steinchen; vom Multipliciren haben sie einige Kenntnisse, weil sie die Zahlen 20, 30 u. s. w. nur nennen können, indem sie 2 mit 10, 3 mit 10 u. s. w. multipliciren.

Um den Verlauf der Tage und Nächte zu messen, bedienen sie sich eines Bändchens und machen darin so viele Knoten, wieviel Tage sie eben danach berechnen wollen. Wenn sie z. B. mit den Bergbewohnern verabredet haben, dass sie über zehn Nächte kommen wollen, um mit ihnen zu handeln oder Nahrungsmittel zu holen, dann machen beide Parteien, die Berg- und die Strandbewohner, in ein Bändchen zehn Knoten, wovon sie täglich einen auflösen, und wissen so am Ende der zehn Tage, dass die verabredete Zeit verstrichen ist.

Die Jahreseintheilung ist ihnen unbekannt; wohl haben sie eine Zeiteintheilung in Monate, nämlich in Mondmonate, wie auch die Muhammedaner dieselbe haben. Sie theilen die zwölf Monate in zwei Jahreszeiten; sechs Monate gehören der Ostmusson und sechs der Westmusson. Den Monat Januar nennen sie „Kopf“ (Rowoeri), November „Süsse“ (Wesi) und December „Schwanz“ (Purari). Februar trägt den Namen „die Todten“ (Maarsi), warum? das wissen die Leute selber nicht. Die anderen Monate bis zum September sind nach Sternbildern genannt und der Oktober heisst Windmonat (Wawaemia) nach dem in diesem Monate stark wehenden Westwinde.

Die 24 Stunden des Tages und des Nachts werden in Frühlmorgen, Vormittag, Mittag, Abend und Nacht getheilt.

Die Wocheneintheilung ist nur auf den Missionsstationen bestimmt durch

die Feier des Sonntags. Für die Tage sind keine Namen. Nur für den Sonntag ist das Malaische Wort: „Hari dominggo“ (erster Tag der Woche) bekannt.

Wo unter den Bewohnern Neu-Guinea's Missionsstationen gegründet sind, stellen die Missionare es sich zu ihrer Aufgabe, durch Unterricht, ärztliche Hülfe, auch Beistand in Noth bei Wittwen und Waisen, die auch unter den Papua's bisweilen vorhanden ist, sich nützlich zu machen und das Vertrauen der Papna's zu gewinnen. Die dort herrschenden furchtbaren Sumpffieber wie die durch die mangelhafte Verbindung bedingte dürftige Lebensweise machen für den Missionar eine bessere Communication mit Ternate sehr wünschenswerth. Grosse Freude ist es daher, wenn ein Reisender die Einsamkeit der Missions-Station aufsucht, woselbst er recht willkommen geheissen wird.

Zur Kenntniss der Loango-Neger.

Vortrag, gehalten in der Januar-Sitzung der Berliner Anthropologischen Gesellschaft

von

Paul Guessfeldt.

Bevor ich in den eigentlichen Gegenstand meines Vortrags eintrete, liegt mir die Pflicht ob zu bekennen, dass ich an und für sich keine Berechtigung habe, vor dieser wissenschaftlichen Gesellschaft das Wort zu ergreifen, da meine Fachstudien auf einem anderen Gebiete, als dem hier gepflegten liegen. Der Umstand allein, dass alle zu machenden Mittheilungen auf persönlicher Anschauung beruhen, und dass nur wenige Reisende bisher von der Loango-Küste berichten konnten, kann mich entschuldigen. Immerhin werde ich mir diejenige Beschränkung auferlegen, die der Laie jederzeit gut thut dem Fachmanne gegenüber zu beobachten, und mich vor verfrühten Verallgemeinerungen oder Vergleichen, die auf Classification abzielen, hüten.

Was wir bis jetzt von den Loango-Negern wissen, verdanken wir dem leider zu kurzen Aufenthalt des Herrn Bastian an jener entfernten Küste. Der gelehrte Reisende hat die Summe seiner Beobachtungen und Informationen in dem Buche: „Die deutsche Expedition an der Loangoküste“ niedergelegt, und das Königliche Museum zu Berlin durch eine umfassende Collection ethnologischer Gegenstände bereichert. Es steht nun zu hoffen, dass die Herren Falkenstein und Pechuel, die im Auftrage der Afrikanischen Gesellschaft an der Küste thätig sind, und denen eine mehrjährige Erfahrung zu Gebote steht, uns bald in den Besitz eines sehr reichhaltigen Materials bringen werden. Diese Herren sind einmal durch ihre Special-Studien zu anthropologischen und ethnologischen Untersuchungen vorbereitet, und dann besitzen beide ein grosses Geschick im Sammeln, und die Mittel der bildlichen Darstellung mittelst Photographie und Aquarellen. Der günstige Umstand, dass alsdann 4 verschiedene Beobachter über denselben, bis dahin unbekanntem Gegenstand berichtet haben werden, kann der Wissenschaft nur zu Gute kommen. Die übereinstimmenden Mittheilungen werden als Wahrheit hingenommen werden dürfen, die widersprechenden werden zur nochmaligen Untersuchung auffordern, und die einander ergänzenden werden das Feld jedes Einzelbeobachters wesentlich erweitern.

Es ist nicht meine Absicht, in diesem Vortrage ein möglichst erschöpfendes Bild der Bewohner der Loango-Küste zu geben. Die Unverträglichkeit der einem Vortrage zugemessenen Zeit mit der beschreibenden Genauigkeit, welche der Gegenstand seiner Natur nach erfordert, hat eine Beschränkung von vorn herein nothwendig gemacht. Das „Weniger

wäre Mehr“ wird hier nur zu leicht zur Wahrheit. Desshalb habe ich mir vorgenommen, heut lediglich über die Kleidung, die Nahrung, die Wohnstätten und die vorzüglichsten Geräthschaften der Loango-Neger zu sprechen. Einer späteren Darstellung müsste vorbehalten bleiben, über das innere Leben dieser Völkerschaft, ihre Sprache, ihre religiösen Auffassungen, die politischen Einrichtungen und ihre Handelsstellung sich zu verbreiten.

Die Wohnsitze der Loango-Neger haben wir zwischen dem 4° und 6° südlicher Breite der West-Afrikanischen Küste zu suchen. Die südliche Abgränzung ist scharf gegeben durch die Stämme der Musserongos an den Ufern des Zaïre, nicht so die nördliche, wo die langsamen Uebergänge zu den Balumbos noch durch die häufige Vermischung und Einwanderung von Loango her verwischt werden. Unsere Kenntnisse — sowohl der Sprache, wie des mittleren anthropologischen Typus — berechtigen uns noch lange nicht zur Aufsuchung dieser nördlichen Gränze. Es hiesse die natürliche Reihenfolge der Fragen umkehren, wollte ich schon jetzt festzustellen versuchen, ob die nördliche Grenze bei 4°, bei 3° 30' oder bei 3° zu suchen sei. Das alte Königreich Loango lag zwischen noch engeren Gränzen, etwa zwischen 4° und 5° s. Breite. Ich werde also Missverständnissen vorbeugen, wenn ich für jenes Gebiet den einheimischen Namen von Boali acceptire, und unter den Loangostämmen die Bewohner von Kakongo, Kabinda, Mulembo, Klein-Loango und Boali verstehe.

Es wäre nun freilich das Natürlichste, einleitend mit einer kurzen Seizzirung der Racen-Eigenthümlichkeiten der Loangos zu beginnen. Da indessen bereits eine ziemliche Anzahl von Typen vorliegt, die Herr Falkenstein photographirt hat, wir auch mit Bestimmtheit eine neue Folge sowie ausgedehnte Körpermessungen von demselben Reisenden erwarten dürfen, so unterlasse ich gern, was mir kaum gelingen würde. Das aber ist wohl nöthig zu bemerken, dass der allgemeine Eindruck, den jene Eingebornen machen, ein günstiger ist. Ihr Körperbau zeichnet sie meist vortheilhaft aus; ihre Gesichtszüge zeigen häufig Intelligenz, der Prognathismus ist wenig entwickelt, auffallend ausgebildete Langköpfe sind selten, und es ist wahrscheinlich, dass die meisten Schädel sich auf der Gränze halten, welche Mittel- und Langköpfe von einander scheidet. Die Hautfarbe ist dunkelbronze und sind Abweichungen zu lichterem Schattirungen häufiger als zu dunkleren. Als allgemeiner Satz darf ausgesprochen werden, dass, wo immer eines der Merkmale des sogenannten Neger-Typus sich stark ausgeprägt findet, man eine Ausnahme, nicht aber die Regel vor sich hat.

Was nun zunächst die Kleidung der Eingebornen betrifft, so hat dieselbe — trotz der europäischen Beeinflussung — ihren eigenthümlichen Charakter bewahrt. Die Europäer haben nur die einheimisch gewebten Stoffe durch die leichten, meist englischen baumwollenen Zeuge verdrängt, an der Tracht selbst aber im wesentlichen nichts ändern können. Dieselbe

besteht vornehmlich aus einem ziemlich langen, faltenreichen Schurz, der um die Hüften geht und dessen malerische-Drapirung hauptsächlich durch einen seitlich geschürzten Knoten bewirkt wird. Es pflegt soviel Zeug für den Schurz verwandt zu werden, dass derselbe bei Nacht zur Einwicklung des ganzen Körpers dienen kann. Dieses Bekleidungsstück ist für alle Neger — wess Ranges sie auch sein mögen — obligatorisch; denn unbekleidet zu gehen würde den Loango-Negern kaum minder unstössig erscheinen, als uns. Nur Kinder machen hierin eine Ausnahme, aber auch bei ihnen sucht man die Form zu wahren, indem man eine Schnur um die Hüften legt. Das nach dem Schurz verbreitetste Bekleidungsstück ist die Kopfbedeckung. Die Neger halten mit mehr Zähigkeit an den aus Pflanzenfaser gefertigten Mützen, als an dem selbstgewebten Pflanzen-Schurz, obgleich gerade Kopfbedeckungen stark aus Europa eingeführt werden. Sie verfertigen Mützen verschiedener Form, meist calottenförmig, dann aber auch solche, die sich den südeuropäischen Fischermützen nähern, und mit ihren erhabenen Zeichnungen wahre Kunstwerke der Weberei vorstellen. Diese letzt erwähnte Art von Mützen darf nicht beliebig getragen werden, sondern ist ein Vorrecht der höheren Stände.

Die Pflanzen, welche das Material zum Weben und Flechten liefern, sind in reicher Zahl und Mannigfaltigkeit an der Küste vertreten. Hauptsächlich verwandt werden die Faser der Oel- und der Bambus-Palme, des Pandanus und der Ananas. Die Eingebornen betrachten die gedruckten und weissen Zeuge, die ihnen der Handel zuführt, obgleich sie dieselben fast ausnahmslos tragen, immerhin als etwas fremdartiges; denn sie halten noch jetzt darauf, bei Versammlungen (Palavern) von besonderer Bedeutung nur in afrikanischen Pflanzenzeugen zu erscheinen. Das Tragen einer Jacke mit oder ohne Aermel muss als europäische Beeinflussung angesehen werden. Das Ursprüngliche ist, dass der Oberkörper entblösst bleibt, und will der Neger den ganzen Körper bedecken, so löst er eben den Knoten des faltenreichen Schurzes, und hüllt sich ein. Der Handel hat nun nach und nach Jacken, Röcke, Uniformstücke und Livréeröcke eingeführt. Alle diese Dinge werden bei besonderer Gelegenheit, namentlich Begegnungen mit den Weissen oft eines über dem andern getragen, mögen sie so unbequem sein, wie sie wollen. Denn die Bereitwilligkeit, persönliches Wohlbehagen der persönlichen Eitelkeit aufzuopfern, ist an der Loangoküste nicht geringer als anderwärts. Es muss übrigens bemerkt werden, dass diese Verbindung des afrikanischen Schurzes mit dem europäischen Rock resp. Jacke nicht so lächerliches oder abgeschmacktes hat, wie man vielleicht glauben sollte.

Jeder einigermaßen angesehene Neger trägt vorn über dem Schurz ein kleines Thierfell, was einen hübschen Effekt macht. Solcher kleinen Felle liefert die Jagd in ausreichender Zahl. Ein Gürtel, der oberhalb des Schurzes um den Körper befestigt wird, ist entweder aus einheimischen

geflochtenen Schnüren hergestellt oder aus europäischen Stoffen. In der Regel dient er dazu, ein Messer zu halten.

Die oben erwähnte einheimische Mütze ist, je nach der herrschenden Mode, seltener oder häufiger ersetzt durch europäische Kopfbedeckungen, von der gestrickten Schlafmütze an, bis zu Kinderlützen, deren Grösse der des Negerschädels am besten zusagt. Aber in einem Punkte ist der europäische Einfluss völlig machtlos: das ist die Fussbekleidung. Sie erscheint den Negern als etwas so unnatürliches, dass sie nicht den leisesten Wunsch verspüren, ihr Bewegungs-Vermögen auf diese Weise zu beschränken. Auch Sandalen sind ihnen völlig unbekannt, so dass sie stets barfüssig einhergehen. Es weist dies auf die glückliche Beschaffenheit ihrer verhornten Fusssohle hin, die genug Dehnbarkeit behält, um nicht rissig zu werden.

Die Frauen tragen statt eines Schurzes meist ein grosses Stück Zeug, das oberhalb der Brüste befestigt und verschieden lang getragen wird, aber mindestens bis zu den Knien reicht.

Die Eingebornen lieben den Schmuck; man kann aber nicht sagen, dass sie sich damit überladen. Im höchsten Ansehn stehen ächte Korallen, welche von den falschen mit grosser Kennerschaft unterschieden werden; diese Korallen haben stets die Form eines in der Längsachse durchbohrten Cylinders. Die Messing-, Kupfer- und Eisenringe, welche an den Knöcheln und an den Handgelenken getragen werden, stehen oft in Beziehung zum Fetischdienst, so dass bestimmten Ringen eine ganz bestimmte Bedeutung zukommt. Eine Ueberladung mit Ringen findet mehr bei Frauen als bei Männern statt. Kleine runde Glasperlen werden verschwindend wenig getragen; wohl aber Porzellan-Perlen und röhrenförmige falsche Korallen. Man sollte glauben, dass in einem Lande, wo der Werthverkehr lediglich durch Tauschartikel vermittelt wird und gemünztes Geld unbekannt ist, Schmuckgegenstände eine gesuchte Waare seien. Die Loango-Neger zeigen aber einen merkwürdig gesunden Sinn, die wahrhaft nützlichen Dinge (wie Zeuge, Röcke, Pulver, Gewehre) von den lediglich zum Zierrath dienenden zu unterscheiden; und wenn sie von letzteren doch noch mehr zu erwerben suchen, als nach dieser Bemerkung vermuthet werden darf, so thun sie es, um sich den Frauen oder Mädchen angenehm zu erweisen. Goldschmuck ist eben so unbekannt, wie der Werth des Goldes überhaupt. Die Bekanntschaft mit dem Silber stammt noch aus den alten Zeiten des Sklavenhandels; indessen wo ich eine Verwendung von Silber gesehen, war es nur in Form von Arm- und Beinringen — und ziemlich selten. Federn zur Bekleidung oder zum Putz verwenden die Loango-Neger nur in ganz untergeordneter Weise. Abgesehen von einem Kopfputz, der bei Tänzen angelegt wird, und von einigen Federn, die einer Säbeltasche vergleichbar zuweilen dem Gürtel angehängt sind, ist mir nur ein einziges, allerdings sehr auffälliges Beispiel dieses Schmuckes bekannt geworden. Es

giebt nämlich an einigen Lokalitäten in Klein-Loango gewisse Ganga N'Kissis, d. h. Fetischdoctoren, die bei vorgekommenen Todesfällen berechtigt sind, ein ganz eigenthümliches Gewand anzulegen. Es besteht aus einer Federkrone, einer colossalen Maske aus leichtem Holz, und einem über den ganzen Körper fallenden Gewand aus grauen Adler-Federn. Man kann sich keinen eigenthümlicheren Eindruck denken, als den, welchen das unerwartete Erscheinen eines so verummten, des Weges daher tanzenden, mit bauchrednerischer Stimme singenden und spr̄chenden Ganga macht.

Spricht man von der Kleidung, so muss man eigentlich auch von der Behandlung sprechen, welche die Eingebornen ihrem Wollhaar zu Theil werden lassen. Fast alle Reisenden, welche über Negerstämme berichten, erwähnen die Vorliebe, mit denen das natürlich gewachsene Haar künstlichen Veränderungen unterzogen wird. Die Loango-Neger sind nach dieser Richtung hin verhältnissmässig discret, indem sie das Durchflechten des Haares mit Schnüren, Perlen und ähnlichen Gegenständen vermeiden, und sich darauf beschränken, das Haar in vorgeschriebenen Linien und Flächen auszurasuren. Nicht selten sieht man das Haupthaar ganz abrasirt, zuweilen ist nur der Hinterkopf frei gelegt, dann wieder sieht man Zeichnungen ausrasirt, nach denen man ohne Weiteres einen Blumengarten auslegen könnte. Das Verbreitetste bleibt aber die natürliche Tracht.

Man darf ohne Zögern behaupten, dass der Anblick eines nach der Sitte des Landes gekleideten Negers im Durchschnitt ein gefälliger ist. Ein Maler würde nicht selten Vergnügen daran finden, das Bild zu fixiren. In den meisten Fällen ist der Eindruck des Lächerlichen und Grotesken ausgeschlossen, den man nach den hergebrachten Erzählungen für unvermeidlich hält, da wo europäische Bekleidungsstücke mit einheimischen Negertrachten combinirt werden. Die Loango-Neger haben eben so gut einen Code des guten Geschmacks wie wir, der, wenn er übertreten wird, das Lächerliche erzeugt. Hier wie dort giebt es Gecken, denen man läppische Eitelkeit auf den ersten Blick ansieht; aber die Erscheinung eines gut gekleideten, stattlichen, vornehmen Negers ist das gerade Gegentheil davon, und statt grotesk zu sein, prägt sich darin eine durch ruhige Würde des Auftretens häufig unterstützte, wohlthuende Harmonie aus.

Die Ernährung ist hauptsächlich eine vegetabilische.

Die Frauen bestellen den Boden mit vielem Fleiss. In der Nähe der Dörfer drängen sich die kleinen zerstreuten Parzellen cultivirten Landes mehr und mehr zusammen. An recht günstigen Stellen, namentlich auf Waldrodungen, sieht man auch grössere Strecken unter Cultur. Besonders gepflegt erscheinen die Maniokfelder, die ähnlich wie unsere Kartoffelfelder zu einem System paralleler Hebungen und Senkungen ausgearbeitet sind. Der Maniok muss unbedingt als das Hauptnahrungsmittel bezeichnet werden. Die nahrhafte Wurzel wird hauptsächlich in 4 verschiedenen Formen

genossen: einmal in Wasserdampf gekocht, indem man die in Stücke auseinandergebrochene Knolle in frische Blätter packt, und das Ganze auf ein mit kochendem Wasser gefülltes Gefäss legt; dann als eine Art toast, durch einfaches Rösten an Kohlenfeuer; dann in Form einer pappigen Masse, Chicoanga genannt, und endlich in Form von Mehl (tapioca). Ich habe zuweilen auch die Maniokwurzel roh verspeisen sehen, ohne dass die sonst übliche Auslaugung mit Wasser vorangegangen wäre, und ohne dass eine schädliche Wirkung sich hätte constatiren lassen.

Es ist schwer zu sagen, was nach dem Maniok das nächst wichtige Nahrungsmittel ist, ob der Pisang, der Mais, die süsse Batate oder Bohnen. Dies wird mit der Lokalität ändern. Der Pisang (Bitébe) wird geröstet und vertritt das Brod neben dem gerösteten Maniok, während die Banane (Bitoto) meist roh gegessen wird; Mais wird gleichfalls geröstet. Die Erdnuss, bekannt durch ihren Oelgehalt und deshalb ein starker Handelsartikel, ist ein beliebtes Nahrungsmittel. Den Negern fehlt durchaus nicht der Begriff und das Bedürfniss für das, was wir unter „Suppenkraut“ verstehen. Die genaue Kenntniss der Eigenschaften ihrer Pflanzen liefert ihnen schmackhafte und anregende Zuthaten für die Küche. Das Hauptgewürz bleibt indess stets der inländische Pfeffer — eine Solanee; im reifen Zustand sind die 4—10 Mm. langen, schotenförmigen Früchte roth, im unreifen grün. Die unreifen Früchte sind des frischeren Geschmacks wegen vielfach vorgezogen.

Die Frucht der Oelpalme liefert das Fett in erster Linie, und ist dieser Baum deshalb von unschätzbarem Werthe für die Ernährungsfrage. Besonders beliebt ist die Verwendung des Palmöls bei Zubereitung von geräuchertem Fisch und von Huhn. Man pflegt Zubereitungen dieser Art „moamba“ zu nennen. Der höchste culinarische Genuss, den man sich in Westafrika bereiten kann, ist eine stark gepfefferte Moamba von geräuchertem Fisch mit gut zubereitetem Maniok, und frischem Palmwein. Als einziges mir' bekannt gewordenes frisches Gemüse ist das sogenannte saccafolha zu erwähnen, eine aus geriebenen jungen Maniokblättern, Palmöl und einheimischem Pfeffer hergestellte Speise. Reis wächst nicht an der Küste, und wird importirt, spielt aber als Nahrungsmittel der Loangoleute gar keine Rolle. Die Neger dort ziehen eben ihren Maniok, Chikoango und frischen Mais bei weitem vor; wogegen die Krooneger, welche vielfach in den Faktoreien arbeiten, hauptsächlich von Reis leben.

An essbaren Früchten sind ausser Bananen die Früchte von *Carica* *Papaia* ihrer allgemeinen Verbreitung wegen zu erwähnen. An gewissen Localitäten bekannt sind: Ananas, Orangen, Citronen, Mangopflaumen, Guaven, Cajoufrüchte; hierzu tritt die Mannigfaltigkeit der Früchte, die wild im Walde wachsen.

Fische sind ein wichtiges Nahrungsmittel. Man sieht, wenn man längs der Küste wandert, Schaaren von Schwarzen mit dem Fischfang beschäf-

tigt. Es sei hierbei einschaltend bemerkt, dass die so strenge Regel, stets mit dem Schurz bekleidet zu sein, für die Fischer in der Ausübung ihres Handwerks eine Ausnahme erleidet; man sieht alsdann viele von ihnen völlig nackt in der Brandung arbeiten, obwohl gerade der Strand die öffentlichste und begangenste aller Verkehrsstrassen des Küstenlandes ist. Der Besitz eines grossen Netzes, das zwischen 2 Kanoes ausgespannt durch's Meer gezogen wird, ist ein grosser Schatz für ein Dorf, denn die Herstellung eines so kolossalen Maschenwerks ist trotz der Geschicklichkeit, welche die Neger in der Gewinnung des Bastes wie im Flechten haben, äusserst zeitraubend und langwierig.

Für den Fleischgenuss sind die Eingebornen mehr auf ihre Hausthiere, als auf die Erträge der Jagd angewiesen. Hühner und Ziegen sind die eigentlichen Hausthiere. Auch für den Reisenden sind diese verehrungswürdigsten aller Kosmopoliten von wesentlichster Bedeutung; was würde nur zu oft aus ihm geworden sein, ohne sie! Dagegen treten Enten, glatthaarige Schaafse und Schweine in Zahl ausserordentlich zurück, das Rind kommt gar nicht vor; der Beweis seiner möglichen Akklimatisation steht noch aus, und wird nach den von der deutschen Expedition gemachten Erfahrungen kaum geführt werden können. Die Jagd liefert als essbares Wild Antilopen, Büffel, Affen, Flusspferde, wilde Schweine, jedoch in so spärlicher Menge, dass sie für die regelmässige Ernährung kaum in Frage kommt. Fast alle Neger sind Beschränkungen in dem Genuss von Fleisch unterworfen; dem einen ist Ziege, dem andern Antilope, dem dritten Huhn verboten. Es ist dies die Folge eines Gelübdes, welches die Eltern häufig schon in der frühesten Jugend des Kindes für dasselbe ablegen; man gelobt bei demjenigen Fetisch, der die Rolle des Schutzheiligen für das Kind übernehmen soll. In diesen Speiseverboten zeigt sich ein schlagender Gegensatz zu den Sitten der Benguella-Leute, welche im Dienst der deutschen Expedition stehen, und denen irgend welche Beschränkungen so unbekannt sind, dass sie die ekelsten Dinge essen.

In gewissen Gegenden der Küste spielt die Auster die Hauptrolle in der Ernährung. Ergiebige Austernbänke finden sich weniger im Meere, als in den Mündungstheilen der Flüsse, wo die Ebbe- und Flutherscheinungen in Kraft sind. Die Austern werden seltener roh, als am Feuer geröstet, genossen; ihr Geschmaek ist bei weitem schaler, als der unserer Austern; immerhin sind sie — wenn gewisse Zuthaten zu Gebote stehen — auch für den erschöpften Magen des Weissen etwas Willkommenes. Muscheln und Krabben werden gleichfalls gegessen.

Die Genussmittel der Eingebornen sind Rauchtobak, Schnupftobak, Hanf, Colanuss, einheimischer Palmwein und importirter Branntwein. Letzterer wird in Quantitäten vertilgt, die weit über gewöhnliche Vorstellungen hinaus gehen. Zwar kann ein Jeder, auch der mässigste Weisse, die Erfahrung an sich machen, dass der dem Tropenklima

unterworfenen Körper nach einiger Zeit das Bedürfniss nach starken, alkoholhaltigen Getränken empfindet, doch lassen sich damit noch immer nicht die Quantitäten „Rum“ erklären, die der Loango-Neger ohne Unterschied des Alters und Geschlechts vertilgt. Er saugt den Branntwein buchstäblich mit der Muttermilch ein; denn eine Mutter theilt fast ausnahmslos ihrem Säugling einen Theil des Branntweins mit, den sie zu trinken im Begriff steht. Das Rauchen ist bei Männern und Weibern verbreitet, und es hat fast den Anschein, als ob die Weiber stärker rauchten, weil man ihnen so sehr häufig mit der Pfeife im Munde begegnet. Der Tabak wächst im Lande. Man bedient sich ausschliesslich kurzer Pfeifen mit selbstgefertigten Thonköpfen. Lange Pfeifen, bestehend aus einem winzig kleinen Kopf und einem ausgehöhlten Bananenrohr trifft man erst nördlich von Chilunga, der nördlichen Grenze von Boali. Das Hanfrauchen, das Analogon zum Opiumrauchen, ist leider nur zu verbreitet. Die Rauchvorrichtung wird dadurch hergestellt, dass ein kleiner Thonkopf auf einer gurkenförmigen Calebasse befestigt wird; alte Liamba-(Hanf-)Raucher pflegen sich schon aus der Ferne durch das sonderbare, widerwärtige Husten zu verrathen, in das sie nach dem Genuss verfallen. Das Tabakschnupfen ist beliebt; der Tabak pflegt in kleinen Miniatur-Calebassen aufbewahrt zu werden — von Birnenform und mit einer kleinen Oeffnung an dem spitzen Ende. Ein Schnupfer hat nicht nöthig, eine Prise anzubieten, weil er sicher sein kann, dass sie ihm von seinen Nachbarn abgefordert wird, ehe er Zeit hat, sie anzubieten.

Die Colanuss muss mit unter die Reizmittel gerechnet werden. Gewisse Gegenden West-Afrika's sind reich an Colanüssen; bei Palavern und auf Märschen bedienen sich die Neger dieser Frucht gern. Die Consistenz des Kerns, der die Grösse kleiner Hühnereier hat, ist die unserer Marronen. Die Frucht schmeckt sehr bitter, ihr Genuss wird dadurch erhöht, dass man gleichzeitig mit der Colanuss kleine Stückchen roher Ingwerwurzel genießt, und aus eigener Erfahrung kann ich dies bestätigen. Die Neger nennen den Ingwer in ihrer Sprache m'balla n'chaeffo, was übersetzt werden kann: gepfefferte Süßwurzel; denn es bedeutet m'balla süsse Batate, und n'chaeffo Pfeffer.

Palmwein wird in grosser Menge gewonnen, hauptsächlich aus der Oel- wie aus der Bambus-Palme; gewöhnlich wird der Baum da angebohrt, wo die Fruchtzweige heranstreten. Der Wein schmeckt am besten und ist auch am bekömmlichsten, wenn man ihn frisch vom Baume kommend trinkt. Der Gährungsprocess lässt ihn schon nach wenigen Stunden den süßen Geschmack verlieren, und verwandelt ihn in ein säuerliches, moussirendes, berauschendes Getränk von wenig angenehmen Geschmack.

Das Salz gewinnen die Eingebornen zum Theil selbst. zum Theil wird es ihnen aus Europa zugeführt. Nahe bei der deutschen Station Chinchoxo (5° 9' 2 s. B.) zu Makaia, dem Dorfe der sogenannten schwarzen Juden, wurde die Salzbereitung in ziemlich umfangreichen Maasse betrieben, und

zwar in folgender Weise. An dem ansteigenden Ufer der Salzwasser-Lagune, an der das Dorf liegt, ist eine Anzahl eisternenartiger Löcher gegraben, die oben wieder mit Erde bedeckt sind, aber einen seitlichen Zugang behalten; ein erhöhter Rand aus Erde fasst diese Decke ein, so dass ein offenes kleines Bassin entsteht, in welches das Wasser der Lagune gegossen wird. Das Wasser sickert nun, während es sich gleichzeitig durch Verdunstung concentrirt, durch die Decke hindurch in die darunter befindliche Cisterne. Aus dieser wird die Lauge mittelst des seitlichen Zugangs in Kochtöpfe gebracht. Die thönernen Töpfe fertigen die intelligenten Bewohner von Makaiä selbst an. Für das Einkochen werden neun der Töpfe in quadratischer Anordnung auf einen Heerd gesetzt, der sich über einem in den Boden gegrabenen Feuerloche erhebt.

Einfacher geht man im Norden zu Werke. Nördlich vom Quilla, auf dem Grenzgebiet der Loango- und Balumbo-Neger, beginnt eine Reihe der „Salz-Chimbeks“ oder Salzhütten, die sich bis zum Nhangfluss (3^o s. Br.) hinzieht. Hier wird das Meerwasser direkt eingekocht, und zwar nicht in Thon-Gefässen, sondern in flachen Messingschalen, die der Handel liefert.

Es ist hier wohl der Ort, einige Bemerkungen einzuschalten über Sitten und Gewohnheiten, welche mit dem Essen in Zusammenhang stehen. Zunächst ist dabei die Bereitwilligkeit zu erwähnen, mit der die Eingebornen unter einander das Essen theilen. Wenn nicht gerade Hungersnoth herrscht, so hat der Schwarze weniger Chancen, am Hungerstode zu sterben, als der gleichwenigbegüterte Weisse in Europa. Ob dies die Folge allgemein menschlicher Empfindung oder einer stillschweigend vererbten Tradition ist, vermag ich nicht anzugeben, glaube aber das Letztere. Wo es ihnen irgend zu Gebote steht, breiten die Neger beim Essen eine Matte aus; sie essen meist mit den Händen, unterstützt von einem Messer; doch kennen sie auch Holzlöffel. In gewissen Dingen zeigen sie eine scrupulöse Subtilität, z. B. kann man beobachten, dass ein Weib, welches Maniok kocht, die einzelnen Stücke nie direkt anfasst, sondern stets mittelst eines frischen Blattes; dasselbe habe ich wahrgenommen, wenn auf der Reise meinen Trägern Maniok ausgetheilt wurde. Nach der Mahlzeit ist es beliebt, die Hände zu waschen, vor allem aber ist man darauf bedacht, den Mund zu reinigen.

Eine häufige Beobachtung der Neger bei ihren Mahlzeiten, ihr ruhiges, von zu gierigem Zugreifen freies Betragen zeigt, dass die Loangostämme bereits durch eine höhere Stufe einheimischer Cultur von dem primitiven Naturzustand getrennt sind. Dafür spricht auch die Wahrnehmung, dass unsere Eingebornen den gekochten Speisen vor gerösteten den Vorzug geben: und Völker können doch wohl erst, wenn sie auch auf anderen Gebieten fortgeschritten sind, von der ursprünglichen Zubereitung des Röstens zu der viel civilisirteren des Kochens übergehen.

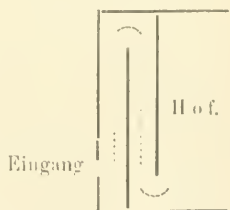
Die Wohnstätten der Neger sind Hütten oder Schutzdächer. Die

Hütten werden *chimbek* genannt, die Schutzdächer *moanza* oder portugiesisch *sombra*. Kreisförmige Bauten giebt es nicht, sondern ausschliesslich solche mit rechteckigem Querschnitt. Die einzelnen Theile, aus denen die Hütte besteht, werden gewöhnlich besonders gefertigt, und dann zur Hütte zusammen gesetzt. Da sich das Auseinandernehmen ebenso leicht bewerkstelligen lässt, wie das Zusammensetzen, so erklärt sich daraus die Leichtigkeit, mit der die Eingebornen ihre Dörfer verlegen, wenn irgend eine Furcht oder stattgehabte Krankheit sie dazu veranlasst. Der Untergrund, auf den die Hütte sich erhebt, ist ein wenig erhöht und wird tennenartig festgestampft, der Boden rings umher ein wenig geneigt, damit das abfliessende Regenwasser keinen Schaden anrichte; dann werden 4 oder 6 Pfähle eingeschlagen, zwischen denen die hübsch und sauber gefertigten Wände eingesetzt werden. Die Wände werden in der Weise gemacht, dass man Schafte des Papyrus-Grases, welches in kolossaler Menge in West-Afrika vorkommt, senkrecht an einander reiht und ihnen dann durch horizontale Querleisten Halt giebt; durch diese gesetzmässig angeordneten Querleisten bekommt das Ganze ein sauberes, ansprechendes Aussehen. Sie werden aus der Bambus-Palme erhalten, indem man von den Rippen der Wedel die harte glatte Schale in Form langer schwanker Stäbe اسپالتet. Die Spalt-Stücke wurden dann in bestimmten Abständen gegen die Papyruswände gebunden, die Papyruswände selbst oben und unten glatt abgeschnitten, und die fertige Wand zwischen zwei der Pfähle eingeschoben, und daran befestigt. Nägel oder Holzstifte kommen nicht zur Verwendung, wenigstens nur ausnahmsweise, und können ganz entbehrt werden. Die Neger besitzen — wie vermuthlich alle Neger — eine grosse Geschicklichkeit im Binden. Es ist erstaunlich, was sie alles zusammen zu binden im Stande sind; es fehlt ihnen nie an Material, so dass man in sehr geringe Verlegenheit geräth, wenn man keinen europäischen Bindfaden mehr besitzt. Sie finden überall ein passendes Stück einer dünnen Ranke, oder stellen sich schnell einen Bast her, dessen einzelne Enden sie zu einer beliebig langen Schnur zusammenknüpfen.

Das Dach nun entspricht seinem Zwecke in hohem Maasse; denn es schützt gleich sehr gegen Regen wie gegen Sonne. Die Herstellung ist ganz ingenios. Man verfertigt nämlich zunächst Dachschindel, indem man eine Zahl von Palmfiedern über einer 1·5 bis 2 Meter langen Palmrippe knickt und die einzelnen Fiedern mittelst kleiner Holzstiftchen untereinander befestigt. Die beiden Hälften des Daches bilden einen ziemlich stumpfen Winkel, sind also weit weniger steil, als die Strohdächer unserer Bauernhütten. Sehr häufig ragt das Dach nach einer Giebelseite vor und wird dann an dem freien Ende noch einmal durch einen Mittel- und 2 Seitenpfähle gestützt. Dadurch entsteht eine kleine beschattete Vorhalle. Man pflegt die Schindel beim Decken doppelt über einander zu legen, und eben dadurch erhält man ein sonnen- und wasserdichtes Dach. Ein solches Dach

hält zwei Regenzeiten ohne Reparatur durch: danach flickt oder erneuert man es. Das Material dafür ist ja in so reichlicher Menge vorhanden, und Zeit für die Anfertigung gleichfalls. Eigentliche Fenster erhält ein Chimbek nicht. Es werden in der Regel zwei Oeffnungen angebracht: eine fensterartige Thür an der Frontwand (Giebelseite), und eine Oeffnung im Dach, die als Feuerklappe dient. Die Thür — ich nenne sie fensterartig, weil sie klein ist, und nicht auf dem Boden, sondern 2' darüber beginnt, — ist oft durch symmetrische Schnitzereien verziert, die durch verschiedene Farben noch mehr in's Relief gestellt werden. Der Anblick eines sorgfältig hergestellten Chimbeks hat etwas wohlthuendes. Denkt man, dass in vielen Dörfern die tennenartig ausgeschlagenen Räume zwischen den einzelnen Hütten jeden Morgen sauber gefegt werden, so hat man ein freundlicheres Bild vor sich, als es West-Afrika sonst zu bieten pflegt.

Für die Dimensionen lassen sich natürlich nur Durchschnittsmaasse angeben. Mehr als 10—15' im Quadrat pflegt ein Chimbek selten zu haben, der Vorplatz ist von derselben Breite und nur wenig kürzer; den Firstbalken des Daches kann man meist mit ausgestrecktem Arm berühren, und auf die unteren Seiten des Daches bequem die Hand auflegen. Die Hütten, welche ausnahmslos in Gruppen zusammen stehen, zeigen nicht die regelmässige Anordnung, welche ich bei anderen West-Afrikanischen Stämmen angetroffen habe. Die Dörfer, welche sie bilden, sind sehr verschieden gross: es giebt Dörfer, die aus 6, solche die aus mehr als 100 Chimbeks bestehen; als Mittelzahl darf 25—30 angegeben werden. Die Wohnstätten der Reichen und Vornehmen verrathen sich durch einen hohen, aus Papyruschaften gefertigten Zaun; er umschliesst einen Complex von Hütten, die für den Hausherrn, seine Frauen (deren Zahl bedeutend sein kann), seine Kinder und Sklaven bestimmt sind. Der Zaun ist so hergerichtet, dass man nie mit der Thür in's Haus fallen kann, denn man gelangt von der Strasse aus nicht sogleich in den offenen Hofraum, sondern in einen aus hohen Papyrus-Wänden gebildeten Gang, wie das nebenstehende Diagramm erläutern mag.



Im Innern eines Chimbeks ist es natürlich dunkel wie in einer alt-egyptischen Tempel-Cella, desshalb halten sich die Neger dort hauptsächlich nur Schlafens- oder Krankheitshalber auf, — sie pflegen mehr vor ihrer Hütte auf dem durch das verlängerte Dach beschatteten Vorplatz zu sitzen, wo sie bei einem glimmenden Feuer die Zeit mit Rauchen, Schlafen und Diskutiren verbringen. Ihr Hausgeräth ist einfach; eine Matte aus Pflanzenfaser, einige Calabassen, Kochtöpfe, zuweilen ein aus Aesten gebildetes Stuhlkopfkissen erschöpfen so ziemlich den Begriff der häuslichen Einrichtung. An den Wänden pflegt der eine oder andere Fetisch aufgehängt zu sein, der beim Reisen oder beim Ausgehen über die Schulter gehängt wird: irgend ein Miniatur-Götze oder eine Zusammenstellung aus Lappen, Federn,

trockenen Früchten, kleinen Antilopenhörnern, das Ganze mehr oder weniger roth oder weiss mit Farbe beschmiert. Es ist nicht gerade häufig, dass man ein erlöhtes Lager sieht; zuweilen wird eine leiterförmige Unterlage auf den Erdboden gelegt, und erst darauf das Lager bereitet. Derselbe Papyrus, der zum Hüttenbau verwandt wird, eignet sich auch trefflich zur Bereitung eines bequemen Lagers; auf die einfache oder doppelte Papyrus-Unterlage, die sich nach dem Gebrauch wie eine Jalousie aufrollen lässt, wird eine Matte gelegt, und es entsteht ein — selbst für den Europäer nicht unbequemes — Lager. Gegen die Mosquitos schützen sich die Eingebornen nur in den allerseltensten Fällen durch Mosquito-Netze, viel häufiger dadurch, dass sie sich der Länge nach in das als Schurz getragene Stück Zeug einwickeln, oder durch Unterhaltung eines rauchigen Feuers. Zuweilen sieht man auch, namentlich wenn die Neger im Freien schlafen, 3 Zweige in gleichen Abständen mit beiden Enden als niedrige Bogen in die Erde gesteckt; unter diese kann ein Mann gerade hinunter kriechen; er bedeckt die Bogen mit seinem Zeug und stellt so eine Mosquitäre her. Das Ganze nimmt das Ansehen eines niedrigen Grabhlügels an.

Zu dem ursprünglichen Hausgeräth tritt nun noch, was der europäische Handel eingeführt hat, das sind namentlich irdene glasierte Töpfe, bunte Teller, blaue und weisse Wasserflaschen; die Eingebornen lieben diese Dinge in hohem Maasse und bedienen sich ihrer auch. Ferner sieht man nicht selten eingerahmte Lithographien an den Wänden des Chimbeke, die meist aus deutschen lithographischen Anstalten stammen und trotz der weiten Reise nichts von ihrer Eigenart verloren haben; dort wie bei uns stellt ein grosser Hund und ein kleines Kind die „Freundschaft“ vor.

Von sonstigen Geräthen interessiren uns am meisten die Waffen und die musikalischen Instrumente. Von ersteren ist freilich nicht viel zu sagen. Der Einfluss des Handels auf die Loango-Neger ist ein solcher gewesen, dass sie selbst gar keine Waffen mehr verfertigen, und in sofern auf einer tieferen Stufe stehen, als die Stämme nach dem Innern zu. Als Waffe dient ausschliesslich das Feuersteingewehr. Lanzen und Speere, Pfeil und Bogen sind als Gebrauchswaffen ganz unbekannt, deshalb kennt man auch Schilde nicht. Die Europäischen Händler haben ein stillschweigendes Abkommen mit einander getroffen, andere Feuerwaffen als Flintsteingewehre nicht einzuführen, und zwar sehr mit Recht, weil sie einer überlegenen Waffe zu ihrer Sicherheit bedürfen. Zu diesen Gewehren wird ein Pulver der allergewöhnlichsten Art aus Europa in Holzfässchen zu 4, 6 und 14 Pfund eingeführt. Das Projectil wird an Ort und Stelle hergestellt; die Eingebornen schmieden sich selbst Eisenkugeln, verwenden aber neben diesen Eisensteine und kleine Stein-Stückchen. Der Hauptgebrauch, den die Neger von ihren Feuersteingewehren machen, erfordert nun freilich gar keine scharfe Ladung. Die laute Detonation ist ihnen das Wichtigste. Wer einen lauttönenden

Schuss abgefeuert hat, glaubt eine ausgezeichnete That gethan zu haben, und das Bewusstsein daran bereitet ihm unmittelbar nach dem Schuss ein unendliches Vergnügen. Deshalb wird auch bei allen nur möglichen Gelegenheiten geschossen, d. h. Pulver verknallt, am meisten aber bei Todesfällen und Bestattungen. In Kriege unter einander, wenigstens in solche, wo mehr als ein Mann fällt, verwickeln sich die Neger kaum. Einmal sind sie in ihrem Sinne zu verweicht dazu, und dann auch haben sie zu grosses Gefallen und zu grosse Geschicklichkeit für diplomatische Verhandlungen — Pakaver genannt —, als dass sie sich die Gelegenheit entgehen lassen sollten, irgend eine Streitfrage auf einem anderen als diesen Wege zu erledigen. Sie brauchen ihre Kugeln oder Geschosse nur für die Jagd oder die von Zeit zu Zeit wiederkehrenden Fälle, wo sie den Weissen der Küste feindlich gegenüber treten. Die Jagd ist aber nichts so allgemeines, dass etwa ein jeder Mann ein Jäger wäre. Im Gegentheil, die Jagd ist in den Händen Weniger; sie ist, wie bei uns, eine Kunst, die langjährige Uebung erfordert.

Das Gewehr wird immer auf einer Schulter getragen, mit dem Lauf nach vorn; eine sehr bequeme Art für die dichten Wälder und Campinen (Grasflächen), wenn auch für europäische Begriffe nicht vorsichtig genug.

Was sonst an Messern und schwertartigen Geräthen gebraucht wird, kommt aus Europa oder aus dem Innern Afrika's. Aus Europa wird in grossen Quantitäten eine gewisse Form fäschinenartiger Messer eingeführt, die mehr oder weniger dem beliebtesten einheimischen Modell nachgebildet erscheint. Mit diesem Messer sind die Leute äusserst geschickt, und verrichten damit die verschiedenste Art von Arbeit, vom Grasschneiden bis zum Bäumefällen. Die Werkzeuge von Eisen, deren sich die Eingebornen sonst bedienen und die sie selbst schmieden, sind die Feldhacke, mit der die Weiber die Felder bearbeiten, dann die Axt, welche aus einem keulenförmigen Stiel und eingeklemmter Eisenschneide besteht, und die über einen grossen Theil Afrika's verbreitet ist, und endlich eine zierliche kleine heilartige Hacke, die hauptsächlich zur Behauung von Planken und Canoes dient. Es giebt Schmiede, welche ganz gewandt arbeiten. Sie bereiten sich Holzkohlen, und mit dem bekannten kleinen afrikanischen Blasebalg erzeugen sie Gluth genug, um das meist in Stabform verwandte Eisen ziemlich schnell zu bearbeiten. Das Eisen selbst kommt ihnen aus Europa. Da sie selbst kein Eisen haben, so müssen sie das Material in früheren Zeiten aus dem Innern erhalten haben. Der Schmied arbeitet — recht im Gegensatz zu unseren Schmieden — auf der Erde sitzend. Sein Ambos ist ein kleines, auf die Erde gelegtes Stück Eisen, sein Hammer von ähnlicher Form und ohne Holzstiel. Der Blasebalg wird von einem Knaben in Thätigkeit erhalten, der in raschem Tempo alternirend, die auf den beiden Häuten des Blasebalgs befindlichen Stäbchen senkrecht auf und ab bewegt.

Der Begriff musikalischer Instrumente ist nicht scharf zu fassen, weil jeder Gegenstand, der sich zur Erzeugung eines rythmischen Geräusches eignet, beispielsweise eine Kiste, vom Neger unter Umständen zu einem musikalischen Instrument erhoben wird. Indessen giebt es doch eine Anzahl musikalischer Instrumente im engeren Sinne, die entweder zum stillvergnügten Amüsement des Einzelnen beitragen, oder zum Ausdruck der Freude, des Uebermuths dienen, oder zu Tanzbelustigungen, oder endlich auch zum Ausdruck einer ernsten, feierlichen Stimmung. Man kann Klimper-, Klop- und Blasinstrumente unterscheiden. Die Klimper-Instrumente haben Saiten oder Stäbe. Das Vollkommenste, die Neger-Guitarre, heisst: Sambu; es hat 5 Saiten, die über einem Resonanzboden gespannt sind. Die Saiten selbst sind die Fasern aus den Blattrippen der Oelpalme. Die Instrumente, welche aus Stäben bestehen, heissen Marimba und Jengo;

die Stäbchen lassen sich über einer Leiste, die auf einem Resonanzkasten befestigt sind, hin und her schieben, wodurch die Tonhöhe jedes einzelnen Stäbchens veränderlich wird. Die Zahl der Stäbchen ist nicht genau fixirt; sie kann von 5 bis über 30 steigen. In der Regel sind die Stäbchen aus banza, wie man die Spaltstücke aus der Schale der Bordão- (Bambus-) Palme nennt, zuweilen aus Eisen. Die Marimba ist das verbreitetste Instrument; klimpern thut ein Jeder darauf, nur Wenige spielen es mit Kunst, und insofern könnte man es als ein Analogon zu unserem einheimischen Clavier betrachten.

Unter den Blasinstrumenten giebt es Pfeifen aus Holz geschnitzt, solche die aus einer runden Frucht verarbeitet sind, Hörner von Büffeln, die den Ton sehr weit tragen. Am interessantesten aber sind die sogenannten n'Pungis, d. h. wörtlich die Elfenbeinzähne. Es sind dies 4 zu Hörnern verarbeitete Zähne, verschiedener Grösse, welche stets zusammen gespielt werden, jedes hat einen eigenen Namen. Sie heissen vom grösseren zum kleineren: nuni n'pungi; n'kassi n'pungi; n'gunda n'pungi; n'saeffe saeffe. — n'kassi heisst Frau, das zweite Horn kann als das Begleithorn des ersten betrachtet werden. Unter den Trommeln giebt es zwei bemerkenswerthe Arten. Die eine, n'dungo, eine Laugtrommel, besteht aus einem 2—5 Meter langen, konisch verjüngten Hohl-Cylinder von etwa 25 Cm. Durchmesser am breiteren Ende. Dieses Letztere ist mit einem Fell überspannt. Die Trommel wird geschlagen, indem der Spielende sie wie ein Steckenpferd zwischen den Beinen festgeklemmt hält, und mit beiden Händen, zuweilen mittelst eines Trommelstockes, auf dem Fell herum arbeitet. Diese Trommel liefert die Musik bei allen Tänzen, wobei dann häufig mehr als eine Trommel in Bewegung gesetzt wird. Sie ist der Schrecken der Nachtruhe des Reisenden, denn zu dieser Trommel singen die tanzenden Neger auch. — Die andere Art von Trommel heisst n'konko; ich nenne sie die Canoetrommel, weil sie einem kurzen Canoe gleicht. Das Königl. Museum besitzt ein Specimen davon. Man denke sich ein um und um geschlossenes Canoe, das nur oben einen schmalen Schlitz hat, so erhält man die beste Vorstellung davon. Die Trommel wird auf eine hölzerne Unterlage gesetzt und mit einem Holzklöppel angeschlagen; ihr Schall reicht sehr weit, und sie dient desshalb ausschliesslich zu Signalzwecken. Am meisten wird sie benutzt, um alle Dörfer der weiten Runde zum nächtlichen Tanz zusammen zu rufen, oder auch, um Gefahr zu signalisiren. Die Trommel giebt 2 verschiedene Töne an, je nachdem sie auf der einen oder anderen Seite des Schlitzes angeschlagen wird. Die Eingebornen nennen den tieferen Ton „Mann“ (bákala), den höheren „Frau“ (n'chente); dieselben Namen bedeuten auch rechts und links. Sie können sich auf dem Museum leicht von der Verschiedenheit der beiden Töne überzeugen. — Endlich mag noch der Tschingongo erwähnt werden, ein Instrument, das aus 2 eisernen plattgedrückten Glocken besteht, die durch einen festen, als Handhabe dienenden, eisernen Bügel mit einander verbunden sind; es wird vornehmen Negern vorangetragen und zum Tönen gebracht, wenn dieselben sich einem bewohnten Ort nähern; desgleichen wird der Tschingongo bei gewissen Fetisch-Ceremonien geschlagen.

An dieser Stelle will ich meine Schilderung, gemäss der beim Beginn gezogenen Beschränkung, abbrechen. — Bei einem Thema von der Natur des hier behandelten, wo man einer überwältigenden Fülle von Détails gegenübersteht, erschien mir als Hauptaufgabe, das Charakteristische vom Unwesentlichen zu sondern, und letzteres zu unterdrücken. — Auch der nach objectiver Wahrheit strebende Erzähler kann unbewusst sündigen dadurch, dass er die einzelnen Gegenstände zwar richtig darstellt, ihr gegenseitiges Verhältniss aber verschiebt. Indem ich mir dieser Gefahr bewusst blieb, bin ich ihr hoffentlich in den meisten Fällen aus dem Wege gegangen.

U e b e r s i c h t

der

Literatur für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte im J. 1875.

Zusammengestellt von W. Kauer.

Anthropologische Versammlungen, Museen.

Allgemeines über Urgeschichte, Anthropologie und Ethnographie.

- Bellucci, Il congresso internazionale di archeologia ed antropologia preistoriche tenuto nel 1874 a Stockholm. — Archivio per l'antropologia. IV. 1874. Hft. 3.
- Guimet (E.), Esquisses scandinaves, relation du congrès d'anthropologie et d'archéologie pré-historique. Paris 1875. 261 S. 16. (3 fr.)
- Die sechste allgemeine Versammlung der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte zu München am 9. bis 11. August 1875. Nach den stenograph. Aufzeichnungen redig. von Kollmann. München 1875. 4.
- Die Anthropologen-Versammlung in München. — Gaea XI. 1875. p. 517.
- sechste Versammlung der Anthropologie. — Ausland 1875. N. 44.
- Rambaud (A.), Kief et le congrès archéologique. — Revue d. deux mondes. 1874. 15. Dec. Aus den Verhandlungen der Pariser Anthropologischen Gesellschaft. — Globus. XXIX. 1876. p. 93.
- Mueh (M.), Ueber die Resultate der Weltausstellung in Wien in urgeschichtlicher Beziehung. — Mitthl. d. Wiener Anthropolog. Ges. IV. 1874. p. 1.
- Woldrich (I.), Urgeschichtliche Studien in der Wiener Weltausstellung. 1873. — Ebds. IV. 1874. p. 121.
- Der Congress für amerikanische Urgeschichte zu Nancy. — Ausland 1875. N. 45.
- Hassencamp, Die prähistorischen Alterthümer des nordischen Museums in Kopenhagen. — Globus. XXVIII. 1875. p. 364. 381.
- Schmidt (V.), Notice sur les musées archéologiques et ethnographiques de Copenhague. Copenhague 1875. 8. (2 fr. 75 c.)
- Schliemann (H.), The Copenhagen Museum of prehistoric Antiquities. — The Academy. 1875. N. 173.
- Schliemann (H.), Prehistoric Antiquities in the Stockholm Museum. — The Academy. 1875. N. 174.
- Schliemann (H.), Prehistoric Antiquities in the Leyden Museum. — The Academy. 1875. N. 171.
- Meyen (A.), Die Entstehung und Entwicklung der Berliner Kunstkammer. — Der Bär. I. 1875. N. 14 f.
- Mason (O. T.), The Leipsic „Museum of Ethnologie.“ — Report of the Smithson. Instit. (1873) 1874. p. 390.
- Schliemann (H.), The prehistoric collections of Lübeck, Schwerin and Berlin. — The Academy. 1875. p. 308.
- Noack, Das Braunschweiger ethnographische Museum. — Z. f. Ethnologie. 1875. Verhdl. p. 143.
- Fischer (L. H.), Das Museum für Urgeschichte und Ethnographie an der Albert-Ludwigs-Hochschule in Freiburg. Freiburg. 1875. 4.
- Zichy (Graf Edmund), Ueber die Zwecke des orientalischen Museums. — Oesterreich. Monatsschr. f. d. Orient. 1875. N. 11. Beilage.
- Rapport sur l'acceptation définitive d'une légende internationale pour les cartes d'archéologie préhistorique. — Revue d'anthropologie. V. 1875.

- Chabas (F.), *Les études préhistoriques et la libre pensée devant la science*. Paris (Maison-neuve). 1875. 57. S. 8.
- Hobirk (F.), *Wanderungen auf dem Gebiete der Länder- und Völkerkunde*. 6. u. 7. Bd. Detmold (Meyer) 1876. gr. 8. (à 1 M. 50 Pf.)
- Topinard (P.), *L'Anthropologie*. Avec préface du Prof. Paul Broca. Paris (Reinwald & Co.) 1876. 8. (4 M. 50 Pf.)
- Dressler (O.), *Lehrbuch der Anthropologie*. 1. Bd. Anatomie. Leipzig (Klinkhardt) 1875. gr. 8. (3 M. 20 Pf.)
- Gerard de Raillie, *De l'anthropologie comparée. Étude d'ethnologie comparée*. — Association française pour l'avancement de sciences. 3. session. Lille. 1874. p. 648. 674.
- Lubbock (J.), *I tempi preistorici e l'origine dell'incivilimento*, versione italiana di Michele Lessona, con un capitolo intorno all'uomo preistorico in Italia del prof. Arturo Issel. Dispensa 1-6. Torino 1875. 8.
- Marin de Carranrais (E. de), *Études sur les origines au point de vue comparatif et l'état actuel de la science et du récit cosmogonique de Moïse*. Nîmes 1875. XI, 768 S. 8.
- Jackson (J. W.), *Ethnology and phrenology as an aid to the historian*. 2nd edit. with a memoir of the author by his wife. London (Trübner) 1875. 338 S. 8. (4 s. 6 d.)
- Hovelaque (A.), *Lettre sur l'homme préhistorique du type le plus ancien, sur la structure de ses restes et sur son origine*. Paris (Reinwald) 1875. 8. (1 fr.)
- Messikomer (J.), *Ein neuer Beweis für das Alter der Menschheit*. — Ausland 1875. N. 15.
- Southall (J. C.), *The recent origin of man, as illustrated by geology and the modern sciences of prehistoric archeology*. Illustrated. Philadelphia. 1875. 8. (30 s.)
- Zur Urgeschichte des Menschen*. — Bl. f. liter. Unterhaltung. 1876. N. 3. 7.
- Meunier (V.), *Les ancêtres d'Adam, histoire de l'homme fossile*. Paris 1875. 8.
- Kuhl (J.), *Die Anfänge des Menschengeschlechts und sein einheitlicher Ursprung*. Bonn (Habicht) 1875. gr. 8. (4 M.)
- Wagner (Mor.), *Einige neuere Hypothesen über den Lebensursprung auf unserer Erde*. 4. u. 5. Jahresber. d. geogr. Ges. in München. 1875. p. 167.
- Lubbock (J.), *Die Entstehung der Civilisation und der Urzustand des Menschengeschlechtes, erläutert durch das innere und äussere Leben der Wilden*. Jena (Costenoble) 1875. gr. 8. (12 M.)
- Thomassen (J. H.), *Der Urzustand des Menschengeschlechts und die Entstehung der Civilisation*. — Gaea. XI. 1875. p. 528.
- Lenormant (F.), *Die Anfänge der Cultur. Geschichtliche und archeologische Studien*. 2 Bde. Jena (Costenoble) 1875. gr. 8. (12 M.)
- Hune, *Die vorgeschichtliche Zeit und ihre Eintheilung; — Bemerkungen über die Steinzeit*. Jahresber. über d. Gymnasium zu Meppen. Meppen 1875.
- Spencer (H.), *The comparative psychology of man*. — Journ. of the Anthropolog. Instit. V. 1876. p. 301.
- Brown (R.), *The races of mankind*. Vol. III. London (Cassell) 1874. 4. (6 s.)
- Puech (A.), *L'homme, ses origines, d'après le système de Darwin*. Nîmes 1874. 60 S. 8.
- Zacharias (O.), *Ziele und Wege der heutigen Entwicklungsgeschichte*. — Ausland 1876. N. 2.
- Zacharias (O.), *Der Ursprung des Lebens im Lichte der Entwicklungstheorie*. — Athenaeum. Monatschr. f. Anthropologie, Hygiene. I. 1875. p. 413.
- Secchi (A.), *Die Einheit der Naturkräfte. Ein Beitrag zur Naturphilosophie*. Uebersetzt von L. R. Schulze. Lief. 1. 2. Leipzig (Frohberg) 1875. gr. 8. (à 3 M.)
- Gerland, *Ueber die Einheit des Menschengeschlechtes*. — 4. u. 5. Jahresber. d. geogr. Ges. in München. 1875. p. 54.
- Agassiz (L.), *Der Schöpfungsplan. Vorlesungen über die natürlichen Grundlagen der Verwandtschaft unter den Thieren*. Deutsche Uebersetzung, durchgesehen und eingeführt von C. G. Giebel. Leipzig (Quandt u. Händel) 1875. 8. vgl. Ausland 1875. No. 40.

- Darwin (Ch.), Die Abstammung der Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl, aus dem Engl. von J. V. Carus. 3. Aufl. 2 Bände. Stuttgart (Schweizerbart) 1875. gr. 8. (18 M.)
- Spengel (J. M.), Die Fortschritte des Darwinismus. No. 2. 1873—74. Leipzig (Mayer) 1875. 8. (1 M.)
- Müller (K.), Zur Kritik des Darwinismus. — Bl. f. liter. Unterhaltung. 1875. No. 14.
- Seidlitz, Ueber die Darwinsche Theorie. — 4. u. 5. Jahresber. d. geogr. Ges. in München. 1875. p. 70.
- Seidlitz (G.), Die Darwinsche Theorie. 2. Aufl. Leipzig (Engelmann) 1875. gr. 8. (6 M.)
- Overzier (L.), Zur Darwinschen Theorie. — Gaea. XI. 1875. p. 472.
- Difficulties of „Darwinism.“ — Quarterly Journal of science. 1875. No. XLVII.
- Reuschle (C. G.), Zum Darwinistischen Streit. — Augsburg. Allgem. Z. 1875. N. 26, 79.
- Goeler-Ravensburg (Fr.), Die Darwinsche Theorie. — Die Natur. 1875. No. 44 f.
- Weis (L.), Für und wider den Darwinismus. — Magaz. f. d. Lit. d. Auslandes. 1875. No. 41. 44.
- Hartung (G.), Ein Gegner des Darwinismus. — Deutsche Warte. IX. 1875. Hft. 2.
- Schultze (F.), Kant und Darwin. Ein Beitrag zur Geschichte der Entwicklungslehre. Jena (Dufft) 1875. gr. 8. (4 M.)
- Scheidemacher (C.), Ueber den Darwinismus in seinen Verhältnissen zur Theologie und Religion. — Natur und Offenbarung. XXI. Hft. 10 f.
- Blogau (G.), Zur Seelenfrage. — Z. f. Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft. VIII. Hft. 4. 1875.
- Steinthal (H.), Zur Darwinschen Frage mit Rücksicht auf den vorstehenden Aufsatz. — Ebds. VIII. Hft. 4. 1875.
- Das Darwinistische Moralprincip und seine Consequenzen. — Allgem. evang. luth. Kirchenztg. 1875. No. 43. ff.
- Coppola (A. F.), Il Darwinismo e la scienza. Lecce. 1875. 78 S. 8.
- Ultradarwinismus und Dilettantismus. Aus der Laienperspective. — Augsburg. Allgem. Z. 1875. Beil. No. 105 f.
- Haeckel (E.), Natürliche Schöpfungsgeschichte. 6. Aufl. Berlin (G. Reimer) 1875. gr. 8. (10 M.)
- De l'origine de l'homme, d'après Ernest Haeckel. Paris (Reinwald) 1875. 24 S. 8.
- Dieterich (K.), Haeckel's Naturphilosophie. — Unsere Zeit. N. F. XI. 2. 1875. p. 81.
- Overzier (L.), Ueber die Darwinistisch-Haeckelsche Auffassung der organischen Natur. — Gaea. XI. 1875. p. 357.
- Haeckel (E.), Ziele und Wege der heutigen Entwicklungsgeschichte. — Jenaische Z. f. Naturwiss. X. Supplem. 1875. p. 1.
- Michelis (F.), Die Haeckelogenie. Ein akademischer Protest gegen Haeckel's Anthropogenie. Bonn (Neusser) 1875. gr. 8. (2 M.)
- Semper (C.), Der Haeckelismus in der Zoologie. Hamburg (Mauke Söhne) 1875. gr. 8. (80 Pf.)
- Zum Streit über die Gasträa-Theorie. — Ausland 1876. No. 7.
- Lüddecke (G.), Oscar Schmidt's neueste Einwände gegen Haeckel's Gasträatheorie. — Ausland 1876. No. 3.
- Resch (F.), Inductionsbeweise der Descendenztheorie nach E. H. Haeckel. — Natur und Offenbarung. XXI. Hft. 7 f.
- Möbius (K.), Die Bildung und Bedeutung der Artbegriffe in der Naturgeschichte. — Schriften d. naturwiss. Ver. für Schleswig-Holstein. I.
- Wagner (Mor.), Der Naturprocess der Artbildung. — Ausland 1875. No. 22 f. 29.
- v. Hartzen (F. A.), Die Beziehung der Abstammungslehre zu Moral und Politik. — Aethnaeum. Monatsschr. f. Anthropologie, Hygiene etc. I. 1875. p. 26. 65.
- Schmidt (Oscar), Zur Beruhigung in Fragen der Descendenzlehre. — Ausland 1876. N. 7.
- Blackwell (A. B.), The sexes throughout nature. New York 1875. 12. (6 s. 6 d.)
- Wake (St.), Le mariage communal. — Revue d'anthropologie. V. 1875. p. 276.
- Morgan (L. H.), Systems of consanguinity. — Nature. XII. 1875. p. 85. 311.

- Huth (A. H.), *The marriage of near kin.* London (J. & A. Churchill) 1875. 8. vgl. Rec. von G. Darwin in der: *Academy* 1875. No. 173.
- Zacharias (O.), *Darwin's Einwände gegen die Cohen'sche Hypothese über die Befruchtungs- und Vererbungs-Vorgänge.* — *Ausland* 1876. No. 1.
- Estudios acerca de la herencia y de la seleccion en el hombre.* — *Siglo medico.* 1875. 8. u. 15. August.
- Bagehot (W.), *Lois scientifiques du développement des nations dans leur rapport avec les principes de la sélection naturelle et de l'hérédité.* Paris (Germer-Baillière) 1875. 249 S. 8.
- Galton (Fr.), *Short notes on heredity etc. in twins.* — *Journ. of the Anthropolog. Instit.* V. 1876. p. 325.
- , *A theory of heredity.* — *Ebds.* V. 1876 p. 329.
- Zacharias (O.), *Das Problem der Befruchtung und Vererbung.* — *Ausland* 1875. N. 43.
- Reich (Ed.), *Ueber das Verhältniss der Erblichkeit zur Volksseele.* — *Athenaeum. Monatsschr. f. Anthropologie, Hygieine etc.* I. 1875. p. 1.
- Broca (P.), *Instructions craniologiques et craniométriques de la Société d'anthropologie de Paris.* Paris 1876. VIII, 204 S.
- Broca (P.), *Nomenclature craniologique. Notions complémentaires sur l'ostéologie du crâne. Détermination et dénominations nouvelles de certains points de repère.* Paris 1875. 32. S. 8.
- Mantegazza (P.), *Dei caratteri gerarchici del cranio umano.* — *Archivio per l'antropologia.* V. 1875. p. 32.
- de Quatrefages et Hamy, *Crania ethnica. Les crânes des races humaines décrits et figurés.* Livr. 1–3. Paris 1875 gr. 4. (à 14 fr.)
- Zuckerkan dl (E.), *Beiträge zur Lehre des menschlichen Schädels.* — *Mitthl. d. Wiener anthropolog. Ges.* IV. 1874. p. 31. 144.
- , *Ueber oxycephale und acrocephale Cranien.* *Ebds.* IV. 1874. p. 153.
- Mantegazza (P.), *Des caractères hiérarchiques du crâne humain. Etudes de critique craniologique.* — *Archivio per l'Antropologia.* V. 1. 1875.
- Morselli (E.), *Sul peso del cranio e della mandibola in rapporto col sesso.* — *Archivio per l'Antropologia.* V. 1876. p. 149.
- Mantegazza (P.), *Studi di craniologia sessuale.* — *Ebds.* V. 1875. p. 200.
- Prunières, *Sur les crânes perforés de l'époque des dolmens.* — *Bullet. de la Soc. d'anthropologie.* 1874. 2. fasc.
- Broca, *Sur les trépanations préhistoriques.* — *Bullet. de la Soc. d'anthropologie.* 1874. 4. fasc.
- Mortillet, *Cercles tracés sur un fragment de crâne humain.* — *Ebds.* 1874. 1. fasc.
- Virchow (R.), *Der Schädel der heiligen Cordula.* — *Z. f. Ethnologie.* 1875. Verhdl. p. 136.
- Virchow (R.), *Ueber einige Merkmale niederer Menschenrassen am Schädel.* (Abhdl. d. K. Akad. d. Wiss. zu Berlin). Berlin 1875. 4.
- v. Cohausen (A.), *Ein Craniograph.* — *Arch. f. Anthropologie.* VIII. 1875. p. 103.
- Verzeichniss anthropologischer Mess- und Zeichen-Apparate aus dem Optischen Institut von Ad. Wichmann in Hamburg.* — *Correspondenzbl. d. deutsch. Ges. f. Anthropologie.* 1876. Beilage zu No. 1.
- Reise der österreichischen Fregatte Novara um die Erde in den Jahren 1857–1859. Anthropologischer Thl. 1. Abthl. Cranien der Novara-Sammlung. Beschrieben von E. Zuckerkan dl.* Wien (Gerold's Sohn; in Comm.) 1875. gr. 4. (17 M.)
- Meyer (Herm.), *Beitrag zur Kenntniss der Estenschädel.* — *Arch. f. Anthropologie.* VIII. 1875. p. 211.
- Lederle (J.), *Ein Negerschädel mit Stirnnath, beschrieben und verglichen mit 53 andern Negerschädeln. Ein Beitrag zur Kenntniss des Einflusses der Persistenz dieser Naht auf den Rassencharakter des Schädels.* — *Arch. f. Anthropologie.* VIII. 1875. p. 177. — vergl.: Schädelkunde in Bremen, zu Mannersdorf in Niederösterreich, zu Székely-Udvarhely, zu Geertruidenberg in Nord-Brabant, zu Ballinskellybay in Irland, über Bulgaren-, Andamanen-, Mumien-Schädel aus der libyschen Wüste, über Azteken-Schädel, Schädel der Südsee-Insulaner und Papuas bei den betreffenden Ländern.

- Ecker (A.), Einige Bemerkungen über einen schwankenden Charakter in der Hand des Menschen. — Arch f. Anthropologie. VIII. 1875. p. 67.
- Broca (P.), Recherches sur l'indice orbitaire. — Revue d'anthropologie. IV. 1875. p. 577.
- Kuhff, Note sur quelques fémurs préhistoriques. — Revue d'anthropologie. V. 1875. p. 430.
- v. Ihring, Künstliche Verunstaltung der Zähne bei verschiedenen Völkern. — Correspondenzbl. d. deutsch. Ges. f. Anthropologie. 1875. No. 10.
- Gibb (D.), Ultra-centonarian-longevity. — Journ. of the Anthropological Instit. V. 1875. p. 81.
- Fox (A. Lane), Note on the chestmeasurement of recruits. — Journ. of the Anthropolog. Instit. V. 1875. p. 101.
- Vaihinger (H.), Die Nachahmung als das psychische Verbindungsglied zwischen *Atle und Mensch. Ein Beitrag zum Darwinismus, zur vergleichenden und zur Völker-Psychologie. — Ausland 1875. No. 42 f.
- v. Seebach, Ueber die bisher gefundenen fossilen Affen und ihre Beziehung zum Menschen. — Correspondenzbl. d. deutsch. Ges. f. Anthropologie. 1876. No. 3.
- Möbius (K.), Die Bewegung der Thiere und ihr psychischer Horizont. — Schriften des naturwiss. Ver. für Schleswig-Holstein. I. 1875. p. 111.
- Kupffer, Die vor- und rückschreitende Entwicklung im Thierreich. — Ebd. p. 93.
- Thomassen (J. H.), Die spiritualistischen Phaenomene und Lehren. — Gaea. 1875. p. 453.
- Einfluss des Klimas auf den menschlichen Organismus. — Ausland 1875. No. 19.
-
- Spiegel (F.), Die arisch-semitische Urzeit. — Im neuen Reich. 1875. II. p. 441.
- Bourke (U. J.), Aryan origin of the Gaelic race and language. London (Longmans) 1875. 8. (7 s. 6 d.)
- Steinthal (W.), Der Semitismus. — Z. f. Völkerpsychologie. VIII. 1875. p. 339.
- Der indogermanische Urstamm. — Europa. 1875. No. 30.
- Westermeyer, Die japhetischen Stämme. Forts. — Natur und Offenbarung. XXII. 1876. Hft. 1.
- de Mortillet, Sur la non-existence d'un peuple de dolmens. — Association française pour l'avancement des sciences. 3. session. Lille 1874. p. 530.
- Faure (L.), De l'unité d'origine des Kymris et de Celtes ou des Belges et des Gaulois. Alger 1875. 24 S. 8.
- Wright (Th.), The Celt, the Roman and the Saxon. 3rd. edit. London (Trübner) 1875. 574 p. 8. (14 s.)
- Bertrand (A.), De la valeur des expressions *Κελιοί* et *Γαλάται*, *Κελτινή* et *Γαλατία* dans Polybe. — Revue archéolog. XXXI. 1876. p. 1.
- Ecker (A.), Zur Kulturfrage. — Correspondenzbl. d. deutsch. Ges. f. Anthropologie. 1876. No. 3.
- Földavary (A.), Les ancêtres de l'Attila. Étude historique sur les races scythiques. Paris 1875. 203 S. 16.
- Hellenen und Germanen. — Ausland 1875. No. 16.
- Bataillard (P.), Sur les origines des Bohémiens ou Tsinganes. Paris (Franck) 1875. gr. 8. (2 M.)
- Bataillard (P.), The affinities of the Gipsies with the Jats. — The Academy. 1875. No. 161.
- Miklosich, Beiträge zur Kenntniss der Zigeunermundarten. — Sitzungsber. d. Wiener Akad. d. Wiss. Phil. hist. Cl. LXXVII. 1874. p. 759.
- Riese (A.), Die Idealisierung der Naturvölker des Nordens in der griechischen und römischen Literatur. Heidelberg (Weiss) 1875. gr. 4. (1 M. 20 Pf.) (Programm d. städt. Gymnasiums. zu Frankfurt a. M. 1875.)
- Mohr, Homerische Anklänge im Culturleben der Völker. — Westermann's illustr. deutsche Monatshefte. 1875. Juli.

- Jaccoliot (L.), Fétichisme, polythéisme, monothéisme. La genèse de l'humanité. La terre et l'homme. Traditions indoues et chaldéennes. La légende de la genèse dans l'Inde. Paris. 1875. 360 S. 8.
- Braidreth (E. L.), On some of the sources of Aryan Mythology. — Transact. of the Philol. Soc. 1875/76. P. 1. p. 142.
- Meyer (K. F.), Die Sieben vor Theben und die chaldäische Woche. — Z. f. Ethnol. 1875. p. 105. 1876. p. 1.
- Passow (A.), Die Entstehung des Sonnendienstes. — Ausland 1875. No. 35.
- Sayce (A. H.), The origin of the Phœnician Cosmogony and the Babylonian Garden of Eden. — The Academy. 1875. p. 299.
- Wojewodskij (L. Ph.), Die ethische Bedeutung der Mythen. — Journ. des Ministeriums für Volksaufklärung. 1875. Juni. (russisch.)
- Wojewodskij (L.), Der Kannibalismus in den griechischen Mythen. Versuch einer Geschichte der Entwicklung der Sittlichkeit. St Petersburg 1875. 397 S. 8. (russisch.)
- de Rialle (G.), Le transformisme en linguistique. — Revue scientifique de la France et de l'étranger. 1874. 3. April.
- La tour de Babel et la confusion du langage. — Revue de philologie. I. 1875. p. 252.
- Jolly (J.), Noch einmal der Stammbaum der indogermanischen Sprache. — Z. f. Völkerpsychologie. VIII. 1874. p. 190.
- v. Raumer (R.), Die Urverwandschaft der semitischen und indogermanischen Sprachen. — Z. f. vergl. Sprachforschung. XXII. 1874. p. 235.
- Brunnhöfer (H.), Die Thierstimme in der Menschensprache der Urzeit. — Ausland 1875. No. 31.
- Lauth, Bild und Schrift. — Correspondenzbl. d. deutsch. Gesellschaft f. Anthropologie. 1875. No. 10.
- Viollet-le-Duc, Histoire de l'habitation humaine depuis les temps préhistoriques jusqu'à nos jours. Paris 1875. 376 S. gr. 8. (9 fr.)
- Lackowitz (W.), Die Pfahlbauten und ihre Bewohner. — Berliner Sonntagsblatt. 1875. No. 25.
- Dawkins (W. B.), Die Höhlen und die Ureinwohner Europa's. Leipzig (Winter) 1875. gr. 8. (7 M.)
- Royer (M^{me}. Clémence), Le feu chez les peuplades primitives. — Revue d'anthropologie. IV. 1876. p. 664.
- Hostinsky (O.), Zur Vorgeschichte der Kunst. — Ausland. 1876. No. 4.
- Strobel (P.), Intorno all'origine delle terremare. — Archivio per l'antropologia. IV. 1874. Hft. 3. vgl. Ausland 1875. No. 36.
- Denizet (J.), Les pierres monumentales. — L'Explorateur géogr. I. 1875. No. 15. f.
- Lukis (W. C.), On the class of rude stone monuments which are commonly called in England Cromlechs. and in France Dolmens, and are here shown to have been the sepulchral chambers of once existing mounds: prevailing errors on the subject refuted by a critical examination of the monuments referred to by the maintainers of these errors. Ripon (Johnson) 1875. 32 S. 8. (2 s.)
- Fischer, Ueber mineralogische Untersuchung von Steinwaffen, Stein-Idolen etc. — Z. f. Ethnographie. 1875. Verhdl. p. 71.
- Die Steinzeit. — Ausland 1875. No. 51.
- Schumacher (P.), Die Erzeugung der Steinwaffen. — Globus. XXVII. 1875. p. 247.
- Fischer (H.), Hat die Annahme einer besonderen Periode der behauenen Steinwerkzeuge für die vorgeschichtliche Zeit eine Berechtigung? — Arch. für Anthropologie. VIII. 1875. p. 239.
- Hune, Die vorgeschichtliche Zeit und ihre Eintheilung; Bemerkungen über die Steinzeit. Jahresbericht über das Gymnasium zu Meppen. 1875. 4.
- Fischer (Heinr.), Nephrit und Jadeit nach ihren mineralogischen Eigenschaften, sowie nach ihrer urgeschichtlichen und ethnographischen Bedeutung. (Stuttgart (Schweizerbart) 1875. gr. 8. (14 M. 40 Pf.) vergl. Z. f. Ethnographie. 1875. Verhdl. p. 48.

- Blondel (S.), Le Jade, étude historique, archéologique et littéraire sur la pierre appelée Yu par les Chinois. — Revue de philologie I. 1875. p. 229.
- Dabau (F.), Note sur la taille des silex à l'époque préhistorique. — Association française pour l'avancement des sciences. 3. session. Lille. 1874. p. 509.
- Hersche, Handmühlen. — Anzeiger f. Schweizer Alterthumsk. 1875. No. 2 f.
- de Mortillet (G.), Origine du bronze. — Revue d'anthropologie. IV. 1875. p. 650.
- Lindenschmit, Zur Beurtheilung der alten Bronzefunde diessets der Alpen und der Annahme einer Bronzeultur. — Arch. f. Anthropologie. VIII. 1875. p. 161.
- Schuyler (E.), Aryan origin of the Finnish name for iron. — The Academy. 1875. p. 376.
- Dally (E.), De la chevelure comme caractéristique des races humaines — Assoc. français pour l'avancement des sciences. 3. session. Lille 1875. p. 511. 519.
- Broun (J. A.), The origin of our numerals. — Nature. 1875. No. 316.
- Donisthorpe (W.), The origin of our numerals. — Ebds. XIII. 1875. p. 476.
- Zahlmethoden bei verschiedenen Völkern. — Globus. XXVII. 1875. p. 188.
- Anquetin (M.), Les dates et les usages horaires de la terre. — Bullet. de la Soc. de géogr. X. 1875. p. 326.
- Brunnhofner (H.), Zur Ethnologie und Geschichte des Aberglaubens. — Globus. XXIII. 1875. p. 71. 86. 154. 168. 186.
- Birlinger (A.), Aberglauben. Geburt des Kindes. Vom Pforzheimer Zauberbalsam. — Alemannia. III. 1875. p. 172.
- Andree (R.), Der Werwolf — überall. — Globus. XXVII. 1875. p. 359. 377.
- Andrews (W.), New years days customs and superstitions. — The Argonaut. 1876. Januar.
- Andree (R.), Die Steinhäuten. Eine ethnographische Musterung. — Globus. XXVII. 1875. p. 183. 199.
- Der Ring in Völkerkunde, Geschichte und Aberglauben. — Globus. XXVII. 1875. p. 215.
- Andree (R.), Der Schirm als Würdezeichen. — Ebds. XXVII. 1875. p. 71.
- Die Gans als heiliger Vogel. — Ebds. XXVII. 1875. p. 319.
- Geistige Getränke im Norden. — Ausland 1875. No. 21.
- Däumling in der Völkerkunde. — Globus. XXVIII. 1875. p. 10.
- Andree (R.), Die Schwiegermutter. — Ebds. XXIX. 1876. p. 126.
- Bastian (A.), Ueber die Eheverhältnisse. — Z. f. Ethnologie. 1874. p. 380.
- Sauvage (H. E.), Essai sur la pêche pendant l'époque du renne. — Matériaux pour servir à l'histoire de l'homme. 2. sér. VI. 1875. p. 308.
- Gaubert (B.), Traité sur le monopole des inhumations et des pompes funèbres, précédé d'un historique du monopole chez les Egyptiens, les Grecs et les Romains. T. I. Marseille 1875. 480 S. 8.
- v Günther (E.), Beitrag zur Kenntniss der Mumien — Gaea. XI. 1875. p. 364. 427. vergl. Correspondenzbl. d. deutsch. Ges. f. Anthropologie. 1875. No. 9.
- Weisz (Béla), Die primitiven Formen des Eigenthums. — Ausland 1875. No. 29.
- Gumplowicz (L.), Race und Staat. Eine Untersuchung über das Gesetz der Staatenbildung. Wien (Manz) 1875. gr. 8. (1 M. 20 Pf.)

Europa.

Deutschland.

- Virchow, Bericht über die Herstellung einer prähistorischen Karte der Funde in Deutschland. — 6. allgem. Versammlung der deutschen Ges. für Anthropologie in München. 1875. p. 41.
- Statistik der Schädelformen in Deutschland. — Ebds. p. 47.
- Schaaffhausen, Berichterstattung eines Kataloges des in Deutschland vorhandenen craniologischen Materials. — Ebds. p. 56.
- Ecker (A.), Keltische und germanische Schädel in Süddeutschland. — Ebds. p. 72.
- Virchow, Ueber eine niedrige Schädelform in Norddeutschland. — Z. f. Ethnologie. 1874. Verhdl. p. 239.

- Lindenschmit (L.), Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit. Bd. III. Hft. 5. Mainz (v. Zabern) 1875. gr. 4. (3 M. 60 Pf.)
- Edzards (E.), Die Bevölkerung der norddeutschen Ebene nach der Katastrophe. — Die Natur. 1875. No. 30. ff. 38.
- Arnold (W.), Ansiedelungen und Wanderungen deutscher Stämme. 2. Abthl. Marburg (Elwert) 1876. gr. 8. (10 M.)
- Obermüller (W.), Wenden und Burgunder. Berlin (Denicke) 1874. 8. (3 Sgr.)
- , Urgeschichte der Wenden. Ebds. 1874. 8. (12. Sgr.)
- Müldener (R.), Die deutsche Sprachgrenze. — Die Natur. 1875. No. 16.
- Baltzer (Ed.), Die Sitten der alten Deutschen. — Athenaeum. Monatsschr. f. Anthropologie, Hygiene etc. I. 1875. p. 304. 337.
- v. Inama-Sternegg (K. Th.), Haus und Hof zur Zeit Walthers von der Vogelweide. — Z. f. deutsche Kulturgeschichte. N. F. IV. Hft. 5. 6.
- Melchis (C.), Ueber Ringmauern an der Donau und am Rhein. — Ausland 1876. No. 10.
- Leopold (J. A. u. L.), Von der Weichsel bis zur Schelde. — Groningen 1875. 8.
- Krosta, Land und Leute in Masuren. Ein Beitrag zur Geographie Preussens. Bericht über das Kneiphöfische Stadt-Gymnasium. Königsberg 1875. 4.
- Lissauer, Cromlechs und Trilithen in Westpreussen. — Gaea. XI. 1875. p. 447.
- Lissauer, Beiträge zur westpreussischen Urgeschichte. Danzig (Anhuth) 1875. gr. 8. (1 M.)
- Krasisky, Bericht über die im J. 1873 fortgesetzten Untersuchungen von Alterthümern in der Umgegend von Neu-Stettin. Danzig (Anhuth) 1875. gr. 8. (1. M.) Vergl. Schriften d. naturforsch. Gesellschaft in Danzig. N. F. III. Hft. 3. 1874.
- Schwartz (W.), Materialien zur prähistorischen Kartographie der Provinz Posen (Zusammenstellung der Funde und Fundorte). Beilage zum Programme d. K. Fr. Wilh. Gymnasiums zu Posen. Ostern. 1875. 4.
- Kohn (A.), Vorgeschichtliches aus dem Posenschen und anderen Gegenden des slavischen Osten Europa's. — Globus. XXVIII. 1875. p. 12. 213.
- Witt, Steingrab bei Obornick. — Z. f. Ethnologie. 1875. Verhdl. p. 63.
- Krasisky, Ueber eine verzierte Urne von Persanzig. — Ebds. 1875. Verhdl. p. 60.
- Virchow, Ausgrabungen bei Zaborowo. — Ebds. 1874. Verhdl. p. 217.
- Virchow, Funde von Zaborowo, namentlich ein Pferdegebiss von Bronze und Pferdezeichnungen — Ebds. 1875. Verhdl. p. 154.
- Virchow, Verschiedene deutsche Alterthümer-Sammlungen, sowie neue Ausgrabungen bei Priment, Zaborowo und Wollstein. — Ebds. 1875. Verhdl. p. 95.
- , Prähistorische Funde bei Seelow (Prov. Brandenburg.) — Ebds. 1875. Verhdl. p. 112.
- Reder, Ein Urnenfeld bei Samter. — Ebds. 1875. Verhdl. p. 123.
- Reuter, Ein Steingrab bei Bölkendorf bei Angermünde. — Ebds. 1875. Verhdl. p. 123.
- Marthe, Urnen von Niemeck (Prov. Brandenburg). — Ebds. 1875. Verhdl. p. 124.
- Virchow, Burgwall bei Zasow und die wendische Bevölkerung bei Cottbus. — Ebds. 1875. Verhdl. p. 127.
- Voss, Ueber Alterthumsfunde aus der Gegend von Cottbus. — Ebds. 1875. Verhdl. p. 133.
- Friedel (E.), Verschiedene Gegenstände aus dem Märkischen Provinzial-Museum zu Berlin. — Ebds. 1875. Verhdl. p. 44.
- Schwartz, Alterthümer in der Gegend v. Joachimsthal. — Ebds. 1875. Verhdl. p. 12.
- Virchow, Ueber eine nach Wildberg und Neu-Ruppin unternommene Excursion. — Ebds. 1874. Verhdl. p. 160.
- Friedel (E.), Märkische Alterthümer. — Der Bär. I. 1875. No. 8. 10. 16.
- , Ueber Steinwerkstätten in der Mark Brandenburg. — Z. f. Ethnologie. 1874. Verhdl. p. 197.
- Friedemann (H.), Die Heidenschanze im Oberspreewalde. — Aus allen Welttheilen. VI. 1875. p. 380.
- Lange (H.), Bericht über einige Hünengräber im westlichen Theile des Kreises Salzwedel (Altmark), für das „Märkische Provinzial-Museum zu Berlin.“ — Der Bär. I. 1875. No. 12.

- Die Hünensteine bei Derenburg. — Deutscher Reichsanzeiger u. K. Preuss. Staatsanzeiger. Beil. 1875. No. 4.
- Bezenberger, Ueber den Ortsnamen „Halle“. — Correspondenzbl. d. deutsch. Ges. für Anthropologie. 1875. No. 10.
- Die tyroler Colonie im Riesengebirge. — Europa. 1875. No. 19.
- Geinitz (H. B.), Die Urnenfelder von Strehlen und Grossenhain. Cassel (Fischer) 1875. gr. 4. (15 M.)
- Die Cechen in Oberschlesien. Prag (Urbanek) 1875. 8. (¼ M.)
- Kohl (J. G.), Abergläubische Meinungen und Gebräuche der Anwohner des Erzgebirges. — Z. f. deutsche Kulturgeschichte. N. F. IV. 1875. Hft. 9 ff
- Schaaffhausen (H.), Ausgrabungen bei Wörbzig. — Verhandl. d. naturhistorischen Ver. f. Anhalt. XXXI. Bericht. Dessau. 1875.
- Voss, Ausgrabungen bei Hohenkirchen und Braunshain im Zeitzer Kreise. — Z. f. Ethnologie. 1874. Verhdl. p. 189.
- Virchow, Ausgrabungen bei Weissenfels. — Ebds. 1874. Verhandl. p. 229.
- Uexküll (Baron A.), Gräberfelder am Rennsteig in Thüringen. — Z. f. Ethnologie. 1874. Verhdl. p. 174.
- Bornemann, Ueber Reste aus der Steinzeit bei Eisenach. — Verhandl. d. deutsch. Ges. f. Anthropologie zu Dresden. 1874. p. 46.
- Liebe, Die Lindenthaler Hyänenhöhle bei Gera. — Z. f. Ethnologie. 1875. Verhandl. p. 127.
- v. Cotta (B.), Insel Rügen sonst und jetzt. — Ausland 1875. No. 40.
- Virchow, Vorhistorische Gegenstände aus Stargard in Pommern. — Z. f. Ethnologie. 1875. Verhandl. p. 125.
- , Bronzen von Zuchen in Pommern. — Ebds. 1875. Verhandl. p. 25.
- Küster (E.), Ausgrabungen am Silberberge bei Wollin. — Ebds. 1874. Verhandl. p. 207.
- Handelmann (H.), Die praehistorische Archaeologie in Schleswig-Holstein. Kiel (Homann) 1875. gr. 8. (40 Pf.)
- Müller, Bericht über vorchristliche Alterthümer. — Z. d. hist. Vereins für Niedersachsen. 1873 (1874) p. 293.
- Grotefend (C. L.), Beiträge zur Culturgeschichte Niedersachsens. Volksvergnügungen — Ebds. 1873 (1874) p. 179.
- Kettler, Niedersächsische Städte. — Aus allen Welttheilen. VI. 1875. p. 216. 246. 289.
- Das Reihengräberfeld zu Rosdorf bei Göttingen. — Deutscher Reichs-Anzeiger und K. Preuss. Staats-Anzeiger. 1875. No. 24.
- Hügelgräber bei Göttingen. — Correspondenzbl. d. deutsch. Ges. f. Anthropologie. 1875. No. 10.
- Gildemeister (D.), Ueber einige niedrige Schädel aus der Domsdüne zu Bremen. — Abhdl. d. naturwiss. Ver. zu Bremen. VI. 1875. p. 514.
- Häpke (L.), Der Bernstein im nordwestlichen Deutschland. — Ebds. IV. 1875. p. 525.
- Was sich das Volk in Ostfriesland von Werwölfen und Waalridern erzählt. — Globus. XXIX. 1876. p. 140.
- Handelmann, Amtliche Ausgrabungen auf der Insel Sylt. — Correspondenzbl. d. deutsch. Ges. f. Anthropologie. 1876. No. 2.
- Kupffer, Fund alter Knochen in Kiel. — Ebds. 1876. No. 2.
- Alterthümer auf der Insel Wangerooge. — Ebds. 1875. No. 4.
- Gildemeister (J.), Neue Schädel funde am Domsberge zu Bremen. — Z. f. Ethnologie. 1875. Verhandl. p. 120.
- Schaaffhausen (H.), Ueber neue Funde im Neanderthale, über eine aus einem Menschenschädel hergestellte Trinkschale von einer alten Grabstätte in Gladbach und über alt-ruaanische Götzenbilder. — Verhandl. d. naturhist. Ver. Bonn. 1875.
- , Ueber eine fränkische Grabstätte bei Oberkassel und über makrocephale Schädel. — Ebds.
- , Ueber den Fund rother Haare in einem aus Steinplatten hergerichteten altfränkischen Grabe zu Rondorf bei Brühl. — Ebds.

- Schaaffhausen (H.), Ueber Höhlenfunde in Westphalen. — 6. allgem. Vers. d. deutschen Ges. f. Anthropologie in München. 1875. p. 63.
- v. Cohausen (A.), Das Rheingauer Gebück. — Annalen d. Ver. f. Nassauische Alterthums-kunde. XIII. 1874. p. 148.
- Mehlis (C.), Archaeologisches vom Rhein. Funde auf der Dürkheimer Ringmauer. Ge-sichtskrüge vom Mittelrhein. Eisenbarren der Vorzeit. — Correspondenzbl. d. deutsch. Ges. f. Anthropologie. 1875. No. 7. 1876. No. 2.
- Urnegräber in der Prov. Hessen. — Ebd. 1875. No. 8.
- v. Cohausen, Ueber die Renntierhöhle bei Steeten (Nassau). — Z. f. Ethnologie. 1874. Verhdl. p. 173.
- Die Sprachgrenze in Elsass-Lothringen. — Petermann's Mitthl. 1875. p. 321.
- Delitsch (O.), Ein Spaziergang im Wasgenwald. — Aus allen Welttheilen. VI. 1875. p. 353.
- Birlinger (A.), Volksglauben aus Schwaben. — Alemannia III. 1875. p. 83.
- Aus dem Schwarzwald. — Im neuen Reich. 1875. II. p. 144.
- Der Pfahlbau im Steinhäuser Torfried. — Correspondenzbl. d. deutsch. Ges. f. Anthropologie. 1875. No. 7. Vgl. Ausland. 1876. No. 1.
- Pfahlbauten bei Schussenried. — Beilage zum Deutschen Reichs-Anzeiger. 1875. No. 39.
- Ecker (A.), Ueber menschliche Niederlassungen aus der Renntierzeit im Löss des Rhein-thals, bei Munzigen unweit Freiburg. — Arch. f. Anthropologie. VIII. 1875. p. 87.
- Die Munzinger-Funde (Abhang des Schwarzwaldes). — Ausland. 1875. No. 43.
- Würdinger, Ueber die Ausstellung praehistorischer in Bayern gefundener Gegenstände. — 6. allgem. Vers. d. deutsch. Ges. f. Anthropologie etc. in München. 1875. p. 22.
- , Praehistorische Funde in Bayern. München (Lindauer) 1875. gr. 8. (80 Pf.)
- Hartmann (F. S.), Ueber die Hochäcker, uralte Culturen in Bayern. — 6. allgem. Vers. f. Anthropologie etc. in München 1875. p. 60. Vgl. Z. f. Ethnologie. 1875. Verhandl. p. 50.
- Olenschlaeger (F.), Verzeichniss der Fundorte zur praehistorischen Karte Bayerns 1. Thl. München (Lindauer) 1875. gr. 8. (2 M.)
- Zapf (L.), Der Sagenkreis des Fichtelgebirges. Hof. 1875. 8.
- Geyer, Hügelgräber bei Rabeneck (Bayreuth). — Correspondenzbl. d. deutsch. Ges. f. Anthropologie. 1876. No. 2.
- Much (M.), Die praehistorischen Feuersteinmesser und die Dreschmaschinen alemannischer und bajuvarischer Bauern. — Mitthl. d. Wiener anthropolog. Ges. IV. 1874. p. 243.
- Ranke (H.), Ueber die Plattengräber in Aufhofen (Landger. Wolftrathshausen). — Corre-spondenzbl. d. deutsch. Ges. f. Anthropologie. 1876. No. 2 f.
- Link, Berichterstattung über Eröffnung einiger Hüenngräber. — Arch. d. hist. Ver. f. Unterfranken u. Aschaffenburg. XXXIII. 1875. p. 252.
- Voss, Einige Ueberbleibsel aus früheren Culturperioden und ein Bronzefund bei Raben-stein in der fränkischen Schweiz, sowie einige Bemerkungen über das Gräberfeld bei Braunshain. — Z. f. Ethnologie. 1875. Verhandl. p. 93.
- Wiedersheim (R.), Ueber den Mädelfoener Schädelfund in Unterfranken. — Arch. f. Anthropologie. VIII. 1875. p. 225.
- Naumann (E.), Die Fauna der Pfahlbauten im Starnberger See. — Arch. f. Anthropologie VIII. 1875. p. 1.
- v. Schab, Die Roseninsel im Würmsee und deren historische Bedeutung. — 4. u. 5. Jah-resber. d. geogr. Ges. in München. 1875. p. 204.

Oesterreich - Ungarn.

- Prochazka (A.), Das deutsche Sprachgebiet in Böhmen. — Mitthl. d. Ver. f. Gesch. d. Deutschen in Böhmen. XIV. No. 3.
- Woldrich (J.), Verschlackte Steinwälle und andere urgeschichtliche Bauten in der Gegend v. Strakonice. — Mitthl. der Wiener Anthropol. Ges. IV. 1874. p. 189.
- Much (M.), Germanische Wohnsitze und Baudenkmäler in Nieder-Oesterreich. Wien (Selbstverlag) 1875. 8.

- Mestorf (J.), Germanische Wohnsitze und Baudenkmäler in Niederösterreich. — Globus. XXVIII. 1875. p. 200.
- Wurmbrand (Graf H.), Ueber einige prähistorische Funde in Niederösterreich im J. 1874. — Mitthl. d. Wiener anthropol. Ges. V. 1875. No. 1.
- , Ergebnisse der Pfahlbau-Untersuchungen. — Ebds. V. 1875. No. 4. f.
- Much (M.), Ein befestigtes Lager der Steinzeit auf dem Bisamberge bei Wien. — Mitthl. d. Wiener Anthropolog. Ges. IV. 1874. p. 69.
- , Ueber altgermanische Wohnsitze in Nieder-Oesterreich. — 6. allgem. Vers. d. deutsch. Ges. f. Anthropologie in München. 1875. p. 69.
- Woldrich (J.), Ueber neuere Funde in Niederoesterreich und Böhmen. — Mitthl. der Wiener anthropolog. Ges. IV. 1874. p. 71.
- , Ein Menschenschädel im diluvialen Löss bei Mannersdorf in Niederösterreich. — Verhdl. d. K. K. Geolog. Reichsanstalt. 1875. p. 141.
- Blaas (C. M.), Volksthümliches aus Niederösterreich über Thiere. — Germania. XX. 1875. p. 349.
- v. Mannfeld (Graf H.), Durchforschung des Tumulus von Zegersdorf. — Mitthl. d. Wiener anthropolog. Ges. IV. 1874. p. 175.
- Much (M.), Zweiter Bericht über Pfahlbauforschungen in den oberösterreichischen Seen. — Ebds. IV. 1874. p. 293.
- Rosegger, Der obersteirische Bauernhof. — Seibert, kleine Beiträge zur Länder- und Völkerkunde von Oesterreich-Ungarn. 1875. No. 7.
- Wurmbrandt (G.), Ueber vorgeschichtliche Funde in Gleichenberg. — Festgabe d. naturwiss. Vereins in Steiermark an die 46. Versammlung deutscher Naturforscher. 1875.
- Aichhorn u. Plankensteiner, Das wilde Loch auf der Gebenzen-Alpe und die darin aufgefundenen thierischen Ueberreste. — Ebds.
- Rosegger (P. K.), Das Volksleben in Steiermark in Charakter- und Sittenbildern dargestellt. 2 Bde. Graz (Leykam-Josefsthal) 1875. 8. (7 M. 20 Pf.)
- v. Radies (P.), Das Laibacher Moor. — Ausland 1876. No. 10.
- Grohmann (W. A. Baillie), Tyrol and the Tyrolese: the people and the land in their social, sporting and mountaineering aspects. With numerous illustrations. London (Longmans) 1876. 292 S. 8.(14 s.)
- Schnler (J.), Zu den Ausgrabungen auf der alten Begräbnisstätte in Innsbruck. — Z. d. Ferdinandeums in Tirol. 3. F. Hft. 19. 1875. p. 19.
- Merzdorf (R.), Aus dem Grödenthal. — Im neuen Reich. 1875. II. p. 609.
- Delitsch (O.), Ein Besuch in den deutschen Gemeinden des Fersinathales in Südtirol. — Aus allen Welttheilen. VI. 1875. p. 276.
- Dahlke (G.), Truden in Wälschtirol. — Im neuen Reich. 1876. I. p. 90.
- Sayous (E.), Les origines et l'époque païenne de l'histoire des Hongrois. Paris (Leroux). 1874. 8.
- Frantz (Rob.), La musique tsigane en Hongrie. — Revue de deux mondes. 1874. 15. Octbr.
- Klün, Das Ungarland. Ein Culturbild. — Ausland 1875. No. 21. 23.
- Hochzeitsgebräuche unter den Bewohnern der Marchegend. — Europa. 1875. No. 30.
- Sasinek, Die Slowaken. Eine ethnographische Skizze. Prag (Urbánek). 1875. 8. (½ M.)
- Die verschiedenen Völker in Siebenbürgen. — Globus XXVII. 1875. p. 37. 49. 65. 220. 234. 253.
- v. Wurmbrand (G. Graf), Pfahlbauten im Neusiedlersee. — Mitthl. der Wiener anthropol. Ges. IV. 1874. p. 291.
- Im Siebenbürger Goldlande. — Globus. XXIII. 1875. No. 8.
- Römische Ueberreste in Siebenbürgen. — Ebds. XXIII. 1875, No. 9.
- v. Steinburg (M.), Ein Schädelfund von Székely-Udvarhely und Mittheilungen über einige andere Schädel. Progr. des evangel. Gymnasiums in Schässburg 1874/75. Hermannstadt 1875. 8.
- Fuchs (P.), Aberglaube und Volksheilkunde der Kroaten. — Ausland 1875. No. 30.
- Ročevan (F.), Kroatische Todtenklagelieder. — Ausland 1875. No. 50.

- Rambles in Istria, Dalmatia and Montenegro. By R. H. R. London (Hurst & B.) 1875. 316 S. 8. (14 s.)
- Yriarte (Ch.), L'Istrie et la Dalmatie. — Le Tour du Monde. XXIX. 1875. p. 193. vgl. Globus. XXVII. 1875. No. 24.
- Schiff (Th.), Aus halbvergessenem Lande. Culturbilder aus Dalmatien. Wien (Klie & Spitzer). 1875. Lex. 8 (5 M.)
- The Illyrians, past and present. — Fraser's Magazine. 1876. Februar.
- Die Serben an der Adria. Ihre Typen und Trachten. 8. Lief. Leipzig (Brockhaus). 1875. Imp. 4. (6 M.)
- Am Nordgestade der Adria. — Globus XXVIII. 1875. No. 1 f. 14 f.
- Kohn (Albin), Begräbnissgebräuche bei den österreichischen Südslaven. — Globus. XXIX. 1876. p. 124.

Die Schweiz.

- Rütimeyer (L.), Spuren der Menschen aus interglaciären Ablagerungen in der Schweiz. — Archiv f. Anthropologie. VIII. 1875. p. 133.
- Dilthey (K.), Eine gallo-römische Gottheit. — Anz. f. Schweiz. Alterthumsk. 1875. No. 4.
- Bürki, Schalensteine oder sogenannte Druiden-Altäre in der Gegend von Biel. — Archiv für Anthropologie. VIII. 1875. No. 1.
- Greppin (J. B.), Drei neue Stationen des Steinalters in der Umgebung von Basel. — Ebds. VIII. 1875. p. 139.
- Müller (A.), Ein Fund vorgeschichtlicher Steingeräthe bei Basel. Basel (Meyri). 1875. gr. 4. (2 M. 80 Pf.)
- Quinquerez, Clef du premier âge de fer. — Anzeig. f. Schweizer. Alterthumsk. 1875. No. 2.
- Merk (K.), Der Höhlenfund im Kesslerloch bei Thayngen, Kanton Schaffhausen. Originalbericht des Entdeckers. Zürich (Staube in Comm.; Bildet Bd. XIX. Hft. 1 der Mitth. d. antiqu. Ges. f. vaterl. Alterthümer in Zürich). 1875. 44 S. m. 8 Taf. (5 M.)
- Rütimeyer (L.), Die Knochenhöhle von Thayngen bei Schaffhausen. — Arch. f. Anthrop. VIII. 1875. p. 123.
- v. Mandach, Höhle am Rheinfall bei Schaffhausen. — Anzeiger f. Schweizer. Alterthumsk. 1875. No. 2.
- Räber (B.), Die neue Pfahlbauansiedlung im Krähenried bei Kaltenbrunnen, Kanton Thurgau. — Ebds. 1876. No. 1.
- , Pfahlbau Heimenlachen in Thurgau. — Ebds. 1876. No. 1.
- Pfahlbaugräber im Neuenburgischen, — Nene Preuss. Ztg. 1876. No. 42.
- Grangier, Objet lacustre en bronze (aus dem Neuchateler See). — Anzeiger für Schweizer. Alterthumsk. 1875. No. 1.
- de Bonstetten, Carte archéologique du canton de Vaud accompagnée d'un texte explicatif. Toulon. 1874. 4.
- v. Planta (P. C.), Der etruskische Fund in Arbedo. 1874. — Anzeiger für Schweizer. Alterthumsk. 1875. No. 2.
- Thiessing, Grabhügel und Wall aus der Steinzeit auf Mont Vandois bei Ericourt. — Ebds. 1875. No. 3.
- v. Planta (P. C.), Etruskische Alterthümer im Kanton Tessin. — Ebds. 1875. No. 4.
- Baux (A.), Note sur le travail de la pierre ollaire aux temps préhistoriques dans le Valais. 1876 — Ebds.. No. 1.
- Quinquerez (A.), Tables de rochers à Bure et à Grandgons. — Ebds. 1876. No. 1.
- Ritz (R.), Keltisch-römische Thongefässe aus dem Wallis. — Ebds. 1875. No. 3.
- Keller, Tumulus de Montsalvens, Canton de Fribourg. — Ebds. 1874. No. 4. 1875. No. 3.
- Zinke (J. Barham), A walk in the Grisons; being a third month in Switzerland. London (Smith & E.). 1875. 378 S. 8.

Frankreich. Belgien. Die Niederlande.

- Dictionnaire archéologique de la Gaule, époque celtique. Publié par la commission institué au ministère de l'instruction publique et des beaux arts. 3 et 4. fasc. (fin du t. I.) Paris 1875. 4.

- d'Arbois de Jubainville, Les Celtes, les Galates, les Gaulois. — Revue archéologique. Nouv. Sér. XXX. 1875. p. 4.
- de Belloguet (R.), Ethnogénie gauloise ou mémoires critiques sur l'origine et la parenté des Cimmériens, des Cimbres, des Ombres, des Belges, des Ligures et des anciens Celtes. 2. partie: Oeuvres physiologiques: Types gaulois et celtobretons. 2^e édit. rev. et corr. par A. Maury. Paris (Maisonneuve & Co.). 1875. X, 349. S. 8.
- Bertrand (A.), Les Gaulois. — Revue archéologique. XXIX. 1875. p. 281. 391.
- Lagneau (G.), Ethnogénie des populations du nord-ouest de la France. — Revue d'anthropologie. IV. 1875. p. 620.
- Martin (H.), Sur un dolmen de dimensions colossales. — Bulletin de la Soc. d'anthropol. de Paris. 1875. p. 133.
- Cortambert (E.), Densité des forces intellectuelles des diverses parties de la France. — Distribution géographique des personages célèbres. — Bulletin de Soc. de Géogr. X. 1875. p. 200.
- Die baskische Auswanderung aus Frankreich. — Mag. f. d. Lit. des Auslandes. 1875. N. 45.
- de Witte (J.), Le dieu bicéphale gaulois. — Revue archéolog. N. Sér. XII. 1875. p. 282.
- Chambrun de Rosemont, Etude préliminaire sur les antiquités antérieures aux Romains dans le département des Alpes-Maritimes. — Nice 1875. 14. S. 8.
- Pommerol (F.), Sur les sépultures préhistoriques situées dans une ancienne berge d'Allier, près de la commune de Culhat (Puy-de-Dôme). — Bulletin de la Soc. d'anthropol. de Paris. 1875. p. 87.
- Burgault, Notice sur les peuples armoricains. Vannes 1875. 8.
- Bertrand (A.), Le casque de Berru. Paris 1875. 8.
- The Rude Stone Monuments of Brittany. — Chambers Journ. 1876. March.
- Millescamps (G.), Le cimetière de Caranda et la coexistence de l'usage des instruments de pierre avec ceux de bronze et de fer jusqu'à l'époque mérovingienne. — Bull. de la Soc. anthropol. de Paris. Séances du 18. juin et du 4. mars 1875.
- Chabas (F.), Les silex de Volgu au Musée de Châlon-sur-Saône. Châlon-sur-Saône. 1875. 19 S. 8.
- Morel, Découverte d'une sépulture renfermant un épée de bronze à Courtavant (Aube). Tours 1875. 8.
- Bigarne (Ch.), Étude sur l'origine, la religion et les monuments de Kalètes-Edues. Beaume 1875. 123 S. 8.
- du Boucher et R. Pottier, L'âge de la pierre polie dans les Landes. — Revue d'anthropologie. V. 1875. p. 250.
- Bourgeois, Une sépulture de l'âge de bronze dans le département de Loire-et-Cher. — Revue archéolog. XXIX. 1875. p. 73.
- Moggridge, Les sculptures sur les rochers du lac des Merveilles. — Revue archéologique, Nouv. Sér. VI. 1875. p. 370.
- Lukis (W. C.), A guide to the principal chambered barrows and other prehistoric monuments in the islands of the Morbihan, the communes of Locmariaker, Carnac, Plouhernel and Erdeven, and the peninsula of Quiberon and Rhuis, Brittany. London (Simpkin) 1875. 42 S. 12. (1 s. 6 d.)
- Lecoq (G.), Notice sur le dolmen de Neuville. Saint-Quentin. 1875. 8.
- Jacquinet (H.), Les temps préhistoriques dans la Nièvre. Époque paléolithique. Gisement de pierre taillés à Sauvigny-les-Bois, Murzu, Crécy-sur-Canne. Nevers. 1875. 54 S. 8.
- Blanc (L.), Mémoire sur un tumulus et l'âge de bronze, situé aux plans de Nove, près Vence. Cannes. 1874. 28 S. 8.
- de Caix de Saint-Aymour (A.), Études sur quelques monuments mégalithiques de la vallée de l'Oise. Paris. 1875. 39 S. 8. (5 Fr.)
- Fleury (E.), Les habitations souterraines de la vallée de l'Ourcq. Laon. 1875. 28 S. 8. (Extr. du journ. de l'Aisne 1875)
- de Vivès (H.), Fouille d'un tumulus gaulois au Champ Pepin, près Chilly (Jura). — Revue archéol. XXX. 1875. p. 284.
- Bouillet (J. B.), Description archéologique des monuments celtiques, romains et du moyen âge

- du département du Puy-de-Dôme, classés par arrondissements, cantons et communes. Clermont (Ferrand). 1875. 268 S. 8.
- de Chatellier (P.), Tumulus de Renongat en Plovan (Finistère). — *Revue archéologique*. XXX. 1875. p. 143.
- Galy (E.), Le dolmen de Saint-Aquillin. Périgieux. 1875. 15 S. 8. (Extr. du Bull. de la Soc. hist. du Périgord).
- Arcelin (A.), La chronologie préhistorique, d'après l'étude des bergers de la Saône. Maçon 1875. 55 S. 8.
- Cochet, Rapport annuel sur les opérations archéologiques dans le département de la Seine-Inférieure pendant l'année administrative 1874. — *Revue archéol.* XXIX. 1875. p. 137.
- de Mortillet (G.), Découvertes de sépultures dans Seine-et-Marne, l'Aisne et le Loir-et-Cher. — *Bullet. de la Soc. anthrop. de Paris*, séance du 4. février 1875.
- Chantre (E.), Sur la découvert d'objets du 2^e âge du bronze à la fosse aux prêtres près de Theil, à Billy (Loir-et-Cher), par l'abbé Bourgeois. — *Matériaux pour l'histoire primit.* 2^e sér. VI. p. 111.
- Lecocq (G.), Notice sur le menhir et la station néolithique de Tugny (Aisne). Saint-Quentin. 1875. 8.
- , Notice sur le cimetière mérovingien de Tugny. Saint-Quentin. 1875. 8.
- Voulot (F.), Les Vosges avant l'histoire. Étude sur les traditions, les institutions, les usages, les idiomes, les ustensiles, les habitations, les cultes, les types de races des habitations primitives de ces montagnes. Paris (Sandoz & Fischbacher). 1875. 80 S. 4.
- Sasse (A.), Sur les crânes des Geertruidenberg (province de Nord-Brabant). — *Revue d'Anthropologie*. 1874. No. 2. V. 1875. p. 223.
- Bilder aus den Niederlanden. — *Globus*. XXVII. 1875. p. 129. 145. 161. 178. 193.
- Poppe (F.), Hollandsgänger. Ein Bild aus dem Volksleben. — *Ebds.* XXVIII. 1875. p. 202.
- Ein Besuch auf der Insel Urk in der Zuidersee. — *Ebds.* XXVIII. 1875. p. 25. 42.

Grossbritannien und Irland.

- Rimmer (A.), Ancient stone crosses of England. With 72 illustrations on wood. London (Virtue). 1875. 158 S. 8. (9 s.)
- Gaidoz (H.), The name of the Welsh. — *Archaeologia Cambrensis*. 1875. p. 372.
- Fox (A. Lane), Excavations in Cissbury camp, Sussex. — *Journ. of the Anthropol. Instit.* V. 1875. p. 357.
- Barnwell (E. L.), On Pillar Stones in Wales. — *Archaeologia Cambrensis*. 1875. p. 299.
- Wooden image and spear-head from Newton Abbot. — *Journ. of the Anthropol. Instit.* V. 1876. p. 299.
- Eleventh report of the committee for exploring Kent's Cavern, Devonshire. — *Nature*. 1875. No. 314.
- Kinahan (G. H.), On a prehistoric road, Duncan's Flow, Ballyalbanagh, Co. Antrim. — *Journ. of the Anthropol. Instit.* V. 1875. p. 107.
- Williams (W. Wynn), Excavations at Pant y Saer Cromlech. — *Archaeol. Cambrensis*. 1875. p. 341.
- Third report of the settle cave committee (Victoria Cave). — *Nature*. 1875. No. 316.
- Dillon (H.), Flint implements from Ditchley. — *Journ. of Anthropol. Institute*. V. 1875. p. 35.
- Ruith, Land- und Seefahrten in Schottland mit natur- und völkergeschichtlichen Beobachtungen. 4. u. 5. Jahresber. d. geogr. Ges. in München. 1875. p. 105.
- Ein Begräbnissplatz der Sachsen (zu Longbridge). — *Globus*. XXIX. 1876. p. 143.
- Barnwall, The Rhosnesney bronze implements. — *Archaeol. Cambrensis*. 1875. p. 70.
- , Pembrokshire Cliff-Castles. — *Ebds.* 1875. p. 74.
- Maclagan (Chr.), The Hills Forts, Stone Circles, and other structural remains of ancient Scotland. Edinburgh (Edmonston & D.) 1875. 8. (31 s. 6 d.)
- Dillon (H.), Flint implements from Ditchley. — *Journ. of the Anthropol. Institute*. 1875. July.

- Oliver (S. P.), Dolmen-mounds of the Boyne. — Athenaeum. 1875. No. 2474.
 Dawkins (B.), On stone mining tools from Alderley-Edge. — Journ. of the Anthropolog. Institute. V. 1875. p. 2.
 Ancient stone mining tools at Alderley-Edge. — The Academy. 1875. p. 301.
 Virchow, Drei Keltenschädel von Ballinskellys Bay in Irland. — Z. f. Ethnologie. 1875. Verhdl. p. 52.
 Reminiscences of the Lews; or twenty years' wild sport in the Hebrides. 3^d edit. London (Bickers). 1875. 280 S. 12. (2 s.)
 Jenner (H.), The Manx language: its grammar, literature and present state. — Transact. of the Philol. Soc. 1875/76. T. 1. p. 172.

Scandinavien.

- Müller (S.), En tidsadskillelse mellem fundene fra den ældre jernalder i Danmark. — Aarbøger f. nord. Oldkundig. og Historie. 1874.
 Meyer (H.), Skizzen aus Seeland. — Globus. XXIX. 1876. No. 3 f.
 Richter (G. A.), Die Faeröer und Thorshaven. — Aus allen Welttheilen. VI. 1875. p. 58. 67.
 Kulturbilder des alten Islands. — Globus. XXVII. 1875. p. 154. 168.
 Burton (R. F.), Ultima Thule; or a summer in Iceland. With an historical introduction, maps and illustrations. 2 vol. London (Nimmo) 1875. 780 S. 8. (32 s.)
 Richter (G. A.), Land und Leute von Island. — Aus allen Welttheilen. VI. 1875. p. 106. 139. 252.
 Worsaae (J. J. A.), La colonisation de la Russie et du Nord Scandinave et leur plus ancien état de civilisation. Essai d'archéologie préhistorique comparative. Trad. par E. Beauvoir. Copenhague (Gyldendal). 1875. 8. (4 M.)
 Garvagh (Lord), The Pilgrim of Scandinavia. London 1875. 220 S. 8. (10 s. 6 d.)
 Montelius (O.), Antiquités suédoises. Fasc. 1. 2. Stockholm 1874. 8. (17 fr. 50 c.)
 —, Sur les rochers sculptés de la Suède. — Revue archéol. XXX. 1875. p. 137. 205.
 Die vorhistorischen Funde in Wärend. — Ausland 1875. No. 17.
 Nilsson (Sven), Ueber ein Thongefäss von der Insel Gottland. — Z. f. Ethnologie. 1875. Verhdl. p. 61.
 Wittlock (J. A.), Jordfynd från wärends förhistoriska tid. Stockholm (Norrstedt & S.) 1874. 8. m. 13 lith. Taf.
 Hartmann (R.), Funde auf Björkö. — Z. f. Ethnogr. 1874. Verhdl. p. 235.
 Stolpe (Hjalmar), Björke-Fyndet. Hft. 1. Stockholm (Norrstedt & S.) 1875. fol.
 Lorange (A.), Ueber Spuren römischer Cultur in Norwegen. — Z. f. Ethnologie. 1875. p. 245. 330.
 Caton (J. D.), A summer in Norway. With notes on the industries, habits, customs, and peculiarities of the people, the history and institutions of the country, its climate, topography, and productions. Chicago 1875. 8. (12 s. 6 d.)
 Doumerc (P.), La Norwège centrale. Note de voyage. (Extr. du recueil de la Soc. des sciences de Tarne-et-Garonne. Montauban. 1875.)
 v. Knorring (O.), Genom Lappland, Skåne och Seeland. Reseskildringar. Stockholm (Norrstedt). 1875. 396 S. 8. (4 Kr. 25 öre.)
 Regnard (J. F.), Voyage de Laponie, précédé d'une notice par A. Lepage. Paris 1875. 164 S. 16. (3 fr. 50 c.)
 Rae, The Land of the North Wind; or travels among the Laplanders and the Samojedes, London (Murray). 1875. 360 S. 8. (10 s. 6 d.)
 Schott, Land und Volk der Lappen. — Z. f. Ethnologie. 1875. Verhdl. p. 28.
 Virchow, Physische Eigenschaften der Lappen. — Ebds. 1875. Verhdl. p. 30.
 A tour in Lapland (1875). — Fraser's Magaz. 1876. März. ff.
 Pauli (G.), Eine Reise durch das Innere von Finnmarken. — XII. Jahresber. d. Ver. für Erdkunde zu Dresden. 1875. p. 59.

Das europäische Russland.

- Genthe (H.), Ueber den urzeitlichen Völkerverkehr am Pontus und im Nordosten Europas. — Correspondenzbl. d. deutsch. Ges. für Anthropol. 1875 No. 8.
- Hesse (J.), Die Gruppierung der Völker und deren wahrscheinliche Ursachen, mit besonderer Berücksichtigung der Bewohner des europäischen Russlands. — Z. f. Ethnologie. 1875. Verhdl. p. 76.
- Ansichten ruthenischer Gelehrten und Schriftsteller über die Beziehungen ihres Volkes zu den Polen und den Grossrussen (Moskowiten) sowie zu den arischen und nichtarischen Völkern überhaupt. — Ethnographisch-gesch. Revue von Polen. I. 1875. No. 2.
- Der Platz, welchen die Moskowiten (Grossrussen) unter den arisch-europäischen Völkern und unter den Chinesen in ethnographischer Beziehung einnehmen. — Ebds. I. 1875. No. 4.
- Ursachen, die seit der Katastrophe von Pultawa 1708 zur Entwicklung der ruthenischen Nationalität das Meiste beigetragen haben. — Ebds. I. 1875. No. 2.
- Die slawischen und moskowitischen Frauen. — Ebds. I. 1875. No. 4.
- Johnstone (H. A. Munro Butler), A trip up the Volga to the fair of Nijni-Nowgorod. With map and 12 illustr. London (Parker). 1875. 158 S. 8. (5 s.)
- Leublfing (Graf v.), Wanderungen im westlichen Russland. Leipzig (Duncker und Humblot) 1875. 8. (3 M. 60 Pf.)
- Virchow, Die physische Anthropologie der Finnen. — Z. f. Ethnologie. 1874. Verhandl. p. 185.
- Manhardt (W.) Die lettischen Sonnenmythen. — Z. f. Ethnologie. 1875. p. 73. 209. 281.
- Das Johannisfest der Letten. — Baltische Monatsschrift. N. F. V. 1874. p. 1.
- Sievers (C. G. Graf) Ueber Feuersteingeräthe des Burtneck-See's (Livland). — Z. f. Ethnologie. 1874. Verhandl. p. 182.
- Wankel (H.), Skizzen aus Kiew. — Mitthl. d. Wiener anthropolog. Ges. V. 1875. No. 1.
- Leger (L.), Sur des fouilles entreprises auprès de Kiev. — Revue archéol. XXX. 1875. p. 291.
- Rambaud (A.), L'Ukraine et ses chansons historiques. — Revue des deux mondes. 1875. 15. Juni.
- , La Russie épique. Les chansons du cycle de Vladimir. — Ebds. 1874. 1. Juli.
- Pfeiff, (B.), Reiseerinnerungen aus Südrussland. — 37. u. 38. Jahresber. d. Frankfurter Vereins f. Geographie. 1875. p. 65.
- Die deutschen Colonien in Südrussland. — Augsburg. Allgem. Z. Beilage. 1875. No. 204.
- Zvěřina (F.), Aus den Steppen Südrusslands. — Globus. XXVII. 1875. p. 330. 345.
- Höhlen mit Knochen vorhistorischer Thiere im Königreich Polen. — Ausland. 1876. p. 118.
- Kohn (Albin), Zur Praehistorie Polens. — Globus. XXIX 1876. p. 69.
- Pawiński, Der Begräbnissplatz in Dobryzja. — Z. f. Ethnologie. 1875. Verhandl. p. 28.

Spanien und Portugal.

- Davillier (Baron C.), Spain. Illustrated by Gustav Doré. Translated by J. Thomson. London (Low) 1875. 520 S. fol. (63 s.)
- Rose (H. J.), Untrodden Spain and her black country. 2 vols. 2. edit. London (Tinsley) 1875. 756 S. 8. (30 s.)
- Pyrenäenfahrten. — Augsburg. Allgem. Z. Beil. 1875. No. 12 ff. 18 f. 28. 33 f. 35. 37.
- Webster (Wintworth), The Basque and the Kelt. — Journ. of the Anthropological Institute. V. 1875. p. 5.
- Das Land der Basken. — Globus XXVII. 1875. p. 249.
- Broca (P.), Sur l'origine et la répartition de la langue basque; Basques français et Basques espagnols. — Revue d'anthropologie. V. 1875. p. 1.
- Webster (W.), M. Broca on Basque. — The Academy. 1875. No. 172.
- , Mythologie basque. — Revue de linguistique. VIII. 2. fasc.
- Willkomm (M.), Ein Paradies des Mittelmeeres (Mallorka). — Aus allen Welttheilen. VI. 1875. p. 1. 41.
- Latouche (J.), Travels in Portugal. With illustrations by the Right Hon. T. Sotherton Estcourt. London (Ward & Co.) 1875. 366 S. 8. (10 s. 6 d.)

Italien.

- Lombroso, Sul tatuaggio in Italia, in specie fra il delinquenti. — Archivio per l'antropologia. IV. 1874. Hft. 4.
- Kleinpaul (R.), Die Ballspiele der Italiener. — Athenaeum her. von Reich. I. 1875. p. 187.
- de Jubainville (d'Arbois), Les Ligures, vulgairement dits Ligures. — Revue archéol. XXX. 1875. p. 210. 309. 373.
- Lagneau (G.), Les Ligures. — Comptes rendus d. séances de l'Acad. d. inscriptions. 1875. p. 233.
- Objetti preistorici dei Liguri Velleiati. Parma. 1874. 4.
- Brun (F.), Etude sur les sépultures gallo-romaines dans les Alpes Maritimes, du 3. au 6. siècle. Nice 1875. 11 S. 8.
- Omboni (G.), Su degli oggetti preistorici provenienti da una delle caverne di Velo nel Veronese. — Atti del R. Istit. Veneto. 1874.
- Godazzini (J.), De quelques mors de cheval italiques et de l'épée de Ronzano en bronze. Boulogne. 1875. 4.
- L'età del bronzo nella valle del Natisone. — Atti del R. Istit. Veneto. 1875.
- Gozzadini (Conte G.), Intorno ad alcuni sepolcri nell'arsenale militare di Bologna. Bologna 1875. 8.
- Notizie archeologiche. Relazione della ricerche e raccolte archeologiche fatte nella provincia di Reggio dell'Emilia e fuori nell'anno 1874. — L'Italia centrale 1874. 1875.
- Murray (A. S.), The Etruscans. — The Contemporary Review. 1875. October.
- Hemans (C. J.), Etruscan antiquities. Tarquinii and Caere. — The Academy. 1875. p. 669.
- Desjardins (T.), L'art des Etrusques et leur nationalité. Lyon (imprim. Perrin et Martinet) 1875. 56 S. 8.
- Ciafalo (S.), Notizie su di alcuni avanzi preistorici rivenuti nei dintorni di Termini-Imeres. — Rivista scientif. ined. di Vimercati. 1875. p. 76.
- Spano (G.), Scoperte archeologiche fattesi in Sardegna in tutto l'anno 1874. Cagliari 1874. 8.
- Virchow, Schädel aus Selinunt. — Z. f. Ethnographie. 1875. Verhandl. p. 54.
- Benfey, Volksüberlieferungen aus Sicilien, nach Pitré, Fiabe, Nouvelle Racconti. Vol. IV. — Ausland 1875. No. 49.
- Marc-Monnier, Les contes de nourrice de la Sicile. — Revue des deux mondes. 1875. 15. August.
- v. Reinsberg - Düringsfeld, Die Bäume im sicilianischen Volksglauben. — Globus. XXVIII. 1875. p. 332.

Die europäische Türkei und Griechenland.

- Prime (E. D. G.), Forty years in the Turkish empire; or memoirs of the Rev. Wm. Goodell, late Missionary of the A. B. C. F. M. at Constantinopel. New York. 1875. 8. (12 s. 6 d.)
- Rockstroh, Wanderstudien aus der europäischen Türkei. — Aus allen Welttheilen. VI. 1875. p. 80.
- v. Hüllwald (Friedr.), Die Ethnologie der Balkanländer. — 4. u. 5. Jahresber. d. geogr. Ges. in München. 1875. p. 26.
- Grünwald (M.), Des affinités du Turc avec le Magyar. — Revue de philologie. I. 1875. p. 191.
- v. Berg (W.), Aus dem Rhodopegebirge in der europäischen Türkei. — Globus. XXVII. 1875. No. 20 ff.
- Quelques traits de moeurs en Roumélie. — L'Univers. Revue orientale. I. 1875. p. 580.
- Kanitz (F.), Donau-Bulgarien und der Balkan. Historisch-geographisch-ethnographische Reisetudien aus den Jahren 1860—75. Bd. I. Leipzig (Fries) 1875. Lex. 8. (15 M.)
- Toula (F.), Reiseskizzen aus Bulgarien und dem Balkan. — Wiener Abendpost. 1876 No. 6 ff. 29.

- Moeurs et coutumes domestiques des Bulgares de Tartar-Pazardjik et des environs. — L'Univers. Revue orientale. I. 1875. p. 250. 372.
- Kanitz (F.), Zur Charakteristik der Bulgaren. — Globus. XXVII. 1875. p. 10.
- Chodzko (A.), Études bulgares. Paris 1875. 62 S. 8.
- Kopernicki, Sur la conformation des crânes bulgares. — Revue d'anthropologie. V. 1875. p. 68.
- Dozon (A.), Les chants populaires bulgares. Rapports sur une mission littéraire en Macédoine. Paris 1875. 8.
- Reinach (J.), Études sur les peuples slaves et l'Europe orientale. IX. Serbie et Montenegro. Paris. 1875. 195 S. 8.
- v. Wickede (J.), Der Vampyr glaube in Bosnien. — Aus allen Welttheilen. VI. 1875. p. 368.
- Vámbery (H.), Bosnien und die Herzegowina oder die slavischen Unterthanen der Pforte. — Deutsche Rundschau II. 1875. Hft. 2.
- Perrot (G.), Gli slavi meridionali e Bosnia — Erzegovina — Croazia — Slavonia — Confini militari; ricordi di un viaggio. Milano 1875. 200 S. 8. (L. 3.)
- Thomson (G.), L'Herzégovine. Géographie, histoire politique et militaire des populations révoltées. Moeurs et légendes. Paris 1875. IX. 117. S. 18.
- De Sainte-Marie (E.), L'Herzégovine. — Bullet. de la Soc. de Géogr. VI. Sér. IX. 1875. p. 225.
- L'Herzégovine. — L'Explorateur géogr. II. 1875. No. 32. 35.
- Cerný (M. J.) Hercegowina země a lid. (Herzegowina, Land und Leute) Prag (Otto) 1875. 8. (1 M.)
- de Sainte-Marie (E.), Les populations frontières de Montenegro. — L'Univers. Revue orientale. I. 1875. p. 633.
- Weiser (M. E.) Tumuli in Montenegro. — Mitthl. d. Wiener anthropolog. Ges. IV. 1874. p. 185.
- Dozon (A.), Excursion en Albanie. — Bullet. de la Soc. de Géogr. II. Sér. IX. 1875. p. 598.
- Le Vilayet Janina. — L'Univers. Revue orientale. I. 1875. p. 498.
- Burton (R. F.), The long wall of Salona and the ruined cities of Pharia and Gelsa di Lesina. — Journ. of the Anthropological Institute. V. 1876. p. 252. 275.
- Picot (E.), Les Roumains de la Macédoine. — Revue d'anthropologie. 1875. p. 385.
- Sarakiotis, Les classes ouvrières à Constantinople. — L'Univers. Revue orientale. I. 1875. p. 16. 145. 257. 401. 661.
- v. Locher (Franz), Kretafahrten — Augsburg. Allgem. Z. Beil. 1875. No. 214. 228 f. 241. 253 f.
- v. Hellwald (F.), Fremde Gesittungseinflüsse unter den ältesten Hellenen. — Ausland 1875. No. 18.

Asien.

- Caue (L.), L'ancien Orient, études historiques, religieuses et philosophiques sur l'Égypte, la Chine, l'Inde, la Perse, la Chaldée et la Palestine. T. IV. Appendice. Paris (Michel Levy) 1875. 1346 S. 8.
- Die Alexandersage aus syrischer Quelle. — Ausland 1875. No. 45.
- Koskinen (Y.), De l'origine des Huns. — Revue de philologie. I. 1875. p. 97.
- Grigorjew (W. W.), Ueber die Beziehungen der Nomaden zu civilisirten Staaten. — Russ. Revue. VI. 1875. p. 321.
- Cahun (L.), Au coeur de l'Asie: les femmes, d'après les écrivains turks et mongols. — Congrès provincial des Orientalistes français. Compte rendu. 1874. (1875.) p. 219.
- Thielmann (Baron Max), Journey in the Caucasus, Persia and Turkey in Asia. Transl. by Ch. Heneage. With map and woodcuts. 2 vols. London (Murray) 1875. 610 S. 8. (18 s.)
- Fogg (Wm. Perry), Arabistan; or the land of the Arabian Nights. Being travels through Egypt, Arabia and Persia to Bagdad. With an introduction by Bayard Taylor. London (Low) 1875. 360 S. 8. (14 s.)

Sibirien.

- Kohn (A.) u. P. Andree, Sibirien und das Amurgebiet. 2 Bde. Leipzig (Spamer) 1875. gr. 8. (9 M.; geb. 11 M.)
- Kohn (A.), Zwei dahinsiehende Volksstämme Nordsibiriens. — Aus allen Welttheilen. VI. 1875. p. 97.
- , Sibirische Völker. — Ebd. VI. 1875. p. 129.
- , Eine Lichtseite des Charactere des russischen Sibiriens. — Globus. XXVII. 1875. p. 218.
- , Die mohammedanischen Tataren in Nordasien. — Ebd. XXVII. 1875. p. 363. 380.
- , Die Tschetschna und Tschetschenzen. — Aus allen Welttheilen. VI. 1875. p. 312.
- Die Kalmüken. — Ausland 1875. No. 47.
- de Ujfalvy (Ch. E.), Essai de grammaire Vèpse ou Thonde du Nord d'après les données des MM. Ahlquist et Lönnrot. Paris (Leroux) 1875. gr. 8.
- Hunfalvy (P.), Essai d'une grammaire Ostiake. — Revue de philologie. I. 1875. p. 107. 264.
- Grünwald (M.), Grammaire samoiède — Revue de philologie. I. 1875. p. 279.
- Schiefner (A.), Les spécimens de la langue tongouse recueillis par M. le baron de Maydell. — Bull. de l'Acad. Imp. d. sciences de St. Pétersbourg. T. XX. 1875. p. 209.
- , Mélanges tongouses. — Ebd. p. 247.
- Kohn (Albin), Die Schulen in Sibirien. — Globus. XXVII. 1875. p. 28.
- , Fastnachts-Tänze und Melodien der Sibiriaken. — Globus. XXVII. 1875. p. 267.
- Rüttimeyer (L.), Thierüberreste aus tschudischen Opferstätten am Uralgebirge. — Archiv f. Anthropologie. VIII. 1875. p. 142.
- Sachot (O.), La Sibérie orientale et l'Amérique russe. Le pôle nord et ses habitants, récits de voyages. Paris (Ducrocq) 1875. VI, 371 S. 8.

Inner-Asien (die turanischen Chanate).

- Rawlinson (H.), England and Russia in the East. 2. edit. London (Murray) 1875. 432 S. 8. (12 s.)
- Kohn (A.), Schilderungen innerasiatischer Zustände. — Globus. XXVIII. 1875. p. 268. 299 314.
- Vámbery (H.), Die Kirgisen. — Westermann's illustr. Monatshefte. 1875. April.
- Pontanin (G. N.), Mittheilungen über ein Manuscript des Kapt. Andrejew über die mittlere Kirgisenhorde, geschrieben in 1785. — Iswestija d. Kais. russ. geogr. Ges. XI. 2. 1875. (russisch.)
- Vámbery (H.), Kara-Kirgisen. — Westermann's illustr. Monatshefte. 1875. October.
- Iwanow (D.), Turkestanisches Leben. Skizzen eines Steppenbewohners. — Wojenij Sbornik 1875. Januar ff. (Russisch.)
- Die Ruinen der Stadt Mestorjån in der Turkomanen-Steppe. In's Deutsche übersetzt von v. Blaramberg. — Petermann's Mitthl. 1876. p. 16.
- Vámbery (A.), A journey from Samarkand to Sheri-Sebz and Bokhara. — Geograph. Magazine II. 1875. p. 101.
- Sobolew (L. N.), Geographische und statistische Nachrichten über den Serafschanschen Kreis. — Sapisky d. Kaiserl. Russ. geogr. Ges. Statist. Sect. IV. 1874. (russisch.)
- Die Bevölkerung am Sarewschan. — Petermann's Mitthl. 1875. p. 154.
- Vámbery (A.), Kulja. — Geograph. Magazine. II. 1875. p. 176.
- Description géographique du territoire de Tachkurgan d'après Mahomed-Amin. — L'Explorateur géogr. II. 1875. No. 40.
- Stremouchow's Reise nach Buchara. Nach dem Tagebuch des Reisenden aus dem Russ. bearb. von H. v. Lanckenau. — Globus. 1875. p. 74. 86. 118.
- Leitner (G. W.), Sagen und Fabeln der Dardu. — Ausland 1875. No. 32. 34.

China.

- v. Richthofen (F.), Ursprung des Namens China. — *Verhandl. d. Berl. Ges. f. Erdkunde.* 1875. p. 35.
- The Book of Marco Polo the Venetian, concerning the kingdoms and marvels of the east. Newly translated by Col. Henry Yule. 2. edition revised. 2 vols. London (Murray) 1875. 1,300 S. 8. (£ 3. 3 s.)
- Bax (Capt. B. W.), The eastern seas; being a narrative of the voyage of H. M. S. „Dwarf“ in China, Japan and Formosa. With a description of the coast of Russian Tartary und Eastern Siberia, from Corea to the River Amur. With map and illustrations. London (Murray) 1875. 290 S. 8. (12 s.)
- Wylie, History of the Heungu-Noo in their relations with China. — *Journal of the Anthropological Institute.* V. 1875. p. 41.
- v. Möllendorf, Ein Ausflug in Nordchina. — *Mitthl. d. deutsch. Ges. f. Natur- und Völkerkunde Ostasiens.* 7. Hft. 1875. p. 17.
- Howorth (H. H.), The northern frontages of China. P. I The origines of the Mongols. P. II. The origines of the Manchus. — *Journ. of the Roy. Asiat. Soc. New Ser.* VII. 2. 1875. p. 221. 305.
- David, Voyages en Chine. — *L'Explorateur géograph.* II. 1875. No. 38.
- David (A.), *Journal de mon troisième voyage d'exploration dans l'empire chinois.* 2 vols. Paris 1875. IV, 739 S. 16. (7 fr.)
- Bushell (S. W.), Notes on a journey outside the Great Wall of China. — *Journ. of the Roy. Geogr. Soc.* XLIV. 1874. p. 73.
- Mundy (Walter Wm.), Canton and the Bogue: the narrative of an eventful six months in China. London (Tinsley) 1875. 260 S. 8. (7 s. 6 d.)
- Giles (H. A.), Chinese sketches. London (Trübner) 1875. 204 S. 8. (10 s. 6 d.)
- v. Richthofen, Ueber die Bevölkerungszahl von China. — *Verhandl. d. Berlin. Ges. f. Erdkunde.* 1875. p. 35.
- Die Kosmogonie des Confucius. — *Magaz. f. d. Literat. d. Auslandes.* 1875. p. 669.
- Besuch des Grabes des Confucius und des heiligen Berges Tai. — *Globus.* XXVIII. 1875. p. 262. 281.
- Religiöse Entwicklung der Chinesen. — *Ausland.* 1876. No. 3.
- Yule (H.), Garden of transmigrated souls. — *Geograph. Magazine.* II. 1875. p. 137.
- Der Neujahrstag in China. — *Europa.* 1876. No. 2.
- Das Laternenfest. — *Ausland.* 1875. No. 44.
- Renard, L'industrie du Bambou en Chine. — *L'Explorateur géograph.* I. 1875. No. 6.
- Stuhlmann (C. C.), Chinesische Märchen. — *Globus.* XXIX. 1876. p. 59.
- Yule (H.), Trade routes to Western China. — *Geogr. Magaz.* II. 1875. p. 97.
- Les frontières de la Chine et la politique commerciale des Chinois. — *L'Explorateur géogr.* I. 1875. No. 9.
- Kohn (Albin), Die Mongolen. — *Globus.* XXVIII. 1875. p. 344. 360. 378.
- David (l'abbé Armand), Voyage en Mongolie. — *Bullet. de la Soc. géogr.* VI. Sér. IX. 1875. p. 5. 131.
- Prshewalskij (N.), Die Mongolei und das Land der Tanguten. Dreijährige Reise im östlichen asiatischen Hochlande. Bd. I. St. Petersburg 1875. 382 S. 8. (Russisch.) vergl. *Russ. Revue.* VI. 1875. p. 513.
- Das Volk der Tanguten. — *Ausland* 1875. No. 37.
- Morgan (E. Delmar), A sketch of Mongolia and the country of the Tangutans. — *Geogr. Magaz.* II. 1875. p. 305.
- Il paese degli Uriankhiani nella Mongolia N. O. — *Cosmos.* II. 1874. p. 317.
- Vámbéry (H.), Ein ungarischer Sprachforscher in der Mongolei. — *Globus.* XXVIII. 1875. p. 220. 230.
- Tournafond (P.), La Corée et les puissances civilisées. — *L'Explorateur géogr.* II. 1875. p. 278. 297.
- Markham (Cl. R.), Travels in Great Tibet and trade routes between Tibet and Bengal.

— Geogr. Magaz. II. 1875. p. 129. Vergl. Proceed. of the Roy. Geogr. Soc. XIX. 1875. p. 327.

Desgodins (l'abbé), Itinéraire de Yerkalo à Tse-Kou. — Bullet. de la Soc. de géogr. X. 1875. p. 337.

Garnier's Schilderungen aus Yünnan. — Globus. XXVIII. 1875. p. 276. 293. 338. 353. 370.
Von der Insel Formosa. — Globus. XXVIII. 1875. p. 30.

Japan.

Geschichten aus Alt-Japan. — Globus. XXIII. 1875. p. 117. 133.

Ulo (O.), Die Japanesen. — Die Natur. 1875. No. 39.

Il Giappone. — Bollett. della Soc. geogr. italiana. XI. 1874. p. 507.

Baudens (G.), Quelques mots sur le Japon et les établissements russes de l'extrême Orient.

— Bullet. de la Soc. de géogr. X. 1875. p. 429.

L'Isola di Jeso. — Cosmos. II. 1847. p. 257.

Savio (P.), Il Giappone al giorno d'oggi nella sua vita pubblica e privata, politica e commerciale. Viaggio nell' interno dell' isola e nei centri sericoli, eseguito da C. Kiku-San, romanzo giapponese. Milano 1875. 208 S. 8. (l. 5.) — Dasselbe. 2. ediz. 1875. 218 S. 8.

Ritter (H.), Ueber eine Reise im südwestlichen Theil von Yezo. — Mitthl. d. deutsch. Ges. f. Natur- u. Völkerkunde Ostasiens. 6. Hft. 1874. p. 55. 7. Hft. 1875. p. 13.

Watson (R. G.), Notes of a journey in the island of Yezo in 1873. — Journ. of the Roy. Geogr. Soc. XLIV. 1874. p. 132.

Rein (J.), Reise in Nippon, 1874. — Petermann's Mitthl. 1875. p. 214.

—, Briefe aus Japan. — 37. u. 38. Jahresber. d. Frankfurter Ver. f. Geographic. 1875. p. 87. 114.

—, Naturwissenschaftliche Reisestudien in Japan. — Mitth. d. deutsch. Ges. f. Natur- u. Völkerkunde Ostasiens. 6. Hft. 1874. p. 60. 7. Hft. 1875. p. 21.

Vidal (A.), Voyage de Yeddo à Niigata, Japon. Toulouse 1875. 55 S. 8. Abdr. aus den Mém. de la Soc. d. sciences physiques et naturelles de Toulouse. I.)

Bousquet (G.), Une excursion dans le nord du Japon, Yézo et les Ainos. — Revue des Deux Mondes. 1875. 1. u. 15. Januar.

Osaka in Japan. — Globus. XXVII. 1875. p. 58.

Dönitz (W.), Bemerkungen über Ainos. — Mitthl. d. deutsch. Ges. für Natur- u. Völkerkunde Ostasiens. 6. Hft. 1874. p. 62.

Hilgendorf, Bemerkungen über die Behaarung der Ainos. — Ebds. 7. Hft. 1875. p. 11.

v. Brandt (M.), Der japanesische Adel in seinen verschiedenen Classen, Eintheilungen, Titeln und Würden. — Ebds. 6. Hft. 1874. p. 5.

Sittenbilder aus Japan. — Grenzboten. 1875. No. 36. f.

Die Kleidung der alten Japaner. — Mitthl. der deutsch. Ges. für Natur- u. Völkerkunde Ostasiens. 5. Hft. 1874. p. 59.

Geerts, Useful minerals and metallurgy of the Japanese. — Transactions of the Asiatic Soc. of Japan. III. 1. 1875. p. 1. 16. 85.

Audsley-Bowes, Ceramic art of Japan. P. I. Liverpool (Sotheran) 1875. roy. fol. (21 s.)

Cochius (H.), Nara. — Mitthl. d. deutschen Ges. für Natur- und Völkerkunde Ostasiens. 7. Hft. 1875. p. 32.

Hoffmann, Ueber die Bereitung von Schoju, Sake und Myrin. — Ebds. 6. Hft. 1874. p. 8.

Funk, Ueber die japanischen Theegesellschaften Cha No Ju. — Ebds. 6. Hft. 1874. p. 41.

Greeven (C. A.), Ueber den Udji. — Ebds. 7. Hft. 1875. p. 20.

Müller, Einige Notizen über die japanische Musik. — Ebds. 6. Hft. 1874. p. 13.

Miyake (B.), Ueber die japanische Geburtshülfe. — Ebds. 5. Hft. 1874. p. 21.

Geerts, Ueber die Pharmakopoe Japan's. — Ebds. 5. Hft. 1874. p. 16. 6. Hft. 1874. p. 46.

Holtz (V.), Das japanische Schachspiel. — Ebds. 5. Hft. 1874. p. 10.

- Satow (E. M.), The Revival of Pure Shintô. — Transactions of the Asiatic Soc. of Japan. III. 1. 1875. p. 94.
 Kitao (Diro), Aus der Mythenwelt der Japaner. — Ausland. 1875. No. 46 ff.
 v. Knobloch (A.), Die Begräbnisgebräuche der Shintoisten. — Mitthl. d. deutschen Ges. f. Natur- u. Völkerkunde Ostasiens. 6. Hft. 1874. p. 39.

Die Kaukasusländer. Kleinasien. Syrien. Palästina. Arabien.

- Streifzüge im Kaukasus. — Aus allen Welttheilen. VI. 1875. p. 155.
 Fuchs (P.), Ethnologische Beschreibung der Osseten. — Ausland. 1876. No. 9.
 Bernville (R.), Souanétie libre, épisode d'un voyage à la chaîne centrale du Caucase. Paris 1875. 4.
 Deyrolle (Th.), Voyage dans le Lazistan et l'Arménie, 1869. — Le Tour du Monde. XXIX. 1875. p. 1. XXX. p. 257.
 Bayern (Fr.) Ausgrabungen auf dem Leichenfelde von Samthawro im Kaukasus im J. 1872. — Mitthl. d. Wiener anthropolog. Ges. IV. 1874. p. 201. 221. 253.
 Fritsch G.), Die Ausgrabungen von Samthawro und Kertsch. — Z. f. Ethnographie. 1875. Verhandl. p. 149.
 Fligier, Beiträge zur Ethnographie Kleinasiens und der Balkanhalbinsel. Breslau (Friedrich) 1875. gr. 8. (1 M.)
 Die Jonier in der ältesten Zeit. — Magaz. f. d. Literatur d. Auslandes. 1875. No. 20.
 Mehlis (C.), Schliemann's Troja und die Wissenschaft. — Ausland 1875. No. 38.
 Schliemann (H.), L'Illion d'Homère. — Revue archéol. XXX. 1875. p. 154.
 Chantre (E.), L'âge de pierre et l'âge du bronze en Troade et en Grèce. Lyon 1874. 8.
 Die Grubengeister in Kleinasien und die alten Mossynöken. — Globus. XXVII. 1875. p. 383.
 L'isola di Samos. — Cosmos. II. 1874. p. 193.
 Von Trapezunt nach Erzerum. — Globus. XXVII. 1875. p. 209. 225.
 Burton (Isabel). The Inner Life of Syria, Palestine and the Holy Land. From my private journal. 2 vols. London (King) 1875. 711 S. 8. (24 s.)
 Maughan (Wm. Charles), The Alps of Arabia, or travels through Egypt, Sinai, Arabia and the Holy Land. 1875. 390 S. 8. (6 s.)
 Mythologie und Religion der Hebräer. — Ausland 1876. No. 8.
 de Vogué (E. M.), Journées de voyage en Syrie: Jérusalem, juifs, musulmans et chrétiens. — Revue des Deux Mondes 1875. 1. avril.
 Sepp, Jerusalem und das heilige Land. Pilgerbuch nach Palästina, Syrien und Aegypten. 2. Aufl. Lief. 17—24. Regensburg (Manz) 1875. gr. 8. (10 M. 80 Pf.)
 —, Baalbeck und der Krieg am Libanon. — 4. u. 5. Jahresber. d. geogr. Ges. in München. 1875. p. 123.
 Lombard (A.), La terre de Basçan et les villes des Réphaim. — Le Globe. Journ. géogr. XIII. 1875. p. 25.
 de Saulcy (F.), Note sur la Pentapole maudite. — Revue archéol. XXX. 1875. p. 294.
 Castaing (A.), Un intérieur de jeune fille en Palestine, l'an V avant notre ère. — Congrès provincial des Orientalistes français. Compte rendu 1874 (1875) p. 142.
 Prutz (H.), Aus Phoenizien. Geographische Skizzen und historische Studien. Leipzig (Brockhaus) 1875. gr. 8. (8 M.)
 Zehme (A.), Arabien und die Araber seit 100 Jahren. Eine geographische und geschichtliche Skizze. Essen (Bädecker) 1875. gr. 8. (7 M. 50 Pf.)
 Histoire de la fondation, en 1824, de la ville de Riad. — Bullet. de la Soc. de Géogr. VI. Sér. X. 1875. p. 71.
 Arconati Visconti (G.), Diario di un viaggio in Arabia - Petrea (1865). Torino 1875. 396 S. 8. (l. 10.)
 Millingen (Ch.), Notes of a journey in Yemen. — Journ. of the Roy. Geogr. Soc. XLIV. 1874. p. 118.
 v. Maltzahn (H.), Die Juden in Arabien. — Globus. XXVII. 1875. p. 348.

Persien.

- Spiegel (Fr.) Die éranische Sprachforschung und ihre Bedeutung für Sprache und Abstammung der Éranier. — Russ. Revue. VI. 1875. p. 24. 162.
- Allerlei Zustände im Reiche des Schah von Persien. — Globus. XXIII. 1875. p. 91. 104.
- Patenôtre (J.), Les Persans chez eux, note de voyage: Recht, Cazin, les routes et les villages. — Revue des Deux Mondes. 1875. 1. Mars.
- Goldsmid (F.), Notes on recent Persian travel. — Journ. of the Roy. Geogr. Soc. XLIV. 1874. p. 183.
- v. Blaramburg (J.), Die Paläste von Eschef am Golf von Astrabal. — Potermann's Mittheilungen. 1875. p. 153.
- Lovett (B.), Narrative of a visit to the Kuh-i-Kwajah in Sistan. — Journ. of the Roy. Geogr. Soc. XLIV. 1874. p. 145.
- Gelzer (H.), Ueber die Ursprache der Chaldäer. — Ausland 1875. No. 43.
- Lenormant (Fr.), Les sciences occultes en Asie. La divination et la science des présages chez les Chaldéens. Paris 1875. 240 S. 8.
- Die chaldäischen Christen am Urumia-See. — Globus XXVII. 1875. p. 93.
- Mariage d'une Princesse Impériale en Perse. — L'Univers. Revue orientale. I. 1875. p. 629.

Vorder- und Hinter-Indien.

- Prout de Fontpertuis, L'état économique, moral et intellectuel de l'Inde anglaise. — Journ. d. Economistes. 1875. 15. février.
- Rousselet (L.), Tableau des races de l'Inde septentrionale. — Revue d'anthropologie. V. 1875. p. 210.
- Lyall (A. C.), Origin of Divine Myths in India. — The Fortnightly Review 1875. September.
- de Charencey (H.), De la symbolique des points de l'espace chez les Indous. — Revue de philologie. I. 1875. p. 5. 168.
- Mackenzie (J. S. F.), Caste insignia. — The Indian Antiquary. VI. 1875. p. 344.
- Notes on the antiquities found in parts of the Upper Godavary and Krishna Districts. — The Indian Antiquary. IV. 1875. p. 305.
- Walhouse (J.), Archaeological notes. Miniature and pre-historic pottery. — Ebds. IV. 1875. p. 12. — Snake-stones. Corpse-candles and Will-o'-the-Wisps. Ebds. 1875. p. 45. — Old Walls and Dykes. Ebds. p. 161. — Buddhist vestiges in Trichinapalli. Ebds. p. 272.
- Watson (J. W.), Sketch of some of the principal places of snake-worship in Kâthiawâd, with a brief account of Thân and the Dhândhal tribe of Khâtis. — Ebds. IV. 1875. p. 193.
- The Hindu woman, real and ideal. — British Quarterly Review. 1876. Januar.
- Ueber indische Schlangenbeschwörer. — Ausland 1875. No. 17.
- Thomas (E.), Notes on a Jade Drinking Vessel of the Emperor Jahângir. — Journ. of the Roy. Asiat. Soc. New Ser. VII. 2. 1875. p. 384.
- Phear (J. R.), Glimpses of old India as seen through the pages of Mann. — The Indian Antiquary. IV. 1875. p. 121.
- Taylor (W.), Four years' campaign in India. London (Hoddes & S.) 1875. 436 S. 8. (4 s.)
- Malleson (G. B.), Historical sketch of the Native States of India in subsidiary alliance with the British Government. London (Longmans) 1875. 8. (15 s.)
- Rhys Davids (T. W.), Sigiri, the Lion Rock, near Pulassipura, Ceylon: and the thirty ninth chapter of the Mahāvamsa. — Journ. of the Roy. Asiat. Soc. New Ser. VII. 2. 1875. p. 191.
- Sinclair (W. F.), Sculpture at the cave of Lonâd, Tâlukâ Bhitvandi. — The Indian Antiquary. IV. 1875. p. 165.

- Wilson (Francesca H.), Rambles in Northern India, with incidents and description of many scenes of the mutiny, including Agra, Delhi, Lucknow, Cawnpore etc. With 12 large photographic views. London (Low) 1875. 86 S. 4. (21 s.)
- Von Benares nach Calcutta. — Globus. XXVII. 1875. p. 257.
- Bühler's Reise nach Kaschmir. — Globus. XXIX. 1876. p. 134.
- Bellew (H. W.), Kashmir and Kashghar: a narrative of the journey of the embassy to Kashghar in 1873—74. London (Trübner) 1875. 434 S. 8. (16 s.)
- Elmslie (Wm. Jackson), Seed time in Kashmir: a memoir. By his widow and his friend W. Burns. 2. edit. London (Nisbet) 1875. 290 S. 8. (4 s. 6 d.)
- Miles (S. B.), Journey from Gwadur to Karachi. — Journ. of the Roy. Geogr. Soc. XLIV. 1874. p. 163.
- Die Pariakaste der Karagars an der Malabarküste. — Globus. XXVIII. 1875. p. 59.
- Burgess (J.), Archaeological survey of Western India. Report of the first season's operations in Belgâm and Kaladgi Districts. London (Trübner) 1875. 4. (42 s.)
- Cain (J.), Native customs in the Godâvari district. — The Indian Antiquary. IV. 1875. p. 197.
- Cole (E. F.), Santhâli folklore. — Ebds. IV. 1875. p. 10. 257.
- Dama'nt (G. H.), Sword worship in Kâchâr. — Ebds. IV. 1875. p. 114.
- Watson (J. W.), Sketch of the Kâtlis, especially those of the tribe of Kâchar and house of Chotilâ. — Ebds. IV. 1875. p. 321.
- Crawford (C. E. G.), Personal names in the southern part of the Ahnadâbâd Collectorate. — IV. 1875. p. 237.
- Sinclair (W. F.), Notes upon the Central Tâlukâs of the Thâna Collectorate. — Ebds. IV. 1876. p. 65.
- Fallon (S. W.), Specimens of the Maithili or Tirhuti dialect. — Ebds. IV. 1875. p. 340.
- Watson (J. W.), Speculations on the origin of the Châvadas. — Ebds. IV. 1875. p. 145.
- Sinclair (W. F.), Rough notes on Khândesch. — Ebds. IV. 1875. p. 335.
- Godwin-Austen, Further notes on the rude stone monuments of the Khasi Hill Tribes. — Journ. of the Anthropolog. Instit. V. 1876. p. 37.
- Dalton, Beschreibende Ethnologie Bengalens aus officiellen Documenten zusammengestellt. Deutsch bearbeitet von O. Flex. (Forts). — Z. f. Ethnologie. VI. 1874. p. 357. Auch einzeln erschienen Berlin (Wiegandt, Hempel und Parey) 1874. gr. 8. (5 M.)
- Dama'nt (G. H.), Bengali folklore. — The Indian Antiquary. IV. 1875. p. 54.
- Mareschalchi (Comte de), Notes géographiques sur la Birmanie anglaise suivies de quelques mots sur les Shans et sur les Kakhyens de la Birmanie indépendante. — Bullet. de la Soc. de Géogr. VI. Sér. IX. 1875. p. 256.
- de Mareschalchi (le comte), La Birmanie anglaise. — L'Explorateur géogr. 1875. No. 7.
- Sir Douglas Forsyth's Gesandtschaft nach Birma. — Ausland 1875. No. 42.
- Coryton (J.), Trade routes between British Burmah and Western China. — Proceed. of the Roy. Geogr. Soc. XIX. 1875. p. 264.
- Dubernard (l'abbé), Les sauvages Lyssous de Lou-tze-Kiang. — Bullet. de la Soc. de Géogr. VI. Sér. X. 1875. p. 55.
- Die wilden Lissu an der Grenze von Yünnan und Tibet. — Globus. XXVIII. 1875. p. 198.
- v. Hellwald (F.), Hinterindische Länder und Völker. Leipzig (Spamer) 1875. gr. 8. (7 M. 50 Pf.)
- Flex (O.), Pflanzenleben in Indien. Kulturgeschichtliche Bilder aus Assâm. 2. Aufl. Berlin (Nicolai) 1875. gr. 8. (4 M. 50 Pf.)
- Fryer (G. E.), On the Khyeng people of the Sandoway district, Arakan. — Journ. of the Asiat. Soc. of Bengal. XLIV. 1875. p. 39.
- Tscherkass, Bangkok, die Hauptstadt des Königreichs Siam. — Augsb. allg. Ztg. 1875. 3. März ff.
- de Rosny, San Tsai-Tou-Hoei. Les peuples de l'Indo-Chine et des pays voisins. Notices ethnographiques, trad. du chinois. Poissy. 1875. 13 S. 8.

- Bouillevaux (C. E.), L'Annam et le Cambodge. Voyage et notices historiques. Paris (Palmé) 1875. 548 S. 8.
- , Le Cambodge. — l'Explorateur géogr. I. 1875 No. 20.
- Delaporte (L.), Le Cambodge et les régions inexplorées de l'Indo-Chine. — Bull. de la Soc. de Géogr. VI^e Sér. IX. 1875. p. 193.
- Harmand, Souvenirs du Tong-King. — Ebd. IV^e Sér. IX. 1875. p. 278.
- Notice sur Thauh-Hoa, province du Tong-King. — Ebd. IV^e Sér. IX. 1875. p. 273.
- de Caillaud (R.), La France au Tong-King. — l'Explorateur géogr. I. 1875. No. 8.
- de Rosny (L.), San-tsai-tou-hooï. Les peuples de l'Indo-Chine et des pays voisins. Notice ethnographique trad. du chinois. Poissy. 1874. 8.
- Tournafond (P.), Conchinchine. Les sauvages Indo-Chinois. — l'Explorateur géogr. II. 1875. p. 357.
- Morice (A.), Quelques mots sur la pathologie des indigènes de la Basse-Cochinchine et particulier des Annamites. — Revue d'anthropologie. V. 1875. p. 447.
- Zöllner (R.), Die französische Menkong-Expedition. — Aus allen Welttheilen. VI. 1875. p. 18. 54. 83.
- Miklucho-Maklair's Forschungen auf der Halbinsel Malakka. — Globus XXVIII. 1875. p. 188.
- Die Völkerschaften auf Ceylon. — Ebd. XXVII. 1875. p. 92.
- de Roepstorff (F. A.), The Nicobar Island. — Geogr. Magazine. II. 1875. p. 44. Vergl. Globus XXVIII. 1875. p. 135.
- Müller (Joh.), Die Nikobaren. — Aus allen Welttheilen. VI. 1875. p. 374.
- Ball (V.), Nicobaresē hieroglyphics or picture writing. — The Indian Antiquary. IV. 1875. p. 341.
- Müller (Joh.), Die Andamanen. — Aus allen Welttheilen. VI. 1875. p. 243.
- Virchow, Ueber einen Andamanenschädel. — Z. f. Ethnographie. 1875. Verhdl. p. 67.

Der indische Archipel.

- d'Estrey (M.), Une excursion dans les Indes Hollandaises. — l'Explorateur géogr. I. 1875. No. 3.
- , Une excursion dans les Moluques. — Ebd. II. 1875. No. 23.
- Wijnmalen (T. C. L.), Javasche landschappen en karakterschetsen. — Tijdschr. voor Neederlandsch Indië. N. Ser. 1875. II. p. 277.
- van Waeij (H. W.), Het offerfeest aan de Brommoh. Herinneringen mijner laaste inspectie reis over de geniewerken in de derde groote militaire afdeeling op Java in 1836. — Ebd. N. Ser. 1875. I. p. 337. 420.
- Une voyage dans la principauté de Sourakarta. — l'Explorateur géogr. I. 1875. No. 10.
- Schreiber (A.), Die südlichen Batta-Länder auf Sumatra. — Petermann's Mitthl. 1875. p. 64.
- Juynboll (A. W. T.), Zijn alle Atjneezen Sjafiten? — Tijdschr. v. Neederlandsch Indië. N. Ser. 1875. I. p. 471.
- Senn van Basel (W. H.), De Chineezen op Borneo's westkust. — Tijdschr. v. Neederl. Indië. N. S. 1875. I. p. 59.
- de Crespigny, On the Minanows of Borneo. — Journ. of the Anthropological Instit. V. 1875. p. 34.
- Zustände in Sarawak auf Borneo. — Globus. XXVII. 1875. No. 19.
- Giglioli (E. H.), Odoardo Beccari's wissenschaftliche Reisen. — Italia, herausg. von Hillebrand. II. 1875. p. 116.
- Beccari (O.), Viaggio nel Sud-Est di Celebes. — Cosmos. II. 1874. p. 200.
- de Clercq (F. T. A.), Eenige aantekeningen over de Ambonsche eilanden. — Tijdschr. van het aardrijk. genootsch. te Amsterdam. 1875. p. 242.
- Veet (P. J.), Geographische aantekeningen betrekkelijk het eiland Flores. — Ebd. 1875. p. 180.
- Jagor (F.), Travels in the Philippines. With numerous illustr. and a map. London (Chapman). 1875. 370 S. 8. (16 s.)

Afrika.

- Bastian (A.), Völkerkreise in Afrika. — Z. f. Ethnologie. 1875. p. 137.
 Schweinfurth (G.), Artes Africanæ. Abbildungen und Beschreibungen von Erzeugnissen des Kunstfleisses centralafrikanischer Völker. Deutsch und englisch. Leipzig (Brockhaus). 1875. Fol. (24 M.) Auch mit englischem Text. London (Low). 1875. Fol. (28 s.) Vergl. Ausland 1875. No. 45 f.
 The African Slave Trade. — Westminster Review. 1875. April.

Die Nilländer.

- Annessi (V.), L'Égypte et Moïse. 1. partie. Les vêtements du grand-prêtre et des Lévites; le sacrifice des colombes, d'après les peintures et les monuments égyptiens contemporains de Moïse. Paris. 1875. 153 S. 8.
 Rohlf's (G.), Ein Blick auf Aegypten. — Deutsche Rundschau. VI. 1876. p. 381.
 de Carcy (F.), De Paris en Égypte, souvenir de voyage. Paris 1875. 12.
 Rambeau (A.), Am Nil. — Aus allen Welttheilen. VI. 1875. p. 206.
 Lenoir (Paul), The Fayoum; or, Artist in Egypt. New edit. London (King) 1875. 8. (3 s. 6 d.)
 Schweinfurth (G.), Notizen zur Kenntniss der Oase El-Chargeh. — Petermann's Mitthl. 1875. p. 384.
 Sklavenhandel in Nubien. — Globus XXVII. 1875. p. 252.
 Cornalia (E.), La grotta di Mahabdeh e le sue mummie. — Archivio per l'antropologia. V. 1875. p. 7.
 v. Heuglin (Th.), Das Gebiet der Beni-Amer und Habab. — Ausland. 1875. No. 19.
 Marno (E.), Aufenthalt bei den Homran-Arabern. — Aus allen Welttheilen. VI. 1875. p. 33.
 Parry (F.), Narrative of an expedition from Suakin to the Soudan, compiled from the journal of the late Capt. Langham Rokeby. — Journ. of the Roy. Geogr. Soc. XLIV, 1874. p. 152.
 Southworth (A. S.), Four thousand miles of African travel: a personal record of a journey up the Nile, through Soudan, to the confines of Central Africa, embracing an examination of the Slave trade etc. New-York 1875. 8. (16 s.)
 Ismaïlia. Récit d'une expédition armée dans l'Afrique centrale pour la suppression de la traite des noirs, commandée par Sir Samuel Baker, 1869–73. — Le Tour du Monde. XXIX. 1875. p. 33.
 Baker (S. W.), Der Albert N'yanza, das grosse Becken des Nil und die Erforschung der Nilquellen. 3. Aufl. Gera (Griesbach) 1875. gr. 8. (5 M. 40 Pf.)
 Long, Mission to King M'tesa. — Proceed. of the Roy. Geogr. Soc. XIX. 1875. p. 107.

Der Nordrand Afrika's.

- Fournel (H.), Les Berbers. Études sur la conquête de l'Afrique par les Arabes, d'après les textes arabes imprimés. T. I. Paris (Leroux) 1875. XX, 607 S. gr. 8.
 Piétrement (C. A.), Sur l'ethnographie des Tamahu et l'antiquité de l'usage du cheval dans les États barbaresques. — Revue archéologique. XXIX. 1875. p. 312.
 d'Arbois de Jubainville, Les Tamh'ou et les Celtes. — Ebds. XXIX. 1875. p. 52.
 Kollmann, Ueber die von Prof. Zittel aus der libyschen Wüste mitgebrachten zehn Menschenhädel. — Correspondenzbl. d. deutschen Ges. f. Anthropologie. 1875. p. 57.
 Fundstücke aus einem Felsengrabe der Oase Dachel. — Z. f. Ethnolog. 1875. Verhdl. p. 57.
 Rohlf's (G.), Zustände in Berberien. — 2. Jahresber. d. geogr. Ges. in Hamburg. 1875. p. 164.
 Perk (M. A.), Zes jaren te Tripoli in Barbarije. Uit de gedenkschriften eener nederlandsche vrouw. (Mevr. Clifford Kocq van Breügel.) Amsterdam (Gebr. Kraay) 1875. 299 S. gr. 8. (f. 2,75.)
 (Erzherzog Ludwig Salvator von Toscana), Yachtreise in den Syrten. 1873. Prag (Mercy) 1874. 4.

- des Godins de Souchesmes (G.), Tunis, histoire. — Moeurs. — Gouvernement. — Administration. — Climat. — Productions. — Industrie. — Commerce. — Religion. Paris 1875. 12.
- Crapelet, Rebatel e Tirant, Tunisi, viaggi. — Daux (A.), Le rovino d'Utica. — Brunnialti, Il mare Saharico et la spedizione italiana in Tunisi. Milano 1876. 248 S. 8. con 57 incisioni e 2 carte geogr. (l. 3)
- Rabatel et Tirant, Voyage dans la régence de Tunis. — Le Tour du Monde. XXIX. 1875. p. 289.
- Rebatel's und Tirant's Reise in der Regentschaft Tunis. — Globus 1876. p. 7. 81. 112. 129.
- Gasselin (E.), L'Algérie et le Sahara; moeurs; le Souf. — l'Explorateur géogr. I. 1875. No. 17.
- Relations avec le sud de l'Algérie. — Ebds. I. 1875. No. 9.
- La colonisation de la Kabylie par l'immigration, avec itinéraires, cartes et plans. Paris (Chellamel) 1875. 8. (7½ fr.)
- Largeau (V.), Touggourt, industrie, productions et commerce. — l'Explorateur géogr. I. 1875. No. 10.
- , Biskra. — Ebds. I. 1875. No. 17.
- , De Touggourt à Ghadamés. — Ebds. I. 1875. No. 5. 7 f. 11 f. 15. 18 f.

Der Westrand Afrika's.

- Leared (Arthur), Marocco and the Moors; being an account of travels, with a general description of the country and its peoples. With illustrations. London (Low) 1875. 380 S. 8. (18 s.)
- Beaumier, Le Maroc, notes de voyage. — l'Explorateur géogr. II. 1875. No. 40.
- Perrier (Amelia), A winter in Morocco. New and cheaper edit. London (King) 1875. 380 S. 8. (3 s. 6 d.)
- Rohlf's (G.), Bei den Zeltbewohnern in Marokko. — Globus. XXVII. 1875. p. 311. 328.
- Krümmel (O.), Von Senegambien zum Niger. — Aus allen Welttheilen. VI. 1875. p. 225. 268.
- Faidherbe (G.), Essay sur la langue poul et comparaison de cette langue avec le wolof. les idiomes sérères et les autres langues du Soudan orientale (suite). — Revue de linguistique. T. VII. 3. 4. fasc.
- Berenger-Féraud, Études sur les Peuls de la Sénégambie. — Revue d'anthropologie. V. 1875. p. 116.
- Berenger-Féraud, Étude sur les Oulofs (Sénégambie). — Revue d'anthropologie. V. 1873. p. 466.
- Foncin (P.), Le Sénégal. — l'Explorateur géogr. I. 1875. No. 7. 9.
- Le Sénégal et nos établissements de Saint-Louis à Sierra Leone. — l'Explorateur géogr. II. 1875. No. 41.
- v. Schlagintweit-Sakünlünski (H.), Angaben zur Charakteristik der Kru-Neger. — Sitzungsber. der math.-phys. Cl. d. K. Bayr. Akad. d. Wiss. 1875. II. p. 183.
- Bouche (J. E.), Notes sur les républiques Minas de la Côte des Esclaves. — Bull. de la Soc. de Géogr. VI^e Sér. X. 1875. p. 93.
- Ramseyer and Kühne, Four years in Ashantee. Edited by Mrs. Weitbrecht. With introduction by Rev. Dr. Gundert and preface by Prof. Christlieb. London (Nisbet) 1875. 334 S. 8. (6 s.)
- Ramseyer und Kühne, 4 Jahre in Asante. Tageblätter. Bearb. von A. Gundert. 2. Aufl. Basel (Missionsbuchh.) 1875. gr. 8. (2 M. 40 Pf.)
- Batler (W. F.), Akimfoo: the history of a failure (akross the Akim Country to Coomassie). London (Low) 1875. 300 S. 8. (14 s.)
- d'Estrey (comte Meyners), Les Hollandais en Afrique. Les Achantis, les Fantis et les Elminoïs. — l'Explorateur géogr. II. 1875. No. 41.
- Aus Dahomey und Aschanti. — Ausland. 1875. No. 32.
- Bouche (E.), La religion des Djedjis et des Nagos. — Bull. de la Soc. de Géogr. VI^e Sér. IX. 1875. p. 317.

- de Compiègne, L'Afrique équatorial. Gabonais — Pahouins — Gallois. Paris (Plon & Co.) 1875. 8. (4 fr.)
- , L'Afrique équatoriale. Okanda — Bangouens — Osyèba. Paris (Plon & Co.) 1875. 8. (4 fr.)
- de Brazza, Nouvelle expédition française sur l'Ogôoué. — l'Explor. géogr. I. 1875. No. 6.
- Lenz (O.), Reise auf dem Ogowe in West-Afrika. Bericht an den Vorstand der deutschen afrikanischen Gesellschaft, d. d. Adolinalonga, August-November 1874. — Petermann's Mittheil. 1875. p. 121.
- , Reise auf dem Okande in Westafrika. — Z. d. Berl. Ges. für Erdkunde. 1875. p. 236.
- Das Land am Gabon und seine Bewohner. — Aus allen Welttheilen. VI. 1875. p. 7.
- Bastian (A.), Die deutsche Expedition an der Loango-Küste. Bd. II. Jena (Costenoble). 1875. gr. 8. (9 M.)
- Güssfeldt (P.), Reise an den Nhangas. — Z. d. Berlin. Ges. f. Erdkunde. X. 1875. p. 142. 161.
- Burton (R. F.), Two trips to Gorilla Land and the cataracts of the Congo. 2 vols. London (Low) 1875. 600 S. 8. (28 s.)
- Grandy, Report of the proceedings of the Livingstone Congo expedition. — Proceed. of the Roy. Geogr. Soc. XIX. 1875. p. 78.
- Monteiro (Joach. J.), On the Quissama-Tribe of Angola. — Journ. of the Anthropolog. Institute. V. 1875. p. 198.
- , Angola and the river Congo. With maps and illustrations. 2 vols. London (Macmillan) 1875. 636 S. 8. (21 s.)

Süd-Afrika.

- Erskine (St. Vincent), A journey to Umzila, in southwestern Africa. — Proceed. of the Roy. Geogr. Soc. XIX. 1875. p. 110.
- Andersson (Ch. J.), Notes of travel in South Africa. Edit. by L. Lloyd. London (Hurst & B.) 1875. 346 S. 8. (15 s.)
- Livingstone (D.), Popular account of missionary travels, and researches in South Africa. New edit. London (Murray) 1875. 440 S. 8. (7 s. 6 d.)
- Mohr (E.), Nach den Victoriafällen des Zambesi. 2 Bde. Leipzig (Hirst & Sohn) 1875. gr. 8. (20 M.)
- Merensky (A.), Beiträge zur Kenntniss Süd-Afrika's, geographischen, ethnographischen and historischen Inhalts. Berlin (Wigandt & Grieben) 1875. gr. 8. (2 M. 25 Pf.)
- Cohen (E.), Erläuternde Bemerkungen zu der Routenkarte einer Reise von Lydenburg nach den Goldfeldern und von Lydenburg nach der Delagoa-Bai im östlichen Süd-Afrika. — 2. Jahresber. d. geograph. Ges. in Hamburg. 1875. p. 173.
- Cachet (F. L.), Vijftien jaar in Zuid-Afrika. Brieven aan een vriend. 2 dln. Leeuwarden (Bockma) 1875. gr. 8. (f. 3.)
- Robertson (Henrietta), Memoir. Mission life among the Zulu-Kafirs. Compiled from letters and journals written to the late Bishop Mackenzie and his sisters. Edit. by Anne Mackenzie. New edit. London (Bemrose & S.) 1875. 244 S. 8. (3 s. 6 d.)
- Leslie (D.), Among the Zulus and Amatongas. Edit. by the Hon. W. H. Drummond. 2. edit. Edinburgh (Edmonston & D.) 1875. 450 S. 8. (7 s. 6 d.)
- Melan (C. H.), South African Missions. London (Nisbet) 1876. 321 S. 12. (3 s. 6 d.)
- Fritsch's (S.) Schilderungen der Hottentoten. — Globus. XXVII. 1875. p. 374.
- Merenski (A.), Ueber die Hottentotten. — Z. f. Ethnologie. 1875. Verhandl. p. 18.
- Bleek (W. H. J.), A brief account of Bushman folk-lore and other texts. Cape Town. 1875. fol.
- Die religiösen Ideen und Gebräuche der Kaffern. — Ausland 1875. No. 34.
- Holub (C. J.), Eine Gerichtssitzung in Südafrika. — Ebds. 1875. No. 29.
- Weineck (K. F.), Ein Vehmgericht bei den Kaffern. — Aus allen Welttheilen. VI. 1875. p. 211.

Der Ostrand Afrika's.

- v. Barth (H.), Ost-Afrika vom Limpopo bis zum Somali-Lande. 2. Ausg. Leipzig (Spamer) 1875. gr. 8. (9 M.)
- Fortdauer des Sklavenhandels in Ostafrika. — Globus. XXVII. 1875. p. 60.
- La Mozambique. — L'Explorateur géogr. II. 1875. p. 294.
- Raffray (A.), Voyage en Abyssinie, à Zanzibar et au pays de Ouanike. — *Bullet. de la Soc. de géogr.* X. 1875. p. 291.
- Elton, On the coast country of east Africa south of Zanzibar. — *Journ. of the Roy. Geogr. Soc.* XLIV. 1874. p. 227.
- New (Ch.), Journey from the Pagani, viâ Wadigo, to Mombasa. — *Proceed. of the Roy. Geogr. Soc.* XIX. 1875. p. 317.
- Hildebrandt's Reisen in den Küstenländern von Ostafrika und Arabien. — *Gaea.* XI. 1875. p. 295.
- Hildebrandt (J. M.), Erlebnisse auf einer Reise von Massûa in das Gebiet der Afer und nach Aden. — *Z. d. Berlin. Ges. f. Erdkunde.* X. 1874. p. 1.
- , Ostafrikanische Wald- und Wasserbilder. — *Gartenlaube* 1875. No. 25.
- , Ausflug von Aden in das Gebiet der Wer-Singelli-Somalen und Besteigung des Ahl-Gebirges. — *Z. d. Berlin. Ges. f. Erdkunde.* 1875. p. 266.
- , Vorläufige Bemerkungen über die Sômal. — *Z. f. Ethnologie.* 1875. p. 1.
- Auf dem Markte von Berbera. — *Globus.* XXIII. 1875. No. 8.

Central-Afrika.

- de Compiègne, Commerce dans l'Afrique équatoriale. — *Bullet. de la Soc. de géogr. de Lyon.* I. 1875. p. 127.
- Ule (O.), Die Zwergvölker Innerafrika's. — *Die Natur* 1875. No. 36 f.
- Largeau (V.), Rapport sur un voyage de découverte dans le Sahara. — *Le Globe. Journ. géogr. Bullet.* XIV. 1875. p. 25.
- Soleillet (P.), Excursion dans le Sahara. — *l'Explorateur géogr.* I. 1875. No. 20.
- , Le commerce du Sahara. — *Ebds.* I. 1875. No. 19 f.
- Nachtigal (G.), Ueber Hofstaat, Gerichtspflege, Administration und Heerwesen in Wadaï. — *Z. d. Berlin. Ges. f. Erdkunde.* 1875. p. 143.
- , Die Länder im Süden Wadaï's. — *Z. d. Berlin. Ges. f. Erdkunde.* 1875. p. 110.
- Schweinfurth (G.), Nel cuore dell'Africa, tre anni di viaggi e d'avventure nelle regioni inesplorate dell'Africa centrale. Vol. I. II. Milano 1875. 216 u. 224 S. 8. (I. 6.)
- Il viaggio di Giovanni Miani al Monbuttu. Note coordinate dalla geografica italiana. Roma (Civelli) 1875. 46 S. 8.
- Camperio, Viaggi di Miani. — *Bollett. d. Soc. geogr. italiana.* XII. 1875. p. 213.
- Chaillé-Long-Bey (C.), Voyage au lac Victoria N'Yanza et au pays Niam-Niam. — *Bullet. de la Soc. géogt.* X. 1875. p. 350.
- Livingstone (D.), Life and explorations. Compiled from reliable source. London (Adam) 1875. 326 S. 8. (3 s. 6 d.)
- Livingstone's Reisen in Inner-Africa; 1866—73. Auszug aus seinen Tagebüchern. — *Petermann's Mitthl.* 1875. p. 81.
- Waller (H.), Die letzte Reise von David Livingstone in Central-Afrika von 1865 bis zu seinem Tode 1873. Hamburg (Hoffmann & Campe) 1875. gr. 8.
- Die Herrscher von Uganda and Ungoro im aequatorialen Africa. — *Globus.* XXVII. 1875. p. 26.
- Cameron, Exploration to lake Tanganyika. — *Proceed. of the Roy. Geogr. Soc.* XIX. 185. p. 74.
- , Journal from Unyanyembe to Ujiji. — *Ebds.* XIX. 1875. p. 136.

Die afrikanischen Inseln.

- Berthelot (S.), Notice sur les caractères hiéroglyphes, gravées sur des rochers volcaniques, aux îles Canaries. — *Bullet. de la Soc. de Géogr.* VI. Sér. IX. 1875. p. 177.
- v. Löhner (Fr.), Canarische Reisetage. — *Augsburg. Allgem. Z. Beil.* 1875. 5., 12., 19. März.

- Mullens (J.), Twelve months in Madagascar. London (Nisbet) 1875. 342 S. 8. (7 s. 6 d.)
 —, On the origin and progress of the people of Madagascar. — Journ. of the Anthropolog. Institut. V. 1875. p. 181.
 —, On the central provinces of Madagascar. — Proceed. of the Roy. Geogr. Soc. XIX. 1875. p. 182.

Amerika.

- Waldeck, Sur l'archéologie Américaine. — Archives de la Soc. Américaine de France. Nouv. Sér. I. 1875. p. 143.
 de Rosny (L.), Introduction à une histoire de la céramique chez les Indiens du Nouveau-Monde. — Ebds. Nouv. Sér. I. 1875. p. 147.
 —, Recherches sur les marques, le jade et l'industrie lapidaire chez les indigènes de l'Amérique antique. — Ebds. Nouv. Sér. I. 1875. p. 297.
 Eight annual report of the Trustees of the Peabody Museum of American Archaeology and Ethnology. Cambridge. 1875. 8.
 de Rosny (L.), Le cabinet d'un Antiquaire Américaniste. — Archives de la Soc. Américaine de France. Nouv. Sér. I. 1875. p. 215.
 Bentzon (Th.), L'âge doré en Amérique, les moeurs et la Société américaine, d'après les écrivains du pays. — Revue d. deux mondes. 1875. 15. März.
 Urgeschichtlicher Schwindel in Amerika. — Gaea. XI. 1875. p. 258.

Nord - Amerika.

- Schmidt (C.), Ueber amerikanische Hochäcker. — 6. Allgem. Vers. d. deutsch. Ges. f. Anthropol. etc. in München. 1875. p. 62.
 Eine isländische Colonie auf der Insel Kadiak. — Globus. XXVII. 1875. p. 61.
 Radloff (L.), Wörterbuch der Kinai-Sprache, her. von Schiefner. — Mém. de l'Acad. Imp. d. sciences de St. Pétersbourg. VII. Sér. XXI. No. 8. 1874.
 Gatchet (A.), Alaska und seine Bewohner. — Aus allen Welttheilen. VI. 1875. p. 195.
 Rink (Henry), Tales and traditions of the Eskimo. With sketch of their habits, religion, language and other peculiarities. Translated from the Danish by the Author. Edit. by Dr. Rob. Brown. With numerous illustrations drawn and engraved by an Eskimo. London (Blackwoods) 1875. 480 S. 8. (10 s. 6 d.)
 Petitot (l'abbé E.), Géographie de l'Athabaskaw-Mackenzie. — Bullet. de la Soc. de Géogr. X. 1875. p. 5. 126. 242.
 Schumacher (P.), Remarks on the Kjökken-Möddings on the north-west coast of America. — Report of the Smithson. Institut. (1873) 1874. p. 354.
 Petitot, Le bassin du Mackenzie, les Esquimaux, les Déné. — L'Explorateur géogr. I. 1875. No. 13.
 Buttler (W. F.), The wild North Land, being the story of a winter journey with dogs across Northern North America. 5. edit. London (Low) 1875. 358 S. 8. (7. s. 6 d.) — Dass. 6. u. 7. edit. Ebds. 386 S. 8.
 Pinart (A. L.), Voyages à la côte nord-ouest de l'Amérique exécutés durant les années 1870—72. Vol. I. Partie I. histoire naturelle. Paris 1875. fol.
 —, La caverne d'Aknañh, île d'Ounga (Archipel Shumagia, Alaska) Ebds. 1875. fol.
 —, Bibliothèque de linguistique et d'ethnographie Américaine. Vol. I. Arte de la lengua Chiapaneka por Fray Juan de Albornoz y doctrina cristiana en lengua Chiapaneka por Fray Luis Barrientos. Paris (Leroux) 1875. 4.
 —, Sur les Atnahs. — Revue de philologie. I. 1875. p. 120.
 Wise (Daniel D. D.), Summer days on the Hudson: the story of a pleasure tour from Sandy Hook to the Saranac Lakes, including incidents of travel, legends, historical anecdotes etc. New York 1875. 12. (10 s. 6 d.)
 Ballantyne (R. Mich.), Hudson Bay; or, everyday life in the wilds of North America. New edit. London (Nelsons) 1876. 374 S. 8. (5 s.)

- Pessels (E.), Einige Worte über die Inuit (Eskimo) des Smith-Sundes, nebst Bemerkungen über Inuit-Schädel. — Arch. f. Anthropologie. VIII. 1875. p. 107.
- Farrens (E.), La province de Manitoba. — L'Explorateur géogr. I. 1875. No. 7.
- , Le Canada français. — Ebds. I. 1875. No. 2.
- Aimard (G.), Un comptoir au Val de la Mort (pays des Fourrures). — Ebds. I. 1875. No. 18.
- Lloyd (T. G. B.), A further account of the Beothucs of Newfoundland. — Journ. of the Anthropologic. Instit. V.
- Forster (J. W.), Prehistoric races of the United States. Illustrated. Chicago. 1875. 8 (18 s.)
- Die Zahl der Indianer in den Vereinigten Staaten. — Aus allen Welttheilen. VI. 1875. p. 305.
- Simonin (L.), A travers les États-Unis, de l'Atlantique au Pacifique. Le grand désert américain. Les Mormons. Les filons d'argent du Nevada. La Californie. Les immigrants. Les derniers Peaux-Rouges. Paris (Charpentier) 1875. 418 S. 16. (3½ fr.)
- Abbott (J. S. C.), The adventures of the Chevalier de la Salle and his companions in their exploration of the Prairies, forests, lakes and rivers of the New World, and their interviews with the savage tribes two hundred years ago. Illustrated. New York. 1875. 12. (7 s. 6 d.)
- Wild life in the Far West; being the life and personal adventures of Capt. James Hobbs Comanche Jim), renowned all over the broad western plains and among the mountains as the great pioneer, hunter, trapper, scout and guide. St. Louis. 1875. 8. (12 s. 6 d.)
- v. Versen (M.), Transatlantische Streifzüge. Ergebnisse und Betrachtungen aus Nordamerika. Leipzig (Duncker & Humblot). 1875. gr. 8. (9 M.)
- Kirchhoff (Th.), Reisebilder und Skizzen aus Amerika. Bd. I. Altona (Schlüter) 1875. 8. (4 M. 50 Pf.)
- Abbot (Ch. C.), On the occurrence in New-Jersey of supposed flint scalping knives. — Nature. XII. 1875. p. 368.
- , On the occurrence of a stone mask in New-Jersey, U. S. A. — Ebds. XII. 1875. p. 49.
- Gill (Th.), The Tennessee pygmies. — The Academy. 1876. No. 195.
- Archaeological researches in Kentucky and Indiana. — Nature 1875. No. 319.
- Putnam (F. W.), Archaeological researches in Kentucky and Indiana, 1874. — Proceed. of the Boston Soc. of Natural History. XVII. 1875.
- Perrine (Th. M.), Antiquities of Union County, Illinois. — Report of the Smithson. Instit. (1873) 1874. p. 410.
- Wallace (Ch. M.), On flint implements from the stratified drift of the vicinity of Richmond (Virginia). — American Journ. of science. XI. 1876. p. 195.
- Patton (A.), Antiquities of Knox County, Indiana, and Lawrence County, Illinois. — Report of the Smithson. Instit. (1873) 1874. p. 411.
- Gillman (H.), On mound-builder and platynemism in Michigan. — Ebds. (1873) 1874. p. 364.
- Münch (F.), Der Staat Missouri. Ein Handbuch für deutsche Auswanderer. Bremen (Tannen) 1875. 8. (2 M.)
- King (Edw.), The southern states of North America: a record of journeys in Louisiana, Texas, the Indian Territory, Missouri, Arkansas, Mississippi, Alabama, Georgia etc. Profusely illustr. from original sketches by J. Wells Champney. London (Blackie) 1875. 816 S. 8. (31 s. 6 d.)
- Abbott (Ch. C.), Note on Haematite Indian axes from West Virginia. — Nature. XII. 1875. p. 478.
- Baker (D. W. C.), A Texas scrap-book. Made up of the history, biography and miscellany of Texas and its people. New-York 1875. 8. (25 s.)
- Jackson (W. H.), Ancient ruins in southwestern Colorado. — Bullet. of the U. S. Geolog. and Geogr. Survey of the Territories. 2d series. N. 1. 1875. p. 17.
- Poston (Ch. D.), Notes on Arizona. — Proceed. of the Roy. Geogr. Soc. XIX. 1875. p. 302.
- Schoebel (C.), Une expédition dans le Nouveau Mexique et l'Arizona. — Archives de la Soc. Américaine de France. Nouv. Sér. I. 1875. p. 19.

- Goldschmidt (A.), Die Pueblo-Indianer in Neu-Mexico. — Aus allen Welttheilen. VI. 1875. p. 114.
- Die Mormonen und ihre Zukunft. — Ebds. VI. 1875. p. 5.
- Bancroft (H. H.), The native races of the Pacific States of North-America. 3 vols. Leipzig (Brockhaus) 1875. gr. 8 (à 48 M.)
- Parkman (F.), The native races of the Pacific States. — North American Review. 1875. Januar.
- Bancroft (H. H.), Paläste und Haushaltungen der Nahua-Könige. — Aus allen Welttheilen. VI. 1875. p. 225.
- Mythen und Sprachen in den Pacifischen Staaten Amerika's nach Bancroft. — Globus. XXI. 1876. p. 60.
- Alterthümer aus Utah und Californien. — Ebds. XXVIII. 1875. p. 357.
- Kirchhoff (Th.), Kreuz- und Querzüge in Californien. — Ebds. XXIX. 1876. p. 137.
- Gillet (F.), Les Indiens de la Californie. — Archives de la Soc. Américaine de France. Nouv. Sér. I. 1875. p. 199.
- Schumacher (Paul), Etwas über Kjökken Möddinge und die Funde in alten Gräbern in Südcalfornien. — Arch. für Anthropologie. VIII. 1875. p. 217.
- , Die Anfertigung der Angelhaken aus Muschelschalen bei den früheren Bewohnern der Inseln im Santa Barbara-Canal. — Ebds. VIII. 1875. p. 223.
- Simpson (W.), The Modoc region, California. — Proceed. of the Roy. Geogr. Soc. XIX. 1875. p. 292.
- Pfund (Amalie geb. Janssen), Die Makah-Indianer. — Aus allen Welttheilen. VI. 1875. p. 152.
- Der sogenannte Rassenkrieg in einigen Südstaaten der Union. — Unsere Zeit. N. F. 1872. p. 222.

Mexico. Central-Amerika. Westindien.

- de Charencey (H.), L'histoire légendaire de la Nouvelle Espagne, rapprochée de la source indo-européenne. Alençon, 1874. 8.
- Im Fluge durch Mexico. — Ausland. 1875. No. 30 f.
- Behrnauer (W.), Essai sur le commerce dans l'ancien Mexique et au Pérou. — Archives de la Soc. Américaine de France. Nouv. Sér. I. 1875. p. 186.
- Parmentier (Th.), et E. Guimet, De l'origine des anciens peuples du Mexique. — Bull. de la Soc. de géogr. de Lyon. I. 1875. p. 97.
- Piepart (J.): Astronomie, Chronologie et rites des Mexicains, d'après leur calendrier. — Archives de la Soc. Américaine de France. Nouv. Sér. I. 1875. p. 226.
- Bancroft (H. H.), Aus dem häuslichen Leben der alten Mexicaner. — Globus XXVIII. 1875. No. 19 f.
- La coquille, comme ornement chez les Mexicains. — Archives de la Soc. Américaine de France. Nouv. Sér. I. 1875. p. 276.
- Bonan (E.), La Tentetl des anciens Mexicains. — Ebds. I. 1875. p. 226.
- Burnouf (E.), Amulettes et tentels mexicains. — Ebds. I. 1875. p. 371.
- Aubin (A.), Examen des anciennes peintures figuratives de l'ancien Mexique. — Ebds. I. 1875. p. 283.
- Madier de Montjan (Éd.), Sur quelques manuscrits figuratifs de l'ancien Mexique. — Ebds. I. 1875. p. 227.
- Topinard (P.), Sur les deux microcephales Azthèques. — Bull. de la Soc. d'anthrop. 1875.
- Hamy (F. H.), Quelques observations ethnologiques au sujet de deux microcéphales américains. — Ebds.
- Description de un maméféro fósil de especie desconocida perteneciente al género „Glyptodon“ encontrado entre los capas post-terciarias de Tequisquiác, en el distrito de Zumpango. — Bolet. de la Soc. de geografía de la republ. Mexicana. 3 época. II. 1875. p. 354.
- Berendt (C. H.), On a grammar and dictionary of the Cabib or Karif language, with some account of the people by whom it is spoken. — Report of the Smithsonian. Instit. (1873) 1874. p. 363.

- de Charencey (H.), Fragments de chrestomathie de la langue maya antique. — Revue de philologie. I. 1875. p. 259.
- de Rosny (L.), L'interprétation des anciens textes mayas. Suivi d'un aperçu de la grammaire maya, d'un choix de textes avec traduction et d'un vocabulaire. Paris 1875. 70 S. 8. (10 fr.)
- Duchateau (J.), Sur l'écriture calculiforme des Mayas. — Archives de la Soc. Américaine de France. Nouv. Sér. I. 1875. p. 31.
- Brasseur de Bourbourg, Coup d'oeil sur la nation et la langue des Wabi, population maritime de la côte de Tehuantepec. — Ebd. I. 1875. p. 131.
- Zur Ethnologie Nicaragua's. — Ausl. 1875. No. 36.
- Bernouilli (G.), Reisen in der Republik Guatemala, 1870. — Petermann's Mitthl. 1875. p. 324.
- La Selve (E.), Haiti avant Colomb. — Archives de la Soc. Américaine de France. Nouv. Sér. I. 1875. p. 367.

Süd-Amerika

- Tejera (M.), Venezuela pintoresca é ilustrada, relacion historica, geografica, estadistica, comercial é industrial; usos, costumbres y literatura nacional. T. I. Paris 1875. X, 419 S. 18.
- Goering (A.), Venezuelanische Alterthümer. — Mitthl. d. Ver. f. Erdkunde zu Leipzig. 1874 (1875). p. 21.
- Zimmermann (H.), Skizzen aus Neu-Granada. — Aus allen Welttheilen. VI. 1875. p. 219.
- Andree (R.), Neugranadinische Alterthümer. — Globus XXIX. 1876. No. 2 f.
- Vadet (E. G.) et L. Millot, L'Équateur, ses produits, son commerce. — L'Explorateur géogr. II. 1875. No. 31.
- de Labarthe (Ch.), La civilisation Pérouvienne avant l'arrivé des Espagnols. — Archives de la Soc. Américaine de France. Nouv. Sér. I. 1875. p. 119.
- Ber, Les populations préhistoriques d'Ancon (Pérou); avec des notes par P. Topinard. — Revue d'anthropologie. VI. 1875. p. 54.
- Bollaert (W.), Sur les signes graphiques des anciens Péruviens. — Archives de la Soc. Américaine de France. Nouv. Sér. I. 1875. p. 321.
- Clavaïroz (L. F.), Les richesses de l'ancien Pérou. — L'Explorateur géogr. I. 1875. No. 15.
- Voss, Kranier of Inca-Racen. — Norske Magaz. f. Lægevid. 3. R. III. 5.
- Marcy (P.), Voyage dans l'Entre-Sierra, la vallée de Huarancalqui et les régions du Pajonal (Bas-Pérou). — Le Tour du Monde. No. 739—41.
- Barrot (Fr.), Sur quelques bijoux d'or Péruviens. — Archives de la Soc. Américaine de France. Nouv. Sér. I. 1875. p. 257.
- Péruvianische Alterthümer. — Globus. XXVIII. 1875. p. 310. 328.
- Ellis (R.), Peruvia Scythica: the Quichua language of Peru. London (Trübner) 1875. 8.
- Boeck (E.), Ein Beitrag zur Beurtheilung des Khechuastammes in Peru und Bolivia. — Globus. XXVIII. 1875. p. 265. 301.
- The city and valley of Quito and the Quitonians. — Bates, Illustrated Travels. VI. 1874. p. 293.
- Cortés (J. D.), Bolivia, apuntes jeográficos, estadísticos, de costumbres descriptivos e históricos. Paris (imp. Labure) 1875. 176 S. 12.
- Keller Leuzinger bei den Moxos-Indianern in Bolivia. — Globus. XXVII. 1875. p. 166.
- Thiele (G.), Skizzen aus Chile. — Globus. XXVIII. 1875. p. 205. 218. 251. 318.
- Philippi (R. A.), Ueber die Cunco-Indianer und die Töpferei in Chile. — Z. f. Ethnographie. 1874. Verhandl. p. 178.
- Bresson (A.), Le desert d'Atacama et Caracoles, Amérique du Sud. 1870—74. — Le Tour du Monde. XXIX. 1875. p. 321.
- Virchow, Schädel von Araucanos und andern Südamerikanern. — Z. f. Ethnologie. 1874. Verhandl. p. 258.
- Die Wüste Atacama. — Globus. XXIX. 1876. No. 1 ff.
- Zeitschrift für Ethnologie. Jahrg. 1876.

- Burmeister (H.), Die Ureinwohner der La Plata Staaten. — Z. f. Ethnologie. 1875. Verhandl. p. 58.
- Virchow, Brasilianische Indianerschädel. — Ebd. 1875. Verhandl. p. 159.
- Hartmann (R.), Köpfe von Mulatten und Negern am Bahia im anatomischen Museum von Berlin. — Ebd. 1875. Verhandl. p. 42.
- v. Hellwald (Fr.), Das Kaiserthum Brasilien und seine jüngste Entwicklung. — Unsere Zeit. N. F. XI. 1. 1875. p. 91. 360. 531.
- Allain (E.), Statistique du Brésil. — Bullet. de la Soc. de géogr. X. 1875. p. 314.
- Canstatt (O.), In Brasilien. — Ausland 1875. No. 26 f. 34. 52.
- Conto de Magelhães (Expraesident von Goyaz), Reise an den Araguaya im Januar 1865 — Petermann's Mitthl. 1876. p. 79.
- Hartt (Chr. Fr.), Notes on the manufacture of pottery among savage races. Rio de Janeiro. 1875. 8.
- Daireaux (E.), L'industrie pastorale dans les pampas de l'Amérique du Sud, les indigènes et les colons dans le désert. — Revue d. deux mondes. 1875. 15. Juli.
- Keller (Franz), The Amazon and Madeira rivers; sketches and descriptions from the notebook of an explorer. New edit. with 68 illustrations. London (Chapman) 1876. 220 S. 8. (9 s.)
- Bresson, L'Amazonie. — l'Explorateur géogr. II. 1875. No. 35.
- Aussterben einer Indianerhorde am Amazonas. — Ausland 1875. No. 36.
- Mantegazza (P.), Il ritratto di due Chiriguani. — Archivio per l'antropologia. V. 1875. p. 1.
- Gerber (W.), Geographical notes on the province of Minas Geraes. — Journ. of the Roy. Geogr. Soc. XLIV. 1875. p. 261.
- Johnston (K.), Recent journey in Paraguay. — Geogr. Magaz. II. 1875. p. 308.
- In Paraguay. — Globus. XXVII. 1875. No. 1 ff.
- Bermondy (Th.), Les Patagons, les Fuegiens et les Araucans. — Archives de la Soc. Américaine de France. Nouv. Sér. I. 1875. p. 355.
- Berg (K.), Eine naturhistorische Reise nach Patagonien. — Petermann's Mitthl. 1875. p. 364.
- Moreau (G.), La Guyane française. — l'Explorateur géogr. I. 1875. No. 14.

Australien und die Inseln des stillen Oceans.

- Topinard (P.), Note sur les métis d'Australiens et d'Européens. — Revue d'anthropologie. V. 1875 p. 243.
- Forest (J.), The natives of central and western Australia. — Journ. of the Anthropolog. Instit. V. 1876. p. 316.
- Trollope (A.), Reis door Australie en Nieuw-Zeeland. Eene leerzame en onderhoudende beschrijving der verschillende landen, volken, zeden en gewoonten, godsdiensten en rejeeringsvormen etc. Uit het Engelsch. Leiden (Noothoven van Goor) 1875. gr. 8. (f. 7,50.)
- Siebzehn Jahre unter australischen Wilden. — Globus. XXIII. 1875. No. 8.
- Bastian (A.), Australien und Nachbarschaft. (Forts.) — Z. f. Ethnologie. 1875. p. 17. 163.
- Glover (J. P.), Curious Australian implement. — Nature. 1875. N. 315.
- Meinicke (C. E.), Die Inseln des Stillen Oceans. Thl. I. Melanesien und Neuseeland. Thl. II. Polynisien und Mikronesien. Leipzig (Frohberg) 1875. gr. 8. (21 M.)
- Gerland (G.), Die physische Gleichheit der oceanischen Rasse. — Leopoldina, amtl. Organ d. K. Leopold. Akad. 1875. p. 23.
- Foley (A. Ed.), Quatre années en Océanie. Histoire naturelle de l'homme et des variétés qu'il organise. Moeurs et coutumes de certains Papous australiens, anatomie et physiologie du plus airéré des noirs. 2 vols. Paris. 1875. 678 S. 8. (7 fr.)
- Pailhès (A.), Souvenirs du Pacifique. — Le Tour du Monde. No. 746.
- Wood (C. F.), A yachting cruise in the South Sea. London (King) 1875. 220 S. 8. (7 s. 6 d.)
- Sanson, Sur les perforations artificielles du crâne chez les insulaires de la Mer du Sud. — Bull. de la Soc. d'Anthropologie. 1874. 4. fasc.

- Thomson, *Ethnographical considerations of the whence of the Maori*. — *Transactions of the Newzealand Institute*. IV.
- Travers, *Notes upon the historical value of the „Traditions of the Newzealanders“, as collected by S. G. Grey*. — *Ebds.* IV.
- Scheube (H.), *Unter den Schafbaronen Neuseelands. Nach Briefen einer englischen Dame*. — *Aus allen Welttheilen*. VI. 1875. p. 102. 134.
- A week among the Maoris of Tanpo. — *Cornhill Magaz.* 1876. Januar.
- Haast (J.), *Die Moa Bone Point Cave auf Neu-Seeland*. — *Z. f. Ethnologie*. 1875. Verhdl. p. 8.
- Aus der französischen Strafcolonie Neu-Caledonien. — *Aus allen Welttheilen*. VI. 1875. p. 292.
- Lawson (Capt. J. A.), *Wanderings in the interior of New-Guinea*. London (Chapman) 1875. 290 S. 8. (10 s. 6 d.)
- von Rosenberg (G. B. H.), *Reistochten naar de Geelvinkbaai of Nieuw-Guinea in de jaren 1869 en 1870*. Uitgeg. door het K. Instituut voor de taal-, land- en volkenkunde van Nederlandsch-Indië. 's Gravenhage (M. Nijhoff) 1875. XXIV. 153 S. 4 m. 22 pl. (f. 6.)
- Lawes (N. G.), *New-Guinea*. — *The Academy*. 1875. p. 661.
- Moresby (J.) *Discoveries in Eastern New Guinea, by Capt. Moresby and the Officers of H. M. S. Basilisk*. — *Proceed. of the Roy. Geogr. Soc.* XIX. 1875. p. 225.
- , *Recent discoveries at the eastern end of New Guinea*. — *Journ. of the Roy. Geogr. Soc.* XLIV. 1874. p. 1.
- Gill (W. Wyatt), *Three visits to New Guinea*. — *Ebds.* p. 15.
- Redlich (E.), *Notes on the western islands of the Pacific Ocean and New Guinea*. — *Ebds.* p. 30.
- Recenti spedizioni alla Nuova Guinea. — *Cosmos*. II. 1874. p. 203. 278.
- De Compiègne, *La Nouvelle Guinée*. — *L'Explorateur géogr.* II. 1875. No. 36.
- Meyer (A. B.), *Notizen über Glauben und Sitten der Papuas des Mafoor'schen Stammes auf Neu-Guinea*. — XII. *Jahresber. d. Ver. f. Erdkunde zu Dresden*. 1875. p. 23.
- , *Anthropologische Mittheilungen über die Papuas von Neu-Guinea*. — *Mitthl. d. Wiener Anthropol. Ges.* IV. 1874. p. 87.
- , *Ueber die Mafoor'sche und einige andere Papua-Sprachen auf Neu-Guinea*. — *Sitzungsberichte d. Wien. Akad. d. Wiss. Philol. hist. Cl.* LXXVI. 1874. p. 299.
- , *Ueber 135 Papua-Schädel von Neu-Guinea und der Insel Mysore (Geelvinksbay)*. — *Mitthl. aus d. K. zoologischen Museum zu Dresden*. Hft. I. 1875. p. 59.
- Tungel (E.), *Messungen von Skeletknochen der Papuas*. — *Ebds.* Hft. I. 1875. p. 90.
- Friederichsen (L.), *Ueber die Ruinen von Nanmatal auf der Insel Ponapé (Carolinen-Archipel)*. — 2. *Jahresber. d. geogr. Ges. in Hamburg*. 1875. p. 83.
- Der Marquesas-Archipel. — *Globus*. XXVIII. 1875. No. 12 f. 16.
- Pailhès (A.), *Souvenirs du Pacifique*. I. *L'archipel des Marquises*. II. *L'archipel des Tuamotu. Les îles Gambier*. 1872—74 — *Le Tour du Monde*. XXIX. 1875. p. 241.
- Mariot (A.), *Note sur le Taïti et les Tuamotus*. — *Revue marit. et colon.* 1875. April. p. 76.
- Böhr (E.), *Die Samoa- oder Schiffer-Inseln*. — *Deutsche Rundschau* VI. 1876. p. 426.
- Boisse (E.), *Les îles Samoa, Mukunono, Fakaaso, Wallès et Horne*. — *Bullet. de la Soc. de géogr.* X. 1875. p. 417.
- Forbes (Litton), *Two years in Fiji*. London (Longmans) 1875. 352 S. 8. (8 s. 6 d.)
- de Ricci (J. A.), *Fiji: our new province in the South Sea*. London (Stanford) 1875. 332 S. 8. (9 s.)
- Von den Fidschi-Inseln. — *Globus*. XXIII. 1875. p. 77.
- Die Fidschi-Inseln. — *Unsere Zeit*. N. F. I. 1875. p. 698. 764.
- Greffrath (H.), *Die Fidschi-Inseln und die dortigen politischen Zustände*. — *Aus allen Welttheilen*. VI. 1875. p. 74. 193.
- Varigny (C.), *Le isole Sandwich (Isola Havai)*. Milano 1875. 160 S. 8. (L. 2.)

Miscellen und Bücherschau.

A. B. Meyer. Ueber hundert fünf und dreissig Papua-Schädel von Neu-Guinea und der Insel Mysore (Geelvinksbai). — Mitth. d. kgl. zoolog. Museums zu Dresden. S. 59-84.

Der durch seine Reise im ostindischen Archipel und auf Neu-Guinea bekannte Verf. veröffentlicht in der vorliegenden Abhandlung den ersten Theil seiner Studien an dem von ihm mitgebrachten ausserordentlich reichen craniologischen Material. Auf den ersten fünf Seiten macht er nähere Angaben über die Erwerbung desselben und sucht etwaige Zweifel an der Aechtheit zu beseitigen. Es folgt darauf eine etwa zwei Seiten umfassende Erläuterung zu den Messungstabellen, in der Verf. mit kurzen klaren Worten die Ausgangspunkte für sämtliche Masse angiebt. Alle Durchmesser wurden mit dem nach von Jherings Anschauungen von Spengel construirten Craniometer bestimmt, welchen Verf. sehr warm empfiehlt. Dazu kommen einige Bogenmasse mit Bandmass und einige Zirkelmasse. Auf diese unvermeidlichen Präliminarien folgen die Messungstabellen, welche den grössten Theil der Abhandlung einnehmen (15 Seiten). Von jedem Schädel sind 31 Masse genommen und aus diesen fernere 12 Werthe (die üblichen Indices, das Verhältniss der grössten zur geringsten Breite und die Lage einzelner Punkte und Durchmesser in Theilen des Längen- und Höhendurchmessers). Zu der Mehrzahl der Schädel sind ferner einige kurze „besondere Bemerkungen“ gemacht. Der Abhandlung sind endlich drei lithographirte Tafeln beigegeben: auf jeder sind fünf Schädel in je fünf Ansichten in geometrischen Zeichnungen in $\frac{1}{4}$ nat. Gr. dargestellt.

Da der Verf. uns für das 2. Heft der „Mittheilungen“ eine Fortsetzung seiner craniologischen Studien verspricht, so wollen wir es nicht unterlassen, einige Bedenken, welche uns bei der Durchmusterung dieses ersten Theiles aufgestiegen sind, auszusprechen und den Wunsch hinzuzufügen, dass die Fortsetzung von den zu rügenden Mängeln frei sein möge.

Wenden wir uns zunächst zu den Messungstabellen, so können wir uns durchaus nicht damit einverstanden erklären, dass Verf. seinem Leser eine solch' schwindelerregende Zahlenmenge ohne alle Ordnung und Gedanken anbietet: Statt die Schädel nach der Capacität oder — was Ref. noch vorziehen würde — nach dem Längenbreiten-Index zu ordnen, werden sie einfach der Katalogsnummer nach aufgeführt. Ja es sind nicht einmal männliche und weibliche, erwachsene und jugendliche Schädel gesondert, und doch ist ohne diess eine richtige Würdigung der so auffallenden Formdifferenzen ganz unmöglich.

Als Beweis, wie wesentlich eine solche Trennung gerade in dem vorliegenden Falle gewesen wäre, wollen wir nur anführen, dass unter den 9 Schädeln mit einem Index von über 78 fünf jugendliche und ein asymmetrischer sich befinden. Ebensowenig sind etwaige synostatische Schädel ausgemerzt. Wir möchten dem Verf. empfehlen, uns in seinen Fortsetzungen noch eine Reihe von weiteren Tabellen zu geben, in denen die Schädel nach der Capacität und den einzelnen Indices geordnet sind. Es würden sich daraus nicht nur für den speciellen Fall, sondern gewiss, bei der grossen Fülle des Materials, auch allgemein wichtige Schlüsse ergeben.

Ebensowenig wie mit den Messungstabellen kann Ref. sich von den Tafeln befriedigt erklären. Konnten die Bilder nicht in grösserem Massstabe ausgeführt werden, so musste die Behandlung der Zeichnung offenbar eine andere sein. Statt verschwommener Contouren wären markige feste Linien am Platz gewesen. Aber grösser als dieser ist ein anderer Fehler nämlich der, dass die Verkleinerung ungenau ausgeführt ist: Die Profilansichten sind durchgehends länger als die Scheitelansichten, bisweilen um mehr als einen Millimeter; ferner decken sich häufig die entsprechenden Frontal- und Occipital-, Vertical- und Basalansichten nicht in gehöriger Weise. Berechnet man nun aus den Massen an den Scheitelansichten z. B. die natürliche Länge des Schädels, so findet man dieselbe durchgehends geringer als sie vom Verf. in seinen Tabellen angegeben ist; noch grösser muss nach dem oben Gesagten die Differenz ausfallen, wenn man die Profilansichten misst. Einige Schädel sind schief aufgestellt: so schaut z. B. Nr. 139 auf Taf. IV. in der Frontalansicht nach links, in der Occipitalansicht dagegen nach rechts, eine Incongruenz, welche darauf hindeutet, dass der Schädel aus dem Lucae-Spengel'schen Zeichengestell, mit dem Verf. gearbeitet hat, während des Zeichnens herausgenommen, resp. gefallen ist. Von Nr. 97 ist auf Taf. III eine fast intacte linke Profilansicht abgebildet, während aus der daneben stehenden Frontalansicht hervorgeht, dass die linke Gesichtshälfte fehlt. Die Mehrzahl der gerügten Fehler wird natürlich mehr durch den Lithographen als durch den Verf. verschuldet sein: um so mehr glauben wir den Wunsch auszusprechen zu dürfen, dass dieselben auf den späteren Tafeln vermieden werden mögen.

Die Personennamen in der Völkerkunde.

Von

Richard Andree.

Wie es kein Volk giebt, dem der Gebrauch des Feuers unbekannt wäre, so existirt auch keines, bei dem das Individuum nicht einen Namen trüge. Bei der Ertheilung des Namens und der Führung desselben herrschen die verschiedensten Gebräuche, doch stossen wir auch hier wieder, bei räumlich und ethnisch weit von einander getrennten Völkern auf sehr merkwürdige Uebereinstimmungen. Die Namen sind wechselnde oder feststehende; bei den ersteren wirken sehr verschiedene Bedingungen auf den Wechsel ein; die letzteren deuten gewöhnlich, nicht immer, auf einen Fortschritt in der gesellschaftlichen Ordnung. Auch ist die Annahme von Familiennamen gegenüber den einfachen Personennamen meistens mit höherer Gesittung verknüpft, wenn auch bei tiefer stehenden Völkern Familiennamen vorkommen.¹⁾

Pott, in seinem bahnbrechenden Werke über die Personen- und Familiennamen (Leipzig 1853), beschränkt sich fast durchweg auf die Völker unseres Erdtheils. Indessen lassen sich viele der Gesichtspunkte, unter denen er die Personennamen zusammenfasst, auch bei den Naturvölkern und aussereuropäischen Völkern überhaupt nachweisen. Im Nachstehenden will ich versuchen, die Benennung nach Umständen bei der Geburt, nach Thieren und Pflanzen, durch Orakel, nach den Eltern und Vorfahren, die Aenderungen des Namens, die Benennung der Eltern nach den Kindern, den Schutz,

1) Eigenthümliche Familiennamen in unserem Sinne haben weder Araber noch Berber; Familiennamen werden nur von der ganzen Sippschaft oder dem Stamme geführt (vergl. Ausland 1872. S. 1051). Jeder Chinese hat einen Familiennamen, den er von seinem Vater erbt; ausserdem Spitznamen, Geschäftsnamen, literarischen Namen (Journ. Ethnol. Soc. II. 10. 1870). Bei den Amerikanern sind Familiennamen, wie bei uns, eingeführt, welche vom Vater auf die Kinder forterben können. Indessen ist dies nicht regelmässig der Fall, sie werden oft weg gelassen und Brüder tragen oft ganz verschiedene Familiennamen (Reuel Smith, The Araucanians. New-York 1855. S. 262). Die Indianer an der Westseite der Felsengebirge haben erbliche Familiennamen, deren Bedeutung sich nicht mehr entziffern lässt; jene an der Ostseite sind ohne solche erbliche Namen (P. Kane, Wanderings of an Artist. London 1859. S. 173).

welchen Namen vor bösen Einflüssen gewähren, den Namentausch, die Annahme des Namens Besiegter, das Verbot den eigenen oder den Namen Verstorbener zu nennen, kurz zu erläutern.

Die Geburt, als der wichtigste Akt für den Menschen, mit ihren Nebenumständen, kommt zunächst bei der Namenertheilung in Betracht. Die Zeit, in welcher sie erfolgte, die Constellation und die hiermit in Verbindung gedachten höheren Mächte (Heilige, Gottheiten), der Ort der Geburt, das alles ist von wesentlicher Bedeutung und einflussreich auf den zu ertheilenden Namen. Wird bei den Semangs auf der malayischen Halbinsel ein Kind unter einem Durian- oder Cocosbaum, oder irgend einem andern Baum geboren, so erhält es dessen Namen¹⁾ und so bei den Australiern der Kolonie Victoria, wo die Kinder zwei Namen führen, den einen nach dem Orte der Geburt, den zweiten nach einer charakteristischen, im späteren Leben hervortretenden Eigenschaft. Kommt der Knabe unter einem Wurackbaum (*Banksia*) zur Welt, so heisst er Yab-Wurack, Wurackblatt. (Später, wenn er z. B. lange Beine hat, nennt man ihn Dittenaranarry)²⁾ Zufällige Umstände, die sich während der Geburt ereignen, bestimmen auch in Neuseeland den Namen des Maorikindes³⁾. Der Tscherkesse giebt dem neugeborenen Kinde den Namen derjenigen Person, die nach der Geburt zuerst in's Haus tritt und ist der Name griechisch oder sonst fremd, so fügt er die Endung uk hinzu (Petruk, Pauluk)⁴⁾. So erhält auch das neugeborene Kalmückenkind den Namen desjenigen Gegenstandes, welcher ihm beim ersten Herausragen aus der Kibitka begegnet, sei es nun ein Hund, Schaf, eine Schlange oder dergleichen. (Ausserdem empfängt es einen Spitznamen: badma, Blume; narbo, Edelstein.)⁵⁾

Wie die Umstände und Ereignisse zur Zeit der Geburt bestimmend auf die Namenertheilung einwirken, ersieht man auch aus dem Beispiel der Wanika. Als ein Kind geboren wurde zur Zeit, wie der Missionar Krapf sich in Kambe aufhielt, nannte man es Msungu (Europäer)⁶⁾. Und so bei den alten Mexikanern. Ein Tlaskaltekiischer Häuptling hiess Citlalpopoca, rauchender Stern, weil zur Zeit seiner Geburt ein Komet am Himmel stand.⁷⁾

In katholischen Gegenden ist der Kalendernamen am Tage der Geburt oft für die Benennung ausschlaggebend, so erhielt auch in Guatemala das Kind nach dem Gotte, dem der Tag seiner Geburt geweiht war, den Namen⁸⁾. Hervorragende körperliche Eigenschaften, sofern sie bei Kindern schon be-

1) Windsor Earl, *The Native Races of the Indian Archipelago* London 1853. S. 154.

2) *Transact. Ethnol. Soc.* I. 290. (1861).

3) *Wood Nat. Hist. of Man* II. 132.

4) v. Klaproth, *Reise in den Kaukasus* I. 594.

5) *Jour. Anthropol. Institute* I. 406. (1872)

6) Krapf, *Reisen in Ostafrika*, Kornthal 1858. I. 415.

7) Bancroft, *Native Races of the Pacific States* II. 274.

8) Bancroft II. 680.

merkbar, werden auch zur Namengebung herangezogen; bei den Betschuanen hiess ein grossnasiger Knabe *cukuru* (Nashorn), ein dicker *mahura* (fett)¹⁾, doch im allgemeinen findet eine Benennung nach körperlichen oder geistigen Eigenschaften erst im späteren Alter statt.

Dass Kinder ganz unbenannt bleiben sollten und erst später einen Namen erhalten, dafür finde ich nur ein Beispiel. Burton sagt von den Sioux, dass sie selten ihre Kinder benennen.²⁾ Bei uns sind Benennungen nach Thieren und Blumen in Familiennamen (v. Wurmb, Greiff, Gryphius, Palm, Rose) nichts seltenes und auch bei den alten Mexikanern benannten die Eltern ihre Kinder ähnlich; Knaben nach Thieren und Vögeln, Mädchen nach Blumen³⁾. Die Inguschen im Kaukasus entlehnen ihre Namen von Thieren. Der eine heisst Ochs (*Ust*), der andere Schwein (*chaka*), Hund (*Poe*) u. s. w. und die Weiber führen auch mit Thieren zusammenhängende Namen, z. B. Assir *wachara* (die ein Kalb reitet), Ossiali *wachara* (die eine Hündin reitet)⁴⁾. Dass Thiernamen bei den Rothhäuten — neben andern — eine grosse Rolle spielen, ist als bekannt vorauszusetzen. Die Wölfe, Bären, Schlangen, Falken, einfach und in Zusammensetzungen, nehmen kein Ende. Burton führt bei den Sioux einen Ochschwanz und „*Steam from a cow's belly*“ an. Weiber werden bei ihnen nach Theilen oder Eigenschaften bekannter Thiere benannt: weisser Marder, junger Mink, Bisamrattenklau⁵⁾.

Namen haben bei vielen Völkern mystische Bedeutung, werden im Zusammenhange mit Dämonen und Verstorbenen gedacht (siehe unten), sind von Einfluss auf das Leben des Trägers, daher schon bei ihrer Ertheilung ominöse Gebräuche walten, mit deren Hilfe ein guter und glückbringender Name für das Kind gewonnen werden soll.

Bei den Kolhs in Ostindien findet die Namengebung acht Tage nach der Geburt statt. Für den erstgeborenen Sohn wird gewöhnlich der Name des Grossvaters gewählt, doch versichert man sich zuerst, ob dieser Name auch ein glückbringender ist. Dazu wird eine Portion kleiner schwarzer Erbsen (*Urid*) in ein Gefäss mit Wasser gethan. Schwimmen sie oben, so wird der Namen angenommen, verworfen, wenn sie sinken. Oft wird auch das Kind nach dem Tage genannt, an welchem es geboren ist, z. B. *Souma*, wenn es am Montag geboren ist⁶⁾.

Die Khonds in Orissa führen dasselbe Orakel mit Reiskörnern aus. Jedes Reiskorn wird mit dem Namen eines Vorfahren des Kindes belegt. Nach den Bewegungen der Reiskörner im Wasser und Beobachtungen am

1) Fritsch, Eingeborne Südafrika's 205.

2) *City of the Saints* 141.

3) Bancroft a. a. O. II. 274.

4) v. Klaproth a. a. O. I. 616.

5) *City of the Saints* 141.

6) Nottrott, Die Gossner'sche Mission unter den Kolhs. Halle 1874. S. 127. — *Transact. Ethnol. Soc.* VI. 22 (1868).

Kind bestimmt der Priester, welcher der Vorfahren im Kinde wiedererschienen ist und benennt es nach diesem¹⁾. Der Dajak kitzelt das neugeborne Kind mit einer Feder an der Nase; niest es, so ist dies ein gutes Zeichen und es erhält einen Namen, wo nicht, so bleibt die Ceremonie auf spätere Zeiten verschoben und das Kind vorläufig ohne Namen²⁾. Der Tschere misse dagegen schüttelt das Kind beim Namengeben so lange, bis es weint und spricht dabei verschiedene Namen aus, von welchen derjenige gewählt wird, bei dessen Nennung das Kind zu schreien aufhört³⁾.

Im Vorstehenden haben wir bereits Patronymika erwähnt bei den Kolhs und Khonds. Sie sind so natürlich, dass ihr häufiges Vorkommen nicht überrascht. Die alten Mexikaner benannten jedoch nur selten ihre Kinder nach berühmten Vorfahren⁴⁾; bei den Mayas aber erhielt das Kind nach dem Grössvater oder der Grossmutter durch den Priester seinen Namen⁵⁾. Die Bogos geben, der Deutlichkeit halber, dem Kinde neben dem äthiopischen Heiligennamen den Namen des Vaters⁶⁾. Der Thlinkith kann einen Namen vom Vater und einen von der Mutter ertheilt erhalten, der letztere ist gewöhnlich jener eines ausgezeichneten Ahnherrn der Mutter; der erstere der eines verstorbenen Verwandten väterlicherseits⁷⁾ und auch bei den Makalaka in Südafrika wird bei einer Art Taufe der Name eines verstorbenen Vorfahrs ertheilt, welcher in der Gestalt des Motsimo, Familiengeistes, erscheint⁸⁾.

Je mehr das Individuum sich entwickelt und gewisse körperliche oder Charaktereigenthümlichkeiten an ihm hervortreten, desto mehr sind die Naturvölker geneigt, den Namen zu ändern und bei der Aenderung jene Eigenschaften in Betracht zu ziehen. Ein schneller Läufer wird als Hirsch oder Antilope bezeichnet, ein schwarzäugiges Mädchen als Rabe. Felsen und Bach, Baum und Wind, Sonne und Mond werden zur Benamung benutzt, Spitznamen, gerade so wie sie bei uns gebräuchlich sind, entstehen und hängen dem damit Beglückten durch das ganze Leben nach.

Bei uns, wo die Namen feststehend sind und willkürliche Aenderung derselben sogar bestraft wird, kann nur mit landesherrlicher Erlaubniss ein Wechsel stattfinden⁹⁾; zum Gesetz wird die Aenderung des Namens nur

1) The Anthropological Review II. 362 (1866).

2) Transact. Ethnol. Soc. II. 234 (1863).

3) Bastian, Der Mensch in der Geschichte II. 279.

4) Bancroft a. a. O. II. 274.

5) Bancroft II. 630.

6) Munzinger, Sitten und Recht der Bogos 37.

7) H. J. Holmberg, Ethnogr. Skizzen über die Völker d. russisch. Amerika. Helsingfors 1855. I. 39.

8) Mauch's Reisen im Innern von Südafrika. Gotha 1874. S. 43.

9) Maria Theresia veränderte den Namen ihres Ministers von Thunichtgut in von Thugut. Schauspieler und Dichter nehmen besondere Namen für die Oeffentlichkeit an, während sie im bürgerlichen Leben ihre ursprünglichen Namen beibehalten müssen. Aurore Dudevant nannte sich George Sand, der Componist Robert Franz Julius Knauth nennt sich Robert Franz.

für die Frau, welche nach der Verheirathung den Namen des Mannes führt¹⁾. Auch der Papst nimmt, wenn er den Stuhl Petri besteigt, einen anderen Namen an. Napoleon I. veranlasste seine Brüder, die er auf Throne erhob, neben ihren Taufnamen noch den Namen Napoleon anzunehmen, wozu übrigens eine Parallele aus dem hohen Alterthum vorliegt. „Und Pharaoh Necho machte zum Könige Eliakim . . . und wandte seinen Namen Jojakim“²⁾.

Vielfach findet man den Brauch, dass mit Eintritt der Mannbarkeit eine Aenderung des Namens verknüpft ist. So am Nutkasunde, wo bei Mädchen wie Knaben der ursprünglich von den Häuptlingen ertheilte Name wegfällt, sobald die Kinder mannbar werden³⁾. Wenn in Dorch (Neu-Guinea) die Namensänderung stattgefunden hat, ist es nicht mehr erlaubt, die Betreffenden bei ihrem Kindernamen zu nennen⁴⁾. In Japan, wo das Kind seinen ersten Namen durch das Loos erhält, wird der zweite, bleibende Name dem Knaben ertheilt, sobald er 15 Jahre alt geworden⁵⁾. Auch die Samojuden führen nur bis zu ihrem 15. Jahre den Kindernamen, und erhalten dann einen anderen, welcher jedoch nicht mit dem Namen eines Verwandten übereinstimmen darf, da es sonst Händel setzt⁶⁾.

Die Gallinasmädchen (Sierra Leone) werden im 8. oder 9. Jahre unter besonderen Ceremonien, wie Excision der Clitoris, in den Bundu genannten Geheimorden der Weiber aufgenommen und erhalten bei dieser Gelegenheit einen besonderen Namen. The girls can recover a fine from all who do not call them by their booodoo names⁷⁾.

Die Sucht, den Namen zu ändern, um dadurch mehr zu scheinen, ähnlich wie bei unseren „Standeserhöhungen“, ist weit verbreitet. Auf Sumatra werden bei wichtigen Berathschlagungen die Namen der Hauptpersonen in einen „höheren und vornehmeren“ verwandelt, der sich manchmal nur durch höheren Klang auszeichnet⁸⁾. Namensveränderung fand bei den Abiponern statt, wenn die Tapfern in den Adel aufgenommen wurden⁹⁾. Der Konjage auf Kadjak nimmt, wenn er freit, mit dem zukünftigen Schwie-

Auch Klosternamen gehören hierhin. So hieß Abraham a sancta Clara eigentlich Ulrich Megerle. (Pott, Die Personen- und Familiennamen. Leipzig 1853. S. 39 ff.) Der bekannte Theaterdirektor Franz Wallner hieß ursprünglich Leidesdorf.

1) Eine Ausnahme fand bei den Basken statt, wo die Frau noch heute eine bevorzugte Stellung einnimmt. Ein Baske, der eine sog. Erbtochter heirathete, verlor den eigenen Namen und musste an dessen Stelle denjenigen seiner Frau annehmen. (Globus XVII. 301.)

2) 2 Reg. XXIII. 34.

3) de Roquefeuil, Reise um die Welt. Jena 1823. S. 325.

4) Finsch, Neu-Guinea 117.

5) E. v. Kudriaffsky, Japan. Wien 1874. S. 48. 49.

6) Bastian, Mensch in der Geschichte II. 276.

7) Memoirs read before the Anthropolog. Soc. vol. II. 33 (1866).

8) Marsden, Sumatra. Leipzig 1785. S. 316.

9) Waitz, Anthropologie III. 476.

gervater ein Dampfbad und führt von nun an dessen Namen¹⁾. Livingstone's schwarze Begleiter änderten auf der Reise willkürlich ihre Namen, indem sie jenen der Häuptlinge, durch deren Gebiet sie kamen, oder die Namen hervorragender Berge, Wasserfälle u. s. w. annahmen²⁾. Eigenthümlich ist die vereinzelt vorkommende Sitte, dass der Name der Eltern, oder des Vaters allein, sich nach jenem der Kinder ändert, wobei wohl als Grund anzusehen, dass der Ruhm des Sohnes, wenn er solchen erlangte, auch auf den Vater mit übergeht. Besitzt bei den Thlinkithen der Vater einen berühmten und ausgezeichneten Sohn, so wird er nach diesem benannt (Vater des und des)³⁾. Nach Las Casas verloren in Guatemala die Eltern ihren Namen nach der Geburt des ersten Sohnes oder der ersten Tochter. Der Vater wurde z. B. genannt „Vater des Ek“ und die Mutter „Mutter der Can“⁴⁾. Der Brauch kehrt wieder in Sumatra, wo in einigen Gegenden der Vater den Namen seines ersten Kindes, statt seines eigenen erhält, während die Frauen niemals den bei der Geburt erhaltenen Namen verändern⁵⁾.

Namen dienen dazu, um den Träger derselben vor dem Einflusse böser Geister zu bewahren und zu schützen; hässliche Namen schrecken die Dämonen und Aenderung des Namens täuscht dieselben, wenn sie als Krankheitsteufel in ein Kind gefahren sind. So ändern die Dajaks den Namen eines kränklichen Kindes, um die bösen Geister, welche es plagen, auf diese Weise zu täuschen⁶⁾. Um den Krankheitsdämon zu betrügen, den man sich an dem alten Namen haftend vorstellt, wird bei den Mongolen in Krankheitsfällen der alte Name gegen einen neuen verwechselt⁷⁾. Bei den Kamtschadalen erhalten die Kinder Namen, die an allerlei gefürchtete und verhasste Dinge erinnern. So die Knaben Kana, die Mädchen Kanalam, d. i. Feind und Feindin, oder Buirgatsch, Aussatz⁸⁾. In Tonkin werden den Kindern hässliche Namen gegeben, damit die Dämonen sich vor ihnen scheuen, doch ändert man diese, wenn die Kinder stark genug sind, dass sie nichts mehr von den bösen Geistern zu fürchten haben⁹⁾; auch in Siam giebt man den Kindern unschöne Namen, um sie den Geistern verächtlich zu machen und vor deren Nachstellungen zu schützen, z. B. Hund,

1) Holmberg, Ethnogr. Skizzen über d. Völker d. russ. Amerika. Helsingfors 1855. I. 119.

2) Livingstone, Narr. of an Exped. to the Zambesi. Lond. 1865. S. 149.

3) H. J. Holmberg, a. a. O. I. 39.

4) Bancroft, Native Races of the Pacific States II. 680.

5) Marsden, Sumatra, Leipzig 1785. S. 316.

6) Spenser St. John, Life in the forests of the far east. I. 197.

7) J. v. Klaproth, Reise in den Kaukasus, Halle u. Berlin 1812. I. 253.

8) A. Erman, Reise um die Erde III. 472. Erman meint, diese Namen werden wohl „wie zu scherzhaftem Gegensatze“ ertheilt. Allein, dass hier auch die Vorstellung herrscht, Dämonen plagten die Kinder, ersehen wir aus Steller (Kamtschatka 253): „Ist das Kind unruhig, so wird das Kind von einem Vorfahren belästigt, diesen findet der Schamane aus und nun erhält das Kind dessen Namen.“

9) Bastian, Kambodja 386.

Schwein, Bengel. Dagegen ist es höchst gefährlich, schöne Namen, wie „Strahlendes Gold“, „Gesegnete“, „Der Vollkommenheiten Ueberfluss“ zu ertheilen, weil dadurch die Dämonen auf die Kinder aufmerksam werden. Treten in Folge schöner Namen Krankheiten ein, so werden sie durch hässliche ersetzt¹⁾.

Eine Aenderung des Namens kann auch herbeigeführt werden durch den Tausch desselben mit einem Freunde. „Der Gebrauch, durch gegenseitige Vertauschung der Namen Freundschaft mit einander zu errichten,“ sagt Georg Forster, „ist auf allen Inseln des Südmeeres, soviel wir deren bisher besucht hatten, eingeführt und hat wirklich etwas Verbindliches und Zärtliches an sich“²⁾. Er ist bei Polynesiern und Melanesiern zu finden und scheint seine grösste Ausbildung in Mikronesien erlangt zu haben, indem hier durch den Tausch Einer an die Stelle des Anderen tritt und selbst Rechte auf Weib und Kinder des Freundes erhält. Dieser Namentausch ist ursprünglich nur ein Zeugniß für einen höchst innigen Freundschaftsbund zweier Männer, welcher auf den Marianen sowohl als den Karolinen und Ratak vorkommt, für's Leben dauert und den Freund ganz für den Freund eintreten lässt. Wer ihn brach, wurde auf den Marianen von den eigenen Verwandten getödtet; Rangunterschiede hinderten den Tausch nicht. Natürlich kann man nur mit Einem solch ein Bündniß schliessen und die Europäer, welche aus Unkenntniß der Sache mit mehreren den Namen tauschten, stiessen dadurch vielfach an³⁾.

Dass die Sitte wohl ursprünglich bei den meisten malayo-polynesischen Völkern zu Hause war, erkennt man aus ihrer Verbreitung bei den westlichsten Vertretern dieser Race. Die Nicobaresen sind erpicht darauf, ihre Namen mit den Besuchern der Inseln zu vertauschen, und letztere haben dies zu schlechten Witzen ausgebeutet, so dass Distant bei ihnen einen „Blue Book“ und einen „Newgate Calendar“ fand⁴⁾. Der Brauch reicht auch nach Madagaskar, denn Capmartin erwähnt ihn von der Augustinsbai an der Westküste⁵⁾. Vereinzelt tritt diese Sitte auch in Amerika auf. Bei den Indianern British-Columbia's verleiht der Häuptling dem Freunde, als ein Zeichen der Anerkennung, seinen eigenen Namen, indem er dafür einen anderen adoptirt⁶⁾; völlig ausgebildet herrschte aber der Namentausch bei den Kariben der Antillen, wie noch jetzt in Guiana⁷⁾.

Namenänderung tritt auch ein bei manchen kriegerischen Völkern, wenn der Sieger den Namen des von ihm in der Schlacht Getödteten sich beilegt. So bei den Fidschi-Insulanern und Marschall-Insulanern,

1) Bastian, Siam 219.

2) Gesammelte Schriften II. 220.

3) Waitz (Gerland) Anthropologie V. 2. Abth. S. 130.

4) Journ. Anthropol. Institute III. 5 (1874).

5) Neueste Beiträge zur Kunde der Insel Madagaskar. Weimar 1812. S. 120.

6) Kane, Wanderings of an Artist 205.

7) Waitz, Anthropologie III. 388.

wohl auch bei anderen Völkern in der Südsee, da derartige Gebräuche dort nicht isolirt sind¹⁾. Der Gebrauch kehrt auch wieder in Südamerika, bei den Tupi. „Yhre namen nennen sie nach den wilden thieren vnd sie geben sich vil namen, aber doch mit dem vnderschied, Wann sie erst geboren werden, so wirdt jnen eyn Nam gegeben, den behalten sie nur so lang, biss dass sie wehrhaftig werden, vnd Feinde todt schlagen, so vil er dann getödtet hat, so manchen namen hat er.“ Viele solcher Namen zu besitzen, galt als besonders ehrenvoll; das führte zu dem Gebrauch, dass man Häuptlingen Sklaven schenkte, die sie erschlugen, um einen Namen mehr zu gewinnen²⁾.

An die Sitte der Namenänderung schliesst sich an das Verbot denselben zu nennen; entweder darf der Träger seinen eigenen Namen nicht sagen oder auch Fremde dürfen denselben nicht aussprechen. Ueber den Grund des ersten Brauches klärt uns Reid auf. Er fand, dass die jüngeren Odschibwäs nur höchst selten bei ihrem indianischen Namen genannt wurden. Fragte man sie danach, so nannten sie sich Niche oder Nich-e-wah (Bruder oder Freund), oder Bär, John, Tom, und es war sehr schwer, ihren wirklichen Namen zu erfahren. Offenbar lag eine Abneigung vor, den eigenen Namen zu nennen, ja manche behaupteten, sie besässen gar keinen. Aber, fügt Reid erläuternd hinzu, it is held that the name is in some way prophetic either of the man's station in this life or his future life and was not assumed until this condition became known, which took place at manhood, after the following ceremony. Diese besteht in mehrtägigem Fasten an einer abgelegenen Stätte, während dessen der Jüngling mit dem grossen Geiste in Verkehr tritt. Je nach den Mittheilungen, die dieser ihm über seine Zukunft macht, wählt der junge Indianer seinen Namen. So fand Reid einen Co-se-se-kan-eh-kway-kaw-po, „der Mann, welcher auf dem Kopfe stehend, bis an den Himmel reicht“ und eine Caugh-ske-kaw-bunk, „die Lichtstrahlen, welche vor der Sonne am Horizonte erscheinen“³⁾.

Hier wird es also klar, wie die Namenänderung mit dem Verbot, denselben zu nennen, im Zusammenhange steht. Der Brauch geht weit durch Amerika. Kane, als er nach dem Namen eines Indianers in British-Columbia forschte, erhielt von diesem die Antwort: „ob er den Namen etwa stehlen wolle?“⁴⁾ und Burton sagt, es liege stets eine Beleidigung darin, die Rothhaut nach ihrem Namen zu fragen. „Der Gefragte schaut zur Seite und sieht sich nach einem Freunde um, der ihm aus der Verlegenheit helfen soll. Von Jugend auf hat er gelernt, dass ihm Missgeschick begegne, wenn

1) Wood, Natural History of Man II. 282. — Waitz (Gerland) Anthropologie V. 2. Abth. S. 134.

2) Hans Staden, Warhaftige Beschreibung etc. Marburg 1557. Cap. 38 der ersten und Cap. 16 der zweiten Abtheilung.

3) Journ. Anthropol. Institute III. 107 (1874).

4) P. Kane, Wanderings of an artist S. 205.

er seinen Namen nennt. Selbst Mann und Frau nennen ihren Namen nicht gegeneinander¹⁾. So auch bei den Indianern auf dem Isthmus von Darien. Fragt man sie: iki pe, nooka, wie heissest du? so antworten sie: nooka ehuli, ich habe keinen Namen²⁾. Dass dieser Brauch indessen nicht bloss auf Amerika beschränkt ist, erkennen wir aus Semper's Bemerkung, es sei auf den Palau-Inseln nicht erlaubt, Jemanden nach seinem Namen zu fragen³⁾ und Marsden erzählt:

„Ein Sumatraner hütet sich immer sehr, seinen eigenen Namen auszusprechen; nicht, so viel ich weiss, aus einer Art des Aberglaubens, sondern aus einer ihnen eigenen Gewohnheit. Es macht ihm tausend Verlegenheit, wenn ein Fremder, der ihre Gebräuche nicht kennt, ihn nach seinem Namen fragt. Wenn er von seiner Verwirrung wieder zu sich selbst gekommen ist, so bittet er, seinen Nachbar darum zu fragen.“⁴⁾

Hütet hier sich das Individuum, den eigenen Namen zu nennen, so kommt es andererseits vor, dass Fremde den Namen Lebender wie Todter nicht aussprechen dürfen. Eskimos, Telugu, Chinesen, Japanesen, Fidschi-Insulaner nennen eine Person nicht bei ihrem Namen, sondern nach ihrem Verwandtschaftsgrade. Unter Tamulen und Telugu kann ein Aelterer den Jüngeren beim Namen nennen, doch der jüngere muss den Grad der Verwandtschaft (Vater, Bruder) benutzen⁵⁾. In Nordostafrika sind es die Frauen der Beni Amer und Kunama, welche einer ähnlichen Beschränkung unterliegen. Wie sie nicht melken und nie in der Gegenwart des Mannes essen dürfen, so sprechen sie auch dessen Namen nie ihm gegenüber, sondern nur vor Fremden aus⁶⁾ und bei den Bogos würde die Frau ihrem Manne eher die Treue verletzen, als seinen Namen aussprechen. Das erstere ist ohne Zweifel eine grosse Sünde, das letztere aber ist Seré, etwas ganz unerhörtes⁷⁾. In diese Kategorie der Bräuche gehört es auch, dass Schriftzeichen, die den integrierenden Theil eines Eigennamens ausmachen, in China einem Verbote unterliegen. Niemand darf z. B. die Charaktere schreiben, welche einen Theil des Namens seines Vaters oder seiner Mutter ausmachen; er muss dafür ein anderes Zeichen von derselben Bedeutung wählen. Existirt ein solches Zeichen nicht, so muss er eins erfinden. Jedes Zeichen, das einen Theil des Namens des regierenden Kaisers bildet, ist im ganzen Reiche verboten. Das Wort ning (friedlich) wurde früher anders geschrieben als heute; es erhielt seine neue Form, als es im Namen eines Kaisers vorkam⁸⁾.

1) Burton, City of the Saints 142.

2) Trans. Ethnol. Soc. IV. 265. VI. 167 (1866 u. 1868).

3) Semper, Palau-Inseln 165.

4) Marsden, Sumatra, Leipzig 1785. S. 317.

5) Journ. Anthropol. Institute I. 5 (1872).

6) Munzinger, Ostafri. Studien 325. 526.

7) Munzinger, Sitten und Recht der Bogos 95.

8) Journ. Ethnol. Soc. II. 10 (1870).

Weit verbreitet ist die Sitte, dass der Name eines Verstorbenen nicht mehr genannt werden darf. Er erscheint den Ueberlebenden wie der Schatten eines Geistes, der durch die Nennung citirt oder erzürnt werden könnte, denn zwischen dem Namen und dem Träger besteht eine Art mystischer Verbindung, die Beleidigung des Einen geht auf den Andern über.

Als Paul Kane bei den Indianern am Cowlitz den Namen eines Verstorbenen nannte, trat ringsum tiefes Stillschweigen und eine allgemeine Verstimmung ein, denn dieses Namensnennen is considered disrespectful to the deceased and unlucky. Das ist in ganz Britisch-Columbia und auch bei den californischen Indianern der Fall¹⁾ und erstreckt sich durch Mittel- nach Südamerika, da diese Sitte von den Moskito-Indianern und von den Guaycurus am Paraguay erwähnt wird²⁾.

Nach dem Tode eines Abiponers wurden die Namen der Freunde und Verwandten geändert und die Wörter, aus denen der Name des Todten bestand, fielen aus der Sprache heraus³⁾.

Bei den Masai in Ostafrika werden die Namen der Verstorbenen von den Lebenden nach dem Tode desselben sogleich verändert, aus dem abergläubischen Grunde, dass der Verstorbene sonst erscheinen und die Lebenden beunruhigen könnte, wenn noch auf Erden sein Name genannt wurde. Der Name wird daher verändert, damit der Verstorbene die neue Benennung nicht wisse und also ruhig sein könne. Es ist eine sehr grosse Beleidigung, die ein Masai nie ungerächt lässt, wenn Jemand in seiner Gegenwart den Namen seines verstorbenen Freundes ausspricht. So heisst z. B. ein Vater, der noch lebt, Babá oder Méni, ist er aber gestorben, so heisst er Orl-óiu; eine Mutter, die noch lebt, heisst Engnóndon, ist sie gestorben, so nennt man sie Enáiu⁴⁾.

Bei den Samojuden darf von einem Verstorbenen nur mit Umschweifen geredet werden, doch kann, nach geraumer Zeit, sein Name Kindern in der zweiten oder dritten Generation wieder beigelegt werden⁵⁾, und auf den Shetland-Inseln kann eine Wittve stundenlang von ihrem verstorbenen Mann reden, aber seinen Namen nennt sie gewiss nicht⁶⁾. Auch die deutschen Zigeuner haben diesen Gebrauch. Sie verbrennen Bett und Gewand des Verstorbenen und vermeiden es, seinen Namen auszusprechen, wenn dieser auch anderen Personen und Dingen zukommt. Als einst ein Zigeunermädchen, Forella geheissen, starb, änderte ihr ganzer Stamm die Bezeichnung der Forelle in mulo madscho (todter Fisch) oder lolo madscho

1) P. Kane, Wanderings of an Artist 256. 205. — Bancroft Native Races of the Pacific States I. 357.

2) Journ. Roy. Geogr. Soc. XXXII. 255 (1862). — Waitz, Anthropologie III. 472.

3) Waitz III. 477.

4) Krapf im „Ausland“ 1857 S. 441.

5) Bastian, Der Mensch in der Geschichte II. 276.

6) Globus XIII. 18.

(rother Fisch) um¹⁾. In China erhält selbst der Kaiser nach seinem Tode einen besonderen Namen (miao hao, Tempelnamen); so hiess Hien-fung, als man ihn begraben hatte, Wen-tsung-hsien, „berühmt wegen seiner literarischen Vorfahren“²⁾. Auch in Japan bekommt der Verstorbene einen neuen Namen, den man Okurina, den Begleitenden, nennt, weil jener damit in die Schaar der Seligen aufgenommen wird³⁾.

1) Ausland 1874 S. 23.

2) Jour. of the Ethnol. Soc II. 10 (1870).

3) E. v. Kudriafsky, Japan. Wien 1874. S. 51.

Die Sieben vor Theben und die chaldäische Woche.

Als Beitrag zur Begründung einer vergleichenden Mythologie und Religionsgeschichte.

II. Die chaldäische Woche.

(Fortsetzung.)

23. Vereinbarte Wochengötter der chaldäisch-phönikisch-ägyptisch-hellenischen Religion.

Die Vereinbarung der Wochengötter mit den älteren Naturgottheiten lag, wie wir gesehen, in der ursprünglichen Absicht der chaldäischen Woche, die den eigentlich religiösen (theologischen) Theil ihrer Reform eben nur durch eine solche Vereinbarung, eine solche unmittelbare Einordnung der Hauptbegriffe des — entarteten oder von Entartung bedrohten — älteren Glaubens unter das neue Gesetz vollkommen verwirklichen konnte. Und am unmittelbarsten erfolgte deshalb die Vereinbarung jedenfalls in der chaldäischen Religion selbst, — deren (uns bekannte) theologisch-reinste Tochter, die hebräische Religion, ihre monotheistische Einheit und Reinheit, wie wir sahen (22), eben dadurch wiederherstellte und sicherte dass sie den im himmlischen Tageslicht schaffend erschaffenen und erkannten (s. o. 8) ursprünglichen Jah nun als einen achteinigen Elohim wiedererkannte und die von diesem ausgehende neue 7tägige Zeit- und Sittenordnung als ein von Jah vollzogenes grosses siebenactiges Drama der Welterschöpfung zu verthatsächlichen suchte. Nicht minder untrennbar, wenn auch weniger monotheistisch rein, verflochten aber finden wir die neue Zeitordnung dann auch mit den alten Hauptgöttern der, von dem Chaldäerthum mehr oder minder unmittelbar beeinflussten, babylonischen, assyrisch-mediterranen und phönikischen Religion, — mit allen jenen, auch für die griechische Religion so vielfach bedeutsam gewordenen, El-, Ilos-, Bel-, Baal- und Baaltis-Gottheiten, die der Vereinbarung schon durch die Einheitlichkeit ihres Namens entgegenkamen und es der chaldäischen Woche leicht machten, diesen, bereits als Himmels-, Tages- und Jahres-Baal (Baal-Semin, Baal-Semes) unterschiedenen höchsten Gott, nebst der ihm zur Seite thronenden nächtlichen Königin, nun auch mit den hebdomadischen Namen eines Bundes- und Alters-, eines Sonnen-Feuers-Königs- und Gerechtigkeitsbaal, sowie einer Bundes-Mond- und Abendmorgensternkönigin, zu bekleiden. Und so liegt auch dem, als Achtgötterkreis bezeichneten, ältesten System des ägyptischen Götterwesens die hebdomadische Vereinbarung unverkennbar zu Grunde; zeigt sich aber freilich hier, — ausser vielfachen, durch ethnologische Mehrschichtigkeit hervorgerufenen Verworrenheiten ihrer selbst — bereits durchgängig von einem späteren, der Hebdomas nicht mehr bedürf-

tigen, chronologisch-religiösen System, dem des $3 \times 10 \times 12 + 5$ tägigen kyklischen Jahres, überlagert: einem System das uns mit dieser seiner die Hebdomas verdeckenden Wirkung, als ein neues, nach-hebdomadisches Zeit- und Weltalter, dann auch in Griechenland begegnet; ohne dass es jedoch hier wie dort die, in vielen einzelnen Riten und Mythen lebendig gebliebene, Fortdauer des früheren Zeitalters zu unterdrücken und den Zusammenhang desselben mit unseren als vereinbarte Bezeichnungen der Planeten und Planetentage noch heute gebräuchlichen römisch-griechischen Götternamen zu unterbrechen vermocht hätte. Aus mannigfachen — besonders in Aegypten auffälligen — zeitlich-örtlichen Wechseln und Unterschieden sehen wir diese, in dem ursprünglichsten Parallelismus zwischen Gottheit und Gestirn begründete und demgemäss auch auf den Achten sowie auf das Wochenelternpaar übertragene, Vereinbarung immer wieder als die herrschende hervortreten: und können dieselbe im griechischen Gottesdienste — ausser dem Mysterium des Wochenwechsels — besonders an einem untrüglichen ritualen Merkmal, dem der Zahl, verfolgen: d. h. der — nur freilich zwischen saturnalem (meist solar-saturnalem) und lunarem Modus schwaukenden — ordinalen Zahl des mit seiner Gottheit arithmetisch vereinbarten Wochentages, so dass also dem Ares die Drei oder Zwei, dem Hermes die Vier, dem Kronos oder der Aphrodite die Sechs, dem Apollon die Sieben, und dem letzteren zugleich, als Ismenos, die Acht fortwährend geheiligt blieb. Die einzelnen auf solche Weise vereinbarten Wochengottheiten aber sind in den vier oder fünf genannten — sämtlich jedoch hier nur mit Bezugnahme auf die hellenische Religion und insbesondere auf den thebanischen Mythos berücksichtigten — Religionen, nach Vorgang der selbständigen geordnet, vornehmlich die folgenden:

1. Das Wochenelternpaar: machte seine Vereinbarung dadurch besonders leicht und natürlich dass es zu dem an der Spitze der meisten alten Religionen stehenden, aus den beiden gegensätzlich-zusammengehörigen Urbegriffen des Tages und der Nacht, des Himmels und der Erde hervorgegangenen, väterlich-mütterlichen Gottheitspaare eine unmittelbare Parallele bildete, — in die sich denn auch der, dem anthropologischen Urbegriffe eines Gottsohnes (oder Gottkindes) entsprechende, Begriff des Ismenos (und der Ismene) als eine dritte Person (oder ein zweites Paar) unmittelbar einfügte. So ward in der phönikischen und assyrisch-babylonischen Religion der natürlich-himmliche Tages- und Jahres-Sonnen-Baal (Baal Semin, Baal-Semes) nun zu einem hebdomadisch-himmlichen, planetarisch-kosmischen Sol-Saturnus²²¹⁾, einem sogenannten alten Baal, Baal-athan, Bel-itan²²²⁾, den wir auf Münzen und in Bildwerken,

221) Diod. II, 30. *Χαλδαῖοι τὸν ἐπὶ τῶν Ἑλλήνων Κρόνον ὀνομαζόμενον (ἀστὴρα) αὐλοῦσιν Ἡλίον.* Serv. Aen. I, 729. apud Assyrios Bel dicitur et Saturnus et Sol.

222) Damasc. V. Is. bei Phot. pg. 342. *Φοίνικες καὶ Σύροι τὸν Κρόνον Ἡλ καὶ Βήλ καὶ Βολαθήν ἐπονομάζουσιν.*

neben seinen solaren — lichtflug- und lichtschall-symbolischen — Abzeichen des Adlers und Stieres, nun zugleich die hebdomadisch-symbolischen und cultur-historischen des Ringes und der Kette, der Aehre und Traube, führen sehen²²³): und so ward die mit Wagen, Mondsichel und Löwe ihm zur Seite thronende²²⁴) Allmutter Baaltis-Tirgata nun zu einer, noch ausserdem mit Stern, Taube, Schlange und (7zackigem) Gürtel, mit Kegel, Spindel, Aehre und Thurmkrone geschmückten²²⁵), von ihrem eingeborenen Kinde, dem Adonis, Melkarth oder der Naama begleiteten, himmlischen Baaltis-Beruth oder auch jungfräulichen Aphrodite-Astarte²²⁶). Denn so reinigend und vergeistigend wirkte die — besonders im Semiramismythos verfolgbare — hebdomadische Metamorphose dass vermöge derselben jene Tirgata-Aschera nicht nur die Unzucht ihres Phallusdienstes, sondern ihre Mütterlichkeit selbst von sich streifte und als eine jungfräuliche Sternenkönigin (*ἀστράρχη*), eine *Ἀστάρτη Παρθένος*, *Ἀφροδίτη Οὐρανία* und Virgo Coelestis, Syrien und Sidon beherrschte und, in Genossenschaft und läuternder Wechselwirkung mit der scytho-persischen Feuerkönigin Tanais, über das Meer zog, Karthago gründete und Libyen und Spanien eroberte²²⁷).

In der ägyptischen Mythologie begegnet uns zunächst ein Götterpaar das durch Namen und Mythos ein unzweifelhaftes, noch mehr selbständiges als vereinbartes, Wochenelternpaar darzustellen scheint: nemlich das, von griechischen Schriftstellern durch *Κρόνος* und *Ψέα* übersetzte Paar Sev (Seb) und Nutpe, d. h. — nach einer Laut, Schrift und Abzeichen zusammenfassenden Deutung — Schöpfer des Planetenraumes (*saepi stellati creator*) und königliche Himmelsamme (*coeli nutrix et domina*)²²⁸). Genauer betrachtet jedoch gehört dieses Paar nicht der alten chaldäischen Hebdomas an, sondern der späteren Pentas der Epagomenen, dieser 5 Zusatztage des 360tägigen Jahres, die, nach Plutarchs — durch die Monumente bestätigten — Er-

223) So auf Münzen von Tarsos, Hierapolis und Ascalon, s. Gerhard Kunst der Phönikier Taf. XLIII.—XLV.: in sardinisch-phönikischen Erzfiguren, s. ebenda Taf. XLVI, XLVII: und in babylonischen und phönikischen Terracotten s. Münter Relig. der Babyl. Taf. I. Hinsichtlich der Simbilder s. u. 24.

224) So schon im Tempel Babylons (Diod. II, 9. vgl. Lucian D. S. 31): und so auf Münzen von Hierapolis, Gerh. a. O. XLIII, 18.

225) Diod. II, 9. Gerh. a. O.: (7zackig der Gürtel der sardinischen Tirgata XLIV, 12) Vgl. Eckhel D. N. V, III pg 365—385.

226) Cic. N. D. III, 23. Sanchun. pg. 36 und 34, wo, zum Beweise ihrer hebdomadischen Bedeutung, die Astarte Kabeiro (*μεγίστη*) von Kronos die Herrschaft Syriens zugeloost erhält vgl. Mov. I, 601ff. und Lobeck Aglaoph. pg. 1227. Auf die religionsgeschichtliche Ueberwindung der Erdmutter durch die Wochenmutter bezieht sich auch wol die über der Tirgata stehende Astarte einer Münze von Ascalon, Gerh XLIII, 14. Eckhel. D. N. III, 444.

227) Sanch. pag. 30. *Ἐγγάτερα Κρόνος παρθενον Ἀστάρτην*. Herodias V, 6. Augustin C. D. II, 4. Movers Colon. pag. 92ff.

228) Der lautlich mit „sevti saeptum“ zsh. Name Sev wird abwechselnd mit Gans oder Ey geschrieben und gewöhnlich durch Gans und Stern illustriert: der aus „nu zeugen, säugen“ und „pe Himmel“ zusammengesetzte Name Nut-pe wird mit Napf und Himmelsgewölbe geschrieben und durch Thron und Geyer (mut) illustriert.

zählung²²⁹), von Sev und Nutpe der Reihe nach, und zwar in einer auf den unregelmässigen Modus $\frac{24}{5}$ bezüglichen (bereits, o. 19, angeführten) Folge, als 5 göttliche Kinder — Osiris-Jupiter, Haruer-Mars, Seth-Mercur, Isis-Venus, Nephthys-Saturn — in's Leben gerufen wurden; wobei sich jedoch, ganz nach Weise des Kronos-Rhea-paares, Sev und Nutpe mit dem letzten Planeten auch noch selbst vereinbarten, und so die räthselhafte Bezeichnung einer zugleich elterlichen und jüngsten, — d. h. letzten, hintersten — Gottheit an ihren Namen haften²³⁰). Aber obwohl nachhebdomadisch, ist die Erscheinung dieses Paares doch für unsere Erkenntniß der wirklichen ägyptischen Wochenelternpaare dadurch bedeutsam dass sie, wie schon die Verpersönlichung und Folge der Epagomenen selbst, offenbar nur als eine Parallele zu der alten Lehre hat in's Leben treten können und dass sie mithin das Vorhandensein eines oder mehrerer soleher, den Wochenkosmos als Vorbild der Epagomenen-pentas schaffenden und ordnenden Paare, wie uns dieselben dann auch regelmässig auf den Monumenten begegnen, schon religionsgeschichtlich ausser Zweifel stellt. Diese monumentale Paarhaftigkeit aber, die in der That so regelmässig ist dass sie kaum einen einzigen Gott ohne seine weibliche Hälfte — auch den Rha nicht ohne die Rhat — erscheinen lässt, umfasst vornehmlich die folgenden — alle ursprünglich licht- und feurgöttlichen — Paare: Kham oder Amun und Mut oder Amunt; Phtah und Neith; Mentu oder Kneph (Morgengott) und Tafnet oder Anuke; Atum (Abendgott, der thebische *Ἀτύμιος*) und Pacht; Seth und Sati, Hikt oder Nevti; Hor und Athor (*Ἄθουρι, Θούρητις*), Osiris und Isis²³¹): als welche Paare uns ihre wochenelterliche Bedeutung hauptsächlich in zwei Merkmalen zu erkennen geben: einmal, in der Erscheinung oder Erwähnung des je einem Paare als Sohn und Paredros beigegebenen Kosmos-Ermunos²³²): und zweitens, in dem (schon früher, 21, berührten) eigenthümlichen Doppelverhältniss des männlichen Namens, der immer zugleich den Vater und den Sohn bedeutet²³³), und sich ebendesshalb auch

229) Pht. Is 12. — Champoll. Gr. 112. 114. 36. Wilkinson VI, 31.

230) Sev a taf teru, d. i. Göttervater, und arpa teru, d. i. letzter der Götter, Wilkins. IV, pg. 308. Leps. Chron. pg. 93: und deshalb heissen in der bekannten Tempelinschrift von Bubastis (Diod. I, 27) Isis ἡ τοῦ νεώτατου Κρόνου θεοῦ θυγάτηρ παρεσβυίατη, so wie dieser νεώτατος θεῶν ἀπάντιον andererseits Vater des Osiris. Doch wird sich, bei Einführung des lunaren Modus, der Ausdruck νεώτατος, gegenüber der Σελήνη παρεσβίατη (Aesch. Theb. 388), auch auf die veränderte hebdomadische Stellung Saturns bezogen haben.

231) s. Lepsins erster ägypt. Götterkreis pg. 25 ff.: Bunsen Egypt. I, 390—432. Ueber Hathor-Ἄθουρι s. o. Anm. 130 und vgl. noch die Namen der Stadt Teutryra und des Monats Athyr. Zu Atum-Ἀτύμιος vgl. u. Anm. 254.

232) z. B. dem Amun und der Munt, Kneph oder Khunsu; dem Phtah und der Neith, Rha; dem Kneph und der Tafnet, Phtah; dem Atum und der Pacht, Kham; dem Seth (oder Osiris) und der Nevti, Anubis; dem Osiris und der Isis, Horus; dem Horus und der Athor (Ἄθουρι, Thuro), der jüngere Horus (Harehre, Harpochrat).

233) Desshalb auch Amun zuweilen mit den (lichtschallsymbolischen) gewundenen Widderhörnern seines Sohnes Kneph, s. Champ. P. II. Wilkins. IV, pg. 238. Hdt. II, 42: — (verschieden von seinen, und Khams, eigenen flackernden Feuerhörnern: s. Rosell. M. C. I, 51.)

gewöhnlich — besonders bei Kham, Amun, Seth — von dem Titel oder Mythos eines „Ka-mut-ef, d. i. Gemahl seiner eigenen Mutter“ begleitet findet²³⁴).

In der griechischen Mythologie begegnet uns zunächst — und zwar, den späteren hellenischen Göttern gegenüber, gleichfalls wie Sev und Nutpe, mehr mit dem Anschein der Selbständigkeit als der Vereinbarung — das, diesen beiden gewöhnlich als Uebersetzung dienende, jedoch seinerseits ein wirkliches Wochenpaar darstellende, Kronos-Rhea-Paar: zusammengesetzt aus der (bereits, 22, erörterten) phrygischen Königin und Wochenmutter *Ἰδα-Ρέα* und dem (später, III, genauer zu erörternden) phrygischen Titanen und Wochenvater Kronos: welcher letztere seine hebdomadische Bedeutung und Vermählung mit Rhea jedenfalls erst dem hebdomadischen Ursprung und Zusammenhang des Feuergebrauchs und Feuercultus verdankte, und deshalb bei dem Umsturz dieses Cultus dann auch für den Wechsel der beiden chronologischen Systeme, für den durch Einsetzung des 360tägigen Jahres verursachten Umsturz des Wochenjahres, ein passender religionsgeschichtlicher Ausdruck würde. Mit dem korybantischen Mysterium des Wochenwechsels und mit der Verschlingungs- und Ausspeyungsallegorie der hebdomadischen Division verflocht sich in der bekannten Rhea-Kronos-Sage die Erzählung von dem durch Zeus bezwungenen und gebundenen Vater Kronos, — offenbar als Uebertragung und Fortsetzung eines älteren phönizischen Mythos, der auf ähnliche Weise die von Kronos, d. i. dem Wochenjahre, vollbrachte Bezwingung des Uranos, d. i. des freien Sonnenmondjahres, nebst Fesselung seiner Söhne, der Dreijahreszeitenkyklopen, erzählte; — ohne dass jedoch die griechische Mythologie den Vergleich dieser beiden verthatsächlichten Entstehungen weiter ausgedehnt und dem saturnalen Zeitalter und seinem Elternpaar nicht eine ganz andere fortlebende und fortwirkende Bedeutung zuerkannt hätte, als jenem ungeheuerlichen des Uranos und der Hecatoncheiren. Während, wie wir sahen (22), Ida-Rhea unmittelbar fortlebt und in eigener vielnamiger Gestalt über die zwölffache olympische Götterwelt, einschliesslich Zeus und Heras, als eigentliche Königin weiterherrscht, sehen wir den Kronos seine Fortdauer mehr mittelbar in der Person seines siegreichen Sohnes Zeus Kronions, bewerkstelligen: als ein, nachdrücklich so benannter, *Ζεύς Κρονίων*²³⁵), der den, von dem religionsgeschichtlichen getrennten, ethisch-religiösen Theil des väterlichen Daseins, d. h. alle jene ursprünglich hebdomadischen Eigenschaften des bindenden Gebundenseins, ruhenden Schaffens und prophetischen Verloosens, des himmlisch-irdischen Vertrags und Verhängnisses, der göttlich-menschlichen Genossenschaft und Gerechtigkeit unmittelbar in sich aufgenommen und dieselben als ein von der Metis begeisterter und Dike berathener, alle

234) s. Bunsen's Egypt. pg. 492. Darauf, dass auch dieser Zug des hebdomadischen Mythos vor-ägyptisch, deutet die Semiramis-Ninus-Sage. (s. u.)

235) vgl. Welcker Gr. G. L. I, 148 ff.

übrigen Götter an goldener Kette nach sich ziehender Ζεύς Ὠκεάνιος, Ζήγριος, Κοσμήτης, Ἐλιγίμενος, Ἐλόπιτις, Παρόπιτις, Πανομφαῖος, Κλάριος, Ἐναίσμιος, Ὀμολιώτις, Ὀμοσιῶς, Λικιαῖος, Λικαίσιονος, Νεμειῖος, Μοιραγέτις, Μήσιος, Μηγίτις, Τέλειος; als ein von Heras Zorn verfolgter geheimnissvoller Gemahl der Themis, Demeter, Leto, Alkmene und der 7 Göttinnen²³⁶) sowie Vater des Apollon, Dionysos, Herakles, der Athene, Artemis und Persephone, immer von neuem bethätigt. Und so erkennen wir dann auch in dieser seiner zürnenden stolzen Schwester und Gemahlin Hera nur eine religionsgeschichtliche Wiederholung und weitere Vermenschlichung, eine nur der hellenischen Zeit und Sinnenwelt näher gerückte, Abspiegelung der oberhalb des Olympos fortthronenden grossen Idäischen Königin, von der die olympische Hera, neben den allmütterlichen Abzeichen des Schleiers und Wagens, sowie des — Mondsichel und Mondhörner in's Künstlerische übersetzenden — Stephanos und Beiwortes βοῶπις, auch die hebdomadischen des Thrones und Peplos, des Ambosses und goldenen Zaubersessels (s. u. 27. 24.), sammt ihrem sie darauf festzaubernden eingebornen Sohne Hephästos, entlehnt hat: und von deren Idäischen Eigenschaften sie, als eifersüchtig zürnende Gattin, vorzugsweise die scheinbare Erinnysartige Feindseligkeit, die das irdische Leben verfolgende und vernichtende Gewalt des Zeitgesetzes darstellt, und deshalb also namentlich auch den — hebdomadischen wie dodecamenischen — Herakles, nachdem sie ihn zuerst selbst gesäugt, von klein auf hasst, verfolgt und, dem Aktäon gleich, von Tag zu Tag, von Monat zu Monat, seine Frist hindurehhetzet, um ihn, nachdem er sich selbst im Feuer neugeboren, doch zuletzt wieder mit ihrer eigenen olympischen Wochentochter, der Hebe, zu vermählen.

Als ein drittes vereinbartes Wochenelternpaar der althellenischen Mythologie nennen wir Poseidon und Demeter: von denen uns Poseidon als ein, den Okeanos vertretender, Doppelgänger Kronos-Belians schon öfter (22) begegnet ist und auch später noch öfter — namentlich schon als der Saturn des Thebanischen Achtgötterkreises — begegnen wird; Demeter aber, ausser ihren allgemeinen Bezeichnungen als Καβειρώ, Καβειρία, Ἐρινός, Ὀμολοῖα, Θεσιία, Θεμοσιόρος, sowie der, wol dem Namen Δημήτις selbst zu Grunde liegenden, Bezeichnung als Δώς, Διώς²³⁷), ihre mit Poseidon verknüpfte Wochenmütterlichkeit besonders durch ihre beiden Poseidonischen Kinder bezeugt: den (unserm thebanischen Mythos unmittelbar angehörigen) geflügelten Καίρον Ἀρειόρα, das Flügelross oder Flügelrosspaar der rechten Zeit und Stunde; und ihre — abwechselnd dem Zeus und Poseidon zugeschriebene — eingeborne Tochter Persephone²³⁸). — Und

236) vgl. Welcker Gr. GL. II, 248.

237) Δημήτις, Gesetzesmutter: von einem, der phönikischen נהט entsprechenden, im Zendischen dāo erhaltenen, Worte δᾶ, δῆ Gesetz: s. o. (Ann. 132). (Auch Homers (II. 4) Δημήτις χρυσάωρος ist wol nur eine hellenische Χρύσαωρος.)

238) Pausan. VIII, 27, 6: 25, 5. Auch der (ursprüngliche) libysche Vater Athenes (Hdt. IV, 180) ist wol ein Poseidon-Kronos.

als ein viertes Paar endlich nennen wir das, dem Phtah-Neith-Paar entsprechende, geschwisterliche der Athena und des Hephästos, zweier von uns freilich vorher als Tochter des Zeus und Sohn der Hera aufgeführten Gottheiten, die aber, vom weiteren religionsgeschichtlichen Standpunkte aus und im Zusammenhang mit jener schon früher (22) erwähnten Wiedergeburt Athenes als einer Thuro-Mat, zugleich nichts anderes bedeuten als eine hellenische künstlerisch-religiöse Entfaltung und Weiterbildung jenes, dem Namen wie dem Wesen nach entsprechenden, ägyptischen Wochenelternpaares. Wie Neith und Phtah sind Ἀθήνη und Ἥφαιστος ursprünglich Feuergottheiten, letzterer vorzugsweise des natürlichen, der Erde entquellenden Elementes²³⁹⁾, erstere entweder, ihrem Vater Pallas gemäss, des künstlichen, durch Reiben erzeugten Nothfeuers, oder aber, ihrer himmlischen Geburt gemäss, des im Haupte des *Νεφέληγερέα Ζεὺς* sich selbst erzeugenden Blitzes²⁴⁰⁾: und aus dieser ihrer, alle technisch-religiösen Wirkungen und Künste des Feuers (vgl. o. 27) einschliessenden, Bedeutung haben dann beide auch ihre ägyptisch-hellenischen Namen und hauptsächlichsten Beinamen geschöpft: — Phtah-Hephästos den Namen eines lodernden, oder auch (schon hebdomadisch gefasst) Oeffnenden, Offenbarenden, Führenden¹⁴¹⁾ nebst den wohlbekanntenen Beiwörtern eines *Χαλκείος*, *Τεχνίτης*, Mulciber, Ignipotens d. i. eines kunstreichen feurgewaltigen Schmelzens und Schmiedens; Neith-Athene den — wenn auch weniger deutlichen, doch nicht minder sicheren — Namen einer Göttin des Nothfeuers und Blitzes, der Schmiede- und Töpferkunst, der Gewebe und Waffen²⁴²⁾,

239) Hdt. VI, 82.

240) Aesch. Enm. 817. Pind. Ol. VII, 35, Frgm. 111 und so mit dem Blitze auf attischen und syracusischen Münzen.

241) Ἥφαιστος ist, wie *πάταξαι* (s. o. Anm. 170 u. vgl. Hdt. III, 37), jedenfalls eine Hellenisirung, — und zwar eine, freier und ursprünglicher als dort, durch Umstellen des auslautenden (vocalisirten) h und Assibiliren des inlautenden t bewerkstelligte, — Hellenisirung des ägyptischen Phtah: welchen Namen Bunsen und Birch (pg. 395) von der äg. ḥ pth, hebr. פתח, aperire, solvere, initiare“ ableiten; der aber, obwohl sich Hephästos als Wochengott (*Φαίμων*) diese Bedeutung angeeignet haben mag, doch ursprünglich wol aus einer mehr natürlichen, elementaren (dem Homerischen ἄπιεσσαι, Od. IX, 379 entsprechenden) „pth, hpt, lodern“ hervorgegangen.

242) Der (auf ähnliche Weise wie Phtah-Hephästos zusammenhängende) Doppelname Neith = A-then-e, *Νήθη* = Ἀθήνη, stammt von einer jener, in der vergleichenden Etymologie sehr zahlreichen, Umstellwurzeln, die (in verschiedenen oder auch zuweilen in derselben Sprache) rückwärts und vorwärts articulirt eine gleiche oder naheverwandte Bedeutung haben: nemlich von der „reiben, kneten, formen, anschlagen (zünden, schmieden), einschlagen (weben)“ bedeutenden ḥ nt, nth und tn, thn: vgl. äg. nt kneten (Rosellini M. C. XLIII, 5.) weben, *νήθειν*, kymr. nadda formen, meisseln, ahd. hniutan (Grimm, D. M. 574), wovon niethea, Nothfeuer (ignis triatus), und: äg. und kelt. tan. a-tan (Tanais, Tan-bhana) Feuer (vgl. n. 27), *θείνειν*, *χ-θών*, Thon. — Als kriegerische Waffengöttin erscheint Neith, und zwar, gleich der ägyptischen Gottheit (Champ. Gr. pg. 112.), abwechselnd weiblich und männlich, auch in der altkeltischen Mythologie: z. B. weiblich, als Be-Neith, im (irischen Epos) Cath Muigi Rath pg. 142 (O'Donnovan); männlich im Glossar Cormac pg. 31 und (als Nyddig-Nar) im Gotodin, v. 608: und bietet in dieser ihrer nordischen Erscheinung ein doppeltes Zeugniß

nebst den, auf die Genesis des Nothfeuers bezüglichen, Beinamen und Mythen einer — gleich dem Agnis des Rigveda — vom Reib-Doppelholz geborenen, im vater-schwesternmörderischen Drehschwange erzeugten *Παλλάς, Τριτώ, Τριτογένεια Ἄ-τριτώνη* ²⁴³). Kraft dieses ihres ursprünglichen — technisch-religiösen — Elementes aber, das auch in ihrem späteren, ägyptischen wie hellenischen Ritus und Mythos fortwährend einen Hauptgegenstand bildet ²⁴⁴), und das, wie dem Hephästos seinen gewöhnlichen elementaren Wortgebrauch ²⁴⁵), so der Pallas Athene ihre drei wesentlichsten Abzeichen: Oelbaum, Eule, Aegide, verliehen hat ²⁴⁶) —, kraft dieses ihres

sowohl für die libysche Wanderung der Kelten als für ihren, Athene = Neith's, eigenen (von Herodot, IV, 180. 189. berichteten) libyschen Ursprung.

243) Das von den zwei Reibhölzern zuerst in Brand gerathene erscheint in dem Märchen bei Cicero (N. D. III. 23) als der gewaltsüchtige und deshalb von der Tochter ermordete Vater, der geflügelte Gigante *Πάλλας*; in dem troischen Märchen (Apollod III, 12. Dion. Hal. I, 60 vl. Pausan. IX, 34, 1.) als die beim Wettkampfe (*πάλη*) unversehens getödtete Trito's-Tochter, Schwester *Παλλάς*; — aus welcher Schwester sich Athene dann ihr eigenes Bild, das heilige Palladium schnitzet, aus des Vaters Haut aber ihr Flammenschild, die (oderade, *ἄσσοσσα*) Aegis, schmiedet. Und beide, von der *τ* „tri (*ιέρειν, ιέρειν, ιέρειν*) reiben, drehen“ und der *π* „πι (*πάλλειν*)“ schwingen, schütteln, schüren“ stammenden Wörter bezeichnen also abwechselnd den Vater (*Τριτώ, Πάλλας*) und die Tochter (*Τριτώ, Παλλάς*): und unterstützen, namentlich das letztere, die zwifache Allegorie des Wettkämpfens und Gewaltanhaltens noch durch die dem Worte *πάλλειν* gleichfalls innewohnenden zwei Bedeutungen, a) der *πάλη* und des *δόρυ-πάλλειν* und b) der *πάλαξ*, pellex und des *γαλλός* (durch welchen letztern also Creuzers Fantasie von einem mystischen Zusammenhang zwischen Phallus und Palladium doch noch eine gewisse Rechtfertigung erfährt. — Dass übrigens auch der *π* nth diese mit „Reiben“ unmittelbar zush. phallische Bedeutung innewohnt, beweist die armenische Aphrodite = *Ἀ-ράϊς*, Strab. pg. 532.).

244) Der Pthah der Monumente bekundet seine Feuerbedeutung am regelmässigsten durch das ihm im Nacken hangende Feuerschallsymbol der Schelle; zuweilen auch durch das (etymologische, vgl. u. 27) Symbol der Hörner nebst dem Beinamen Tan, Tuntan (Champoll. Gr. 54. 112): Hephästos aber war und blieb der eigentliche hellenische Feuergott, und theilte diese seine elementare Bedeutung mit der Athene namentlich in dem Fackellauffeste der beiden Gottheiten gemeinsamen, panathenäischen Chalkeien; während Athene sich einer gleichen Feier noch, als *Ἐλλωτίς*, in ihrer — (wol auch nach ihr (als Kor-Nith d. i. *Ἀθήνη Νίκη*) benannten) — Stadt Korinth und eines besonderen Feuertienstes noch als böotische *Ἰωνία* erfreute. (Pausan. 35, 1.)

245) Il. XVII, 88. II, 426. Od. XXIV, 71. Pind. Pyth. III, 45.

246) Den Oelbaum, nebst der instinctmässig darauf sitzenden feueraugigen *γλαυκίς* (E. Braun Gr. Gl. pg. 449), wegen des zur Erluchtung dienenden Lampenöles — wesshalb auch *Αἴγρος*, Leuchter, ein Sohn der Athene und des Hephästos heisst (Spanh. Kallim. pg. 644) und der Titan Prometheus seine Fesselung und Schmiedung an einem Oelbaum erlitt, Apollod. II, 5, 12; die *Αἴγυς*, als ein aus der Haut nicht nur des Vaters, sondern auch der Schwester Pallas (*Ιοδάμα*) gefertigtes Bildniss, welche letztere sich offenbar in dem bekannten geflügelten Medusengesicht, schmerzverzückt, flammennlodert, dargestellt findet, und zwar so dass sie, auf Brust und Schild Athenes wie in der Hand des Zeus, zunächst das Feuer des Blitzes; dann aber auch — wie ausserdem noch in der Hand Apollons und in dem Namen Aigi-Paus — das von dem jungen Tageshelden Persens angezündete Morgenopferfeuer bedetet, und dass also die von Persens erlegte dritte, sterbliche der drei Gorgonen (Nachtwachen) hier selbst zur verbrennenden Pallas geworden ist. (Dass dem Persens jedoch, neben seiner chronologischen Tag- und Nacht-Wechselbedeutung, auch eine religionsgeschichtliche hebdomadische innewohnt, dafür zeugen seine Harpe, seine Mutter Danae, sein Grossvater Akrisios, und der

Elementes traten beide nun auch, gleich dem phrygischen Kronos, als ein zusammengehöriges culturhistorisches — obwohl in Ritus meistens getrenntes — Elternpaar²⁴⁷⁾ an die Spitze der ägyptischen und ägypto-phönikischen Hebdomas in Griechenland: Hephaestos (durch den scherzhaften homerischen Mundschenken verdeckt) vorzugsweise nur in örtlichen oder esoterischen Mythen: als Vater der lemnischen Kabiren, als samothrakische Gemahl der Kabeiro und Vater des Kadmilos²⁴⁸⁾ als fesselnd-gefesselter Verfertiger des Zauberstuls und Zaubernetzes (s. u.) und — wie auch schon Belitan-Phtah — selbst lahmer *Ἀμυγνήεις Κνυλλοποδίον* (s. 27. III.); Pallas-Athene aber als eine allen griechischen Stämmen und Tempeldiensten gemeinsame jungfräuliche Wochen- und Weisheitsmutter, eine das ewige Gesetz der Zeit und Sitte zu menschlich-göttlichem Kampf und Sieg verklärende echthellenische Astarte-Neith und Nike-Nemesis. Mit mannigfachen Zeichen der hebdomadischen Vereinbarung fortwährend behaftet, hat sie, als *Ἰτανία*, *Ἠλιάς*, *Τελχινία*, als Tochter des Itanos und Mutter der Korybant²⁴⁹⁾, als *Ὁμολοῖς*, *Προνοία*, *Ἐργάνη* und *τεχνῶν μήτηρ ποικιλοβος*²⁴⁸⁾, doch zugleich, nach dem Vorbild der Sidonischen Göttin, und, noch unmittelbarer als diese auf die Verbindung mit der Feuergöttin Tanais, auf dieses ihr eigenes Element gestützt, die äusserlichen Züge der Mütterlichkeit fast ganz abgestreift, und sich umgeschaffen in eine kunstreiche Amazone, eine kriegerisch-prophetisch-walkürjenartige *Παρθένος*, die wir wol zuweilen auch in der mehr passiven Bedeutung einer Wochentochter auftreten (s. u.), gewöhnlich aber als eine mütterliche Beratherin und Helferin in der — trojanischen wie thebanischen — Palästra des Zeitwechsels bald dem ringenden Heroen, bald dem Schicksal-wägenden Zeus Kronion selbst zur Seite stehen sehen und in ihren mahnenden Worten die lodernde Flamme ihres Elementes als eiserne Salpinx, bald des menschlichen Gewissens, bald der ewigen Gerechtigkeit erklingen hören.²⁵⁰⁾

Ausser diesen vier Paaren aber führen wir als einzelne, verschiedentlich gepaarte Wochenmütter noch die beiden folgenden auf: erstens, Aphrodite: die — ihrem Namen nach wol phrygisch- (Früti), ihrem Ursprung nach, als Astarte-Urania²⁵¹⁾, assyrisch-, ihrem Wesen nach phönikisch-hellenische — schöne Göttin der Nacht und Fluth und Zeugung, der Abendröthe

von Medusa als zweiter Sohn (nach dem Tagesrosse) geborne, aus *Χουσόρ* hellenisirte, Chrysaor. s. u. III).

247) Hom. Hymn. II. *Ἥφαιστον κλυτόμητον, ὃς μετ' Ἀθηναίης γλαυκῶπιδος ἄγλαια ἔργα ἀνθρώπων ἐδίδαξεν ἐπὶ χθονός, ὃ τὸ πάρος περ ἄντρος ναιετάσσειν ἐν οὐρασίην ἤϊτε θῆρας.* — vgl. Od. V, 223. XXIII, 160. Plat. Legg. pg. 920. D. Dioid. V, 74: letzterer mit Bezug auf Kreta, wo, wie in Athen, beide Gottheiten einen gemeinsamen Dienst hatten.

248) Pausan. IX, 31, 1. — Strab. pg. 472: vgl. o. 21, 22.

249) Orph. XXXI, 8.

250) Soph. Aj. 14.

251) Ildt. I, 105. Pausan. I, 14. Dioid. V, 55.

(*Μορφή, καλλιπυγος*) und Wintersonnenwende (vor Paris, s. o. 12. und Anm. 7): die zwar die ihr als Astarte aufgedrungene himmlische Jungfräulichkeit wol bald wieder abgestreift und, nebst ihrem skythischen Namen — *Ἀρτεμιαισα* — der Artemis überlassen²⁵²); die damit verbundene planetarisch-himmliche Bedeutung aber beibehalten und dieselbe in mancherlei Zeugnissen und Merkmalen: — bald als eine mit der Baltis-Beruth²⁵²) oder Rhea-Kybele²⁵²) verglichene, oder als älteste *Μοῖρα* bezeichnete²⁵³) *Οἰρανία*; bald als Mutter und Gemahlin des schönen Adonis-Esmun (s. u.): oder auch als die, mit dem kosmisch-magischen Hormos und Gürtel geschmückte, in des Hephästos Zaubernetz gefangenen Gemahlin des Wochensolmes Ares — fortwährend erkennen lässt: — und, zweitens, Artemis²⁵⁴): nicht nur die, später als eigentliche Wochentochter zu erwähnende taurische Schwester, Artemis-Hekate, sondern auch die noch nicht mit dem Apollon verbundene, mehr mütterlich gedachte arcadisch-böotische Göttin, — die Artemis Aktäions —, die gleichfalls von einer, wol zuerst in Phrygien und Kreta erlangten, hebdomadischen Vereinbarung vielfache Spuren zeigt: und zwar namentlich — ausser den Beinamen und Mythen einer *Ἐθρονόμη, Ἐλλείθρια, Κορροισόφος*²⁵⁵), *Κορροθάλλια, Ἐφεσία* — ihren Mythos als kretische, von König Minos — Minos-Sadykos (s. u. III.) — geliebte und verfolgte *Σίτιννα Βριτώμαρις*²⁵⁶), d. i. *Ἄρτεμις Βήρωνθος* (*Ομοιωτά*)²⁵⁷) *Σικαιοσύνη* (*Σικαία*), Artemis der (hebdomadischen) Genossenschaft und Gerechtigkeit: unter welchem Namen der Mythos sie ihre 9 monatliche — d. i. 7 tägige (s. o. 14) — Verfolgung durch König Minos, d. i. ihre mütterliche Vereinbarung mit der auf Kreta neugestifteten (einen 7 tägigen Zeitlauf einführenden) Hebdomas, noch dadurch verwerthen lässt dass sie, zunächst, ihren phönikisch-hellenischen (durch feminines t und denominatives un gebildeten) Beinamen

252) Hdt. IV, 59. vgl. Hesych. (s. v. *Κυβέλη*) *Κυβέλην οἱ μὲν Βένδιον* (Venerem), *οἱ δὲ Ἄρτεμιν*.

253) Lucian D. S. §. 6. — Hesych. *Κυβήχη ἡ μήτηρ τῶν θεῶν καὶ ἡ Ἀφροδίτη*. Phot s. v. *Κύβηθος*: *Ναῶν ὁ Αἰμυρακηνὸς τὴν Ἀφροδίτην ἐπὶ Φρυγῶν καὶ Ἰνδῶν Κυβήθην λέγεσθαι* (über den der Rhea eigenthümlichen phrygischen Beinamen *Κυβέλη, Κυβήχη*, als einen — Zahl und Würfel bedeutenden — echt hebdomadischen, s. u. 24.). — Pausan. I, 19, 2. *Οἰρανίαν Ἀφροδίτην τῶν καλουμένων Μοιρῶν εἶναι προσβυτιάν*.

254) Der, wie bemerkt, jedenfalls mit dem skythischen Aphroditenamen *Ἀρτίμ-πασα* (vgl. zu *πασα* das syriän. *pas nota nominis*) zusammenhangende, Name *Ἄρτεμις* stammt entweder von einer (im sanskrit. *tamas Dunkel, Ἀ-θάμις* — Gemahl der *Νεγέλη*, Atum, *Ἀθόμιος* ägyptischer Dämmerungsgott, ahd. *demar*, lat. *timor, tremor, tenebrae, tremere*, erhaltenen) | tm, rtm, trm, tmr *dunkel, furchtbar*; oder — wahrscheinlicher — von einem, dem keltischen *tan* entsprechenden, die Artemis mit der Tanais oder Anaitis vergleichenden, skythischen Worte *tan* Feuer, der Umkehr des sanskr. *math* drehen, wovon *pra-manthas* Nothfeuerholz, nebst dem, besonders in den keltischen Sprachen sehr häufigen, verstärkenden Präfix *ar*.

255) Als eine echte hebdomadische *Κορροισόφος* erscheint A. mit Kureten und Zeus Kretagenes auf einer Münze von Gortyne, bei Eckhel II, 303.

256) Pausan. II, 30, 3. Diod. V, 76. Callim. II. A. 189sqq.

257) *Βριτώμαρις* zsg. aus Brith (ברית, vgl. o. Anm. 131) und Mart, umgestellt aus Artm.

*Δίκωννα*²⁵⁸⁾ als einen rettenden Ufersprung und Fall in griechische Fischernetze (*δίκωνα*) etymologisirt; und dass sie dann, von der kretischen Küste aus, culturhistorisch nach Aigina, Argos, Böotien weiterwandert, bis auf den Kithäron, wo wir ihr, als einer, *Ἰσχυμὺς Ἐὐκλεία* geheissenen, thebanischen Kithara, wieder begegnen werden.

2. Der Wochensohn: vereinbarte sich, wie bemerkt, leicht und naturgemäss mit der dritten göttlichen Hauptperson aller Religionen, der ethnologisch-anthropologischen Person eines Gottkindes oder, vorzugsweise, Gottsohnes: welcher so vereinbarte Gottsohn aber sich sodann, auf dem magischen Flügel des *Λόγος καὶ ἀριθμὸς*, seiner ethnologisch-geschichtlichen Beschränkung mehr und mehr enthub und aus einem namengebenden Heroen seines Volkes, aus einem kriegerischen Bal, Assur, Varunas in einer mehr allgemeinen, menschlich-friedlichen Baal-Adonis, Hermes-Thot oder Agathodämon umwandelte. Und wie schon der Heros eponymus, in seiner Gott und Welt verbindenden Zwischenstellung, dem volksthümlichen religiösen Gefühl näher stand als der oberste Gott, so ward nun auch der aus der hebbomadischen Vereinbarung und Verklärung mit einem neuen Mysterium des Leidens und Siegens, Sterbens und Wiedergeborenwerdens, einem neuen geheimnissvollen Dogma des schöpferisch-erschaffenen Zusammenhanges hervorgegangene eingeborene Sohn der, sowohl exoterische als esoterische, Hauptgott der neuen Lehre, der, wo er sich von dem Vater bereits getrennt, in dem religiösen Bewusstsein der Gemeinde eine offenbar höhere Stelle einnahm als dieser, und vor demselben durch die (bereits, 21, erwähnten) Titel „starker Fürst, grosser Gott, König und höchster Herr (*ἀρχηγέτης, βασιλεὺς, ἀναξ ἰσχυρὸς, μέγιστος, ἕπατος*)“ regelmässig ausgezeichnet wurde. Neben diesen Titeln aber, sowie neben den Beinamen *Ἡρωτόλογος, μοιρογενής, ἐπιτάτις* und neben der Vereinbarung mit dem Planeten Mercur und der jugendlich-schönen Bildung, unterscheidet sich, nach dem Vorbilde des selbständigen, auch der vereinbarte Sohn von dem Vater noch durch ein Hauptmerkmal: das Mysterium seines allwöchentlich wiederkehrenden Leidens, Sterbens und Auferstehens; und, hiermit im Zusammenhang, seines ihm in der Unterwelt zugewiesenen — von Dogma und Ritus der verschiedenen Religionen mehr oder minder vollständig entwickelten — chthonischen Führer- und Richteramtes. Schon im Heroendienst, durch die Parallelisirung des Heroen — oder auch der Heroia — mit Tag- und Jahreslauf und insbesondere des tragisch-heroischen Todes mit Sonnenuntergang (z. B. Jason, Siegfried, Dido, Brunhilt) und Sommerwende (z. B. Adonis, Thammas, Hyakinthos, Hercules) mannigfach vorbedeutet, erhält das chthonische Verhältniss des Wochensolmes durch die übersinnliche Unmittelbarkeit und freiwillige Gesetzmässigkeit des Wochenwechsels eine ganz neue — im Glanze jener *ὀργιασμῶν ἀπόδητων* noch geheimnissvoller

258) יְהוֹנָתָן von dem dem Namen des יְהוֹשֻׁעַ zu Grunde liegenden Worte djq-.

leuchtende — mystische Weihe, die den auf dem Wege des Rechtes selbstbewusst dahingegangenen Herren und Heiland auch in der nächsten Welt, — im Reiche der Todten — als den geborenen Wegweiser, Richter und Retter erscheinen liess. Und so wurde nun — und blieb dann auch unter späteren chronologischen Systemen — kraft seiner Vereinbarung mit dem Wochensohne, der ägyptisch-hellenische Hermes, Herm-Anubis und Hermes-Thot, der Todesbote und Seelenführer *Ἡεροτόμιος*: wurde der ägyptisch-hellenische Osiris und Zeus-Hades — nebst seiner Gemahlin, Nephtis, Isis und *Ἡεροσαφόρη* — der König und Richter im Erebos-Amenthes.

Den im hebräischen Elohim widergespiegelten, hebdomadisch-vereinbarten Urgott der altchaldäischen Religion, von dessen verschiedenen Namen Chalad, Itan, Olam, Sohar, Sabaoth, Mithra, Jah (*Ἰαώ*), die fünf ersten sich bereits, mehr oder minder deutlich, auf diese Vereinbarung beziehen²⁵⁹), haben wir jedenfalls für einen, dem Wesen wie dem Namen nach, noch ungetrennten Vater-Sohn zu halten, und die im griechischen Ritus und Mythos uns begegnende Gleichstellung des Sabaoth (*Σαβάζιος*) *Iao* (*Ἰαζχος*) und Mithras mit Dionysos²⁶⁰) oder dem jüngeren *Bal*²⁶¹) erst für die Folge einer späteren Trennung. Und noch dem Namen nach ungetrennt erscheint dann auch in der assyrisch-phönikischen Religion, gegenüber dem alten *Bel* (*περσβύτι*), der (ebenerwähnte) junge *Bel* (*πέος*)²⁶²); offenbart sich jedoch zugleich unter verschiedenen — alle mehr oder minder unmittelbar auch in die hellenische Religion übergegangenen — Sondernamen: als vorzugsweise den Namen: אדון *Ἄδωνις*, אדני, אדניך, אדניך *Melichos*, *Μάχαρ*, *Μελικέρης* (*Ἡρακλῆς Τύριος*, *Τιρόνθιος*); אדמ *Kadmos*, אדמיל *Kadmilos* und אדני *Θωθ*, *Θεῦθ-Ερμῆς*. Von diesen göttlichen Namen bezeichnet *Adon*, *Adonis*, d. i. Herr, mein Herr (*Adon-i*) — häufig auch noch *Adon-Baal*²⁶³) —, jenen schon früher (12) besproche-

259) Chalad, אדלד, Itan, איתן und Olam, אולם, bedeuten „*παλαιός, ἀρχαῖος*“ (vgl. *Mov.* I, 262. 264. u. vgl. *Anm.* 97, 138): Sohar, אהר, leuchtend, Gestirn (vgl. *Mov.* I, 350) und Sabaoth, אשבעה, Sieben, Siebenfach (*Mov.* I, 550). Ueber den wahrsch. chaldäischen Ursprung des Mithras? von אדני. s. *Mov.* I, 69. 180.

260) *Lyd. de mens.* IV, 38. 74. 98 (cf. *Cedren.* I, pg. 296. *Mov.* I, 550) *Οἱ Χαλδαῖοι τὸν θεὸν (Διόνυσον) Ἰαὼ λέγουσιν, ἀντὶ τοῦ φῶς νοητὸν τῆ φουρτῶν γλώσση, καὶ Σαβωθ δὲ πολλαχοῦ λέγεται (οἶον ὁ ὑπὲρ τοὺς ἐπιτὰ πόλους) τοῦτεσιν ὁ δημιουργός — ὁ δημιουργὸς ἀριθμὸς*: (bei welcher Erklärung des Namens *Ἰαώ* das *φῶς νοητὸν* freilich nur die unsichtbare geistige Lichtbedeutung des Sohnes bezeichnen will; aber doch zugleich unwillkürlich den, kraft des Anrufes *Jah*, aus der sichtbaren Lichtempfindung geschöpften ersten Ursprung der Erkenntnis des Vaters berührt: vgl. o. 8 und u. III). Dem *Jao* gleichstellet den Dionysos auch *Macrob.* I, 18 mit Bezug auf das (vielsprochene) oraculum *Apollinis Clarii*. (*Mov.* I, 539) Ueber den Dionysos Sabazios, s. u.

261) *Serv. Aen.* I, 343. 642. *Belus minor qui et Methres.*

262) *Procl. in Tim.* IV, pg. 251. *οἱ θεουργοὶ* (die beiden *Juliane*, *Lob. Agl.* pg. 98) *συνάδουσι θεὸν ἔγκοσμον τὸν χρόνον ἑμνοῦντες αἰώνιον ῥέον τε καὶ πρεσβύτην*. (Dagegen bezeichnet der (von *Mov.* I, 265 angeführte) *Κρόνος ὁμώνυμος τῷ πατρὶ* im *Sanchuniath*, pg. 32, nicht den Sohn, sondern den — *ἐν Ἡεραιίς*, d. h. der jenseitigen Hälfte des himmlischen *Kosmos*, befindlichen — Planeten (*Saturn*).

263) אדני;אדון *Adon-Baal*, s. bei *Mov.* I, 194, 195, *Hesych.* s. v. *Ἄδωνις δεσπότης ἐπὶ*

nen, ursprünglich dem freien Sonnenmondjahr angehörigen, syrisch-kyprischen Gott des Jahreswendenfestes²⁶⁴); bekundet aber zugleich seine hebdomadische Vereinbarung nicht nur durch die spätere 7 tägige Dauer und echt-hebdomadische — aus Verschwinden, Suchen, Finden, Beklagen, Begraben, Auferstehen und Bejubeln zusammengesetzte — Dramatik seines grossen Festes²⁶⁵); sondern auch durch eine Reihe anderer, nicht minder deutlicher ritual-mythischer Züge: zunächst den Namen und Mythos seiner Mutter Ismene-Smyrna, die ihn — auf dem Wege religionsgeschichtlicher Allegoris — von ihrem eigenen Vater *Κινύρας*, d. i. dem Jahrestrauerflötenspieler, nach 10 Monaten, d. i. der den 9 Monaten des gewöhnlichen Jahres entsprechenden Wochenfrist, und als Bruder der 50, dieses Wochenjahr bildenden, Schwestern zur Welt bringt²⁶⁶); sodann, den Ritus und Mythos seines eigenen kindlich-gattenhaften Liebesverhältnisses zu der Aphrodite Urania von Byblos, als in welchem sich das (ältere) des schönen Esmun von Berythos zu der göttlichen Wochensternenmutter Berythos-Astronoe deutlich wiederspiegelt²⁶⁷): sodann, die ihm regelmässig beigelegten esmunhaften Eigenschaften zarter Lieblichkeit und überirdischer geflügelter Schönheit²⁶⁸) und endlich durch seinen, dem griechischen *ἄναξ, δεσπότης, κύριος* entsprechenden Titelnamen „Adon“ selbst, nebst den dazu gehörigen Beiwörtern *Θεὸς μέγας, ἄγνος, ὑψιστος*²⁶⁹). — Gegenüber diesem anthropologisch-jahreszeitlichen, friedlich-ländlichen Gotte aber haftet an zwei anderen der (obengenannten) vereinbarten phönikischen Wochensöhne vorzugs-

Φοινίκων καὶ Βόλου ὄνομα. — Gleichbedeutend mit Adon ist auch der kyprische Adonisname: *Κύρις* (s. v. a. *Κύριος*).

264) Dass diese Bedeutung aber, dem Gang chronologischer Parallelsirung gemäss, auf die Jahreswende erst von der Tag-und-Nachtwende — dem Sonnenauf- und Untergang — übertragen worden, erhellet noch besonders aus dem phönikischen Namen *סרש* Serach und dem kyprisch-griechischen Beinamen *Ἀῶτος, Ἡολίης* (Mov. I, 229); während wir den eigentlichen Jahreswendennamen wol in dem Thammas des Ezechiel (VIII, 14) zu erkennen haben (vgl. Mov. I, 196).

265) Ammian Marc. XX, 1. XXII, 2. Lucian S. D. 7.

266) Panyasis bei Apollod. III, 14, 3 u. 4. Eustath. II. XI, 20 (pg. 827): das im König *Κίνυρος* verpersönlichte Klageinstrument, *כנר, כנר* einara, einar — vgl. Hesych. *κινύρωσαι, θρηνηεῖν, κλαίειν* —, das gewöhnlich für eine Art Kithara erklärt wird, erklärt Movers (I, 243) — mit Bezug auf Pollux, und Athenäus (IV, pg. 274), so wie auf den Adonis-namen *Ἀβωβος* (von *כנר* flutele) — wol besser für eine Flöte: den Namen *Σμύρνα* halte ich, im Sinne des Mythos, für ein, durch r verstärktes, Feminin von Smyrn, während dagegen die anstatt der Smyrna zuweilen genannte *Μιρόδα* ihren Namen wol der mit dem Cinur vermählten Trauer, *כנר*, verdanket.

267) Damase. V. J. bei Phot. pg. 352.

268) *ἀβρός, καλὸς Ἀδωνίς* s. Bion I. und andere Stellen bei Mov. I, 542: — Theokr. XV, 128 *ῥοδόπαχυν*. — Atunis als Flügelknabe auf etruskischen Spiegeln, Gerh. I, 46: vgl. Hesych. s. v. *Ἀδωνίς πυγμαίων*.

269) Socrat. H. E. III, 23 *θεὸν μέγαν, ἄγνον Ἀδωνίον*. Sanch. pg. 20. *Ἀροούρις* (t. L. st. *Ἀροούρις*) — d. i. der hier den Adonis als Planeten Mercur bezeichnende ältere Har — *παρὰ Βυβλίους ἑξαετίως θεῶν ὁ μέγιστος ὀνομάζεται*. pg. 24. *Ἐλιοῦν* (יִלְיִן) *καλούμενος Ὑψιστος καὶ θήλια λεγομένη Βηροῦθ*.

weise der Begriff religiös-geschichtlicher Wanderung und culturhistorischer Wirksamkeit: einmal, an dem — später (IV) besonders zu erörternden — Morgengotte Kadmos; und zweitens, an dem, hier sofort zu erläuternden Tages-, Jahres- und Feuer-Baal מלך, Melech, Moloch (auch Baal-Moloch, Malach-Bel²⁷⁰), d. i. König; oder מלך-קרם Mal-qarth, d. i. Burgkönig (*ἄρχι-γέτης, πολιοῦχος* zunächst von Tyros)²⁷¹); oder auch מלך-מא, Maqar (? d. i. *περιτεινόμενος*²⁷²); oder auch noch, in Phönicien wie in Hellas, mit seinem berühmten — aus dem ägyptischen Har-chre, Her-chle, Her-kle, d. i. der junge Har, entsprungene — Namen *Ἡρακλῆς*²⁷³), und zwar, um diesen hebdomadischen Herakles sowohl von dem älteren Vertreter des freien Sonnenmondjahres als von dem jüngeren des 365-tägigen Jahres zu unterscheiden, *Ἡρακλῆς Τίτιος, Θάσιος, Αἰβυζός*²⁷⁴). Die Hauptmerkmale aber durch die, gegensätzlich zu dem solaren und dedecamenischen Melech, jedoch meist in Verbindung mit dem Feuer-Moloch, dieser tyrische Makar oder Melkarth seine hebdomadische Vereinbarung bekundet sind: zunächst seine Mutter Asteria oder Astronoe, Sternenmutter, nebst einem Vater Zeus-Baal²⁷⁵): sodann, das Märchen von der, gleichfalls Asteria genannten,

270) auf cilicischen Münzen, *Mon.* I, pg. 400.

271) vgl. *Mon.* Phoen. I, 431. 265. *Colon.* 109 ff.

272) für den, nach dem Zeugniß punischer Inschriften, von Gesenius (*Monum.* Phoen. pg. 410) und (schliesslich auch) Movers (*Colon.* pg. 118) als gleichbedeutend mit Melqarth erklärten Namen Maqar scheint das griech. „μάζα“ (ägyptisch makhru, khruma), selig, glücklich“ doch eine andere Erklärung zu fordern, nemlich vielleicht (wie im Text angedeutet) als Particip (act. oder pass.) von מלך in der Bedeutung *περιτεινόμενος* (*καθαίρεσθαι, καθαίρων ποιέσθαι*) vgl. *Sanchun.* pg. 36 und *Hdt.* II, 37. *Θεοσεβείες δὲ περισσωῶς ἐόντιες μάζα πάντα ἀνθρώπων (οἱ Αἰγύπτιοι) τὰ ἀδοῖα περιτίμνονται.*

273) Diese Erklärung des — als ägyptisch schon von Herodot bezeugten — Namens rechtfertigt sich, — ausser dem bekannten Wechselverhältniss zwischen ägyptisch r und l — sowohl durch die Etymologie als durch die gebrauchsmässige Bedeutung der beiden Namenshälften: von denen die erstere, Har, abgeleitet von der (lichtschallsymbolischen) Ἥ (har, her, hor) rufen, leuchten, sehen, (ägypti. hra, hru, har Stimme, Gesicht, Tag, Jahr) vgl. *lux, ὄραν, Ὄρα, Χάριτες*, sanskr. Haritas) und verflochten mit der (lichtflugsymbolischen) Ἥ (hr fliegen, kreisen, schweben (äg. her Falke): einer ganzen Reihe verschiedener, durch Beinamen unterschiedener, Licht- Zeit- und Sternengötter (Har-phre, Har-ka, Har-tos, Har-uer, Har-p-ire, Har-p-chrat, Har-p-chrati s. Parthey pg. 193. *Leps.* *Chron.* 89 ff.) zur Bezeichnung dient: während die zweite Hälfte, chre, eben nichts ist als die, von der Ἥ chre „schreiben, Kind sein“ abgeleitete einfachere Form des zuletzt genannten Wortes „chrat, chrat Kind“, und in dieser Form also nur dazu dient den jüngeren Har, als einen *Βῆλον νεώτερον*, von dem älteren Har-uer (*Ἀρούρηρις*) — der sonst auch zuweilen den *Κάδμον παλαιόν*, d. h. den Planeten Mercur, bedeutet — hebdomadisch (und religionsgeschichtlich) zu unterscheiden. Mit dem (durch seine figurativ-kindliche Geberde des Schreiens bekannten) Har-p-chrat, *Ἡρακράτης*, stellt schon Eratosthenes (*Syncell.* I, pg. 108) den *Ἡρακλῆς* zusammen und erscheint dieser unter dem Namen Chons (P-neb-to) als gleichbedeutend auch auf den ägyptischen Monumenten, s. u.

274) *Sanch.* pg. 32. *Μελίκαρθος ὁ καὶ Ἡρακλῆς.* Pausan. X, 12, 2. *Σίαρος ὁ Μακῆ-δος, Ἡρακλέους δὲ ἐπονομασθέντις ἐπὶ Αἰγυπτίων τε καὶ Αἰβύων:* und vgl. *Hdt.* II, 43, 44., der, an letzterer Stelle, auf den thasischen Herakles den Mythos von Kadmos überträgt.

275) Eudor. bei Athen. IX, pg. 392. *Cic.* N. D. III, 16. *Quartus (Hercules, filius) Jovis et Asteriae, Latonae sororis, qui Tyri maxime colitur, cujus Carthaginem filiam ferunt.*

schwimmenden Sterneninsel, die er, selbst im Sternengewande (*ἀστροχείτων*), vermittelt der Selbstopferung des auf einem Oelbaum thronenden, von Schlange und Feuer umflogenen Adlers, in eine, die Stadt Tyros tragende, feste Insel — d. h. die unstät umhertreibende Zeit in eine feste, thurömässig gebundene und geordnete umwandelt; und, zu Gunsten des, mit dem Feuersdienst verflochtenen, hebdomadischen Hormos, den Adler des freien Sonnenmondjahres veranlasst sich selbst — zugleich als Vorbild für den wechselnden Kosmos-Esmun — als Opfer darzubringen²⁷⁶): sodann, die dem *Ἡρακλῆς Τύριος* beigelegte Erfindung der Schrift und Aufrichtung des kosmischen Säulengesetzes, — nebst den Beinamen eines *Μάρτις*, *Φυσικός*, *Φιλόσοφος*, *Ἀγλίβωλος* (כַּב־בַּל, Agli-Bel, ? Offenbarungs-Baal)²⁷⁷): sodann, die ihm ausserdem beigelegten Namen eines *ἀιτοφνής*²⁷⁸, *τελεσιγῆς*, *μυσιτικός*²⁷⁹): und endlich, fünftens, sein etymologisch-mythischer Zusammenhang mit dem griechischen *Μάκαρ* (*Μακαρεύς*) *Μελικέρτης* (*Παλαίμων*) und *Ἡρακλῆς*: von welchen Namen nicht nur Makar als einer der 7 Heliaden von Rhodos²⁸⁰), und weiser Gesetzgeber von Lesbos²⁸¹), Melicertes-Palaemon als Sohn des Athamas, eines der 7 Aeoliden²⁸²), und als Archemoros der Isthmischen Spiele²⁸³), seine hebdomadische Bedeutung kundthut, sondern auch Herakles selbst, wie wir sehen werden, — besonders als *Ἡρακλῆς Ἀλκείδης*, *Ἰδαῖος*, *Τιρόνθιος*, *Παλαίμων*, *Παραστάτης*, *Σωτήρ*, — zwischen der solaren und der dodecamenischen auch die triemerisch-hebdomadische Stufe seiner Entwicklung deutlich erkennen lässt. — Und während die drei genannten Wochensöhne der phönikischen Religion — Adonis, Kadmos, Melkart, — ihre kosmische Bedeutung in gewohnter Weise auf eine planetarische Verbindung mit dem Mercur; oder auch zuweilen, — namentlich Melkarth-Moloch als Feuergott — mit dem Mars stützen, behauptet der

276) Nonnos D. XL, 443. Achill. Tat. II, 14. Eckhel D. N. M. III, pg. 390. Mov. I, 627. und vgl. u. 24.

277) Clem. Al. Strom. I, 15, §. 73. *Ἡρόδωρος δὲ τὸν Ἡρακλέα μάρτιν καὶ φυσικὸν γινόμενον ἱστορεῖ παρὰ Ἀιλιανὸς τοῦ βαρβάρου τοῦ Φρυγῶς διαδέχεσθαι τοὺς τοῦ κόσμου κίονας, αἰνυτιομένον τοῦ μύθου τὴν τῶν οὐρανίων ἐπιστήμην μαθήσει διαδέχεσθαι.* Chron. Pasch. I, 78. *Ἡρακλῆς ὁ φιλόσοφος ὁ λεγόμενος Τύριος.* — Der *Μάκαρος Ἀγλίβωλος* genannt auf dem Denkmal von Palmyra, bei Hyde de relig. vet. Pers. t. III. Selden de Diss. Syr. pg. 226. Mov. I. 401. 99.

278) Orph. Hymn. XII, 9.

279) Malala pg. 86. 404. Mov. I, 98.

280) s. o. 22. Anm. 210.

281) Diod. V, 57.

282) Apollod. I, 7, 3. Schol. Pind. Pyth. IV, 19. Hygin. Fab. 238. 242. rechnet zu diesen Sieben auch den Makarens; vgl. Plut. parall.

283) Apollod. III, 4, 3. Hygin. f. 2. Pausan. II, 1, 3; 2, 6: der Meersprung Inos und Palamons und ihre Verwandlung in Schutzgötter der Schifffahrt erklärt sich wol — ebenwie der Meersprung der 50 Töchter des Kinyras — als ein religionsgeschichtlicher, auf die schiffahrtliche Wanderung Melkarth's bezüglicher, Mythos: und ebenso, als bezüglich auf das Eintreten des hebdomadischen Dienstes anstatt des morgendlichen, der Mythos von des Dunkel-Königs Athamas erster, der Ino-Leucothea (Albunea) vorweggehenden, Gemahlin *Νεφέλη*-Wolke.

vierte, Taut, die seinige vielmehr als Gott der Luna, deren vorhebdomadische Zeit- und Zahlenbedeutung sich hier ausnahmsweise als *Αἰώς καὶ ἀριθμός* geltend macht und ihren Vertreter, den Taut-Hermes, mit der, überdies auf den zungenhaften Zusammenhang von Zahl und Hormos gestützten²⁸⁴), Eigenschaft eines Surnubal oder Agathodämon²⁸⁵), sowie eines, wenn auch nicht Sohnes, doch Rathgebers und Schriftführers des Wochenvaters²⁸⁶), unmittelbar bekleidet.


Seine weitere hebdomadische Erläuterung aber findet der phönikische Taut in dem gleichnamigen Gott der ägyptischen Religion, deren Wochensöhnen wir uns jetzt zuwenden: in dem, gleichfalls häufig dem Hermes verglichenen, Tot: den wir sowohl, einerseits, durch den Voll- oder Halbmond auf dem Haupte seinen lunaren Ursprung, als andererseits, durch die Beinamen „Herr des göttlichen Wortes, Verkünder der Worte aller Götter, Schreiber der Wahrheit (Schriftführer in der Unterwelt) Herr Smun's oder der beiden Smun (Hermopolis), selbst-erzeugt (*ἀδιογενής* kheper-tesef) ungeboren (*ἀγέννητος*)“, und ausserdem noch durch die ihn begleitende 7hornige Gemahlin Sfeh, Sieben, seine Esmunhafte Bedeutung vielfach, und schon auf den ältesten Denkmälern, offenbaren sehen²⁸⁷): ja, und der uns unter dem Namen des „Agathodämon“ oder eines „Sos, Σῶς, d. i. Sohn (Gottsohn) oder Aecht“, und zugleich als dritter Wochentagsgott (nach saturnalem Modus) wahrscheinlich schon in der ersten Manethonischen Königsliste begegnet²⁸⁸). Und wie

284) s. o. 5: das Wort „tut, tot (sprechen) zählen, = Zahl, Zeuge“ (vgl. äg. tt sprechen, Wort; sanskr. oit, kit, cogito; syrjan. tōla, s-tudeo) übertrug sich auf das natürliche Sinnbild der letzteren, die Schlange $\square\square$, $\square\square$ tet (Θῆτα).

285) Sanch. pg. 6. 22. *Τάαντος — ὃν Αἰγύπτιοι μὲν ἑωῶθ, Ἕλληνες δὲ Ἐρμῆν ἐκάλεισαν.*

286) Sanch. pg. 26. *εἰς ἄνδρας δὲ προελθὼν ὁ Κρόνος Ἐρμῆ ἰὼν τρισμεγίστω συμβούλῳ καὶ βοηθῷ χρώμενος· οὗτος γὰρ ἦν ἀπὸ τοῦ γραμματεῦς τὸν πατέρα Οὐρανὸν ἀμύνεται.*

287) Buns. Eg. I, 406: u. vgl. Plut. Is. 41. Parthey pg. 154. Lepsius Abh. über die Götter der 4 Elemente (1856) pg. 195. 207. 227. Als Herren der Doppelwoche (s. o.) bezeichnet den Thot-Hermes auch wol sein, später in *τρισμέγιστος* erweiterter und ausgedehnter, Titel „zweimal gross, μέγας καὶ μέγας“.

288) Euseb. Chron. I, 19. versio latina (bei Bunsen I. pg. 638): primus Aegyptiorum Deus Vulcanus fuit (qui etiam ignis repertor apud eos celebratur): ex eo Sol: postea Agathodämon: deinde Saturnus: tum Osiris: exin Osiridis frater, Typhon; ad extremum Orus: wo, anstatt des Agathodämon, der griechische Text des africanischen Manetho (bei Johannes Antiochenus) den Σῶς nennt, der, als  geschriebener, dritter Name (nach Ptah und Rha) auch in dem ältesten Memphitischen Götterkreise erscheint: und wo also nun Vulcanus den Ptah-Saturn, Sol den Rha-Sol, Saturnus (Seth) den Kham-Mars (von Panpremis), Osiris den Mercur, Typhon-Seth den Jupiter, Horas (Har-tu) die Venus; Sos-Agathodaemon aber zugleich den Esmun-Jehud und den That-Lunus bedeutet. Vgl. Lepsius Götterkr. pg. 13. und Abh. über die Götter der 4 Elemente (1856) pg. 220: von dessen an letzterem Orte geäußerten Ansichten wir jedoch darin abweichen dass wir den (auch auf der ersten Königsliste des Pseudo-Manetho genannten) *Ἀγαθοδαίμων* nicht für eine Fälschung, sondern Erläuterung des Namens Σῶς, diesen aber entweder für die verstärkte Form des ägyptischen

Thot tritt (bei ägyptisch-griechischen Schriftstellern) mit dem Esmun-Hermes, besonders dem chthonischen, dann noch ein zweiter ägyptischer Wochengott in Parallele: der A-nup, A-nubis, *Ἐκυάνουβις*, ein — wie schon Kneph — (etymologisch und religionsgeschichtlich) mit dem babylonischen Nebo zusammenhangender, auf den Denkmälern gewöhnlich (lichtschallsymbolisch) als Schakal dargestellter, Gott der beiden Dämmerungen²⁹⁰) dem als Esmun vorzugsweise das Amt des Seelenführers, *Ψυχοπομπος*, zufällt: und in dem wir — ausser seiner Verwandtschaft mit Kneph, Mantu und Atum — wahrscheinlich auch die jüngere und bestimmtere Wiedergeburt einer der vielfachen Erscheinungen des Gottes Seth, nemlich des Hermesartigen Seth-Nubi, wiederzuerkennen, und hiermit auch die meisten der diesem letzteren beigelegten Esmunhaften Eigenschaften — seinen Beinamen Smun (s. o.), seine (auf den Morgenabendstern Mercur bezügliche) Doppelköpfigkeit²⁹¹), sein Attribut der Schlange oder des Crocodils²⁹²) und seine (im Todtenbuch erwähnte) Gleichstellung mit Thot²⁹³) — in Verbindung zu bringen haben. Von den übrigen ägyptischen Wochensöhnen — die, wie wir gesehen, immer zugleich einen Vater darstellen — offenbaren und bezeugen ihre Esmunschafft: zunächst, der (obenerwähnte) Kneph, vermöge seines chthonischen Verhältnisses, Schlangensymbols, Beinamens „Demiuergos“ und Vergleichs mit Jao²⁹⁴), dann, Kham-Amun, vermöge seiner Gleichstellung mit dem pelasgisch-ägyptischen Pan (s. u.): dann Rha, vermöge seines Titels „erst- und eingeborner Sohn Neiths“²⁹⁴): dann Phtah, vermöge seiner bald knaben- oder zwergartigen, bald auch mumienhaften Gestalt; seiner Beinamen leuchtend (ϣϣ, Sokaris), schöngesichtig (*ἀγλαόπηγς*) kheper (? *αἰτυφνής*, *Κάβειρος*“; seines (gewöhnlich doppelten, auf die Doppelwoche bezüglichen) Attributs der Schlange oder des Crocodils; und seiner chthonischen Würde als Todtenerwecker²⁹⁵): dann Tum, A-tum, gleichfalls



„su Sohn“ (*Διὸς παῖς*, *Υἱός*, Har-chre), oder aber für unmittelbar gleichbedeutend mit dem ägyptischen Zahlwort $\Pi \Pi$ sos, $\Pi \Pi \sim \sim \sim$ sason 8 halten, und für diese wie für jene Gleichung dann auch in den von Eratosthenes angeführten und erklärten beiden Namen *Σέμψος* (Sem-p-sos) ὁ ἔστιν *Προαλλίδης* und *Σεμψουκράτης* (Sem-p-krat) ὁ ἔστιν *Προαλλῆς* *Ἀρσοκράτης* (s. u. Anm. 302. 414) eine Bestätigung finden.

289) Plut Is. 61: vgl. 14. 44: (an welcher letzteren Stelle der Gott der beiden Dämmerungen naturgemäss als ein, von seiner Mutter Nevti, d. i. dem Abendmercur, der Isis, d. i. der Morgen-Venus, untergeschobener, beide Göttinnen berührender *ὀρίζων κύκλος* bezeichnet wird: und deshalb wol auch, bei Festaufzügen, durch das Umtragen zweier goldner Hunde oder Schakale gefeiert wurde (Clem. Al. Strom. V, 7 pg. 242. Parthey Is. pg. 255). Auf einen, diesen Hunden entsprechenden, lichtschallsymbolischen Ursprung schon des Namens Nebs weist das hebr. nbch, arab. ubh bellen).

290) Wilkins V, pl. 38. Leps. Chron. pg. 92.

291) Hdt. II, 63. 64. 155. vgl. u. 24.

292) Birch bei Bunsen I, pg. 441.

293) Buns. I. pg. 388. Parthey pg. 208. Porphy. in Euseb. praep. ev. III, 11, pg. 125.

294) Champ. Gr. pg. 23. 234. Procl. in Tim. I, 30.

295) Champ. Panth. VIII, 1. 2. 3., XII, 13. Wilkinson M. H. XX. Hdt. III, 37: —

(wie Phtah), vermöge seiner Darstellung in Windeln, seiner Beinamen kheper, nofr (*ἀγαθός*) iri-n-teru (Göttersohn) und seiner königlichen Würde in der Unterwelt²⁹⁶): und gleichfalls vermöge dieser seiner chthonischen Würde als königlicher Todtenrichter, endlich fünftens, Osiris — Osiris Onophris, *Ἀγαθός* —, so wie zugleich (vermöge der von Plutarch erzählten) Geschichte seines eigenen Todes, als einer, offenbar dem Tode des Adonis von Byblos und des Esmun von Berythos nachgebildeten, *ἄρ* noch mit verschiedenen epagomenischen und triemerisch-jahreszeitlichen (sowie einigen örtlichen Wortspielen) verflochtenen, wesentlich hebdomadischen Legende²⁹⁷). Als den exoterisch-berühmtesten, — freilich zugleich auf den Denkmälern und in der Ueberlieferung am meisten verdunkelten — aller ägyptischen Wochensöhne aber dürfen wir wol den, dem tyrischen Melkarth-Herakles entsprechenden, (obenerwähnten) Har-chre bezeichnen; jedoch nicht sowohl unter diesem seinem solaren Namen — unter dem wir ihn auf den Denkmälern meistens nur dem Lotus der Nacht und Winterzeit entsteigen und mit seiner bekannten (lichtschallsymbolischen) Rufgeberde²⁹⁸) und (Simsonhaften) Haarlocke²⁹⁹) Morgen und Frühling bedeuten sehen —, als vielmehr unter den beiden, mit ihm durch einen mannigfachen Zusammenhang innerer und äusserer Zeugnisse verknüpften³⁰⁰), echt hebdomadischen Namen: Chon, *Χῶνς* d. i. Säule, Säulengesetz³⁰¹) und Su, Sos, So-ter,

Sanch. pg. 26. *ἀγαθὸν δαίμονα Αἰγύπτιοι Κνήη ὀνομαζούσιν*. Der mit Käfer und Mund geschriebene, gewöhnlich „selbsterzeugt (*αὐτογενής*)“ übersetzte Beinamen kheper, den die meisten Wochensöhne führen, ist doch wol nur eine Uebertragung des chaldäischen ܚܚܫ.

296) Buns. I. pg. 409. Wilkinson M. H. 26. Leps. Todtenbuch IX, c. 17, y. 55, 56. pl. XXX, c. 79.


297) Epagomenisch ist die den 72 Jahrestheilen, daraus die 5 Epagomenen (5^{300/72}, vgl. u. 28) gebildet wurden, gleiche Zahl der Typhonischen Verschworenen; triemerisch-jahreszeitlich, die an die Namensfolge Osiris, Seth, Horus geknüpfte — die Tagesfolge der letzten drei Könige der ersten Manethonischen Wochendynastie wiederholende — Tödtung, Bekämpfung, Sühnung; hebdomadisch aber der ganze übrige Inhalt: die sinnbildliche Maaskiste, Sargsäule und von Horus durchhauene Schlange (vgl. u. 24): die Namen *Μέλκαραθρος* (Melkarth) *Θούηρις* (Thuro) und *Μανέρως* (Ma-n. Ra, Sonnenlieb, wol s. v. a. Jehud s. u. 28): die Fahrt nach Byblos und der von Osiris erlittene 14fache *σπαραγμός*.

298) vgl. Suid. s. v. *Ἡρακλῆος: λέγεται γὰρ καιελεθεῖν ἀπὸ τῆς μητρὸς ἐπὶ τοῖς χεῖ-λεσιν ἔχων τὸν καιασιγάζοντα δάκτυλον, οἷον Αἰγύπτιοι μυθολογοῦσι γενέσθαι τὸν Ὄρον καὶ πρὸ τοῦ Ὄρον τὸν Ἥλιον*.

299) Das lichte lockige Haar natürliches Sinnbild des Lichtes, eben wie die stachlige Eberborste und dicke Schaafwolle Sinnbilder des Dunkels.

300) Har-chre, mit dem Beinamen p-Neb-to, d. i. Herr der Welt, findet sich in der monumentalen Zusammenstellung mit seinem Vater Har-ner und seiner Mutter Sent-nofre (*Ἰομήνη Ἀγαθή*) häufig durch Khunsu ersetzt (Birch Gallery I. pg. 36): welcher letztere die Horuslocke, häufig auch die Mondscheibe Hermes-That's trägt: zugleich aber in seinem eigenen Namen Khun-su den des Su, Sos — Sohn — enthält: und dieser wiederum heisst, als Sesostris, Sohn und Nachfolger des älteren Horas (Hdt. II, 102. Schol. Apollon. A. IV, 272); erfindet wie dieser (Plut. Is. 19) den Pferdegebrauch, und richtet wie Khunsu als Siegeszeichen in den eroberten Ländern seine beschriebenen Säulen auf (*στήλας ἐτίσται διὰ γομμύτων λεγούσας τὸ ἔωντοῦ οὐνομα*).

301) Etym. M. *τὸν Ἡρακλῆρ κατὰ τὴν Αἰγυπτίων διὰλεξιον Χῶνα λέγεσθαι*. (Hesych.

Sos-ter () Se-sos-ter, Sesostris d. i. Sohn, Gott Sohn, (Σέσωστρις, Σεσόγγωσις) oder auch der göttliche Acht³⁰²⁾: von welchen beiden Namen der erstere, mit den Säulen des Atlas parallelisirte, den ägyptischen Esmun-Herakles vorzugsweise auf seinen westlichen, der andere, deshalb zuweilen eben auch mit dem Namen Sem verbundene³⁰³⁾ auf seinen nördlichen Eroberungszügen begleitet³⁰⁴⁾, und von denen dieser gewiss ebensowenig als jener eine (obwohl schon von Tacitus versuchte) unmittelbare Einreihung in die geschichtlichen Königslisten zulässt.

Unter den göttlichen Wochensöhnen der hellenischen Mythologie zuerst Erwähnung heischt der, von dem väterlichen Ζεὺς Κρονίων deutlich unterschiedene, Ζεὺς Κρηταγενής: mit seinem morgenhaften, aus solarer und hebdomadischer Symbolik so reich verflochtenen Diktäischen Mythos³⁰⁵⁾: seinem von der Wochenmutter Ἰδα² Ἀδράστεια behüteten, und zugleich von der milchweissen Dämmerungsgöttin Amaltheia-Leukothea genärten; von Helios goldenen Bienen umschwärmten und zugleich von Noah's Tauben (s. u.) umflogenen und vom Kettentanz der Korybanten umtosten und geborgenen dreifachen Mysterium: zunächst, des hellerschallenden und leuchtenden Sonnenaufgangs; dann, der divisionsmässigen Verfolgung, Verschlingung und Wiederausspeißung; dann, der wochenwechselhaften Entrückung und Wiederkehr, Tödtung, Zerreißung und Auferstehung. Und während wir den hellenischen Zeus diese seine Bedeutung eines Wochenkindes dann auch,

Γι-ῶν, παλαιὸς ἑπιτραπέζιος, οἱ δὲ Αἰγύπτιον Ἰρακλίαι: der Ursprung des Namens ist das zweite Wort des (früher, Anm. 112. erörterten) Sanchuniath: das phönikisch-ägyptische chun, chon 𐤇𐤃 (vgl. *zión, zōnos*) Säule, Säulengesetz: welches Wort also hier, wie dort San in dem samischen Gesetzgeber Σάων. in dem libysch-ägyptischen Ἰρακλῆς-Χῶνς seine Verpersönlichung erfahren, und, nach Form und Inhalt, gewiss nicht wenig dazu beigetragen hat denselben mythisch zu verherrlichen und zu einem dreifach göttlichen Vertreter angestammter überirdischer Kraft, geheimer Lehre und Weisheit und culturhistorischer Wanderung zu erheben. Für die weite Verbreitung des Namens und Sinnbildes zeugen der altrömische Consus, der deutsche starke Hans und die germanische Irminsäule (vgl. u. 24).

302) S. o. Anm. 288. und die beiden dort aus den Listen des Eratosthenes angeführten Stellen, von denen die eine (Syncell. I pg. 109) Σεμφοροζοῖτης ὁ ἔστιν Ἰρακλῆς Ἀροποζοῖτης, für die Gleichbedeutung Sems mit Har-chre; die andere (ib. I. pg. 180. bei Buns. I. pg. 700) Σάμψως, d. i. Sem-p-sos, υἱὸς Ἀθώθους ὁ ἔστιν Ἰρακλειδης; mit Sos und zugleich mit Thot und mit Harchre den Beweis bietet: falls wir eben nicht, wie dort bemerkt, auch p-sos für eine ägyptische Wiederholung und Erklärung des chaldäischen sem s (s. u. 414) halten wollen. Jedenfalls von dem ägyptischen seson s abzuleiten sind die beiden Namensformen Σεσόγγωσις (wol Seson-Chons Säulen-Acht) und Σεσωχρῖς (Ses-ocr. starke Acht), der achte Gott der zweiten Manaethonischen Dynastie (bei Bunsen I. pg. 645).

303) vgl. über Sem ald Norden die Abh. Fechts u. Lindt.

304) Schol. Apollon A. I. I. Σέσωστρις Αἰγύπτιον πάσης βασιλεύς, μετὰ Ἔθρον τὸν Ἰσίδος καὶ Ὀσίριδος παῖδα. τὴν μὲν Ἀσίαν ὀρμηγῶς πᾶσαν καισιτρέψατο, ὁμοίως καὶ τὰ πλείστα τῆς Ἐρυθρῆς. Und wenn Herodot (I. I.) den Sesostris seine Eroberungszüge zu Schiffe ἐκ τοῦ Ἀραβίων κόλπου und παρὰ τὴν Ἐρυθρὴν θάλασσαν beginnen und dann erst über Aegypten weiterführen lässt, so bezeichnet er damit, neben der hebdomadischen Erfindung der Schifffahrt, zugleich den ausser-ägyptischen Ursprung der Hebdomas.

305) Apollod. I, 1, 6. Diod V, 70. Athen. XI, 70. Kallim. H. und s. o. 21 und u. 4. Biene Morgensymbol auch bei Simson —, aber auch hebdomadische μέλισσα.

auf mehr männliche Weise, bald in der brüderlichen Gestalt eines Zeus Chthonios (Hades), bald in der väterlichen eines mit dem Adonis oder seinem Sohn Dionysos vereinbarten *Ζεὺς Ἰσθμοραῖος* und *Ζεὺς Σαβάζιος*, *Ζαγρεὺς*, fortsetzen sehen (s. u.), begegnet uns, ausserhalb Griechenlands, in „unserem Herren, Mar, Marna, *Μάρως*, von Gaza“ auch wieder ein unmittelbar als solcher und zugleich als Achter bezeichneter *Ζεὺς Κοιταγερής*³⁰⁶): und erkennen wir diesen Ismenos-Maris dann auch, mit den (deutlich-hebdomadischen) Beinamen Turan, Sminthial, Isminthians, in der Gestalt bald eines nackten Flügeljünglings, bald eines von der Minerva gepflegten Wunderkindes auf etruskischen Spiegeln wieder³⁰⁷), — so wie wahrscheinlich auch, mit veränderten Namen, in verschiedenen Darstellungen eines, von der Fortuna oder Bona Dea gepflegten, tuskisch-lateinischen Vedius, Vejovis, Anxur, Bonus Eventus³⁰⁸).

Als der alterthümlichste und seltsamste der hellenischen Wochensöhne erscheint der Gott Pan, Aigi-Pan: ein, schon durch seinen Namen offener, altpelasgischer (turanisch-semitischer) Licht- und Feuergott³⁰⁹), welches letzteren Elementes Sinnbild er in Form zweier flackernder Hörner (vgl. u. 24. 27) auf dem Haupte trägt, und so demselben nicht minder die mit diesen Hörnern zusammenhangende, — später priapisch umgedeutete — Bocksgestalt und Bockssymbolik als seinen ursprünglichen — besonders in Arcadien herrschenden — Feuer- und Fackeldienst³¹⁰) und den, wol vorzugsweise dem Morgenopferfeuer angehörigen, Sitz auf Bergspitzen (Gebürgshörnern) und Vorgebürgen³¹¹) zu verdanken hat, nebst dem Morgenmythus von dem durch ihn, als Aigi-Pan, zusammen mit Hermes, aus der Gewalt Typhons und Tilphuses (des Dunkels und der Dunkelheit) befreien

306) Paull. Diacon. V. Porphy. VIII, 9. 10: erant in urbe simulacrorum publica templa octo — et (octavum) Marion, quod dicebant Cretigenae Jovis: Stephan. Byz. s. v. *Μάρως*; Eckhel III, 449. — I. Corinth 16, 23. Mov. I. pg. 662. Der — turanisch-semitische — Name, der in מרנא mar-na domims noster „Herr“ bedeutet (und aus diesem na auch wol das auslautende n erklärt), deutet auf Zusammenhang mit ägypt. mr, mur, umbrisch maro, tymr. maer (vgl. major domus) minister, dominus; wozu auch das griech. *μάρη* = *χέτη* und der Priester-, Herren- und Ortsname *Μάρων* (Od. IX, 197) und *Ἰσμοραῖος* (s. u. VIII.) stimmen.

307) Gerh. Etrusc. Sp. III, 35. 247. 381. vgl. Corssen I, pg. 263. 266. 570. 847. II. 63. 127. 150. 202.

308) Gerh. über Agathodämon und Bona Dea (Ac. Abh. II, 21).

309) Pan, *Πάν (πᾶν Ἀγνοῖσιον ἀρχαῖος)* Hdt. II, 145): von einer (noch ohne articulative Unterscheidung der starken Dynamis gesprochenen, *pa*, pan, *παῖν*, *παῖν* (vgl. פּאן, sanskr. bhanas (lumen), lat. fanum, funus, goth. fōn, cymr. ban Flamme, Spitze: verbunden in Aigi-Pan, mit der *aj*, ag brennen, *αἴσσειν* (vgl. *αἴγλη*, *αἴγλις*, Aguis, ignis und s. o. Ann. 246): mit welchen beiden Wurzeln auch die dem Namen und Gotte Kham zu Grunde liegende *pa* kham, ham (chald. *חמ*, Mov. I, 346 und s. u. IV) gleichbedeutend ist und dessen Verwechslung mit Pan, — dem Pan-Mendes von *Χεῖμαῖος* (Hdt. II, 46. Diod. I, 18) — rechtfertiget.

310) Hdt. VI, 105. Pausan. I, 28, 4: VIII, 30, 2; 37, 8.

311) Pausan. VIII, 26, 2; 38, 5; 54, 5; und s. Pan Aktios bei Welcker Gr. GL. II, 662.

und wieder in Bewegung gesetzten Tages-Zeus³¹²). Seine Vereinbarung mit dem Esmun aber, kraft deren er — durch die Schlacht von Marathon — in den griechischen Götterkreis eingetreten und darin bis in die christliche Aera als „grosser Pan“ fortgelebt hat, erweist derselbe vornehmlich durch die folgenden Merkmale: erstens, die, trotz seiner exoterischen Bocksgestalt, ihm, als einem Sohn des Zeus und der Kallisto, fortwährend beigelegte göttliche Schönheit und geistig-leibliche Anmuth³¹³): sodann, sein kindliches Verhältniss zu Zeus, zu Kronos³¹⁴), und besonders zu der grossen Mutter, die er als ein anderer (pelasgischer) Attys — und also auch ein, wie dieser, vereinbarter Attys-Esmunos überall begleitet³¹⁵): sodann, sein verwandtschaftlich-paredrisches Verhältniss zu Hermes, Helios, Apollon, Dionysos³¹⁶): sodann, seine Verehrung in verschiedenen durch Namen oder Ritus als hebdomadisch gekennzeichneten Heiligthümern, als auf dem Kithäron, in (der thessalischen) Homole und oberhalb des heiligen Gemaches und Haines der Persephone Despoina am Mainalos³¹⁷) (wo ihm, als dem Ismenos, ein ewiges Feuer brannte): sodann, durch verschiedene ihm eigene hebdomadische Sinnbilder, als die (kosmische) Schlange, die Renn- und Tanzbahn (vgl. u. 24.) und die, von ihm erfundene, 7röhrige Syrinx³¹⁸): sodann durch jene, von ihm — zuerst in der Schlacht von Marathon gegen die Perser — ausgeübte (seine allgemeine Verehrung in Hellas begründende) Macht des verwirrenden Wahnsinnes und Panischen Schreckens³¹⁹), als welcher Schreck eben nichts ist als die gewaltsame menschliche Umkehr des in dem Gotte selbst ruhenden siebenfachen harmonischen Friedens: und endlich durch die ihm, in einzelnen arcadischen Riten von Anfang an, später aber besonders in den Orphischen Gedichten und von den Neuplatonikern unmittelbar zugesprochenen — auch schon in den älteren Beinamen *Νόμιος*, *Λυγῆριος*, *Τελέσφορος* angedeutete — eso-

312) Apollod. I, 6, 3. Nonnus D. I, 220: mit Gesang, Saiten- und Flötenspiel betäuben Aigi-Pan und Hermes die beiden Ungeheuer, befreien Zeus aus seinem Grottenkerker und setzen ihm die entwendeten Sehnen an Händen und Füssen wieder ein —: offenbar eine, im Sinne der Vedas gedichtete, Allegorie von der dem Siege des Gottes zu Hülfe kommenden Kraft des Morgenopfers.

313) Plat. Phaedr. fin. — Pind. Frgm. 62. *σεμνᾶν χαρίτων μέλημα τερπνόν*·

314) *Κρόνιος*, Eurip. Rhes. 36.

315) Pind. Frgm. 62. *ὦ Πάν — μαίρως μεγάλας ὀπαδὲ*. 63. *ὦ Μάκαρ, ὅντι μεγάλας Θεοῦ κῆνα πανιοδαπόν καλέουσιν Ὀλύμπιοι*; vgl. Pyth. III, 77: und Nonn. D. XLI, 22, wo der Mythos des Esmun sich von Berythos auf Pan und Rhea übertragen findet; während die Esmunschaft des Attis von Jul. Firmic. (de error. prof. relig. pg. 5 Attis, quem paullo ante sepelierunt, revixisse jactant) bezeugt wird.

316) Apollod. I, 6, 3. (s. o.) Pausan. II, 24, 7. vgl. Welcker Gr. GL. I, 455. II, 657, 663—665.

317) Eurip. Bacch. 973. — Theokr. VII, 103. — Pausan. VIII, 37, 8.

318) Pausan. VIII, 38, 11. Serv. Virg. Ecl. II, 32. Auf Münzen von Paneos (Eckhel D. N. III, pg. 342.) erscheint Pan bald mit der 7röhrigen Syrinx, bald als Aeskulapusschlange.

319) Hdt. VI, 105. Pausan. VIII, 3, I, 28, 4. Polyän. I, 2. vgl. Eurip. Med. 1162.

terische Würde eines Ἀγαθοδαίμων (Ζεὺς Ἀγαθοδαίμων) eines Θεὸς πάσης, πρωτόγονος, μοιογενής, eines den planetarischen Kosmos mit Spiel, Tanz und Gesang führenden Hebdomagetes und Demiurgos³²⁰): kraft welcher Würde der Gott uns nun auch jene von Plutarch³²¹) erzählte (der Zeit des Tiberius angehörige) Geschichte des wunderbaren Klagerufes „der grosse Pan ist todt“ erklären hilft, als einer Klage, nicht sowohl um den durch Christi Tod bewirkten Sturz des alten Heidenthums, sondern vielmehr um diesen Tod selbst, um den Tod des in der heidnischen Hebdomas und dem Mythos ihrer Wochensöhne seit zwei Jahrtausenden vorbedeuteten grossen christlichen Θεὸς μοιογενής und Αὐτίριος. —

Auf ähnliche dichterisch-scherzhaft Weise herabgezogen wie Pan zeigt sich ein anderer, ihm nahe verwandter hellenischer Wochensohn: der, von uns auch schon unter den Vätern genannte, Feuergott Ηephästos: den wir, wie dort in seiner Lahmheit den (mehr väterlichen) Κρόνος Ὀχιμος, so hier in seiner kindlichen Zwergengestalt, seiner, dem Zeus zum Trotze, vaterlosen Geburt, seiner drolligen Versöhnungslust und Friedensstiftung (II. I, 585) die Eigenschaften eines Ἄναξ παῖς, ἀγέννητος, ἡμιολόωτος, εἰρηναίος, — ja, auch wol in seinem Mundschenkenamte die eines Ζαργείης ἰσοδαίτιος widerspiegeln, und also auch mit dem Ares weniger um die schöne Wochenmutter als um die — ihm jetzt von Kronos-Poseidon neuverbürgte (Od. VIII, 347) — Würde eines göttlichen Wochensohnes hadern sehen. — Denn dass auch dieser wilde kaukonische Kriegsgott, trotz seiner Rohheit und Allverhasstheit in der Ilias, doch bei vielen (Gomerischen) alten Völkern, neben seinen verschiedenen chronologischen, elementaren und ethischen Eigenschaften (als Tages-, Jahres-, Feuers, Nacht-, Kriegs- und Rache-Gott) auch die hehre Würde eines hebdomadischen, zuweilen Vaters, gewöhnlicher Sohnes bekleidet hat, dafür zeugen: zuerst, die Sage von seiner, dem Ηephästos gleichen, vaterlosen Empfängniss in den Olenischen Wundergärten³²²): dann, der, mit Θουρῶ, תורה, gleichbedeutende, Name seiner Amme Θηρῶ, nebst seinem eigenen, davon abgeleiteten Beinamen Θηροειάς (? Θουρῶς) und seiner Zusammenstellung mit dem assyrischen Säulengotte Thuras³²³): dann, die mehrfachen Mythen seiner zeitweiligen Fesselung³²⁴): dann, sein geschwisterlich-nebenbuhlerisches Verhältniss zu Ηephästos, Ηermes, Apollon, Dionysos, Ηerakles; sowie kindliches und paterisches zu Ηera, Zeus und Poseidon³²⁵): dann, die ihm in der thrakischen Göttervierzahl zugewiesene Stelle als Sohn des (alten) Dionysos, Gemahl der Ar-

320) Pausan. VIII, 36, 3. — Damasc. bei Phot. pp. 254. 255. vgl. Gerhard Agathodämon (Anm. 9) und Welcker Gr. GL. II, 669.

321) Plut. de def. orac. 17: vgl. Mov. I. 532.

322) Ovid. Fast. V, 258.

323) Pausan. III, 19, 8. IX, 40, 3. — Malalas pg. 19.

324) Pausan. II, 15, 5. 7; 18, 5. II. V, 385.

325) Pausan. VII, 21, 4. 2. vgl. Gerh. Gr. M. § 352. (Dem Vater Zeus paterisch erscheint Ares auch noch in der Ilias V, 906, aus dem Vergleich welcher Stelle, mit I. 405

temis und Vater des Hermes Kadmilos³²⁶): dann, die ägyptische Sage von dem Ares von Panpremis, d. i. von dem eben mannbar gewordenen Pan-Ares Ka-mut-ef (der eignen Mutter Gemahl)³²⁷): dann, die (hebdomadischen) Namen seiner, hellenischen und lateinischen, Geliebten: *Προτογένεια*, *Νοῖσιγ* (*Νοῖσαρθις*) *Πελοπεία*, *Ἀταλάντη* (s. u.) Ilia, Rhea Silvia, nebst seinem eigenen, doch wol mit jenem etruskischen „Maris Herr“ zusammenhängenden (mit *Ἄρης* gleichbedeutenden) lateinischen Namen: dann, seine hebdomadisch-ackerbauliche Vaterschaft der 5 *Σπαροί* (s. u. IV), nebst dem Saatmärchen von der Aerope und dem Beinamen *Ἀφνειός*, und nebst seinen vielen agathodämonischen Eigenschaften und Benennungen als lateinischer Mars arvalis³²⁸): dann, die auf einer Cista Pränestina des Berliner Museums erhaltene Darstellung seines wochenwechselhaften Verbrennens³²⁹): und endlich, seine schon in dem hebdomadischen Geburtsmythus der 6 Kronoiden (s. o. 22) durch die planetarische Gleichung Hades-Mars ausgedrückte, auch anderweitig mannigfach wiederkehrende, rituale und mythische Gleichstellung mit dem chthonisch-hebdomadischen, selber als Zagreus oder Dionysos bezeichneten, Gotte der Unterwelt³³⁰).

Ein unzweifelhafter, schon durch die Gleichstellung mit Thot und Anubis bezeugter, griechischer Wochensohn ist ferner, sechstens, der ägypto-achäische — mit arischem Namen lichtschallsymbolisch (nach Schakalgebell oder Rossegewieher) benannte Morgenabendgott *Ἐρμείας*, *Ἐρμηῆς*³³¹): der als solcher, sowie zugleich als namengebender Gott des geheimnisvollen sonnennahen Morgenabendsternes, den natürlichen Boten, Vertrauten, Sohn und Opferdiener (Kadmilos) des höchsten Zeus darstellt: als Morgen,

Gerhard auf eine ursprüngliche Gleichbedeutung des Ares mit dem jahreszeitlichen Riesen Briareus schliessen möchte.)

326) Hdt. V, 7.

327) Hdt. II, 64.

328) Pausan. VIII, 44, 6. — Varro L. L. V, 73. Cat. R. R. 145.

329) s. Monumenti J. A. Vol. VIII. (1873) t. LVII, LVIII. u. vgl. u. Anm. 421.

330) Pausan. II, 35, 5. Wie *Ἄρης* und Mars bedeutet auch der, mit dem syr. 𐤇𐤃𐤇 Hadad, phön. 𐤇𐤃𐤇, *Ἄδωδος*, sowie dem tuskisch-hellenischen Vedius, *Ἐδάς*, (vgl. Welcker II, 440) zusammenhängende, Name *Ἄδης* „Herr, *δεσπότης*, *ἄναξ*“: und theilt mit dem Ares auch die Beinamen: *Ἰσθμῖος*, *κραιτέρός*, *ἀδάμαστος*, *ἄδμητος*, *πελώριος*, *μελάνιππος*, *κλύμηνος*, *ἀγεσίλαος*, *ἀφνειός*.

331) Saramejas — *Ἐρμείας* von der sanskr. *√* erm, brm *χορμίζειν* (s. o. Anm. 5): — und von einer naheverwandten, in dem kymr. „gweyru wiehern“ nachtönenden *√* (wrn, urn, vgl. Varunas, *Ουρανός*) stammt dann wol auch der Hermes-name *Ἐρμῆος*; so wie der, mit der Saranju des Rig-Veda schon früher verglichene, Name der *Ἐριννύς*: welche beiden, ursprünglich „Morgendämmerung“ bedeutenden, Göttinnen, Saranju und (*Δημήτηρ*) *Ἐριννύς*, wir die „himmernde“ Symbolik dieses ihren Ursprunges auch sofort durch eine entsprechende Metamorphose und Mutterwerdung, jene von dem Rossepaar der Aeginas, diese von dem Rosse *Καιρός* *Αρειών*, bethätigen; in den *Ἐριννύς* der Orestessage dagegen die Symbolik des Gebells und der bellenden Meute zur Geltung kommen sehen, — einer bellenden Meute die sich dem muttermörderischen, vaterrächerischen jungen Tageshelden zugleich als eine Stimme des Zwielichts und Gewissens, der weichenden Nacht und nahenden Sühne an die Fersen heftet, um zuletzt gesühnt und geblendet auf den Stufen des Apollotempels zu entschlafen.

(*Αργειφόντης*), den dunkeln Typhon und gestirnten Argos mit Gesang einschläfert oder Steinwürfe tödtet; als Abend, Apollous (lichtschallsymbolische) Rinder stiehlt und (*μηλισσοός. επιμηλιός*) seine eignen (wollenschattigen) Schaafe in Hut nimmt; als Dämmerungsdämon, täuscht, trügt, zaubert und verwandelt; alle seine übrigen wunderbaren Eigenschaften und Erfindungen aber, ganz in der Weise jenes ägyptischen Thot-Hermes und Herm-Anubis, oder auch jenes, von Herodot bezeugten, samothrakischen Hermes Kadmilos (s. o. 21. 22.) nur als Esmun verwirklicht. So seine Titel und Würden eines friedentiftenden (*εἰρηνηποιός*) sinnerheiternden (*χαρμόφρον*) Sohnes der Eirene; eines Frucht-, Freuden- und Segenspenders (*χαριδώτας. πλουτοδώτης. δώτωρ ἐδών*); eines Gesetzgebers (*νόμιος*) und Schützers des Gemeinwesens (*κοινός*); eines geheimnissvollen Schlaf-, Träume-, Todten- und Mysterienführers (*ἡγήτωρ ὀνειρώων. ψυχροτομπός, μυσταγωγός. Αἰγιός*) sowie chthonischen Führers und Herren (*Ἀγήτωρ. Ἐδός* vgl. o. Anm. 308. 330): so, ferner, seine Vermählung mit Themis, Hekate und Daeira und Vaterschaft des arkadisch-italischen Evandros, samothrakischen Saon und attischen Eleusis³³²): so seine Erfindungen des Maasses und Würfels, Looses und Glückes, der Zahl und Musik, Rede und Schrift, Prophezeiung und Sternkunde, des Handels und Wandels, Marktes und Verkehres, der Palästra und 7tonigen Leier und Syrinx (vgl. u. 24. 26): so auch seine älteste, wie Herakles das Säulengesetz versinnbildlichende, Darstellung als Pfeiler (dessen Name, *ἔρμα*, überdies durch Wurzelklang seinen eigenen Namen zu wiederholen schien³³³): und so endlich sein, zugleich culturhistorisch und dogmatisch bedeutsames, den Herold- und Zauberstab zugleich als Zunge der Weisheit und als Hormos oder Kosmos umschlingendes (s. o. 5 und u. 24) Sinnbild der Schlange.

Die von ihm erfundene 7saitige Kithara tritt Hermes dem *Φοῖβος Ἀπόλλων* ab, und bezeichnet damit den — wol in Kreta entstandenen — religionsgeschichtlichen Uebergang, der (allgemeiner anerkannten) Esmunswürde von ihm, dem ägypto-griechischen Morgenabendgotte, an den jüngeren, schöneren nordhellenischen — mit den Dorern nach Kreta gewanderten — Tages- und Jahresgott³³⁴, der dieselbe nun als ein neuer, gleichfalls von den Kureten umtanzter³³⁵, *Ζεὺς Κορηταγενής* übernimmt, Jahrhunderte lang

332) Dion. Hal. I, 31. — Diod. V, 48. — Pausan. I, 38, 7.

333) *ἔρμα* Pfeil, Pfeiler (kraft eines, auch culturhistorisch merkwürdigen, auf steinerne Pfeilspitzen zurückweisenden Zusammenhanges).

334) auf einen turanischen — skytho-keltischen — Ursprung des Apollonamens deuten das umfop der demselben offenbar zu Grunde liegenden ἵ pal, pol (schiessen, leuchten s. o. Anm. 8): die Verbindung mit dem, dem lappo-finnischen „Beive“ entsprechenden (s. o. Anm.

81) Namen *Φοῖβος*: und der skythische Name (s. o. Anm. 254) seiner Schwester *Ἀργεαίς*.

335) Strab. pg. 639: wo Geburt und Waffentanz auf den Solmissos (bei Ephesos) verlegt werden. Auf den kretischen Ursprung der hebdomadischen Vereinbarung weist auch die dem Apollon beigelegte Abstammung von Zeus und Europa (Paus. III, 13, 3), sowie seine frühe Gleichstellung mit dem ägyptischen Isissohne Horos (Hdt. II, 156) und die ihm beigelegte Vaterschaft des Korybas.

bekleidet, und auch nachdem er sie — besonders das eigentliche Wochenwechselfest — später an den Dionysos abgetreten und, nachdem die Hebdomas selbst durch die Decas verdrängt worden, doch sehr viele rituale und mythische Merkmale jener seiner hebdomadischen Würde fortwährend theils unmittelbar, theils mittelbar (durch Uebertragung auf andere Kosmen und Kyklen) beibehält; ja, und derselben, dürfen wir sagen, ganz wie Pallas-Athene, den eigentlichen ethisch-künstlerischen Kern seines göttlichen Daseins entnommen hat. Geboren wird der vereinbarte Apollon Ismenios als 7monatskind (*ἑπταμηναῖος*) am 7ten Monatstage (*ἑβδομαγενής*)³³⁶) auf seiner, von 7 pactolischen Schwänen 7 mal umschwommenen und umsunge- nen Sterneninsel, Asteria, die jetzt, kraft dieses 7fachen Bannes, als Insel *Ἄστρος* stille steht und, gleich jener anderen, tyrischen Sterneninsel (s. o.) aus einer beweglichen eine feste wird³³⁷): und entnimmt dieser, auch schon in den Saiten seiner Leier widerklingenden, heiligen Sieben dann ferner: zunächst, die entsprechenden Gebräuche seiner Delischen und Delphischen Feste; sodann die mythische Zahl seiner Dienstjahre bei den (hier Wochen- väter bedeutenden) Königen Admet und Laomedon (s. u. IV, VIII); sowie die rituale, in Athen und Sikyon gebräuchliche Zahl seiner Opferknaben³³⁸); und sodann seinen, mit dem Beinamen *ἑβδομαῖος*, d. i. 7ter Wochentag (nach lunarem Modus), und *Ἰσμητός*, *Ἰσμήτιος*, *Σμινθεύς*, d. i. Achter, abwechselnden, Namen *ἑβδομαγέτας* d. i. Wochenführer: — welche Führerschaft Apollon, als ein *Ἀρχηγέτας πρωτόγονος*, dann von der Woche auch auf andere Fristen überträgt: auf den decadischen Monat, dessen erster (neumondlicher) Tag ihm geheiligt war³³⁹); auf das decadische Jahr, dessen Verlauf er als ein Delphischer, den Palmenlorber erneuernder *δαφνηφόρος* alljährlich darstellte³⁴⁰); und besonders auf die Pythische Octaeteris, in deren bekanntem rituaalem Sinnbilde, der Schlange Pytho (Telphusa, Delphyne) — oder auch dem Drachen Python (Typhon, Delphinios) —, der Gott nun, kraft seiner eigenen stufenweise übertragenen und erweiterten Bedeutung, ein fünffaches Sinnbild, den Drachen der Nacht und Sommerhitze und den Surmubal der Woche, des Etos und der Octaeteris erlegt (vgl. u. 24. 28.). Der ethisch-religiöse Grundgedanke aber der alle diese chronologischen Siege und Siegeszüge Ismen-Apollons trägt und reformatorisch be-

336) Hom. H. Kallim. H. Del. (35. 191. 250) Plat. Symp. 8. Apollod. I, 4, 1.

337) Pindar (Fr. 58, 59) bei Strab. pg. 485. Athen. IX, 11 pg. 392. Die Insel Asteria erscheint bei Hesiod (Theog. 409) als die Schwester Leto's und Mutter Hekates und des Herakles Tyrius (s. o.).

338) Plut. Thes. 18. Pausan. II, 7, 7.

339) in Sparta, Hdt. VI, 57; und Krotoa, Athen. XII pg. 522, c. vgl. Od. XX, 156, und Welcker Gr. Gl. I, pg. 467

340) Phot. 988. Creuzer II, 560: an die Stelle des ägyptischen, das Jahr im Horusdienste versinnbildlichenden, Palmenzweiges (rompit) trat im Delphischen Apollodienste — wol mit Bezug auf die von dem Morgengott Apollon bezwangene Dämmerungsgöttin *Ἄστρος* (äg. Tafnet) — ein Zweig des, zugleich mit dem Orte nach ihr benannten, heiligen Daphne-Baumes.

gleitet, ist der echt-hebdomadische des *σοφροσυνισμός*, des *καθαρός* und *ἰσχυρός*, d. i. der Gedanke und Ritus einer der Gottheit für die menschliche Schuld der alten, sowie himmlische Gnade der neuen Frist zu entrichtenden sacramentalen Sühne, und zwar einer Sühne, nicht mehr durch das vorhebdomadische, auch bei den tages- und jahreszeitlichen Apollonsfesten noch gebräuchlich gewesene Menschenopfer³⁴¹); sondern durch andere, reiner sinnbildliche und geistig-leibliche Thier-, Frucht- und Rituspenden: Büssungen und Casteiungen, Waschungen, Reinigungen und Erneuerungen sowohl des Hauses und Tempels als des eigenen Leibes und Lebens; dankbare, dem Gott wohlgefällige und von ihm selbst vorbildlich vollbrachte Gesänge, Tänze, Spiele, Kämpfe und Aufzüge; vor allem durch ein frommes Erkunden und Befolgen der von dem Gott als Apollon Loxias, in seines Vaters Zeus und seiner Mutter Themis Namen, verkündeten Gesetze, Orakel und Offenbarungen. Und diese Eigenschaften eines hebdomadisch-reformatorischen *Σοφίης* und *Ἄσπιος*, eines (wie er auch sonst heisst) *Ἀκρίσιος*, *Ἀλεξίζαχος*, *Ἰήσιος*, *Ἰαιρόμαντις*, *Καθάρσιος*, *Ἰουσιος*, *Ἰουσιταῖος*, *Ἰδυων*, *Ἡαιών*, offenbart Apollon dann auch noch durch eine Reihe ihm gleicher, zumeist aus der Verpersönlichung einzelner Beinamen hervorgegangener, göttlicher Söhne: wie namentlich: des, mit der „Herrin“ *Κυρήνη* erzeugten, von den libyschen Horen mit Nectar und Ambrosia gefütterten und den Menschen zum Wohlgefallen auferzogenen, Agathodämon *Ἰουσιταῖος*³⁴²); sodann des, von der Asteria gebornen und von der Schlange getödteten, argonautischen Sehers und Heilgottes, *Ἰδυων*³⁴³); sodann des, schon bei Homer als selbständiger Götterarzt auftretenden, *Ἡαιών*³⁴⁴); und insbesondere des, gleichfalls in dieser Eigenschaft aus Aegypten nach Triikka, Epidauros und in den Homerischen Olymp gewanderten Agathodämon *Ἀσκληπιός*, dieses (schon früher besprochenen) auf Doto's Gefild (*ἐν Σοφίᾳ πεδίῳ*) als ein neuer phönikisch-ägyptischer Apollon in Flammen geborenen, seines Vaters Delphische Todte in Flammen wiedererweckenden, selbst in Flammen sterbenden und wiedergeborenen Wundersohnes, dem, als dem Sinnbild einer höheren, jenseitigen Auferweckung, auch noch der sterbende Sokrates einen Hauen opfern hiess³⁴⁵). Und vollkommener als alle übrigen hellenischen Wochensöhne — einschliesslich des Asklepios — offenbart Apollon diese seine Würde eines hebdomadischen Erlösers und Heilands dann besonders

341) Plat. Legg. XII, 945. Stesichoros bei Schol. Pind. Ol. X, 19. Schol. Eurip. Phoen. 1015.

342) Serv. Virg. Georg. I, 14 Aristaeum — quem Hesiodus dicit Apollinem pastorem (cf. Theog. 977; Schol. Apollon. I, 490); Pind. Pyth. IX, 59—66.

343) Apollod. I, 9, 23. Apollon. A. I, 140; 443. II, 815. Stat. Theb. III, 398.

344) II. V, 401. 849; und dagegen Hymn. Ap. 372. Pind. Pyth. IV, 270. Soph. Oed. T. 154. Pausan. I, 34, 2. u. vgl. Welcker Gr. Gl. II, pg. 372.

345) s. o. 21. 22. und Anm. 123, 164, 165, 166; und vgl. II. II, 731; IV, 194; XI, 518; Hymn. Hercul. Pausan. II, 26, 6. VIII, 25, 6. Apollod. III, 10, 3 u. 4. Plat. Phaed. pg. 118 a.

noch durch seine künstlerische Erscheinung, seine in Stein und Erz mehr oder minder knaben- oder jünglingshaft, musisch oder athletisch entwickelte siegreiche Cherubsgestalt, in der sich der frischgeborene Morgenglanz und die erquickende Herbstfrühlingsfrische des alten Daphnaios und Thargelios mit der schwebenden Harmonie des Logos und Arithmos; die agonistische Tapferkeit und Selbstreinigung des Drachenbesiegers mit der ewig jugendlichen Hoheit und Heiterkeit³⁴⁶⁾ des "Αναξ — oder "Εκατος³⁴⁷⁾ — ἀειγεν-νήτης³⁴⁸⁾; der tödtliche Klang der die 7 Niobiden treffenden Sonnenpfeile mit dem himmlischen Gesang der 7saitigen Kithara zu einem noch nie gesehenen und gehörten echthellenischen Mysterium katharsischer Schönheit und dämonischer Lieblichkeit verschmolzen haben.

Weniger göttlich als Apollon, jedoch, vermöge des in ihm verkörperten neuen physisch-anthropologischen Elementes, noch menschlich-wunderbarer erscheint, achtens, der — dem Apollon, wie wir sahen, in Delphi und Kreta als esoterischer Gott des Wochenwechsels nachfolgende — Dionysos: seinem Namen und Ursprung nach ein phönikisch-thrakischer Gott des Weines und Rausches³⁴⁹⁾, der aber, wie der Weinbau selbst und wie auch schon der weinerfindende Vater Noah³⁵⁰⁾, der Hebdomas wol von Haus aus — und also in der That mehr selbständig als vereinbaret — angehört; und den wir diesen seinen doppelten — oder, kraft der gleichfalls in ihm verpersönlichten Erfindung des Feuergebrauches, dreifachen — Ursprung

346) Pind. Frgm. 114 Κατεχόθη δὲ θνατοῖς ἀγανώτατος ἔμμεν

347) "Εκατος ein zu dem Feminin "Εκάτη, dem turanisch-ägyptisch-griechischen Namen der „Herrin“, Hik-t, Hek-t, (Λέσποινα) gebildetes Masculin.

348) in Kameron: Macrob. Sat I, 17. vgl. Pind. Fr. 112. ἐν χορόνῳ δ' ἐγένετ' Ἀπόλλων.

349) Ἰσό-νυσος (vgl. Διο-μίδης) Gottestrunk, Gottestammel: von einer (in gr. νεῖω, νῆσος, νήσσα, sanskr. नष irrigare, hebr. נש, נשח nsh, nsc irrigare, libare, נשא, נשא nws, נשא vagari, fugere, fugare, cymr. ynys insula erhaltenen) turanisch-semitisch-arischen ἴ ns, nws, njs fließen, schwimmen, (schwanken, rasen, fliehen) schiffen, trinken: von deren verschiedenen Nebenbedeutungen eine jede zu einem entsprechenden Dionysischen Märchen — z. B. des Gottes Aufenthalt auf den Inseln Νύσα und Νῆξος, seine tyrrhenische Schifffahrt, seine Flucht vor Lykurgos und Rettung bei der Thetis — mit den Anlass geboten hat.

350) Der hebdomadische Sinn Noah's und der Fluthsage erhellet am deutlichsten aus den, auch mit der Zahl der nachfluthigen Lebensjahre Noah's übereinstimmenden, Maassen der Arche (vgl. u. 24 und IV.), die, 300 Ellen lang, 50 Ellen breit und 30 oder, bis zur Luke, 29 Ellen hoch, in der That nichts ist als ein Sinnbild des 350- — d. i. 12 × 29½ — tätigen (zugleich 3stockig-jahreszeitlichen) Wochenjahres, — nichts als ein auf Gottes Geheiss neugezimmertes und mit je 7 Paaren reinen Gethiers und Gefögels angefülltes hebdom adisches Jahres-schiff, darin die Menschheit der Verwirrung und Entartung früherer Zeitrechnungen entrienen und kraft des mit dem El-Berjth (s. o. Anm. 131) geschlossenen, zwischen Himmel und Erde aufgerichteten ewigen Bundes, auf dem Gipfel einer neuen Welt-schöpfung — Ararat — landen soll. Und dieser Gegensatz geordneter und ungeordneter — regelmässig zurückkehrender und nicht zurückkehrender — Zeit wiederholt sich dann noch unter dem Sinnbilde des Raben und der Taube, in welcher letzteren, mit dem Oelblatt — oder Palmenzweig — des Jahres im Schnabel, wir zugleich eine bekannte ägyptische Hieroglyphe wiedererkennen: und die wir diese ihre hebdomadische — gleichsam einen geflügelten Καρόν "Αρτέμιου darstellende — Bedeutsamkeit dann auch bei der Semiramis, und, von dieser aus, bei der Astarte Aphrodite Urania und dem Zeus Κρηταγενής und Λαδωναῖος bethätigen sehen.

auch in allen Hauptzügen seiner hellenischen Erscheinung und Legende deutlich bekunden sehen. Wohl erscheint der feuergeborene, seiner Mutter Erde (Ζεμα = Σελήνη)³⁵¹⁾ künstlich entzogene und im Schoosse des himmlischen Lichtes wunderbar reifende göttliche Sohn, den wir, sodann, von Nymphen und Hyaden erzogen, als einen weinlaubbekränzten traubenlockigen mit dunklem Gaisfell behangenen (*αὐλοαυγής*) nackten Jüngling auf den Schultern seines treuen Ampelos-Weinstock trunken dahinschwanken und im Jubelzuge (*θίασος*) tanzender Satyre, Panther und Mänaden seinem Schicksale der Lese und Kelterung, des Gepflückt- und Zer-malmt-werdens triumphirend entgegenwallen sehen, — wohl erscheint er in dieser Gestalt nur als eines jener witzig tiefsinnigen, von Dichtung und Kunst mit besonderer Vorliebe gepflegten, culturhistorisch-technischen Märchen (s. o. 5): dessen weitere (cultur-historische und anthropologische) Entwicklung wir auch in den Namen und Mythen der den Gott begleitenden allegorischen Genossen und Verwandten — dort des als Ackerbau mit ihm verbundenen Landmannes Ikaros³⁵²⁾; hier der ihn als Vetter und Muhmen, Söhne, Töchter und Enkel umgebenden Namen: *Οἶνο ἴων* Weintrunk, *Ἰγανή* Heiterkeit, *Νόστος* Freude, *Ἀνιονόη* Entschlossenheit, *Μέθη* Trunkenheit, *Ναρκαῖος* Taumel, *Ηγίασος* Geschlechtstrieb, *Πειθήεις* Leid, Leidenschaft — mannigfach verfolgen können. Betrachten wir aber dann andererseits die das Haupt des, bald jünger- bald greisenhaften, Gottes umschlingende Priesterbinde (*διάδημα, μίτρα*) — nebst den darunter mehr oder minder versteckt angedeuteten Feuerhörnern des *Ταῖρος διζέως*³⁵³⁾, und nebst den, diesen Feuerhörnern entsprechenden, ursprünglich einen Prometheischen Narthex darstellenden Sinnbilde des Thyrsos³⁵⁴⁾; und beachten wir ferner das in den Mythos der Dionysischen Umgebung — besonders des Pentheus und Lykurgos³⁵⁵⁾ — so vielfach eingreifende Schicksal der Zerreiſsung, und vergleichen dasselbe mit dem obenerörterten (21) 7fachen *σπαραγμός* und *διαμελισμός* des *Λιόνσος Ζαγρούς* oder *Βαζυχέης*³⁵⁶⁾; so erkennen wir sofort die Verwandtschaft und Gleichbedeutung unseres Dionysos mit allen jenen anderen hebdomadischen Göttern — Pan,

351) vgl. Macrob. I, 12. Diod. III, 62.

352) ܝܟܪܐ agricola: wol ein zu der (Anm. 157 besprochenen) ܝܟܪ gehöri- ges Wort.

353) vgl. E. Braun Gr. Gl. § 534.

354) Darauf deutet, ausser dem monumentalen Wechsel des *θησος*, mit dem *είρηθη*, noch besonders der von Plutarch (Is. 33) — nach Sokrates von Kos — berichtete (argivische) Gebrauch der Thyrsen als Behälter für — feuerschallsymbolische — Salpingen.

355) Dem Lykurgosmärchen (II. VI, 130) liegt, ausser diesen seinen dogmatisch-symbolischen Beziehungen, als wesentlicher Inhalt offenbar noch ein religionsgeschichtliches Ereigniss zu Grunde: das feindliche Zusammentreffen des neuen hebdomadischen Dionysosdienstes mit dem alten, durch Opferbeil und Blendung gefeierten Tages- und Jahreswechselfeste: und ein Wiederhall dieses Ereignisses scheint sich denn auch auf das *πέρθος* oder *πέθημα* des Dionysischen Pentheus übertragen zu haben.

356) auch der Name *Βαζυχέης* ist wol chaldäisch-hebdomadisch, und von dem chald. ܒܘܕܕܝܕܝܕ dividit — wie *Ζαγρούς* von ܕܘܕܪܝܕ colerit — abzuleiten.

Hephästos, Hermes, Apollon, Ares-Hades und Zeus Kretagenes; — erkennen die innige Vereinbarung des heiteren allegorischen Weingottes mit jenem mystisch-chronologischen Dämon des Wochenwechsels, jenem geheimnisvollen siebeneinigen chaldäisch-hellenischen *Ζαγροῦς-Σαβάζιος. Βάζχος-Ίαώ*³⁵⁷⁾, den Zeus nicht, wie den Sohn Semeles, in Feuer und Licht, sondern mit der Persephone oder Demeter in kosmischer Schlangengestalt erzeugte³⁵⁸⁾: und begreifen auch sofort, wie jenes übersinnliche Mysterium der Zerpflückung und Wiederzusammenkochung, jenes arithmetisch-anthropologische Sacrament der *Κρεουργία* und *Θεοδαΐσια* sich mit keinem aller sinnlichen Götterbegriffe naturgemässer verbinden konnte als mit diesem schicksalsreichen — gepflückten, gekelternen, gegorenen — orgiastischen Kinde des Himmels und der Erde, bei dessen Keltern die griechischen Winzer noch in christlicher Zeit ein Lied vom Sparagmos des Zagreus sangen³⁵⁹⁾. Ebenso aber fand sich auch die natürliche Kraft und Wirkung des feuergeborenen (*πυργενής*) Semele-sonnes in treffender Uebereinstimmung mit dem, den Zagreus, wie alle göttlichen Wochensöhne, theils physisch theils culturhistorisch begleitenden, Elemente des Feuers, dem derselbe, theils seinen Beruf als „ein im Sternenglanze feuergesichtiger Dionysos“ als ein „Ordner und Reigenführer der feuerathmenden Gestirne“³⁶⁰⁾; theils auch, wie schon bemerkt, seinen Thyrsos und — zugleich mit Bezug auf den Feldbau (s. u. 27) — sein Sinnbild der Hörner nebst dem Beinamen *Ταῦρος, ταυρόμορφος, δικέρως*³⁶¹⁾ verdanket (und demgemäss auch, mit Bezug auf die Schlangengestalt seines Vaters Zeus und auf seine eigene Doppelbedeutung eines Liber-Pater, als zugleich „Stiervater des Drachen und Drachenvater des Stieres“ bezeichnet wird³⁶²⁾ —: ja, und so bildete auch der 2- oder 3fache physisch-technische Ursprung — als Traube und Saft, oder Traube, Most und Wein des *Θεὸς δίμορφος* oder *Τρίμορος, Τριφυής*, — der freilich andererseits mit der ewigen Natur des *Ἡρωτο-* oder *Ἡρογενής*³⁶³⁾ im Widerspruche stand, — noch eine natürliche Parallele zu dem chronologischen *Διόνυσος τριέντης* und zu der von diesem eingesetzten zweijährigen *Trieteris*³⁶⁴⁾, einer chronologischen Reform, die, indem sie vermittelt eines 30tägigen Schaltmonats das (350tägige) Wochenjahr mit dem (365tägigen) Sonnenjahr ausglich³⁶⁵⁾, zugleich zu der Verdrängung

357) vgl. o. Anm. 260.

358) Cic. N. D. III, 23. Diod. III, 63. V, 75.

359) Schol. Clem. Alex. 1831, pg. 92. Arnob. V, 43. Welcker Gr. Gl. II, 645.

360) Eumolp. bei Diod. I, 11. *ἀστροφαῖ Ἀδόνυσσον ἐν ἀπίνεσσιν πυρωπόν.* Soph. Antig. 1145 *ἰὼ πῶρ πνεόντων χοραγῆ ἄστροων Ταμείας Ἰαχχος.* —

361) Eurip. Bacch. 1615 *μάνηθι Ταῦρος.* Plut. Qu. R. 36. Strab. pg. 687. Auson. epigr. 29. *πυργενής, δικέρως, Τιτανολέτης Διόνυσος.*

362) mystischer Vers bei Clem. Protr. II, 16: *Ταῦρος δράκοντος καὶ πατῆρ ταύρων δράκων.*

363) vgl. Welcker Gr. Gl. II, 643.

364) Cic. Nat. D. II, 23: und Censorin. bei Ideler I, 269.

365) durch welche, von einem, nicht 354tägigen Mondjahre, sondern 350tägigen Wochen-

des ersteren durch das letztere — zu der gleichfalls dem Dionysos beigelegten Besiegung der 50köpfigen Kampfe³⁶⁶) — einen neuen, die Doppelwoche als Doppeljahr wiederholenden Uebergang bildete. Und auf diesen trieterischen Zeitwechsel, dieses Sterben und Wiedererwachen des zweijährigen Gottes, übertrug sich dann wol zunächst im allgemeineren hellenischen Gottesdienste die alte Wochenwechselfeier; während dieselbe im örtlichen und geheimen Ritus — besonders in Delphi, Kreta und Thessalien — später vorzugsweise als Jahreswechselfest fort dauerte; — zugleich aber die hebdomadische Würde des esoterisch zerrissenen und wiedergeborenen Zagreus auch an dem exoterischen Dionysos, und zwar noch allgemeiner als an Apollon und den übrigen Wochensöhnen, fortwährend haften blieb und denselben, neben seiner Doppelgestalt eines Liber-Pater, hauptsächlich mit den folgenden (uns nun bereits sämtlich wohlbekanntem) Eigenschaften und Benennungen bekleidete: — zunächst, eines erst- und eingeborenen, in der Wanne wiedergeborenen Sohnes (^σΥἱός, Ὑεός³⁶⁷) *πρωτόγονος*, *Αιωνίτης*); dann, eines Richters, Gesetzgebers (*Δισσυνήτης*, *Θεομορφότος*) und, abwechselnd mit dem athenischen Wochensohne Theseus, der schönen Herrin *Ἀριάδνη Κόρα*³⁶⁸) vermählten Herren und Königes (*Βασιλεύς*); dann, eines — väterlich gefassten — langbärtigen, langgewandigen Priesters und Propheten (*Βασσαρέζ*³⁶⁹); dann wieder eines, zusammen mit dem *Ζεὺς Σοῦρος* beim Mahle angerufenen, *Ἀγαθοδαίμων*³⁷⁰); dann eines gnädigen Erretters, Befreiers und — poetischen wie ethischen — Sühners und Erlösers (*Ἐύβουλεύς*, *Ἐλευθερεός*, *Ἄσιος*, *Ἀναΐος*); und so endlich auch eines, zugleich den planetarischen und dramatischen Kosmos, die chronologische und tragische Katharsis führenden feuergesichtigen *Νοτιάος* und *Ταμείας* (s. u. 26. 27.).

Als neunten hellenischen Wochengott endlich nennen wir den Herakles, der zwar, seiner chronologischen Hauptbedeutung nach, nicht die Hebdomas, sondern die spätere Decas, nebst dem 365tägigen Sonnenjahr vertritt; der aber diese seine Vertreterschaft eben dadurch vervollständigt und das Hervorgehen des decadischen Jahres aus dem hebdomadischen (nicht minder in Griechenland als in Aegypten und Babylon) dadurch bezeuget, dass er seine von ihm, als des Olympischen Zeus liebstem Sohne,

jahre ausgehende, Annahme sich dieser Schaltcyclus wol am einfachsten erklären, und dadurch zugleich (gegen Ideler II, 607) die Ursprünglichkeit der Trieteris vor der Octaeteris, — vielleicht auch, mit angenommener Verwechslung der 70 (72) Wochenjahre mit Sonnenjahren, die bekannte Stelle Herodot's (I, 32) rechtfertigen lässt.

366) Diod. III, 72. Apollod. I, 2, 1. Nonnus D. XVIII, 237: dem Namen liegt jedenfalls ein chaldäisches — wol mit hebr. ׀׀׀׀ emph binden, abgrenzen* zusammenhängendes — Wort für Wochenjahr zu Grunde.

367) vgl. Lob. Aglaoph. pg. 345.

368) *Ἀ-ριάδνη*, Rhiana d. i. regina, s. o. Anm. 147: über Theseus s. u. 28 und VI.

369) wol von ׀׀׀׀ bcr offenbaren, verkündigen.

370) Athen. XV, 47.

vollbrachten decadischen und dodecamenischen Thaten nur als Namenserbe eines dreifachen älteren triemerisch-hebdomadischen — Alkeidischen, Idäischen, Tyrischen — Herakles³⁷¹); ja und, in seiner vierten Gestalt, selber nur als ein, nach 7tägigen Wehen³⁷²) geborener, Säugling der Wochenmutter Hera³⁷³), Zübling des (sofort von ihm erschlagenen) Wochenjahres Linos³⁷⁴), — und Dienstmann des Siebenmonatskindes Eurystheus³⁷⁵) hat vollbringen und dieselben, obwohl schon 10 Monat alt³⁷⁶), doch noch mit keiner anderen ersten That hat eröffnen können als mit der Erdrosselung der beiden von Hera geschickten Schlangen, d. i. als Ophiuchos der, von der Hebdomas zur Decas den Uebergang bildenden, 15tägigen Doppelwoche³⁷⁷). Und so schlingen sich auch durch das weitere Leben des decadischen Alkmene-sohnes noch vielerlei unverkennbare Züge seiner hebdomadischen Vorgeschichte: zunächst, seine Abstammung väterlicherseits von dem culturhistorisch-hebdomadischen Amphitryon (s. u. 27); urgrossväterlicher, von dem Danae-sohn Perseus³⁷⁸), und wieder mütterlicher von einer Namens- und Blutsverwandten des Amphiaraios- und Eriphyle-sohnes Alkmäon³⁷⁹), mit dem die Hebdomas nach saturnalem Modus noch einmal in

371) vgl. Diod. III, 74: der von diesen vier chronologischen Entwicklungsformen die letzten drei richtig unterscheidet und auch wol die Geburt unseres vierten — decadischen — Herakles richtig *μικρόν πρό των Τρωϊκῶν* d. h. gegen das Ende des zweiten Jahrtausends a. C. ansetzt: während der, von ihm nicht genannte, triemerische *Ἀλκείδης* seinen, vom Mythos mannigfach bezeugten, genetischen Zusammenhang mit dem *Ἡρακλῆς Ἰδαῖος*, *Τύριος* und *Θηβαῖος* noch besonders dadurch verewigt hat dass er es offenbar gewesen, dessen hyperboräischer Gestalt und Sitte sowohl der ägyptisch-thebische als der phönikische und phrygische Herakles die seinige allmählich angepasst und in dem vorhebdomadischen Mythos jenes Alkeidas seine eigne neue hellenische, wenn auch mit einem phönikischen Löwenfell bekleidete, Persönlichkeit gleich wie in einem ehernen Schilde — jenem Wiegenschilde des kleinen Alkmene-kindes (Theokr. XXIV. 4) — gross gewiegt hat.

372) Ovid. Met. IX, 296: *septem ego (Alcmene) per noctes, totidem cruciata diebas* —.

373) Diod. IV, 9. Pausan. IX, 25, 2.

374) Theokr. XXIV, 103. Ael. V. H. II, 32: denn dass wir den Linos für einen Vertreter, nicht — wie die Jahreswechsellorgien des *Ἄλινοσ* anzudeuten schienen (s. o.) — des freien Sonnenmondjahres, sondern des gebundenen Wochenjahres und also für unmittelbar gleichbedeutend mit dem ägyptischen *Μανέρωσ μονογενής* (s. o.) zu halten haben, das erhellt, sowie schon aus diesem seinen, mit Eumolpos, Rhadamanthys, Cheiron, Thestiades und Teutaros getheilten, Lehramt beim Herakles, so noch aus vielen andern die orgiastischen Ailinos-gebräuche überdeckenden, culturhistorischen Merkmalen seines Mythos (s. u. 27).

375) II. XIX, 117.

376) Theokr. XXIV, 1.

377) Von einer solchen (dem Phtah oder Seth mit zwei Schlangen oder Crocodilen entsprechenden) Darstellung eines Harchre Ophiuchos nemlich erscheint das Märchen von dem kleinen Doppelschlangenhüter offenbar als der Widerhall: eben wie eine andere, anstatt des einen Doppelschlangenhalters einen (Oedipusartigen) Vater mit zwei kindlichen Ophiuchen zeigende, Darstellungsweise dieses Doppelkosmos (s. u. VI) als der monumentale Ursprung des Laokoonmärchens.

378) Apollodor II, 4, 4: ähnlich wie Perseus wird, bei Pindar (Isthm. VI, 5), auch Herakles von Zeus im Goldschnee erzeugt.

379) Eriphyle heisst bald Mutterschwester (Schwester der Lysidike oder Eurydike), bald selbst Mutter der Alkmene (Pausan. V, 17, 4. Diod. IV, 9.).

Theben eingezogen war, um dann mit ihm für immer von dort auszuwandern (s. u. VIII): sodann, seines Vaters Amphitryons Herkunft aus der von den 7 kyklopischen Gastrocheiren erbauten und ummauerten Akrisios-stadt Tiryns (s. o.): sodann, seine eigne Geburt in der alten phönikisch-ägyptischen siebenthorigen Wochenstadt, wo er desshalb auch eben nur ausserhalb der Ringmauer seinen Tempel und nur ausserhalb des Achtgötterkreises seine Verelrung finden konnte³⁸⁰): sodann seine 50tägige Einkehr beim Jahreskönig Thestios und Vermählung mit dessen 50 Töchtern, mit denen er in je 7 Nächten je 50 Söhne, zusammen die 350 Tage des Wochenjahres erzeugt³⁸¹): sodann, seine Vermählung mit der — Niobe-gleichen — Wochentochter Megara (s. u. 24. IV) und Erzeugung jener, in ihrer triemerisch-hebdomadischen Stufenfolge bereits (22) von uns aufgeführten, 3—8 Alkidi-schen Söhne, die er dann auch im heiligen Wochenwechselwahnsinn — bis ihn Athene's Zahlenstein trifft — sämmtlich tödtet (wie Apollon mit Pfeilen erschießt oder, wie Kronos, ins Feuer schleudert³⁸²): sodann, sein dem Zug der Sieben gegen Theben paralleler, dem der Sieben (später Zehen) gegen Ilios vorbildlicher. Heereszug mit 6 Schiffen gegen den Hossohn, Laomedon³⁸³): und endlich sein inniges, väterlich-brüderliches Verhältniss zu dem schönen Wagenlenker und treuen Waffengenossen Ἰόλαος, in dem wir gewiss (mit Movers) eine Hellenisirung des phönikischen Iubal, d. i. Jao-Baal, d. i. eines chaldäisch-phönikischen Esmun (s. o.) annehmen, und diese Erklärung dann auch auf die schöne Ismene-Ἰόλη anwenden dürfen, sowie auf den durch sie veranlassten, — durch Ismene-Deianeiras Eifersucht auf sie, als die Gegenwoche, hervorgerufenen — doppelwochenhaften — wenn auch von einem früheren solaren (abendlichen und jahreswendhaften) Schicksale übertragenen — Tod unseres Helden³⁸⁴). Ja, auch von den 10 oder 12 sogenannten Thaten des Herakles, durch deren Zahl derselbe als Vertreter, erst der Decade, dann des neuen Zwölfmonatjahres vorzugsweise bezeichnet wird, — und die der spätere Mythos desshalb auch mit einigen wirklichen zodiacalen Zügen zu verflechten gesucht hat — sind offenbar die

380) vgl. Müller's Dorier I. pg. 429.

381) so nemlich wird das, verschiedentlich erzählte, Zahlenmärchen (Apollod. I. I. Diod. IV, 99. Athen. XIII, 556. Hygin. fab. 162) seinem chronologischen Sinne gemäss ursprünglich gelauret haben.

382) Schol. Pind. Isthm. III, 104. Eurip. Herc. fur. 1000. Pausan IX, 11, 1.

383) Il. V, 641. Diod. IV, 32. Pind. Nem. III, 37: die Sechszahl der Schiffe und Helden, die sich auch in den 6 Söhnen Laomedons wiederholet (Il. XX, 236. VI, 23), deutet auf Allegorisirung einer unregelmässig-hebdomadischen, Sol nicht mit einschliessenden (s. o. 22 E.) Ἐξάς.

384) Den phönikischen Jahres-Herakles bezeichnet die von Iolaos-Iubal (vermittelt einer Wachtel) bewerkstelligte Wiedererweckung am 25ten December (Joseph Antiqu. VIII, 3, 2; Eudor. bei Athen. IX, 45 pg. 392; Eustath. Hom. 1702, 51; Mov. I. 386): und zu Deianeiras Eifersucht auf die Gegenwoche Iole bildet Medeas, der Morgenröthe, Eifersucht auf die Abendröthe Kreusa in der Iasonssage — sowie Brunhildens auf Chrymhilt in der Siegfriedssage — eine Tages-parallele.

meisten — auch wenn ohne die, schon von Eurystheus beanstandete, Mithilfe des Esmun-Iolaos vollbracht — hebdomadischen Ursprunges und aus dem (verschiedentlich allegorisierten) Siege der Hebdomas über ungeordnete Zeit und freies Sonnenmondjahr in eine decadenhafte Besiegung ihrer selbst erst nachträglich umgedeutet worden: — und zwar namentlich so:

a) der Kithärische oder Nemeische Löwe: ein, seiner wilden Natur, lichtschallsymbolischen Bedeutung und asiatischen Herkunft nach, unverkennbares, auch bereits in den phönikisch-assyrischen Darstellungen des löwenzwingenden Herakles-Melech (-Sandan) enthaltenes, Sinnbild des bezwungenen und gebändigten freien Sonnenmondjahres: ein Sinnbild das auch in seiner späteren, vom Orthros-Hermes mit der Wochenschlange Echidna erzeugten³⁸⁵) und nach zwei Heiligthümern der Wochenmutter Nemesis-Kithaira benannten, Gestalt noch zuweilen Sohn der Selene (und des Helios) heisst³⁸⁶); und dessen neue, 30tägige Jagd Herakles deshalb auch nur nach Rath und Anweis des, ihm selbst parallelen, Dienstmannes *Μόλορχος* d. i. *Ἰνός*, und, seines Sohnes, *Μελιζέριτης*, unternehmen kann:

b) die Lernäische Hydra: ein anderes neugetauftes Kind Echidnas; deren 9 Köpfe — und zwar auf beiden Seiten eines unsterblichen Kopfes je 4 immer wieder frisch nachwachsende sterbliche — nichts bedeuten können als jenes (früher besprochene) triemerisch-hebdomadische, eine festtägliche Mittewoche einschliessende, Ennemar; und die Herakles deshalb auch nur mit der Waffe Kronos-Belitans, der Harpe, abzumähen, und mit dessen Elemente, dem Feuer, zu zerstören vermag³⁸⁷): —

c) der Erymanthische Eber: ein — von Borsten und Dickig hergenommenes — vielfach wiederkehrendes Sinnbild der Nacht, Winterzeit und (wie hier) Winterjahreswende: das auch der decadische Herakles deshalb noch auf echthebdomadische Weise in einer Schlinge fängt und so gebunden dem Eurystheus überliefert: —

d) der Rinderhof des Heliossohnes Augeias: eine der hebdomadischen Noah-Legende entsprechende, mit verschiedenen hebdomadisch-culturhistorischen (s. u. 27) Entwässerungssagen vereinbarte und nur erst durch den Zehenten, den Herakles fordert, auf die Decas bezogene Allegorie vorhebdomadischer Zeitverwirrung und Sittenverschlemmung, als deren siegreicher Löser und Reiniger Herakles deshalb auch, nach dem Vorbilde des Kronos Ochimos, schliesslich noch von Augeias gefesselt werden soll³⁸⁸): —

385) Hes. Theog. 327. 309: *Ἐορθρος, πρῶτος Κυών*: eine schon mehrfach besprochene (s. o. Anm. 6 u. 331), auch schon dem gewöhnlichen chaldäisch-ägyptischen wie indisch-griechischen Namen zu Grunde liegende, lichtschallsymbolische Benennung des Hermes-Saramejas und Herm-Anubis als Morgendämmerungsgottes: während in dem Geryonesmärchen derselbe Orthros als zweiköpfiger (*διζέγυλος*) Morgenabenddämmerungshund die (schlummernden) Rinderherden bewachen hilft.

386) Ael. H. A. XII, 7. Serv. Virg. Aen. VIII, 295.

387) Eurip. Jon. 192. Herc. fur. 1275.

388) Athen. X pg. 412, a. Schol. Pind. Ol. XI, 42.

e) die Stymphaliden: wol bezüglich auf den hebdomadischen (s. u. 24) — auch schon im ägyptischen Ritus und zu Rom in der Karwoche noch heute üblichen — Gebrauch der Klappern (*χορτάλα, αἰσίων*) zum Anzeigen des Stundenwechsels: welche Stundenklappern der Mythos in Vogelschencklappern umdeutete und mit der religionsgeschichtlichen Abschaffung der der Artemis von Stymphalos stündlich gebrachten Menschenopfer, als mit verseuchten menschenfressenden Raubvögeln, in örtlichen Zusammenhang brachte: —

f) die vier Rosse des thrakischen Diomedes: wol bezüglich auf die durch die Hebdomas bewirkte religionsgeschichtliche Abschaffung der dem Ares-Sol und Morgenabendstern Diomedes-Mercur (s. u. VIII), sowie ihren lichtschallsymbolischen Rossepaaren, morgen-abendlich gebrachten Menschenopfer: —

g) der für Königin Admeta geholte Gürtel und Peplos Hippolytas, der Amazonenkönigin³⁸⁹): eine Arbeit, die kraft dieser beiden hebdomadischen Sinnbilder, sowie kraft der mitspielenden Namen *Ἀντιόπη* und *Ἰππολύχη*, dem Herakles hier ein anderes mal die Vertretung der Doppelwoche, zugleich aber, durch Tödtung der Amazonen, die culturhistorisch-hebdomadische Vertilgung des Amazonenritus zueignet — d. i. eines (der Amazonensage zu Grunde liegenden) altskythischen Ritus des Tagundnachtwechsels in Form männlich-weiblicher — abends männer- morgens weiber-mörderischer — Opferkämpfe: —

h) die aus Erytheia (dem westlichen Phönikierlande) zurückgeholten und neugesammelten Rinder des 3leibigen Hirten Geryones³⁹⁰): ursprünglich offenbar eine den Wanderungen des Odysseus, Cithuch und dem Rinderraube des Hermes entsprechendes Abendmorgenmärchen; das sich aber durch Bezwingung des 3leibigen, den 3 jahreszeitlichen Heatoncheiren entsprechenden Riesen und neues Eintreiben und Sammeln der Rinder zu einer Allegorie des neubestellten Wochenjahres entwickelte, und so nun auch auf die Herstellung des neuen 365tägigen Jahres übertrug: — und endlich

i) Prometheus, Atlas und die Hesperiden-Aepfel: eine schon durch Verpersönlichung des Säulengesetzes, als dessen Träger Herakles hier im Osten und Westen der Welt eintritt, ihrem hebdomadischen Sinne nach

389) Eurip. Herc. fur. 413. Jon. 1143: *Ἀντιόπη* (vgl. u. IV) heisst die (nach andern Sagen auch von Theseus entführte) Schwester der Hippolyte (Plut. Thes. 28): *Ἀντιόχη* die Gemahlin des Eurystheas und Mutter der Admete (Apollod. II, 5, 9).

390) *Γηροόνης*; abzuleiten von chald. *נז* Wächter, Hüter, und gleichbedeutend mit dem (unter diesem seinem andern Namen schon dem Homer bekannten) Stern *Ἰσθμω*, der, wegen seines regelmässig fortrückenden Frühaufganges, als ein, von seinem Hunde *Σείων*, (nebst dem *Ἰσθμω* *διζέφυλος*) begleiteter, Hüter der Jahreszeiten schon in vorhebdomadischer Zeit gegolten, und von der jahreszeitlichen Dreizahl dann auch seine 3 Leiber (*τριπόλιος*) oder 3 Väter (*τριπατριος*) entlehnt haben wird. — Zu dieser Arbeit gehört auch des Herakles Ringkampf mit dem — je erdmäher je mächtigeren — Abendsterne *Ἀντιόης*: s. o. 22. d.

unzweifelhafte Allegorie, deren weiterer Zusammenhang uns dann auch über die Natur der als Siegespreis zu holenden, von 2, 3, 4, 5 oder 7 Hesperiden gereichten³⁹¹⁾ Aepfel belehrt und uns sagt, dass dieselben nichts anderes sein können als die goldenen Früchte eines in jenem Säulengesetze wurzelnden, von dem drachenartigen Wochenhormos bewachten, Baumes der Erkenntniss (vgl. u. 24). Und während also von den zwölf Arbeiten als anti- oder nicht hebdomadisch nur drei — der kretische Stier, die kerynäische Hindin und der 3köpfige Kerberos³⁹²⁾ — übrig bleiben, ruhet Herakles — wie wir es schon bei Apollon und Dionysos gesehen — auch mit dem ganzen ethischen Gewicht seiner Gesamtbedeutung fortwährend auf dieser seiner hebdomadischen Grundlage, und verdanket derselben nicht nur alle seine Eigenschaften und Benennungen eines Ἀρχηγέτης, Παραστατήρ, Ἀλεξίλακος, Σωτήρ, Μάχιμος, Μαισιστεύς, Μάρτυς, Ἀστρολόγος, Φιλόσοφος, Μουσουργήτης — als welcher letztere er der tragischen Muse das Attribut seiner (phönikischen) Keule mittheilt — ; sondern besonders auch die, den Gewinn der Hesperidenäpfel vollendende, tiefsinnigste — und christlichste — aller seiner Thaten: die Erlösung des Prometheus: d. i. die Sühnung und Katharsis der abtrünnigen und empörerischen Erkenntniss eines ersten Adam durch die Tugend und Frömmigkeit eines zweiten, die dauernde Lösung und Rettung des einen Säulentitanen auf der Rückkehr von der zeitweiligen Ablösung des anderen und vermittelt der Selbstopferung eines in der Person Cheirons sich darbietenden halb göttlichen Vertreters höchster menschlicher Kraft und Kunst, Weisheit und Gerechtigkeit, — eines Halbgottes, der, indem er, obgleich unsterblich, anstatt des Prometheus freiwillig stirbt, so zugleich, in Herakles' Namen, die grosse Selbstopferungssühne des Wochenwechsels vollziehen hilft³⁹³⁾. Herakles selbst aber, nachdem auch er diese Sühne

391) Sieben Hesperiden oder Atlantiden (des Atlas und der Herperis Töchter) zählt Diodor (IV, 27) und die Archemorosvase; fünf zeigen viele andere Vasen: während die übrigen Zahlen sich auf die wechselnde Zwei-, Drei- und Vierheit der Jahreszeiten beziehen mögen. Auf die 100 Arme der jahreszeitlichen Hekatoncheiren beziehen sich auch wol die 100 — statt 7 — Köpfe des Drachen.

392) Der kretische Stier, d. i. die Bändigung und Unterdrückung des blutigen Minoischen Feuerwochendienstes auf Kreta: die Kerynäische Hindin, d. i. das Einfangen der Πενιάς ἐπιγομένη oder 5tägigen Schaltwoche des neuen 365tägigen Jahres: der 3köpfige Mondhund Kerberos, d. i. das Finden und Binden des neuen 3decadigeu Monates: s. u. 28.

393) Apollod. II, 5, 12: (Ἡρακλῆς) καὶ τὸν Προμηθεῖα διέλυσε, δεσμὸν ἐλόμενος τὸν τῆς ἐλαίας, καὶ παρέσχε τῷ Ἀἰὲ Χείρωνα θνήσκειν ἀντ' αὐτοῦ θάλασσα. — Gleich den (oben erörterten) Vervielfältigungen des Korybas, Kabeiros, Agathodaimon, Hephästos — und gleich den Panen, Fannen, Silenen, Satyren und Lapithen — sind auch die Kentauren Vervielfältigungen eines ursprünglichen einzigen Kentauros, d. i. eines, halb als Mensch, halb — lichtlautsymbolisch — als (himmerndes) Ross gedachten Licht- und Feuertämonen: und dieser göttliche Urkentaure ist eben unser — von der ὕ hjr (hje) chjr wiehern, (leuchten, reden) begehren, greifen, begreifen, weise, stark, fromm, heilig sein (vgl. ἦρ Licht, Glanz, ἦρ Kraft, Tugend, cymr gair Rede, hirneth Begierde, sanskr. hr greifen, χείρ, ἱερός,) benannter — Χείρων — Χείρων διανασταίω, κενταύρων (II. XI, 832) —, der, kraft aller der in den beiden Elementen des Lichts und Feuers, sowie in der ὕ chjr, enthaltenen Kräfte, Künste und Erkenntnisse, einer langen Reihe halb göttlicher Helden und Wochensöhne (Achileus, Jason,

auf dem Oeta vollzogen. bezeugt seine göttliche Wochensohnschaft noch im Olymp durch seine Vermählung mit der himmlischen Wochentochter Hebe (Juventus), die, obwohl dem Namen nach eine mehr grammatische als chronologische — mehr tuskisch-lateinische als hellenische (s. o 7) — Allegorie, doch, wie das ihr, mit dem Hephästos gemeinsame, auf die gleichmässige Vertheilung der Zeit bezügliche Mundschenkenamt andeutet, ihre eigentlichereligiöse Geltung gewiss auch erst aus dem Begriffe hebstōmadischer Verjüngung geschöpft hat³⁹⁴), und aus deren Becher also nun auch Herakles die himmlische Wirklichkeit jener seiner idealen Eigenschaften eines ewigen, vorgeborenen, unerschaffenen (ἀίδιος, ἀποίητος, ἀγέννητος) Gottes trinkt für deren irdische Verwirklichung er kämpfen, dulden und sterben musste.

3. Die vereinbarte Wochentochter — die wir, gegenüber der, mehr selbständig auftretenden, Ismene-Hebe, nun zu betrachten haben — sehen wir, verglichen mit dem Wochensohne, in den alten Religionen nur wenig zahlreich zur Geltung kommen: indem dieselbe, wie schon bemerkt, auch als Tochter — Tochter Baals, Belitans, Rha's, Kronos' und Kronions — entweder sofort die Eigenschaften einer göttlichen Mutter annimmt; oder aber als göttliche Jungfrau — als Astarte, Neith-Ok, Pallas-Athene — sich eben durch diese ihre ewige Jungfräulichkeit dem halb-göttlichen Hauptmerkmal der Wochentochter, dem πάθος und der ἀποβίωση, enthoben findet. Dass jedoch bei der Vereinbarung aller dieser Göttinnen der Begriff eines solchen mehr tochterhaften und mehr halb-göttlichen Ismenenthums wesentlich mitgewirkt, das erhellet, wie auch bereits angedeutet, aus vielfachen, namentlich den hellenischen Wochenmüttern anhaftenden Spuren: so aus den durch Zeus erlittenen Züchtigungen Hera's; aus dem Jammer Demeters um die geraubte Tochter, Aphrodites um den getödteten Adonis; aus dem ritualen Verhältniss der letzteren (als Ἰγυμόνη) zur Kora, sowie dem mystischen Athene Itonia's zu Hades³⁹⁵): und so besonders aus den geheimnissvollen Badungen und Badegewohnheiten aller dieser Göttinnen — z. B. Hera's (παῖς, παρθένος) im Quelle Kanathos; Demeter's (Λοοσία) im Flusse Ladon; Artemis's in den Seen von Limnä, Tegca, Aricia, im Flusse Kenchreios oder Quell Anonos, oder auch im parthenischen Quelle von Gargaphia, wo Aktäon sie belauschte; und Pallas Athene's im tilphusischen Quelle, wo Teiresias sie baden sah³⁹⁶): sei es nun dass dieselben, wie der

Theseus, Nestor, Aineias, Diomedes, Kastor, Polydeukes u. v. a.) — auf ähnliche Weise wie Pan oder Silenos dem Dionysos und Mime dem Siegfried — zum wochenväterlichen Lehrmeister dienen.

394) Ganz irdische Wochentochter ist die Hebe der Ilias, wo wir sie — ausser ihrem Mundschenkenamt — bald (V, 722) der zum Kampf ausziehenden Wocheamutter Here das gespann anschirren, bald (V, 905) ihren heimkehrenden Bruder Ares baden und frisch beleiden sehen.

395) Strab. VI, pg. 411. ἀρχαῖοι θύεται ὁ Ἄιδης κατὰ ἕνα μεσαιὴν αἰτίαν.

396) Pausan. II, 38, 2. — VIII, 25, 4. — IV, 31, 3; VIII, 53, 3; II, 27, 4; III, 20, 7; X, 12, 3. Strab. pg. 639. Virg. Aen. VII, 518. — Callim. lav. P. 75. (Der Artemis heil-

spätere Mythos erzählte, durch das Bad ihre ewige Jugend wahren oder Jungfräulichkeit und Reinheit wiederherstellen wollen; sei es dass sie dadurch, wie wol der ältere Mythos besagte, an jedem 7ten Tage, gleich der schönen Melusine, ihre wöchentliche Wiedergeburt unbelauscht bewerkstelligen müssen (vgl. u. 24). — Von den mehr eigentlich und ausschliesslich vereinbarten Wochentöchtern aber jedenfalls die älteste, auf den bactrischen Ursprung der chaldäischen Woche selbst hindeutende ist die assyrisch-babylonische Göttin Astarte-Semiramis: diese, (wie wir gesehen,) auch der hellenischen Ἀστροδότη Ὀυρανία zu Grunde liegende, Metamorphose und Apotheose der phönikisch-babylonischen Derketo-Aschera, als deren Tochter sie, nach dem bekannten Mythos von Ascalon, geheimnissvoll in's Leben tritt, und den in dieser ihrer Geburt so wie in ihrem weiteren Schicksale enthaltenen Ursprung und ältesten Ritus der Woche auch noch unter der späteren vergeschichtlichen Form des Mythos bei Diodor deutlich erkennen lässt³⁹⁷). Halbgöttliche Tochter des göttlichen Wasserweibes Derketo — deren Fischleib, neben vorhebdomadischer Wasseranbetung, wol schon zugleich auf eine wochenmütterliche Melusine hindeuten soll — und geheimnissvoll erzeugt durch ihrer Mutter Vermählung mit einem, sofort entrückten (ἄφαντος εἶς), schönen Opferknaben, wird sie von heiligen Tauben, — den Tauben Noah's und des Zeus Kretagenes — mit Milch und Käse — den Opferspenden der neuen Lehre — aufgefüttert, und von dem Hirten Σίμιας — einem pflegeväterlichen Esmun³⁹⁸) — gefunden, benannt und auferzogen, um sich sodann, als wunderbar schöne Jungfrau, zuerst mit dem Schatzmeister Ὀρνυς Ὠάννης — d. i. mit dem Heptateuch oder 7fachen Wochen-gesetz³⁹⁹) —, später aber, in Bactrien und zwar bei Erstürmung der bactrischen Königsburg (Wochenburg) und im Austausch gegen die Königs-

ger Quell Anonos, Pausan. III, 20, 7, erinnert durch seinen von ךַּע onon abzuleitenden Namen an den Quell der heiligen Ismene-Susana: s. u. Anm. 399).

397) Diod. II, 4 — 20.

398) Das Wort sim, sem der beiden Namen (Σίμιας, Σεμίτιας) ist offenbar die ursprüngliche Form des Zahlwortes smn, smnr, 8: und der, mit ךַּע, äg. ram excelsus zusammengesetzte, Name Σεμίτιας bedeutet also „erhabene Acht“ — (welches Wort „sem, sam 8“, auch noch verschiedenen anderen, weiblichen und männlichen Wochennamen, — sowohl den wochenmütterlichen der Inseln und Städte Σάμος, Σαμοθράκη, Σμόνα, als den wochensohnhaften des semitischen (zugleich „verhüllt, nordisch“ bedeutenden) Sem und des sabinischen Semo Sancus — zu Grunde liegt).

399) Der, mit Diodors Ὀρνυς offenbar gleichbedeutende, Ὠάννης des Berosus (Richter pg. 48. bei Syncell. pg. 51) oder Annus des Julian (Orat. V, pg 176), wird in den betreffenden Urkunden (vgl. Plin. H. N. VI, 26. Senec. N. Q, III, 29. Apollod. Frgm. pg. 409. Mov. I, pg. 92) als Verfasser der heiligen 7 Babylonischen Bücher bezeichnet: oder auch — in der Sprache des (zugleich culturhistorischen) Mythos — als das erste 7 fischartiger Ungeheuer, die an der babylonischen Küste landeten um den Menschen die Geheimnisse der Stern- und Zahlenkunde, des Acker- und Städtebaues, der Kunst und Schrift zu offenbaren: und auf das Geheimnissvolle dieser Offenbarung beziehet sich eben auch der, von ךַּע, ךַּע on, on-n arcanum esse“ abzuleitende Name Ὠάννης, Ὀρνυς, nebst dem den 6 letzten Schiffen beigelegten — mit ךַּעך (Iota) zusammengesetzten — Namen Ἀνήθοτος (Apollod. I. I.) d. i. geheime Satzung, arcana legis.

tochter Ismene-Σωσάνη⁴⁰⁰), mit dem Könige Νίνος, d. i. dem Wochensohne⁴⁰¹) selbst, zu vermählen: und nun in dessen, sowie ihres Sohnes Νίνος Namen, — als Vorbild des ägyptischen Gottsohnes Sesostriis — 42, d. i. 6×7 Jahre lang d. i. aus der hebdomadischen bis in die sexagesimale Aera, das Schwert und Scepter zu führen, und, von Bactrien bis Libyen, bis Aethiopien und Indien ihr Reich auszubreiten und ihre 7thorigen, 7mauerigen, 7—8stockigen 350thürmigen Burgen und Wälle (Semiramiswälle) aufzurichten; zuletzt aber, als hätte sie nur 7 Tage lang geherrscht⁴⁰²), gleich ihrem Vater durch Selbstentrückung (ἡγαύσειν ἑαυτήν) zu enden und in Taubengestalt gen Himmel zu fahren. — Während aber die aus der babilonischen Astarte-Semiramis unmittelbar hervorgegangene kyprisch-hellenische Aphrodite Urania von diesem ihrem hebdomadischen Ursprunge in der späteren hellenischen Religion nur wenige Züge — nur besonders Taube und Bewaffnung — beibehalten, begegnen uns hier als bedeutsamste vereinbarte Wochentöchter zwei Göttinnen in denen, gegenüber der vorzugsweise religionsgeschichtlichen Beziehung des Semiramismythos, vorzugsweise die mythonische Seite des Ismenenthums: Unterwelt und Ackerbau, Tod, Finsterniss und Fruchtbarkeit: zur Geltung gekommen ist: nemlich die beiden Göttinnen Artemis-Hekate und Persephone-Kora. Artemis-Hekate, d. i. die Herrin (hik-t) Artemis — von der, wie wir gesehen auch Apollon seinen Beinamen Ἐκατος entlehnte — war, den geographischen Spuren ihres Dienstes zufolge, eine ursprünglich pelagisch-thrakische, abwechselnd als Hekate, Bendis, Kotys, Artemis angerufene, Nacht- und Mondgöttin; mit der sich nun die, ihrerseits aus einer skythischen Nacht- und Feuergöttin hervorgegangene, jetzt aber bereits als Ἴφιγένεια d. i. Wochentochter⁴⁰³), oder auch als Ταυροπόλος d. i. Tauro's Priesterin⁴⁰⁵) bezeichnete und angerufene, skytho-aurische Artemis vereinbarte, und so dem — gleichfalls neuvereinbarten — Apollon Smintheus als eine passende hyperboreische

400) Σωσάνη d. i. heilige, geheime Acht.

401) נין njn Sohn, ein dem Sos, Hyes, Αἰόσακτος entsprechender Esmun-name.

402) eine unmittelbare weibliche Wiederholung der Semiramis ist die ägyptische Νίτωκτις (Ildt. II, 200. 285. vgl. Euseb. ap. Syncell pg. 58, wo sie als erste Königin der sechsten dynastischen Dynastie genannt wird): deren Namen Neith-Okr (vgl. Kor-Neith, Κόρινθος) Eratosthenes (Syncell. pg. 195) richtig als Ἀθηνᾶ νεκροφόρος erklärt.

403) wenn Semiramis (Diod II, 20) die Herrschaft zuerst nur auf 5 Tage übernimmt, so deutet dies wol auf eine der Hebdomas vorhergehende (unregelmässige) Pentas (s. o. 19. 22).

404) Ἴφιγένεια Iphis-tochter: von dem Worte iph, ἴφης, das als Feminin — z. B. Ἴφης, des Patroclus Geliebte — gewöhnlicher die Luna; als Masculin — z. B. Ἴφης, Alectors Sohn (s. u. VIII) — die (mit einer Mondphase ungefähr zusammenfallende) Woche, nebst dem Wochenvater — vgl. den Jephth im Buch der Richter (XI, 34—40) und Mov. I, 557 — bedeutet. (Wahrscheinlich aber liegt dem Wort „Ἴφης Woche“ eine besondere, von „שבעת ימים“ saepire (שבעת saeptum): vgl. Mov. Col. I, 244.)

405) Ταυροπόλος, ein (wie Θεοπόλος gebildeter) priesterlicher Name, statt dessen Artemis Iphigenia häufig auch selbst Ταυρώ heisst: sei es dass mit diesem Worte — von dem die skythischen Taurier offenbar ihren eigenen Namen entlehnt haben — die Göttin als (feuersymbolische) Stierin, sei es als phönikische Thuro (תור) bezeichnet wurde.

Schwester — als eine hebdomadische *Ἥγερμόνη, Σώτεια, Ἡμερεσία, Βουλαία, Ἀριστοβούλη, Οὐπίς* (*᾽Πίς*)⁴⁰⁶) — zur Seite trat. Aber so deutlich auch in diesen Beinamen das Ismenenthum — Iphigenieenthum — der Artemis-Hekate fortlebt; so mannigfach sich dasselbe überdies in einzelnen örtlichen Tempeldiensten — Samothrakes, Aiginas, Arcadiens — und Orphischen Geheimlehren fortwährend bezeugt findet⁴⁰⁷); und so unverkennbar, vor allem, sich in der Orestes-Iphigenia-Sage nicht nur der Schwester Gesucht- und Gefunden-werden, sondern auch ihr durch den Wochenvater Iphis- (Jephtha-) Agamemnon erlittener — den des Ismun-Iehud durch Belitan wiederholenden (s. o. 22) — Opfertod ausgedrückt hat: so entschieden sehen wir doch andererseits in der allgemeineren hellenischen Religionsentwicklung diese hebdomadische Bedeutung unserer Göttin mehr und mehr zurücktreten und schliesslich fast ganz — ebenwie Apollon sein Hebdomagetenthum und Wochenwechselform an den Dionysos abtrat — auf die, dem Dionysos nahe verwandte, Kora-Persephone übergehen. Diese nemlich, die, wie ihr Name *Περσεφόνη* (*Περσέφασσα*) d. i. Perseustöchterin besagt, ursprünglich wol eine von der Perseustochter Hekate nicht unterschiedene (auch mit der thessalischen Aphrodite Phersephassa zusammenfallende) tagesmörderische Abendgöttin, — eine an dem Tageshelden *Ἡερσεύς* (*Ἡέρσης*) *Γοργοφόρος* ihrer Mutter *Γοργώ* Mord rächende nächtliche (Orestesartige) Vaternörderin — bedeutete⁴⁰⁸), schöpfte, wie wir bereits (22) gesehen, die hohe geheimnissvolle Bedeutsamkeit des mit ihr vereinbarten hebdomadischen Amtes aus dessen Vereinbarung mit dem, die Hebdomas begleitenden, ackerbaulichen Mysterium: kraft welcher doppelten Vereinbarung die ursprüngliche Abendgöttin nun, als wöchentlich entrückte und wiedergefundene Tochter Kora, zugleich das Drama der jahreszeitlichen Aussaat und Erndte darstellen; in dem mit ihr sich begattenden und den Zagreus zeugenden kosmischen Schlangen-Zeus zugleich den Erechtheusartigen — auch in dem lateinischen Namen Proserpina ausgedrückten — Agathodämon des fruchtbaren Wachsthums versinnbildlichen konnte; und kraft deren dann auch wieder andererseits der regelmässige Ertrag der

406) *Οὐπίς* Kallim. D. 204: das, nach Herodot's Erzählung (IV, 35) hyperboräische, Wort stimmt als „Prophetin“ zu dem syrjän. *vöipa loquor*.

407) Lykophr. 77. — Pausan. II, 30, 2. — I, 43, 1. Hes. Theog. 411—452. ein offenbar später eingeschobener (Orphischer) Hymnus.

408) Hes. Theog. 409: *Ἀσπερίην — ἣν ποιεῖ Πέρσης ἡγάγει* — ἢ δ' ὑπονοουμένη *Ἐκάτην τέκε* (indem wir selbstverständlich die Namen *Περσεύς* und *Πέρσης* für mythologisch gleichbedeutend halten): und über *Ἀγορόδιην Περσεφάσσαν* s. Mirab. Ansc. 133 bei Gerh. Gr. M. pg. 382. Ihre Mutter (oder Schwester) Gorgo rächt eben Hekate Persephone am Vater Persens auf dieselbe Weise wie später Orestes an Gorgo Klytämnestra seinen Vater Agamemnon; ohne dass ich freilich jenen älteren Mythos anders als aus dem Namenszusammenhange und aus der Natur des alten amazonenhaften (vgl. den scythischen Amazonennamen: *αἰόρ-παια*) Tagundnachtwechselritus nachzuweisen vermöchte. — Auf die ursprüngliche Einerleiheit Persephones mit Hecate bezieht sich auch wol die Angabe (H. Dem. 25), dass bei ihrem Raube nur Hekate zugegen gewesen.

Erde für den regelmässigen Umlauf der Zeit, der bestimmte Wechsel der Aecker und Felder für den bestimmten Wechsel der Jahre und Fristen, das aus Nacht und Tod freigewordene Saamenkorn für die neue hebdomadische Sühnungslehre ein natürliches Sinnbild und eine gesetzliche Offenbarung und Bürgschaft wurden. Und so sehen wir nun die schöne geheimnissvolle Göttin, — nachdem dieselbe aus dem natürlichen Reiche des Abendlunkels in das heilig-künstliche des Kosmos eingezogen — und aus einer Tochter des Tages und der Nacht eine erst- und eingeborene (*τροιτογέννη, τροιτογενεΐα*⁴⁰⁹) Tochter Zeus-Kronions (oder Kronos-Poscidons) und Deo-Doto's geworden — wie sie, bald als Paredros dieser ihrer Mutter und mit ihr zusammen als *τὸ θεῶν*, als *Μεγάλη θεά προεσβυτέρα καὶ νεοτέρα* in heiligen Kabirischen Tempeln und Hainen thront⁴¹⁰); bald als Schwester und Gemahlin des chthonischen Zeus-Hades mit ihm, als *Ἄεσπιονα*, die Herrschaft der Unterwelt theilet, die Todten richtet und für ihn den Peplos des Wochenschicksals webt⁴¹¹): bald auch sehen wir sie auf herbstlichen Gefilden von dem finsternen Gott überfallen und in die Tiefe hinabgezogen; oder sehen sie wie sie sich drunten in den Besitz des ihrerseits geraubten schönen Adonis mit der sommerlichen Aphrodite theilt, um dann wieder mit ihm zusammen, von Apollon und Herakles geführt, frühlingsmässig aus dem Dunkel emporzusteigen⁴¹²): und erblicken sie endlich, zusammen mit Demeter und mit dem, ihr bald mütterlich, bald schwesterlich, bald bräutlich angehörigen, Iakchos-Zagreus-Sabazios-Dionysos, als dreieinige Königin der grossen Mysterien, als göttliche Agonistin des grossen Drama der *ἀσθοδος* und *ἀνοδος*, als geheimnissvolle *Ἡγεμόνη, Λάτρου, Σώτειρα*, die, schwindend und kommend, die Welt immer von neuem retten und erlösen hilft. —

4. endlich: Wochensohn und Wochentochter in ihrer vervielfältigten, ursprünglich — gleich jenen selbständigen Vervielfältigungen der Dactylen, Korybanten, Kabeiren — immer genossenschaftlichen, später meistens nur vereinzelt nachweisbaren planetarischen Zahl und Gestalt: und also

a) genossenschaftlich: in welcher Gestalt wir diese vereinbarte Vervielfältigung namentlich durch den, schon öfter erwähnten, ägyptischen und thebanischen Achtgötterkreis bezeugt finden: und von diesen beiden Kreisen auch den ägyptischen bereits (s. o. Anm. 288) in der ersten Manethonischen Dynastie wiedererkannt und als eine Saturnale Woche herzustellen versucht haben. Dass nemlich die von Herodot⁴¹³) erwähnte

409) Pausan. I, 31, 2; IV, 1, 5.

410) Gerh. Gr. M. pg. 451.

411) Diod. V, 3.

412) Gerh. auserl. Vasenb. I, 125.

413) II, 145: *παρ' Αἰγυπτίοισι δὲ Πὰρ μὲν ἀρχαῖστας καὶ τῶν ὀκτώ τῶν πάντων λεγομένων θεῶν, Ἡρακλῆς τε τῶν δευτέρων δυώδεκα λεγομένων εἶνα, Λύσιππος (Ἰσι-*

Achtzahl der ältesten ägyptischen Götter nur eine chronologische und also nur eine auf die Woche bezügliche Genossenschaft bedeuten kann, das erhellet aus der chronologischen Bedeutung der anderen beiden von Herodot und Diodor erwähnten genossenschaftlichen Zahlen, von denen die 12 jedenfalls die Monatsgötter (des neuen decadischen Jahres), die 5 die dazu gehörigen (später eingeführten) Schalttage oder Epagomenen bezeichnet: und dass auch die von uns demgemäss versuchte Wiederherstellung der ersten Manethonischen Dynastie als eines Achtwochengötterkreises eine richtige sei, dafür spricht, ausser der zutreffenden Bedeutung der einzelnen Götter, die Uebereinstimmung dieser unserer saturnalen Ogdoas mit den beiden von Lepsius nach den Monumenten zusammengestellten zwei „ältesten, Memphitischen und Thebanischen, Götterkreisen“⁴¹⁴). Unserer Gleichung und Ordnung:

Ptah-Saturn, Rha-Sol, Thot-Sos-Lunus, Kham-Mars, Osiris-Mercur, Seth-Jupiter, Har-Venus, Thot-Sos-Esmun (bei der zugleich Osiris, Seth und Horus noch in ihrer triemerisch-hebdomadischen bluträcherischsten Folge auftreten)

entspricht am genauesten der Memphitische Kreis

Ptah, Rha, Su (Kheper) Ka (Kamut-ef) Osiris, Seth, Har:

weniger genau — mit Umstellung des (selbstverständlich immer doppelt zählenden) Su in die Mitte der beiden Triemerieen und Umsetzung des (sonst den Mercur bedeutenden) Atum als Mars, — der thebanische Kreis

Amun, Menta-Ra, Atum, Su, Osiris, Seth, Har:

nur dass — ausser diesen Abweichungen — sich in beiden Kreisen sowohl Su als die 3 letzten Götter noch mit ihren weiblichen Hälften (Tafnet, Isis, Nevti, Hathor) gepaart, und die 3 letzten überdies noch von den übrigen Göttern durch Einschubung des (späteren) Epagomenenelternpaares, Sev und Nut, getrennt finden. Aber weitentfernt dass alle diese Ungleichheiten und Abweichungen den allgemeinen Grund unserer Annahme erschüttern könnten, stimmen dieselben vielmehr vollkommen zu der von uns schon bei Betrachtung des ägyptischen Wochensolmes und der Wochentochter, sowie des Elternpaares, bemerkten — in der That mehr oder minder alle Religionen beherrschenden — religionsgeschichtlichen Mannigfaltigkeit der Vereinbarung überhaupt: und helfen uns demnach auch sofort gewisse scheinbare Widersprüche zwischen unserer Annahme und den Angaben Herodots, Diodors und Plutarchs beseitigen —: warum sich nemlich in unserem Kreise weder die von Herodot unter den Acht genannte *Ἰητιώ* — d. i. die — wahrscheinlich als Luna oder Venus vereinbarte göttliche Mutter Muth, Ther-

ρις) δε τῶν πρώτων ὅτι ἐκ τῶν δωδέκα ἐγένοντο: vgl. Diod. I, 13. ἐκ δὲ τούτων γενέσθαι πέντε θεούς.

414) Lepsius über den ersten ägyptischen Götterkreis (1851): nebst den ergänzenden Bemerkungen in der Abh. über die Götter der 4 Elemente (1856): vgl. o. Anm. 288.

mith⁴¹⁵) — noch auch mehrere der von Diodor den ältesten 7 oder 8 Göttern beigelegten Namen — *Ἥλιος-Ἄσιτος, Σελήνη-Ἰσις, Ζεὺς, Ἥρασις, Ἀρμήτης, Ὀκέανος, Ἀθήνη* — wiederfinden⁴¹⁶): und warum andererseits die bei Manetho dem ersten Kreise angehörigen Götter Osiris, Seth, Horos doch bei Herodot, Diodor, Plutarch — und, durch die Einschiebung von Sev und Nut, schon auf den Denkmälern von Memphis und Theben — zugleich, und zwar mit veränderter planetarischer Bedeutung, als Epagomenengötter aufgeführt und dem dritten Kreise zugerechnet werden können. Fest und stete blieb bei dem ägyptischen Achtgötterkreis eben nur die Zahl, die heilige Acht: innerhalb deren sich, nach Verschiedenheit von Zeit und Landschaft, die einzelnen 7 oder 8 Götter immer wieder anders vereinbarten und ordneten; ja, und dabei — wie schon aus den Gleichungen bei Diodor hervorgehet und durch die (jüngeren) Denkmäler bestätigt wird — ihre chronologische Bedeutung zuletzt ganz fallen liessen, so dass die heilige Acht, anstatt ihres hebdomadischen Inhaltes, jetzt, lange nach Verdrängung der Ogdoas durch die Decas, noch allerlei anderweitigen physischen oder metaphysischen Begriffen, — namentlich den (von Lepsius besprochenen) 4 Doppelementen⁴¹⁷) — zur Einfassung dienen musste. Wie systematisch jedoch die Mannigfaltigkeit der hebdomadischen Vereinbarung in älterer Zeit auch chronologisch verwerthet und mit dem Wechsel, sei es der einzelnen Jahre, sei es der (8jährigen) Jahreskyklen in Verbindung gebracht wurde, dafür besitzen wir möglicherweise — soweit die blosser Form, ohne genaueres Verständniss des Inhaltes, eine Schlussfolge gestatten mag — einen merkwürdigen Beleg in dem chronologischen Gemache (Wochengemache) des (der XVIII. Dynastie angehörigen) Königes Thutmos III., das uns in 8 Reihen je 8 oder 7 — zusammen 61 — göttliche, von Thutmos als Könige der beiden Reiche verehrte, Bilder und Namen vorführt⁴¹⁸); und dessen Plan und Anlage sich dann auch, mit eingreifender Decas, in den beiden Gemächern von Abydos, sowie, mit eingreifender Doppelwoche, in dem Grabgewölbe von Saqqurah zu wiederholen scheint⁴¹⁹).

Wie aber der ägyptische Achtgötterkreis durch Herodot, wird der thebanische vorzugsweise durch Aeschylus bezeugt⁴²⁰); in jenem prächtigen thebanischen Chorgesang und Hülfeanruf der 8 Schutzgottheiten (*θεοὶ πολισσοῦχοι χθονός*) der Stadt und des Landes: Zeus und Hera, Poseidon und Pallas-Onka, Ares und Aphrodite, Apollon und Artemis: welche von Aeschylos offenbar mehr nach ihrem jüngeren hellenischen Zusammenhange aufgeführte göttliche Genossenschaft wir, nach ihrem — später (VII) zu erörternden —

415) Hdt. II, 156: *Ἀπὸ τοῦσα τῶν ὀκτώ θεῶν τῶν πρώτων γενομένων.*

416) Diod. I, 12.

417) s. o. Anm. 414.

418) Bunsen's Egypt. I, 45.

419) ib. 50. 52. 56.

420) Aesch. Theb. 109–164.

älteren Zusammenhang mit den Gottheiten der 7 Thore und des Ismenion, auf folgende Weise planetarisch vertheilen und ordnen:

Poseidon-Saturn, Zeus-Sol, Artemis-Luna, Ares-Mars, Onka-Mercur, Hera-Jupiter, Aphrodite-Venus, Apollon-Ismenos.

Und nach demselben Zusammenhang ordnen wir dann auch die, auf der Berliner Kadmos-Kalpis abgebildete, als Parallele zu Aeschylos bereits von Welcker und Gerhard verglichene und besprochene, andere thebanische Ogdoas, die von der ersteren nicht nur in den — beigeschriebenen — Namen, sondern auch in der Bedeutung derselben mehrfach abweicht, nemlich:

Poseidon-Saturn, Apollon-Sol, Artemis-Luna, Athene (Neith)-Mars, Hermes-Mercur, Demeter-Jupiter, Aphrodite-Venus, Kora-Ismene.⁴²¹⁾

Der so wesentlich hebdomadische und auch seitens der selbständigen Wochengötter so vorherrschend verwirklichte Gedanke der Genossenschaft zeigt freilich in den obigen zwei vereinbarten Götterkreisen, nebst deren monumentalen Parallelen, eine sehr unvollkommene Verwirklichung; findet jedoch eine Ergänzung dieser Unvollkommenheit, theils in dem mythischen Nachklang verschiedener hebdomadischer — immer als πάντες Θεοί bezeichneter — Götterversammlungen — z. B. bei der Hochzeit der Thetis, Harmonia, Helena, der Erscheinung Pans und Athenes, der Wiederkehr Koras und der Leichenfeier der Niobiden (s. u. V.) —; theils in der architectonischen Symbolik und Geschichte jener, zur Verehrung der achtfach-göttlichen Allheit vorzugsweise bestimmten, pantheistischen — im attischen Mythos von Pandion und den Pandioniden selbst wieder verpersönlichten (s. u. III.) — octogonen Rundtempel. Auf den Bildwerken aber — der hellenischen wie der ägyptischen und der phönikisch-assyrischen Kunst — erwarten gewiss noch sehr viele, bis jetzt unverstanden gebliebene, Gruppen, Züge und Götterkreise von der Fackel einer auch zu ihnen wiederkehrenden

421) Welcker im *Bullett. I. A.* 1841 pg. 179: Gerhard *Etrusc. u. Campan. Vasenbilder* des B. Mus. (1843) Taf. C und *Ac. Abh. I.* S. 214. — Von den im Text gegebenen Gleichungen bedarf wol nur die „Demeter-Jupiter“ einer Rechtfertigung; findet dieselbe aber in der Bezugnahme auf die grosse Mutter Rhea-Ida, von der sowohl Demeter als Hera Nebenformen darstellen, und der nicht nur (als Titanis bei Hesiod, s. o.) der Planet Jupiter, sondern auch das thebanische Jupitersthor (s. u. VII) ursprünglich geweiht war. Die unbenannte verschleierte Göttin, in der Gerhard eine Elpis sehen will, hat als Aphrodite bereits Welcker erkannt. — Von anderen monumentalen Genossenschaften fügen wir hier noch die der oben-erwähnten Cista Prenestina bei (s. Anm. 329): die jener um die Feuerwiedergeburt des Wochensohnes Mars versammelten, sämmtlich mit ihren Namen versehenen 10 Götter, von denen 7 — ausschliesslich des Wochenvaters Liber Pater, der bei der Wiedergeburt als Wochenmutter beschäftigten Menrva und der die Wiedergeburt selbst bedeutenden Victoria — eine regelmässige — nur die Umstellung Apollos (von der Seite des Hercules an die Dianas) erheischende — Saturnale Woche bilden; nemlich (von r. nach l. geordnet): Fortuna-Saturn, Apollo-Sol, Diana-Luna, Hercules-Mars, Mercurius-Mercur, Jovis-Jupiter und Juno-Venus: von welchen Gleichungen die letzte im allgemeineren Gebrauch war (s. o. Anm. 205); die erste (Fortuna-Saturn) aber sich durch die in der späteren ägyptischen Religion gebräuchliche Gleichung Nemesis-Saturn (s. o. Anm. 124.) rechtfertiget.

Kora Daeira das Licht einer neuen richtigen Erkenntniss und fröhlichen hebdomadischen Auferstehung.

Die (b) einzelnen planetarischen Vervielfältigungen des (vereinbarten) Wochensohnes und der Wochentochter endlich stellen wir — mit Bezugnahme auf die frühere (22) Besprechung der selbständigen Wochengötter — in folgender, die verschiedenen Religionen und hauptsächlichsten religionsgeschichtlichen Entwicklungsformen stufenweise anführenden und dabei von der saturnalen Ordnung der 7 Gestirne ausgehenden, Uebersicht zusammen:

1) Saturn Υ : Der geheimnissvolle sonnenfernste Planet, der, als solcher, den ursprünglichen arithmetischen Ausgangspunct des neuen Systems, und demgemäss auch das natürliche himmlische Sinnbild des Wochenvaters (oder, zuweilen, der Wochenmutter) — die im Crystallmeer des siebenten Himmels thronende Feuerburg desselben — darstellte, blieb mit diesem seinem schöpferisch-väterlichen göttlichen Begriffe auch als Wochentagsgestirn vereinbart, und hiess:

in der chaldäischen Religion, El (Elohim, Iah, Iao)⁴²²);

in der babylonisch-phönikischen, El ($\text{ʿ}l$), Bel, Belitan (Bel-Merodach)⁴²³);

in der ägyptischen: Ptah, Amun, Seth⁴²⁴); und später: Sev oder Nutpe⁴²⁵), Nevti ($\text{Néq}^{\text{th}}\text{vcs}$) und Nemesis⁴²⁶);

in der hellenischen Religion aber hauptsächlich Kronos, dem desshalb, nach lunarem Modus die Sechs geheiligt blieb⁴²⁷); oder Zeus, z. B. in dessen Geburtstagsmythus; oder Poseidon (Ὠκεῖνος-Ποσειδῶν), z. B. in der thebanischen Genossenschaft bei Aeschylus; (oder Nemesis-Fortuna, auf der Cista Prenestina).

422) s. o. Anm. 231: und vgl. u. III.

423) s. o. Anm. 231. 232: und vgl. Sir H. Rawlinson in R.'s Herodot pg. 627.

424) Ptah und Amun, nach ihrer Stellung in den oben angeführten Genossenschaften: Seth, theils schon nach der wochenväterlichen Bedeutung seines Ka-mut-ef-mythus; theils nach dem etymologischen und monumentalen Zusammenhang seines Namens: der, von äg. „seth Pfeil, (Stein, Steinpfeil)* abgeleitet und den Gott als solaren Stralenschützen benennend, sich, als von einem zweiten solaren Namen, auf den Denkmälern gewöhnlich von der Lichtlaut-Hieroglyphe des Esels (iu, Io, Iao, s. o. Anm. 5) begleitet findet; neben derselben aber anstatt Seth, zuweilen auch den Namen Bal (Bar) erscheinen lässt (Lepsius Götterkr. pg. 48), und so die alte Bedeutung unseres Gottes als eines — erst solaren. dann hebdomadischen und planetarischen — Baal-Saturnus sicher stellt. Später freilich sehen wir denselben diese seine planetarische Bedeutung mannigfach wechseln und namentlich gegen die eines Mercur, Jupiter, Mars umtauschen: schliesslich aber ihn, zugleich mit den Hiksos, aus dem monumentalen Olympe der ägyptischen Mythologie ganz vertrieben und aus einem obersten Licht- und Wochengott umgeschaffen in einen — wahrscheinlich dem bactrischen Angramainjus nachgebildeten — streitsüchtigen Feind des Lichtes, einen typhonischen, bald tages- bald jahreszeitlichen, Widersacher des siegreichen Ilorus und Osiris-Ahurmasda (vgl. u. III).

425) s. o. Anm. 229.

426) s. o. Anm. 94. 124. ($\text{τοῦ Κρόνου ὁ ἀσπίηρ, παρὰ δὲ Αἰγυπτίους Νεμέσεως ἀσπίηρ}$).

427) z. B. auf Rhodos der sechste Metageitnion, Welcker Gr. Gl. I, 145,

2) Sol ☉: Das mächtige Gestirn und Symbol des höchsten schöpferischen Gottesbegriffes, der sich als gleichnamiger chronologischer Begriff zunächst auf Tag und Jahr, dann auf Wochenvater und einfachen Wochensohn, dann aber auch auf den einzelnen von Sol beherrschten Wochentag übertrug: und zwar

in der chaldäisch-babylonisch-phönikischen Religion, unter dem Namen eines Bal-Semes, Bal-Samin, Bal-Meon⁴²⁸);

in der ägyptischen, eines Rha, Har⁴²⁹); oder auch (bei Diodor und im Tottenbuche) eines Osiris;

in der hellenischen, unter dem Namen des Zeus, z. B. im thebanischen Achtgötterkreis; oder des Helios, oder Apollon, — welchem letzteren desshalb, nach lunarem Modus, der siebente Wochentag geheiligt blieb⁴³⁰).

3) Luna ☾: Das den weiblich-göttlichen Urbegriff begleitende, kraft seines eigenen Wechsels unmittelbar chronologische, Gestirn und Symbol der Nacht, Zahl und Zeit: dessen, bald als die Göttin Mutter selbst, bald als deren Begleiter und Sohn verpersönlichter Name sich zunächst auf den Monat (z. B. *Μήνη*, *Μήν*) und die (wochenähnliche) Mondphase (*Ἰφίς*, *Ἰφινόη*, *Ἰφιάνασσα*); dann auf Wochenvater oder Wochenmutter (*Ἰφίς*, *Ῥέα-Ἰδά*); dann auf Wochensohn (Atys, Thot) oder Wochentochter (*Ἰφιγένεια*); dann aber auch auf den einzelnen, von Luna beherrschten Wochentag übertrug: und zwar

in der chaldäischen und babylonisch-phönikischen Religion unter dem Namen einer Baaltis, Beltis (Mylitta), Targata, Astarte (A-Mnj) Tauthe oder eines Taaut⁴³¹);

in der ägyptischen, unter dem einer Muth, Termuth (*Θεμουθις*) — *Αητώ* —⁴³²); und — wol erst später — unter dem des Thot, z. B. als dritter Gott des (ersten) Manethonischen Götterkreises; sowie später auch unter dem der Isis (und dem nicht vereinbarten sondern selbständigen Namen des Mondgottes Ooch)⁴³³);

in der hellenischen, früher unter dem Namen der Rhea, Hera, Demeter (z. B. letzterer im Hesiodischen Geburtsmythus); später aber besonders unter dem der *Σελήνη* und *Ἀριεμυς*:

4) Mars ♂: Der feurige blutrothe, als ein himmlisches Sinnbild des

428) Mov. I. 174. 185. Sanchon. pg. 14.

429) Har und Rha; offenbar zwei Formen desselben, „Lichtflug und Lichtklang, sehen und leuchten“ bedeutenden Wortes und Namens: har, hra, rha: kraft dessen der Gott Har nicht nur Tag, Jahr und sämtliche Planeten (Har-uer, Har-ta, Har-tos, Har-ka, Har-Heken), sondern auch, als Har-chre, Har-po-chrat, den aufgehenden — durch eine Lautgeberde versinnbildlichten — Helios bedeutet (s. Suidas s. v. *Ἡράσιος*, Parthey's Isis pg. 200.).

430) Welcker Gr. Gl. I, 466. Lobeck Agl. pg. 429.

431) Mov. I, 599 (Apulej. XI, 254). 273. vgl. Jesaj. 65, 11 (17, 8).

432) s. o. Anm. 415: (von Ter-muth ist auch wol *Μεθυρη*, Plut. Is. 56, eine, *Μουθηρη* zu lesende, Umstellung.

433) Wilkins. V, 9.

Feuers, Krieges und Todes schon in vorhebdomadischer Zeit göttlich verehrte Planet: hiess nun als Wochentagsgott:

in der chaldäischen und babylonisch-phönikischen Religion: Baal-Chamon (𐤁𐤏𐤍, Ammians Apollo Clomäus) d. i. Feuer-Bal; oder Baal-Saudan d. i. Purpur-B.; oder Baal-Moloch und Baal-Maqar (Ἡρακλῆς Μάζαρ Μαχαρεῖς) d. i. Königs-B., Beschneidungs-B.:⁴³⁴⁾ oder hiess Nergal, Asar-Nergal;⁴³⁵⁾ oder Aziz und Sadid⁴³⁶⁾:

in der ägyptischen hiess er: Kham (Kha) — Herodots Ἰαμὴν-Κῆν von Παπρηγῆμις — z. B. als vierter Gott des obenerwähnten Memphitischen Kreises; oder Seth, als feuerrother Typhon (Τυφὸν πυρρός⁴³⁷⁾; oder Neith, als Göttin des thebanischen Marsthores (Ἥλιου Νηθίου s. u.); oder Har, als Har-tos d. i. rother Har, und Har-uer d. i. der ältere H. (hier wol gegensätzlich zu dem, von Saturn ab gezählten, Har-tu-Lucifer), z. B. als Epagomenen bei Plutarch und auf den Denkmälern⁴³⁸⁾: oder auch, wie bei den Chaldäern, Ἡρακλῆς d. i. Khunsu⁴³⁹⁾:

in der hellenischen Religion aber hiess er Ἄδης, z. B. im Hesiodischen Geburtsmythus; oder Ἡρακλῆς, z. B. als wetlaufender Dactyle (s. o.), und den der Ritus und Mythus deshalb am vierten Tag, nach saturnalem Modus, geboren werden lässt⁴⁴⁰⁾: oder hiess (vorzugsweise) Ἄρης, dem desshalb, nach solarem Modus, die Drei — der dritte Tag wie der dritte Himmel (von Saturn ab) — gewidmet blieb.⁴⁴¹⁾

5) Mercur ♀: der geheimnissvolle sonnennächste Morgenabendstern, der, als solcher, das natürliche himmlische Sinnbild eines den höchsten Gott morgenabendlich begleitenden — einfachen oder gepaarten — Boten, Priesters, Sohnes darstellte; und demgemäss auch schon dem Wochensohn (oder der Wochentochter) vorzugsweise zur Vereinbarung gedient hatte, übertrug diese Vereinbarung nun auch auf den Wochentagsplaneten, und hiess:

in der chaldäischen und babylonisch-phönikischen Religion: Nebo, oder (zu Edessa) Monimos⁴⁴²⁾;

434) Mov. Phoen. I, 174. 188. 458. und s. o. Anm. 192. (Chaldaei stellam Martis Herculeum dicent.)

435) Mov. I. 341. 365. Layard Niniv. pg. 539. 603.

436) Mov. I, 657. Sanchun. pg. 30.

437) Plut. Is. 22.

438) s. o. Anm. 94 (Leps. Chron. pg. 86. Plut. Is. 12) und vgl. Cedren. I, 295: καλεῖται δὲ (Ἄρης) ἀγυπτιαστὶ Ἐριτωσι.

439) Achill. Tat. I. I. Ἄρεως — παρὰ δὲ Αἰγυπτίους Ἡρακλέους ἀστέρ.

440) Lobeck Aglaoph. 430. 434.

441) Lob. A. I. I. Hymn. Ar. v. 8.

442) Jesaj. 46, 1. 15, 2; vgl. Macrob. Sat. I, 17 und Mov. I, 655. In dem Namen Nebo — sowie den davon abgeleiteten ägypt. Namen Nomu, Kneph (Nevti), Anup, Ampa (Ἄνουβις) — haben wir wahrscheinlich, wie bereits (Anm. 289) bemerkt, eine, neben נבב nba loqui, canere, auf נבב nbch, (arab. nbh, nba) latrare (vgl. noch den Hundegott Νιαβᾶς der LXX und bei Beros. pg. 69) znrückzuführende — neben dem (kneffenden) Hundelaut auch den

in der ägyptischen: Nomu, Kneph (*Κνήφ*) — kraft der babylonischen Abstammung dieses Namens, sowie dessen mannigfach bezeugter (s. o.) Vereinbarung mit dem Agathodämon: oder Atum (*Ἄτιμνος*), kraft der — freilich dem Atum-Mars des thebanischen Götterkreises widersprechenden (vielleicht durch Lucifer vermittelten) — Erwähnung des *Ἄτιμνος* (*Ἄτιμνος*) als Bruder Europa's in der Kadmos-sage⁴⁴³): oder Osiris, als Agathodämon und zugleich als fünfter Gott des Manethonischen, (Memphitischen und Thebanischen) Götterkreises (so wie auch in Uebereinstimmung mit seiner Stelle als erster Gott des triemerischen Blutrachenmythus): oder Seth, als Seth-Smun; und zugleich als (Kneph-artiger) Seth-Anubi, als Epagomene *Τυγών*-Mercur bei Plutarch und als doppelgestaltiger Seth-Nevti, oder Seth-Har-Mercur auf den Denkmälern⁴⁴⁴): oder endlich Har, Horus-Apollo, nach der später vorzugsweise gebräuchlichen Gleichung⁴⁴⁵):

in der hellenischen Religion aber hiess er: *Παλλὰς-Ὀγκος*, z. B. in dem thebanischen Achtgötterkreis (vgl. u. VII.): oder *Ἐσιία*, als erstgeborene, älteste Kronostochter bei Hesiod: oder, später gewöhnlich, *Ἐρμῆς*, dem desshalb, nach solarem Modus, die Vierzahl geheiligt blieb (während die der Athene heilige 5 sich, nach saturnalem Modus, auf die Pallas Onka beziehen könnte⁴⁴⁶):

6) Jupiter 24: Der den nächtlichen Himmel gleichmässig beherrschende mächtige Planet, der, kraft dieser seiner königlichen Macht und Pracht, schon frühe als ein planetarisches Sinnbild des höchsten Gottes (Bal, Assur) gegolten, und sich demgemäss auch mit dem Wochenvater (Sadjk, Kronos, Zeus) vereinbart hatte: übertrug diese Vereinbarung nun auch auf den Wochenplaneten und hiess:

in der chaldäischen und babylonisch-phönikischen Religion: Baal-Zedeq d. i. Gerechtigkeits-B., oder Baal-Gad d. i. Freuden-B.⁴⁴⁷;

in der ägyptischen: Seth, z. B. als sechster Gott des Manethonischen (Memphitischen und Thebanischen) Götterkreises: oder Har-ka, d. i. Stier-(Kraft-, Zeugungs-) Horus, z. B. als Epagomene auf den Denkmälern: oder Osiris, nach der später vorzugsweise gebräuchlichen Gleichung⁴⁴⁸);

in der hellenischen Religion aber hiess er *Κρόνος*, z. B. als (sechster) Titane Hesiods und der Imbrischen Inschrift (s. o. pg. 13. 40); oder *Ῥέα* (gleich-

(blökenden) Widderruf ausdrückende — lichtlautsymbolische Parallele zu dem Namen Sarajamas-*Ἐρμῆς* (s. o. Anm. 5) zu erkennen; in „Monimos“ aber eine Umkehr des „Nomu“.

443) Solin. XI, 9: qui videtur die jam vesperato angustiore se facie visendum offerens: Welcker Kret. Col. pg. 8. Gerh. Gr. M. § 485: u. vgl. u. IV.

444) Plut. Is. 51. Leps. Chron. pg. 95 und s. o. Anm. 94. 269.

445) Achill. Tat. I. I. τὸν Ἐρμουῶ ἀσιήρ — παρὰ δὲ Αἰγυπτίους Ἀπόλλωνος, (vgl. Aristot. de m. II, 7; Apulej. de m. II. pg. 292. und Sanchan. pg. 20 die Stelle über den (von Luna ab gerechneten) älteren Horus-Adonis.)

446) Plut. Symp. IX, 3. Serv. Virg. Georg I, 217. Lobeck Aglaoph. pg. 429.

447) Mov. I, 174.

448) Achill. Tat. I. I. Αἰὸς-παρὰ δὲ Αἰγυπτίους Ὀσίριδος ἀσιήρ.

falls bei Hesiod), und Hera (im thebanischen Achtgötterkreis), und Demeter (auf der Kadmosvase); oder hiess *Ποσειδών* (Kronos-Poseidon) z. B. im Hesiodischen Geburtsmythus; oder, nach der schliesslich gewöhnlichen Gleichung *Ζεύς* — *Ζεὺς ἀθιόψ, δὴ αἰόστροφος, βασιλεὺς, μελίχχιος*.

7) Venus ♀: Der prächtige, an Pracht und Glanz nicht nur mit Mercur und Jupiter, sondern auch mit Luna und Sol wetteifernde, zweite Abendmorgenstern, der, wie wir gesehen, schon vielen vorhebräïmalischen Gottheiten zum Sinnbild und Ursprung, und so auch bereits der Wochenmutter, Wochentochter und dem Wochensohne (Baltis, Astarte, Horus) zur Vereinbarung gedient hatte, übertrug diese Vereinbarung auch auf den Wochentagsplaneten, und hiess:

in der chaldäisch- und babylonisch-phönikischen Religion (abwechselnd mit Luna):

Baltis-Tauthe, Aschera-Mylitta, Targata-*Ιερζέιτω*, Gad-Ascharoth d. i. Freuden-A., Gidenema⁴⁴⁹⁾; oder Astarte⁴⁵⁰⁾;

in der ägyptischen: entweder auch, abwechselnd mit Luna, als Götter- und Planetenmutter (mater siderum) Muth, Termuth und später *Ἥρα*⁴⁵¹⁾; oder (wie bei Manethon und in den beiden ältesten Götterkreisen), wieder in Vereinbarung mit Horus, Har-tutu (?) Gott des Auf- und Untergangs⁴⁵²⁾;

in der hellenischen Religion aber hiess der Venusplanet: *Ἥρα*. z. B. bei Homer (Il. IV, 58.) als älteste Tochter des Kronos (nach der Erdentfernung)⁴⁵³⁾ und auf der Cista Prenestina; oder, später gewöhnlich *Ἄφροδιτις*, der deshalb nach solarem Modus die Sechszahl, — nach martialem auch die Vierzahl geheiligt blieb⁴⁵⁴⁾.

449) Mov. I, 599. 633. (cf. Plin. H. N. II, 8. Sext. X, 83. Apulej. Met. XI, pg. 295.)

Fürst s. v. 73.

450) Mov. I, 1, 606. cf. Sanch. pg. 36.

451) Plin. H. N. II, 6.

452) Leps. Chron. pg. 94.

453) s. o. Anm. 74.

454) Cic. N. D. III, 20. — Jamblich, V, 152. Athen. XIII. pg. 659. Lob. Agl. pg. 433.

Prähistorische Funde aus der Niederlausitz

und einigen anderen Orten des Reg.-Bez. Frankfurt a. O.

Von

Dr. Jentsch.

(Märkisches Museum. Sammelkasten: Kreis Guben.)

I. Steingeräth.

1. Steinbeil, hellfarbig, sehr fein geglättet. Torfmoor bei Peitz (s. Gub. Zeit. 1874, letzte No.) im Besitz des Baumeisters Otto H. Schulze in Guben gewesen, soll an Hrn. Langerhans in Berlin gekommen sein.

2. bei Lübben, $\frac{1}{4}$ Stunde östlich von der Stadt, im Felde des Rathsvorwerkes, Steinaxt mit je 1 Vertiefung auf jeder Seite am oberen Rande, wie zum Einklemmen. Der Besitzer, Amtmann Stauch, hat sie im Frühjahr 1875 an „eine berliner Sammlung“ geschickt.

3. bei Stargard, Kr. Guben, im alten Schanzwalle Rest eines schwärzlichen Steinmessers, $3\frac{1}{2}$ '' lang. (wohl von Glimmerschiefer). Gub. Gymn.-Sammlung. Gefunden vom Gymn.-Secund. Söhnel.

4. bei Oegeln, Kr. Guben (Richtung nach Welto) Beil oder Hammer von grünlichem, serpentinartigem Stein. Laus. Magaz. V (1826) S. 211, Taf. III, No. 1—2: 1826 im Besitze des Hrn. v. Lindenau, früh. Besitzers von Oegeln, gewesen.

5. beim Ragolen des Schulgartens zu Sablath, eine Steinaxt gefunden, rothbraun, graniten, glatt, durchbohrt, etwa die Hälfte war abgeschlagen. — Verloren. (Mittheilung des Rector Wirth in Guben, der sich um die Wiederauffindung vielfach bemüht hat.)

II. Bronze geräth.

1. in einem Weinberg bei Guben (nordnordöstl. von der Stadt) ein zweischneidiger Dolch, 1738 im Besitze des Ordenspredigers Richter in Rampitz, abgebildet in dessen „Histor. Nachricht von dem Ordensante Rampitz a. Oder, Frankfurt a. O. 1740 (viell. in der Frankfurter Bibliothek) nach Destinata litteraria Lusatica, Lübben 1738, S. 608 und 1120. In einer Urne gefunden. Verbleib unbekannt. — Vergl. Loocke, Chronik v. Guben, Görl. 1802, S. 12.

2. Hellgelbe Streitaxt, gefunden bei Deulowitz, Kr. Guben, Gub. Gymn.-Samml. seit 22. 4. 1864 durch Kupferschmidt Krüger.

3. kleine grünliche Streitaxt, Feld bei Grossbresen, nahe bei Guben (nordwestl. v. d. Stadt) Gub. Gymn.-Sammlung desgl.

4. grössere, grünliche Streitaxt mit Ohren, gefunden im Lehm bei Seedorf bei Krossen; Gub. Gymn.-Sammlung desgl.

5. In einer Urne aus einem halbabgetragenen Sandberg bei Haaso, südl von Guben, zwischen Haaso und Niemitsch:

1 grösserer, zieml. starker (Arm-) Ring,

1 kleiner (Ohr-) Ring,

1 zerbrochene Nadel (2 Stücke) sehr sauber gearbeitet, Kopf in Kugelsegment-Form, untere Spitze im Feuer verzogen,

3 Stücke eines im Feuer verzogenen Dolches, ea. 1' lang, das breite Ende behufs Befestigung durchbohrt; auf einer Seite je 1 kantiger erhabener Längsstreifen in der Mitte und an jeder der zwei Seiten.

Früher im Besitz des † Bauers Rademacher zu Haaso, durch Gymn.-Prim. Gallasch zur Gymn.-Samml. nebst der Urne. (vgl. IV, No. 43.)

6. bei Oegeln, Kr. Guben (vergl. I, 4.) Hammer, Scheiben, Ringe, abgebildet Laus. Magaz. V (1826) Tafel III, No. 18–19ff. — 2 Ringe und ein Nadelknopf nebst einem Stückchen der Nadel, Gub. Gymn.-Samml. — Nadelknopf, Oberfläche mit concentrischen Ringen. — Beile, Spiralfedern: Besitz wohl wie bei I, 4; Verbleib unbekannt.

7. bei der „grünen Eiche“, einer angeblich nach 1830 angelegten Häusergruppe mit Schmiede am alten Wege nach Sommerfeld (über Dorf Küppern) ea. $\frac{1}{2}$ Stunde südöstlich von Guben (zur Gemeinde Schenkendorf gehörig):

2 dünne Ringe, durch Feuer verzogen;

zerbrochene Nadel, 2 Stücke, Kopf in Knopfform;

früher im Besitze des † Briefträgers Thiele in Guben gewesen, der im Vorübergehen öfters gesehen, dass beim Auswerfen von Kartoffelgruben Urnen zu Tage gekommen sind und deshalb auf dem Felde südöstl. dicht bei der Häusergruppe Nachgrabungen angestellt hat. Von mir 1873 angekauft und der Gymn.-Samml. geschenkt. Vergl. IV, No. 50.

8. bei Pforten auf dem Töpferberge zwischen Datten und Kohlo: „fast in allen Urnen früher Metall — Bronze und Eisen (?) — gefunden.“ Eine Nadel, oben wie S gebogen, ea. 1855 gefunden, hat sich früher im Besitz des Oberförsters Reichert zu Pforten befunden. (Alles Angabe v. dessen Sohn, Reals. Reichert hier.)

9. bei Grossrietz bei Beeskow „in einer alten Haide Urnen und Messer (eierbecherartige kleine Thongefässe, eine bronzene Spirale) gefunden. — Alles verloren.“ Angabe des Pfarrers Schlieben zu Grossrietz und des Obertert. Kienitz, Sohn des Gutsbes. Kienitz ebendasselbst.

10. bei Ratzdorf an der Oder ein sichelartiges, bronzenes Geräth (Bes. Gub. Gymn.-Samml., geschenkt vom Kaufmann Krause in Ratzdorf

durch dessen Sohn, einen Gymn.): 4 Zoll lang direct gemessen; neben dem äusseren Rande läuft auf der Oberseite ein erhöhter Strich; am breiten Ende ein 3''' hoher Höcker.

11. bei Niemaschkleba a. O., $\frac{5}{4}$ Meile östlich von Ratzdorf, ein ganz ähnliches, sehr dünn, $2\frac{1}{2}$ Zoll lang, $\frac{1}{2}$ Zoll breit, flacherer erhöhter Strich und kleinerer Höcker; abgekauft den Erben des Briefträger Thiele (im Besitz des Realprim. Wolff II. a. Bromberg).

12. Amtitzer Weinberg, wo Urnen und röm. Münzen gefunden worden sind: „in einer einzigen Urne fand sich ein Stückchen Metall in Gestalt eines Kettengliedes“ (Bronce?). Bericht des Cantor Gattig in Stargard, Laus. Magaz. X (1832) S. 80 in.

III. Eisengeräth.

1. bei Oegeln, n. Laus. Mag. V (1826) S. 213. Vergl. I, 4. II, 6.
 2. ? Töpferberg bei Kohlo-Datten, Bezirk Pforten, vergl. II, 8.
 3. ? Boossdorf bei Spremberg: lange Spitze eines Spiesses (?); vergl. IV, soll sich im Besitz des dortigen Pfarrers Rumschüttel befunden haben: Mittheil. seines Neffen, Secund. Persehk.

4. bei Schlagsdorf, unweit der Neisse oberh. Gubens: künstliche Fibula, $2\frac{1}{2}$ '' lang (Gymn.-Samml.) blaugraue Färbung; aus einem Stück, wie die jetzigen Sicherheitsnadeln.

5. bei Niemitsch: Sporen alterthümlicher Form: wahrscheinlich erst dem 15ten oder 16ten Jahrh. angehörig.

6. Eiserner (?) römischer Togahalter in einer grossen Urne zugleich mit einer röm. Erzmünze von M. Julius Philippus bei Gr. Lübbenau 1802 gefunden (s. Merbach, Gesch. v. Calau 1833, S. 35; Laus. Mag. 51 S. 259) durch den nachmaligen Pastor Mag. Wenzel.

(Eine Zahl für Guben speziell prähistor. Eisenfunde aus histor. Zeit — 13.—15. Jahrh. etwa — ist nicht mit berücksichtigt.)

IV. Urnen.

Litteratur: Bis 1730.

1. Aelteste Nachricht: Leonhard Thurneiser im Buch v. d. Mineralienwassern lib. I. pg. 277 rühmt, dass er bei Lübben eine Menge Urnentöpfe gesehen. (Destin. litter. Lusat. 1738 pg. 455 s. f.)

2. Albinus, meissnische Bergchronik, Dresden 1589 (Expl. Gub. Gymn.-Biblioth.) S. 177 (abgedruckt zum Theil Laus. Magaz. XVI. (1838) S. 140) bezeichnet als Fundstätten:

- a) Coschenberg bei Senftenberg;
- b) Gegend nicht weit von Guben;
- c) Gegend von Lobesperg (?);

d) bei Lübben: „2 Meilen von Luckau“ S. 178: „Die Lübbener sollen nicht allein Töpfe sein und Krüge, sondern auch Handbecken, Kacheln, Kreuzlein etc. und obwohl die Meisten in der Grösse sein, dass etwa ein Nössel eingehen möcht; hat man doch bisweilen etliche ausgegraben, da in einen fünffhalb oder fünff Stübichen gängen. Sind alle überall gemeiniglich mit Steinen, bisweilen mit etwas Anders zugedeckt.“ — Es folgen dann über ihren Ursprung die bekannten Vermuthungen, ob sie von Natur oder ob sie Zwergarbeit sind, „jedenfalls sind sie nur um Pfingsten und Johannis zu graben, wo sie nicht so tief in der Erde liegen.“

e) bei Triebel am Buchholzerberge;

f) gegen Schlesien, $\frac{1}{2}$ Meile von Sagan am Guckelberge.

3. Einiges über Urnenfunde aus den um 1692 abgefassten handschriftlichen Annalen von J. Christ. Wagner ist abgedruckt im Laus. Mag. Bd. XVI. (1838) S. 138f. Er verweist oft auf Albinus; Einiges giebt er nach mündlicher Mittheilung z. B. über Vetschau u. A.

4. Beemann (1667—1717 †), der Frankfurter Professor, in Antiquit. histor. cap. VIII, pg. 327 (s. Destin. I. I. 416): bei Niemitsch im sogenannten alten Lande.

5. Hecht um 1720 Rector des Lyceums zu Luckau in Miscellan. Lips. Tom. VII, pg. 197: bei Kleinmehso, Kr. Kalau.

6. Matha, Lubbenä olim magna 1727 S. 26: auf dem Burgel bei Lübben, im sogenannten Heyde-Reuters-Garten, eine Urne mit einem Bracteat (Gesicht, abgebildet in dem genannten Werk, tab. 1); vergl. Destin. I. S. 446.

7. Manlius vor 1730, Rerum Lusaticarum Lib. I, cap. 23, § 1 (fol. 32 in Hofmanni Scriptores rer. Lusatic., vergl. Destin. litt. I. I. S. 446) redet von Urnen, die zu Kahren bei Kottbus gefunden worden sind, dort auch 1 röm. Münze, vergl. Laus. Mag. B. VIII, S. 37 und B. 43, S. 53.

8. Frenzelius vor 1730. Nomenclat. Lusat. fol. 44 in Destin. litt. Lusat. S. 445 s. f.: Kirchhain, Kr. Luckau.

9. Sicherer sind die Nachrichten seit den Destin. litter. Lübben, 1738. Aus ihnen stammt namentlich die Angabe über das fünffache Gefäss von Brahmne bei Grossgeglo (No. 55).

10. Heinsius, Superintendent zu Forst: Entwurf der Kirchengeschichte u. Forst 1738 (2. Aufl. 1758) S. 1ff., vergl. Destin. S. 446:

a) zu Forst neben dem Schlosse;

b) zu Mückenheim bei Forst.

11. „Bruchstücke“ mit dem Motto: Veritas odium parit, gedruckt u. Kölln bei Liberty 1779 (vergl. Laus. Mag. V, S. 205 in.):

a) bei Luckau (ohne genauere Angabe);

b) bei Pforten (desgl.);

c) bei Weissagk zwischen Luckau und Senftenberg (?).

Dem neunzehnten Jahrhundert angehörige Quellen sind u. A.: Looke, Chronik v. Guben, 1803, S. 12; Merbach, Gesch. v. Calau, 1833, S. 35; Laus. Magazin: V (1826), S. 204 (werthv. Aufs. v. Kästner); VIII, S. 40ff.; X, S. 79; XI, S. 41; XV, S. 308; XVIII, S. 64; XL, S. 35; LI, S. 259. —

Urnenfunde.

1. Kirchhain, unbestimmte Angabe bei Frenzelius (vor 1730) s. vorstehende Litteraturangabe No. 8.

2. Luckau, unbestimmte Angabe in „Bruchstücke“ 1779, s. Litteraturangabe No. 11.

3. Zwischen Falkenhain und Drahnisdorf, Kr. Luckau, Mittheilung eines Maurermeisters: Urnen gefunden um 1860, im Besitz des Ministerpräsidenten v. Manteuffel.

4. Burgwall bei Giessmansdorff, Kr. Luckau, am Südwestrande wenige Urnenscherben ohne Zeichnung, im Besitz des märk. Museum zu Berlin. — In der Nähe röm. Münzen des 3ten Jahrhunderts n. Chr. s. Laus. Mag. 51 (1874), S. 260.

5. Golszen, Urnenfunde in einem Bande d. Laus. Mag. erwähnt.

6. Burgwall bei Freesdorf, südöstl. von Luckau. Urnenscherben mit und ohne Zeichnung, im Märk. Museum zu Berlin.

7. Frankendorf bei Luckau, zahlreiche Urnen 1856 gefunden, als Trinknäpfe für die Gänse verwendet.

8. Stöbritz bei Luckau um 1855 gefunden; Verbleib unbekannt.

9. Tornow, östl. von Luckau, nach Mittheilung eines Maurermeisters. Verbleib unbekannt.

10. Lübben, nach Angabe von Thurneiser, s. Litteraturangabe No. 1; nach Albinus 1589 Töpfe und Krüge von verschiedener Grösse, „Handbecken, Kacheln, Kreuzlein“. Nach Matha 1727 auf dem Burgwall bei Lübben im Hayde-Reuter-Garten Urne mit Bracteat.

11. Vetschau, nach Wagner (s. Litteraturang. No. 3) im Laus. Mag. XVI (1838), S. 140; „nach mündl. Angaben“.

12. Gross-Lübbenau, gefunden 1802, durch Mag. Wenzel, später Prediger in Schenkendorf bei Guben: in einer grossen Urne eine Erdmünze von M. Julius Philippus (s. Laus. Mag. B. 51 (1874) S. 259) und ein röm. Togahalter (vgl. Eisengeräth No. 6).

13. Einen alten Fund bei Calau erwähnt Wagner (um 1692), s. Litteraturangabe No. 3.

14. Zwischen Calau und Gollmütz in einer Sandgrube Urnen und Scherben gefunden, Mitte Juli 1875. Im Besitz des Kreisphysikus Merbach zu Calau.

15. Kleinmehso bei Calau, nach Hecht um 1720 (s. Litteraturangabe No. 5).
16. Boosdorf bei Spremberg, Richtung nach Cottbus. Urnen im Besitz des dortigen Pfarrers Rumschöttel (s. Eisengeräthe No. 3).
17. Weissagk, zwischen Luckau und Senftenberg (?): „Bruchstücke 1779“, s. Litteraturangabe No. 11. „Urnen“.
18. Coschenberg bei Senftenberg, nach Albinus 1589, s. Litteraturangabe Nr. 2, vergl. Laus. Mag. XII, S. 186.
19. Forst i. L.
- a) neben dem Schlosse, nach Heinsius 1738, 1758; s. Litteraturangabe No. 10;
 - b) anderweitig beim Grundgraben, nach Kästner, Laus. Magaz. Bd. V (1826), S. 199.
20. Berge, dicht bei Forst, Urnen auf dem Kirchhofe gefunden, in der Gräfl. Brühl'schen Sammlung.
21. Mückenhein bei Forst, in einem Sandhügel, nach Heinsius S. 1, s. Litteraturangabe No. 10.
22. Koyne bei Forst, im Walde, desgl.
23. Gross-Hölzig bei Forst, desgl.
24. Kahren bei Kottbus, nach Menlius vor 1730, s. Litteraturangabe No. 7. Dort auch eine röm. Silbermünze von Trajan oder Hadrian gefunden, s. Laus. Mag. VIII, S. 37.
25. Werben bei Kottbus, s. Wagner, Laus. Mag. XVI, S. 140.
26. Gross-Rietz bei Beeskow in einer alten Haide Urnen und kleine Thongefässe in Form von Eierbechern gefunden. s. Bronzefunde No. 9. Angabe des Pfarrers Schlieben in Gr.-Rietz.
27. Pforten.
- a) Unbestimmte Angabe in: „Bruchstücke 1779“, s. Litteraturangabe No. 11;
 - b) im Pfortner Thiergarten zwischen Pforten und Teuplitz an vielen Stellen; in der Gräfl. Brühl'schen Sammlung zu Pforten.
28. Zilmsdorf bei Gr. Teuplitz (Station der Halle-Sor. Eisenb.), 200 Schritt vom Gutshof zwischen 4 hohen Eichen, Gräberfeld. Mittheilung eines Gymnasiasten. Wahrscheinlich im Besitz des Grubenbesitzer Kriebel zu Gassen. s. No. 33.
29. Triebel, Unbestimmte Angabe von Albinus 1589, Litteraturangabe No. 2.
30. Malwitz bei Sommerfeld, zahlreiche Urnen um 1870 ausgegraben, im Besitz des Gutsherrn (der auch andere interessante alte Stücke besitzen soll). Mittheilung eines Bauern.
31. Ueber alte Funde bei Sommerfeld s. Wagner (um 1692) im Laus. Mag. XVI, S. 140.
32. Hasel, Kr. Sorau; nach Angabe des Försters gilt eine Stelle

der Feldmark bei den Bauern als Urnenfeld; noch unaufgegraben. Mittheilung des früheren Gutsbesitzers.

33. Witzten bei Gassen (einer Station der Niederschl.-Märk. Eisenb.) Viele Stücke im Besitze des Cand. med Kriebel, Sohn des Färberei- und Gruben-Besitzers Kriebel zu Gassen, bei welchem die Urnen aufgestellt sind. Ein Töpfchen roher Arbeit von dort dem Märkischen Museum durch den Verf. geschenkt.

34. Auf einem Vorwerk bei Welmitz zwischen Krossen und Sorau: Urnen und kleine Gefässe im Sommer 1875 ausgegraben, im Besitz des dortigen Amtmannes.

35. Oegeln, Kr. Guben. Die Kiefern auf einem, dem Grafen Brühl zu Pforten gehörigen Grundstücke, das an den gegenwärtigen Kirchhof stösst, wurden im Sommer 1875 ausgerodet; fast unter jedem Baum Urnen; Metallfunde sind dabei nicht bekannt geworden. Ein Gefäss in der Frankfurt. Gymn.-Samml. Das Uebrige in der Gräfl. Brühl'schen zu Pforten; 2 Urnen, 8 kleine Gefässe in der Gub. Gymn.-Samml., wo auch 3 Urnen und 5 kleinere Stücke aus einem älteren (s. Bronzefunde No. 6) Funde ebendaher. s. Laus. Mag. Bd. V, S. 208 nebst Abbild. Taf. I, No. 11—18.

36. Töpferberg zwischen Kohlo und Datten (s. Bronzefunde No. 8). Ein kleines schwarzes Töpfchen, $\frac{1}{3}$ Fuss hoch, unten breit aufstehend, von glänzender Farbe; der Henkel über den oberen Rand ragend; in der Gub. Gymn.-Samml. Geschenk des Oberförster Reichert, durch seinen Sohn, einen Realschüler.

37. Treppeln, an der Grenze der Niederlausitz, 5 Urnen, abgebildet durch Prorector Kästner, Laus. Mag. V, S. 210. Taf. II, No. 28—32. Verbleib unbekannt.

38. Strega b. Forst, Kr. Guben; eine in einer Haide in der Nähe von drei Gräbern, wo drei während der Pest aus dem Dorfe geflüchtete und in der Wildniss gestorbene Jungfrauen begraben liegen sollen, gefundene Urne (Juli 1875) ist vom Sohn des Pastor Perschk der Gub. Samml. übergeben.

39. Griessen, Kr. Guben, auf dem Marienberg: Urnenfunde nach den vom Prorect. Kästner erhaltenen mündlichen Nachrichten. Laus. Mag. V (1826) S. 204. — Vergl. Wagner's Angabe Laus. Mag. XVI, S. 140.

40. Taubendorf, an der Neisse, nach Kästner wie 39; vergl. Laus. Mag. XVIII (1840) S. 66.

41. Reichenbach, desgl. nach Kästner.

42. Reichersdorf, 3 in der Gub. Gymn.-Samml. (s. Laus. Mag. V, 209; Abbildung Taf. II, No. 20). — Ueber einige um 1790 dort gefundene Urnen vergl. Laus. Mag. XVIII (1840) S. 66.

43. Haaso: 2 grössere Urnen, ein Deckteller, ein kleines Fläschchen, gefunden am Haidenhebbel (Hebbel-Hügel), vergl. Bronzefunde No. 5, be-

nden sich in der Gub. Gymn.-Samml. — 6 andere Stücke sind abgebildet aus. Mag. XVIII (1840) S. 64. vergl. S. 67.

44. Niemitsch: bereits Becmann (um 1700) erwähnt die zahlreichen Irnenfunde bei Niemitsch. Um 1820 wurden die Kartoffelgruben der auern, auf dem theilweis mit Kiefern bestandenen sogenannten Finken-erd gegraben, und wurden sehr viele Urnen zu Tage gefördert. Pastor rimm erwarb gegen 60 Stück (Laus. Mag. XVIII, S. 65), die er dem Gub. ymn. schenkte. Andere liess der Pror. Kästner durch Gubener Gymna-asten dort 1820 ausgraben. — Nachweislich sind aber in der Gub. Samml. s Niemitscher Funde nur:

- a) eine kleine sehr defecte Doppelurne;
- b) ein Tellerchen, dessen Henkel abgebrochen ist; —
beide Geschenk des Stud. jur. Liersch 1875 Mich.
- c) und d) die Laus. Mag. B. V, S. 206 bezeichneten ib. Taf. I, No. 1, 2 abgebildeten Stücke.

Wahrscheinlich rühren die meisten derjenigen Urnen der Gub. Sammlung, deren Fundort unbekannt ist, von Niemitsch her. — Auf dem heiligen ande bei Niemitsch (ursprünglich Burgwall — Grimm im Laus. Mag. XV 1837) S. 308; vergl. Bd. XI, S. 40 — demnächst mit einer Kapelle be- aut, Laus. Mag. Bd. XI, S. 40ff., die angeblich 1429 durch Hussiten zer- ört ist) finden sich zahlreiche Urnenscherben mit und ohne Zeichnung, wovon eine Anzahl in der Gub. Gymn.-Sammlung. In der Erde zahlreiche andstellen; auf einer derselben im Feuer erhärtete Lehmpatzen mit den ndrücken der Holzstäbe. (Probe im Märk. Mus. zu Berlin.)

45. Amtitz: bereits Wagner (um 1692) erwähnt Funde aus den andhügeln bei Amtitz, Laus. Mag. XV, S. 140 u. A. VIII (1829) S. 40ff. — 2 Amtitzer Urnen sind nachweislich in der Gub. Gymn.-Samml., wahr- cheinlich befinden sich darin aber auch andere aus diesem Fundorte, vergl. aus. Mag. X (1832) S. 79, s. Bronzefunde No. 12. Ueber die dort aus- gegrabenen röm. Münzen und eine Skarabäengemme s. Laus. Mag. VIII, S. 40ff.; B. XLIII, S. 53; und Bd. LI, S. 261.

46. Stargard: über Urnenscherben in der Nähe des Dorfes nament- ch des Schulhauses s. Gattig, im Laus. Mag. X (1832), S. 79. — Zahllose urnenscherben mit und ohne Zeichnung auf dem Burgwall, auf welchem ch ausserdem Knochen von grossen und kleinen Thieren, Hörner, Geweih- ücke (ein bearbeitetes in der Gub. Gymn.-Samml.) finden. Eine Zahl von cherben in der Gub. Gymn.-Samml. Näheres über den Burgwall Laus. ag. X, a. a. O.

47. Göttern, eine 1830 gefundene Urne, Laus. Mag. X, 79 erwähnt.

48. Zwischen Tschernowitz und Beesgen, Kr. Guben, 1816 hhlreiche Urnen von verschiedenen Formen ausgegraben, wovon noch 1832 nige im herrschaftlichen Hause zu Beesgen aufbewahrt wurden. Laus. ag. X, 79 Der von Wagner (s. Litteraturangabe No. 3) um 1692 er-

wähnte Urnenfund zu Zetschernwitz (? Laus. Mag. XVI, S. 140) ist jedenfalls auf Tschernowitz bei Guben zu beziehen.

49. Zwischen Plesse und Schönaich, Kr. Guben: Zahlreiche Urnenscherben und flache breite Steine um 1870 gefunden. Angabe eines Bauern.

50. „Grüne Eiche“ bei Schenkendorf Kr. Guben, s. Bronzefunde No. 7. — 11 gelegentlich gefundene Gefässe, zum Theil von dem früheren Inhaber als Farben- und Blumentöpfe benutzt, befinden sich in der Gub. Gymn.-Samml. als Geschenke vom Lehrer zu Schenkendorf, vom Stadtrath Flach und Dr. Jentsch. — Scherben mit und ohne Zeichnung im Märk. Museum zu Berlin. Das Urnenfeld ist noch jetzt unerschöpft. Die Ablieferung von etwaigen Funden ist zugesagt.

51. Gegend von Germersdorf und Mückenbergr, östlich von Guben: eine grosse, wohlerhaltene Urne in der Gub. Gymn.-Sammlung.

52. Guben: Älteste Nachricht bei Albinus 1589:

- a) über eine vor 1738 gefundene Urne s. Bronzefunde No. 1. Fundort: ein Weinberg, nordnordöstlich von der Stadt;
- b) auf einem Weinberg bei Guben durch Stadtrichter Buckatzsch vor 1818 gefunden, s. Laus. Mag. V, S. 207. Abbildung Taf. 1, No. 6—8: α) Eine durchlöcherle Rolle, Steinchen enthaltend, β) eine rohe Vogelgestalt, desgl. Steinchen enthaltend (vergl. Laus. Mag. XVI, S. 140 über einen gleichen Fund zu Trabitx vor 1692) und γ) eine verschlossene Schüssel, deren Abbildung von Kästner a. a. O. genau gegeben ist. Alle 3 in der Gub. Gymn.-Sammlung.
- c) Eine auf dem grossen Sandfleck in der Dubrau bei Guben zwischen der Halle-Gubener Eisenbahn und der Kaltenbornerstrasse beim Ausheben des Grundes für einen Neubau, 1874 gefundene Urne in der Gub. Gymn.-Samml. als Geschenk des Baumeisters Vogtmann.
- d) Eine leere Urne beim Abbrechen des alten Klostergebäudes in einer vermauerten Wandnische gefunden (vergl. Gub. Zeit. 1874, No. 116 u. 153) noch jetzt im Besitze des Bauführers Schwegler z. Z. in Guben.
- e) in der Stadt selbst sollen Urnen beim Grundgraben nach dem grossen Brande von 1790 gefunden worden sein, dagegen nicht — wie Gub. Ztg. 1874, No. 153 steht — im östlichen Theile der Neustadt, vielmehr ist beim Fundamentiren des Hauses Neustadt 2 nur ein Krug aus dem vorigen Jahrhundert gefunden worden, wie im Sommer 1875 ein ähnlicher auf der „Grünen Wiese“ im Wagemann'schen Grundstück. (Mir bis jetzt nicht zu Gesicht gekommen.) Auf dem letztgenannten Grundstück sind kurze Rindviehhörner gefunden worden, die sich in der Gymn.-Samml. befinden.

53. Niemaschkleba a. O., s. Bronzefunde No. 11. Gub. Gymn.-Samml. 2 Urnen, im Besitz des Realprim. Wolff 2 desgl., worunter 1 mit 7 Buckeln, deren Spitzen nachträglich aufgesetzt sind, wie sich da zeigt, wo eine abgestossen ist.

54. Ratzdorf a. O., s. Bronzefunde No. 10. 5 Urnen aus einem Urnenfelde im flachen Sandboden unweit des Oderdammes zugleich mit vielerlei Bronzen (Ringeln u. dergl.) gefunden, zum Theil Geschenk des Kaufmann Krause durch seinen Sohn. (Ueber die älteren 2 s. Laus. Mag. V, S. 206 ff. Abbildung Taf. I, No. 3, 4.) Eine noch im Besitz des Hrn. Krause.

55. Braschen, unweit Merzwiese (der 1. Märk.-Pos. Eisenbahn-Station von Guben aus): kleine Urne in der Gub. Gymn.-Sammlung.

56. Zwischen Grocho und Zschiegern Urnen gefunden um 1860 nach Mittheilung eines Bauern.

57. Breslagker Haidchen bei Neu-Zelle, 1767 gefunden Urnen und Streitäxte, in die Seminarbibliothek nach Neu-Zelle gekommen; Laus. Mag. X, S. 214; V, S. 210, wo Taf. II, No. 23—27 5 Stück abgebildet sind, No. 25 eine mit 4 Buckeln, wozu Kästner bemerkt, dass er dergleichen an keiner Urne sonst bemerkt habe in hiesiger Gegend.

58. Gegend von Lobesberg (?) Albinus 1589, s. Litteraturang. No. 2.

59. „Gegen Schlesien eine halbe Meile von Sagan am Guckelberge“: Albinus 1589, s. Litteraturangabe No. 2.

60. Behle (?): Wagner um 1692. Laus. Mag. XVI, S. 140.

61. Brahme bei Grossgaglo: kleines Gefäss mit 5 Abtheilungen, narcissenartig: „4 kreuzweis gegeneinander, jede etwas kleiner als die nächstvorbergehende, die 5te kleinste in der Mitte“. Dest. litt. Lusat. S. 447 abgebildet. Gefunden beim Grundgraben für einen Stall, 1738 im Besitz des Predigers Christian Krüger zu Grossgaglo gewesen.

Die Monumente in Santa Lucia Cotzumalguapa.

An meine durch Peru, Ecuador und Columbien für die Zwecke des Ethnologischen Museums unternommene Reise knüpften sich einige Touren durch Guatemala, die mich durch einen glücklichen Zufall auf das Ruinenfeld von St. Lucia de Cotzumalhuapan führten, und so einen Abschluss erhielten, der wichtige Folgen für die Kenntniss der amerikanischen Alterthümer verspricht.

Die Wiederauffindung dieser Stätte war insofern ein Zufall zu nennen, als sie für Europa gleichsam noch unentdeckt war, und ich sie deshalb auch nicht in den ursprünglichen Plan meiner Ausflüge gezogen hatte, obwohl ich mich später erinnerte, schon einige unbestimmte Nachrichten davon hier und da gehört zu haben.

Als ich in der Hauptstadt Guatemala's über die beabsichtigte Bereisung des Innern Erkundigungen einzog, wurde mitunter dieser Ruinen in St. Lucia beiläufige Erwähnung gethan, und nachdem mich auch Herr Juan Gavarrete, der gelehrte Archivar der Sociedad Economica (Bruder des Herrn Francesco Gavarrete, Verfasser einer kleinen, aber ganz brauchbaren Geographie Guatemala's) darauf aufmerksam gemacht hatte, beschloss ich diesen Punct nicht unbesucht zu lassen, um Gewissheit darüber zu erlangen, wie es sich mit den mir mitgetheilten Einzelheiten verhalte. Mein Verkehr mit Herrn Juan Gavarrete wurde durch seine Krankheit, welche Entfernung nach einem Landsitz verlangte, früher, als mir lieb war, abgebrochen, indessen hatte mich derselbe noch bei unserm letzten Zusammentreffen davon unterrichtet, dass im Jahre 1866 die Regierung eine wissenschaftliche Commission, zu deren Mitgliedern er selbst gehört, nach St. Lucia gesandt habe und dass die damals eingelieferten Berichte und Zeichnungen noch irgendwo vorhanden sein müssten. Diese war es mir nun allerdings nicht möglich, weder in der Sociedad Economica noch auf der Oeffentlichen Bibliothek trotz aller Umfragen und Nachsuchungen wieder aufzufinden, und wenn diese Unbekümmertheit gegen die einheimischen Alterthümer ebensowenig, wie solch' rasche Vergesslichkeit den mit den Verhältnissen der spanisch-americanischen Republiken Vertrauten nicht besonders überraschen wird, so bewies doch auf der andern Seite gerade dieses Factum, dass trotz der dort als Tagesordnung herrschenden Gleichgültigkeit dennoch zu einer Zeit wirklich eine wissenschaftliche Expedition ausgerüstet war, dass hier in der That etwas Aussergewöhnliches vorliegen musste, und mein Entschluss, St. Lucia auf meinem Wege zu berühren, wurde dadurch nur bestärkt.

Nachdem ich deshalb die alten Hauptstädte der Quiche und Cakchiquel besichtigt hatte, schlug ich bei meiner Rückkehr vom See von Atitlan einen Seitenweg ein, der mich nach St. Lucia führte, und bald nach meiner Ankunft in das Haus des Herrn Pedro de Anda, Commandanten des Ortes,

der mir zugleich als die mit den dortigen Alterthümern am Besten vertraute Persönlichkeit bezeichnet worden war (April 1876).

Ohne hier nun ferner auf meine Tagebücher und den Gang der Nachforschungen des Weiteren einzugehen, will ich für jetzt nur zunächst einen allgemeinen Ueberblick des Vorhandenen geben, soweit ein solcher zum Verständniß der beifolgenden Tafeln dienen kann.

St. Lucia Cotzumalguapan, zu dem Departement von Escuintla¹ gehörig, liegt in der an dem südlichen Abhang der Cordillere zum Meere geneigten Ebene, und zwar an dem oberen Theile derselben, wo sie sich noch an den Vulcan del Fuego anlehnt. Das Pueblo macht einen reinlicheren Eindruck, als man gewöhnlich in dortigen Landstrichen findet, und in Folge der Gartenzäune, die sich vor den Häusern hinziehen, auch einen ganz freundlichen, ist aber rings im Wald gebettet, der sich nach allen Seiten erstreckt, ausser wo er durch den Anbau der Hacienden oder der durchziehenden Strassen ge-lichtet wurde.

Der hauptsächlichste Theil der Alterthümer ist durch Erdarbeiten auf der nahegelegenen Finca des obengenannten Pedro de Anda aufgedeckt, und fanden sich dort, bei Mitzählung der Einzelstücke, gegen 20 oder mehr Steintafeln, sorgfältig glatt bearbeitet und 12 Fuss oder darüber lang, 3—4 Fuss dick und 1—2 Fuss breiter. Die Oberseite trägt im Haut-Relief mythologische Darstellungen von einem eigenthümlichen Character, dem sich weder aus den bekannten Sculpturen der Mexicaner noch aus denen der Maya directe Parallelen zur Seite stellen lassen, äusserst saubere Arbeit zeigend und zugleich ein künstlerisches Gepräge, wie es in der americanischen Archaeologie selten angetroffen wird. Die schweren Steintafeln liegen nach allen Richtungen hin übereinandergestürzt, als ob sie, wenn nicht die Tempelwände selbst, die Bekleidung derselben gebildet hätten. Da sie nicht, wie die Monolithen von Quirigua, den Inseln Nicaragua's u. s. w. auf allen Seiten, sondern nur auf der Oberfläche bearbeitet sind, wäre es bei Beabsichtigung eines Transportes angezeigt, die Oberfläche abzusägen, da dies ohne Verletzung des Bildwerkes geschehen kann. Vielleicht fügten sich längs der Tempelwand die einzelnen Scenen zu einem Gesamtbilde zusammen, doch bleibt die Darstellung jeder Tafel für sich abgeschlossen, und die Sculpturen laufen nicht über, wie es an denen von Xoehicalco beobachtet ist.

Eine zweite Gruppe von Alterthümern ist angetroffen in der Zuckerplantage des Herrn Manuel Herrera, jenseits des in der Regenzeit oft sehr gefährlichen Flusses von Pantaleon, der in der Nähe St. Lucia's vorbeifliesst. Sie bestehen besonders in Steinköpfen übermenschlicher Grösse, denen der Künstler einen überraschenden Ausdruck des Mienenspielles zu geben gewusst hat. Auch thierische Formen kommen vor, mit der bald an Kaimane, bald an Tapire erinnernden Verlängerung¹) der Schnauze. Einen Theil die-

1) Die auffällige Aehnlichkeit mit dem Elefantenrüssel sah ich besonders an einer Goldfigur in Medellin, die leider bisher noch nicht zu erwerben war.

ser Sculpturen hat der Eigenthümer in dem Hof seines Wohnhauses aufgestellt, ein anderer findet sich in dem des Pedro de Anda gehörigen in St. Lucia, da sie ihm auf sein Ansuchen zum Geschenk überlassen wurden. Als man bei der Pflanzung auf diese Alterthümer stiess, lagen sie in regelmässigen Entfernungen von einander, je drei sich gegenüber, als ob Säulenreihen bezeichnend. Einige dagegen tragen einen steinernen Dornfortsatz zur Einfügung in die Wand, wie auch bei mexicanischen Tempelresten oft bemerklich.

Als dritte Localität besuchte ich die etwa 1 Stunde von St. Lucia entfernte Hacienda de los Tarros, wo halb in der Erde begraben drei gigantische kolossale Steinbüsten in einer Lichtung des Waldes halbkreisförmig herumstehen. Ein mit Sculpturen bedeckter Felsblock, der die Darstellung einer Schlacht zeigen soll, und der, wie angegeben wird, unter den verschiedenen Alterthümern des Districts zuerst an das Licht trat, ist bereits wieder in dem nachwachsenden Walde verschwunden und war während meiner Anwesenheit unauffindbar. Zwei Indianer, die damals auf der Hacienda als Peone dienten und noch jetzt dort eine Hütte bewohnen, konnten früher zur Führung benutzt werden, sind aber seitdem erblindet und die von ihnen gegebene Beschreibung des Weges hat bis jetzt noch nicht zum Ziele geführt.

Ich bedurfte einiger Zeit in St. Lucia, mich von meinem Staunen über diese wunderbaren Kunstwerke zu erholen, und die Vergesslichkeit zu begreifen, in der sie, obwohl nur wenige Tagereisen von der Hauptstadt des Landes entfernt, dennoch begraben liegen. Man sieht, wie viel hier noch zu entdecken ist, wenn sich ein solches Stück Alterthum beiläufig und gleichsam als Nebenabfall am Wege auflesen lässt. Allerdings ist Guatemala arm an archäologischen Reisenden, aber die Kunde selbst hätte sie herbeiziehen müssen. Basseur de Barbourg, der alle Ecken und Winkel durchstöberte, hat St. Lucia nie besucht, da er, wie einer seiner Freunde mir erzählte, an dem Tage, wo er einen Ausflug von Guatemala aus beabsichtigte, sich unwohl fühlte, und dann meinte, dass er nach den vielen Ruinen, die er bereits gesehen, auf diese eine mehr wohl verzichten könne, da sie nichts Neues hinzufügen würde. Auffälligerweise sind auch weder Dr. Bernouilli, der in der Nähe, in Retalulen lebt, noch Dr. Berendt, der überall fast in Central-America zu Hause ist, nach St. Lucia gekommen, doch ist Aussicht vorhanden, dass diese beiden Gelehrten, die durch ihre Kenntnisse und ihre Tüchtigkeit am besten dazu berufen sind, mitarbeiten werden, um das hier lagernde Räthsel zu lösen.

Unter den Personen, die ich in der Hauptstadt traf, waren die Ruinen von St. Lucia ausser dem erwähnten Herrn Juan Gavarrete und Herrn Baron du Theil, der in seiner nahegelegenen Hacienda selbst Alterthümer gefunden hat, nur dem deutschen Ingenieur Herrn Au bekannt, der sich dort längere Zeit für Vermessungsarbeiten aufgehalten hatte. Ausserdem erinnere ich mich, vor einigen Jahren in Berlin den Besuch eines Oesterreichers,

Dr. Habel, erhalten zu haben, der mir Verschiedenes über eine Trümmerstätte zu Guatemala mittheilte, ohne dass ich damals bei der Kürze unserer Unterredung Klarheit darüber gewinnen konnte. Er versprach mir Ausführliches bei Wiederholung seines Besuches und Einsendung seiner für eine französische Gesellschaft bestimmten Veröffentlichungen, doch sah ich weder ihn zum zweiten Male, noch diese, und hörte auch seinen Namen nicht wieder, bis mir von ihm in Guatemala ausgesprochen wurde, worauf ich ihn durch die eingezogenen Erkundigungen mit St. Lucia in Verbindung bringen konnte. In keinem der neueren Werke, selbst nicht in dem allumfassenden Mr. Bancroft's (1875, in 5 Bänden) sind der Ruinen von St. Lucia Erwähnung gethan und die einzige Notiz, die darauf Bezug haben mag, fand ich im *Historical Magazine*, wo es heisst, dass in einem in der Sitzung des 16. Decbr. 1861 bei der *American Ethnologic Society* in New-York vorgelegtem Briefe des U. S. Minister zu Guatemala Hon. Mr. Crosby gesagt wurde:

„The government received advices a few days ago (im November) of the ruins of an immense city, which had just been discovered. It is buried in a dense forest in the province of Esquimitha (about 56 miles from Guatemala city) and is said to contain a very large number of fine specimens of sculpture.“

Dieses Datum wird ungefähr den Zeitpunkt der hauptsächlichsten Entdeckungen markiren, und sie geschahen bald nach der Gründung von St. Lucia, die in den fünfziger Jahren dieses Jahrhunderts Statt hatte. Zur Zeit der Entdeckung scheint diese Gegend von einer starken Bevölkerung bewohnt gewesen zu sein, und sie bewahrte eine solche auch während der ersten Jahrhunderte nach der Eroberung, wie die vielfachen Ruinen grosser Klöster und Kirchen beweisen, die man jetzt noch antrifft. Am Ende des letzten Jahrhunderts soll eine Entvölkerung in Folge verheerender Epidemien eingetreten sein, und nach dem Aussterben der einheimischen Stämme wanderten aus den benachbarten Provinzen Cakchiquels ein, deren Sprache dort jetzt geredet wird. Der grösste Theil des Landes blieb indess wüst liegen, bis mit Mitte dieses Jahrhunderts der Aufschwung der noch immer steigenden Kaffeekultur Kolonisten in das fruchtbare Terrain herbeizog. Damals wurde St. Lucia angelegt, und beim Ausroden des Waldes für den Anbau der Hacienden stiess man überall auf diese Alterthümer, die also erst seit Kurzem aufgedeckt liegen und deshalb einen Zustand trefflicher Conservirung zeigen. Seitdem sie indess den Unbilden der Witterung ausgesetzt sind, werden sich bald die Zeichen beginnender Zerstörung bemerklich machen, und ausserdem haben bereits neugierige Besucher angefangen, sie zu verstümmeln, soweit es das Gestein zulässt, wie gewöhnlich mit dem Abschlagen der Nasen beginnend. Es ist also die höchste Zeit, sie in einem Museum zu sichern, und da Pedro de Anda auf seine verschiedenen Eingaben an die Regierung Guatemala's keine befriedigende Antwort er-

halten hatte, ging er bereitwillig auf meinen Vorschlag ein, diese archäologischen Schätze dem Königlichen Museum Berlin's zu überlassen. Ich habe deshalb einen Vertrag mit ihm abgeschlossen, wonach das Berliner Museum das Recht besitzen wird, nicht nur die bereits blosgelagerten Monumente fortzuschaffen, sondern auch weitere Ausgrabungen auf seinen Besitzungen zu unternehmen, und diese werden gewiss ausgiebige Resultate liefern, da das Bisherige ohne bestimmten Plan und zufällig beim Urbarmachen und an der Oberfläche gefunden wurde. Für die Fortschaffung ist das Terrain sehr günstig, da eine von Ochsenkarren benutzbare Fahrstrasse von St. Lucia bis zum Hafen San José existirt, und in diesem dann die Einschiffung stattfinden kann. Auch Herr Manuel Herrera, der Besitzer der Hacienda Pantaleon, hat mir seine Unterstützung versprochen.

Für vorläufige Ueberwachung dieser Monumente habe ich den amerikanischen Minister-Residenten, Herrn Williamson, der sich bereits mehrfach mit archäologischen Studien beschäftigt hat, zu interessiren gesucht, und den deutschen Ingenieur Au, Verfasser der neuesten Karte Guatemala's im Auftrage der Regierung, und der letztere, der mich auf einem zweiten Besuche St. Lucia's begleitete, hat von verschiedenen der Sculpturwerke Zeichnungen angefertigt, von denen einige hier beifolgen.

Für systematische Erforschung der ganzen Localität habe ich mit Herrn Dr. Berendt Rücksprache genommen, ein Gelehrter, der durch sein mehr als zwanzigjähriges Studium der centralamerikanischen Sprachen als die beste Autorität für diese Verhältnisse gelten kann. Derselbe beabsichtigt, sich mit den bereits früher vom Königlichen Museum zur Verfügung gestellten Geldern sogleich nach St. Lucia zu begeben, und von seinen Berichten und Vorschlägen wird dann später die Entscheidung über die Ausdehnung der Arbeiten abhängen.

Von seinen Weiterforschungen werden dann auch die Materialien geliefert werden, um diese fremdartigen Ueberreste an ihre richtige Stelle in der altamerikanischen Vorgeschichte einzureihen, worauf bei dieser Gelegenheit nicht weiter eingegangen werden kann. Doch darf schon jetzt mit ziemlicher Zuversicht die Hoffnung ausgesprochen werden, dass durch sie wahrscheinlich die bis jetzt noch dunkle und verworrene Chorotegenfrage, die zuerst durch Dr. von Frantzius hervorgehoben wurde, neue Aufklärung erhalten wird. Sie liegen in der Wanderungslinie der Choluteken und die verschiedenen Stationen derselben am Berührungspuncte der den Nahuatl, Mayas und Quiches eigenthümlichen Culturkreise werden manche Brücke zwischen diesen Völkerkreisen zu schlagen helfen. In solchem Sinne hat sich auch Dr. Berendt bereits in einem vor der Geographischen Gesellschaft New-Yorks am 10. July 1876 gehaltenen Vortrage (s. S. 13 u. 14 v. d. Abdruck aus dem Bulletin) darüber ausgesprochen. Das Weitere muss späteren Erörterungen vorbehalten bleiben.

A. B.

Abhandlung über einige Volksstämme in dem Territorium von San Martin, Vereinigte Staaten von Columbia (Südamerika).

In dem Territorium von San Martin giebt es eine grosse Anzahl von Volksstämmen, unter welchen noch viele ihre Sprache und ursprünglichen Sitten bewahren, während andere dieselben mehr oder weniger durch den Einfluss ihres, wenn auch geringen, Verkehrs mit civilisirten Menschen modificirt haben.

Die bedeutendsten oder bekanntesten sind die Goalivos und Cuivas, wilde Stämme, doch keine Menschenfresser, welche an den Ufern des Flusses Meta leben und die Fahrzeuge darauf verfolgen und angreifen.

Die Coreguayes, Salivas, die Volksstämme am Rio Negro, diejenigen der Santa Maria de la Ceja, die Guayaberos, Mesayas, Achaguas, Amporos, Bisaniguas oder Churruyes, Vichadas, Camuniguas, Fámos Falauquereños und andere mehr, sind fast alle nicht mehr im Zustande der Wildheit.

Von den genannten Stämmen sind einige Nomaden, andere haben feste Wohnsitze, sind jedoch unabhängig; und wieder andere haben schon kleine Ortschaften gebildet, die unter der Autorität der Behörden des Territorium stehen, und in welchen auch Weisse leben. Zu diesen Ansiedelungen gehören Tirameno, Cubuyaro und einige andere mehr.

Tirameno, am Flusse Meta, ist ein Ort mit einer Durchschnittstemperatur von 25° C., 298 Meter über dem Meeresspiegel gelegen, besteht aus 16 bis 20 Strohhütten nebst einer kleinen Kapelle und wird grösstentheils von Fámos bewohnt, halbcivilisirten Indianern, die von der Jagd und dem Fischfange leben und einen kleinen Handelsverkehr mit den Weissen unterhalten.

Sie verweilen in der Ansiedlung und der Umgegend einen grossen Theil des Jahres, aber in den Monaten December, Januar und Februar besteigen fast alle ihre Curiaras (Kanoes), bestehend aus einzelnen, durch Feuer ausgehöhlten Baumstämmen, und fahren damit den Fluss Meta abwärts, um Schildkrötencier zu suchen (zu fischen nennen sie es), welche sich im Sande, in einer Tiefe von etwa einem Meter, an den Flussmündungen in ganz enormer Menge vorfinden. Mit diesen Eiern treiben sie einen regelmässigen Handel.

Sie haben kleine Stückchen Land (Conucos), wo sie für ihren eigenen Gebrauch Zuckerrohr, Yuca, Platanen, Tabena etc. bauen. Sie ziehen den Saft aus der Kopaiva-Palme und verkaufen ihn an die Weissen, handeln auch mit Cumare, Moriche und einigen Harzen.

Sie sind friedlich, bekennen sich zur katholischen Religion und gehorchen einem Oberhaupte, obschon sie seit einiger Zeit der Autorität der Territorialbehörden unterworfen sind. Die Sprache dieses Stammes hat der spanischen Sprache vollständig Platz gemacht.

Eine andere Ortschaft, genannt El Piñal, mit einer Durchschnittstemperatur von 22° C., 333 Meter über dem Meeresspiegel, südlich von San Juan de Arama und unweit des Flusses Güejar gelegen, wird von dem aus 2—300 Köpfen bestehenden Stamme der Churrúyes bewohnt, deren vorherrschenden Merkmale die folgenden sind:

Ihre Grösse variirt von 1.50 bis 1.80 Meter; ihre Haut ist von der Farbe des getrockneten Tabacks, kupferfarben; der Kopf etwas viereckig gestaltet; der ziemlich lange und reichliche Haarwuchs ist schwarz und hart; die Stirne gerade und flach, dabei niedrig; von Augenbraunen ist kaum eine Spur vorhanden; die Augen sind klein, schwarz und schiefstehend; die Backenknochen hervortretend; der Mund weiss und gross; die Lippen dick und gleichmässig; die Zähne weiss und etwas hervorstehend; die Nase kurz, platt und breit; Bart fast nicht vorhanden; die Musculatur des Körpers gut proportionirt; der Bauch vorstehend; die Lendengegend hinreichend hohl; die Hände und Füsse kurz und breit; die Brüste kegelförmig, herabhängend und schlaff. Die Frauen sind kleiner als die Männer und sowohl die einen als die andern sind sehr hässlich.

Die Ansiedelung besteht aus sehr wenigen Häusern, die aber ziemlich geräumig und mit Palmenblättern gedeckt sind; einige sind viereckig, andere von runder Form. In ein und demselben Hause wohnen gewöhnlich viele Familien, wovon eine jede eine besondere Abtheilung inne hat.

Die Einrichtung der Häuser, wenn sie gross sind, ist einer Beschreibung werth. In der Mitte befindet sich ein grosser viereckiger Raum zur gemeinsamen Benutzung, und wo die Indianer zur Unterhaltung zusammenkommen und ihre kleinen Feste feiern. Dieser Raum ist von Balken in verschiedener Anzahl umgeben, welche das Dach tragen, das sehr tief nach unten bis nahe der Erde herabgeht. Der Raum zwischen der Balkenreihe und dem Dache ist der bewohnte Theil, und jede Familie richtet sich in dem zwischen zwei oder drei Balken liegenden Raume ein. Diese Abtheilungen sind durch horizontal ausgespannte Stricke von einander geschieden, die als Barrière gelten und von Niemand überschritten werden dürfen, da der Respect für das Domicil und Eigenthum des Nachbars sehr gross ist.

Diese grossen Häuser enthalten gewöhnlich drei Abtheilungen; die vierte ist ganz offen und bildet den grossen Eingang des Hauses. Einige Abtheilungen haben noch ihre besonderen kleinen Thüren, welche nach aussen führen.

Sind die Häuser klein, so sind sie gut gebaut.

Die Indianer gehen fast ganz unbekleidet. Die Männer bedecken sich nur die Geschlechtstheile mit einem, aus Baumrinde bestehenden, Guayuco. Diese von dem Holze (*Ficus*) abgetrennte Rinde wird eingeweicht, geklopft, gewaschen und getrocknet. Der Guayuco ist sehr enge und wird mit einem Strick, der um die Mitte des Körpers herumgebunden ist, befestigt.

Die Bekleidung der Frauen ist etwas vollständiger, indem sie den ganzen Körper vom Halse bis zu den Knien bedeckt; sie wird *Parquiná* genannt.

Die zubereitete Baumrinde ist von schmutzig-weisser Farbe und wird manchmal mit *Chica* gefärbt, einer rothfärbenden Masse, die vielfältige Anwendung findet und aus einer *Bignonia*-Art herausgezogen wird.

Die Männer gebrauchen nur sehr wenig den Hut zur Kopfbedeckung. Selten trifft man einen damit versehenen Indianer, häufig aber das Stammoberhaupt, welches einen für ihn besonders aus Palmblättern oder einer andern Masse angefertigten Hut mit sehr kleinem Kopfe und sehr breiter Krümpe trägt. Manche tragen alte Hüte von den Weissen, die sie gegen *Moriche* oder *Cumare* eingetauscht haben.

Die Frauen tragen den Kopf immer unbedeckt.

Tätowirung ist bei den Indianern sehr gebräuchlich, denn alle Tage nach dem Aufstehen (vor allem thun es die Indianerinnen) waschen sie sich das Gesicht und bemalen es mit *Chica*, ebenso die Arme und die Beine. Ihre Bemalung besteht in Puncten oder Strichen von wenig Symmetrie oder Regelmässigkeit in den Figuren. Manchmal färben sie sich vollständig den oberen Theil des Gesichts und punctiren blos die übrigen Theile. Die Männer bemalen sich übrigens weniger als die Frauen, und die Letzteren geben bei ihrer Ausschmückung den schrauben- oder spiralförmigen Figuren, die sie an der Nase und auf den Wangen, bisweilen auch am ganzen Körper anbringen, den Vorzug.

Die Frauen schmücken sich ferner mit Halsbändern von kleinen Zähen, Glasperlen, kleinen Wurzelstückchen (*Ipecacuana*) u. s. w., und die Männer tragen als Schmuck, angehängt an einem Stricke von *Cumare*, die Fangzähne von Tigern, auch *Kaiman*-Zähne oder Glasperlen.

Von den Männern tragen manche das Haar lang und binden es hinten am Kopfe mit einer Schnur von *Moriche* zusammen.

Sie machen sich ein Loch im Orläppchen und stecken runde Rindenstückchen hinein, deren Dimensionen sie nach und nach bis zu 16—20 Millimeter vergrössern.

Ihr Wirthschaftsgeräthe besteht nur in irdenen Pfannen von roher Herstellung, in ebensolchen Töpfen, die sie selbst anfertigen, in einem Stein zum Zerreiben von Körnern, und noch in einem Messer, wenn sie sehr gut eingerichtet sind.

Die Pfannen sind imprägnirt mit Aji, einer Substanz, welche die einzige bei ihren Speisen zur Anwendung kommende Würze bildet. Nur selten gebrauchen sie Salz, weil sie sich dasselbe nur sehr schwer beschaffen können.

Die Indianerin hält die Pfanne mit heissem Wasser über dem Feuer bereit und erwartet den Indianer mit dem getödteten Wilde, welches Letztere dann ohne weitere Zubereitung in das heisse Wasser gethan wird. Man lässt das Fleisch eine kurze Zeit kochen, zertheilt und verzehrt es, ohne etwas davon übrig zu lassen, sei es nun gross oder klein gewesen.

Die zurückbleibende Flüssigkeit, eine Art von Brühe, wird, wenn sie getrunken wird, mit Cassava genossen, einem groben und trockenem Teige von Yuca. Die Cassave bereiten sie, indem sie die Yuca mahlen oder zerreiben, auswaschen und in einen Apparat thun, den sie Zebucan nennen und der von einer merkwürdigen Construction ist.

Er besteht aus einem Rohr von starkem Strohgeflecht und hat an seinen Enden, von denen das eine offen und das andere geschlossen ist, zwei Ringe. Gefüllt hat der Zebucan des Teiges die Form eines kurzen und dicken Cylinders.¹⁾

Man hängt ihm mit dem oberen Ringe in der Höhe an und zieht mit grosser Kraft an dem untern, wodurch der Apparat sich verlängert, verengt und das Wasser heraustreten lässt, den Teig aber zurückbehält. Bei Fortsetzung dieses Verfahrens wird derart auch der letzte Tropfen Flüssigkeit herausgedrückt, dann der beinahe trockene Teig herausgenommen, in dünne Schichten auf Schiefer oder irdene Scherben, die von unten erwärmt werden, ausgebreitet und so vollständig getrocknet. Dieser Art zubereitet, hat die Cassave keinen Geschmack mehr und besitzt das Aussehen eines Brodtes von Sägespänen. Sie wird dann in kleine Stücke geformt und nach vorherigem Eintauchen in Brühe oder kaltem Wasser gegessen.

Diese Indianer geben keiner animalischen Nahrung einen besonderen Vorzug; sie essen daher mit gleichem Vergnügen das Fleisch von Tigern, Pumas, Darts, Affen, Cafuches, Stieren, Vögeln, Krokodilen, Schildkröten, Fischen u. s. w. Zu dieser Fleischkost geniessen sie Platanen, Yuca, Taberas und dergleichen mehr.

Wenn sie sich zu einer Reise vorbereiten, so machen sie einen hinreichenden Vorrath von Cassave, und alle Thiere, die sie fangen, dörren sie bei kleinem Feuer, räuchern sie und haben damit Nahrung für viele Tage.

Sowohl die Indianer als die Indianerinnen beschmieren sich den Körper mit Thierfett oder Palmöl, um die Einwirkung der Sonnenhitze auf den Körper etwas zu mildern; unterlassen sie dies, so verbrennen sie sich die Haut und die Epidermis löst sich ihnen in grossen Lappen vom Körper ab.

1) Aehnlich dem Verfahren in Guyana, von wo das königliche Museum in Berlin einen von Sir Richard Schomburgk mitgebrachten Apparat besitzt. B.

Ihre Reisen machen sie immer in Trupps von 8, 10, 12, 20 Personen mit der ganzen Familie.

Die Frauen werden dann mit den Vorräthen und den Kindern belastet. Sehr oft trägt eine Frau sogar zwei Kinder, eins, gewöhnlich das zweitjüngste, oben auf ihrer Ladung von Vorräthen und das andere am Halse hängend; letzteres ist das kleinere und liegt, fast immerfort säugend, an der Brust.

Sie marschiren den grössten Theil des Tages und ruhen nur etwas in den Wäldern am Flussufer. Während der Nacht schlafen sie im Dickicht, wenn auch Hütten in der Nähe sind, wobei sie in ihren an die Bäume gehängten Netzen liegen. Da es dort immer viel Stechfliegen und Mücken giebt, so zünden sie in der Runde hellflackernde Feuer an, deren Rauch dazu dient, diese Plage zu verscheuchen, und deren Wärme ihnen gewissermassen als Decke dient, da sie sonst nichts haben, um sich während der Nacht zu bedecken.

Bei der Morgendämmerung schüren sie das Feuer, denn zu dieser Zeit findet ein sehr jäher Temperaturwechsel statt.

Am folgenden Tage ganz früh brechen sie das Lager ab, essen etwas und verfolgen ihren Weg. Gleich nach dem Aufstehen baden und bemalen sie sich.

Wenn sie sich in ihren Hütten befinden, so bringen sie die Nacht in ähnlicher Weise zu, und zwar auch in ihren sehr schmalen Netzen, eng zusammengekauert und mit einem oder zwei Feuern in der Runde.

Ihr Leben ist kein sehr thätiges, denn obschon sie wandern, so geschieht dies doch nur wenige Mal im Jahr. Bei solchen Wanderungen zünden sie das Stroh der von ihnen durchzogenen Savannen an, weil deren Graspflanzen sehr harte und schneidende Halme besitzen und ihnen die Füsse und Waden verletzen; das Feuer dient auch dazu, ihnen den Weg zu bereiten, indem es sich mit grosser Schnelligkeit und sehr weit ausdehnt. Um es hervorzubringen, reiben sie zwei Stäbe stark mit einander.

Wenn die Indianer sich in ihren Ansiedelungen befinden, so stehen sie früh auf, nehmen ihre Waffen und begeben sich in den Wald oder an die Flussufer.

Immer kehren sie spät nach Hause, wo die Frauen sie erwarten mit ihren Pfannen und Töpfen voll heissen Wassers, in welche die heimgebrachte Jagdbeute, ohne irgend eine weitere Zubereitung, hineingethan wird. Sind die Stücke zu gross, so werden sie zuvor zertheilt, sonst aber ungetheilt gekocht.

Ihre Art zu fischen ist höchst merkwürdig. Zwei oder drei Indianer stellen sich je 10 bis 15 Meter von einander entfernt am Flussufer auf. Sieht nun einer von ihnen einen Fisch oder eine Schildkröte vorbeischwimmen, so giebt er dies durch einen Schrei seinen Gefährten zu erkennen, damit dieselben sich vorbereiten, während er selbst auf das vorüberschwim-

mende Thier einen Pfeil abschießt. Gewöhnlich trifft der Schuss, wenn nicht, so schießt der zweite, bereits wartende, Indianer, und verwundet fast immer, so dass in sehr wenigen Fällen der dritte Jagdgefährte dazu kommt, von seiner Waffe Gebrauch zu machen. So gross ist die Kraft des Bogens, dass der Pfeil oft das Ziel durchbohrt und im Sande des Flusses stecken bleibt. Der Indianer begiebt sich dann in das Wasser, zieht das verwundete Thier heraus, um es am Ufer vollends zu tödten.

Gewöhnlich macht der Indianer den Fischfang mit seinen Söhnen, indem er sich in Mitte derselben aufstellt, was ihnen zur Uebung dient.

Die Pfeile, welche sie bei diesen Gelegenheiten gebrauchen, haben eine eiserne, 15 Centimeter lange Spitze und einen Haken an der Basis. Dieselben Pfeile dienen ihnen auch bei der Jagd auf Vögel und kleine Säugethiere; wenn es sich jedoch um grosse Thiere handelt, so verwenden sie andere, die in eine 60 bis 70 Centimeter lange Lanzen Spitze aus Arrajo (Bambus) ausläuft. Diejenigen Pfeile, welche sie zum Schiessen der Cafuches (Pecoris) gebrauchen, sind von anderer Gestalt.¹⁾

Sie bestehen aus einem Eisenblech in Form einer Pfeilspitze mit einem Handgriff oder Endtheil, welches genau in den Schaft des Pfeiles hineinpasst, und mit demselben durch einen langen Strick von Cumare, der um die Basis herumgewickelt wird, verbunden ist, so dass nach dem Eindringen der Pfeilspitze in den Körper des Thieres und während das Letztere laufend zu entfliehen sucht, der Strick sich abwickelt und mit dem Pfeile in den Zweigen oder Bäumen festsetzt, wodurch das Thier dann in die Hände des Jägers fällt, der, sich nähernd, es mit anderen Pfeilen vollends tödtet.

Aus dem Obigen geht hervor, dass die Waffen dieser Indianer aus Bogen und Pfeilen bestehen, welche Letztere in einer Stachel-, Lanzen- oder Messerspitze von Eisen endigen, in Lanzen von Arrajo, Speeren von Macana (Palmbaumholz), Zähnen und Knochen.

Nur diese Waffen dienen ihnen sowohl zur Jagd und zum Fischfange als zur Vertheidigung, wenn sie von benachbarten Stämmen angegriffen werden.

Zu bestimmten Jahreszeiten (aus welchem Grunde, ist mir unbekannt), versammeln sich fast alle Mitglieder des Stammes und feiern ein Fest, welches 2 bis 3 Tage dauert.

Für diesen Zweck wird schon zuvor ein Getränk aus Platanen und Mais mittelst Gährung hergestellt und grosse Vorräthe von Cassave und geröstetem Fleische werden bereit gehalten.

Sie essen, tanzen und trinken dann, bis sie berauscht sind; in dieser Situation schreien, singen sie und kämpfen in einer furchtbaren Weise, wobei sie von ihren Waffen Gebrauch machen. Aus solchen Kampfspielen

1) Solche Harpunenpfeile besitzt die ethnologische Sammlung im königlichen Museum zu Berlin aus Guyana, von den Negritos in Luzon und den Andamanen.

gehen sie fast alle verwundet hervor, so dass man kaum einen Indianer findet, der nicht verschiedene Narben an seinem Körper hätte. Für den ersten Festtag waschen sich alle Indianer und Indianerinnen den Körper, beschmieren ihn mit Fett und bemalen ihn mit Chica. Diese Unterhaltungen finden in dem grossen Saalraum der Häuser oder in der Ebene statt.

Ihr Handel ist sehr unbedeutend. Sie treiben ihn mit den Weissen, indem sie Cumare, Moriche, Netze, Waffen und Curare gegen Stoffe, Messer, Nadeln und Salz u. s. w. umtauschen. Dieselben Artikel empfangen sie als Zahlung für ihre Arbeit, wenn sie für Lohn in den Hacienda's beschäftigt werden. Mit den benachbarten Stämmen treiben besonders die Camuniguas etwas Handel; sie empfangen von denselben Curare im Tausch gegen einen Theil dessen, was sie von den Weissen erhalten haben. Das Curare gebrauchen sie, um die Thiere zu vergiften, welche ihnen zur Nahrung dienen, und sie müssen es kaufen, da sie die Zubereitung nicht kennen.

Sie bauen Platanen, Mais, Chorque, Tabena, Baumwolle, Yuca und andere Früchte, jedoch ohne irgend welche Sorgfalt.

Die Baumwolle spinnen sie und verkaufen sie in Docken an die Weissen, denn sie selbst wissen davon keinen Gebrauch zu machen.

Sie gewinnen auch die Fibern aus den Blättern der Moriche und der Cumare und machen gut gedrehte Stricke daraus, mit welchen sie ihre Netze herstellen.

Sie lieben das Tabakrauchen sehr, cultiviren aber diese Pflanze nicht.

Die Churruyes werden von einem Häuptling ihres Stammes regiert, den sie Capitan nennen; derselbe übt eine absolute Gewalt über sie aus und wird sehr respectirt, hat jedoch in seiner Kleidung nichts, was ihn von den Jebrigen unterscheidet; nur bei den Festen trägt er eine Krone von rothen, schwarzen, blauen und anderen Federn.

Gegenwärtig sind sie, in gewisser Art, der Autorität der Territorialbehörden unterworfen.

Ihre Sprache ist in hohem Maasse Gutturalsprache und hart, die Vocale sind darin vorherrschend, vorzüglich *a* und *o*, welche sie sehr accentuiren und besonders kräftig aussprechen.

Mit grosser Schwierigkeit ist es mir gelungen, das nachstehende kleine Verzeichniss einiger Worte ihrer Sprache aufzustellen:

Wasser	= <i>Minta</i> .
Feuer	= <i>Hijit</i> .
Mond	= <i>Juimit</i> .
Sonne	= <i>Mshojaint</i> .
Federnkrone	= <i>Matnait</i> .
Kragen von Ipecacuana	= <i>Copi</i> .
Schildkröte	= <i>Ainjachic</i> .
Charuco-Affe	= <i>Cpar</i> .
Puterhahn	= <i>Cotchi</i> .

Taback	= <i>Joo.</i>
Platane	= <i>Parasa.</i>
Hund	= <i>Uilg.</i>
Schwein	= <i>Cutch.</i>
Haut	= <i>Begt.</i>
Wind	= <i>Ché.</i>
Henne	= <i>Cabame.</i>
Hahn	= <i>Coguaimé.</i>
Pfeil	= <i>Funait.</i>
Bogen	= <i>Piranso.</i>
Motte	= <i>Choet.</i>

Wenn Jemand stirbt, so trägt man ihn auf Stäben in eine Grube, welche man zuvor gemacht hat, gewöhnlich am Ufer eines Flusses oder eines Teiches, wo man ihn unter Hinzufügung seiner Waffen, Netze, etwas Cassave, Fleisch und einiger Küchengeräthe hineinlegt. Dann wird die Grube zugemacht und darauf keine Merkmale hinterlassen, welche das Grab für die Folge erkennbar machen.

Dzs Leichenbegängniß geschieht mit einem Gefolge von den Verwandten und Freunden des Verstorbenen.

War der Beerdigte ein Kind, so machen sie ein kleines Fest, das gewöhnlich mit einem allgemeinen Rausche von Chicha aus Platanen und Mais endigt.

Ihre Religion beschränkt sich auf Folgendes: Sie glauben, dass die guten Handlungen durch ein höheres Wesen, das Alles erschaffen hat, belohnt und dass die schlechten Thaten bestraft werden.

Von diesem höhern Wesen haben sie keine materielle Vorstellung. Sie besitzen keine Kirche und keinen äusseren Kultus.

Die gesellschaftlichen Pflichten bestehen für den Mann in der Beschaffung des Nöthigen durch die Jagd und die Bebauung des Bodens, damit seine Familie nicht Hungers stirbt, in der Treue gegen sein Weib und in der Unterweisung seiner erwachsenen Söhne im Bogenschiessen; die Pflichten der Frau bestehen in der Bereitung des Essens, in der Unterweisung ihrer Töchter und in der Treue gegen ihren Mann, ferner in dem Tragen der Vorräthe, der Kinder und der Netze bei den Wanderungen.

Dies sind die ihnen auferlegten Pflichten, wenn sie sich verheirathen.

Die Verheirathung selbst geschieht auf ganz einfache Weise. Sobald ein Indianer sich dazu entschlossen hat und in seiner Neigung Erwidderung findet, so theilt er seine Absicht den Eltern der Indianerin mit, welche das junge Paar zusammenstellen und ihm unter Vorhaltung der gegenseitigen Pflichten die Frage vorlegen, ob Beide geneigt seien, sich mit einander zu verheirathen. Damit ist die Sache abgeschlossen. Die Väter der beiden Contrahenten fungiren als Geistliche dieser Ceremonie. Untreue wird hart bestraft.

Die Ceremonie der Taufe ist mir unbekannt, aber ich glaube, dass solche besteht, da alle Indianer, welche ich kenne, einen Namen haben, entweder einen einheimischen oder einen von den Weissen entlehnten.

Unzweifelhaft leidet die vorliegende Arbeit an vielen Unvollkommenheiten, dafür hat sie aber den Vortheil, durchaus exact zu sein, denn bei Gelegenheit einer meiner Reisen in diesen Regionen habe ich selbst den grössten Theil dieser Notizen aufgenommen, und war bei vielen Ceremonien und Umständen zugegen, welche ich hier beschrieben habe.

Nicolas Sáenz.

Bei Perez werden als Indianerstämme zwischen Meta, Orinoco und Guaviare aufgeführt: Die Guahibos (bei denen der Tapferste zum Anführer gewählt wird), die Salivas (die den Todenhügel mit bunten Pfeilern umstellen), die Cabres (durch Einfälle der von Tep geführten Cariben vermindert), die Achaguas (mit Polyandrie), die Chucunas (unter gewählten Häuptlingen), die Enaguas (in grossen Häusern), die Amarizonas (mit erblicher Häuptlingswürde), Amoruas (in Monogamie), Airicos und Tames (die die Fische für den Fang vorher durch Kräuter betäuben), die Mituas (früher mit den Cariben Krieg führend), die Guaipunabis (Schilde als Defensiv-Waffe gebrauchend), die Maquiritares (handelnd), die Churayes und Choroyes zu den Macos gehörig), und die Guaiquas (ackerbauend). In den Wäldern des Casanare zwischen Meta und der Cordillere finden sich die Tunebos (die sich in Folge von Kriegen in die Berge zurückzogen), die Betoyes (die Sonne verehrend), die Yaruros (mit Gütergemeinschaft), die Otomacos (die Mädchen mit Greisen verheirathend und umgekehrt, pues segun ellos, los negocios domesticos se conducen mejor cuando la inesperienza de la juventud está bajo la direccion de los consejos de la edad), Chiricoas (die Sprache der Guahibos redend), Eles (mit erweiterten Ohren), Cuilotos u. s. w.

B.

Memoria sobre algunas tribus del Territorio de San Martin en los Estados Unidos de Colombia.

Existe en el Territorio de San Martin una gran cantidad de tribus, entre las cuales, muchas conservan su lenguage i costumbres primitivas i otros los han modificado mas o menos a causa de algun roze con la gente civilizada.

Las principales o mas conocidas son los Goahivos i Cuivas, que son feroces, no antropófagos, persiguen i asaltan las embarcaciones que pasan per el rio Meta, en cuyas orillas viven. Los Coreguayes, Salivas, los del Rio Negro, de Santa Maria de la Ceja, Guayaberos, Mesayas, Achaguas, Amporos, Bisaniguas o Churryes, Vichadas, Camuniguas, Tâmas, Talanquereños i algunas mas, casi todos los cuales son mansos.

De todas estas tribus, algunas son errantes, otras tienen una residencia fija, pero independientes; i otras han formado ya unas pequeñas poblaciones, dependientes de las autoridades del Territorio i en las cuales hai blancos.

Entre estas últimas estan Tiramena, Cabuyaro i algunas otras mas.

Tiramena, sobre el rio Meta, es una poblacion de una temperatura de 25° i a 298 metros sobre el nivel del mar. Está constituida por 16 o 20 casas pajizas i una pequeña capilla i habitada en su mayor parte por los Tâmas, indios semicivilizados que viven dela caza i de la pezca i que hacen un pequeño comercio con los blancos. Permanecen en el pueblo o en los alrededores una gran parte del año, i por los meses de diciembre, enero i febrero, casi todos, montan en sus Curiaras (canoas de madera que construyen de un solo árbol i que ahuecan por medio del fuego) i se van por el Meta abajo a buscar (pescar, dicen allá) huevos de tortuga, que encuentran entre la arena en cantidades enormes en las orillas del rio a una profundidad de un metro poco mas o menos. De esto hacen un regular comercio.

Tienen pequeñas porciones de tierra (conucos), en donde cultivan para su uso personal, caña de azúcar, yuca, plátano, tabena etc. — Estraen el aceite de copaiba, que venden a los blancos i comercian tambien con Cumare, moriche i algunas resinas.

Son apacibles i profesan el catolicismo. Obedecen a un Xefe, aunque estan sometidos hace algun tiempo alas autoridades del Territorio. El lenguage de la tribu ha sido casi completamente sustituido per el español.

Hai otro sitio llamado El Piñal, cuya temperatura media es de 22° C. i a 333 metros sobre el nivel del mar; al sur de San Juan de Arama, i a mui corta distancia del rio Güejar. Está habitado por la tribu de los Churrayes, en número de 2 a 300.

Los caracteres que predominan son los siguientes: tienen una altura de 1 metro 5 a 1 metro 80; la piel es de un color de tabaco seco, cobrizo; la cabeza a tizeramente cuadrangular, la cabellera abundante, nègra, aspera, bastante larga; la frente recta i plana, aunque mui corta; apenas hai huellas de cejas; los ojos pequeños, negros i oblicuos; pómulos salientes; boca ancha i grande; labios gruesos e iguales; dientes blancos i algo prognathes; nariz corta, aplastada i ancha; casi nada de barba; musculacion bien desarrollada; vientre saliente; rejion lumbar bastante cóncava; manos i pies cortos i anchos; los pechos cónicos, colgantes i flojos. Las mueres son mas pequeñas que los hombres; i tanto los unos como las otras son mui feos.

El pueblo está compuesto de mui pocas casas, bien capaces i cubiertas con hojas de los palmas moriche i maraya; unas cuadrangulares i otras redondas. En una misma casa viven muchas familias, generalmente, i cada una tiene su departamento particular.

La disposicion de los casas, cuando son grandes, es digna de describirse. Hai en la parte central un grande espacio cuadrado, que es un lugar comun en nonde se reunen los indios para conversar, i donde hacen las pequeñas fiestas. Este espacio esta rodeado de columnas, en numero variable, i las cuales sostienen el techo, que termina hacia abajo mui cerca dela tierra. La parte comprendida entre la fila de columnas i el techo es la habitada i cada familia se situa en el lugar comprendido entre dos o tres columnas. Estos departamentos estan separados los unos de los otros por cuerdas tendidas horizontalmente; viniendo a ser esto una barrera que nadie puede pasar, pues es mui grande el respeto por el domicilio i objetos del vecino.

Estas casas grandes tienen generalmente 3 tramos, pues el 4 está del todo abierto, constituyendo la gran puerta de la casa. Algunos departamentos tienen su puerta pequena particular, que da afuera.

Cuando las casas son pequeñas, entónces si estan bien terminadas.

Viven casi completamente desnudos. Los hombres se cubren solo los órganos sexuales con un guayuco, formado por la corteza de un árbol, la cual es separado del palo (Ficus) que llaman tataja, luego la maceran, machacan, lavan i secan. Este guayuco es mui angosto i lo sujetan con una cuerda que se atan al rededor dela cintura. El vestido de las mujeres es mas grande, pues les cubre todo el tronco, desde el cuello hasta la rodilla; es llamado furquiná.

La corteza ya preparada es de un color blanco sucio i algunas veces la pintan por partes con chica, que es una materia colorante roja, que usan mucho i que estraen de una Bignonia.

Los hombres man mui poco el sombrero. Escepcionalmente se encuentra algun indio, con frecuencia el xefe, que lleva uno fabricado por ellos mismos, de palma u otra sustancia, con las alas mui anchas i la copa mui pequeña. Otros usan los sombreros viejos de los blancos, que han comprado por moriche o cumare.

Las mujeres siempre tienen la cabeza descubierta.

El tatouage es mui comun; pues casi todos los días, despues de levantarse i sobre todo las indias, se lavan la cara i se la pintan con chica, lo mismo que los brazos i piernas. La pintura que se hacen consiste en puntos o rayas con poca simetría i constancia en las figuras; otras veces se tiñen completamente la mitad superior de la cara, poniendo solo puntos en las demas partes. Los hombres se pintan ménos que las mujeres; estos prefieren las figuras en helice o espiral en los narices i en las mejillas, i algunas veces en todo el cuerpo.

Las mujeres se adornan el cuello con centillos de dientes pequeños, cuentas de vidrio, pedazos pequeños de raices (ipecaacuana) etc. i los hombres llevan suspendidos a una cuerda de cumare colmillos de tigre o dientes de caiman; algunas veces usan tambien cuentas.

Entre los hombres algunos tienen la caballera larga i se la atan sobre el occiput con cuerdas de moriche.

Se hacen un agujero en el lóbulo de la oreja e introducen pedazos cilindricos de madera, cuyo diámetro van aumentando poco a poco, hasta llegar a 16 o 20 milímetros.

Los utensilios del menaje consisten únicamente en casuelas de barro cocido, algunas ollas de la misma materia, fabricadas por ellos; una piedra de moler, i un cuchillo, cuando son mui acomodados. Las casuelas estan impregnadas de agí, sustancia que constituye el único condimento que constituye la comida de esas gentes. Raras veces usan de la sal, pues les es mui difícil conseguirla.

La india tiene preparada sobre el fuego la casuelu llena de agua caliente, aguardando lo que el indio haya matado, lo cual no sufre ninguna especie de preparacion antes de ponerlo en el agua caliente. Dejan hervir por poco tiempo i entónces despedazan la presa, dela cual no dejan nada, sea grande o pequeña.

El liquido que queda, especie de caldo, se lo beben, acompañado de casave, que es una pasta grosera i seca de yuca.

El casave lo preparan moliendo o raspando la yuca, luego la lavan e introducen en un aparato llamado zebucan, de curiosa construccion. Este es un tubo de un tejido especial, hecho con una paja mui fuerte; tiene en sus extremos dos argollas, uno de ellos está abierto i el otro cerrado. Lleno el zebucan de la pasta, tiene la forma de un cilindro corto i grueso. Lo cuelgan de algo alto i tiran de la argolla inferior, con gran fuerza; entónces el aparato se angosta i se alarga, dejando salir el agua, i nó la

pasta. Continúan el esfuerzo hasta que sale la última gota; en ese estado lo bajan, estraen el contenido casi seco i lo estienden en una capa bien delgada sobre un tiesto o lámina de pizarra, que calientan por debajo; hasta que el casave esté bien seco.

Así preparado, no tiene sabor ninguno, parece un pan de aserrisa. Lo reducen a pedazos pequeños i lo comen mojóndolo en el caldo o en agua fría.

No tienen preferencia por ningún alimento animal, pñes comen con el mismo placer tigre, puma, danta, mono, cafuche, toro, aves, crocodilos, tortugas, pescados etc. A estos alimentos hai que agregar el plátano, la yuca, la tabena i casi nada mas.

Cuando se preparan para algún viaje hacen bastante casave, i todos los animales que cojen los azan a fuego lento, los ahuman i así les sirven de alimento para muchos días.

Tanto los indios como las indias se cubren el cuerpo de grasa de animales o de palma, para disminuir algo la acción del sol. Cuando no hacen esto, se queman mucho i se les cae la epidermis por grandes colgajos.

Los viajes los hacen siempre en partidas de 8, 10, 12, 20 indios etc., con toda su familia. A las mujeres las cargan con las provisiones, los chinchorros i los hijos. Muchos veces una misma mujer lleva hasta dos muchachos: uno sobre la carga de provisiones, generalmente el penúltimo, i otro suspendido al cuello; este último es mui pequeño todavía i va mamando casi continuamente. Los hombres no llevan sino los arcos i los flechas.

Caminan gran parte del día, reposando algo en las selvas de las orillas de los rios. Por la noche duermen en el monte, aunque haya casas cerca. Guindan sus chinchorro a los árboles, i como hai siempre mucho mosco i zancudo, encienden hogueras alrededor de cada uno, sirviendo el humo para ahuyentar la plaga, i el calor radiante, como especie de abrigo, pues ellos no tienen con que cubrirse durante la noche. A la madrugada atizan el fuego, porque a esas horas hai un cambio mui brusco de temperatura.

Al día siguiente; mui temprano levantan el campo, comen algo i siguen su camino. Despues de levantarse se bañan i se pintan.

Cuando estan en sus casas pasan la noche de una manera semejante: en sus chinchorros, que son mui angostos, acostados mui encojidos, i con una o dos hogueras cerca.

La vida que llevan no es mui activa, pues aunque viajan, eso solo lo hacen mui pocas veces al año. Cuando esto sucede, queman la paja de las sabanas por donde deben pasar, a causa de que esta gramínea es mui dura i cortante; i como eso les hace sufrir pelándoles los pies i pantorrillas, se valen del fuego para abrirse camino, propagándose el incendio con rapidez i en una estension considerable.

Para producirlo frotan fuertemente dos palos, el uno con el otro.

Cuando estan en su pueblo, el indio o indios se levantan temprano, toman sus armas i se van al monte o a los orillas de los rios. Siempre llegan a la casa algo tarde, en donde los aguardan las indias, con las casuelas i ollas llenas de agua hirviendo, en donde introducen sin preparacion de ninguna clase lo que traigan los indios. Cuando las piezas son mui grandes las despedazan, pero cuando son pequeñas las cozinan enteras.

La manera de pescar es mui curiosa: se colocan 2 o 3 indios a una distancia de 10 o 15 metros cada uno, en la orilla del rio. Cuando alguno de ellos, vé que pasa un pescado o una tortuga, da un grito de aviso para que los compañeros se preparen, i tira al animal cuando pasa cerca. Generalmente acierta el golpe; pero cuando nó, el segundo indio, que aguarda tira i casi siempre hiere. De suerte que el tercero, mui pocas veces tiene que hacer uso de sus armas.

Es tal la fuerza del arco, que la flecha atraviesa la pieza i queda clavada en la arena del rio. Entónces el indio entra al agua, la saca i en la orilla acaba de matarla.

Generalmente la pezca la hace un indio con sus hijos, colocándose él en medio de ellos, lo que les sirve de escuela. — Las flechas que usan en este caso estan terminadas por una punta de hierro de 15 centímetros de larga i con un arpon en la base. Esta misma la usan para cazar aves o pequeños mamíferos; pero cuando se trata de animales grandes, entónces emplean otras que estan terminadas por una lanza de 60 a 70 cm. de larga, hecha de arraño (Bambusa). La que usan para tiras a los cafuches (pecaris) es de otra forma. Una lámina de hierro en figura de saeta con un mango o cabo que entra a frote en la vara de la flecha, i esa, unida a esta por una larga cuerda de cumare que envuelven alrededor de la base. Asi pues, cuando la saeta está clavada en el animal i que este sale corriendo, se desenvuelve la cuerda i esta con la flecha se enredan a las ramas o troncos. Está entónces la pieza a la disposicion del cazador, quien se acerca i con flechas de otra clase, acaba con ella.

Por lo anterior se ve que las armas de que hacen uso estos indios son el arco i las flechas; las cuales estan terminadas por puas, saetas o cuchillos de hierro; lanzas de arraño, puntas de macana (madera de palma), dientes i huesos. De estas armas solo hacen uso para cazar i pezcár, lo mismo que para defenderse cuando son atacados por las tribus vecinas.

En épocas determinadas, pero cuya causa ignoro, se reunen casi todos los individuos de la tribu i hacen una fiesta que dura dos o tres dias.

De ante mano se ha preparado un licor fermentado de plátano i maiz, gran cantidad de casave, carnes asadas etc. Comen, bailan i beben hasta embriagarse; en esta situacion gritan, cantan i pelean terriblemente, haciendo uso de sus armas. De esta refriega salen casi todos heridos, de suerte que no se vé un indio que no tenga varias cicatrices en su cuerpo.

Para el primer día todos los indios e indias se lavan el cuerpo, se untan de grasa i se pintan con chica.

Estas diversiones tienen lugar en la gran sala de las casas o en el llano.

El comercio es mui restringido. Lo hacen con los blancos, dando cumare, moriche, chinchorros, armas i curare, en cambio de telas, cuchillos, agujas i sal. Estos mismos artículos los reciben en pago de su trabajo cuando se logra que vayan a las haciendas. Con las tribus vecinas, los Camuniguas sobretodo, negocian algo: reciben curare en cambio de parte de lo que les dan los blancos.

El curare lo emplean para matar los animales de que se alimentan i lo tienen que comprar, porque no saben prepararlo.

Cultivan el plátano, el maiz, el chonque, la tabena, el algodón, la yuca i poco mos, sin cuidado ninguno.

El algodón lo hilan en huzos i lo venden así a los blancos, pues los indios no saben hacer uso del él.

Estraen las fibras de los hojas del moriche i del cumare i hacen cuerdas mui bien torcidas, con las cuales fabrican los chinchorros.

Les gusta mucho fumar tabaco, pero no lo cultivan.

Los Churruyes son gobernados por un individuo de la tribu que llaman Capitan, i que ejerce un poder absoluto. Es mui respetado. No tiene en su vestido nada que lo distinga de los demas; solamente en las fiestas se pone una corona de plumas rojas, negras, azules etc.

Hoi estan casi sujetos a las autoridades del Territorio.

El lenguaje es escesivamente gutural i duro; predominan bastante las vocales i sobretodo la *a* i la *o*; las cuales accentuan mucho pronunciándolas mui recio.

Con gran dificultad pude hacer una pequeña lista de algunas palabras, i es la siguiente:

Agua	= <i>mita</i> .
Fuego	= <i>hijit</i> .
Luna	= <i>juimit</i> .
Sol	= <i>mshojaint</i> .
Corona de plumas	= <i>matnait</i> .
Collar de ipecacuana	= <i>copi</i> .
Tortuga	= <i>ainjachic</i> .
Mono churuco	= <i>epar</i> .
Pava	= <i>cotchí</i> .
Tabaco	= <i>joo</i> .
Plátano	= <i>parasa</i> .
Perro	= <i>uilg</i> .
Cerdo	= <i>cutch</i> .
Piel	= <i>begt</i> .
Viento	= <i>ché</i> .

Gallina	=	<i>cabame.</i>
Gallo	=	<i>coquaime.</i>
Flecha	=	<i>funait.</i>
Arco	=	<i>piranso.</i>
Garrapata	=	<i>choet.</i>

Cuando un individuo muero, lo llevan sobre unas varas, a un hoyo que han preparado de antemano, generalmente a las orillas de algun rio o pantano i alli lo depositan; introduciendo ademas sus armas, chinchorro, casave, carne i algunos utensilios de cocina. Luego tapan el hoyo, sin dejar la mas pequeña señal que indique el sitio donde está el cadáver. El féretro va seguido por un acompañamiento formado por los parientes i amigos.

Cuando es un niño el que muere, hacen una pequeña fiesta i generalmente termina todo por embriagarze con chicha de plátano i maiz.

La religion se reduce a lo siguiente: creen que las acciones buenas son premiadas por un ser superior a ellos, que ha creado todo, i que las malas son castigadas. De este ser no tienen representacion material ninguna. No hai iglesias, ni culto esterno.

Los deberes sociales son; en el hombre: cazar lo necesario i cultivar la tierra, de modo de tener alimento para que su familia no muera de hambre; enseñar a sus hijos varones a tirar flechas; i ser fiel a su esposa. En la mujer: hacer la comida, enseñar eso a sus hijas, ser fiel a su murido i cargar las provisiones, hijos i chinchorros cuando viajan.

Estos son los deberes que se les imponen cuando van a casarse.

El matrimonio se hace de una manera bien facil: decidido un indio a casarse i correspondido en sus deseos, le comunica suidea a los padres de la india, los cuales reunen a los dos pretendientes: les preguntan si quieren casarse, les comunican sus deberes i asunto conchido.

Los padres de ambos contrayentes son los sacerdotes de esta ceremonia.

La infidelidad es castigada severamente.

No conozco la ceremonia del bautismo, pero juzgo que la hai, porque todos los indios que yo conoci tenian nombre, ya indigena o tomado de los blancos. —

Indudablemente que este trabajo adolece de muchos defectos; pero alavez tiene la ventaja de ser mui esacto; pues yo mismo, en uno de mis viajes por esas rejiones, tomé la mayor parte de los datos i presencié muchos de las ceremonias i circunstancias que dejo escritas.

Bogotá, febrero 2 de 1876.

Nicolas Sáenz,

Profesor en Ciencias Naturales dela Universidad Nacional i
miembro dela Sociedad de Naturalistas Colombianos.

Die Bewohner der Kleinen Oase in der Libyschen Wüste.

Vortrag,

gehalten in der Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft am 16. Juni 1876

von

Paul Ascherson.

Im Januar 1876 ertheilte mir Dr. G. Schweinfurth den ehrenvollen Auftrag, eine Reise zur Erforschung der Kleinen Oase (Uah-al-Beharieh) in der Libyschen Wüste zu unternehmen, welche während der Rohlfs'schen Expedition nur von einem Mitgliede derselben, dem Astronomen und Geodäeten Prof. Dr. Jordan, einen kurzen Besuch erhalten hatte. Handelte es sich bei diesem Ausfluge, dessen Kosten mein berühmter Freund aus eigenen Mitteln bestritten hat, auch vorzugsweise um eine botanische Exploration dieser Oase, so war mir doch selbstverständlich die Aufgabe gestellt, auch auf anderen Gebieten nach Kräften zu sammeln und zu beobachten. Was mir bei einem Aufenthalte von einem Monate im April d. J., während dessen ich mit den Bewohnern der Kleinen Oase meist in freundlichstem Verkehr stand, in ethnographischer und culturhistorischer Beziehung bemerkenswerth erschien, ist der Inhalt dieser anspruchslosen Mittheilung, der ich zum besseren Verständniss eine gedrängte Schilderung der natürlichen Beschaffenheit und der Culturverhältnisse der Oase voranschicke.

Die Kleine Oase bildet, wie die übrigen ägyptischen Oasen, eine Einsenkung in dem dort ziemlich mässig über das Nilthal erhobenen Kalkplateau, die (vermuthlich ringsum) von mehr oder weniger steil abfallenden Felsrändern umgeben ist. Diese Oaseneinsenkung hat eine sehr bedeutende Ausdehnung; sie ist von Norden nach Süden etwa 80 Kilom. lang, also zwei starke Tagereisen; von Westen nach Osten wird ihre Ausdehnung vielleicht 40—50 Kilom. betragen, doch lässt sich diese nicht so genau angeben, da die geographische Aufgabe, die Gestalt dieser Einsenkung festzustellen, auch durch meine Reise noch nicht vollständig gelöst wurde.

Innerhalb dieses weiten Raumes ist das culturfähige Terrain verhältnissmässig von sehr geringem Umfange; die zwei bedeutendsten Culturinseln mit je 2 Ortschaften, Qassr-Bauiti und Mendischah-Sabu, sind vor 56 Jahren von Cailliaud, dem verdienstvollen französischen Reisenden, topographisch aufgenommen worden. Ausser diesen 2 grossen finden sich noch mehrere kleinere, namentlich eine Tagereise südlich von den obengenannten El Haïs, eine Gruppe von kleinen Culturinseln (Hattieh), die sich durch mehrere ziemlich wohl erhaltene Monumente aus dem Alterthum auszeichnet.

Von dem Aussehen dieser Kulturinseln geben die auf der Rohlf'schen Expedition ausgeführten Remelé'schen Photographien eine ziemlich deutliche Vorstellung.

Es unterscheidet sich die Landschaft der Kleinen Oase von den drei südlichen Oasen hauptsächlich durch die Anlage der Bewässerungsvorrichtungen; während in den südlichen Oasen die wasserführende Schicht tief liegt und nur durch Brunnen von grosser Tiefe (zum Theil 100 Meter und mehr) zu erreichen ist, liegt sie in Beharīeh ganz oberflächlich, so dass wir statt der Brunnen überall Stollenbauten antreffen, die, jedenfalls schon im grauen Alterthum angelegt, in den die stets etwas eingesenkten Palmengärten und Aecker begrenzenden, aus Sandstein bestehenden Abhang (sowohl in Qassr-Bauiti als in Mendischeh-Sabu finden sich die Quellenstollen nur in dem im Süden das Culturterrain begrenzenden Abhänge) hineinführen und von Strecke zu Strecke nach oben durch Luftschächte oder Reinigungslöcher ihren Zug verrathen. Diese Oeffnungen, obwohl an manchen älteren Bauten dieser Art mit Sand erfüllt, erwecken bei dem der Wege und Stege nicht vollkommen kundigen Fremden, namentlich zur Nachtzeit, eine unbehagliche Empfindung; denn ein Sturz in diese Brunnenlöcher würde jedenfalls von bedenklichen Folgen sein.

Uebrigens kommen nicht alle Quellen aus derartigen Stollen; einige entspringen mitten in der Niederung des Palmenwaldes, welche natürlich aus flachem Boden zu Tage treten und meist kleine, aber tiefe Sümpfe bilden.

In den Gärten, die ohne Ausnahme mit ziemlich soliden, aus Lehm erbauten, Mauern umgeben sind, die durch oben angebrachte trockene Palmblätter erhöht sind, kultivirt man sehr überwiegend die Dattelpalme, deren Product, von seltener Vorzüglichkeit, den Hauptexportartikel der Oase liefert. Ausser den Dattelpalmen findet man in ziemlicher Menge Orangen und süsse wie saure Citronen; dann in einiger Menge Feigen- und Granatbäume, Oelbäume, die auch ein leidliches Product geben, und von unseren mitteleuropäischen Obstbäumen fast ausschliesslich Aprikosen, die gegen Ende meines Aufenthaltes anfangen zu reifen; sie sind indess klein und keineswegs sonderlich schmackhaft, während man im Nilthal ganz vorzügliche Aprikosen besitzt.

Gegenstand des Ackerbaues ist in erster Linie Reis, der in den Sommermonaten in grossem Massstabe angebaut wird. Ehe ich abreiste, in den ersten Tagen des Mai, boten die ziemlich hoch überstauten Reisfelder durch die aus dem Wasserspiegel hervortretenden jungen Spitzen der ersten Blätter einen freundlichen Anblick dar, wie man ihn in derselben Jahreszeit auch in Oberitalien haben kann. Im Winter kultivirt man Weizen und Gerste, doch nicht in genügender Menge, um die Bewohner zu ernähren. Auf die übrigen Culturen einzugehen, würde zu weit führen; ich will nur bemerken, dass sich die südlichen Oasen Dachel und Chargeh vor Beharīeh durch den Anbau von Indigo auszeichnen; ferner ist ein Baum für die

letzteren charakteristisch, der in den nördlichen fast gar nicht vorkommt, die Nil-Akazie.

In der Kleinen Oase werden ungefähr dieselben Hausthiere gehalten, wie in Aegypten und den südlichen Oasen. Pferde finden sich wie in den letzteren nur in sehr geringer Anzahl; sie sind ein Luxusartikel, den nur die reichsten Bewohner sich gestatten können, welche auf diese Thiere nüglichen Werth zu legen scheinen. Als ich einen Ausflug nach dem oben erwähnten Haïs machen wollte, hielt mein Wirth, der die Stelle des Gouverneurs vertretende Unterofficier Rubi, es für ein Gebot des Anstands, dass die Reise zu Pferde zurückgelegt werde; es kostete indess grosse Mühe, zu diesem Zwecke zwei Pferde zu erlangen. Die meisten Pferdebesitzer, selbst meine besten Freunde, die mich und meine Cognacflaschen täglich besuchten, weigerten sich, ihre Lieblinge zu diesem Ausflug herzugeben. Esel werden dagegen in grosser Menge gehalten, die einem nicht sehr schönen, aber ausdauernden Schlage angehören. Rinder sind nur in geringer Menge, Büffel fast gar nicht vorhanden, nur einzelne Reichen halten letztere gewissermassen als Curiosität. Schaaf und Ziegen sind in einiger Menge zu finden, Kameele fehlen aber fast ganz. Einige der Vornehmen lassen sich alle paar Jahre ein oder das andere Kameel kommen, die aber nicht lange aushalten sollen. Der Grund des Nichtgedeihens ist mir nicht klar geworden; man redet hier und in den übrigen Oasen, wo Kameele gleichfalls sehr selten sind, davon, dass sie den Stich von Mücken und Fliegen nicht ertragen können. In der That habe ich bemerkt, dass die Mücken, die in der Umgebung der Quellen sehr zahlreich sind, die Kameele ungeduldig machen: indess im Nilthal werden viele Kameele gehalten, und dass es dort an Mücken nicht fehlt, wird allen Reisenden nur zu bekannt sein.

Die Anzahl der Menschen, welche das geschilderte Terrain bewohnen, habe ich nicht genau ermitteln können. In muhammedanischen Ländern existiren, schon der Absperrung der Harems halber, keine Volkszählungen, und ist es sehr schwer, etwas Zuverlässiges über die Einwohnerzahl zu ermitteln. Es wird theils aus finanziellen, theils auch aus religiösen Rücksichten dieser Punkt stets geheimnissvoll behandelt, und die Angaben, die etwa gemacht werden, sind eher zu klein, als zu gross. Cailliaud¹⁾ giebt die Einwohnerzahl von Qassr zu 800, von Bauiti und Mendischeh je 600, von Sabu 400 an. Mein obengenannter Freund und früherer Reisegefährte, Prof. Jordan, der im März 1874 2½ Tag in der Kleinen Oase verweilte, schätzt die Zahl der Bewohner von Qassr-Bauiti, also der westlichen Haupt-Culturinsel, auf 1000—1500.²⁾

Mir wurden angegeben:

1) Voyage à Méroé. I. p. 163, 164, 171, 172.

2) Rohlfs, Drei Monate in der Libyschen Wüste. S. 218.

in El Qassr	500	erwachsene	Männer,
„ Bauiti	600	„	„
„ Mendischel	300	„	„
„ Sabu	200	„	„

Das würde für die ganze Oase ausser Haïs 1600 erwachsene Männer ergeben, wobei wohl die in den entfernteren kleinen Culturinseln angesiedelten, aber in einer der grösseren Ortschaften heimathsberechtigten Individuen mitgerechnet sind. Wenn man nach dem gewöhnlichen Ueberschlag, um die Gesamtbevölkerung zu erhalten, diese Zahl mit 4 multiplicirt, würde man 6400 Einwohner bekommen, eine Zahl, die mir ganz wahrscheinlich erscheint.

Diese Bewohner zerfallen in eine sehr überwiegende Mehrzahl von Eingeborenen und in fremde Ansiedler. Von letzteren halten sich erstens stets in Folge des lebhaften Karawanenverkehrs einige Araber der am Westrande des Nilthals nomadisirenden Stämme in der Oase auf, die indess kaum als dort ansässig zu betrachten sind.

Ferner giebt es eine Colonie von Bewohnern der Oase Siuah, die eine eigene kleine Ortschaft, Adjuseh bei Mendischel, bewohnen. Es ist bemerkenswerth, dass diese fremden Colonisten, welche zu Cailliand's Zeit bereits dort angesiedelt waren, noch jetzt, also mindestens in der dritten Generation, ihren heimischen Berber-Dialekt neben dem Arabischen beibehalten haben. Die Kenntniss des Siuahmischen ist bei den Oasenbewohnern auch weiter verbreitet, da viele derselben zu Handelszwecken Siuah besuchen.

Ferner giebt es eine grosse Anzahl von Negerklaven in der Oase. Endlich finden sich Personen dort, die mir als Zigeuner mit dem im Nilthal gewöhnlichen Ausdruck Rhadjäri bezeichnet wurden. Es wird dieses Wort übrigens, wie mich mein Dragoman, der des Französischen und Italienischen völlig mächtige Berberiner Ali belehrte, als Schimpf betrachtet. Man sagt dafür aus Höflichkeit „Dursi“, was eigentlich „Druse“ bedeutet. Ich habe nicht bemerkt, dass diese Leute ausser Arabisch noch eine andere Sprache sprechen. Ihre Sitten erinnern insofern an die der europäischen Zigeuner, als sie eine ziemlich unstäte Lebensweise führen; sie stehen zu gewissen reichen Oasenbewohnern in einer Art Clientelverhältniss. Diese räumen ihnen eine Wohnung ein, wofür die Rhadjari einige Zeit für sie arbeiten, aber nicht lange auszuhalten pflegen. Auch die Zigeuner der Oase beschäftigen sich, wie in Europa, hauptsächlich mit Kleinschmiedearbeit und Kesselflicken; die jüngeren Weiber betreiben zum Theil ein wenig ehrenvolles Gewerbe.

Abgesehen von diesen Fremden, die nur einen geringen Bruchtheil der Bevölkerung bilden, lassen sich unter den Bewohnern von Beharië nach ihrer Gesichtsbildung zwei Typen unterscheiden. Der eine, der hauptsächlich unter der ärmeren Classe vertreten ist, ist der ägyptische, der fellachische Typus, wie wir ihn im Nilthal besonders rein bei den Kopten, aber auch bei der muhammedanischen Landbevölkerung antreffen, mit den mandelartig

geschlitzten Augen und dicken Lippen, ein Typus, wie er uns bekanntlich schon auf den altägyptischen Monumenten begegnet. Die grössere Hälfte der Oasenbewohner zeigt aber eine Gesichtsbildung, die bei weitem mehr an die europäische erinnert, und noch weniger als an den ägyptischen, an den semitischen Typus der Araber erinnert, deren stark entwickelte krumme Nase schon so charakteristisch von den alten Aegyptern in ihren Darstellungen der gelben Asiaten aufgefasst worden ist.

Ich werde schwerlich fehl gehen, wenn ich diesen Typus, geleitet durch die Ermittlungen über die Geschichte der Oasen, auf die Berbernationalität beziehe. Brugsch hat mitgetheilt ¹⁾, dass die Bewohner der ägyptischen Oasen in den ältesten Zeiten nicht Aegypter, sondern Libyer waren, die wir heut zu Tage mit dem Namen Berbern bezeichnen, und speciell wird auf den Monumenten eine Völkerschaft genannt, die Tehennu, die neuerdings vielfach Gegenstand historischer und ethnographischer Erörterungen geworden ist, weil sie auffallend weiss und oft blondhaarig dargestellt werden und mit den sogenannten blonden Kabylen vielfach in Beziehungen gebracht worden sind. Dass also ursprünglich die Bevölkerung der Oasen libysch-berberisch war, und dass in einer zwar Jahrtausende zurückliegenden aber doch bereits historischen Zeit sich die eigentlich ägyptische Bevölkerung, das Retuvolk in den Oasen ansiedelte, unterliegt keinem Zweifel.

Diese ägyptische Zeit hat hinreichend deutliche Spuren hinterlassen, und zwar monumentale Reste, von denen ich selbst das Glück hatte, in der Kleinen Oase noch nicht bekannte anzutreffen, die weiter zurückreichen, als die altägyptischen Denkmäler, die man bisher in den Oasen kannte. Auf einer Stele, von der ich eine Copie genommen habe, erkannte Hr. Geheimrath Lepsius den Namen des sehr bekannten Königs Tutmosis II., der früher als der grosse Ramses regiert hat; diese Inschrift ist also mehr als 1000 Jahr älter als das bisher bekannte älteste datirte Denkmal der Oasen, der Tempel von Charch, auf dem sich der Name des Perserkönigs Darius findet. Ausser diesen monumentalen sind auch sprachliche Spuren der altägyptischen Zeit zurückgeblieben; einige Ortsnamen deuten unverkennbar auf dieselbe zurück. In der grossen Oase findet sich der Ortsname Beris, den Brugsch als Stadt des Südens übersetzt, und der Name Ris findet sich auch in der Kleinen Oase wieder, indem eine der Hattieh's in Hais so benannt ist. Ebenso haben wir in der Oase Dachel einen altägyptischen Ortsnamen: Mut, den unveränderten Namen der Göttin Isis. Ein Ortsname dagegen, der auf einen Zusammenhang mit den jetzt von Berbern bewohnten Landschaften deutet, findet sich in der Oase Farafrah; Djillau, der Name einer Culturinsel, der sicherlich mit dem Namen der Oase Djalo oder Djalau in der Audjila-Gruppe identisch ist.

Ich muss bemerken, dass der Berbertypus der überwiegenden Mehrzahl der Oasenbewohner auch insofern seine Bestätigung findet, als die

1) Bull. inst. ég. No. 13, p. 95. Rohlfs, Drei Monate in der Libyschen Wüste. S. 335.

Gesichtsbildung, soweit ich nach der Erinnerung sagen kann, mit den Portraits, die Hr. Prof. Hartmann in seinen Nigritiern Taf. VII. und X. von algerischen Berbern gegeben hat, leidlich übereinstimmt.

Der Körperbau der Oasenbewohner ist nicht sehr kräftig, was mit ihrer unvollkommenen Ernährung zusammenhängen mag. Eine sehr deutliche Wirkung der ungeeigneten Nahrung spricht sich in den schlechten Zähnen aus, die Hr. Geh. Rath Virchow¹⁾ schon bei alten Gräberfunden aus der Oase Dachel constatirt hat. Er hat diese Erscheinung auf die zu einseitig vegetabilische Nahrung zurückgeführt, und dieselbe Wirkung könnte ich, durch diese Bemerkung aufmerksam gemacht, bei den heutigen Bewohnern der Kleinen Oase wahrnehmen. Es ist dies um so auffallender, als im Nilthal gerade schöne Zähne die Regel sind; mancher Tourist mag in Kairo und Alexandrien die Eseljungen um ihr Perlengebiss beneidet haben.

Im Grossen und Ganzen muss man die Oasenbewohner, sowohl die von ägyptischem, als die von berberischem Typus als entschieden hässlich bezeichnen; auch das „schöne“ Geschlecht weicht von dieser Regel nicht ab. Allerdings muss ich sagen, dass ich nicht viel Gelegenheit hatte, die weibliche Bevölkerung der Oasen kennen zu lernen, denn sie ist weit zurückhaltender, als man es nach den Erfahrungen in den übrigen Oasen erwarten sollte. Eine sehr auffallende Erscheinung, die ich wohl an dieser Stelle besprechen muss, ist das verhältnissmässig häufige Vorkommen von blondhaarigen und blauäugigen Menschen, eine Erscheinung, die mich in besonderem Maasse interessiren musste, weil ich selbst ein ausgezeichnetes Beispiel von Pigmentmangel in einer sonst schwarzhaarigen und dunkeläugigen Race abgebe. Ich bin von jüdischer Abstammung und alle übrigen Mitglieder meiner Familie, mit Ausnahme meines älteren Bruders, haben wenigstens dunkles Haar, während allerdings sowohl in der Familie meines Vaters als in der der Mutter schon seit mehreren Generationen helle Augen vorgekommen sind. Ich habe dieselbe Combination, wie sie an meinem Bruder und mir beobachtet werden kann, die blonden Haare und die blauen Augen, welche etwas lichtscheu, myopisch und mit angebornem Strabismus und Nystagnus behaftet sind, mehrfach in dieser Oase wiedergefunden, und zwar an Kindern sowohl wie an Erwachsenen. Es wurde mir gesagt, dass es Familien gäbe, die, so lange man zurückdenken könne, blond und mit blauen, lichtscheuen Augen versehen sind. Es hat diese Erscheinung ein besonderes Interesse. Hartmann (Die Nigritier, I. S. 262 ff.) erörtert ausführlich, dass man auf das häufige Vorkommen blondhaariger Menschen in den Berberstämmen ein freilich zu grosses Gewicht gelegt hat. Dass man diese Variation, die ich für eine pathologische halte, bei einer Bevölkerung wiederfindet, die sicherlich mindestens einen bedeutenden Bestandtheil von Berberblut enthält, ist indess sicher nicht ohne Bedeutung und lässt sich eine

1) Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie 1874. S. 127.

Beziehung zu den hellfarbigen Tehennu, den ältesten Bewohnern der Oasen, wohl kaum von der Hand weisen.

Die Sprache ist in den Oasen mit der Ausnahme, die wir vorher kennen gelernt haben, die arabische, wie überall in Aegypten; die fehlerhafte Aussprache des Djim (ج) als g, Schin (ش) als ss und die eben so fehlerhafte Nichtaussprache des Qaph (ق), wie sie im unteren Nilthale stattfinden, kommen in den Oasen nicht vor.

Die Wohnungen der Oasenbewohner haben ungefähr die Bauart, wie man sie im Nilthal anzutreffen pflegt. Die Häuser sind indess nicht so ganz schmucklos und unsolide construiert, wie man sie in den meisten Dörfern des Nilthales findet. Sie sind meistens mehrstöckig, welche Bauart man in den Dörfern des Nilthal fast nie antrifft. Sie hat ihren Grund wohl hauptsächlich in strategischen Rücksichten. Die Bewohner sind nämlich den räuberischen Ueberfällen der Nomaden von Tripolis und selbst der Beduinen des Nilthales ausgesetzt. Die Rücksicht auf Vertheidigung gebietet, die Wohnplätze möglichst zusammenzudrängen; hierdurch erklären sich die mehrstöckigen Häuser, ebenso wie die überbauten Strassen, welche nicht bloß zwischen, sondern auch unter den Häusern hindurch führen, so daß eine Oasenstadt mehr einem Dachsbau, als einem menschlichen Wohnort gleicht. In Beharfeh tritt indess diese Eigenthümlichkeit nicht so scharf hervor, als in Chargeh und Dachel, namentlich aber in Siuah.¹⁾

Eine Eigenthümlichkeit der Kleinen Oase ist die Verwendung von Bruchsteinen zu den Aussen-Mauern, während dieselben sonst nur von Lehm errichtet sind, wie das im Nilthale allgemeine Sitte ist.

Auch die Kleidung der Oasenbewohner ist im wesentlichen dieselbe, wie im Nilthal. Nur die Reichen kleiden sich einigermassen sorgfältig, während die Kleidung der Aermeren mehr als einfach zu nennen ist. Bei schweren und schmutzigen Arbeiten, z. B. bei den Reparaturen der Brunnen, wo die Arbeiter im Wasser stehen müssen, wird der Oberkörper noch weit über den Gürtel herab bis beinahe zu den Schaamtheilen entblösst. Bei Feldarbeitern traf ich als einzige Bekleidung ein Hemde, das kaum bis zu den Kniekehlen hinabreicht, und von einer Binse, die gürtelartig zusammengebunden ist, festgehalten wird.

Als Fussbekleidung dient auch bei den Reichen nur bei feierlichen Gelegenheiten der bekannte rothe ägyptische Schuh²⁾, oder seltener der gelbe marokkanische Pantoffel³⁾; in der Regel trägt man derbe Leder-Pantoffeln, ganz ähnlich den Berliner „Pantinen“. Die Palmbastpantoffeln⁴⁾, wie sie in Farafrah üblich sind, kommen selten vor. Die Armen und Kinder gehen, wie im Nilthal, fast immer barfuss.

1) Vgl. Rohlfs, Von Tripolis nach Alexandrien, II. S. 133, 140. Drei Monate in der Libyschen Wüste, S. 313.

2) Rohlfs, Drei Monate etc. S. 92. Fig. 3. 4.

3) A. a. O. Fig. 5.

4) A. a. O. Fig. 6.

Tätowirung findet wie in Aegypten sehr allgemein statt; fast alle männlichen Bewohner haben auf den Vorderarmen eine Sonne und auf den Händen Längsreihen von Punkten, die zwischen den Fingern verlaufen.

Wie im Nilthale, tragen Weiber und Mädchen in dem einen Nasenflügel einen kleinen silbernen Ring. Ohringe werden von Weibern und Knaben getragen von der Form, wie man sie in Kairo im Bazar der Goldschmiede sieht; der untere Theil des ziemlich grossen Reifes ist flach, von halbmondförmiger Gestalt und mit Münzen und sonstigen Zierrathen behängt.

Besonders bemerkenswerth ist die Haartracht der Oasenbewohner, in welcher ein Unterschied zwischen Reicheren und Aermern stattfindet. Die Letzteren tragen ihr Haar kurz geschoren, während die Reicheren immer einige Zöpfe oder Flechten (arab. barabir) rund um den hinteren Theil des Kopfes stehen lassen. Die öfter genannten Tehennu werden auf den Monumenten immer mit einer sehr langen Haarflechte, die auf einer Seite bis über die Brust herunterhängt, abgebildet. Wie das verhältnissmässig nicht seltene Vorkommen hellfarbiger Individuen erinnert mithin auch die Haartracht der heutigen Oasenbewohner an ihre Vorfahren im grauen Alterthum.

In der Einrichtung der Wohnungen ist bei aller durch die orientalischen Sitten gebotenen Einfachheit bei den Reichen eine gewisse Wohlthätigkeit nicht zu verkennen: man findet schöne Teppiche und fein geflochtene Matten. Ein besonderer Luxus wird bei der Ausstellung der Waffen entfaltet. Man findet Pistolen und Karabiner mit prächtig damascirten Läufen und reich mit Silber eingelegten Kolben. Wie bei den Nilthal-Beduinern sind indess hier noch Steinschlosswaffen in ausschliesslichem Gebrauch; sonderbarer Weise war die einzige Percussionswaffe, die ich dort sah, eine Miniatur-Pistole, die einem Knaben als Spielzeug diente. Dass mein Revolver als nie gesehenes Wunder angestaunt und mit habgierigen Blicken betrachtet wurde, ist selbstverständlich.

Die Industrie der Oasenbewohner liefert nur wenige bemerkenswerthe Erzeugnisse. Ausser hübschen Flechtarbeiten aus Binsen und Palmblättern, die hier wie in den übrigen Oasen angefertigt werden, sind besonders die porösen

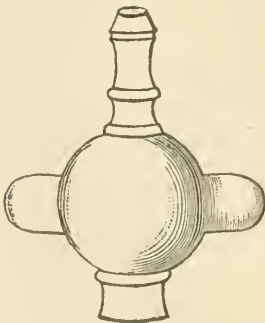


Fig. 1.

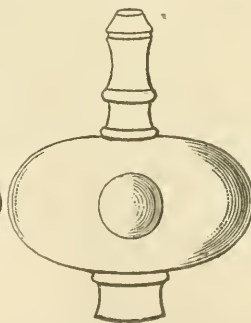


Fig. 2.

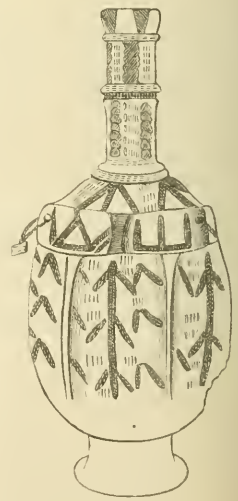


Fig. 3.

Thongefässe (Qullah's) zur Abkühlung des Trinkwassers zu erwähnen, von denen sich das in Fig. 1 und 2 von vorn und von der Seite abgebildete durch seine ungewöhnliche zweibucklige Gestalt, das Fig. 3 dargestellte hingegen durch reiche Verzierung mittelst eingedrückter Punkte und mit rother Farbe aufgemalte Linien-Ornamente auszeichnet.

Die Nahrung ist, wie bemerkt, fast ausschliesslich vegetabilisch. Fleischgenuss kommt bei den Aermeren ausserordentlich selten, auch bei den Reichen nicht häufig vor. Der Küchenszettel, selbst bei der Bewirthung Seitens der Letzteren, ist ausserordentlich einfach. Es fand meist nur eine Abwechslung von Reis, Milch und Milchreis statt.

Wie das im Orient vielfach üblich ist, pflegen die Feldarbeiter auf dem Acker die Weizenkörner aus den halbreifen Aehren, oberflächlich geröstet, zu verspeisen. Ich erwähne diese Sitte wegen der eigenthümlichen Art des Feuer-Anzündens, welche bei dieser Gelegenheit in Anwendung kommt, und die, im übrigen Aegypten völlig unbekannt, jedenfalls die interessanteste kulturgeschichtliche Thatsache ist, die ich auf dieser Reise ermittelte. Wie bei den rohesten Urvölkern wird nämlich das Feuer zu diesem Zweck durch Reibung angefacht, während sonst in den Oasen Stahl und Stein, und auch vielfach Streichhölzer in Gebrauch sind.

Diese primitivste Art des Feueranmachens wird hier in folgender Weise ausgeübt (Fig. 4): Es wird von dem trockenen Blatte der Dattelpalme das untere etwa 4 Decim. lange dicke Ende der Rippe (Djerid) abgeschnitten und durch einen Längsschnitt das faserige Innere bloss gelegt. In dieser Fläche wird eine Rinne ausgeschnitten. Das eine Ende dieses so behandelten Blattstielstückes wird nun von einem Manne mit dem Fusse festgehalten und nachdem dasselbe durch einen untergelegten Stein oder ein Stückchen Holz hohl gelegt, reibt ein anderer mit dem in beiden Händen gefassten oberen dünnen Stücke desselben Djerid in der Rinne auf und ab, anfangs langsam und mit grosser Kraft, allmählich aber immer schneller und schneller. Auf diese Art lösen sich von dem sehr spröden, kieselsäurereichen Gewebe kleine Partikelchen ab, die erst verkohlen, dann in's Glimmen gerathen, und in ähnlicher Weise, wie Herr Jagor¹⁾ an einem Bambusfeuerzeug von den ostasiatischen Inseln gezeigt hat, hat sich in etwa 1½ Minuten eine genügende Quantität glimmender Kohlenstaub angesammelt, um trockenes Gras in Brand zu setzen.

In den Getränken fand ich verhältnissmässig eine grössere Mannichfaltigkeit als in den Speisen. Man bereitet in der Kleinen Oase allgemein



Fig. 4.

1) Verhandl. der Berl. Ges. für Anthrop. 1872 S. 126.

den im Nilthale unbekanntem Palmwein (Lagbi), welcher etwas moussirt, sehr erfrischend und nicht allzu stark berauschend ist, während ich dem dortigen Dattelschnaps keinen Geschmack habe abgewinnen können.

Ein gleichfalls mir im Nilthale nicht vorgekommenes Getränk ist warmes Zuckerwasser mit Zimmt und anderen Gewürzen, welches mir in Ermangelung von Kaffee einige Male servirt wurde. Diese nicht unangenehm schmeckende Flüssigkeit soll besonders bei gegenseitigen Besuchen der Harems in Gebrauch sein.

Die in der Oase gewöhnlichen Krankheiten sind fast dieselben wie im Nilthale. Wie dort sind böartige Augenkrankheiten nicht selten und begegnet man häufig Blinden oder Einäugigen. Die Sterblichkeit unter den Kindern im zarten Alter ist sehr gross; gegen die nicht seltenen Krämpfe derselben wendet man das Glüheisen auf die grosse Fontanelle an. Man findet öfter Oasenbewohner, welche durch eine haarlose Stelle in dieser Gegend bekunden, dass sie die Krankheit und das heroische Heilverfahren überstanden haben. Wie bekannt, haben die Oasen vor dem eigentlichen Aegypten das Privilegium *flebile* des häufigen Auftretens von Wechselfiebern in der heissen Jahreszeit, welche nicht selten einen perniziösen Verlauf nehmen. Obwohl ich glücklicherweise keine Gelegenheit hatte, die Krankheit selbst zu beobachten, war bei vielen Bewohnern das gelbgrünliche Fieberskolorit unverkennbar.

Uebrigens sind die Einwohner diesem verheerenden Feinde nicht ganz schutzlos preisgegeben, da die Regierung auf ihre Kosten einen Arzt dort unterhält, der in der Regel alle sechs Monate abgelöst wird. Der damalige Vertreter der Heilkunde, Saleh Effen di, schien noch einige Reminiscenzen der von ihm vor 30 Jahren in der medicinischen Schule zu Kairo erworbenen Kenntnisse zu besitzen; er liebte es, von seinen französischen Professoren zu sprechen und stand jedenfalls in seiner Kunst weit über einem jüngeren Collegen, den ich zwei Jahre früher in Dachel kennen zu lernen die Ehre hatte. Im Uebrigen schien der alte Herr sich weit mehr mit dem Studium des Koran und mit den öffentlichen Angelegenheiten, als mit der ärztlichen Praxis zu beschäftigen; er gehörte zu den fleissigsten Besuchern der Senussi-Sauial und diente (wie auch der „Obermedicinalrath“ in Dachel) der Regierungsbehörde als Secretär. In dieser Eigenschaft hat er mich wiederholt um ein Geschenk von — einigen Bogen Schreibpapier angesprochen, welches dort ein seltener und gesuchter Artikel zu sein schien.

Die chedivische Regierung ist in der Kleinen Oase durch einen Statthalter vertreten, der den Titel Mulächis führt (in Dachel heisst derselbe Hakim). Zur Aufrechthaltung seiner Autorität, bez. zur Sicherung des pünktlichen Eingehens der Steuern, genügt ein Commando von 9 ausgedienten Soldaten unter dem Befehl eines Tschauisch (Unterofficier). Bei meiner Ankunft war die Stelle des Mulachis schon seit mehreren Monaten unbesetzt; als Uekil (Stellvertreter) desselben fungirte der erwähnte Tschauisch, Namens

Rubi, welcher sich besonders die executive Handhabung der Polizzi-Gerichtbarkeit durch eigenhändige Vollziehung der Bastonade, deren unfreiwilliger Zeuge ich wiederholt wurde, angelegen sein liess. Gegen mich benahm sich Rubi übrigens, in Erwartung eines reichlichen Baksehisch, welches ihm später auch zu Theil wurde, ausserordentlich zuvorkommend. Er räumte mir und meinem Berberiner Ali die beiden sonst vom Mulāchis bewohnten Zimmer des Regierungsgebäudes ein, und bestimmte täglich einen der sog. Wächter (Rhafir), welche von den Gemeinden zur Unterstützung des Militair-Commando's aus der ärmeren Bevölkerung gestellt (und sehr kärglich bezahlt) werden, zu meinem Dienste. Die eigentliche Verwaltung der Ortschaften liegt übrigens in den Händen ihrer Gemeindebehörden, welche wie in den übrigen Oasen eine patriarchalische Aristokratie bilden. Die Häupter der angesehensten Familien, welche wie überall im Gebiet der arabischen Sprache den Titel Schiūch (pl. von Schēch, Aeltester) führen, leiten die Angelegenheiten der Gemeinden unter der nominellen Oberaufsicht der Regierungsbehörden. Die angesehenste, einflussreichste und am meisten begüterte Persönlichkeit in der Oase ist der in El-Qassr angesessene Schech Osmān, welcher den Titel 'Omdah (von 'amūd, Säule) führt, den man etwa mit Gross-Schech übersetzen könnte. Sein Vater Salem hat noch zu Anfang d. Jahrh. als selbständiger Fürst die ganze Oase beherrscht und unterwarf sich erst nach tapferer Gegenwehr den Truppen Mohammed-Ali's, kurz bevor dieser die Oase Siuah eroberte, also vermuthlich im Jahre 1819. Als Cailliaud im Januar 1820 die Kleine Oase besuchte, waren Abdallah, ein älterer Bruder Osmān's, und der Kadi Musa die angesehensten Personen in El-Qassr. Das Amt des Kadi ist in dieser Familie erblich geblieben, da es jetzt von seinem Enkel Mohammed bekleidet wird, welcher zur Zeit meines Besuches in Abwesenheit des Gouverneurs eine höhere Autorität auszuüben schien als der des Lesens und Schreibens unkundige Vertreter desselben, der Unterofficier Rubi, und unter Assistenz des Arztes Saleh-Effendi alle officiellen Ausfertigungen ausstellte und entgegen nahm.

In den Händen der wenigen angesehenen Familien concentrirt sich der gesammte Grundbesitz und nahezu alles Kapital-Vermögen in der Oase. Die ärmere Klasse ist ausschliesslich auf die Arbeit in den Besitzungen der Aristokratie angewiesen, welche sie meist als Tagelöhner, seltener als Pächter verrichten. In der Regel werden nur die weit von den Ortschaften entfernten Aussengärten und Aecker verpachtet und zwar je nach der grösseren oder geringeren Entfernung gegen Abgabe von der Hälfte oder einem Drittel der Ernte.

Es ist kein grosser Unterschied in der Behandlung der Negerklaven und der freien Tagelöhner zu bemerken. Erstere sind ungefähr auf dieselbe Art gekleidet, haben auch Eigenthum, sammeln sich Vermögen und können sich unter Umständen aus ihren Ersparnissen frei kaufen. Bei dieser milden Behandlung ist ihr Betragen auch keineswegs so unterwürfig, wie man

es etwa bei den im Besitz europäischer Pflanzler befindlichen Negern findet. Bei der Erörterung eines anscheinend schwierigen Rechtsfalles, welche auf der Besetzung des 'Omdah Osmān in Haīs in meiner Gegenwart stattfand, betheiligten sich mehrere Sklaven in rückhaltloser Weise. Ein anderer Neger setzte ebendasselbst in längerer Rede seine Ansprüche auf ein gutes Bakschisch auseinander, ohne dass sein Herr mehr als ein Lächeln für diese Unverschämtheit hatte.

Die Steuerlast der Oasen-Bewohner ist nicht gering. Mit Einschluss von Farafrāh hat die Kleine Oase 700 Beutel¹⁾, also etwa 70,000 M. zu zahlen. Die Abgaben werden jährlich mehrere Male von Steuerempfängern, welche sämmtlich Kopten sind, eingezogen. Ausser einer Kopfsteuer, welcher auch die Aermsten unterworfen sind, lasten die Abgaben hauptsächlich auf den Quellen und auf den Palmbäumen.

Die religiösen Verhältnisse sind in neuerer Zeit in einer keineswegs für die Fortschritte der Civilisation günstigen Umwandlung begriffen, seitdem sich vor etwa 15 Jahren der fanatische Orden der Senussi-Brüder²⁾ auch hier angesiedelt und eine Sauīah (Schule und Bethaus) errichtet hat. Dieser Orden hat sich, gerade wie sein christliches Vorbild, die Jesuiten, hauptsächlich der Schule bemächtigt und imponirt auch den Oasen-Bewohnern, die sonst kein Vergnügen an dem Auftauchen dieser glaubenseifrigen Priester verspüren, durch seine pädagogischen Leistungen, insofern die Senussi-Brüder den Knaben Schreiben, Lesen und Rechnen beizubringen verstehen.

Im Uebrigen sind sie aber sehr wenig beliebt, da sie einen Krieg gegen die liebsten Genüsse der Bevölkerung eröffnet haben. Sie sehen das Kaffeetrinken mit ungünstigen Augen an, während sie, als aus der Berberei stammend, den Thee als etwas Unverfängliches betrachten. Der Schnaps ist streng verboten, sogar das Tabackkrauchen wollen sie nicht gestatten. Ferner wollen sie das weibliche Geschlecht in noch engere Schranken verweisen, als sie die in dieser Hinsicht ohnehin nicht liberalen Sitten der Landbewohner Aegyptens ziehen. So versagen sie den Frauen den Zutritt zu ihren Cultusstätten und wollen sie auch an den Jahrestagen der Heiligen ausschliessen, was natürlich den Männern, für deren Beköstigung bei diesen im Freien begangenen religiösen Volksfesten das schwächere Geschlecht zu sorgen hat, wenig genehm ist. Indess ist nicht zu verkennen, dass der Einfluss der Senussi, so unbequem ihre Anschauungen auch dem jüngeren, lebenslustigen Theile der männlichen Bevölkerung sein mögen.

1) Diese mir gemachte Angabe stimmt nicht ganz mit den auf der Rohlfs'schen Expedition eingezogenen Erkundigungen, da Rohlfs (Drei Monate etc. S. 97) für Farafrāh eine Steuersumme von 20, Jordan aber für Beharieh (a. a. O. S. 218) eine solche von 600 Beuteln angiebt. Da sich alle diese Angaben in runden Summen bewegen, ist es nicht leicht, sich für die grössere Glaubwürdigkeit der einen oder der anderen zu entscheiden.

2) Vgl. Rohlfs, Von Tripolis nach Alexandrien I. S. 75—77, II. S. 81, 82. Drei Monate etc. S. 78, 79.

bei den älteren, einflussreicheren Familienhäuptern im Wachsen begriffen ist. Schon können sie für ihre Bauten nicht nur die Schuljugend, sondern auch erwachsene Tagelöhner zur Frohnarbeit heranziehen; charakteristisch ist ein noch am letzten Tage meiner Anwesenheit in Baniti vorgekommener Vorfall, indem einer der Schech's eine Anzahl seiner Leute, die sich dieser Frohnarbeit weigerten, dem Tschauisch Rubi überantwortete, um sie über Nacht in's Gefängniss zu werfen, was dieser auch ohne Bedenken that.

Allerdings muss ich anerkennen, dass der 'Omdah Ōsmān, ein Hauptgönner der Senussi, mich stets mit der grössten Achtung und Freundlichkeit behandelt hat. Dagegen war es nicht zu verwundern, dass es bei der minder besonnenen Schuljugend, die täglich von ihrem Lehrer Sidi Adam durch Absingen eines Liedes, in dem den Mosslemin das Paradies, den „Nassārah ua Jahūd“ (Christen und Juden) aber das Feuer verheissen wird, zu einem Ausbruche des Christenhasses kam, indem einzelne Knaben mir „Ja kelb nussrāni“ (Christenhund) nachriefen und Steine nach mir warfen. Mein Dragoman beschwerte sich bei Sidi Adam, und dieser hat mir die Genugthuung gegeben, dass die Schuldigen in entsprechender Weise gezüchtigt wurden. Freilich ist zu erwarten, dass falls die ägyptische Regierung diese auch ihre Autorität in hohem Grade bedrohenden Fanatiker ruhig gewähren lässt, in 10 Jahren, wenn die jetzt unterrichtete Generation gross geworden ist, ein europäischer Reisender in Behariēh nicht so gut aufgenommen werden wird, als es bei mir noch der Fall war.

Es lässt sich nicht verkennen, dass die Senussi's, wie die Jesuiten, bei allem Fanatismus eine nicht geringe Schlaueit besitzen, und sich wohl hüten, mit angesehenen, unter dem besonderen Schutz der chedivischen Regierung stehenden Europäern anzubinden. Ich erfuhr, dass der Chef des Senussiordens, der bekanntlich zwei Tagereisen westlich von Siuah in Sarabub residirende Sidi Mahdi, den Senussi in Farafrāh, auf deren Anfrage den ausdrücklichen Befehl hatte zugehen lassen, die Rohlf'sche Expedition auf die höflichste und zuvorkommendste Weise zu behandeln. Hieraus erklärt es sich, dass ich bei meinem zweiten Aufenthalt nicht belästigt wurde. Dass Rohlf's bei seinen beiden Besuchen in Siuah Seitens der Senussi und ihrer Anhänger rücksichtsvoll behandelt wurde, ist aus seinen Reiseberichten¹⁾ bekannt; ebenso aber, in wie ernstliche Gefahr Nachtigal's Leben in der Oase Borku durch den dort durch keine Regierungs-Autorität gezügelten Fanatismus dieser Secte gebracht wurde²⁾.

Der Handel der Kleinen Oase mit dem Nilthal wird hauptsächlich von den am Westrande des Nilthals nomadisirenden Araber-Stämmen der Uelud Ali und Djauajis³⁾ (sing. Djauāssi) vermittelt, welche entweder die Waaren

1) Von Tripolis nach Alexandrien II. S. 128. Drei Monate etc. S. 178, 179.

2) Zeitschr. der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin VIII. (1873) S. 145, 146.

3) Diesem Stamme gehörte der von Th. v. Heuglin (Text zu Petermann und Hassenstein Karte von Innerafrika S. 103) und Rohlf's (Drei Monate etc. S. 62, 63) erwähnte Schech 'Omar-

auf eigene Rechnung befördern oder den in der Kleinen Oase ansässigen Kaufleuten ihre Kameele vermieten. Die Ausfuhr aus der Oase besteht fast ausschliesslich in Datteln, die dort in überreicher Menge und in vorzüglicher Güte producirt werden, ferner in etwas Reis und getrockneten Aprikosen; eingeführt werden neben Weizen, trockenen Gemüsen, Vieh, Colonialwaaren fast sämmtliche zur Kleidung und als Hausgeräth bei den Bewohnern dienenden Gegenstände, von denen ein sehr erheblicher Theil europäischen Fabriken entstammt. Bemerkenswerth ist, dass neben Streichhölzern in neuerer Zeit Cigarettenpapier in bedeutender Menge eingeführt wird, welches bei den Wohlhabenden einen allgemein begehrten Consum-Artikel darstellt.

Der früher sehr blühende Handel mit Siuah und weiter mit Audjila und Central-Afrika hat fast ganz aufgehört, seitdem die Einfuhr von Sklaven, welche früher auf diesem Wege schwunghaft betrieben wurde, von Seiten der Regierung wirksam unterdrückt worden ist. Die Modjaberah von Djalo in der Andjila-Gruppe, jene unternehmenden Handelsreisenden, die früher hauptsächlich diesen Verkehr vermittelten, und als Rückfracht meist Schiesspulver und Waffen für den Sudan aus Aegypten holten, meiden seit dem Verbote des Menschenhandels diese Strasse.

Ich habe bereits bemerkt, dass die Frauen in der Oase gegen Fremde sich zurückhaltender benehmen, als dies in den von besuchten Karawanenstrassen durchzogenen Oasen Siuah und nach Schweinfurth's Mittheilungen in Chargeh der Fall ist. Auch in Dachel und Farafrah, wo eine verhältnissmässig strenge Moralität herrscht, vermieden die Frauen keineswegs so ängstlich die Blicke des Fremden, wie ich dies in der Kleinen Oase beobachtete. Dass es indess dort an prostituirten Frauen nicht ganz fehlt, berichtet schon Jordan¹⁾; namentlich scheinen die Mädchen und Frauen der Zigeuner sich diesem Gewerbe zu ergeben. Jedenfalls tritt indess die Venus vulgivaga dem Fremden nicht so aufdringlich entgegen, wie selbst in den kleineren Ortschaften des Nilthals.

Die Ehen werden bei beiden Geschlechtern in sehr junglichem Alter

el-Massri an, ein Beduinenhäuptling, dessen thatenreiches Leben in den Gesprächen und Gesängen der Nilthal-Araber die erste Rolle spielt und wohl noch manches Menschenalter spielen wird. Keineswegs durch Körperkraft und ansehnliche Figur ausgezeichnet, vielmehr klein und schwächlich, wusste er sich doch bald durch sein geistiges Uebergewicht die leitende Stellung unter den Arabern des libyschen Nilufers zu verschaffen. Im Jahre 1855, unter der Regierung Said-Bascha's, führte er jene denkwürdige Auswanderung der in Aegypten angesiedelten Araber nach Barka an, von wo aus ihn seine abenteuerlichen Züge bis Dar Fur führten, wo er sich durch längere Zeit festsetzte. Nach dem Regierungsantritt Ismail's mit seinen Stammesgenossen amnestirt und zurückgekehrt, stand er auch bei der chedivischen Regierung in hohem Ansehn. Es war ursprünglich beabsichtigt, dass 'Omär-el-Massri die Rohlf'sche Expedition in die unbekanntenen Länder jenseit der Oasen geleiten sollte; indess wurde von dieser Begleitung später Seitens der Regierung Abstand genommen und so sind wir um die Bekanntschaft dieser jedenfalls höchst interessanten Persönlichkeit gekommen. 'Omär starb noch während oder kurz nach Beendigung der Rohlf'schen Reise.

1) Bei Rohlf's, Quer durch Afrika. S. 221.

geschlossen. Mehrere der Rhafir, junge unbärtige Menschen von etwa 17 bis 18 Jahren und völlig knabenhaftem Aussehen, nahmen meine Mildthätigkeit auf Grund eben erlebter Vaterfreuden in Anspruch. Den Luxus mehrerer Frauen können sich selbstverständlich nur wenige der reichsten Bewohner gestatten. Die im Nilthal bei den kleinen Mädchen stattfindende Excision der Nymphen soll auch in der Oase gebräuchlich sein.

Im moralischen Charakter der Oasenbewohner sind mir zwei hervortretende Züge aufgefallen, ihre Habsucht und ihre Abneigung gegen Gewaltthätigkeiten. Erstere Eigenschaft ist bekanntlich auch bei den Bewohnern des Nilthals in höchstem Maasse ausgebildet, wo sie indess in dem seit Jahrtausenden sich vererbenden Steuerdruck und in dem regen Fremdenverkehr ihre Erklärung findet. Ich war indess überrascht, in diesem weltfremden Erdenwinkel den Eigennutz bei Vornehm und Gering in so hässlicher Nacktheit hervortreten zu sehen. Dass mich Jeder, mit dem ich in Berührung kam, direct oder indirect um Geschenke ansprach, habe ich schon angedeutet; die Rhafir und schwarzen Sklaven heischten ihr Bakschisch, die grossen Herren baten um Papier, Cognac, sogar um meine aus dem Nilthal mitgebrachten Stühle, einen Luxusgegenstand, der sich nur bei dem Kadi und einem Schech im Dorfe Mendiseh vorfand. Die Geldgier äusserte sich aber bei Einzelnen in noch tadelnswertherer Weise und muss ich hier wenigstens einen unangenehmen Vorfall erwähnen, der während meiner Anwesenheit viel Staub aufwirbelte. Ich habe bereits erwähnt, dass für mich und Rubi zum Ausfluge nach Haïs zwei Pferde gestellt wurden. Dieselben gehörten einem der reichsten und angesehensten Einwohner von Baiti, Namens Abu-Seïd, der, wie ich später erfuhr, von den Gemeinden, die mich bei dieser Gelegenheit als ihren Gast betrachteten, einen sehr ansehnlichen Miethspreis für dieselben erhielt. Trotzdem scheute sich Abu-Seïd nicht, auch von mir bald bettelnd, bald trotzend eine gleiche Summe zu erpressen. Natürlich kam dieser plumpe Betrug bald an's Tageslicht und der Spitzbube musste seinen Raub herausgeben. Das Benehmen seiner Standesgenossen bei diesen Verhandlungen liess mich indess bemerken, dass sie weniger die Unehrlichkeit ihres Landsmannes an sich, als die Ungeschicklichkeit missbilligten, mit der dieser den guten Ruf der Aristokratie von Beharieh vor dem Chauāgah blossstellte.

Bei dieser ausgesprochenen Vorliebe der Oasenbewohner für den Besitz kommt der entgegengesetzte Fehler, Verschwendung, begreiflicher Weise selten vor. Es fehlt auch fast an allen Gelegenheiten, bei denen man anderwärts Geld vergeuden kann. Dennoch wurde mir einer der Rhafir, ein noch junger Mann, als ein früher wohlhabender Grundbesitzer bezeichnet, der sein Hab und Gut durch hiederliches Leben durchgebracht habe. Auf meine Frage, wie dies bei der Abwesenheit von Wirthshäusern etc. möglich gewesen sei, erhielt ich die Auskunft, dass er sein Geld meist im Hazardspiel verloren habe, welches dort in folgender eigenthümlichen Form ausgeübt

wird: Ein Stück Orangenschale wird in die Luft geworfen und der Umstand, ob beim Niederfallen die rothe oder die ungefärbte Seite nach oben kommt, entscheidet, wie bei uns Schrift oder Bild, über Gewinn und Verlust.

Die oben angedeutete Friedfertigkeit der Oasenbewohner könnte man auch Unselbständigkeit nennen. Ich war öfter erstaunt, wie bei den unbedeutendsten Vorfällen, Schlägereien zwischen Knaben etc., die Parteien es verschmähten, sich selbst Recht zu schaffen und die Entscheidung der Polizei in Anspruch nehmen. Ferner war es mir auffallend, dass die reichen Grundbesitzer wie der 'Omdah Osmân, bei Vergehen ihrer Sklaven das ihnen doch unzweifelhaft zustehende Züchtigungsrecht durch meinen Freund Rubi ausüben liessen. Dieser Tschauisch, dem Prügeln offenbar eine Lust war, war begreiflicher Weise wenig beliebt; während meiner Anwesenheit gerieth derselbe zweimal mit den Aeltesten von Sabu in thätlichen Conflict: indess beide Male fand unmittelbar nach dem Streite die durch zärtliche Umarmungen besiegelte Versöhnung statt. Das zweite Mal war ich selbst, bezw. mein Sammeln von Haarproben, die unschuldige Ursache des Zerwürfnisses. Ich sah in dem Dorfe Sabu einen blondgelockten Knaben von 3 Jahren, dessen prachtvolle Behaarung meinen Sammeleifer rege machte. Indess wurde nicht nur meine Bitte um eine Locke von der Mutter und dem Grosspapa, die sich in der Nähe befanden, rund abgeschlagen, sondern es entstand, besonders da der mich begleitende Rubi die Haarprobe mit Gewalt abschneiden wollte, ein Wortwechsel, von dem es bald zu Thätlichkeiten kam. Indess fielen auch auf der Höhe dieser aufregenden Scene, in die ich selbst verwickelt wurde, keine Schläge, sondern der Kampf bestand in einem gegenseitigen Hin- und Herzerren. Der entrüstete Rubi drohte mit Einquartierung und schweren Geldbussen, liess sich indess durch meine Fürsprache beschwichtigen und am folgenden Morgen wurde mir auch das *objectum litis*, die goldene Locke, eingehändigt, welche, so schwer erworben, die Hauptzierde meiner in den Besitz des Geh. R. Virchow übergegangenen Sammlung bildet.

Die empörende Lieblosigkeit der Eltern gegen ihre Kinder, welche ich auf meiner ersten Reise in der Nachbar-Oase Farafrah bemerkte¹⁾, habe ich in Behariëh nie beobachtet.

Schliesslich muss ich noch bemerken, dass meine Bekanntschaft mit den Institutionen, Sitten und Gebräuchen der Kleinen Oase eine gründlichere geworden wäre, falls meine Kenntniss der arabischen Sprache über das nothdürftigste Verständniss hinausgereicht hätte. Meinen Dragoman hatte ich nicht immer zur Hand; bei manchen verfänglichen Fragen war seine Benutzung ohnehin unstatthaft. Es wird mithin ein späterer Reisender, der mit voller Kenntniss von Sprache und Sitten im Nilthal die Oasen besucht an vorstehenden Mittheilungen wohl viel zu ergänzen und vielleicht Manches zu berichtigen haben.

1) Rohlfs, Quer durch Afrika. S. 282.

Bericht über die Sprache,

welche die

Chamies-	}	Indianer
Angáguedas-		
Murindoes-		
Cañasgordas-		
Rioverdes-		
Necodaes-		
Caramantas-		
Tadocitos-		
Patoes-		
Curasambas-		

sprechen.¹⁾

ine allen gemeinsame Sprache mit den Abweichungen, welche dialektisch erscheinen.

iese Sprache bezeichnen die Indianer mit dem Namen „embera bede“
Sprache der Menschen.

Allgemeine Bemerkungen.

Zeichen.

Das Zeichen ~ auf eine Silbe gesetzt, bedeutet, dass man sie ausprechen muss, indem man die Zähne auf einander gepresst hält.

Das Zeichen ^ bedeutet, dass die Silbe, worüber es steht, sehr durch die Nase gesprochen wird.

Dieses sind die einzigen Zeichen, welche Besonderheiten ausdrücken. Die Accentuation ist der Accent dahin gesetzt, wo ich das Wort habe benennen hören.

1) Der Verfasser, gegenwärtig practischer Arzt in Cali, hat lange in Choco gelebt und dort ein werthvolles Material gesammelt. Dort (zum Cauca-Staat gehörig) fanden sich neben den Indianern (von der Mündung des San Juan bis zu den Quellen des Baudo mit Negermischlingen zerstreut wohnenden) Chocoos, neben den Noánamos (besonders am oberen Taporal) und Citaráes (am Rio Bnei u. s. w.) die für caribischer Herkunft gehaltenen Darier, Cunas oder Irraiques (Perez). Im Staat Antioquia leben die Indianer, ausser bei Cañasgordas und Frontino, hauptsächlich an den Flüssen Verde, Sucio, Urama, sowie am oberen Laufe des Murri. Sinú, Rio Jorje und Leon (zum Theil von Greiff beschrieben). B.

Buchstaben.

Das I ist stets bei den Indianern stark und aus der Brust gesprochen. F, P und B geben einen Ton, in welchem ein Wenig von einem jeden dieser Buchstaben zu vernehmen ist.

Das Ñ lassen die Indianer hören (also wie ñ = nj im Spanischen).

Die Laute D, P, F, B verwechseln sie häufig, und wenn man Wort nachahmt oder solche verschiedenen Indianern abfragt, begehen sie deshalb die gleichen Verwechslungen, obwohl sie sich gegenseitig beobachten mögen; ich dagegen schrieb diese Worte so, wie ich sie von den Indianern welche von dem Verkehr mit den Columbianern zurückgezogen leben aussprechen hörte.

Diese Indianer besitzen eine grosse Leichtigkeit darin, denselben Sinn auf verschiedene Weise wiederzugeben, wogegen ich beim Niederschreiben diejenige Art angenommen habe, welche beim Sprechen die gebräuchlichste ist.

Ich konnte nicht dazu gelangen, vollständige Conjugationen zur Niederschrift zu bringen; ich besitze dies nur bruchstückweise und bin davon nicht befriedigt; ich hoffe jedoch später sie kennen zu lernen.

Bildung der Mehrzahl.

Die auf a endigenden Hauptwörter bilden die Mehrzahl auf ra. Beispiel:

Uarra, Knabe.	Uarrara, Knaben.
Tama, Schlange.	Tamara, Schlangen.

Die gewöhnliche Art der Pluralbildung besteht jedoch darin, dass man das Wort atuara dem Hauptwort folgen lässt; es wird hierdurch ausgedrückt mehr als ein Gegenstand, wie bei folgenden Hauptworten:

Te, Haus.	Te atuara, viele Häuser.
Anjau, Bank, Sitz.	Anjau atuara, Bänke, viele Bänke.

Bei den Fürwörtern existirt eine vollkommene Unregelmässigkeit, so hat mü, ich, in der Mehrzahl tai, wir.

Auch hat dieses Wort noch eine andere Pluralform tachi, wir; wenn man von dieser Form das ch auslässt, ergibt dies tai. (Bei den Indianern ist dies bei der Contraction der Worte sehr gebräuchlich.)

Tachicabana, wir, wird ebenfalls, wenn auch selten, für tai und tachi gebraucht und erscheint als eine Phrase, die man wörtlich mit: Wir, nicht Einer, übersetzen könnte.

Bichi, Du, Sie, hat im Plural taira, man nimmt also die erste Person im Plural tai und fügt die für die Pluralbildung der auf a endenden Hauptwörter gebräuchliche Silbe ra zu.

Ta oder San, er, jener, hat Sara, der vorhergehenden Bemerkung nach nach welcher ra den auf a endenden angehängt wird.

Chanan, jene, wird ebenfalls als Plural von Sara gebraucht.

Besitzanzeigende Fürwörter.

Die persönlichen Fürwörter werden zu besitzanzeigenden auf folgende Weise:

mēre, mein, von mū, ich.

In der Aussprache kennzeichnet es sich besser, als in der Schrift, indem diejenigen Silben, welche mit dem Zeichen ~ versehen sind, so ausgesprochen werden, dass man die Zäune aufeinander gepresst hält. — Nimmt man das e des Plural fort, so erkennt man, wenn man sie phonetisch prüft, die Stammsilbe.

berē, euer, ihr, von Bichi, du.

Ebenso heisst es:

ñante mere Jenes Haus ist mein.

ñante bere Jenes Haus ist euer.

Ausserdem werden jene Wurzelwörter als possessiva gebraucht, indem man sie gar nicht trennt, wie:

mūtenan Jenes Haus ist mein.

Bichitenan Jenes Haus ist unser.

Fügt man zu bichi die Silbe di zu, so wird es ebenfalls possessiv, wie:

ñe bichidi Sein Haus. (Ist sehr gebräuchlich.)

Tan, jener, ist ebenfalls mit di verbunden besitzanzeigend, wie:

ñandite Sein Haus.

Mit Tachi, unser, verhält es sich ebenso, also:

ñachidite Unser Haus.

Mit den übrigen Fürwörtern lässt sich dieses letzte nicht anwenden. Eigenschaftswörter werden dem Gegenstande, der mit der Eigenschaft bezeichnet werden soll, nachgestellt, man setzt also:

cunesa kalt.

To cunesa kalter Fluss.

Vergrösserungs- und Verkleinerungswörter.

Die Vergrösserungs- und Verkleinerungswörter bilden die Indianer durch die Worte churumá, gross, und chaqué, klein.

Mũguira churumá, grosser Mann, bedeutender Mann.

Mũguira chaqué, kleiner Mann, Mänuchen.

Diese Ausdrücke werden angewendet, wenn es sich um Grösse, Stärke u. s. w. handelt; bei Bezug auf Gehörs-, Geschmacks- und Fühlsinn braucht man aduara, piporoara.

Itua piporoara, oder piporoara itua, sehr gute Chicha.

Das Wort mo, Stein, hat eine ganz besondere Art von Augmentativ, nämlich:

Mogará, Sehr grosser Stein.

Ebenso sagt man auch: mochurumá.

Artikel und Conjunctionen.

In dieser Sprache giebt es keinen Artikel, noch eigentliche Conjunctionen. Es existiren als solche nur einige Zahlwörter, wie ome, zwei, zwei zusammen, abá, einer, einer allein, und das Verbum, welches oft verbindend steht, vorzugsweise das Wort buma und das Wort ma, welche in dieser Sprache als Hilfszeitwörter sehr häufig dienen.

Mũi amsá ancòne omé nansía, Mein Bruder und mein Vater gehen fort.

wörtlich übersetzt würde es heissen: Mein Bruder Vater beide gingen fort.

Adverbia und Präpositionen.

Die Adverbia und Präpositionen werden vermischt und die einen für die andern gebraucht, auch werden sie durch Objectswörter vertreten. Es sind folgende:

Eda	nach innen	Cade	weniger.
Ampũda	nach aussen.	Manguiribú	mittelmässig.
De	in.	Sam	wieviel?
Urú	oben.	Sama	wo?
Barréa	hinter.	Samane	wohin?
Itare	oben.	Samárama	warum?
Idú	in.	Saincànea	weil.
Namaná	hierhin.	Ensabiũde	bei Nacht.
Namani	dorthin.	Namacá	hierher.
Barí	nichts.	Nueda	gestern, neulich.
Adúara	viel.	Sacaide	wann?
Ensatra	die Hälfte.	Cáiba	wer? welcher?
Omá	ganz.		

Zeitbestimmungen:

Idí	heute.	Carrá	sechs Monate.
Nu	morgen.	Fafedí	Tagesanbruch.
Nunu	übermorgen.	Guebare	Abends (Aufhören des Lichts).
Numeda	am 4. Tage.		
Tedecoabá	ein Mond (14 Tage).		

Geschlecht der Hauptwörter.

Es giebt keine Endung, welche das Geschlecht der Hauptwörter anzeigt. — Man fügt dem Worte mûguira bei, um ein masculinum, und nena, um ein femininum zu bezeichnen. Dies im Allgemeinen. Also:

Bigui, das Wild, das Reh. Bigu uena, die Rehkuh. .
 Eteré, das Huhn. Eteré mûguira, der Hahn.

Ausnahme von dieser Regel ist:

Ambá, Bruder. Ambiema, Schwester.

Zahlen.

Die Indianer haben keine Ordinalzahlen.

Sie zählen mit Leichtigkeit bis 20. — Von dieser Zahl an weiter können sie es nur schwer, während wir mit ihren eigenen Zahlen bis in das Unendliche fortzählen können und von den Intelligenteren unter ihnen verstanden werden. Ihre Zahlen sind folgende:

Abá	1
Omé	2
Ompea	3
Guĩmane	4
Tua somá	5
Tua somá abá	6
Tua somá omé	7
Tua somá ompea	8
Tua soma guĩmane	9
Omé juá somá	10
Omé juá somá abá	11
Omé juá somá omé	12
Omé juá somá ompea	13
Omé juá somá guĩmane	14
Ompea juá somá	15
Ompea juá somá abá	16
Ompea juá somá omé	17
Ompea juá somá ompea	18
Ompea juá somá guĩmane	19
Guĩmane juá somá	20
Omá juá somá jini	20

Von da an und weiter sagen sie atĩara, viele.

Auslassungen.

Die Indianer lassen bei ihren Eigennamen häufig viele Silben aus, wie:

Azágama	Azama.
Guerágama	Guerama.
Manúgama	Manuma.
Chinchirágama	Chinchirama.
Siágama	Siama.

Bei Haupt- und Eigenschaftswörtern:

Nante, jenes Haus,	Nate.
Mūguira, Mann.	Mūguía.
Todalli, trinken,	Toi.
Chipajó, Tannzapfen,	Chijo.
Chicocode, essen,	Codai.
Caindalli, sich niederlegen.	Guidalli.

Ganz contrahirte Sätze.

Tonó chástrihida (Tonó esas), Rühre die Trommel.

In anderen Fällen werden eine oder mehrere Silben den Worten angefügt:

Curu, Topf,	Cucurú.
Piná, so,	Pidága.

Dieses Spielen mit der Sprache hat Personen, welche wenig beobachten glauben gemacht, dass sie bei jedem Schritte, den sie unter den Indianern von Columbia thaten, einen Dialect fänden.

Bruchstück von Conjugation.

Uandalli, gehen.

Präsens des Indicativ.

	Einzahl.		Mehrzahl.
Mū uáñama,	Ich gehe,	Tai uanda,	Wir gehen,
Bichí uánaca,	Du gehst,	Táira uanda,	Ihr gehet,
Tan burimá,	Er geht,	Tara uanda,	Sie gehen.

Präteritum.

Mū ara uchía,	Ich ging.	Tai uchía,	Wir gingen,
Bichí ara uchí,	Du gingst,	Taira uchía,	Ihr ginget,
Tan ara uchía,	Er ging,	Tara uchía,	Sie gingen.

Imperativ.

Uche,	Gehe.	Uándamaera,	Wir wollen gehen
-------	-------	-------------	------------------

Infinitiv.

Uandalli, gehen.

Es ist dies das vollständigste, was ich über diesen Gegenstand sammeln konnte; wenn es aber für die Wissenschaft von Interesse ist, so werde ich darauf hinarbeiten, genügende Beispiele zu erhalten.

Gespräche.

Embera bede. Indianersprache.

I.

Piu barimá?	Wie befinden Sie sich?
Pie bu.	Ich befinde mich wohl.
Piu barijá?	Sie befinden sich wohl.
Pie bu.	Ich befinde mich wohl.
Pichi juita embera bede berrielli?	Können Sie die Indianer - Sprache sprechen?
Mũ juita.	Ich kann sie.
Juita má.	Ich kann sie nicht.
Pichi trin cai?	Wie heissen Sie?
Guaticamá bidá.	Ich heisse Guaticamá.
Pichi truá sama?	Von welcher Gegend bist Du?
Mũ truá Chamindó.	Ich bin von Chami.
Pichi ancòne parabujá?	Haben Sie einen Vater?
Mũ ancòne parabumá.	Ja, ich habe einen Vater.
Sama buma?	Wo ist er?
Mũ ancòne eda buma.	Mein Vater ist draussen.
Sa mane?	Wohin?
Toi du togo yeda buma.	Er ist nach dem Fluss fischen.
Sacalla uche ma?	Wann wird er zurückkommen?
Nu nueda.	Uebermorgen.
Sája lleni.	Bis nachher.

II.

Ui sáma pesma?	Wo tödtete er den Bären?
Toidú peese.	Er tödtete ihn am Fluss.
Ui caiba pesma?	Wer tödtete den Bären?
Panchí abá pesma.	Panchi tödtete einen.
Chitrá atuara voasima?	Hatte er viel Fett?
Atuara voasima.	Viel Fett.
Ui e ta encima mũa nentollí.	Er möge das Fell des Bären bringen, damit ich es kaufe.
Mũ a poa pida ullí poavese etollí.	Ich bin noch beim Trocknen, wenn es trocken ist, werde ich es thun.
Ui è chi churumá?	Ist das Fell des Bären gross?
Caibe guiruma.	Es ist ziemlich gross.
Sam be ui he?	Wieviel kostet das Fell des Bären?
Bari nese.	Ich brachte es als Geschenk.

III.

Pichi uarra có?	Dieser ist Dein Sohn?
-----------------	-----------------------

Mũ uarra uaima.	Ich habe keinen Sohn.
Càne nan ipanachagué birumanbú?	Welchen Namen hat dieser kleine Vogel, der hier singt?
Atua má	Ich weiss nicht.
Pichi petachagué càne edabu manta?	Was enthält dieses Körbchen?
Quidiã, quera, quipará, pidúquera, eda para bu.	Pfeffer, Jagua, Balsam, ist darin.
Soma sambe bumanta pichi uarara?	Wieviel Söhne hast Du?
Mũ uarrara quimane buma.	Meine Söhne sind vier.
Mũ uarra abá buma.	Ich habe einen Sohn.
Càne pacuriá báme?	Wie heisst dieser Baum?
Suya envase mánamá.	Die Truthenne ist dorthin gelaufen.
Idi mŭjĩ adua buma.	Heute ist sehr warm.
Mũ ancàne sanésma.	Mein Vater kam an.
Ià quituá chi churúma.	Diese Blätter sind gross.
Sa càlla uañiamá?	Wann gehen Sie weg?
Mũ nunú uãní.	Ich gehe übermorgen weg.
Sain nuà enbasemá?	Warum kamen Sie nicht herab?
Mũ urú embasemá.	Ich kam nicht herab.
Mũ já uchimá.	Ich kam herab.
Tá ami quima.	Jene ist mein Weib.
To churumá poemaema, uãni mũ jarra pinse.	Der Fluss ist angeschwollen, ich kann nicht hinüber und sterbe vor Hunger.
Mũ te chia bachema sama voasiá?	Mein Haus fiel ein — wo werde ich leben?
Naquiama mũa abapeté enesma.	Naquiama brachte mir einen Korb.
Panchi mũa petá enëni nu.	Panchi wird mir morgen einen Korb bringen.
Eda voavadi.	Da drinn wohnt er.
Mũ nanquidá voavadi.	Ich wohne hier.

IV.

Ituá tode uandallí.	Wir gehen Chicha trinken.
Sama para meme ituá?	Wo gibt es Chicha?
Baja carrá be paima ne buma.	Der Himmel ist bedeckt, es ist ein schwarzes Gewölk.
Tué selleínbainjá.	Vielleicht wird es regnen.
Otá chí pirúa adúarama.	Dieser Weg ist sehr glatt.
Samane pé nentose manta?	Wo kaufte er Mais?
Chorona itabuse.	Alter, sei ruhig.
Pichia carrá atuade uaña ja?	Wollen Sie gehen eine Last tragen?
Uaña ma.	Ja, ich werde gehen.
Mũ nua mamia.	Ich werde nicht gehen.

Mūa abá ugú nentosi.	Verkaufe mir eine Bogensehne.
Pichia càne atuaburú?	Was tragen Sie?
Bari tés.	Nichts trug ich.
Sacaide nese?	Wann kam er?
Nū nueda nese.	Gestern langte ich an.
Pichi jue parú enevase?	Und brachten Sie nichts zu trinken?
Eneve nua.	Ich trug nicht.
Obisi pania, tóyema.	Ich habe Durst, Wasser zum Trinken.
Càne ema hè?	Was ist dies für ein Fell?
Iri iri buma.	Es ist von einem kleinen Tiger.
Sacaide enesma?	Wann kam er?
Càne enesma?	Was brachte er?
Bari nesma.	Er brachte nichts.
Mū usá iribas viusma.	Ich hatte einen Hund und er starb.

V.

Nani poe vaen mū tau.	Der Rauch belästigt mir die Augen.
Bichia càrea minu uasitai vai du?	Warum lebt er nicht mit uns?
Càrea vasi?	Warum gingen Sie fort?
Conèa munui vasema.	Ich entfernte mich nicht von Euch.
Mūi cāchirū tagúda envasemá.	Sie sind schlecht, da Sie mir nicht zu trinken gaben.
Mūa itua tagúda envasema.	Sie haben mir nicht einen Schluck Chicha gegeben.

(tagu scheint dem spanischen trago entnommen zu sein.)

Mūa chagará biasi.	Er zerbrach mir die Axt.
Bichia mūa palli barané.	Ihr werdet sie mir bezahlen.
(palli scheint dem spanischen pagar entnommen zu sein.)	
Satá de viusma.	Er ist todt.
Càne sande uansi?	Was ist zu thun?
Mūa atúa má.	Ich weiss es nicht.
Pichia juita nirajara embera bede?	Können Sie die Indianersprache?
Mū toidú juidie nauáinde biguí ode unusma.	Ich wollte über den Fluss schwimmen, und sah unterwegs ein Wild.
Mū anjone Murintó voavasi, mū tana Amparradó voavasi.	Mein Vater wohnte in Murindó, meine Mutter in Amparradó.
Mū usa pipoarara buma.	Ich habe einen sehr guten Hund.
Bia churumbera gauu juita cara?	Können Sie Pfeifen zum Rauchen verfertigen?

(churumbera aus dem Kastilianischen.)

Mūa carrá chichia atuara buancama.	Ich trug eine sehr schwere Last.
Ensavinde jué atuara sesma.	Die letzte Nacht regnete es sehr.
Pichi guinia toya já tájú?	Wollen Sie Tabak rauchen?

Mūa antoyema.	Ich will rauchen.
Mūa nūa toyema.	Ich will nicht rauchen.
Namacá caita baribuema.	Hier fasst man an.

VI.

Mū ite basi pacurúde, pacurúde basma.	Ich stieg auf einen Baum und fiel von demselben.
Nūeda mea uchi perona pesme.	Gestern ging ich auf die Jagd und erlegte ein Stück.
Mūa an pua jincara enesca jarada.	Brachte er mir die Rinde, die ich ihm aufgeladen.
Nūeda quebara bansi.	Gestern gingen sie spät fort.
Nejará barre barí juere nima.	Er trägt etwas in den Händen.
Nandallí.	Sie werden von dort kommen.
Iquērríma enamá buma.	Er bindet die Perlen (Geld) auf.
Guērríma callí.	Ein Gewebe mit Perlen machen.
Itare nambarí nemetá.	Treppe zum Hinaufgehen.
Chirumbera qūūisma.	Die Hirtenflöte verstummte.
Cayase.	Er mag sie verbrennen.
Pichité caita move bucara?	Ihr Haus ist weit?
Nūa para baima.	Es ist nicht weit.
Bichi té mura obara car?	Ist ein Weg für Maulthiere nach Ihrem Hause?

(mura dem spanischen mula entnommen.)

Pichia quira pame embase?	Warum bemalte er sich nicht?
Paquiría aimá.	Weil er nicht wollte.
Esabūde júe che bema.	Diese Nacht regnete es nicht.
Bajá jué me taguaima uaima pie bue.	Der Himmel ist diese Nacht rein.
Biguí uena chicocomanbú chinabé ju domanbú.	Die Venadakuh weidet und das Junge säugt.
Etar chaqué bia chidima; ite bulla bá anchi cain basí.	Das Küchlein piept, lass es schlafen.

VII.

Guerama jedeco endaque encenī.	Guerama wird kommen, wenn der Mond aufgeht.
Guerama chijima uarra encenī.	Guerama wird mit seiner Frau und seinem Sohne kommen.
Usá abá buma teda.	Ich habe einen Hund im Hause.
Pichi umbima coma sang carrá?	Wie alt ist Ihr Bruder?
Atua má.	Ich weiss nicht.
Pibua neva chebi bualla.	Ich warte noch.

Nu nama bua uamima mũ unuvalla.	Er wird mich noch morgen hier treffen.
Usá tau curumambú.	Der Hund holt den Bär heraus.
Ite cain voasia mancadé.	Ich schlief in meiner Hängematte.
Itare máncade manjedo jimbisia.	Binde meine Binsen-Hängematte an.
Chajirá uansia itua conansia.	Chaquira ging fort, weil die Chicha süß war.
Ituá ichí juá abá eda juese.	Er holte die Chicha selbst heraus.
Pe ē eda aubude mambu egué.	Er röstet den Mais in einem Topf.
Cātu pacurú unrú cainba.	Die Katze ist auf einem Pfahl eingeschlafen.
Auman pacurú me, agú buma baco-rosa.	Das Mädchen sitzt dort.
Mũguira anjau irí ede ambuate buma.	Der Mann sitzt hinten auf einer Bank.
Glbũ cambũ.	Er wärmt sich am Feuer.
Chi cunesá adora; ģlbũ caná uain.	Es ist sehr kalt, aber ich gehe mich am Feuer wärmen.
Pe chuda comambú uarra.	Das Mädchen isst Mais.
Tauchira naní inípoa burumá.	Die Fasern der Baumrinde trocknen am Boden.
Chájito uarchaqué baera bimambú.	Chajito tanzt mit seinem Söhuchen.
Chijima ambá juenenbeba etanse.	Die Schwester seiner Frau trägt ihn.
Mũ churumbera ome biguí bu.	Meine Pfeife hat die Gestalt von zwei Wildthieren.
Eda iunu bu barie.	Wenn er rauchen will, legt er Feuer auf.
Pichí uarra bache nua osoba.	Wenn Sie den Husten haben, können Sie nicht rauchen.
Tibu tan mũa callí bú fá hé chí juá baí.	Bringe mir eine Kohle auf Platanenrinde, damit ich mir die Hand nicht verbrenne.

Dieses ist ein gutes Beispiel für das Abkürzungsverfahren, welches die Indianer häufig anwenden. Daher die Nothwendigkeit, grosse Sorgfalt, Aufmerksamkeit und Zeit aufzuwenden, um diese Sprache zu sprechen und genügend zu verstehen. Ich werde die Verstümmelungen (nicht Synkopen), welche in jedem Worte sind, kennzeichnen, indem ich die in denselben ausgelassenen Silben hinzufüge und die ausgelassenen unterpunctire:

Tibuchia estanse mũa callibuma (fa an Stelle von) pata he bichí jua basi.	
Mua tibuchá anèa easia mũa chitau trua miudisia.	Er brachte mir einen Feuerbrand und ich zündete eine Kohle an.
Mũ churumbera jáma busia naun dura jita (quitua) jireta bari manea cúa cai baribú cânia.	Ich lege meine Pfeife auf das Blatt (Papier), damit der Wind sie nicht herunterwirft.
Sa calla uanima?	Wann reist er?

Mũ nunú nauí.	Ich reise übermorgen.
Uanĩa Chamindó carrá atúade.	Ich gehe nach Chami (Dorf) um Last zu bringen.
Mũa pia para uanĩa.	Wenn der Lohn gut ist, werde ich gehen.
Magará mũ nua uamia.	Wenn er nicht gut ist, werde ich nicht gehen.
Bia pallí bida.	Ja, ich zahle Ihnen gut.
(palli scheint von dem spanischen paga genommen zu sein.)	
Mũa tea mema.	Ich gebe es nicht.
Mũa téllama.	Ich gebe es.
Caiba piohiamento neco?	Bei wem kauften Sie dieses Messer?
Mũguira má nentocema.	Ich kaufte es einem Manne.
Endadáullica.	Ruhen wir aus.

VIII.

Chu nué uanda nué pipedeá (bedea) uanda.	Sie können nicht schweigen, sie sprechen viel.
Mama tèn teguatai.	Schritte lassen sich hören.
Osó tai.	Sie kommen hustend.
Idota barí.	Er spieit.
Embera tari manbé.	Dort sind die Leute.
Càmponĩa teda uanci.	Der Neger ging nach Hause.
Quirandé barie.	Ich erinnere mich nicht.
Nagurú puanabé.	Es ist windig.
Edai enapúparí, teguara pea parí tai (tachi) jaibaná.	Einige werden geheilt, Andere getödtet von unseren Aerzten und Hexenmeistern.
Idi ellede vasi.	Heute stieg ich auf Berg und Hügel.
Cànne etellama mũ anjone?	Was werde ich meinem Vater bringen?
Tropuade nũa embasí.	Ich fand nichts.
Pichi gua seguí fugase.	Ich liess Ihre Decke waschen.
Michia antea jai ysabe.	Meine Tücher sind schmutzig.
Pichite imasi.	Er fegt sein Haus aus.
Tabede bema embera embasi.	Diese letzten waren keine Indianer.
Sanguera janga pamparu nima?	Warum sind Sie so bleich?
Trueda bura uchí mũa bura ches mo- gará mũ troa má.	Weil ein grosser Stein heranrollte und mich vor die Brust traf.
Adúa tora.	Trinken Sie nicht mehr.
Mũa toguérian vuma.	Ich trinke, so lange ich Appetit habe.
Uanda pacurú hidemũ chagará iuñi.	Wir gehen einen Stock suchen, um einen Stiel an meine Axt zu machen.
Pania tes bicho.	Junge, bringe Wasser.
Mũ nãita panía jue indieyase.	Ich will Wasser trinken, bringe es mir.

Pània bidá.
 Guerama chijima ome panima tede.
 Càde urú se vidan dinama.
 Anbna uandallí vaen.
 Anbua uandafu chicajode uandallí.
 Tuá jinaberemía uarchaqué uchi.
 Mûi ituápiú naenda itua bia piu bera
 puá jarame jira guitúa vueda mû
 ituá piú sina jironí mi iullé utú pirú
 guirollí maera.

Tota isitú.
 Pània conoa membea.
 Vana se.
 Eda jécharace.
 Tachome cain buode.
 Mû juá tama jas.

Càn tama?
 Birri bē.
 Neara atúara parabú?
 Aduara.
 Acai! acai! mû juá chianchimá.

Geben Sie mir Wasser.
 Guerama und seine Frau leben im
 Hause.
 Erwartet wir die, welche später kommen.
 Damit wir zusammen gehen.
 Gehen wir zusammen frühstücken.
 Das Kind kommt geklettert.
 Ehe ich umfalle, weiß ich Chicha ge-
 trunken habe, wollen wir nach
 Papier gehen und sofort schreiben.

Der Fluss schwoll an.
 Das Wasser ist schmutzig.
 Gehen Sie nicht weg.
 Tritt ein und setze Dich.
 Ich gehe mit Dir schlafen.
 Eine Schlange hat mich in die Hand
 gebissen.
 Was für eine Schlange?
 Es war eine gefährliche.
 Ist sie sehr giftig?
 Sehr.
 Oh! Oh! meine Hand schmerzt mich.

Vocabularium.

A.

Abá	Einer.	Antorroabi	Ameisenbär.
Abúa	Frühstücken.	Ancocó	Mexikanischer Rabe.
Adúa	Nicht mehr. — Mehr.	Antá	Vegetabilisches El- fenbein.
Agubúma	Sitzen. Sich setzen.	Antadó	Elfenbeinfluss.
Aduatóra	Trinken Sie nicht mehr.	Annése	Sie brachten.
Ampúa	Bringen.	Antóyema	Ja, ich will rauchen.
Ambúa	Zusammen.	Antéa	Weinlaubgürtel.
Ampiuta	Ausserhalb.	Ancònc	Vater.
Ampárra	Maifisch.	Anchicain	Die Kütchlein zur Schlafstelle brin- gen.
Amparrachagué	Sardelle.	Ancára	Begleiter.
Ampurrumía	Reife Banane.	Anesma	Ich trug.
Amparradó	Maifischfluss.	Anguitrullí	Besuchen.
Ambá	Bruder.	Anese	Er trug. Sie trugen.
Antomiá	Der Ursprung des Bösen. (Teufel.)		

Añ	Excremente.	Atullí	Bringen.
Añtau	Der Hintere.	Ateallí	Bringen.
Añjau	Sitz.	Atea	Bringe.
Arjaita	Eine Palme.	Atúara	Viel.
Arúa	Oben.	Ató	Er bringt.
Arparúra	Eine Palmenart.	Atúade	Bringe.
Atúa	Nicht wissen.		

B.

Baberamá	Fischotter.	Bichú	Knabe.
Batacayec	Beischlaf.	Birumanbú	Singend.
Barí	Nichts.	Bichí	Du, Ihr.
Bacorosa	Unverheirathetes Mädchen.	Bichidí	Dein. Euer. Sein.
Bajá	Der Himmel, Him- melsgewölbe.	Biaguidí	Ansehnlich, hübsch.
Banía	Wasser.	Bichía	Das Deinige (auch chi und di als Suffixe).
Barréa	Hinter.	Bi	Bauch.
Basú	Kröte.	Biusma	Todt sein.
Basú neará	Frosch (aus dem Gift gewonnen wird).	Biari	Er brach.
Baesma	Vermeiden. Abfallen. Fliehen.	Bidibidí	Mit Dir.
Barané	Verpflichten.	Biãchidima	Ein Küchlein piept.
Bache	Abhang. Fall.	Boasima	Er hatte.
Bame	Zählen.	Boabadí	Schlafen.
Baerabimanbú	Getanzt haben.	Boavasi	Wohnen. Bewohnen.
Batasayes man- bidá	Beiwohnen.	Bosain	Chucha (Dickhäuter).
Berriellí	Sprechen. Unter- halten.	Boroján	Kopfunterlage aus Holz.
Béde	Idiom.	Boro	Kopf.
Bêre	Knochen.	Butumá	Wohlriechende Myrthe.
Berona	Guagua, vierfüßiges Amphibium.	Burúca	Pilz.
Beta	Zabaleta (Fisch).	Buda	Haar.
		Bubuade	Preis.
		Búe	Wolkenlos.
		Bu-Buma	Sein.

C.

Cachíra-Cachíri	Schlecht.	Catrea	Schnelligkeit.
Cachiruma	Er befindet sich schlecht.	Camponiá	Schwarz.
Casidi	Schnecke.	Câne	Wie?
Cau	Sohn.	Carrá	Tragen, Last. Wolke. Jahr von 6 Monaten.

Caná — Carrá	Baumart.
Catuga	Amomenpflanze.
Cancaña	Sterne. Johanniskäfer. Leuchtkäfer.
Caré	Papageien.
Cocoa	Menschlich. Körper.
Cacagua	Cacao.
Cáida	Lebensmittel (vegetabilische).
Cadó	Stachelratte.
Caindalli	Niederlagen.
Cain	Schlaf, Traum.
Cambú	Sich wärmen.
Cainbá	Eingeschlafen sein.
Cáiba	Wer?
Cà	Dieser?
Càne	Was?
Cádeurú	Hoffen. Erwarten.

Cállaco	Fabriziren.
Calli	Weben.
Cátra	Noch nicht.
Codalli ó Colli	
— Comaubú	Essen.
Couansía	Süss.
Conò	Schmutzig.
Carumanbú	Schnarchen.
Cunanbari	Bienenkorb.
Curú	Topf (irden. Gefäss).
Cummíu	Nabel.
Cunesá	Kalt.
Cusacusa	Wilder Hund.
Curijía	Kaninchen.
Cú	Kopflaus.
Cung	Nase.
Cungria	Nasenlöcher.

Ch.

Chioró	Schilf.
Chioroidi —	
Chioró — iri	Schilfdorn.
Chontrá ó Choroná	Alt.
Chidima	Aehnlich, gleich.
Chicocó	Speise. Nahrungsmittel.
Chipajó	Picha (eine Ananas).
Chitrú	Schwarz.
Chí	Sein.
Chisúguera	Milzkraut. Farnkraut.
Chastridalli	Singen.
Chiorocurú	Flasche von Schilf.
Chicharré	Hart. Fest.

Cheurumá	Umwerfen. Fallen.
Chi — Chia	Ist.
Churumá	Gross.
Chagué	Klein.
Chaguitá	Bohne.
Chifurrú	Rother Affe.
China	Frau. Mädchen.
Chitrá	Fett.
Chanan	Jene.
Chagará	Axt.
Chicomambú	Essen. Weiden.
Chitú	Es stinkt.
Chuda	Gekocht.
Chiehía	Schwer.
Chicojode	Essen.

D.

Dá	Für, in, auf.	Dé	Auf, in, zu.
----	---------------	----	--------------

E.

Edayés	Einholen.	Etuche	Empfangen Sie.
Etoyí	Bringen.	Etabarré	Feuerstätte.

Eteré	Henne.	Era	Ich.
Eteremúguiru	Hahn.	Enesma	Er brachte.
Etermuguirachaqué	Küchlein.	Ensaviude	Früher. Die letzte Nacht.
Etermú	Ei.	Ematra	Hälfte.
Ea	Gebirge.	Ecarrá	Schulter.
Eyeyase	Bringe.	Ellé	Hügel.

F.

Furr oder Furrú

Roth.

I.

Ibamá	Tiger.	Ipaná	Vogel.
Ibamafurrú	Löwe.	Irojaschá	Pfeifen.
Ibudú	Caouthout.	Iri	Dorn.
Ichurrú	Gürtelthier.	Iracará	Bart (Haare).
Idi	Heute.	Irimisí	Nacken.
Idotabari	ausspeien.	Ituá	Chicha.
Ii	Mund.	Itare	Hürde, — auf, oben.
Imasí	Kehren. Auskehren.	Ité	Auf.
Imuanba	Sonne.	Itellí	Hinaufsteigen.
Inbaná	Brücke.	Iteballí	Hinaufsteigen, klettern.
Iaró	Erde.	Itabuse	Ruhig sein.
Iorobá	Koth, Sumpf.		
Ipanachagué	Vögelchen.		

J.

Jaburra	Ameise.	Jedeco	Der Mond.
Jarbidú	Hunger.	Jïa	Wärme, warm.
Jarrapa — Jarra	Hunger.	Jiurú	Fleisch.
Jás	Beissen.	Jirani	Gesicht.
Jasima	Er biss.	Jincara	Biegsame Rinde.
Jarasia	Sprache.	Jima	Gattin.
Jara	Geschrei, Tumult.	Jietau	Kürbiss.
Jauchira	Rinde z. Einwickeln.	Jinara	Nebel.
Jayú	Gatte.	Jini	Fuss.
Jampua	Boot, Canoe.	Jimchagué	Zehen.
Jarànta	Hoden.	Jú	Brüste.
Jan	Jener.	Judalli	saugen.
Jabede	Die Letzten.	Jué	Es regnete.
Jeramé	Sprache.	Juetá	Hagel.
Jè	Haut, Leder. — Starke Rinde.	Juá	Hand.
		Juachagué	Finger.

Junembeba	Ein Kind tragen.
Juajinaboronia	Kinder necken.
Juidalli	Sich baden.
Judapacurú	Milchsaft gebender Baum.
Jueparudamagua	Rindendach.

Juita	Wissen. Kennen.
Juitacara	Verfertigen.
Jürū	Ohr.
Jurūiria	Ohrloch.
Juasoma	Fünf.

M.

Mamia	Nicht.
Mēmēmēre	Wildes Hulm.
Mēre	Mein.
Mó	Stein.
Mogará	Fels.

Moniá	Mehl von geröstetem Mais (Schwarzbrot).
Mūguira	Mann.
Muchitá	Ein kleiner Papagei.
Mūina	Kebsweib.
Mū	Ich.

N.

Nama	Hierher.
Namona	Dorthin.
Nan	Dieser.
Nani	Boden.
Naun	Wind.
Naunpūda	Pflanzenwolle.
Nambema	Grösser.
Nande	Heute.
Neco	Waldmesser.

Necochagué	Messer.
Nefono	Blume.
Nese	Er trug.
Ne	Gold.
Neurudalli	Graben. Miniren.
Neara	Gift.
Nearavasu	Frosch, aus dem man Gift gewinnt.
Nueda	Gestern.

O.

O	Weg.
Oa	Blut.

Omitoó	Hals.
Osoro	Hals.

P.

Pania	Wasser.
Pa	Donner.
Pagará	Ara — Vogel.
Pabirumá	Es donnert.
Pata	Platane.
Pacucarra	Wurzel.
Pata cuchá	Reife Platane.
Pancubá	Hauptmann.
Pampara	Bleich, grünlich.
Parú	Runder Dachziegel.
Pai	Bezahlen (vom spa- nischen pagar).

Paimo	Der Hintere.
Paniinaomé	Begleitet, vereinigt.
Pacurú	Holz. Baum.
Pacurupambatú	Pfahlwerk.
Pe	Mais.
Pebère	Maisähre.
Petachagué	Körbchen.
Perona	Guagua.
Pechaqué	Choco-Mais.
Pinacurú	Eine Art Knoblauch.
Pidú	Zahino (eine Art Wildschwein).

Pidúe	Tatabro.	Poe	Trocken.
Piduguera	Tolu-Balsam.	Poó	Weisses Maismehl.
Piaguidí	hübsch.	Poallí	Trocknen.
Pipoarara	Schmackhaft, an- genehm.	Puscha	Das Meer.
Pina	So.	Puschacasidí	Meerschnecke.
		Puda	Pflanzenwolle.

Q.

Quenú	Biene.	Quipará	Jagua (Frucht).
Quebare	Abend.	Quirúa	Schön.
Quedia	Eine Pfefferart.	Quiúdda	Bett.
Quitúa	Blatt.	Quiruma	Schön.
Quitúara	Blätter.	Quiguará	Hirsch.
Quimane	Vier.		

S.

Sama	Wo.	Siva	Blase.
Samane	Wohn.	Sieta	Ort (vom spanischen sitio).
Samárama	Woher.	Sonso	Faulthier.
Sain	Wie, weil.	Sunsu	Zuckerrohr.
Salleda	Berührung.	Surchagué	Rebhuhn.
Sau	Flasche, Flaschen- kürbis.	Surra	Wurm.
Setama	Betrüger.	Surrabí	Eingeweidewurm.
Sébidáuche	Zwischen.	Surraioró	Erdwurm.
Siballí	Uriniren.		

T.

Taucuru	Stirn.	Tama	Schlange.
Tauberre	Einäugig.	Tamara	Schlangen.
Tachome	Mit Dir.	Tana	Mutter.
Tausinú	Augenbrauen.	Tacone	Vater.
Taubirú	Augenlider.	Tasí	Farrenkraut.
Tau	Auge.	Táng	Salz.
Tafédi	Der Morgen.	Tacurú	Salzfass.
Te	Haus.	Tesinú	Fledermaus.
To	Fluss.	Tes	Er bringt.
Tomá	Pfütze.	Tebúchá	Licht.
Tondoí	unten.	Trin	Name, Zahl.
Trua	Erde. Land.	Togálloda	Fischen.
Tochagué	Kleiner Fluss. Que- brado.	Toa	Zabaletto.
Tumá	Stock.	Tono	Trommel.
		Tondoató	Der untere Fluss.

Tua	Angelhaken.		Tá	Frucht.
U.				
Uartollí	Gebähren.		Uenú	Sehen. Blicken.
Uartosima	Geboren sein.		Ui	Bär.
Uarbaraní	Schwanger sein.		Uié	Bärenfell.
Uandallí	Gehen.		Ugida	Köcher.
Uartóguera	Vanille.		Uegú	Blasrohr.
Uarchagué Uarra	Kind.		Uecá	
Uena	Frau.		Unjatú	Kleine Platane.
Uena cau	Schwester.		Urú	unter.
Umbema	Bruder.			
Esastridallí	Singen.		Tiurú	Fleisch.
Esas	Singe.			

Uebersetzt aus dem spanischen Original-Manuscript durch das Central-Bureau für Uebersetzungen, Max Karfunkel in Berlin.

Ueber Senam und Tumuli im Küstengebirge von Tripolitanien.

Von

Dr. Erwin von Bary.¹⁾

Am 13. November 1875 verliess ich die Stadt Tripolis, um mich durch eine vierwöchentliche Tour in den Bergen von Tarhuna und Gharian auf eine grössere Reise in die Sahara vorzubereiten. Das Reisen mit Kameelen ist so verschieden von allen anderen Arten des Verkehrs, dass es absolut nöthig ist, sich durch eine Probetour einige praktische Erfahrung zu verschaffen, bevor man eine weite Expedition unternimmt. Die meisten meiner berühmten Vorgänger, wie Barth und Rohlfs, haben diesen Versuch vorausgeschickt und auch ich bin vollkommen zufrieden, diese Regel eingehalten zu haben. Meine Begleitung bestand in meinem Diener Stau, der schon Rohlfs nach Ghadames und Murzuk gefolgt war, und zwei Kameeltreibern. Zelt und Gepäck wurde von zwei Kameelen getragen. Ich will nicht unerwähnt lassen meinen Araberhund Murzuk, der lustig vorauslief und jedes herannahende Wesen durch wüthendes Bellen ankündete.

Die Palmgärten von Tripolis setzen sich ununterbrochen bis Tadjurra fort, so dass diese ganze Strecke als eine Oase zu betrachten ist. Die schlanken Kronen trugen alle schwer herabhängende hochgelbe Fruchtbüschel, deren orangefarbige Stiele unter der Last zu brechen drohten. Zahlreiche Silos, von denen die meisten eingestürzt waren, sahen wir auf beiden Seiten des Weges, und nicht selten ragte die Krone eines hohen Feigenbaumes daraus hervor, der im Grunde des Silos Wurzel geschlagen hatte.

Von Tadjurra an änderte sich unsere Wegesrichtung, da unser nächstes Ziel Ain-Scherschara war, der Sitz des Mudirs von Tarhuna. Unmittelbar nachdem man die Strasse von Tadjurra, nach Süden marschirend, verlassen hat, tritt man plötzlich aus dem sich der Küste entlang hinstreckenden Palmgürtel heraus und hat die nackte Dünenregion vor sich. Sanfte Hügel dehnen sich nach allen Seiten aus, nur hie und da unterbrechen dunkelgrüne Stellen, dicht mit Binsen bewachsen, das monotone Gelb des Alles verdeckenden Sandes. Die zahllosen Hügel, ihre sanften Contouren und die helle Farbe des Bodens erinnern lebhaft an eine durch Schneewehen verhüllte Gegend, zierliche Wellenlinien zeichnet der Wind mit leicht beweglichem Staub auf den Abhängen und wie Rauch stäubt der Sand über die

1) Bericht an den Verein für Erdkunde zu Leipzig.

Gipfel der lang gedehnten Dünen. Die enorme Masse dieses allbeherrschenden Elementes, vom feinsten Staubkorn gebildet, übt einen eigenthümlichen Reiz aus, besonders wenn man vom Sandmeere auf den endlosen Palmstreifen blickt, der den Meeresstrand verhüllt.

Je näher wir dem Gebirge kamen, desto mehr war die allmälige Erhebung des Bodens zu bemerken, allein wenige Stunden bevor wir den Fuss des Plateau-Abfalles erreichten, sahen wir mit Verwunderung, dass das Terrain sich wieder hinabsenkt und eine förmliche Tiefebene bildet, dicht am Fusse des Hochplateaus.

Durch das Thal des Wady Dribu stiegen wir mühsam über Kalkgeröll und lehmigen Boden zum Plateau hinauf. Weissblühender Thymian und violetter Rosmarin bedecken die baumlosen Abhänge. Eine weite Aussicht nach allen Seiten lohnt reichlich für die Mühe des steilen Anstieges. Oben angelangt, zeigt die Umgegend durchaus keine flache Ebene, wie dies in Gharian und Jefren der Fall ist, sondern ein Hügelland mit zahllosen Gipfeln, die fast Alle Reste von alten Quaderbauten tragen.

Nirgends begegnet der suchende Blick des Reisenden irgend einer menschlichen Niederlassung, nur selten trifft man Schaf- und Ziegenheerden von einem halbnackten Araber geleitet, dem die zahlreichen natürlichen Höhlen Obdach bieten.

Ain-Scherschara ist das erste fließende Wasser, das wir auf unserer Reise treffen, ein dünner Wasserfaden, der sich zwischen hohen senkrechten Lehmwänden schlängelnd nach Norden wendet. Ein weisses Gebäude in Quadratform, auf allen vier Seiten hohe Mauern darbietend, ist das Kasr Ain-Scherschara. Dasselbe liegt dicht neben dem Bache gleichen Namens. Eine einzige Palme am Fusse des Hügels, auf dessen Abhang das halbzerfallene Gebäude steht, lässt den Baumschmuck nur um so empfindlicher vermissen. Dieses elende Haus ist der Wohnort eines Mudir, der ganz Farhuna unter sich hat. Der fieberkranke Mann empfing mich mit der gewöhnlichen Gastfreundschaft der Osmanli. Ich hielt mich jedoch nicht lange auf, sondern zog den nächsten Tag weiter nach Osten, dem Lager der Bu-Sellem zu. Die Gegend wird hier immer offener und die Hügel sind niedriger und flachgestreckt.

Im Lager der Bu-Sellem wurde ich vom Scheich Ali-el-Merejet auf's Beste aufgenommen und da ich aus Barth's Bericht wusste, dass zahlreiche Ruinen in der Nähe waren, so entschloss ich mich, hier mein Standquartier aufzuschlagen und die Umgegend nach allen Richtungen zu durchforschen. Mein erster Besuch galt dem Kasr Doga, welches ich $\frac{1}{2}$ Stunde nördlich vom Zeltlager der Bu-Sellem erreichte. Dieses römische Denkmal ist so arg zerstört, dass nur das unterste Stockwerk noch aufrecht steht, ringsum von einem Steinhaufen umgeben, in welchem sich Säulen und Kapitüle erkennen lassen.

Die Lage dieses Mausoleums ist äusserst romantisch auf einem kleinen

Hügel, am Beginne des Wadi Doga, welches sich hier aus mehreren Zuflüssen vom offenen Hochlande her sammelt und nun zwischen hohen steilen Hügelreihen eingezwängt, nach Norden fließt und wenige Minuten vom Kasr entfernt, einen kleinen Wasserfall bildet, in dessen Bassin zwei Feigen- und drei Palmbäume mit ihrem frischen Grün den Wanderer erfreuen. Sprudelnd stürzt sich das Wasser über ein Paar Stufen des in horizontale Platten gesonderten Kalksteins und lockt durstige Vögel herbei. Als ich auf den Ruinen des römischen Baues stand und nach Norden blickte, die hohen Thalwände hinauf, welche das Bett des Wadi Doga einschliessen, fiel mir am rechten Ufer oben auf der Höhe des Hügelzuges ein aufrecht stehendes Pfeilerpaar auf, das von einem dritten Stein gedeckt war; auch Barth hatte dieses Denkmal gesehen, aber nicht besucht. Ungeachtet des drohenden Steges liess ich mich die Mühe nicht reuen und ging dem Wasserlauf nach thalabwärts, um diess Trilithon zu untersuchen. Bei dieser Gelegenheit fand ich die Spuren von noch grösseren Gebäuden als das Kasr, angedeutet durch Säulenschäfte, Kapitäle u. s. w. auf beiden Seiten des Wadi unterhalb des Mausoleums.

Nach einem halbstündigen Aufwärtssteigen an den nackten Bergwänden erreichte ich das Denkmal, welches gerade auf der Plattform des Hügels steht. Wenige Schritte nördlich davon liegt ein Tumulus, von einem flachen Graben rings umgeben. Unter den Steintrümmern, welche den Tumulus bedecken, lassen sich gradlinige Mauerreste erkennen, die ohne Mörtel construiert waren. Der Tumulus ist ungefähr 20 Schritte lang und 5 Schritte breit. In der Umgegend wussten die Leute keinen anderen Namen für dieses Denkmal, als „Senám“, und mein Führer vom Stamme der Bu-Sellem meinte, es gäbe noch eine Menge dergleichen in der Nähe, alle seien auf den Höhen gelegen. Das Trilithon besteht aus zwei rechtwinklig behauenen Pfeilern, 10—11 Fuss hoch, die so nahe zusammenstehen, dass ein Mann gerade den Zwischenraum ausfüllt, d. h. mit beiden Schultern die Pfeiler berührt. Darüber liegt ein drittes viel kleineres Stück als Deckstein. In jedem der aufrechten Pfeiler befand sich gerade in meiner Augenhöhe ein Loch, quadratisch im Durchschnitt, 5 Zoll hoch, welches die ganze Dicke der Pfeiler durchdrang, so dass ich durch beide Höhlungen wie durch zwei Durchsichten nach dem Tumulus sehen konnte. Der deckende Stein lag also von Norden nach Süden und der dem Tumulus nähere Pfeiler stand nördlich von seinen Nachbarn. Wenige Schritte vom Tumulus entfernt ist ein Brunnen, der gerade kein Wasser enthielt. Seine Einfassung war theilweise gebildet von dem Bruchstück einer viereckigen Steinplatte, die nahe dem Rande und parallel demselben eine Rinne trug. Von diesem Standpunkte des Denkmals aus hat man eine weite Rundschau. Strömender Regen zwang mich schnell das gastliche Zelt-Lager der Bu-Sellem wieder aufzusuchen. Trotz des eiligen Rückmarsches bemerkte ich doch fast auf

jedem, selbst dem niedrigsten Hügel Trümmerhaufen, die durch einzelne Stücke ähnliche Denkmale verrathen.

Zwei Tage später hatte ich Gelegenheit, weit grossartigere Ruinen zu untersuchen.

Etwa eine Viertelstunde vom Lager entfernt nach Süden, stiessen wir auf ein ausgedehntes Trümmerfeld, nahe dem Gipfel eines mässigen Hügels gelegen. Es war diess nicht „ein“ Senám, sondern eine „Gruppe“ solcher, deren Anordnung deutlich zu erkennen war. Es standen hier einst mindestens drei Senám in einer Reihe von Osten nach Westen, obgleich jetzt Alles am Boden liegt. Viele Blöcke trugen jene eigenthümliche primitive Punktirung, welche ich auf den ersten Blick als identisch mit jener der Ruinen von Mnaira und Hadjar Kim auf Malta erkannte, die ich ja so oft besucht hatte und deren Erklärung bisher so räthselhaft war.

Innerhalb des obengenannten Trümmerfeldes fand ich vollkommen erhaltene Rinnsteine von derselben Form, wie Barth aus der Ebene Elkeb abbildet.

Ich konnte mich hier überzeugen, dass die aufrecht stehenden Senám-Pfeiler auf der Innenseite stellenweise punktirt waren. All diese Blöcke waren über einen Raum von 30 Schritten im Quadrat zerstreut und nahmen so ziemlich die ganze Oberfläche des Gipfels ein. Ringsumher liegen gleiche Ruinen in Menge, wie mir mein Führer zeigte, allein aufrechtstehende Senám sind seltener.

Wir hatten uns wenige Schritte nach Norden gewandt, als ich wieder einen mit Ruinen bedeckten Hügelabhang vor mir sah. Der höher gelegene, nördliche Theil desselben zeigt eine solche Verwüstung, dass sich selbst nicht mehr die Grundlinien des Baues erkennen lassen. Doch ist so viel deutlich, dass hier kleine Kammern, mit Mörtel ausgekleidet, die Hauptmasse des gegenwärtigen Schutthaufens bildeten. Beim Uebersteigen desselben konnte ich mich des Eindruckes nicht erwehren, dass einst ein Tumulus hier das Ganze überdeckte. Der südliche tiefergelegene Theil zeigt heute noch ganz deutlich 3 vierseitige, von $1\frac{1}{2}$ dicken Mauern umschlossene Räume, in denen stets ein Rinnstein und demselben gegenüber ein zertrümmerter Senám lagen.

Jedesmal bildete eine Steinplatte mit 2 vertieften Feldern die Fussplatte für das Pfeilerpaar, das ich hier mit Senám bezeichne.

Ringsum liegen zahlreiche einzelne Blöcke mit Punktverzierung.

Sieht man vom Trümmerfeld nach Süden, so breitet sich eine weite Ebene zu den Füssen des Reisenden aus. Es bestätigte sich auch hier, dass diese Ruinen stets auf Punkten vorkommen, welche eine weite Aussicht bieten.

Nie hatte ich vorher so wohl erhaltene Senámbauten angetroffen und immer wieder kehrte ich zurück, um mir das Bild tief in das Gedächtniss einzuprägen. Leider konnte ich keinen Namen für diese Stelle erfahren;

als Anhaltspunkt mag jedoch dienen, dass in dieser Gegend der gewöhnliche Lagerplatz des Marabut Amr ben Ali es Sayach sich befindet. Vier bis fünf Zelte dieser Familie sind stets in den umliegenden Niederungen zu treffen.

Ich schlug mein Zelt neben dieser heiligen Familie auf und durchstreifte in den nächsten Tagen die umliegende Gegend nach allen Richtungen. Es wäre geradezu endlose Arbeit, wollte ich jede einzelne Senám-Gruppe erwähnen, da deren Zahl hier in die Hunderte geht. Freilich hat der Zerstörungssinn des Menschen oft nichts übrig gelassen, als einen einzigen grossen Block, dessen Bearbeitung aber noch genügend seine Herkunft beweist.

Nicht selten waren die Steine solcher Ruinen zu rohen Verschanzungen verwendet, wie sich ein Beispiel dafür nicht weit von meinem Lagerplatze neben dem obengenannten Marabut fand. Eine andere Verwendung der Trümmer dieser Bauten sah ich an einer Stelle, Ras el Aid genannt, einer Hügelspitze etwa eine Viertelstunde von meinem obigen Lager nach Norden gelegen. Dort liegt ein Heiliger begraben, Mahmud Salhin, dessen Ruhestätte aus dem Material eines Senám-Baues hergestellt worden war. Die Blöcke tragen unverkennbare Punktirung und schaaelförmige Vertiefungen, wie man sie so constant in allen Senám-Ruinen findet. Die Grabkammer ist geschlossen durch eine grosse Steinplatte, in deren Mitte eine Oeffnung gehauen ist, wie die Kammern der Mnaidra-Ruinen auf Malta so wohl-erhaltene Beispiele aufweisen. Leider war das Grab so hoch mit Sand gefüllt, dass jedes weitere Eindringen vergeblich war.

Wenige hundert Schritte östlich, auf einem isolirten Hügel, liegt die Moschee des Schech el Mädeni, die ringsum bedeutende Reste von Senám-Bauten zeigt. Es waren hier drei Pfeilerpaare gestanden, wie sich deutlich am Boden nachweisen lässt.

In der Moschee selbst, wozu mein Führer mir Zutritt verschaffte, befinden sich zahlreiche antike Säulen, die von den Ruinen in der Ebene Melleb herrühren. Dieselben sind auffallend kurz, so dass die Säulenschäfte gerade bis zu meiner Stirnhöhe reichten, circa 6 Fuss. Mehrere davon waren cannellirt, andere mit Spiralwindungen versehen. Ich hatte angefangen, einige Ornamente, die mir besonders auffielen, zu kopiren, musste aber bald meine Skizze unterbrechen, denn der Führer rief zur eiligen Rückkehr, da der Mollah, der dicht daneben wohnte, Verdacht schöpfen könnte. Als ich durch den Hof schritt, sah ich sogleich, dass der ganze Raum mit Resten von Kammern und Blöcken, Steinplatten u. s. w. bedeckt war. Unter den Trümmern fiel mir besonders auf ein etwa 10 Fuss langer, rechtwinklig behauener Pfeiler, der in seiner Mitte der Länge nach eine Rinne trug, worin ich zwei Finger legen konnte.

Dieser Block ist 4' breit und 2' dick. Ich erinnerte mich nun, schon oft Theilstücke analoger Blöcke gesehen zu haben, so am Ufer des Wady Doga.

Ferner fand ich kurze, säulenförmige Stücke, wie sie in Mnaidra als Träger von Steinplatten sich finden. Punktverzierung kam an zahlreichen Blöcken vor.

Ueberall ragten aus dem Hügel, den die Ruinen bildeten, die mit Mörtel bekleideten Wände von kleinen Kammern hervor, wovon eine wohlerhaltene im nördlichen Rande des Trümmerfeldes zu sehen war. Sie mass 8 Fuss Länge und 5 Fuss Breite. Proben des Mörtels brachte ich mit nach Hause.

Bei meiner weiteren Besichtigung dieser Ruinen stellte sich heraus, dass die ganze Moschee mit Haus und Hof nur einen kleinen Theil des ehemals hier gestandenen Senam-Baues einnimmt; denn nach und nach fand ich Spuren von früheren Bauten auf der ganzen Hügeloberfläche, dessen Spitze nun von der Moschee eingenommen ist.

Von dieser Djema Schech el Mädeni wandte ich mich nach Osten und traf nach zehn Minuten auf das Wady el Menschi, welches dem W. Targelat zuläuft. Dicht neben der Soole dieses Thaies und zwar auf der linken Seite desselben befindet sich der Ber el Menschi, neben dem zwei Tröge stehen, welche aus Senám-Pfeilern gearbeitet waren.

Kaum war ich die hohen Lehmwände dieses Wady hinaufgestiegen, als ich in $\frac{1}{4}$ Stunde Entfernung nach Norden ein mächtiges Pfeilerpaar ohne Deckstein erblickte.

Auch hier musste man einen isolirten Hügel hinansteigen, um das Ruinenfeld zu besuchen.

Da der Wanderer in dieser Gegend weder Bäume und Sträucher, noch irgend eine Spur von menschlichen Wohnungen findet, machen diese geheimnissvollen Bauten einen mächtigen Eindruck. Wenn der Blick des Reisenden über die flachgewellte Ebene hinstreift, so sieht er fast auf jedem niedrigen Hügel diese geraden Pfeiler aus den Ruinenhaufen in die Höhe ragen; nähert er sich denselben, so stört er in der Regel die Eule auf Athene Numida, hier Būma genannt), die mit geräuschlosem Fluge, dicht über den Bogen hingleitend, sich ein neues Versteck sucht.

Das oben entdeckte Pfeilerpaar wies sich aus als das Centrum eines mächtigen Baues. Es ist dies eine der besterhaltenen Ruinen und daher späteren Reisenden besonders zu empfehlen. Der Hügel sowie die ganze Senam-Gruppe trägt den Namen hanschir el arka tal abanat. Ich mache darauf aufmerksam, dass hier ausnahmsweise das Wort hanschir für Senám-Ruinen gebraucht ist; man wird finden, dass unter dieser Bezeichnung meist römische Ruinen gemeint sind.

Die Pfeiler, welche ich von Weitem erblickt hatte, trugen dies Mal auf der Rückseite je vier Einschnitte in gleichen Abständen, offenbar um von Innen dieses Thor, so eng es auch ist, zu verriegeln.

Ein die Dicke des Steines durchdringendes Loch war hier nicht vorhanden, wie ich es an anderen Senám beobachtet hatte. Auf beiden Seiten eben diesem aufrecht stehenden Paar von Monolithen fanden sich die Reste

von zwei ähnlichen, nur etwas kleineren, so dass auch hier drei Thore neben einander standen. Diesen gegenüber, in 15 Schritt Distanz, waren drei andere Senam, alle in Trümmer. Dicke Mauern aus behauenen Steinen liessen sich im Grunde nachweisen, so dass hier ein rechtwinklig eingeschlossener Raum war, dessen längere Seite 17 Schritte mass. Dicht anstossend fanden sich die Grundlinien eines zweiten, ebenso grossen Raumes; allein in Innern dieser Höfe war nichts zu finden, der Boden war auffallend von Trümmern frei und im Vergleich zum Niveau ausserhalb, tief gelegen.

Ringsum sind zahlreiche Schutthaufen und zwei deutliche Tumuli, scheinbar ganz aus einem Chaos von kleinen Kammern bestehend. Der Erhöhung des Terrains nach zu schliessen waren hier vier geschlossene Räume, jeder mit einer Fronte von drei Senám und mit drei kleineren Pfeilerpaaren in seiner mittleren Scheidewand. Ich halte es für höchst wahrscheinlich, dass dieses ganze Viereck von einem Tumulus bedeckt war, von dem jetzt nur einzelne isolirte Reste vorhanden sind. Wenn dem so war, hatte der Tumulus mindestens 90 Schritte in der Länge. Die Form des Terrains war mit grossem Geschick benützt, indem das Centrum des Baues in einer Art Mulde lag, so dass der deckende Tumulus an mehreren Punkten sich an höher gelegene Hügelspitzen anlehnen konnte. Auf dem Heimwege von diesem Hanschir el Arka tal Abanát traf ich nordwestlich davon ganz in der Nähe zwei kleinere Ruinen mit am Boden liegenden Pfeilern, die hier je vier correspondirende quadratische Löcher hatten, um die Riegel durch zuschieben.

Auf dem ganzen Wege zu dem Lager des Marabut Amr ben Ali e Sayach verlor ich nie ruinengekrönte Hügel aus dem Auge. In der Nähe liegen noch Hanschir el hallak und Hanschir el séd, und im Süden dicht oberhalb des Bir om el Sudinat die Senám Om el Sudinat, die ebenfalls je drei gegenüberstehende Pfeilerpaare aufweist. Ich müsste mich in zu viel Wiederholungen einlassen, wollte ich alle diese Ruinen beschreiben.

Nur einen Senám-Hügel muss ich noch erwähnen, wegen des ausserordentlichen Vorkommens von römischer Arbeit. Es ist dies der Hügel Kom es las, ein weithin sichtbarer hoher Punkt, der offenbar in alter Zeit eine wichtige Stätte besass.

Von meinem obigen Lager aus kreuzte ich das Wady Omel Sudinat einen Nebenzweig des Wady Targelat und erreichte, nach Westen marschirend, den Fuss des Hügels Kom es las.

Das Ruinenfeld nimmt eine Terrasse ein nicht weit unterhalb des Gipfels. Das aufrecht stehende Trilithon war offenbar beschädigt und reparirt worden, denn wir sahen beide Pfeiler in gleicher Höhe abgebrochen und die Bruchstücke in verkehrter Lage wieder aufgesetzt. Als Deckstein liegen zwei ziemlich dünne Platten querüber, von denen die untere in der Mitte zerbrochen ist; nur die Schwere des darüberliegenden Steines verhindert sie am Herabstürzen. Die Fronte des Monumentes steht nach

Westen. Der südliche Pfeiler hat drei Löcher, der nördliche nur drei Vertiefungen, so dass offenbar die mächtigen Riegel durch den südlichen Stein durchgeschoben und in die Vertiefungen des nördlichen eingefügt wurden. Ausserdem sind auf der Rückseite zwei Einschnitte angebracht, die ebenfalls einen Querbalken aufnehmen. Die Flächen dieser Einschnitte sind noch schön polirt von der Reibung des Verschlusses. Eine grosse Steinplatte mit einer Rinne, dem Rande parallel, liegt in der Nähe. Was aber neu ist, sind zahlreiche Säulenschäfte, Sockel und Halbsäulen, aus deren Lage und Vertheilung wahrscheinlich ist, dass hier ein stattlicher Treppenaufgang vorhanden war, mit Säulen zu beiden Seiten. Die Grösse und die Arbeit der Säulen erinnerte mich an jene in der Moschee el Mädeni. Das Material derselben ist identisch mit dem der Senám und zeigt denselben Grad von Verwitterung. Ausserdem fanden sich auch hier Spuren von Kammern mit Mörtelbekleidung und punktirte Blöcke in Menge. Die Trümmer sind zerstreut über den ganzen Abhang und lassen sich andererseits aufwärts verfolgen bis zum Gipfel, wo ein Marabut begraben liegt. Unter den Steinen dieses modernen Grabmals sind viele Blöcke mit der charakteristischen Punktirung, ja selbst der Boden dicht vor dem Grab ist mit jenen Punkten von Mnaidra versehen, die hier deutlich in Quadratfeldern beisammen stehen, als ob sie gleichzeitig in dieser Form gearbeitet worden wären. Stets sind die Punkte in gleichen Abständen von einander entfernt. An derselben Stelle, dicht vor dem Grabe, ist eine unregelmässige Vertiefung im Boden, setzt mit Lehm ausgefüllt, die früher eingefasst war, wie sich durch Mörtel Spuren ringsumher nachweisen lässt.

Dieses Becken mag 1 Fuss tief und etwa 6 Fuss im Quadrat gehabt haben, da aber der Umfang theilweise zerstört ist, lässt sich nichts Sicheres darüber angeben. Dieser merkwürdige Hügel ist ungewöhnlich hoch und weithin sichtbar; er liegt auf dem Gebiete der Bu-Sellem, etwa eine Stunde südlich von El Khadra, ein Hügel, der weit und breit bekannt ist durch den einzigen Batum-Baum in Tarhuna, der seinen Gipfel zielt.

Da ich eben im Begriffe stehe, tiefer in's Innere des Landes vorzudringen und weitere Spuren dieser merkwürdigen Bauten zu finden hoffe, gebe ich meine Beobachtungen, wie ich sie an Ort und Stelle niedergeschrieben, ohne jeden Commentar.

Tripolis, August 1876.

Miscellen und Bücherschau.

Ich entnehme polnischen Zeitschriften folgende Notiz:

„Wir haben schon über das Steingrab, welches im galizischen Podolien (in der nördlichen Ebene) und zwar in Kociubence, entdeckt und durch den Delegirten der Academie der Wissenschaften Kirkor, sowie durch das Mitglied der archäologischen Commission Wladislaus Przybyslawski, genau untersucht worden ist. Gegenwärtig erfahren wir von gut informirten Personen, dass weitere Forschungen des Herrn Kirkor, bei denen ihn Graf Koziobrodzki eifrigst unterstützt hat, auf's entschiedenste dargethan haben, dass unser Podolien seine eigenen, der weiten Vorzeit angehörenden Dolmen und Tumuli hat und dass nicht allein in Kociubiniece, sondern auch am Zbrucz, Seret, an der Gniezna u. s. w. solche Steingräber existirt haben. Unsere Forscher haben bis jetzt in verschiedenen Gegenden fünf solcher Gräber entdeckt und diese Gräber sind einander dermassen ähnlich, dass selbst die Steinplatten fast ganz gleiche Grössenverhältnisse aufweisen. Drei solcher Platten eines Steingrabes können Neugierige in Kociubiniece (bei Kopyczyniec), in der Nähe der Ortserkiew (Kirche) sehen, während eine solche Platte noch auf dem Felde von Siemienowo, bei Trembowla, gegenüber den Klosterruinen, liegt.

Wir brauchen nicht zu sagen, welche Bedeutung für die Wissenschaft Denkmäler dieser Art, welche der Steinperiode angehören, haben, und wenn auch der grösste Theil derselben vernichtet worden ist, so kann man doch hoffen, dass jetzt, wo die Wissenschaft und die Achtung für solche Denkmäler sich mit jedem Tage vergrössern, neue Entdeckungen intact bewahrt werden dürfen. Die Erdaufschüttungen, welche vor Tausenden von Jahren diese Steingräber bedeckten, sind längst verschwunden. Heute ist die obere Platte, der Deckel, kaum mit einer einige Centimeter dicken Erdschichte bedeckt; die Landleute stossen auf sie während des Pflügens und da die Platten gross und ausgezeichnet zum Gebrauche sind, vernichten sie das Grab, nehmen die Steinplatten, und die Reste der Begrabenen, sowie die steinernen Gegenstände bleiben im Boden zurück. So wissen wir z. B. aus sicherer Quelle, dass an einem Orte die Steinplatten solcher Gräber zu jüdischen Grabdenkmälern verwendet worden sind; an einem anderen Orte hat der Verwalter eines Gutes solche Platten als Stufen zur Wohnhaustreppe gebraucht, während an einem dritten Orte eine solche Platte als Grabdenkmal eines unlängst verstorbenen unirten Geistlichen aufgestellt worden ist. Bei Trembowla, wo diese Steinplatten keine Seltenheit sind, wurden viele in Stücke zerschlagen und nur eine, welche wie gesagt auf dem Semenower Felde liegt, ist zufällig diesem Schicksale entgangen. Es wäre wohl werth, sie gegen die Vernichtung zu schützen. Es ist uns ein noch betrübenderer Fall bekannt. Bei Miodobory stand unweit einer Einsiedelei vor mehrerer Jahren eine steinerne Bildsäule, welche gewiss eine s. g. „Baba“ (altes Weib) gewesen ist. Der (schon verstorbene) Förster Pitauer hat diese Bildsäule zertrümmert, um die Stücke als Material zu einem Ofen zu benutzen. Zum Glücke ist in unserer Gegend noch eine solche Bildsäule, eine steinerne Baba, in Babiniec an der Cyganka erhalten, welche durch die Bemühungen des Herrn Kirkor und Grafen Koziobrodzki aufgefunden worden ist. Wenn doch zum Mindesten diese vor der Vernichtung geschützt würde!

Um nochmals auf die Steingräber zurückzukommen, machea wir darauf aufmerksam, dass wahrscheinlich Denkmäler dieser Art noch in Chorostkowo, welches dem Grafen Siemienski und in Semenowo, das dem Fürsten Czartoryjski gehört, vorhanden sind. Wir haben auch die sichere Hoffnung, dass sie gegebenen Falles seitens der Eigenthümer dieser Ortschaften Schutz und Sicherheit finden werden.

Die archäologischen Ausflüge der Herren Wl. Przybyslawski, Kirkor, und des Grafen Koziobrodzki, an denen sich auch Herr Th. Hlorodyjski und andere gebildete podolische Gutsbesitzer betheiligt haben, werden nicht ohne Nutzen für die Wissenschaft bleiben. Sie haben fast das ganze Ufer, von den Wällen der h. Dreifaltigkeit bis Podwoloczysko, einer bedeutenden Theil der Ufer des Dniestr, der Cyganka, Gnila, Tajna, des Seret und der

Grienza untersucht und überall emsig notirt und Denkmäler früherer Perioden besohen, manche auch mittelst Ausgrabens erforscht. Zu den interessantesten Ausflügen gehört der von Herrn Th. Horodyjski nach Miodobory veranstaltete, an welchem eine zahlreiche Gesellschaft Theil genommen und durch Vernehmung zweier noch lebender Zeugen, der Herren Brzuskiewicz und Bienkowski die vor 28 Jahren erfolgte Ausgrabung der Bildsäule des Sivatowit aus dem Zbrucz auf's Genaueste festgestellt hat.“

Albin Kohn.

Reise der österreichischen Fregatte Novara um die Erde in den Jahren 1857, 1858, 1859. Anthropologischer Theil. Erste Abth.: Cranien der Novara-Sammlung, beschrieben von Dr. E. Zuckerkaudl. Wien. 1875.

Mit diesem lange erwarteten Bande ist endlich der anthropologische Theil des berühmten Novara-Werkes zum Abschluss gebracht. Der Verf., Dr. E. Zuckerkaudl, Prosector an der Wiener Anatomischen Anstalt, hat sich, wie aus dem Vorwort hervorgeht, der Untersuchung des craniologischen Materiales „nur unter der Bedingung unterzogen, wenn es gestattet werde, von dem ursprünglichen Plane einer bis in's Detail reichenden Messung, Beschreibung und Abbildung abzugehen, und sich blos auf die Angabe der wesentlichsten Verhältnisse zu beschränken.“ In Folge dessen stellt die vorliegende Schrift eigentlich einen Catalog der augenblicklich noch in Wien vorhandenen Schädel der Novara-Sammlung dar — ein beträchtlicher Theil ist leider in andere Sammlungen, z. B. in die Göttinger, übergegangen. Verf. theilt von jedem Schädel 15 Maasse und einen Index mit, und als Ergänzung dieser einige physiognomische Bemerkungen, wie: „Das Stirnbein dieses Schädels ist flach und rückfliegend, das Hinterhaupt jedoch gewölbt.“ Grössere Aufmerksamkeit schenkt er Synostosen, Asymmetrien, ungewöhnlichen Nähten etc., denen einige längere Excurse und Anhänge gewidmet sind. Zur Erläuterung des Textes dienen 24 lithograph. Tafeln; auf 20 von diesen sind Schädel in geometrischen Abbildungen in natürl. Grösse von Dr. Heitzmann dargestellt, auf zweien Umrisszeichnungen von Verticalansichten einiger Schädel und an zweien endlich Details des Gesichtsschädels, namentlich künstliche Zahndeformirungen.

Bei den hohen Erwartungen, mit denen gewiss jeder Craniologe diese neue Abtheilung des Novara-Werkes in die Hand nehmen wird, scheint es uns angemessen, einige Abschnitte hier eingehend zu besprechen und den Charakter des Ganzen zu beleuchten. Werfen wir zunächst einen Blick auf die vom Verf. angenommene Messungsmethode. Die wol von allen Craniologen in gleicher Weise gemessenen Dimensionen: Horizontalumfang, Stirn-, Scheitel- und Hinterhauptsbogen sind auch vom Verf. in üblicher Weise bestimmt. Als Längsdurchmesser wird die Entfernung zwischen der Glabella und dem vorspringendsten Punkte des Hinterhauptbeines bezeichnet. Ueber die Art, wie die Schädelbreite ermittelt wurde, klären uns nur die lakonischen Worte auf: „Der Querdurchmesser (Mb^b) nach Welcker“. Verf. nimmt also von der Thatsache, dass alle übrigen Craniologen, mit Ausnahme Welckers, nicht die „Schläfenbreite“, sondern die „grösste Breite“ des Schädels, mag sie liegen, wo sie wolle, als Querdurchmesser acceptiren, gar keine Notiz, und zwar, ohne in allergeringsten Gründe für dies gewiss überraschende Verfahren anzugeben. Dass Zuckerkaudl der „Schläfenbreite“ den Vorzug gegeben hat, muss um so mehr Erstaunen erwecken, als Welcker selbst erklärt hat: „Trotz aller dieser Gründe bin ich der grösseren Uebereinstimmung willen geneigt, für die Zukunft zur „grössten Schädelbreite“ zurückzukehren, und habe bereits für eine grosse Anzahl der von mir gemessenen Schädel dieses Maass theils selbst nachgemessen, theils verdanke ich dasselbe der Gefälligkeit verehrter Collegen.“¹⁾ Dass ein vielleicht als Ersatz für diese Abweichung von der üblichen Methode mitgetheiltes Maass, „ein oberer interparietaler Durchmesser (Mb^a) zwischen den Höckern des Scheitelbeines“ nur unvollkommen dazu geeignet ist, bedarf wol keiner ausführlichen Darlegung. Die Höhe misst Verf. vom Vorderende des foramen magnum „zum erhabensten Theil des Schädeldaches“, also ohne Rücksicht auf eine Horizontalebene, durch welche selbstverständlich die Lage des „erhabensten Theiles“ wesentlich beeinflusst wird. An der Schädelkapsel wurden ferner der Intermastoidalbogen von den Spitzen eines Warzenfortsatzes über den Scheitel bis zur Spitze des andern mit dem

¹⁾ Welcker, „Kraniologische Mittheilungen“, — Arch. f. Anthrop. Bd. I. S. 137 Anm.

Bandmass, „die grösste Stirnbreite zwischen den am weitesten abstehenden Punkten dieses Knochens“ (sief), der occipitale Durchmesser zwischen den abstehendsten Punkten der Lambda-nahtschenkel und die Länge der Schädelbasis zwischen der Nasenwurzel und dem Vorderrande des foramen magnum mit dem Tasterzirkel gemessen. Am Gesichtsschädel wurde die „Gesichtshöhe“ von der Nasenwurzel bis zum unteren Rande des Unterkiefers, also die eigentliche „Gesichtslänge“ gemessen, und ferner die „Gesichtsbreite“ zwischen den suturae zygomatico-temporales, also was man mit Virchow gewöhnlich als „Jochbreite“ bezeichnet. Ein Maass für den Grad der Prognathie hält Verf. entweder für überflüssig oder für augenblicklich unerreichbar. Endlich wurde die Capacität der Schädelhöhle „mittelst feinsten Schrotens“ eruiert. Der einzige Index, den Verf. berechnet hat, ist der Längenbreiten-Index, den wir der mangelhaften Breitenmessung wegen für unbrauchbar halten müssen. Als ein weiterer Mangel ist hervorzuheben, dass fast stets die Angabe des Geschlechtes unterlassen ist. Nur für die Minderzahl der Tafeln ist eine Erklärung beigefügt, so dass man nicht immer erkennen kann, zu welchem der im Text geschilderten Schädel die Abbildungen gehören. Auch die Ausführung der Tafeln selbst lässt Einiges zu wünschen übrig. Es sind geometrische Aufnahmen in natürlicher Grösse, die von Dr. Heitzmann etwas skizzenhaft ausgeführt sind und nicht einmal die von Dr. Z. im Text hervorgehobenen Eigenthümlichkeiten, so das dritte Paar halbkreisförmiger Linien, klar erkennen lassen. Obwohl in der Vorrede bemerkt ist, die Schädel seien auf den Tafeln „nach der Horizontale des Jochbeines orientirt“, so gilt dies doch nur für die Profilansichten, bei denen man eine Vernachlässigung der Horizontale am Ersten verschmerzen könnte. Die Scheitelansichten sind dagegen meistens anders orientirt: so differirt die auf die Jochbogen-Horizontale projicirte Länge des Dajakschädels (Taf. 3) von der sich aus der Scheitelansicht (Taf. 4) ergebenden um $7\frac{1}{2}$ Mm.; zwischen Taf. 5 und 6, zwei Ansichten eines Nicobarenschädels, beträgt der Längenunterschied gleichfalls 7 Mm.; in beiden Fällen ist die Scheitelansicht zu kurz dargestellt, auf Taf. 15. die einen Chileneuschädel in norma verticalis darstellt, dagegen um 3 Mm. zu lang.

Ueber die den einzelnen Schädeln gewidmeten Kapitel ist wenig zu bemerken, da ausführlich beinahe nur pathologische Störungen der Form behandelt sind. Auf Berechnung von Mittelwerthen hat Verf. selbst bei grösseren Reihen verzichtet zu müssen geglaubt. Das vom Verf. in vorliegendem Werke bearbeitete Material setzt sich zusammen aus Schädeln von folgenden Stämmen: 13 Javaner, 3 Dajaks, 7 Amboynesen, 5 Maduresen, 5 Buginesen, 2 Nicobaren, 5 Sumatraner, 1 Tagale, 1 Nyas-Insulaner, 1 Sumbavane, 1 Singhalese, 1 Eingeborner von Celebes, 1 do. von Malacca, 1 Balinese; 1 Makassare, 1 Borneaner, 3 Malayen unbestimmter Herkunft, 1 Mischung von Europäer und Malayin, 11 Chinesen, 2 Hindus, 2 Neger von der Mozambique-Küste, 1 Neger von der Goldküste, 1 Congoneger, 1 Kaffer, 1 Buschmann, 1 Ascension-Insulaner, 15 Peruaner, 1 Flathead-Indianer, 2 Araukaner, 1 Brasilianer, 1 Oregon-Indianer, 1 Demarara, 1 Bolivianer, 1 Arica-Indianer, 6 Chilenen, 2 Australneger, 2 Neuholländer, 1 Neucealedonier, 8 Maoris, 2 Nukahivaner, 3 Chatham-Insulaner, 1 Paumotuener, 1 Tahitier, 2 Papuas und 2 Alfurus. Von diesen Schädeln bezeichnet Verf. 68 als normal, 44 als asymmetrisch ohne Nahtsynostosen (vorwiegend Malayen), 12 als künstlich deformirt (vorwiegend Peruaner), 4 als synostotisch; 6 besitzen Stirnrnähte (je 1 Amboynese, Madurese, Neger, Dajak, Aegypter, Abyssinier). 1 Peruaner wird als Mikrocephalus bezeichnet, und ferner ein Schädel unbekannter Herkunft als Bucephalus. Unklar ist dem Ref. die Trennung von Australnegern und Neuholländern. Verf. sagt darüber: „Pag. 96 habe ich die Cranien der Neuholländer und Australneger gesondert hingestellt, weil letztere sich nicht allein auf das Festland Australien beschränken, ihrer Kopf- und Gesichtsbildung nach bedeutende Unterschiede zeigen und der Begriff Neuholländer jedenfalls ein engerer ist“ (pg. IX). Wo leben denn nun die Australneger? Ueber die genauere Herkunft der Schädel No. 90 und 91 wird nichts angegeben; dagegen werden (pg. 96) sie mit den von Lucae, Owen u. A. geschilderten Australierschädeln, also Neuholländern nach der Nomenclatur des Verf., verglichen und ihre Uebereinstimmung mit diesen constatirt. Trotzdem sagt Verf. gleich darauf: „Eine Aehnlichkeit, die zwischen den Schädeln der Neuholländer und der Australneger bestehen soll, kann ich nach dem geringen vorliegenden Materiale nur insofern bestätigen, als von zwei neuholländischen Schädeln der Wiener craniologischen Sammlung in der That einer (Cat. No. 1) seinen Hauptformen nach an die Australnegerschädel sich anschliesst, während der andere

(No. 332) kürzer, breiter und wie vom Gewölbe her flachgedrückt erscheint.“ — Der angebliche kürzere Schädel besitzt aber nach Verf. eine Länge von 178 Mm., der längere eine solche von 176; die Höhe beträgt bei Beiden 134 Mm. — Auch nähere Fundortsangaben dieser „Neuholländerschädel“ vermisst man. Dass mit den „Australnegern“ nicht die sonst als Papuas bezeichneten Völker gemeint sein können, geht daraus hervor, dass sowohl Papuas als Alfurus ausserdem aufgeführt werden; und gegen die Annahme, es könnten Negritos sein, spricht der niedrige Index von 68:3 resp. 73:0, sowie die speciellere Beschreibung. Ich befinde mich daher ausser Stande, zu errathen, was mit „Australnegern“ in diesem Falle gemeint ist. Die auf p. 113 und 114 aufgeführten Papu- und Alfuruschädel verhalten sich gerade entgegengesetzt, wie man nach Baer's Beschreibung erwarten sollte. Fundortsangaben vermisst man leider auch hier, was um so mehr zu bedauern ist, als die Bezeichnung Alfuru nicht einmal mit Sicherheit auf eine Herkunft aus Neuguinea schliessen lässt.

Werfen wir jetzt noch einen Blick auf die längeren Excurse, die ich den werthvollsten Abschnitt der Arbeit Zuckerkandl's halten möchte. Der erste behandelt die „fossae praenales“, Gruben an der Gesichtsfäche der Zwischenkiefer, welche sich in typischer Ausbildung ausschliesslich bei aussereuropäischen Rassen finden sollen, ganz besonders bei denen, „welche platte Nasen und breite Nasenflügel besitzen“. Unter den 112 Schädeln der Novarasammlung fand Verf. diese Gruben in 39 Fällen. Der zweite Excurs ist der „künstlichen Bearbeitung der Zähne“ gewidmet. Die dadurch ausgezeichneten 20 Schädel der Sammlung gehören fast sämmtlich Malayan an. Die Bearbeitung beschränkte sich mit einer Ausnahme auf die Zähne des Oberkiefers, besonders die Schneide- und Eckzähne; seltener erstreckte sie sich auch auf die Backzähne. Zur Ergänzung sind, wie auch sonst, Schädel der Wiener anatomischen Anstalt herbeigezogen, durch welche das Material auf 42 Schädel gesteigert ist. In Bezug auf die Beschreibung der einzelnen Fälle müssen wir auf das Original (S. 36—40) verweisen, wollen nur bemerken, dass Verf. drei Hauptformen der Bearbeitung unterscheidet, je nachdem die Zähne meisseltörmig zugefeilt oder aber quergefurcht oder endlich so behandelt, dass Schmelzportionen von bestimmter Form an der Vorderfläche erhalten bleiben. Mit besonderer Ausführlichkeit geht Verf. auf „asymmetrische Schädel“ ein, über die er bereits der Wiener Anthropologischen Gesellschaft Mittheilung gemacht hatte. Er unterscheidet durch Synostose hervorgerufene Asymmetrie und nicht-synostotische Asymmetrie. Erstere findet er vorwiegend durch Verwachsung eines Schenkels der Kranznaht oder eines Theiles desselben bedingt, ohne auf Gudden's bekannte „Experimentaluntersuchungen über das Wachstum der Schädelknochen“ im Geringsten Rücksicht zu nehmen. Die Asymmetrie ohne Nahtverknöcherung soll durch Uebereinanderschiebungen der Knochen während des Geburtsactes hervorgerufen sein. Ausserdem kommt asymmetrische Entwicklung einzelner Knochen vor, namentlich des Stirn- und Hinterhauptbeines, für welche gleichfalls mechanische Einflüsse als wahrscheinliche Ursache angenommen werden. Ein Fall von Asymmetrie des Gesichtsschädels ohne Nahtsynostosen bleibt ätiologisch unerklärt. Ref. bemerkt dazu, dass L. Meyer in Göttingen („Correspondenzblatt“ 1874, Nr. 4, S. 25) auf den Einfluss von Skoliose selbst habitueller, auf die Symmetrie des Schädels hingewiesen hat, wie dem Verf. entgangen zu sein scheint. In einem vierten Kapitel finden sich Bemerkungen über die Keilbeinhöhlen, Erweiterung, Verengerung, Communication etc. derselben.

Den Abschnitt „Acquisitionen aus Afrika“ eröffnet eine etwas ausführlichere Beschreibung eines Buschmann-Skeletes, die nicht wol einen kurzen Auszug zulässt; wir verweisen daher auf das Original (S. 55—59). In einem fünften Kapitel verbreitet sich der Verf. „über das Verhältniss der Schläfegruben zur Form des Schädel und über verschiedene Formen des Kiefergerüsts“. Flache, gegen die Scheitelfläche scharf abgesetzte Schläfengruben trifft man namentlich an dolichocephalen Schädeln, wie am Beispiel von vier Abyssinierschädeln gezeigt wird. Alveolarprognathie, die von der Prognathie des gesammten Oberkieferskeletes in gewissem Grade unabhängig ist, combinirt sich mit verschiedenen Conformationen des Unterkiefers, der entweder, wie an dem Schädel einer Chinesin, deren Oberkieferschneidezähne „nahezu horizontal gestellt“ sind, das normale Verhalten beibehält, oder gleichfalls prognath wird, oder endlich noch über den Oberkiefer hinausgreift.

Unter den Peruanerschädeln findet sich einer (Cat. No. 73), der seiner geringen Capacität von nur 975 C. C. nach als mikrocephal zu bezeichnen ist, obwohl er keinerlei Difformität

zeigt, sondern in allen Dimensionen gleichmässig reducirt ist. Ob seine Form durch künstlichen Druck beeinflusst ist, konnte nicht mit Sicherheit entschieden werden. Unter den übrigen Peruanerschädeln waren 11 künstlich deformirte, deren Gestalt Verf. als keilförmig, bisquitförmig und der „chuancaform“ Tschudis angehörig unterscheidet. Letztere Form ist repräsentirt durch je einen Schädel aus Arica und aus Cochabamba. Verf. vergleicht sie S. 88 mit den bekannten „Avarenschädeln“ von Grafenegg, Ingersdorf etc. An deformirten Schädeln findet sich ferner in der Novarasammlung ein Flatheadschädel.

Drei besonders werthvolle Stücke, Schädel von Chatham-Insulanern, wurden mit Recht einer ausführlicheren Beschreibung würdig erachtet (S. 104—108). Es sind schwere, voluminöse und längliche Craniumen, ausgezeichnet durch hoch emporgerückte Schläfenlinien, flache und rückfliegende Stirnbeine, hohe und senkrecht abfallende Seitenwände, mächtige Augenbrauenbogen, Abplattung der vorderen Oberkieferflächen, senkrechter Stand der Zwischenkiefer, geringe Prognathie und weitabstehende Jochbeine. „Unter den übrigen Rassen Polyneziens findet sich nur eine, welche, die typische Form des Schädels anlangend, sich unmittelbar den Chathaminsulanern anschliesst, und dies ist der Stamm der Marquesasinsulaner.“

In einem Zusatze wird ein „drittes Paar von halbmondförmigen Linien“ beschrieben. Verf. bezeichnet so gewisse zu den Seiten der Pfeilnaht verlaufende Linien, vermuthlich die Grenzen des schon von Barkow beschriebenen sulcus interparietalis; da indessen auch den Tafeln jeglicher Hinweis auf diese Bildungen fehlt, so ist Ref. nicht im Stande, mit Sicherheit zu verstehen, was damit gemeint ist. Die Bedeutung dieser Linien, welche keine Rassen-eigenthümlichkeit bilden, lässt Verf. in suspenso. Auch über die Frequenz der Verbindung der Schläfenschuppe mit dem Stirnbein, welche neuerdings durch Arbeiten von Gruber, Calori und namentlich Virchow das Interesse der Craniologen in hohem Maasse erregt hat, liefert Verf. eine Zusammenstellung. Er fand diese Verbindung:

- 1) beiderseits an 2 Schädeln aus Sudan, 2 aus Oesterreich, und je 1 aus Sennar und Abyssinien;
- 2) einseitig an je einem Schädel aus Rumänien, Afrika (Neger), Siam und Bayern und je zweien aus Niederösterreich und Böhmen;

dagegen weder bei den Neuholländern noch bei den Papuas.

In einem Schlussanhang „über die Nähte des menschlichen Craniums“ wird die Annahme, dass die physiologische Involution der Nähte bei aussereuropäischen Rassen eine andere sei, als bei europäischen, als irrig zurückgewiesen und die typische Reihenfolge, nach der die verschiedenen Nähte eingehen, auf Grund von Untersuchungen, die Vert. schon früher der Wiener Anthropologischen Gesellschaft vorgelegt hat (Mitth. Bd. IV), angegeben.

Sollen wir zum Schluss ein Urtheil über das vorliegende Werk fällen, so müssen wir zugeben, dass es manches Brauchbare enthält, im grossen Ganzen aber den beiden anderen Theilen der anthropologischen Abtheilung des Novara-Werkes, über die Ethnographie von Müller und über die Körpermessungen von Weisbach nicht vollgültig an die Seite gestellt zu werden verdient. Statt, wie jene, das Resultat mühevoller, sorgfältiger Forschung zu sein, ist es ein eilig zusammengestellter, nicht mit der des Materiales würdigen Sorgsamkeit und Umsicht ausgearbeiteter catalogue raisonné, der beim Leser den Eindruck hinterlässt, als sei dem Verf. die Anthropologie eigentlich ziemlich gleichgültig und eine vollständige Hingebung an den Gegenstand ihm überflüssig erschienen.

J. W. Speugel.

Aus Phönizien. Geographische Skizzen und historische Studien von Hans Prutz. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1876. Mit vier lithographischen Kartenskizzen und einem Plan.

Verf. unternahm Anfang Sommers 1874 im Auftrage des Deutschen Reichskanzleramtes in Gemeinschaft mit Prof. Sepp eine Forschungsreise nach Syrien, während welcher es u. A. gelten sollte, die Geschichte alt-phönizischen Gebietes, namentlich aber alt-phönizischer Städte und ihres Treibens aufzuklären. Das eminent ethnologische Interesse eines solchen Gegenstandes liegt auf der Hand. Verfasser hatte aber noch einen anderen erweiterten Gedankenweg auf seiner Reise zu verfolgen gesucht. Indem er nämlich die mittelalterliche Epoche der Kreuzzüge und die auf letztere folgende Entwicklung bis zur Gegenwart wissen-

schaftlich zu beleuchten suchte, gelang es ihm auch, die von den Kreuzfahrern in Syrien eingebürgerte fränkische Kultur dadurch zu vollernm Verständniss zu bringen und in ihrer eigenen Bedeutung richtig zu würdigen, dass er ihr geschichtliches Entstehen und Vergehen klarzulegen wusste. Prutz verstand es ferner, uns zu offenbaren, was fränkische Kultur in Phönizien vorgefunden hatte und was schliesslich aus ihr sowie aus den mit ihr in Berührung und Collision gerathenen fremden Kulturelementen seither geworden war.

Anknüpfend an die klare Ausführung der vom Verfasser selbst in seiner Vorrede angegebenen Wege und der von ihm erstrebten Ziele, kann Referent hier frohen Herzens Zeugniss ablegen von einem durchaus wohlthuenden Gefühle der Befriedigung, mit welchem er Prutz durch die X Abschnitte seines inhaltreichen Berichtes gefolgt ist.

War nun selbst ein solches Kraftgenie und solch' ein hervorragend gelehrter Untersucher wie Movers noch nicht im Stande, die ganze ethische Bedeutung und ethnische Wesenheit des altphönicischen Schaffens und Wirkens in Künsten, Industrie und Handel, in Religion, Recht und Sitte auf völlig wünschenswerthe Weise durch Studium am grünen Tisch aufzuklären, so vermochte auch Prutz dies nicht während eines zeitlich begrenzten Dortseins. Aber Prutz' Studien führen uns doch wieder einen guten Schritt weiter. Dabei freut es uns ganz besonders zu hören, dass unser Verfasser sich durchschnittlich an den von uns so hochverehrten Movers aus eigenster Ueberzeugung anzulehnen vermag.

Der Kern von Prutz' wissenschaftlicher Behandlung der phönizischen Stätten liegt aber in der mittelalterlichen Periode, ihrer Verknüpfung mit der Altzeit, der neueren und Jetztzeit. Diese Aufgabe der Forschung hat der talentvolle Berliner Historiker in einer wie uns dünkt ganz ausgezeichneten Weise gelöst. Wer in sich den Sinn für occidentalisches Wesen aus älterer und neuerer Zeit cultivirt und zugleich Gelegenheit gehabt hat, einen Blick in das Leben des Orientes zu thun, wird von der glücklichen Methode unseres Verfassers, die Aneinanderreihung und Wiederdurchdringung occidentalischer und orientalischer Kultur auf dem Boden der alten geistvollen und energischen Handelspolitiker auf kritische Weise zu emendiren, sehr angenehm berührt werden. Ist nun auch das Hauptverdienst des Werkes ein geschichtlich-geographisches, so wird darin doch auch der Anthropologe von Fach in den mancherlei Schilderungen der Völker-Situationen und Individualitäten aus alter und neuer Zeit, seine volle Rechnung finden. Die Schreibweise des Buches ist in ihrer ungesuchten Schlichtheit und in ihrer correcten Satzweise höchst befriedigend, die äussere Ausstattung desselben ist vortreflich. Unter den wissenschaftlich-kritischen Werken über Syrien nimmt das vorliegende unstreitig einen der ersten Plätze ein.

R. II.

E. Mohr: Nach den Victoriafällen des Zambesi. Mit vielen Illustrationen in Holzschnitt und Chromolithographie und einer Karte, nebst einem astronomischen, einem commerciellen Anhang vom Verfasser und einem geognostischen von A. Hübner: Die südafrikanischen Diamantfelder. Leipzig 1875. 2 Bde.

Eduard Mohr aus Bremen ist uns schon länger als geistig begabter, muthiger und erfolgreicher Bereiser Südafrika's wohl bekannt. Er ist so ein halber Buschmann, braucht nur sehr wenig Bequemlichkeit, scheut den Teufel im Busche nicht, schiesst gut, beobachtet treu und schildert vortreflich. Vor uns liegen jetzt zwei stattliche Bände, in denen der Verfasser seine hochinteressante Reise durch das Matabeln-Land zum weltberühmten Mosiwa-tuna, dem „tosenden Rauch“, einem der gewaltigsten Naturwunder des Weltalls, beschreibt. An Inhalt ist dies Federerzeugniss Mohr's reicher als dasjenige seines artistischen Freundes Baines. Höchstens möchte hierin ein Chapman unserem Mohr die Wage halten können. Jeder wird aber mit Vergnügen die ethnologischen Details und die unser Bereich so nahe berührenden naturwissenschaftlichen und volkswirtschaftlichen Angaben des Bremensers lesen. Der Styl desselben ist vorzüglich, einfach, klar, spannend, voll prächtigen Humors, anheimelnd wie der ganze kleine, bewegliche, brave Kerl von Verfasser selbst. Da er nun, durch früher überstandene Mühsal ungebeugt, von Neuem sein knappes Bündel geschnürt hat, um als

African at home im Auftrage der Deutsch-Afrikanischen Gesellschaft die von Anderen verfehlten Wege der Erforschung zu betreten, so wünschen wir ihm, sein famoses Buch zur Hand, herzliches Glück dazu.

Wer aber einen der schönsten Theile Südafrika's im Geiste durchwandern will, der lese aufmerksam das Buch dieses uns so sympathischen, ächt deutschen Mannes. R. H.

Monteiro: Angola and the River Congo, Vol. I. u. II. London 1875.

Ein fleissig und mit Sachkenntniss gearbeitetes Buch, das bei der jetzt für die Westküste gewonnenen Aufmerksamkeit ein doppeltes Interesse besitzt. Das Folgende liefert eine Illustration über den Gebrauch der *Tessera hospitalis* bei den Alten. Während Monteiro auf seinen Reisen bei dem portugiesischen Gouverneur von Berube verweilte, langte dort im Auftrage des Königs von Congo eine Gesandtschaft aus San Salvador an, mit welcher der Marquis von Catende betraut war. Es heisst dann (auf S. 221, Thl. 1.): Having heard at Loanda, hat Dr. Bastian had passed through San Salvador, I inquired of the Marquis, whether he had seen him He replied that, a white man, whose name he knew not, had lately been through his town (a little distance from San Salvador) and had given him a „mucanda“ or letter, which he would show me, and taking me into his hut, he took out of his box a parcel of rags, which he carefully undid, till he came to a half-sheet of small paper, on which was engraved the portrait of some British worthy, dressed in the high-collared coat in fashion some thirty or forty years ago. As the lower half of the sheet was torn off, there was no inscription on it, by which I could identify the portrait, which seemed to have been taken from a small octavo volume. The Marquis would not show the portrait to the Governor or any Portuguese, as he was afraid, that it might say something, that would compromise him with them, and on my assuring him, that there was no danger whatever in it, he seemed to be much easier in his mind.

So schleicht die Zeit in Africa; die zwanzig Jahre, die eine Welt bunter Erinnerungen durchlaufen, sind dort nur ein kurz vorher, ein „lately“, und seitdem scheint kein anderer Weisser nach San Salvador gelangt zu sein, um das Andenken des vorhergegangenen zu verdunkeln, indem Monteiro mit dem Marquis vor der Reise der Brüder Grandy verkehrte. In meinem damals über die im Jahre 1857 unternommene Reise verfassten Buche (Ein Besuch in San Salvador) findet sich die Ergänzung dieser Erzählung, die genauer genommen die Ergänzung zu jener bildet (S. 184). „Beim Abschiede hatte Dom Pedro noch mehrere Sachen auf dem Herzen, über die er mit mir in Communication zu bleiben wünschte, er erkundigte sich desshalb, auf welche Weise mich seine Leute in Loanda auffinden könnten. Da seine Mittheilungen natürlich mündlich überbracht werden mussten, war es nöthig, ein sicheres Erkennungszeichen zu haben. Zufällig hatte ich Richard Landers' Travel, mit einem Titelkupfer eingebunden, in der Tasche, und da mir nichts anderes einfiel, schnitt ich das Bild in der Quere durch und gab ihm die eine Hälfte, während ich die andere für mich behielt. Nach meiner Rückkehr hielt ich mich indess nur noch kurze Zeit an der Küste auf und habe so nichts Weiteres darüber gehört; sollte indess ein späterer Reisender dieses Document in San Salvador finden, so könnte er Auskunft über Dom Pedro erhalten.“ So geschehen im Jahre 1857 und die Vermuthung eingetroffen 1875, wie oben erzählt. B.¹⁾

Congrès provincial des orientalistes français. Paris 1875.

In dem Compte rendu (1874) giebt Ory Mittheilungen über die alte Geschichte Cochinchina's aus dem chinesischen Werk Tong-si-yang-kaou.

Osborn: Islam under the Arabes. London 1876.

Nach Studien in Indien.

¹⁾ Dieselbe Signatur für die folgenden Miscellen bis zu Ende, und ebenso nachzutragen in Bd. 7 für die Besprechungen auf S. 203, 213 u. A. m.

Berendt: Remarks on the Centres of Ancient Civilization in Central-America and their Geographical Contributions. New-York 1876.

Ein vor der Geographischen Gesellschaft New-York's (bei dortiger Anwesenheit des Kaisers von Brasilien) gehaltener und aus dem Bulletin wieder abgedruckter Vortrag. Nachdem auf die Wichtigkeit der archäologischen Untersuchungen, die jetzt in Cauca- und Magdalenthal sowie unter den Chibchas eingeleitet sind, aufmerksam gemacht ist, und auf ihre Beziehung zu denen von Costa Rica und Nicaragua, von welchem letzterem Boden das königliche Museum eine instructive Sammlung durch Dr. Berendt erhalten hat, heisst es von dem an die Wanderungen der Chorotegen anzuknüpfenden Alterthümer: „Prominent among these relics of the past are numerous sculptured slabs and stone-heads, which were first discovered some fifteen years ago, among the debris of ruined edifices in the department of Escuintla, and after a long oblivion have now been disinterred again and secured for the Berlin Museum by Professor Bastian“. Da Dr. Berendt dort selbst thätig sein wird, unter gleichzeitiger Fortsetzung seiner linguistischen Studien, darf reichen Resultaten entgegenzusehen werden.

The Industrial Arts, Historical Sketches (1876, London).

Gehört zu den Handbüchern des South-Kensington-Museum und giebt Illustrationen der dortigen Schätze.

Burton: Gorillaland and the Cataracts of the Congo, Vol. I u. II. Leipzig 1876.

Die lang erwartete Beschreibung früherer Wanderungen dieses vielerfahrenen Reisenden.

Zacharias: Zur Entwicklungstheorie. Jena 1876.

Ein Buch, das sich vortheilhaft von der ähnlichen Literatur durch den ruhigeren und bemessenen Ton auszeichnet, mit dem auch die Werke der Gegner besprochen werden, obwohl hie und da Kraftstücke (s. S. 104) nicht fehlen, vielleicht in Folge des „Einathmens der Jenenser Luft“ (s. S. 107).

Meunier: Les Ancêtres d'Adam. Paris 1875.

Auch unter dem Titel: Histoire de l'homme fossile, die chronologisch erzählt wird, besonders nach den Entdeckungen Boucher de Perthes'.

Hartmann, Ed. v.: Wahrheit und Irrthum im Darwinismus. Berlin 1875.

An Wigand (Der Darwinismus und die Naturforschung Newton's und Cuvier's) anknüpfend.

Baer, E. v.: Studien aus dem Gebiete der Naturwissenschaften. St. Petersburg 1876.

Als Hypothese ist der Darwinismus im höchsten Grade beachtenswerth und Darwin selbst hat seine Lehre nur als Hypothese betrachtet, „es sind nur die begeisterten neuen Anhänger derselben, welche behaupten, dass das Geheimniss der Mannigfaltigkeit des Lebens damit entdeckt sei“.

Brooks: Natal, London 1876.

Early history, S. 191 u. flg.

De Compiègne: L'Afrique équatoriale, Vol. I. u. II, Paris 1875.

Enthält die Versuche der französischen Expedition, das Innere Africa's von den Gabunländern aus zu eröffnen.

Memoria del Secretario de lo Interior y Relaciones Exteriores de los Estados Unidos de Colombia para el Congreso de 1875. Bogota 1875.

Das sechste Capitel (des ersten Theils) giebt (als Censo nacional) die Bevölkerung 1,932,279 im Jahre 1843 und 2,943,794 im Jahre 1871.

Haeckel: Ziele und Wege der heutigen Entwicklungsgeschichte. Jena 1875.

Ein entsetzliches Strafgericht lässt hier der Menschen-Entwickler über die unverbesserlichen Ketzler ergehen, indem er sie von den olympischen Höhen der Unfehlbarkeit mit vernichtenden Banbullen nach einander in den Tartarus stürzt, den Einen gänzlich aus dem Buch des Lebens unter den Forschern austreibt, den Andern unter die Unken verweist, einen Anderen der Unseligen unter die Industrieritter, meine eigene Wenigkeit war bereits bei der natürlichen Schöpfung in Unter-Quarta einlogirt, und da der Verbrecher am Haeckelismus von einem Schüler des Meisters nicht ganz weit von da Quartier erhält, weil tiefer als die Tertianer abgeschätzt, so finden wir uns schliesslich wieder in ganz hübscher und auch anständiger Gesellschaft zusammen mit dem Zutritt der (unter einer gnädig bewilligten Ausnahme) bei Seite geschobenen Physiologen und den durch ihre Beziehungen zu häretischen Conventikeln in Dilettanten verkehrten Gelehrten. Eine grosse Tragödie, der bereits das Nachspiel der Posse zu folgen beginnt, in der sich die Uebertreibungen der Descendenztheorie¹⁾ zu Ende spielen werden. Dass solcher Zusammenbruch nicht ausbleiben könne, hatte ich bereits seit mehreren Jahren in meinen Schriften, wie sich durch Citationen genugsam beweisen liesse, verschiedentlich vorhergesagt, und zur Revanche ist jetzt der Sponsor gleichnamiger Theorie von einem (vielleicht durch das Zerfliessen des Bathybius Haeckeli angeregten) Lachkrampf befallen, der ihm Alles von seinen Dictaten Abweichende komisch und abermals urkomisch erscheinen lässt. Ueber solch' subjective Geschmacksempfindungen ist bekanntermaassen nun einmal nicht zu streiten, und mögen sie deshalb bleiben, was sie sind, wie sie dort auch schon bei früherer Erwähnung gelassen waren. Gleichzeitig erlaube ich mir einige Einwendungen gegen eine (um den Ausdruck zu mildern) illiberale Art der Kriegsführung, dass nämlich diejenigen Ausdrücke, die ich zu verschiedenen Malen und an verschiedenen Orten bei Bekämpfung einer Schule verwandt hatte, für einen Einzelangriff zusammen aufgerafft und ohne wenigstens durch eigene Variation eine neue Schneide zu erhalten, zurückgeschleudert wurden, und zwar auf meine Persönlichkeit. Da ich indess jetzt belehrt werde, dass mit den, also nur imaginären Verwundungen, auf nichts Persönliches gezielt war, so mag es damit gleichfalls sein Bewenden haben²⁾, und werde ich

¹⁾ Der Nestor der neueren Entwicklungsgeschichte erinnert an Schelling's Identitätsphilosophie, an Gall's Kranioskopie, an den thierischen Magnetismus und zweifelt nach solchen Erfahrungen „keinen Augenblick, dass die obige Hypothese auf ihren wahren Werth zurücksinken werde“ (während dagegen Darwin's erste Fundamentalarbeiten sich gut begründet zeigen).

²⁾ Der Catalog der Höflichkeitsphrasen wird ohnedem bald erschöpft sein, und gehe ich, statt darauf zurückzukommen, auf einige Vorwürfe ein, die mich ausserdem treffen sollen. Einmal den einer unrichtigen Citation, indem die Präposition „in“ durch „von“ ersetzt sei. Dass dieser Fehler gemacht ist, finde ich beim Nachschlagen allerdings, und erkenne ihn gern als solchen an, obgleich derselbe, wie ein Jeder aus dem Zusammenhang des Satzes unter der darauf folgenden Bezugnahme ersehen wird, ein völlig unabsichtlicher war, da diese Umstellung (ob nuu in Folge der Abschrift oder der Correctur) keineswegs zu meinem Vortheil angebeutet wurde. Was ich an der Replik zu sagen hatte, schloss sich aus dem Gedächtniss an meine eigenen Worte an, und ich konnte damals (oder könnte wenigstens jetzt) die Schuld der missverständlichen Auffassung auf den Gegner zurückwerfen, der bei seiner Erwidrerung auf den aus meinen Schriften citirten Text wissen musste, dass für mich sein biogenetisches Grundgesetz von der Recapitulation der Phylogenie in der Ontogenie noch nicht in seinem ganzen Umfange die numstössliche Gewissheit besitzt, die so gebieterisch dafür verlangt wird. Da durch die Verwechslung gerade kein Schaden (wenigstens nicht im Feindeslager) angerichtet ist, bedarf es auch keines weiteren Eingehens auf die Frage: „Ob erst mit dem Auftreten der Form der Organismus als Individuum gegeben ist.“ Ausserdem zieht Herr H. wieder das in unrichtiger Färbung wiedergegebene Gleichniss der Uhren herbei, das in der ihm gegebenen Verwendung ein ganz zutreffendes ist, und für das ich auch keineswegs etwa berechtigt wäre, die Priorität der Erfindung in Anspruch zu nehmen, wie die bereits aufgeführten Namen beweisen. Derjenige Punct, für welchen in diesem Fall

mich fernerhin auch um so weniger mit diesen nutzlosen und nichtssagenden Klagen oder Gegenklagen länger aufhalten, weil Herr Prof. Haeckel mir diesmal wenigstens einen anderen meiner Wünsche erfüllt hat. Nachdem ich Jahre hindurch bemüht gewesen war, mich in dem Irrgarten der Descendenztheorie, soweit mein bescheidenes, und in der Descendenzscala genugsam reducirtes, Quantum des Verständnisses ausreicht, einigermaassen zu orientiren, waren bis dahin alle meine Beweisführungen, oder wenigstens die vermeintlichen Versuche meiner Beweisführung, einfach mit dem Decrete annullirt, dass sie unter den Zweifeln an der heiligen Lehre die „verkehrtesten“ seien, und dass solch' skeptische Grübeleien aus den Aetherregionen der Intuition keines weiteren Wortes gewürdigt werden würden. Diesmal hat man sich einmal wenigstens so weit herabgelassen, an einen der Sätze anzuknüpfen, und indem damit zuerst Etwas fassliches in diesem durch Luftfechtereien wahrhaft ermüdenden Streite geboten ist, werde ich bei weiteren Erörterungen, wenn sich später Gelegenheit dazu bieten sollte, zunächst daran festhalten. Für den Augenblick muss eine kurze Anführung genügen.

Es heisst: Die schwersten wissenschaftlichen Vorwürfe, die mir Herr B. machen zu können glaubt, fasst er in folgenden Worten zusammen: „Sie wollen in unserer Zeit der Induction und practischen Experimente der Theorie wieder einen leitenden Einfluss auf die Sprache der Thatsachen verschaffen. Davor bewahre uns der Himmel. Damit eben, dass Sie noch einer Philosophie bedürfen, schlagen Sie sich selbst, damit vernichten oder bedrohen Sie wenigstens Alles, was wir durch beschwerlichen und langsamen Anfbau in der Naturforschung gewonnen haben. Sie verlangen eine Verbindung der empirischen Kenntnisse und philosophischen Verständnisses, eine innigste Wechselbeziehung und gegenseitige Durchdringung von Philosophie und Empirie. Mit solchen Sätzen legen Sie die Axt an die Wurzel unseres vielverzweigten Wissenbaumes.“ Die Wissenschaft muss also nach Herrn B. umkehren. Sie darf nur Thatsachen sammeln, aber niemals nach deren Ursachen erfragen, niemals sie zu erklären suchen. Vor Allem darf sie nicht denken.“

Zwischen „Denken“ und „Nachdenken“ ist kein unbeträchtlicher Unterschied, zwischen „Denken“ und „Dichten“ oft gefährliche Berührung, und allerdings liegt der Krebschaden der modernen Richtung, meiner unmassgeblichen Ansicht nach, darin, dass man sich allerlei und allzuviel denkt, und dieses Gedachte den Thatsachen hinzufügt. Die „dichtende Vernunft“, die in der Naturphilosophie spukte, wurde als Frühgeburt von Schiller erkannt, als er Naturwissenschaft und Philosophie seine Warnung zurief: „Noch kommt das Bündniss zu früh“, und ihre jetzt versuchte Inthronisirung wird bald ebenso vergessen sein, wie die in dem von Buhlerinnen bedienten Tempel der Vernunft, mit dessen Eröffnung die (damals noch unentwickelte) Menschheit im Nov. 1793 beglückt wurde. Wir haben eben noch allzuviel von der Natur zu lernen, als dass uns für Förderung der exacten Methode die Vernunft bereits viel lehren kann, obwohl sie, wenn strenge Schulordnung¹⁾ noch länger auf-

die Unterschiede zwischen Mechanismus und Organismus verwerthet werden sollen, fällt unter die im Principe streitigen, und brauche ich auf denselben nicht zurückzukommen, da er in einem inzwischen erschienenen Buche mit besonderer Rücksichtnahme erörtert worden ist. Eine neue Beschwerde könnte ich, wenn es etwas hülfte, dagegen erheben, dass meine wiederholt ausgesprochene Hochachtung für Darwin als eine doppelsinnige erklärt wird, an Heuchelei streifend. Glücklicherweise kann aus den Daten verschiedener meiner Bücher genugsam dargelegt werden, für wie lange ich den neuen Bahnen, die Darwin gebrochen hat, ohne Rückhalt gefolgt bin, und dass ich erst Halt machte, als auf die von anderen Seiten vorgeschlagenen Abwege eingelenkt wurde. Trotz meiner Verehrung für diesen mit vollstem Recht gefeierten Naturforscher sehe ich indess keine Veranlassung zu dem blinden Cultus des Meisters, den nicht er selbst für sich, sondern Andere zu eigener Verherrlichung verlangt haben, und da auch der gute Homer zuweilen schlief, da ein Kant selbst ein Schlummerstündchen unbefangen eingesteht, helfe ich mir lieber über einige, meinen Gefühlen allzu widerstrebende, Sätze in den späteren Schriften mit dem Gedanken an ein Mittagsschlächchen hinweg. Niemand wird es nach solichem Lebenswerk missgönnen und sich dagegen an den Tageswerken neu erfrischen, mit denen die Literatur noch immer bereichert wird.

¹⁾ Wenn sich in der kurzen Spanne Zeit, seit welcher die inductive Forschung ihre Geltung erst erlangte, einige Uebung im Elementarrechnen mit den vier Species bereits gewinnen liess, so ist der Weg doch noch weit bis zu jener höheren Analysis, deren unsere heutige Weltauffassung zur Lösung ihrer Räthsel bedürfen wird. In welcher Classe die Propheten der Descendenz zu sitzen meinen, ist mir unbekannt, was mich betrifft, so glaube

recht erhalten wird, seit den raschen Fortschritten der Physiologie berechnete Aussicht haben würde, unter der Controlle der vergleichenden Psychologie eine gesicherte Basis für ihren inductiven Bau innerhalb der Reihe der Naturwissenschaften zu gewinnen. Dass das Denken aufhöre, dafür braucht man in unserer Zeit, wo die Geister regsam genug geweckt sind, wahrlich nicht bange zu sein. Im Gegentheil bedarf es des Zurückhaltens, bedarf es selbstwilliger Entsagung, um bei dem mühsamen und oftmals beschwerlichen Studium des Details zu verbleiben, sonst erziehen wir eine Generation verflachter Denker, statt zuverlässiger Systematiker, an denen man in einigen Wissenszweigen jetzt bereits Mangel zu fühlen beginnt. Manchen wäre das vielleicht recht, da man dann die „promptere Polizei“ los würde, die der „strengere Naturforscher“ übt, wenn der losere „seine metaphysischen Grillen unter der Form von Thatsachen an den Mann bringen will“. Auch mit folgendem Satz aus derselben Feder stimme ich in der Hauptsache überein: „Wir verlangen von dem heutigen Naturforscher mehr philosophische Uebung, aber nicht mehr Neigung, selbst originelle Systeme zu machen. Im Gegentheil, in dieser Beziehung sind wir den Schaden der naturphilosophischen Zeit noch immer nicht los.“ Gegen diese naturphilosophische Richtung ist seiner Zeit ein schwerer Kampf geführt, aber die jüngere Generation, die ihn schon beendet fand, kennt die Gefahren nicht mehr, und Einer der Jünger, dem „durch Zufall“ Oken's Werke in die Hand fielen, glaubt auf einigen Seiten „einen Zoologen aus der Haeckel'schen Schule reden zu hören“. Auch hat Haeckel selbst bereits die Verwandtschaft des Bathybius mit Oken's Urschleim anerkannt. So fängt eben Alles wieder von Vorne an, weil die für Entwicklung (mit übrigens gutem Recht) Begeisterten sich doch nicht einmal die Mühe nehmen, die Entwicklung ihrer eigenen Wissenschaft zu studiren. Man möchte deshalb auch den Modetaumel ruhig seine Wege gehen lassen, da bei dem jetzigen Stande der Naturforschung das Richtige sich schliesslich immer eine Bahn brechen wird, wenn nicht die Verwirrung, die durch tendenziös populäre Schriften hervorgerufen wird, in kritischen Zeitmomenten, wo keine Musse bleibt, auf lange Widerlegungen bereits fixirter Dogmen einzugehen, böse Früchte tragen könnte.

Uebrigens lässt sich mein ganzer Widerspruch gegen diese moderne Schule in zwei Worte zusammenfassen: dass sie nämlich zu der Schlussfolgerung aus Analogie in ihren loseren Formen zurückkehrt, während die Stärke unserer Naturwissenschaft eben darin gesucht wurde, sich mehr und mehr einer vollständigen Induction anzunähern, — und daraus ergeben sich dann für den Logiker alle Weiterfolgerungen, da die Wege in verschiedene Richtungen auseinander gehen, der eine in die Regionen der Speculation auslaufend, der andere sich der Statistik annähernd. Der zweite Fehler liegt darin, dass man die Relativität der Werthbezeichnungen im naturwissenschaftlichen Formelnberechnen, wodurch sie erst ihren Stellenwerth erhalten, übersieht, und jeden Augenblick durch Zurückgreifen auf das Absolute eines ersten Entstehens mit dem Unendlichkeitszeichen einer incommensurablen Grösse dazwischenfährt, so dass alle bis dahin erlangten Folgerungen wieder aufgehoben, oder doch aus der Physik in die Metaphysik entrückt werden mit Aufgehen der Naturwissenschaft in eine Natur-Philosophie.

So unbedingt die Förderung anzuerkennen ist, welche auch die exacte Naturforschung durch ausgezeichnete Monographien, unter denen Haeckel's eigene Arbeiten nicht besonders erwähnt zu werden brauchen, erlangt hat, lässt sich doch aus den theoretisirenden Werken auf jeder Seite beweisen, dass die Analogien vieldeutig sind, und dass bei Verwendung der Induction, dieselbe, wenn nicht im ersten Grade, bei der *inductio primaria*, doch gewiss

ich noch erst beim ABC des Naturstudiums zu sein, und was wird daraus werden, wenn unsere Buchstabirschützen bereits des Lernens überdrüssig werden, um sich in Gedanken spielen zu erlustigen, die oft genug selbst kaum als Wortspiele gelten dürfen. So spricht auch v. Baer die Befürchtung aus, dass „der Versuch, den langsamen Weg der Beobachtung zum Ziele durch den Flug mit der Montgolfiere unmittelbar nach dem Ziele zu ersetzen, der Phantasie mehr Stoff gewähren werde, als der Erkenntniss“. Nach Helmholtz „ist die wesentliche Bedingung für den methodischen Fortschritt des Denkens, dass der Gedanke auf einen Punkt concentrirt bleibe, ungestört von Nebendingen, ungestört auch von Wünschen und Hoffnungen, und nur nach seinem eigenen Willen und Entschluss fortschreite“. In gleicher Weise sprach sich Newton aus über den Weg, der ihn zu seinen grossen Entdeckungen geführt habe.

schon beim zweiten anfängt wackelig zu werden, während bei dem Fortschreiten zu den höheren Inductionen in den beständig übersprungenen Mittelgliedern eine Menge Instanzen vorborgen liegen, die bei ihrem Auftauchen daraus den ganzen Bau zerstören werden.

Im Uebrigen würde sich bei Zugänglichkeit für gegenseitige Argumente all' dieses Streiten schlichten lassen, wenn man sich über einige Controversen und deren Discussion vereinigte, denn es ist oben der Stolz der Naturwissenschaft, dass sie kein Meinen und Scheinen, kein Glauben weiter zuzulassen braucht, sondern ein bei dem jedesmaligen Standpunct des Erkennens nach der einen oder der anderen Richtung hin entscheidendes Wissen, wobei den Hypothesen, sobald ihnen der Einfluss auf Gestaltung der Thatsachen entzogen ist, ihre temporäre Gültigkeit in der organischen Naturwissenschaft ebensowohl wie in der anorganischen gewahrt bleiben kann. Die Männer der Wissenschaft werden durch E. v. Bär daran erinnert, „dass eine Hypothese wohl berechtigt und werthvoll sein kann, wenn wir sie als Hypothese behandeln, d. h. wenn wir ihr Gesichtspunkte für die specielle Untersuchung entnehmen, dass es aber für die Wissenschaft schädlich und entehrend ist, eine Hypothese, die der Beweismittel entbehrt, als den Gipfel der Wissenschaft zu betrachten.“

Dies ist der Standpunct, den ich während des ganzen Streites eingenommen habe und auf den es allein ankommt. Ob wir von einem lehmgebackenen Adam stammen oder von seinem Vetter, dem Affen, ob von Schnecken, wie die Osagen, von Fischen, wie die Collas, von Würmern, wie die Samoer, — meinetwegen auch von Regenwürmern oder anderem Ungeziefer, wird mir nicht viel Kopfweh machen. Für solches Umherrathen in nebligen Fernsichten, in denen eine klare Fragestellung im naturwissenschaftlichen Sinne unmöglich ist, habe ich keine Mussezeit zu vergeuden, und ich überlasse sie denen, die mit Verfertigung derartiger Stammbäume vertraut sind, und von unserm erfindungsreichen Münchhausen die Kunst gelernt haben mögen, sie schliesslich an einen Sonnenstrahl aufzuhängen, da sich im Uranfang schwerlich substantiellere Handhaben dafür werden finden lassen. Bis in diesen Dingen das *ποῦ αὐτοῦ* beantwortet werden kann, ist der Weg noch etwas weit. In der Zwischenzeit hat jede Hypothese, wenn richtig verwandt, ihre gewisse Berechtigung, und auch die der Descendenz wäre in einigen Puncten nach ihrer Art ganz hübsch, soweit die Physiologie kein Veto einlegt. Meine Einwände richten sich gegen die Aufmischung der Hypothesen mit den thatsächlich gesicherten Ergebnissen, und in dieser Modeneigung sehe ich allerdings eine so bedenkliche Gefahr für die Durchbildung einer naturwissenschaftlichen Weltanschauung, dass sie von meinem Gesichtspunct aus nicht scharf genug gerügt werden kann. Diese Gefahr besteht vornehmlich für meine Specialwissenschaft, die Ethnologie, wo die Verführung zu Hypothesen auf allen Seiten so nahe liegt, dass sie vorläufig besser Allen, die sich nicht strenger Selbstbeherrschung und Enthaltensamkeit gewiss sind, ein verschlossenes Buch bleiben möge. Dass man sich auf anderen Forschungsgebieten weniger lebhaft bedroht fühlen mag, mag sein, doch zähle ich auf die Billigung Jedes, der sich die Mühe nimmt, sine ira et studio die ganze Tragweite der Consequenzen zu übersehen.

Mein obiger Protest gegen die mich persönlich betreffenden Angriffe hat sich verzögert durch meine Abwesenheit auf einer Reise in America, wo ich in wechselnder Umgebung einer mir von früher bekannten, aber dennoch fremden und immer neuen Natur, wiederum auf Schritt und Tritt Gelegenheit hatte, die unübersehbare Fülle der Probleme, die sich jetzt an der kaum erreichten Schwelle exacter Naturforschung dichter und dichter drängen, vor der Betrachtung vorüberziehen zu lassen, und wenn von den einsamen Höhen der Andes, — aus einer Umgebung, wo, wie Bates sagt, „man feels so completely his insignificance and the vastness of nature“, oder nach Darwin, „temples, filled with the varied productions of the God of nature“, — wenn von dort die Erinnerung in jene Thäler, wo gerade damals die Schöpfungsgeschichte ihre fünfte Erneuerung erhielt, hin und wieder zurückkehrte, konnte ich mich nie des Staunens darüber erwehren, wie bei der jetzigen Weltauffassung (bei einem Naturerkennen, das Dubois-Reymond nur erst das Surrogat einer Erklärung nennt) daran gedacht werden kann, innerhalb des engen Horizontes unserer Sehweite bereits den Grundriss des Universums zu projiciren, statt die einstige Vollendung dieses Zukunftswerkes (des Dichters „Bau der Ewigkeiten“), den rollenden Jahrhunderten zu vertrauen, und in den Offenbarungen des Gesetzes die einheitliche Befriedigung zu finden, die in unserer Zeit aller-

dings sehnlicher, als je, gesucht wird. Indess die Menschennaturen sind einmal verschieden angelegt, und so mag einer anderen natürlich erscheinen, was der meinigen aus dem Innersten widerstrebt.

Journal of the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland.
July 1876, London

giebt eine Notiz, betreffend A pigmy graveyard in Tennessee mit den Gebeinen einer Zwerg-
rasse (über welche Funde die anthropologischen Autoritäten in America selbst aber noch
mancherlei Bedenken zu haben scheinen).

Croizier, de: L'art Khmer. Paris 1875.

Diese erst seit Kurzem in ihrer Heimath enthüllten Kunstwerke bilden jetzt (exposés au
palais de Compiègne) le Musée Khmer, organisé par M. Delaporte, assisté de M. Lafolloye.
Die Bezugnahme auf die Völker des östlichen Asien (S. 23, 24) scheint nur den zweiten Band,
der die Reise in Kambodia enthält, zu berücksichtigen, während sich die geschichtlichen und
traditionellen Notizen im ersten Bande (Geschichte der Indo-Chinesen) finden (S. 393—492).

Gabb: On the Indian Tribes and Languages of Costa Rica. Phila-
delphia 1875.

Eine treffliche Monographie über ein bis dahin fast unbekanntes, und erst durch
Dr. von Frantzius' Arbeiten der Beobachtung zugängliches Gebiet.

Powell: Exploration of the Colorado River of the West. Washington 1875.

Eine von der Smithsonian Institution geleitete Forschungsreise dieses auch in ethnologi-
scher Beziehung interessanten Gebietes, und finden sich unter den Illustrationen Abbildungen
einiger der dortigen Indianerstämme.

Official Catalogue of the British Section. London 1876

auf der Weltausstellung in Philadelphia, mit statistischen Notizen, die besonders für die lange
Reihe der englischen Colonien willkommen sind.

Moresbey: Discoveries and Survey in New-Guinea. London 1876.

Die erfolgreiche Reise des Kriegsschiffes Basilisk besprechend.

Hochstetter, von: Asien, seine Zukunftsbahnen und seine Kohlenschätze.
Wien 1876.

An Freiherrn von Richthofen's Ideen über den neuen Weltverkehr anschliessend, und die
darin gestellte Aufgabe mit der Hand eines Meisters fördernd.

Middendorf: Sibirische Reisen, Bd. IV. (Uebersicht der Natur Nord-
und Ost-Sibriens.) Thl. 2., Lief. 3 (Die Eingeborenen Sibiriens.). 1875
(Petersburg).

Ein selbstverständliches Fundamentalwerk, das keiner Empfehlung bedarf.

Journal of the Asiatic Society of Bengal, Vol. XLIII. Calcutta 1874.

Enthält (neben anderen) Hoernle's Essays in aid of a comparative Grammar of the Gaurian
languages, als Fortsetzung.

Wheeler: The history of India, Vol. IV, Part. I. London 1876.

Fortsetzung des Geschichtswerkes.

Archivos do Museu Nacional do Rio de Janeiro, Vol. 1, Tr. 1, 1876.

Darm: Estudos sobre os Sambaquis no Sul do Brazil (S. 5—20).

Boletin de la Sociedad Geografica de Madrid, T. I., N. I. Madrid 1876.

In der Sitzung des 13. May (1876) dió cuenta el Sr. Botella de que la familia del célebre marino D Felipe Bauzá le habia proporcionado tres manuscritos, que trataban del importante viaje de Malaspina, die also jetzt schliesslich veröffentlicht werden wird

Sauvaire: Histoire de Jerusalem et d'Hebron. Paris 1876,

worin besonders die topographischen Angaben aus dem Buche Moadjir-ed-dyn's in Uebersetzung zusammengestellt werden.

Das Kaiserreich Brasilien auf der Weltaussellung in Philadelphia. Rio de Janeiro 1876.

Neben dem Nationalmuseum in Rio de Janeiro, dem Museum in Ceara und dem Museum der Provinz Minas wird das (Alterthümer von der Insel Marajo enthaltende) Museum in Para, dem die Ethnographische Gesellschaft zu Santarem ein zweites hinzufügen wird, und das Museum in Alagoas, dessen Sammlungen auch Alterthümer einbegreifen, aufgeführt.

In Dr. Hayden's (U. S. Geologist-in-Charge) United States Geological and Geographical Survey of the territories finden sich in einem Separatabdruck (Washington, March 28, 1876), als Auszug aus dem Bulletin of the Geological and Geographical Survey of the territories (Vol. II. No. 1) drei ethnologisch wichtige Abhandlungen, nämlich:

Holmes, W. H.: A Notice of the ancient ruins in Southwestern Colorado examined during the Summer of 1875.

Jackson, W. H.: A Notice of the ancient ruins in Arizona and Utah lying about the Rio San Juan.

Bessels, Dr. E.: The human remains found near the ancient ruins of Southwestern Colorado and New-Mexico.

American Naturalist. Vol. IX, April 1875, No. 4. Salem, Mass.

enthält: Hart, Prof. Ch. Fred: The Indian Cemetery of the Gruta das Momias, Southern Minas Geraes, Brazil (die Leichen waren zum Theil in Hängematten aufgewickelt, andere in Körben oder in Töpfen begraben);

die Juny-Nummer (1875) No. 6 und July (1875) No. 7

enthält: Putnam, F. W.: The Pottery of the Mound-Builders (besonders auf die Sammlung Prof. Swallow's aus den Missouri-Mounds begründet);

die August-Nummer (1875) No. 8

enthält: Dall, W. H.: Alaskan Mummies (meistens in Fellen aufgerollt).

Auch in Vol. VII, January 1873, No. 1. findet sich ein Artikel Foster's, J. W. (LL. D.) On the Pottery of the Mound-Builders (mit Abbildungen).

Verzeichniss der im Museum Godeffroy vorhandenen ethnographischen Gegenstände, Hamburg 1876,

das in Veranlassung des Naturforscher-Congresses den Reichthum dieser werthvollen Sammlung kennen lehrt.

Wheeler: Annual Report upon the Geographical Explorations and Surveys west of the one hundredth Meridian, in California, Nevada, Nebraska, Utah, Arizona, Colorado, New-Mexico, Wyoming and Montana. Washington 1875.

Im Appendix enthält Abschnitt F.: Ethnology, philology and ruins, als 1) Report on the remains of population observed on and near the Eocene plateau of Northwestern New-Mexico by Prof. E. D. Cope; 2) Report on the ruins of New-Mexico by Dr. Oscar Loew; 3) Report on certain ruins visited in New-Mexico by Lieut. Rogers Birnie jr.; 4) Report on the Pueblo languages of New-Mexico, their affinity to each other and to the languages of other Indian tribes by Alb. S. Gatchet.

The Bible and Polygamy. Salt-Lake-City, 1874.

Eine im Tabernacle gehaltene Erörterung zwischen Prof. Orson Pratt, Einem der zwölf Apostel an der Kirche der Heiligen der letzten Tage und Rev. Dr. J. P. Newman (Chaplain of the U. S. Senate), wozu noch drei Predigten (S. 79—99) kommen.

Scheiber: Eine anthropologische Studie aus Ungarn, Separatabdruck aus der Wiener Mediz. Presse, Aug. 1876.

Lenhossek's Kranioskopie besprechend.

Fligier: Beiträge zur vorhistorischen Völkerkunde Europa's. Czernowitz 1876.

Die arischen Einwanderer, deren ursprüngliche Schädelform vermuthlich mässig dolichocephal war, haben diesen nur dort erhalten, wo sich eine dolichocephalische Bevölkerung vorfindet, in Orten aber, mit brachycephalischer Urbevölkerung haben sie eine Mischrasse hervorgebracht (S. 27).

Jaques, John (Elder): Catechism for Children, exhibiting the Prominent doctrines of the Church of Jesus Christ of Latter-day-Saints, 20th thousand. Salt Lake City 1872.

Chapter IV. (Plurality of God):

Q.: Are there more God, than one? A.: Yes many. (s S. 13.)

Hartmann, Robert: Die Nigritier, eine anthropologische Monographie. Berlin 1876. Bd. I.

Dies Buch gehört zu denen, die nicht in einem Referate besprochen werden können, sondern nur in einer Abhandlung, die überhaupt keiner Besprechung bedürfen, sondern nur einer Anzeige ihres Erschienenseins, weil sie sich dann, um gelesen und studirt zu sein, in den Händen eines Jeden finden müssen, dem es ernstlich um seine Wissenschaft zu thun ist. Mit solchen Monographien, wie die vorliegende über die Nigritier, werden sich fest und sicher die Fundamente aufbauen, um die Resultate gründlicher Forschung zu stützen und diejenigen Phantasiebilder, die bisher unter dem Namen ethnologischer Schöpfungen umhergaukelten, durch dem realen Leben entnommene Gestalten zu ersetzen. Dieser Erste Band, der in 9 Kapitel zerfällt, beschäftigt sich mit Vorfragen verschiedener Art, der zweite wird „ein physisch-anthropologisches und ethnologisches Gemälde“, eine Naturgeschichte der afrikanischen Stämme bringen. Neben drei in den Text gedruckten Holzschnitten sind 52 lithographirte Tafeln beigegeben. Einige derselben sind den Lesern dieser Zeitschrift bereits bekannt und alle vorzüglich ausgeführt.

Fischer, H.: Nephrit und Jadeit nach ihren mineralogischen Eigenschaften, sowie nach ihrer urgeschichtlichen und ethnographischen Bedeutung. Stuttgart 1876.

Die weitaus vollständigste und umfassendste Monographie, welche über dieses für die Ethnologie so wichtige Mineral geschrieben ist, und durch welche sich der Verfasser ein anerkennenswerthes Verdienst erworben hat. Der Inhalt zerfällt in: 1) Einleitung, 2) Literatur-Übersicht, 3) Specieller oder naturhistorischer Theil. Zwei chromolithographische Tafeln stellen die Bilder der Schiffe dar.

Hartmann, E. v.: Wahrheit und Irrthum im Darwinismus. Berlin 1875.

Haeckel (indem er anerkannte, „dass die neue Lehre von der Abstammung der Arten von einander und der Einheit des genealogischen Stammbaums des organischen Reiches gar nicht mehr zur Naturwissenschaft im engeren Sinne gehöre, dass sie recht eigentlich Naturphilosophie sei, und nur aus einer Verschmelzung von empirisch-naturwissenschaftlicher Grundlage und philosophischer Speculation hervorgehen könne“) lieferte („die lang verpönte Philosophie bei der Naturwissenschaft wieder zu Ehren bringend“) „sehr beachtenswerthe Beiträge zur Naturphilosophie“. „Leider reichte nur diese Heranziehung der Philosophie nicht weit genug“, wird fortgefahren, und da hier das Urtheil eines Philosophen von Fach über seine eigenen Angelegenheiten gegeben ist, kann ich mich mit dem Hinweis darauf beschränken zur Bestätigung meiner vielfach wiederholten Behauptung, dass in der natürlichen Schöpfungsgeschichte ein Abfall von demjenigen Princip vorliegt, mit welchem die Naturwissenschaft seit Niederkämpfung der Naturphilosophie ihre entscheidenden Siege erkämpft hat, ein Zurückverfallen in alte Irrthümer, und dass der Verfasser jener „weit darwinischer ist, als Darwin selbst“, wie es im obigen Buche heisst (S. 151). Dasselbe richtet sich dann gegen Haeckel's Annahme, „dass in Darwin der von Kant für unmöglich erklärte Newton erschienen sei, der durch seine Selectionstheorie die Aufgabe thatsächlich geleistet habe, die Erzeugung eines Grashalmes nach Naturgesetzen, die keine Absicht geordnet hat, begreiflich zu machen.“ Nach Kant liegt das Princip zur Ausgleichung der doppelten Naturbetrachtung „im Uebersinnlichen“, als im Metaphysischen, das deshalb der Naturforscher (der Physiker) nicht berührt. Ueber das Weitere mögen sich die Philosophen unter einander und Haeckel mit ihnen streiten, und auch der hier citirte folgt seinen eigenen Wegen, die uns nicht weiter angehen, hat indess Gründe für seine Meinung, dass Haeckel „auf Schritt und Tritt den Zufall in den unwahrscheinlichsten Combinationen zu Hülfe nehmen muss“, weil er darauf besteht, „den Begriff des Mechanismus als einen der Teleologie absolut entgegengesetzten zu behandeln“. Für die Naturwissenschaft giebt es keine Descendenztheorie, sondern eine vergleichende Anatomie und berechtigt „die Verwandtschaft keineswegs zu dem Rückschluss auf genealogischen Zusammenhang“. Dass die Naturphilosophie ebenso gut ihr Recht zur Durchbildung hat, wie andere philosophische Systeme, mag sein, aber dann gehört sie eben zu diesen, und darf dem Publikum nicht in Verkleidung als Naturwissenschaft vorgeführt werden. Wenn das Prinzip der Arbeitstheilung sich so folgereich gezeigt hat, dass es bis in minutiöse Detail-Arbeiten hinabgeführt und festgehalten wird, so muss es wahrlich für die Grenzseide zweier Hauptfelder, wie sie Philosophie und Naturgeschichte darstellen, seine Anerkennung finden, und ein unklares Ineinanderrechnen der unter verschiedenen Prämissen gewonnenen und also ganz incongruenten Resultate wird bei scharfer Revision einer schliesslichen Verurtheilung nicht entgehen. — Hinsichtlich eines Punktes, der mehrfach Anlass zu unverständlichen und unverständigen Vorwürfen gegeben hat, sei die Aeusserung des Verfassers angeführt, auf eine vergleichsweise verwandte Entwicklung der Baustile aus einander Rücksicht nehmend (s. S. 16): „Allerdings handelt es sich hierbei um ein genetisches Hervorwachsen des einen Typus aus dem andern, aber doch nur im ideellen Sinne, nicht an den bereits realisirten Gebäuden, d. h. die Genesis ist vorhanden, aber nicht als äusserliche, sondern als psychologische Genesis der Gedanken und künstlerischer Ideale, deren eines aus dem andern sich zeitlich entwickelt“. (vgl. Schöpfung und Entstehung, S. 207—214.)¹⁾

1) Durch ein Versehen bei der Umstellung von S. 393 getrennt.

Wood: The Shores of Lake Aral. London 1876.
In Begleitung einer russischen Expedition erforscht.

Grave: The Frosty Caucasus. London 1875.
Mit Besuch der Gletscher.

Journal of the Bombay Branch of the R. A. Society. 1875, Bombay.
In Da Cunha's Memoir on the history of the Tooth relic in Ceylon finden sich Abbildungen derselben.

Vischer, E.: Briefe eines Deutschen aus Californien. San Francisco 1873.
Der seit dem Jahre 1862 mit dem Lande bekannte Verfasser hat die Geschichte der damals noch blühenden Missionen während ihres bald eintretenden Verfalles verfolgt und den Faden auch unter dem Geräusche der neuen Umgestaltungen Californiens festgehalten. Werthvolle Materialien sind niedergelegt in seinem: Pictorial of California (San Francisco, 1870) mit Photographien nach Originalzeichnungen, ferner in der Broschüre: Missions of Upper California (San Francisco 1872).

Scribner's Monthly. August 1875.
Enthält in Holder's Artikel: „The Stone Period of the Antilles“ eine Beschreibung der räthselhaften Steinringe Puerto Rico's, die mit der Sammlung des Consul Latimer in das Park-Museum New-York's gelangten.

Mains: Statistician. April 1876, San Francisco.
Erscheint monatlich.

Chaillé-Long: Central-Afrika. London 1876.
Beschreibung der Tikki-Tikki auf S. 262 u. folg.

Olmos: Grammaire de la langue Nahuatl. Paris 1875.
Das in Folge der mexicanischen Commission durch Simeon herausgegebene Werk des 1571 gestorbenen Verfassers.

Mittheilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens. 9. Heft, März 1876, Yokohama.

Neben den Sitzungsberichten dieser in verdienstvollster Weise thätigen Gesellschaft (u. A. Martin: Ueber die Bereitung und Benutzung des Opiums. Hilgendorf: Ein Bärenfest auf der Insel Yezo) finden sich sehr schätzbare Aufsätze (v. Moellendorf, Müller, Funk, Westphal, Lemmer, Hilgendorf, Niewerth, Lange, Stein) und als Beilage Arendt's Uebersetzung (aus dem Chinesischen) des Schönen Mädchens von Pao (Einleitung des historischen Romans: Geschichte der Fürstenthümer).

Pissis: Geografia fisica de la Republica de Chile. Paris 1875.
Begleitet von einem Atlas, der Gebirgsprofile, Karten, Ansichten u. s. w. giebt.

Jahreshefte des naturwissenschaftlichen Vereins für das Fürstenthum Lüneburg (1822—33). 1876.

Mittheilungen aus den Briefen des Herrn Arnold Ritter in Braunschweig b. Fort Izeli (S. 152).

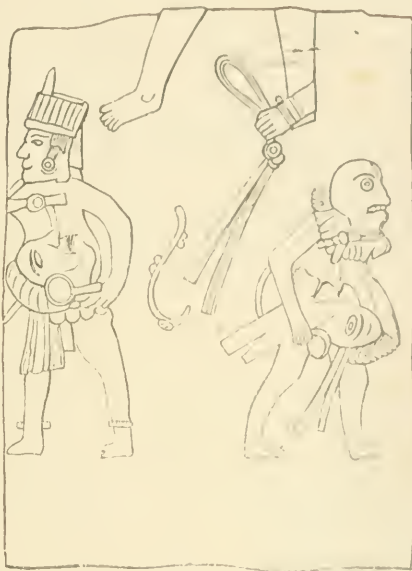
Transactions of the Asiatic Society of Japan (1872-73). Jokohama 1874.
Beginnend mit einem Artikel Satow's über die Loochoo-Inseln.

Erklärung der Tafeln

zum Aufsatz über die Alterthümer St. Lucia's.



I.



II.

I.

Steinplatte, $3\frac{1}{2}$ Meter lang, 1 M. breit und 1 M. dick, nur auf einer Seite, zwischen erhöhten Rändern, mit Figuren von erhabener Arbeit, 1 Centim. hoch, bedeckt, während der Kopf des sonnenartigen Götterbildes oben bis 5 Centim. im Relief hoch ist. Es handelt sich um die Darstellung eines Opfers, und die Gottheit kommt herab, den dargebrachten Menschenkopf von dem Priester in Empfang zu nehmen. Ein zweiter findet sich auf dem Altar nebenbei. (Der in dem Holzschnitt zwischen den Figuren des Steines frei gebliebene Platz ist auf dem Original mit Verzierungen verschiedener Art ausgefüllt).

II.

Monolith, 1 M. breit und $1\frac{1}{4}$ M. lang, mit erhabener Arbeit (Relief) zu 1 Centimeter; der Stein ist in der Mitte durchgebrochen, und lag das obere Stück daneben, aber in einer für Abzeichnung noch nicht geeigneten Situation, bis die Mittel zur Bewegung dieser schweren Gewichte gegeben sein werden. Der den Menschenkopf forttragende Todesgott kennzeichnet sich durch den nackten Schädel. Auch hier ist der auf dem Holzschnitt offen gebliebene Zwischenraum mit einem ornamentalen Netzwerk überzogen, dass sich in verschiedenen Weisen an die Verzierungen der Figuren anschliesst.



III.

III.

Kunstvoll ausgearbeiteter Stein, $2\frac{3}{4}$ Meter lang und $\frac{1}{2}$ Meter breit, in einer scheinbar an die Prometheus-Mythe erinnernden Darstellung. Dieselbe schliesst sich indess an die americanischen Traditionen vom Riesenvogel an, der die Menschenfigur im Schnabel trägt. Im Umkreis finden sich hieroglyphische Zeichen.

Diese Steintafeln stammen von der Ruinenstätte (wiedergegeben auf Tafel 19) der Hacienda Peor-es-nada bei St. Lucia.

Die Steinköpfe (Tafel 19) sind auf der Hacienda Pantaleon (bei St. Lucia) gefunden, und zwar fanden sie sich zu drei und drei in regelmässigen Abständen gegenüber als zu je einem Säulengange gehörig. Die Steintafeln dagegen bildeten wahrscheinlich die Wände des Tempels (oder Bekleidung desselben) und die auf denselben dargestellten Szenen schlossen sich möglicherweise in fortlaufender Reihe einander an. Einige der Steinköpfe zeigen den Vorsprung, wie er oftmals vorkommt und die Einfügung in eine Mauer beweist. Auf manchem derselben ist das eine Auge ausgedrückt, oder auch beide, eine Besonderheit, die wahrscheinlich mit der Abwehrung des bösen Blicks bei alten Zauberern zusammenhängt. Im vortspanischen Peru bestand eine Strafart darin, dass die Augen durch Schläge an das Hinterhaupt in vorne angepresste Röhren ausgeklopft wurden.

Die Steinbüste auf Tafel 18, bis 2 Meter Höhe, circa 1 Meter breit oben, 1 Met. 5 Centim. breit unten (das Relief in 21 Centim. Breite) mit einem Relief von 10 Centim. Höhe, findet sich mit drei anderen in einem Halbcirkel (und halb in der Erde versunken) in einer Waldlichtung bei der Hacienda de los Tarros (bei St. Lucia).

Die Abbildung des Hauses und der Waffen auf Tafel 20. sind von Herrn Prof. Sáenz seiner Abhandlung beigegeben. (S. 327.)

Verzeichniss von 477 Wörtern,

gesammelt während des Aufenthaltes S. M. S. „Gazelle“ in
**Neu-Guinea, Neu-Hannover, Neu-Irland, Neu-Britannien und
Brisbane (Queensland).**

(In letzterem Ort von Malayta, Salomon-Inseln.)

Die 477 Wörter vertheilen sich wie folgt: 1)

1. Neu-Guinea . . .	105.
2. Neu-Hannover . . .	74.
3. Neu-Irland . . .	135.
4. Neu-Britannien . . .	71.
5. Salomon-Inseln . . .	92.

Verzeichniss der Orte, an denen die Wörter gesammelt sind.

I. Bai von Segaar, Neu-Guinea, Golf von Mac Clure.

2° 41' S Br., 132° 24' O. L., den 16. bis 20. Juni 1875.

Die unter I. aufgeführten Wörter wurden von Eingeborenen des in der Bai von Segaar belegenen Kampong (Dorf) Lissir erfragt. Da letztere der malaiischen Sprache vollkommen mächtig waren, so hätte mit Hülfe eines Verzeichnisses von malaiischen Wörtern ein sehr vollständiges Vocabularium erlangt werden können. Leider befand sich an Bord nur ein geschriebenes, unvollkommenes derartiges Hilfsmittel, so dass auch Pantomimen zu Hülfe genommen werden mussten. Der grösste Theil der so gesammelten Wörter ging aber unglücklicherweise durch den Verlust eines Notizbuches wieder verloren.

II. Neu-Hannover. 1. Ankerplatz.

2° 26·5' S. Br., 149° 54·5' O. L., den 18. bis 21. Juli 1875.

Die Eingeborenen, N.-H.'s waren sehr schwer zu bewegen, längere Zeit den resp. Fragen Stand zu halten, zumal nur pantomimische Fragen an-

1) Im Text bedeutet E, „Eingeborener“.

In der Liste bedeutet eine „0“, dass der betr. Gegenstand überhaupt nicht bekannt ist.

Die „Anleitung zu wissensch. Beob. a. R.“ war bei Abschluss dieses Heftes noch nicht an Bord, der Aufsatz von Prof. Steinthal konnte daher für dasselbe nicht benutzt werden, ebensowenig wie früher bei Sammlung der Wörter.

gewandt werden konnten. Besonders schwierig war es, einen Anfang zu machen, da die ziemlich schwerfälligen Eingeborenen entweder das Bezweckte nicht verstanden oder bei ihrer fortwährenden Aufregtheit und alles Andere vergessenden Tauschsucht wenig zu einiger Aufmerksamkeit geneigt waren. Dazu kam, dass kein Eingeborener zu überreden war, an Bord zu kommen, und der Verkehr mit ihnen längsseit des Schiffes und an Land meistens nach anderer Richtung hin benutzt werden musste.

III. Neu-Hannover. 2. Ankerplatz.

2° 33·7' S. Br., 150° 4·9' O. L., den 22. bis 26. Juli 1875.

Die für den 1. Ankerplatz angeführten Verhältnisse waren hier noch viel ungünstiger und erlaubten nur die Aufnahme solcher Wörter, welche eingetauschte Gegenstände von allgemeiner Bedeutung bezeichneten. Im Uebrigen ist aus einigen Anzeichen anzunehmen, dass die Sprache auf den beiden besuchten Plätzen dieselbe ist.

IV. Neu-Irland. 2. Ankerplatz.

3° 11·5' S. Br., 151° 39·3' O. L., den 4. bis 6. August 1875.

Auf den 1. Ankerplatz in Neu-Irland konnten gar keine Wörter in Erfahrung gebracht werden, für den 2. kommen die unter II. angeführten Verhältnisse zur Geltung.

V. Neu-Irland. 3. Ankerplatz. Port Sulphur.

4° 43·5' S. Br., 152° 44·6' O. L., den 18. bis 21. August 1875.

Die Bewohner des kleinen hier befindlichen Dorfes waren jedenfalls vielfach in Berührung mit dort anscheinend regelmässig verweilenden Schiffen gewesen, einige besaßen sogar eine erfreuliche Kenntniss der englischen Sprache. Dies gestattete zwar, eine grössere Anzahl Wörter ziemlich schnell zu erlangen, einer einigermaßen befriedigenden Vollständigkeit trat aber auch hier die grosse Tauschsucht entgegen.

VI. Neu-Britannien. Blanche-Bay. Greet-Harbour.

4° 13·3' S. Br., 153° 10·3' O. L., den 12. bis 17. August 1875.

Die Sammlung von Wörtern geschah hier hauptsächlich auf der in der Bay belegenen kleinen „Henderson-Insel“. Die Eingeborenen besaßen, obwohl schon vielfach mit Fremden in Berührung gewesen, eine kaum nennenswerthe Kenntniss einiger englischen Wörter, ihre Ruhe und Intelligenz gestatteten aber, eine grössere Reihe von Wörtern aufzunehmen.

VII. Salomon-Insel. Malayta.

Als S. M. S. „Gazelle“ während ihres Aufenthaltes in Brisbane (Queensland) auf der Quarantaine-Station bei der Peel-Insel lag, hielten sich vorübergehend zwei „South-Sea-Islanders“, die wahrscheinlich wegen eines

Vergehens von einer Zucker-Plantage geflohen waren, an Bord auf. Soviel in Erfahrung gebracht werden konnte, waren beide von Malayta und erst seit kurzer Zeit in Queensland. Dieselben konnten nur einige Worte englisch, doch wurden die umstehenden Wörter pantomimisch erlangt.

Aussprache.

Sämmtliche Vocale und Consonanten sind so auszusprechen, wie sie geschrieben sind.

Bei Vocalen bedeutet: - lang; ˘ kurz; ˚ zwischen lang und kurz; *oa* wie *a* im engl. *water*; *õ* guttural; *au* oder *âu* zwischen *au* und *äu*; *ai* oder *âi* zwischen *ai* und *äi*.

Bei Consonanten bedeutet: *f* weiches *s*; *s* scharfes *s*; *wh* wie im engl. *well*; *ç* scharfes *r*, etwa wie im italienischen *Re*.

Die Wörter auf *ad*, wie z. B. *kakindád*, werden ausgesprochen und betont (Endsilbe) wie die spanischen Wörter auf *ad*, wie z. B. *libertád*.

Schliesslich wird bemerkt, dass mit ganz geringen Ausnahmen (? bezeichnet) nur solche Wörter aufgenommen sind, welche nach Bedeutung und Aussprache mit grösster Sicherheit als richtig angenommen werden können.

Laufende Numerer.	W o r t.	I.	II.	III.
		Bai von Segaar. Neu-Guinea.	Neu-Hannover. 1. Ankerplatz.	Neu-Hannover. 2. Ankerplatz.
1.	1.	<i>sū.</i>	<i>kāū</i> oder <i>kāū.</i>	—
2.	2.	<i>nōā.</i>	<i>āngōā.</i>	—
3.	3.	<i>tāēnī.</i>	<i>ātūl?</i>	—
4.	4.	<i>jāl.</i>	<i>āpōāt.</i>	—
5.	5.	<i>nīmā.</i>	<i>ālimā.</i>	—
6.	6.	<i>nūēm.</i>	<i>lēsigāi.</i>	—
7.	7.	<i>tārāssā.</i>	<i>lēmāā.</i>	—
8.	8.	<i>tārānōā.</i>	<i>ātūl?</i>	—
9.	9.	<i>sāpīlī.</i>	<i>lēāt.</i>	—
10.	10.	<i>pāssūā.</i>	<i>fāūlī</i> od. <i>fāūlī.</i>	—
11.	11.	—	<i>kāmās.</i>	—
12.	12.	—	<i>drōp.</i>	—
13.	13.	—	<i>āmās.</i>	—
14.	20.	—	—	—
15.	30.	—	—	—
16.	40.	—	—	—
17.	50.	—	—	—
18.	60.	—	—	—
19.	70.	—	—	—
20.	80.	—	—	—
21.	90.	—	—	—
22.	100.	—	—	—
23.	Sonne.	<i>qāēqā.¹⁾</i>	—	—
24.	Mond.	<i>pūnān.²⁾</i>	—	—
25.	Wasser.	<i>ūnān.³⁾⁴⁾</i>	—	—
26.	Feuer.	<i>jājī.</i>	—	—
27.	Erde, Sand.	—	—	—
28.	Asche.	—	—	—
29.	Rauch.	—	—	—
30.	Regen.	—	—	—
31.	Wind.	—	—	—

Das Fehlen der Zahlen nach 10 zeigt nicht an, dass solche überhaupt nicht vorhanden sind. Es konnte darüber keine Gewissheit erlangt werden.

I. 1) *qāēqā kāwāēnām*, Sonne geht unter.

2) *pūnān āssār*, Mond geht auf.

Beides ist pantomimisch in Erfahrung gebracht.

3) *tāssī*, Seewasser oder Salzwasser.

4) *ūnān ātākā*, nach einer Pantomime. wahrscheinlich: „es regnet“, oder vielleicht wörtlich: „Wasser fällt“.

IV. Neu-Irland. 2. Ankerplatz.	V. Neu-Irland. Port Sulphur.	VI. Neu-Britannien. Blanche-Bay.	VII. Salomon-Inseln. Malayta.
<i>káí.</i>	<i>tōngóm.</i>	<i>kāpēāú.</i>	<i>ke hā.</i>
<i>ā.</i>	<i>piláo.</i>	<i>auwát.</i>	<i>rúa.</i>
<i>tān.</i>	<i>bitím.</i>	<i>antúl.</i>	<i>tólú.</i>
<i>hāēt.</i>	<i>bálám.</i>	<i>tīgā.</i>	<i>wátí.</i>
<i>límōn.</i>	<i>ēlímā.</i>	<i>ēlímā.</i>	<i>límā.</i>
<i>lōn.</i>	<i>rōbróbóm.</i>	<i>l'ptīgāú.</i>	<i>hā nōch.</i>
<i>lē.</i>	<i>kāmbārvāng.</i>	<i>libūrvár.</i>	<i>wítu.</i>
<i>nóón.</i>	<i>būtōng.</i>	<i>lábūtúl.</i>	<i>húlāgh.</i>
<i>lēsík.</i>	<i>nāpāō od. n. nōngōng</i>	<i>lābūwát.</i>	<i>hīā.</i>
<i>sāngōn.</i>	<i>kākālōng.</i>	<i>tābūtím.</i>	<i>sālāgē.</i>
—	—	—	<i>siké.</i>
—	—	—	<i>sālāgē rúa.</i>
—	—	—	<i>sālāgē tolu u. s. w</i>
—	—	—	<i>tutú.</i>
—	—	—	<i>tólú hāngāwúlū.</i>
—	—	—	<i>rōtūtú.</i>
—	—	—	<i>límā hāngāwúlū.</i>
—	—	—	<i>tólú tūtú.</i>
—	—	—	<i>wátí tūtú.</i>
—	—	—	<i>hchāngāwúlū.</i>
—	—	—	<i>hāwāngátū.</i>
—	—	—	<i>hāwāngátū sālāgē.</i>
—	<i>kāmís.</i>	<i>kēāké.</i>	<i>nāhō.</i>
—	—	<i>āngāú.</i>	<i>wúlā.</i>
—	<i>būn.</i>	⁷⁾ <i>ā-tā.⁵⁾</i>	<i>mbāēū.</i>
—	<i>sāngún od. ūláo?</i>	<i>ā-jūp.⁶⁾</i>	<i>bōbāēssú.</i>
—	<i>nākāss (Sand).</i>	<i>ā-piā (Erde).</i>	—
—	<i>kūbūsch.</i>	<i>tōmbón.</i>	<i>dschólō.</i>
—	<i>nīmís.</i>	<i>āmí.</i>	<i>nāhú.</i>
—	<i>bāt?</i>	—	—
—	<i>lāmbārrū.</i>	—	—

VI. 5) Das *a* vor einigen Wörtern (mit darauf folgendem Bindestrich) scheint Artikel zu sein, da z. B. Wasser *tū* und auch *ā-tū* genannt wurde.

6) (Feuer) anblasen (pantomimisch) *dābūjā.*

7) *ā-tā* wurde vom Seewasser gesagt, „Trinkwasser“ heisst wahrscheinlich *āāpēn.*

Laufende Nummer.	W o r t.	I,	II.	III.
		Bai von Segaar. Neu-Guinea.	Neu-Hannover. 1. Ankerplatz.	Neu-Hannover. 2. Ankerplatz,
32.	Donner.	—	—	—
33.	Himmel.	—	—	—
34.	Stein.	<i>bātī.</i>	<i>pāū</i> oder <i>pāō.</i>	—
35.	Eisen.	<i>kāmāg.</i>	—	<i>samēllē.</i>
36.	Gold.	<i>gim.</i>	0	0
37.	Silber.	<i>sālākā.</i>	0	0
38.	Kupfer.	<i>rītū-rātū.</i>	0	0
39.	Messing.	<i>rītū.</i>	0	0
40.	Schildpatt.	<i>kérān.</i>	—	—
41.	Holz.	—	—	—
42.	Auge.	<i>ō bātīnbātīn.</i>	<i>mātā.</i>	—
43.	Ohr.	<i>tānīgān.</i>	<i>tālīngā.</i>	—
44.	Nase.	<i>ō-īpīr.</i>	<i>īs.</i>	—
45.	Mund.	—	<i>tābēk.</i>	—
46.	Zahn.	<i>nīfān.</i>	<i>nīssā.</i>	—
47.	Arm.	<i>ō-bārrār.</i>	<i>kāngā</i> (nasal).	—
48.	Hand.	<i>ō-nīmān gētīr.¹⁾</i>	<i>tūgūl.</i>	—
49.	Finger.	<i>tāgān.¹⁾</i>	<i>pīūpū.</i>	—
50.	Bein.	<i>ō-fānnī-dāqqīq.</i>	<i>kak.</i>	—
51.	Fuss.	<i>ō-fānnī.</i>	<i>kākīrā.</i>	—
52.	Zehen.	— ³⁾	—	—
53.	Kopf.	<i>ō-nūbātīn.</i>	—	—
54.	Stirn.	—	<i>nōk.</i>	—
55.	Backe.	—	<i>nōngānīrā.</i>	—
56.	Kinn.	—	—	—
57.	Kopfhaar.	—	<i>ūngūī.</i>	—
58.	Backenbart.	—	<i>pāng.</i>	—
59.	Zunge.	—	—	—
60.	Nägel.	—	—	—
61.	Brust.	—	<i>tūs</i> , d. h. Brüste.	—
62.	Bauch.	—	—	—
63.	Bauchnabel.	—	<i>nāik</i> od. <i>nāik.</i>	—
64.	Rücken.	—	<i>tūānīk.</i>	—
65.	Gesäss.	—	<i>kūnīrā.</i>	—
66.	After.	—	—	—

I. 1) Innere Handfläche *ō-nīmān nāmān.*2) Daumen *mētūa.*3) Grosse Zehe *mētūa.*

IV. Neu-Irland. 2. Ankerplatz.	V. Neu-Irland. Port Sulphur,	VI. Neu-Britannien. Blanche-Bay.	VII. Salomon-Inseln. Malayta.
—	ä-päl.	—	nohá. Blitz, q̄mu.
—	längít.	bägút.	nögári.
—	fát.	pälíu od. pälíu.	—
—	sínérē.	—	tólóka.
0	0	—	—
0	—	—	—
0	—	—	—
0	—	—	—
rómön.	—	—	—
—	ēpiā. ¹	—	ngāō.
lē-kādli od. kādli.	mátá.	mātīndád.	mátá.
lā-tīngā.	tālingán.	tālingá.	—
līsík.	kābüssú.	bēlōindád.	ēhū.
lūngüssú.	lók.	āmbālāngēídád.	lērō.
lē-bókót.	nīssāē.	āpālīngēídád.	kāē.
lūgūmā.	lāmāng.	līmēindád?	lēmā?
līmā.	līmā.	līmēindád?	līmū?
lē-gākāndī.	kāskās-lāmāng.	kākānālīm.	kāukāū?
lē-gākāndī ^{k.4}	kīgēk.	kākēindád.	nāi.
kākāndē.	bālān-kīgēk.	pātākāū.	tātābā.
—	kāskās-kīgēk.	—	kāukāū?
lā-pātōngō.	lōring.	āulīndád.	ólū.
māngā.	māssārīng.	—	lāgnāē.
—	—	—	bākō.
—	—	—	ngōō. (nasal.)
lā-pāēbē.	jū.	pēpēnāulē.	būrūlā.
rāīs.	kāmētš.	kāmēīdád.	bālōng.
—	—	—	sūpī.
—	—	—	hūghū.
—	Brüste: sūssīng.	—	rāngā.
—	—	—	kūtū.
—	—	—	roápē.
—	—	—	pōgūrū.
—	—	—	bókē.
—	—	—	kēū.

Laufende Nummer.	W o r t.	I.	II.	III.
		Bai von Segaar. Neu-Guinea.	Neu-Hannover. 1. Ankerplatz.	Neu-Hannover. 2. Ankerplatz.
67.	Hoden.	—	—	—
68.	Penis.	—	<i>ūtīrā.</i>	—
69.	Weibl. Schaam.	—	<i>dāīnā.</i>	—
70.	Vogel.	<i>cīāgā.</i>	—	—
71.	Huhn.	<i>kōkōk.</i>	—	<i>pūrā.</i>
72.	Ente.	<i>bār̄bok</i> (malaiisch?)	—	—
73.	Fisch.	<i>īkān.</i>	—	—
74.	Schildkröte.	<i>kērān.</i>	—	<i>rīngrōmōn.</i>
75.	Schwein.	<i>pāpī.</i>	—	—
76.	Rindvieh.	—	0	0
77.	Schlange.	—	—	—
78.	Cocusnuss.	<i>rūr.</i>	<i>nū.</i>	—
79.	Banane.	—	<i>ūrē</i> od. <i>ūq.</i>	<i>ūq.</i>
80.	Taro.	—	<i>kīrōk</i> od. <i>gīrōk.</i>	—
81.	Jonns.	—	—	—
82.	Stehen.	—	—	—
83.	Gehen.	<i>tābānā.</i>	—	—
84.	Laufen.	—	—	—
85.	Springen.	—	—	—
86.	Sitzen, s. setzen.	—	—	—
87.	Aufstehen.	—	—	—
88.	Liegen, s. legen.	—	—	—
89.	Schwimmen.	—	—	—
90.	Klettern.	—	—	—
91.	Tanzen.	—	—	<i>malmōlōng.</i>
92.	Sehen.	<i>āqōbā.</i>	—	—
93.	Hören.	—	—	—
94.	Fühlen.	—	—	—
95.	Lachen.	—	—	—
96.	Schlafen.	—	—	—
97.	Essen.	—	<i>jangān.</i>	—
98.	Wollen.	<i>fūkā.</i>	—	—
99.	Geben.	<i>pērūī.</i>	—	—
100.	Kommen.	—	—	—
101.	Werfen.	—	—	—
102.	Kochen.	—	—	—
103.	Sterben.	<i>āmātā.</i>	—	—

IV. Neu-Irland. 2. Ankerplatz.	V. Neu-Irland. Port Sulphur,	VI. Neu-Britannien. Blanche-Bay.	VII. Salomon-Inseln. Malayta.
—	—	—	<i>bóro.</i>
<i>állū.</i>	<i>pīri.</i>	—	<i>wio.</i>
—	—	—	—
—	—	—	—
—	<i>kērēkē.</i>	<i>rárēk.</i>	<i>kōkárókó.</i>
—	—	—	—
<i>īén.</i>	<i>īén.¹⁾</i>	<i>āīén.</i>	<i>śtāē.</i>
—	—	<i>pālapām.</i>	—
—	<i>bórvō.</i>	<i>bórvōi.</i>	<i>bájo.</i>
0	0	0	<i>īū.</i>
—	—	—	<i>pólā.</i>
—	<i>lāmās.</i>	—	—
—	<i>wūn.</i>	—	—
—	—	—	—
—	—	<i>āūpī.</i>	—
—	<i>tūr.</i>	<i>nátūr.</i>	—
—	<i>whān.</i>	<i>wāīnāwān.</i>	<i>tāwētī.</i>
—	<i>kālābūr.</i>	<i>awāmūt.</i>	<i>rágē.</i>
—	<i>firók.</i>	<i>pēnūl.</i>	<i>songállā?</i>
—	<i>kīs.</i>	<i>ūnākūtan.</i>	<i>fápō.</i>
—	—	—	<i>jōkūrā.</i>
—	<i>īnēp.</i>	<i>awát.</i>	<i>āengō.</i>
—	<i>whās.</i>	<i>nāēllir.</i>	<i>ōjō.</i>
—	<i>kā.</i>	<i>kīnāū.</i>	—
—	—	<i>melóngelēp.</i>	<i>songállā?</i>
—	—	—	<i>dodórvō.</i>
—	—	—	<i>rōrōngō.</i>
—	—	—	<i>kīkīnāmbī.</i>
—	<i>nōngón.</i>	—	—
—	<i>nīpdāmān.</i>	<i>mārmārūng.</i>	<i>ngórū.</i>
—	<i>whangan.</i>	—	—
—	—	—	—
—	<i>tābōvēáū.</i>	—	—
—	<i>hārv.</i>	—	—
—	—	<i>āiwīndé.</i>	<i>sōnīl.</i>
—	<i>tūtūn.</i>	—	—
—	—	—	<i>sūhāē.</i>

V. 1) *bīā*, Haifisch.

Laufende Numer.	W o r t.	I,	II.	III.
		Bai von Segaar. Neu-Guinea.	Neu-Hannover. 1. Ankerplatz	Neu-Hannover. 2. Ankerplatz,
104.	Rudern.	—	<i>āūl.</i>	<i>kūūl.</i>
105.	Roth.	<i>rārārāk.</i>	<i>mēllēk.</i>	<i>mēllēk.</i>
106.	Gelb.	<i>fōgān.</i>	—	—
107.	Weiss.	—	<i>pōssōk</i>	—
108.	Schwarz.	<i>kāmūssā.</i>	} <i>mīting.¹⁾</i>	—
109.	Blau.	—		—
110.	Grün.	—	<i>māchānā.</i>	—
111.	Mann.	<i>ō.</i>	—	—
112.	Frau, Weib.	<i>māpātā.</i>	—	—
113.	Knabe.	<i>kāčkā.</i>	—	—
114.	Bruder.	<i>ākāk.</i>	—	—
115.	Boot.	<i>rāi.</i>	<i>būl.</i>	—
116.	Pagnins. (Kurze Ruder.)	<i>bāssā.</i>	<i>ōssō.</i>	<i>ōssō.</i>
117.	Messer.	<i>pessu.</i>	—	<i>ǰānēs.</i>
118.	Axt.	—	—	—
119.	Beil.	—	—	—
120.	Hütte.	<i>rāmā.</i>	—	—
121.	Korb.	—	—	<i>bēllū.</i>
122.	Fischnetz.	—	—	<i>ābēnē od. ōbēnē.</i>
123.	Zackige Fisch- speer.	<i>whārfūn.</i>	—	—
124.	Angelhaken.	<i>ōnīsīn.</i>	0	—
125.	Angelschnur.	<i>ǰāfūn.</i>	—	—
126.	Trommel.	<i>tīpān-tīpān.</i>	—	<i>dānganūt.¹⁾</i>
127.	Maultrommel.	—	—	—
128.	Flöte.	—	—	—
129.	Nähnadel. (europ.)	<i>ǰīf.</i>	—	—
130.	Fingerring.	<i>ǰān od. dǰān.</i>	—	—
131.	Ohring.	<i>ǰ. od. dǰ. tēger- pātīng.</i>	—	—
132.	Lanze.	<i>whāssār.</i>	—	—

I. u. VI. 1) 2) Die E. in Neu-Hannover und Neu-Britannien schienen zwischen schwarz und blau keinen Unterschied erkennen zu können. Für Neu-Hannover ist dies auffällig, da beide Farben sich deutlich nebeneinander an einem Schnitzwerk befanden und beide mit *mīting* bezeichnet wurden.

Nachtrag. Nach der Anleitung von Prof. Steinthal (Anltg z. wschf.

IV. Neu-Irland. 2. Ankerplatz.	V. Neu-Irland. Port Sulphur.	VI. Neu-Britannien. Blanche-Bay.	VII. Salomon-Inseln. Malayta.
—	<i>čjñós.</i>	—	—
—	<i>tār.</i>	<i>tār.</i>	<i>sāssi.</i>
—	—	<i>málip.</i>	<i>mélá.</i>
—	<i>kāin od. kāin.</i>	<i>mal.</i>	<i>pūrā.</i>
—	<i>pñōkārāmbō.</i>	<i>tūlugámā.²⁾</i>	<i>djongóng.</i>
—	—	—	—
—	<i>pākān.</i>	<i>āūl od. āūl.</i>	—
—	<i>bārjān- bāntin.</i>	—	—
—	<i>fēn.</i>	—	—
—	<i>pānāt.</i>	—	—
—	—	—	—
<i>assim.</i>	<i>šampang?</i>	<i>hāūāngā.</i>	<i>bārū.</i>
—	<i>ōssō.</i>	<i>ābō.</i>	<i>wóatē.</i>
—	<i>tōtók.</i>	<i>āmbānām.</i>	—
—	<i>nāū.</i>	<i>pālāwāt.</i>	—
—	—	<i>tāmōók.</i>	<i>kīllōkīllē.</i>
—	—	<i>rūmā.</i>	—
—	<i>kās.</i>	<i>dīpōrīr.</i>	—
—	<i>béne.</i>	<i>ōmbénē.</i>	—
—	—	—	—
—	<i>kāssūrū.</i>	<i>ākūr.</i>	—
—	<i>īl od. īhēl.</i>	—	—
—	<i>kālkālūng.</i>	—	—
<i>dāngāmūt.</i>	—	—	—
—	—	<i>āngáp.</i>	—
—	—	<i>kāūr.</i>	—
—	<i>sūr.</i>	—	—
—	—	—	—
—	—	—	—
<i>lélū.</i>	<i>bélé.</i>	<i>rūmū.</i>	<i>gārrātu.</i>

Beob. a. R.) scheint dies dahin aufgeklärt, dass die E. nur im Wort für die beiden Farben keinen Unterschied machen. Die Annahme einer allgemeineren Farbenblindheit war auch aus anderen Gründen unhaltbar.

III. 1) Der längliche Stock von sog. span. Rohr, welcher zum Trommeln benutzt wurde: *sībirigā.*

Laufende Numer.	W o r t.	I.	II.	III.
		Bai von Segaar. Neu-Guinea.	Neu-Hannover. 1. Ankerplatz.	Neu-Hannover. 2. Ankerplatz.
133.	Bogen.	<i>pússír.</i>	0	0
134.	Pfeil.	<i>tánis</i> u. <i>átóv.</i>	0	0
135.	Keule.	—	<i>nāmú.</i>	<i>rámū.</i> ¹⁾
136.	Europ. Tuch, wie Taschentuch.	<i>lénçó.</i> (portugis.?)	<i>bókúp.</i>	<i>bókúp.</i>
137.	Ja.	—	<i>āē.</i>	<i>āē.</i>
138.	Nein.	<i>máti.</i>	—	—

Einige andere Wörter.

I. Bai von Sègaar.

Blatt, *fákĭn* (auch *nónĭn*).
 Berg, *tírĭ.*
 Pulver, *ábā.*
 Perle, ächte, *mástĭka.*
 Perlmutterschaale, *m. pútĭn.*
 Treppe, *nāēnā.*¹
 Glas, *gĭnánā.*
 Spiegel, *g. nāūā.*¹
 Geflochtene Matte, *gĭár.*
 Rahm, *ĭkán fĭrĭ.*
 Europäisch. Strohhut, *kĭfĭr.*
 Papaya-Frucht, *kātĕnā.*
 Rippe des Sagopalmblasses, mal.
gábbā-gábbā: gapár.
 Ich, (mal. *aku*) *jāĭ.*
 Du, *ōō.*
 Flinte, *tánápĭn* (aus dem Holländ.).
 Dies (mal. *dissĭnĭ*) *ámĭngāē.*
 Das (mal. *dissánā*) *ámĭngó.*
 Dies (mal. *ĭnĭ*) *ngāē.*
 Dieser Mann, *ĭāngāē.*
 Der Mann, *ĭāngó.*
 Alle (mal. *sāmūā*) *ĭtáfĭ sar.*
 Was ist das (mal. *apa ĭtu*) *wa ĭngāē.*
 Wie heisst (mal. *apa nama*) *gĭrĭr*
wĕssĭjā.

Warte ein wenig (mal. *nántĭ díló*)
fĭtĭr tótĭ.
 Sicher, fest m chen (mal. *ĭkat batul*)
āta mánónān.
 Knopf (von einem Marineuniform-
 knopf gesagt) *kándĭĭn.* (mal.?)
 Knopf-Oese, *tābā.* (mal.?)
 Schlüssel *kándĭĭ.* (mal.?)
 Polsterkissen, längliche Kissen mit
 europäisch. Kattun überzogen,
nūnūnna. (mal.?)
 Kamm, *sūār.*

II. Neu-Hannover. 1. Ankerplatz.

Muschel (allgem. anscheinend) *tūās.*
 Seestern *wāwā.*
 Die Telena, *kōngbūtĭ.*
 Die zum Schneiden benutzte Muschel
 (cyrena) *kāng.*
 Frauenschurz *sūwātĭ.*
 Feile (ein Stück Holz mit Fischhaut
 bezogen als Feile benutzt), *ĭllĭllĭ.*

III. Neu-Hannover. 2. Ankerplatz.

Perle (europ. Glasperle und auch

III. 1) *rāmū*, flache Keule; runde Keule hiess *óbób.*

IV. Neu-Irland. 2. Ankerplatz.	V. Neu-Irland. Port Sulphur.	VI. Neu-Britannien. Blanche-Bay.	VII. Salomon-Inseln. Malayta.
0	(panō.) 0 ¹)	0	bássi.
0	0	0	sáwō.
—	—	vām.	—
bagúp.	kāūn.	—	pōhu.
jō.	māi.	—	—
—	āūāká.	—	—

die von den E. gefertigte Muschel-
perle, *sāmūi*.

Frauenschurz, *sōubai* (das *b* aus-
gesprochen wie vielleicht das β
im griech. βασιλευς).

Der Kamm, *kāing*.

IV. Neu-Irland. 2. Ankerplatz.

Seeigel, *gāim*.

Holothurie, *nārumbā*.

V. Neu-Irland. Port Sulphur.

Schlecht (engl. bad) *kōschīnō*.

Sehr gut (very good) *pārō kāusch*.

Zu viel (too much) *īssūssūt*.

Hungrig *āmūrā*.

Heute, *īrīssāi*.

Morgen, *lātū*.

Insel, *lāmāssō*.

Gefecht (fight) *wāim*.

Bogen *pānō* (obwohl in P. S. keine
Bogen gebraucht wurden, so waren
ihnen solche doch bekannt). Der
Ausdruck für Pfeil war durchaus
unverständlich.

Eiserner Nagel, *bārūmbār*.

Hammer, *mōr*.

Spiegel, *tākū*.

Enrop. Tuch (Kattun), *kāūn*.

Einheim. Tuch (Tapar) *mālā*.

Die Löcher in den Nasenflügeln (zur
Aufnahme von Schmuck dienend)
oder vielleicht allgemein „Loch“,
sūkī.

Baum, *nanāi*.

Blatt, *gālā*.

VI. Neu-Britannien. Blanche-Bay.

Vogelfeder, *kāngāl*.

Ei, *kīāu*. Häuptling, *kīāp*.

Cocusnuss als Trinkgefäß, *pālētāwā*.

Légārā, ein Kraut mit rothen Blät-
tern, wahrscheinlich eine Amaran-
tacee, wurde vielfach als Schmuck
getragen.

VII. Salomon-Insel. Malayta.

Tau, *pērū*.

Tuch, Taschentuch, *pōhu*.

Muschel, *bōrā*.

Ueber das Wort *sālik* in Neu-Hannover.

Auf dem 1. Ankerplatz in N.-H. kam Schreiber dieses, um sich beim

V. 1) In P. S. werden keine Bogen gebraucht, es war aber der Aus-
druck *pānō* dafür bekannt. (Bogen, mal.: *pānmā*!)

Eintauschen die E. fern zu halten, auf den Einfall, einen Kreis in den Sand zu ziehen und den E. zu bedeuten, dass Niemand diesen überschreiten dürfe. Die noch in den Kreis befindlichen E. sprangen sofort aus demselben mit dem Ruf „*sálik*“ heraus, respectirten den Raum und hielten Neu-hinzukommende mit dem Zuruf *sálik!* vom Betreten desselben ab. Auf dem 2. Ankerplatz wurde den E. gleich das Wort *sálik* nach Aufreissen des Kreises zugerufen und auch sofort verstanden. Eines Tages war dieser Kreis nicht ganz geschlossen, sondern vom Wasser theilweise begrenzt; als dieses (wegen Ebbe) etwas gefallen war, wurde in dem nicht eingeschlossenen Raum der Versuch gemacht, ein Beil zu stehlen. Nach Schliessung des Kreises, welches durch die E. selbst geschah, wurde der Raum vollkommen respectirt. In Neu-Irland etc. war das „*sálik*“ unbekannt.

Ueber das Wort *puniapaki* in Neu-Guinea.

Puniapaki ist jedenfalls gleichbedeutend mit *pomali*, welches letztere auch, gewissermassen als Uebersetzung, für ersteres gesetzt wurde. Es wurde im Allgemeinen nicht häufig, aber immer bei zwei Gegenständen, den weissen Muschelarmringen und dem Bambus-Betelkasten, einmal auch bei einem Bogen und einem Netz (zum Aufbewahren von kleinen Bastbüchsen) gebraucht. Das *puniapaki* wurde streng gehalten; als ein E. einmal nahe daran war, es zu brechen, wurde er durch seine Kameraden noch im letzten Augenblick umgestimmt. Anders als beim Tausch, als Bezeichnung, dass der gewünschte Gegenstand dem Besitzer eben *puniapaki* und daher nicht feil sei, wurde das Wort nicht gehört, es bot sich aber auch kaum eine andere Gelegenheit dazu.

Strauch, Capit.-Lieut.

Bei diesem Vocabularium schien es am geeignetsten die von dem Verfasser adoptirte Schreibweise beizubehalten, die den Bedürfnissen gemäss gebildet wurde, da ihm, wie oben bedauernd ausgesprochen ist, damals noch der philologische Führer in der erst später erhaltenen Anleitung etc. fehlte. Bei dem fast gänzlichen Mangel an ausgiebigen Wörterverzeichnissen aus Melanesien (von den Fiji-Inseln abgesehen) ist jeder Beitrag erwünscht, und wer die Schwierigkeiten kennt, ohne Hülfe von Dolmetschern (und selbst von Vocabularien) die Beantwortungen der gestellten Fragen zu sammeln, wird den hier aufgewandten Bemühungen nicht die Auerkennung versagen, da die in späterer Controlle herausgestellten Fehler sich dann auch berichtigen werden.

In von der Gabelentz' Bearbeitung der melanesischen Sprachen stimmt aus Neu-Irland Sonne (*kamiss*), Zahn (*ysang*), Fuss (*balan* – *keke*), Auge (*mata* wie in Port Sulphur und auch auf Neu-Hannover) mit malaiischer Entlehnung Polynesiens' (wie *lina* oder *Rima*, und *bralim* als *Hand*).

In Neu-Guinea würde die hiesige Localität, die der Triton-Bay unter den aufgeführten am nächsten kamen (und dann die des Outanata-Flusses), obwohl Aehnlichkeiten sich auch an den andern finden.

Sonne, orah (Triton-Bay), Mond, poenono (Onin), Freund, joreff, Hand, niman gooeta (Triton-Bay) Ohr, tanigan (Bay von Segaar) und talinga (Neu-Hannover) führte auf doliga (Fiji) oder im Polyn.) talinga. Die melanesische Sprachzersplitterung — bei der sich (wie Meinicke bemerkt) nicht entscheiden lässt, in wie weit diese anscheinend selbstständigen Sprachen nur Dialecte sind, die sich im Laufe der Zeit selbstständig entwickelt haben — herrscht auch auf den Inseln der Salomon-Gruppe, so dass sich zwischen Malayta und Bauro, ausser der Annäherung in Mond (hura) wenig Aehnliches findet. In den Zahlen kehrt das überall durchlaufende rima oder lima (auch nima) wieder für die Fünfzahl der Finger, als Hand.

In Neu-Guinea entspricht roa (2) noa, und sa (1) verlängert sich zu samost (der Triton-Bay). In Neu-Irland bieten ona-nai (1), wonn (6), songli (10) entfernte Anknüpfung.

De taal der Ootanataërs heeft weinig of genoegzaam geene overeenkomst met die welke gesproken wordt in het district Jobo, bemerkt Modera, und dass der Letztere wieder von Oniu oder Wouim (dem District an der Geelwinksbay) verschieden sei.

Die von dort gegebene Zahlreihe kommt am meisten mit der jetzt gesammelten überein: a, noewa, teni, faat, nima, nem, tarassa, taranoewa, sapoety, poesoea (1—10). Für Neu-Irland sind dann noch zu vergleichen die Vocabularen der Astrolabe (Gaimard's in Carteret-Harbour, Durville's von Port Praslin), sowie Dalrymple (dann der Aufsatz über Neu-Guinea in der Zeitschrift). Auch Durville klagt über die Schwierigkeit, Worte auf Neu-Irland zu sammeln.

Wie rasch fremde, und selbst europäische Worte aufgenommen (oder missverständlich wiedergezeichnet) werden, zeigt das in verschiedenen der gelieferten Vocabularen wiederkehrende wata für Wasser, wahrscheinlich das von den Eingeborenen von den danach suchenden Europäern gehörte Wort (water), das sie dann bei späterem Befragen selbst verwandten und vielleicht auch unter sich zu adoptiren begannen. Aehnlich verhält es sich mit dem Ausdrücke cochino für schlecht (S. 5.) von portugiesischen oder spanischen Matrosen eingeführt.

Yukes macht aufmerksam, (bei den Vocabularen aus Torrestrait) auf: the appropriateness of the sounds to the meaning, und so oben z. B. in den Namen des Huhnes, Kereke Kokok u. s. w. (in Nachahmung des Krähens).

Weiteres wird sich bei der bevorstehenden Veröffentlichung der ethnologischen Beobachtungen ergeben.

Die mikorzyner Runensteine.

Von

Albin Kohn.

Im Jahre 1855 wurde in Mikorzyn, Kreis Krotoschin im Grossherzogthum Posen, ein mit dem Bildnisse eines Mannes und Runenschriftzeichen und im Jahre 1856 ein zweiter Stein mit einem Pferdchen und ähnlichen Schriftzeichen gefunden. Beide Funde beschäftigten seit jener Zeit, also seit zwanzig Jahren die auf dem Gebiete der Archäologie ausgezeichnetsten polnischen Gelehrten, wie die Professoren: Estreicher, Lepkowski, Bauduin de Courtenay, Malecki und die bekannten Linguisten Malinowski, Dr. Casimir Szulc, u. A. Es handelte sich lange Zeit darum, die Autenticität des Fundes festzustellen und in zweiter Linie die Runen zu entziffern. Die erstere wurde angefochten und vertheidigt, die Schrift verschiedenartig gelesen und es entstand um beide Steine ein gelehrter Krieg, dem man eine ziemlich bedeutende Literatur verdankt.

Vor allen Dingen war es wohl nothwendig festzustellen, dass in den Steinen keine Interpólrung, kein Machwerk vorliege und zwar musste dies geschehen, so lange noch Personen am Leben sind, die beim Finden der Runensteine gegenwärtig waren, oder diese gesehen haben, als sie vom Felde gebracht worden sind, denn erst dann lohnte es sich überhaupt, sich mit der Entzifferung der Inschrift zu befassen. Von diesem Grundsatz ausgehend, ernannte der polnische Verein der Freunde der Wissenschaften zu Posen im Jahre 1873 eine Kommission zur Untersuchung der Sache, welche aus den Herren Dr. Joseph Lipski aus Lewkowo, Julian Wężyk aus Mroczon, Vincent Zenkteller aus Ostrowo und Dr. Casimir Szulc aus Posen bestand. Dr. Szulc war Referent der Commission, und seinem sehr umfangreichen, gediegenen Referate, welches im IX. Theile der „Roczniki Towarzystwa Przyjaciół Nauk Poznańskiego“ (Jahrbücher des Posener Vereins der Freunde der Wissenschaften) 1876 veröffentlicht worden ist, entnehme ich folgende Bemerkungen:

Die Untersuchung hat ergeben, — und hierin sind alle Zeugen einig — dass die Runensteine in Mikorzyn zufällig gefunden worden, und weder Falsificate sind, noch auch sein können und thatsächlich aus vorchristlicher Zeit stammen.

Dr. Szule erklärt die Feststellung der Authenticität der mikorzyner Runensteine für eine hochwichtige Thatsache, da man nun erst die vorhistorische Archäologie der Slaven auf festen Grundlagen wird ausbauen können.

Nun kann man zwar, sagt Dr. Szule, mit vollem Rechte sagen, dass, wenn auch die Authenticität der mikorzyner Steine nicht dem geringsten Zweifel unterliegt, so brauchen die Inschriften und Bilder durchaus noch nicht slawisch zu sein. Die heutigen Wohnsitze der Slaven waren ja vor ihrer Ankunft aus Asien von verschiedenen Stämmen anderer Nationalität bewohnt und von kriegerischen Horden überschwemmt. Besonders war es die Gegend von Mikorzyn durch die Suenen und Goten. Endlich konnte ja auch ein einzelner Ausländer, besonders ein Skandinavier, sich in diese Gegend verirren und die auf den mikorzyner Steinen befindlichen Runen und Bilder ausgehauen haben, denn Skandinavien ist vor allen anderen Ländern das Vaterland der Runen, weil man ja dort bis jetzt über 5000 Steine mit Runeninschriften gefunden hat. Wenn also, schliesst der Verfasser, die mikorzyner Steine die Zahl der skandinavischen Aufschriften auch um eine Inschrift vermehren würden, so würde ihnen, trotz ihrer Authenticität noch keine grosse Bedeutung beizumessen sein. Sie würden erst dann eine ungeheure Bedeutung erlangen, wenn ihre Aufschriften unzweifelhaft slawisch wären, denn dann läge der Beweis vor, dass die heidnischen Slaven die Kunst des Schreibens überhaupt kannten und übten und besonders, dass ihnen die Runenschrift bekannt gewesen und von ihnen angewendet worden ist. Nun haben einige ausgezeichnete Forscher, unter ihnen der Professor der slawischen Sprachen an der petersburger Universität, Baudouin de Courtenay, behauptet, dass die Runeninschriften auf den mikorzyner Steinen nicht slawisch sind. Dagegen erklären Przyborowski, Lelewel, Cybulski, K. Bogawski, Pietrasiewicz, Przewdziecki die Inschriften einstimmig für slawisch und ihnen tritt Dr. Szule bei.

Die Inschrift auf dem ersten Stein lautet:

1. nach Przyborowski: Prowe sbir K bel; Prowe (d. h. eine Gottheit); sbir = swir (nach Lelewel) das Weltall; K unverständlich; bel = weiss, statt bel bog (weisser Gott).
2. nach Lelewel: Zbir K' bel Prowe (= Versammlung zum grossen Prowe);
3. nach Cybulski: Smir Kmet Prowe (= Vereinigung der Bauern Prowes);
4. nach Rogawski: Smir Prowe ces t (= Friede! Prowe sei Ehre);

5. nach Pietrasiewicz: Smir Kmet Prowe (Es starb der Bauer Prowe);
6. nach Przedziecki anfänglich: Smir Kmetu Prowa (Friede dem Diener Prowas); später wie Pietrasiewicz.

Dr. Szulc schliesst sich ganz an die Lesart und Uebersetzung Pietrasiewicz's an, und jeder, der das Slawische, besonders das Altslawische kennt, muss, — vorausgesetzt, dass überhaupt die Schrift richtig entziffert ist, was zu beurtheilen ich den Kennern der Runenschrift überlasse, — den beiden letzteren beipflichten.

Auch die Inschrift auf dem zweiten Stein wurde von Verschiedenen verschiedenartig gelesen und demzufolge verschiedenartig gedeutet. So liest:

1. Przyborowski: Sbir. woin. bogdan. luowoi. s., übersetzt aber diese Worte nicht;
2. Lelewel lässt zwei Lesarten zu, und zwar: a) Zbir woin = kriegerische Versammlung, und b) Boeh. dan. sl. woi = Gott gieb Kraft zum Kriege, oder Gottes Gabe Kraft zum Kriege;
3. Wocel: Svir Bog Odin Voin Lutvoi (ohne Uebersetzung);
4. Cybulski: Smir woin s. l. na woi Bochdan = das Bündniss der slawischen lechitischen Krieger zum Kriege unter der Führung Bochdans;
5. Rogawski: Smir Bochdan. Woin. s Ludwoi = Friede! dem Bochdan, Wojnow mit Ludwoj;
6. Pietrasiewicz: Smir Bochodan woin prawoi s = es starb der wackere Krieger Bochodan;
7. Przedziecki: Smir — bogdan — woin — s lutwoi — ohne Uebersetzung.

Dr. Szulc liest: Smir Bogodain woin z Lutvoi und übersetzt: Es starb Bogdan der Krieger aus Lutvoi. Unter der Voraussetzung, dass die Dezifferung richtig ist, ist die Uebersetzung des Dr. Szulc die einzig richtige und mögliche, nur wäre wohl „Bochdan“ und nicht „Bogodan“ zu lesen, denn der Slawe (ausser dem Polen) liest und spricht das Wort „Bog“ (Gott) nicht wie es geschrieben wird, sondern „Boch“. Der Sinn der Uebersetzung der Inschrift auf beiden Steinen ist, wie Dr. Szulc liest und übersetzt, vollständig begreiflich und durchaus nicht gewaltsam herbeigezogen und diese Annahme wird durch äussere Umstände unterstützt. Beide Steine wurden nämlich, wie zwei andere diesen ähnliche, welche bei der Windmühle Baby zwischen Lewkowo und Czekanowo gefunden worden sind, in der Nähe von Urnen, also auf einem alten Begräbnissplatze, gefunden, und hieraus schliesst Dr. Szulc, dass es Grabsteine sind, von denen der eine das Grab eines Freibauern (Kmicć), der andere das eines Kriegers bezeichnen. Der erste hiess Prowe, der zweite Bogdan.

Eine weitere Folgerung des Dr. Szule ist, dass in den Urnen, neben denen die Mikorzyner Steine gefunden worden sind, Asche von Slawen enthalten sei. Er sagt in dieser Beziehung:

„Nicht allein der Umstand, dass diese Steine auf einem seit uralten Zeiten slawischen und speziell polnischen Boden gefunden worden sind, sondern vorzüglich der, dass sie neben Urnen gefunden wurden, berechtigt uns zu der Annahme, dass die Runeninschriften auf ihnen slawisch gelesen werden müssen, denn nur in der Periode der Bronze, aus der bis jetzt noch keine Inschrift oder nur eine Spur von Schrift gefunden worden ist, war es allgemein Sitte, die Leichen zu verbrennen und da, neben den Griechen und Römern, nur die Slawen allein, während der ganzen Periode des Eisens, bis zur Annahme des Christenthums, die Gewohnheit ihre Leichen zu verbrennen und die Asche in Urnen zu begraben, beibehalten haben, so muss auch angenommen werden, dass, wo man in Nordeuropa, besonders aber auf einst slavischen Boden eine nicht griechische und nicht lateinische Inschrift findet, sie slawisch ist.“

Ohne mich mit Dr. Szule in eine langwierige Discussion über die Behauptung einlassen zu wollen, dass aus der Bronzeperiode bis jetzt noch keine Inschriften und überhaupt keine Spur von Schrift entdeckt worden sei, muss ich ihm erklären, dass er sich irrt. Ich habe in meinem „Sibirien“ dargethan, dass der sogenannte Tschuder Volksstamm (ob er sich selbst so genannt hat, bezweifle ich), viele bearbeitete Steine und Inschriften auf Granitpfählen zurückgelassen hat, die bis heute nicht entziffert sind, und doch gehörte dieser Volksstamm unstreitig der Kupferperiode an, da alle Werkzeuge, welche man bis jetzt in den Tschuder Gräbern gefunden hat, aus Kupfer gefertigt sind. Stein kann mit Stein, Granit, mit dem härteren Quarz bearbeitet werden. Ich wollte mit dieser Bemerkung nicht die Folgerung des gelehrten Linguisten, dass die auf slawischem Boden gefundenen nicht griechischen und nicht römischen Inschriften slawisch sein müssen, angreifen, da diese ganz gut ohne jene Prämisse aufgestellt werden kann.

Ich würde bei Weitem den Raum eines Referates über die mikorzyner Runensteine überschreiten müssen, wenn ich auch nur im Auszuge die Abhandlung des Herrn Dr. Szule geben wollte, in welcher er, gestützt auf alte und neue Quellen, die Abstammung der Slawen, ihre Bildungsstufe, ihren Einfluss auf die Bildung ihrer Nachbarn u. s. w. nachzuweisen bemüht ist. Deshalb will ich, da er seine Schlüsse und Folgerungen selbst in einem kurzen Endabschnitte recapitulirt hat, diesen Abschnitt hier in der Uebersetzung wiederholen.

Der gelehrte slawische Forscher sagt:

„Da nicht angenommen werden kann, dass der zahlreichste europäische Volksstamm, der seit unvordenklichen Zeiten, mindestens aber seit Beginn des XV. Jahrhunderts v. Chr. bis zum VI. Jahrhundert n. Chr. die grössten Strecken Europa's bewohnt hat, plötzlich spurlos verschwinden, und dass

seine Stelle ein anderer, ebenso zahlreicher Stamm, der man weiss nicht von wo plötzlich hergekommen ist, aber mit jenem gleiche Sitten, Gebräuche, Begriffe, Vorstellungen und Gegenstände besitzt, einnehmen kann, — so müssen wir annehmen, dass Nestor (S. 3) Recht hat, wenn er behauptet, dass die Slawen ursprünglich in Illyrien, auf der Balkanhalbinsel und an der Donau, in Kärnten, Böhmen, Mähren, Serbien und Weissen Kroatien gewohnt haben. Als aber die Römer die Slawen an der Donau angriffen, besiegten und unterdrückten, siedelten sich diese an der Weichsel an und nahmen den Namen der Lechiten an, von denen sich einige Polanen, andere Ljutizen, Masuren und Pommerellen nannten. „Die Slawen bilden ein Volk; sowohl die, welche an der Donau wohnen, als auch die Mähren, Czechen, Lechiten und Polanen (am Dniepr), welche jetzt Ruthenen genannt werden. Für diese wurde zuerst das Buch übersetzt, dessen Schrift die slawische genannt wird und sich in Ruthenien und in der Bulgarei befindet (S. 17—18). Nach Mähren (ein Fluss Morawa findet sich nicht allein in Mähren, sondern auch im jetzigen Serbien), kam der Apostel Paulus und lehrte dort, denn dort ist Illyrien, wohin der Apostel Paulus reiste, und dort wohnten zuerst die Slowenzen.“

„Aus dem, was wir bisher angeführt haben, erhellt, dass die Slawen nicht erst im VI. Jahrhundert n. Chr., wie dies bis jetzt angenommen wurde, aus dem Norden der Karpathen und der Donau in den Süden gekommen sind, sondern dass sie daselbst seit unvordenklichen Zeiten unter dem Namen der Phrygier, oder Bryger, Thrazier oder Thyraser, Goten, Daken oder Bjessen ansässig waren; dass sie mindestens schon zu Moses' Zeiten auf der Balkanhalbinsel gewohnt haben, da dieser der Thyraser (im Jahre 1490) in jenen Gegenden erwähnt; dass sie also seitdem das Eisen und die Schrift entdeckt und aus Asien nach Europa gebracht worden sind, dort ansässig waren. Wir sagen ausdrücklich: die Schrift und das Eisen, weil bis jetzt nirgends schriftliche Denkmäler aus der Bronzeperiode entdeckt worden sind und weil die Völker des nördlichen Europa's die Kenntniss der Runenschrift, wie wir ja gesehen, aus Asien nach Europa mitgebracht haben, sie also gleichzeitig mit der Schrift auch die Kenntniss der Gewinnung und Anwendung des Eisens mitbringen mussten. Beweis hierfür ist nicht allein, dass das Wort zelazo (= Eisen) allen Slawen eigen ist, sondern dass auch der lithauische und griechische Ausdruck für Eisen aus der gleichen Quelle, aus der der slawische herkommt, zu stammen scheint.

„Trerus, der thrazische König von Byzyen, heirathet die Tochter des Attikers Pandion schon gegen 1440 v. Chr. (Strabo, S. 405. Plinius IV, 31.) und im Jahre 1402 fallen die Thraker in Attika ein. Die Thrazier Thamyris und Eumolpus sollen schon gegen 1380 oder 1320 die Griechen unterrichtet haben. Gegen 1360 siedeln die thrazischen Pelagonier aus Asien nach Europa und die thrazischen Phrygier und Bryger, ebenso wie die Edoner gegen 1350, aus Europa nach Asien über. In demselben Jahre

aber siedeln auch noch die Paioner, Mysier und Teukrer aus Asien nach Europa über. Gegen 1250 lehrt Orpheus die Griechen den Ruhm der Götter und gegen 1200 siedeln die Thrazier, Strymonier, Mysen, Mygdonen, Thynen, Bithynier und Medobithynier wiederum aus Thrazien nach Asien über.

„Weitere Folge obiger Beweise und Folgerungen ist das Axiom, dass der h. Cyrillus der Erfinder der Cyrilliza, nicht aber der Glagoliza ist; dass diese letztere schon viele Jahrhunderte vor Cyrill, in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung, ja schon zur Zeit des heil. Apostels Paulus, die Schrift der Südslawen gewesen und zur Uebersetzung der h. Schrift, besonders der Evangelien, des Psalters Davids und der Liturgie benutzt worden ist; dass die Bjasser, ein slawischer Volksstamm, der seit unvordenklichen Zeiten an den Gebirgen Rhodope, Orbelon und Haemus wohnte, schon zu heidnischen Zeiten, schon zu den Zeiten des Thucydides und Herodot durch ihre Gottesverehrung und Orakel berühmt waren, mit Hilfe welcher sie ihre Sprache und Schrift ausbildeten und mit den Griechen, Ormianern und Römern eine in ihrer Muttersprache abgefasste Liturgie beim Gottesdienste anwendeten, sowie dass bei Einführung des Christenthums diese Sprache und Schrift zur Liturgie, zum Gottesdienste und im Allgemeinen zu Uebersetzungen verwendet werden konnten.

„Wir haben uns auch ausserdem überzeugt, dass nicht allein die Bjessen, Geten und Thrazier im Allgemeinen in dieser Sprache geschrieben, sondern dass sogar die begabtesten römischen und griechischen Dichter und Schriftsteller ihre Werke und Poesien in dieser Sprache niedergeschrieben haben.

„Die abweichende Ordnung des Alphabets und die Bezeichnung der Zahlen mit anderen glagolischen Buchstaben in der griechischen Sprache haben uns gezeigt, dass dieses Alphabet und diese Ordnung der Glagoliza vor Christi Geburt geschaffen und befestigt werden musste, und die Gestalt, der Charakter, der Stil der glagolischen Buchstaben, welche auffallende Aehnlichkeit mit den vorderasiatischen und nordafrikanischen Alphabeten des VI. Jahrhunderts v. Chr. haben, haben uns als Fingerzeig dafür gedient, dass die Glagoliza von den Ueberresten unserer Vorfahren, welche durch die Perser während ihrer Kriege mit den Griechen aus Kleinasien nach Europa gedrängt worden sind, von dort mitgebracht wurde, und dass diese Glagoliza, welche ausgebildeter als die Runenschrift ist, diese aus der Balkanhalbinsel verdrängt hat.

„Dieses hat wohl der weise Zamolxis oder Gebeleizis, der Schüler des Pythagoras, der ursprünglich zur Zeit der Einnahme Kleinasien durch die Perser unter dem Oberbefehle des Cyrus auf der asiatischen Insel Samos gewohnt hat, durchgeführt.

„Kann man aber, fragt Dr. Szule, annehmen, dass ein Volk, welches so ungeheure Landstriche eingenommen hat, schon zur Zeit Herodot's nach den Indiern (und Chinesen) das zahlreichste gewesen ist, das schon

gegen zwei tausend Jahre v. Chr. die Kunst des Schreibens besass und eine so hohe Bildungsstufe eingenommen hat, dass es ursprünglich sogar als Lehrer der Griechen und Germanen, der gebildetsten Völker, auftreten konnte; dass ein Volk, welches sich durch sich selbst zum höchsten Begriff der dreieinigen Gottheit emporgeschwungen und ihn während aller Zeiten bewahrt hat; welches nie Eroberungen machte, keine Sklaven hatte und selbst Kriegsgefangene nach Verlauf einer gewissen Zeit in Freiheit setzte und mit Eigenthum ausstattete; kann man annehmen, frage ich, dass ein solches Volk während Tausende von Jahren in der Weltgeschichte eine so untergeordnete Rolle spielen kann, dass es, während es die näheren und ferneren Völker beherrschen könnte, der Reihe nach allen, wie den Scythen, Sarmaten, Griechen, Römern, Goten, Hunnen, Awaren, Madjaren, Mongolen, Türken und Deutschen unterthan sein soll? Und doch ist es leider so! Es giebt hierfür aber keinen anderen Grund, als das leichte Hinneigen zum Fremden, die Ueberschätzung des Ausländischen, die Verachtung der eigenen Regierungen und Autoritäten, Begabungen und Gegenstände, der Mangel an Glauben an das Eigene.“

„Dieses ist die Ursache, wesshalb die wichtigsten und interessantesten heimischen Sachen, wie z. B. die mikorznyer Runensteine nicht hinreichendes Interesse erregen und keine Anerkennung finden, weil sie eigene sind, weil die Polen und Slawen nicht einmal annehmen können, dass ihre Vorfahren schon zur Zeit des Heidenthums eine höhere Bildungsstufe einnehmen konnten. Die erste Bedingung unserer Wiedergeburt, der Erringung einer Stellung und Bedeutung, welche unseren Fähigkeiten, unserer Zahl, unseren Besitzungen, natürlichen Schätzen und Eigenschaften entspricht, ist, — dass wir dem persönlichen Stolze und Neide entsagen und das Gefühl unserer Würde und der Nationalehre zum Bewusstsein bringen.“

Schon nachdem die Arbeit des Dr. Szulc veröffentlicht war, wurde mir mitgetheilt, dass sich neuerdings Zweifel in Bezug auf die Echtheit der mikorznyer Runensteine erhoben haben und ich hielt es für meine Pflicht, ehe ich Obiges der Oeffentlichkeit übergebe, über diesen Zweifel Aufklärung zu erhalten. Ich wandte mich desshalb schriftlich an Dr. Szulc, indem ich ihm zugleich die Quelle mittheilte, aus welcher der Zweifel stammt. Hierauf erwiderte mir Dr. Szulc schriftlich, dass der Herr, welcher jene Zweifel verbreitet hat, etwas gehört, aber nicht richtig gehört hat, da von den gefälschten Runensteinen in Lifland die Rede gewesen, welche von einem gewissen Baron von Krüdener gefälscht worden sind, wozu sich dieser in der Folge selbst bekannt hat. Von einer Fälschung der mikorznyer Steine ist jedoch nicht die Rede und die Untersuchung, welche mit der grössten Gewissenhaftigkeit geführt worden ist, hat ihre Echtheit dargethan.

Da nach diesem die Echtheit der mikorzyner Runensteine nicht mehr zu bezweifeln wäre, bliebe nur noch zu entscheiden übrig, ob die von mir oben angegebenen Lesarten, welche alle slawisch sind, als solche gelten können. Eine Entscheidung darüber, in welchem Idiome die mikorzyner Runen geschrieben sind, masse ich mir nicht an; ich stelle sie, wie ich schon oben gesagt habe, den Forschern auf diesem Gebiete anheim. Sollten jedoch auch diese die hier besprochenen Runen als alte slawische Schriftzeichen anerkennen, dann hätte die Lesart des Dr. Szyle Anspruch auf Annahme, da sie die natürlichste und jedem Kenner slawischer Sprachen ohne weitere Deuteleien und grammatikalische Folterungen verständlich ist.

Indianische Alterthümer in Porto Rico.

Von

L. Krug.

Bis vor ungefähr 20 Jahren war man der Ansicht, dass von den früheren Bewohnern dieser Insel auch nicht die geringste Spur mehr übrig sei, weder Nachkommen der aufgeriebenen Race noch irgend Denkmäler oder Ueberbleibsel der von ihnen gebrauchten Geräthschaften und Waffen! Der allgemeine Glaube sowohl hier im Lande wie ausserhalb war, dass jener ausgestorbene Volks-Stamm sowohl in physischer wie in intellectueller Hinsicht auf einer der niedrigsten Stufen des Menschen-Geschlechts stand und es somit nicht zu verwundern sei, dass dieselben auch gar keine Spur irgend einer Art hinterlassen hätten. Dass dies nicht der Fall war, zeigen die innerhalb der letzten 10 bis 20 Jahre aufgefundenen Alterthümer, welche in den drei mir bekannten Sammlungen auf der Insel sich vorfinden. Von diesen ist die grösste die des Herrn Georg Latimer in San Juan P. Rico, der durch seine vielen intimen Verbindungen auf der Nord-Seite der Insel, edenfalls das reichste Feld dafür, in den Stand gesetzt wurde, eine grosse Ausbeute zu machen. Auch ist seine Sammlung die älteste und repräsentirt einen bedeutenden Werth allein in den bedeutenden von ihm für einige Stücke bezahlten und in meistens unergeblichen Ausgrabungen und Nachforschungen ausgegebenen Geld-Summen! — Die beiden anderen Sammlungen sind die von Herrn E. Sucquet, französischem V.-Consul in Ponce auf der Süd-Seite der Insel und die meinige¹⁾ in Mayaguez auf der West-Seite. Die meisten in allen diesen Sammlungen enthaltenen Stücke befanden sich in Händen der kleinen Grund-Besitzer und freien Arbeiter, welche sie zufällig auf dem Felde, in Höhlen und unter dem Geröll in trockenen Flussbetten gefunden und meistens hatten liegen lassen oder hin und wieder aufhoben zum Spielzeug für die Kinder oder zu irgend häuslichen Zwecken, wie einen gewöhnlichen Stein, benutzten. — Man bekümmerte sich wenig darum, woher sie kämen, da fast gar keine Traditionen über die früheren Indier unter den Leuten des Landes fortleben, dieselben auch sehr wenig Neigung zum Nachdenken haben. Die Beile, Lanzen-Spitzen oder Messer

1) Durch die Güte des Herrn Consul Krug ist diese werthvolle Sammlung jetzt in die ethnologische Abtheilung des Königlichen Museums aufgenommen. Red.

nennt man hier „piedras de rayo“, Donnerkeile, und behauptet das Volk, dass dieselben durch das Einschlagen des Blitzes in die Erde producirt werden. In den verschiedenen Höhlen im Gebirge hat man hin und wieder einige Stein-Bilder und auch Stücke thönerner Geräthschaften gefunden. In diese Höhlen, behauptet man, hätten sich die Indier bei Einfällen der Cariben und später vor den Spaniern geflüchtet. Einige derselben haben an den Wänden roh eingeschnittene menschliche Köpfe, sowie ganze Figuren; auch Gesichter oder vielmehr Fratzen von allerhand fabelhaften Schemalen. Verschiedene Höhlen sind durch Stalaktiten-Bildung ganz unzugänglich geworden.

Betrachtet man nun die in den Sammlungen enthaltenen Gegenstände, so kommt man zur Ueberzeugung, dass die Indier von Porto Rico, ohne den Gebrauch der Metalle zu kennen, es verstanden, die härtesten Steine zu bearbeiten und ihnen die für ihre Zwecke passenden Formen zu geben. Wir finden sehr harte Steine, fein und scharf polirt, welche nicht das Geringste durch Gebrauch oder Jahrhunderte lange Exposition der Witterung, oder Feuchtigkeit der Erde gelitten haben und so aussehen, als seien sie eben vollendet. Dies sind Beile, Messer, vielleicht auch Lanzen-Spitzen; doch ist auffällig, dass keines derselben, wie bei den in N.-Amerika gefundenen Gegenständen ähnlicher Figur, irgend einen Einschnitt oder Stelle zur Befestigung am Stiel oder Lanze hat, ich desshalb fast glauben möchte, dass keines derselben eine Waffe gewesen ist, oder doch dass das kriegerische Element wenig ausgebildet war.

Ferner eigenthümlich gebildete Mörser, welche wohl zum Zermalmen von Reis und Mais oder anderen Körnern gedient haben mögen; sie haben eine eigenthümliche, Becken-ähnliche Form, mit 4 kleinen Füßen; auch ein eigenthümlich geformter Stein, der vielleicht zum Anfertigen von Stricken gedient haben mag; eine grosse Anzahl kleiner durchlöcherter Steine oder Würfel, mit allerlei Zeichnungen, die wohl, auf eine Schnur aufgezogen, als Hals- oder Kopf-Schmuck gedient haben mögen.

Dann eine grosse Anzahl Götzen-Bilder, meistens aus sehr harten Steinen geschnitten, von denen einige von dunkler Farbe eine eigenthümliche, unangenehm riechende Feuchtigkeit ausschwitzen. Es sind meistens menschliche Gesichter, einige auch Vogel-ähnlich und alle höchst grotesque. Ferner nur auf einer Seite bearbeitete Steine, die wohl Denkmäler oder Grab-Steine gewesen zu sein scheinen! Diese sind hinten flach und roh, nur wohl mit einem Beil in eine Art Fläche geschlagen, während hingegen die Götzen-Bilder entweder eine Art Haken oder Nagel an dem oberen Hinterkopf haben oder eine mehr oder minder tiefe, concave Fläche zeigen. Mit dem Haken mag man dieselben zwischen zwei Baumästen befestigt haben, einige haben auch unten am Hals ein durchgehendes Loch, wohl auch zur Befestigung. Der Zweck der concaven Fläche ist unerklärlich.

Ferner haben wir die steinernen Ringe oder Schlangen. Nach der An-

sicht des Hrn. Julian Acosta in seinen Erläuterungen des Textes von Fray Inigo, sollen dieselben Abzeichnungen der Caciquen gewesen sein, welche dieselben über die Brust schrägweg getragen hatten. Dies scheint unmöglich, da sie sehr schwer sind und man zu dem Zwecke wohl leichtere und zierlichere Ehren-Zeichen hätte anfertigen können. Es ist eher möglich, dass dieselben zu Menschen-Opfern gebraucht seien; dann aber würde man nur Kinder dazu gebraucht haben, denn sie gehen nicht über die Schulter eines Mannes.

Dann findet man Amulets, die wohl um den Hals getragen wurden; sei es am Lebenden, oder dass man sie den Todten mitgab.

Ferner giebt es eine grosse Anzahl Gegenstände von rothem oder braunem gebranntem Thon, Köpfe von Menschen und Vögeln darstellend, die wohl Henkel und andere Bruchstücke von Töpfen oder Schalen sind. Manche sind auch durchlöchert, um eine Schnur durchzuziehen, haben also wohl auch als Amulets gedient.

Sowohl die steinernen, wie die thönernen Gesichter scheinen mir zwei verschiedene Typen darzustellen, eine mit platten Nasen und dick aufgeworfenen, Neger-ähnlichen Lippen, andere mit vorstehender Adler-Nase, fast Schnäbeln ähnlich.

Die steinernen Köpfe sind zum grossen Theil sehr sorgfältig mit den harten steinernen Werkzeugen gearbeitet und glatt polirt; zur Anfertigung der thönernen Köpfe scheint man zur Bildung des Mundes, Nase und Augen hohles Schilf-Rohr gebraucht zu haben.

Traditionen der früheren Indier existiren gar nicht und wenn man auch in der Nähe von Gurabo manche fabelhafte Erzählungen in Verbindung mit dem weiter unten besprochenen Felsen hört, so sind dieselben sicherlich neuerer Erfindung. Vergebens habe ich mich oft bemüht, die Erinnerung irgend einer von den Voreltern herstammenden Erzählung aufzufrischen, aber immer ohne Erfolg und ist dies allein dadurch erklärlich, dass der Eingeborene von Porto Rico oft nicht weiss, wer und woher sein Vater ist und dass selbst bei den angesehensten Familien die Abstammung nur höchstens bis zu den Gross- oder Urgross-Eltern verfolgt werden kann. Von den Indianern, die die Spanier bei der Entdeckung der Insel hier fanden, existirt entschieden kein Nachkomme mehr und wenn man auch hin und wieder indische Typen findet, so beweist dies gar nichts, da man hier die verschiedenartigsten Racen sieht, und zur Zeit des Befreiungskrieges der südamerikanischen spanischen Colonien, zusammen mit den von dort flüchtenden Spaniern, spanischen Creolen und Monopolamen, mancher Indier und Halb-Indier von der festen Küste hier einwanderte. Ueberhaupt haben wir hier auf der Insel eine sehr grosse Mischung von Menschen-Racen! Den ersten Rang nehmen die Weissen ein und die, welche weiss zu sein präntiren; von ersteren mag es ausser den hier eingewanderten Europäern: Deutschen, Schweden, Russen, Dänen, Polen, Engländern, Irländern,

Schotten (Bewohner der Insel Guernsey), Franzosen, Spaniern (besonders Galizier, Catalanier, Andalusier, Basken, Mayorquier), Schweizern, Italienern, Ungarn und den Nachkommen derselben im ersten Glied, sehr wenige geben, die ihre rein weisse Abstammung beweisen können. Dazu kommen noch die Nord-Amerikaner und ebenfalls in einigen Fällen deren Kinder. Natürlich werden auch die Mallorquiner (obgleich meistens Choeten, d. h. Nachkommen der maurischen Juden) und die sehr stark vertretenen Isleños (von den Canarischen Inseln) für völlig weiss gehalten. Letztere sind meistens sehr dunkelgelb und lässt ihr Typus auf eine gemischte Abstammung der Portugiesen und Spanier und der ursprünglichen von Prinz Heinrich von Portugal, oder dem französischen Abentheurer Betancourt vorgefundenen Einwohner jener Inseln schliessen. Dann folgen die für weiss gehaltenen Creolen, Nachkommen im ersten, auch wohl im zweiten Glied von Europäern und hiesigen Töchtern für weiss gehaltenen Creolen und da stösst man auf sehr viele Fälle, wo die weisse Abstammung nur eine Tradition ist. Sehr viele von diesen sich für weiss haltenden Familien stammen von der festen Küste und von St. Domingo, auch von den französischen, englischen und dänischen Inseln her, und wenn auch die Haut weiss ist, so lässt doch sehr oft das eigenthümlich gekräuselte Haar, der sich bei starker Erhitzung zeigende eigenthümliche Neger-Schweiss-Geruch, ein bei einem oder dem anderen Mitgliede der Familie stark pronuncirter Mund und das Erscheinen eines weit dunkleren Kindes, auf eine Mischung mit Neger-Blut schliessen. So lange aber unter den wohlhabenden Leuten dies nicht stark in die Augen fällt, wird grosse Nachsicht geübt, besonders gegen das weibliche Geschlecht. Ein Weissling nimmt keinen Anstand, sich mit einer etwas dunkleren Frau zu verheirathen, aber der umgekehrte Fall tritt seltener ein. Dann folgen wohl die sogenannten Gibaros, auf dem Lande lebende, kleine Landbesitzer oder Tagelöhner, welche sich meistens für weiss halten und unter denen man wohl Nachkommen der ursprünglichen Einwohner der Insel vermuthen könnte. Meistens stammen dieselben von spanischen Soldaten und See-Leuten von der Zeit der Eroberung her und hat jedenfalls am Anfang die Fortpflanzung durch indische Frauen stattgefunden, da man nirgends finden kann, dass die Spanier Frauen mitbrachten. Erst weit später kamen Familien von Galizien und den Canarischen Inseln, aber auch nur in kleiner Anzahl und noch heute ist hier eine europäische Frau, sowohl unter den höheren, wie unter den niederen Ständen, eine Seltenheit. Später hat sich entschieden das Neger-Element mit den Landleuten gemischt, aber in vielen Theilen der Insel findet man keine derartige Beimischung, wenigstens fällt sie nicht auf. Somit sollten diese Gibons in weiblicher Linie von den alten Indiern abstammen und liesse sich das geringe Vorkommen des Typus, dessen Merkmale bei dem weissen Gibon nur in der starken Habichts-Nase und dem schlichten, blauschwarzen Haare von Manchem gesehen werden wollen, dadurch erklären,

dass von den Nachkommen der echten Spanier und indischer Frauen die männlichen, in gleicher Weise wie die echten Indier, in den Minen zu Tode gearbeitet wurden, die weiblichen dagegen zu Haus-Dienerinnen und Maitressen gemacht wurden; auf diese Weise starben die Indier in Folge von Noth, Hunger und Ueber-Arbeit und der wohl beinahe gänzlichen Abwesenheit des weiblichen Elements unter ihnen, bald völlig aus und unter den Nachkommen der spanischen Ansiedler, wenn auch entschieden die Mischung da ist, verschwand das indische Element im Laufe der Zeit gänzlich. Diese Gibaros sind im Allgemeinen ein sehr herunter gekommener Menschenschlag, haben sehr wenig Bedürfnisse, arbeiten nur so viel, um sich nothdürftig zu erhalten, sind meistens ohne alle Ambition und grässlich indolent; die wenigen, welche etwas auf sich halten, weisen aber die Zumuthung einer Abstammung von den Indiern mit Zorn und Verachtung zurück, können jedoch nie Rechenschaft über ihre Voreltern geben, bekümmern sich auch gar nicht darum. In manchen Theilen der Insel findet man Gibaris, die sehr gute Feld-Arbeiter abgeben, aber nur sehr selten welche, die etwas bei Seite legen und ihre Condition wesentlich verbessern. Gewöhnlich wird am Sonntag das Gewonnene verspielt oder vertrunken, wenn gleich man fast nie unter ihnen einen Säufer oder schwer Betrunkenen findet. Ihre Laster sind das Spiel und das schöne Geschlecht.

Wir kommen jetzt zu dem farbigen Theil der Bevölkerung. Dieser besteht aus unendlichen Abstufungen, von dem hellen Mulatten herunter, der in vielen Fällen recht gute Schul-Bildung hat, bis zum im Jahre 1873 im April ganz plötzlich freigegebenen africanischen Plantagen-Neger. Unter ersteren findet man Schullehrer, Zeitungsschreiber, Politiker, Schneider, Schuster, Baumeister, Zimmer- und Maurer-Meister, Feldmesser, Aerzte, Barbieri, Drucker, Handlungs-Diener und eine gute Anzahl kleiner Grundbesitzer. Die meisten davon cultiviren Caffee, nur wenige Zucker. Unter dieser Abtheilung der Mulatten, vom ganz hellen, beinahe weissen bis zum ganz dunklen Sohn der Negerin und ihren früheren weissen Herren, meistens Franzosen, Corsen, finden sich sehr ordentliche Leute, die tüchtig arbeiten und von denen einige im Wohlstande leben, aber auch leider viel Schmarotzer, Spieler und Taugenichtse. Mit der Moralität im Verhältniss zu dem weiblichen Geschlechte sieht es sehr traurig aus und was manches unglückliche Mädchen in Deutschland zum Selbstmord treibt, ist hier der gewöhnliche Lauf der Sachen. Dergleichen Vorfälle werden selbst unter den besseren Ständen mit gelinden Augen angesehen, wohl in Uebereinstimmung mit dem Sprüchwort, dass, „wer ein Haus von Glas hat, seinem Nachbar keine Steine in die Fensterscheiben werfen soll“.

Die unterste Stufe, wenigstens der Farbe nach, bilden die schon früher freien oder 1873 freigegebenen Land-Arbeiter und Dienstboten, auch Hand-Arbeiter, Zimmer- und Maurerleute, Böttger, Arbeiter in den Handlungshäusern, auf den Werften, Wäschereien etc., sowohl Mulatten wie Neger,

unter welchen Letzteren sich noch einige wenige in Afrika Geborene befinden, meistens von der Gold-Küste, Fautees, Carabalis und Congos.

Von diesen weisseren der jetzigen Generation kann wohl kaum der Eine oder Andere Lesen oder Schreiben, doch befinden sich darunter sehr geschickte Zimmer- und Maurerleute, gute Böttger und tüchtige kräftige Arbeiter, die, wenn man sie gut zu nehmen weiss und sie mit freundlichen Worten und offener Hand zum Arbeiten antreibt, besser und fröhlicher arbeiten, als selbst unsere deutschen Feld-Arbeiter in der Erndte-Zeit. Leider leben sie aber auch meist in den Tag hinein: das Spiel und die Liebe zum schönen Geschlecht lassen sie selten auf den grünen Zweig kommen. Unter diesem Menschen-Schlag befinden sich aber sehr ehrliche und treue Leute, die besonders als Waaren- und Magazin-Hüter und Aufseher sehr gute Dienste leisten. Ausser den von Afrika eingeschleppten Negern und deren Nachkommen giebt es unter dieser Arbeiter-Klasse noch eine grosse Anzahl Leute (und deren Abkommen) von der verschiedenartigsten Herkunft. Man findet viele französische Neger, die, als die Sklaverei auf den französischen Inseln aufgehoben wurde, mit List und Gewalt als Sklaven hierhergeschleppt wurden; ferner viele von Curaçao, von St. Thomas, von St. Domingo, von den englischen Inseln, hin und wieder auch einen hier ansässigen Chinesen, oder Malayen von den Philippinen. Da alle diese verschiedenen Racen sich mit der grössten Freiheit unter einander gemischt haben und noch mischen, so finden sich unter denselben die eigenthümlichsten Uebergänge und alle nur möglichen Schattirungen der Hautfarbe. Die gesündesten und kräftigsten Leute findet man unter den hier geborenen Negern und Mulatten. Diesen scheint das Klima am Besten zu gefallen und selbst bei harter Feld-Arbeit nur zuträglich zu sein. Der einzige Menschenschlag, der ausser diesen die Land-Arbeit aushalten oder überhaupt nur verrichten kann, sind die Gíbaros, doch sind sie meistens weit schwächer, als die Farbigen und fehlt ihnen für manche Art Arbeit die Ausdauer. Die farbigen Leute hier besitzen wohl dieselben Eigenthümlichkeiten der Race, die man überall bei ihnen bemerkt; für ihre Fehler muss man natürlich vorläufig den Mangel an der richtigen Erziehung verantwortlich machen und muss man zugeben, dass zwischen einem hiesigen Neger und einem rohen Irländer oder Russen auf gleicher Stufe die Auswahl schwierig ist; aber es scheint, dass der Neger nur einer gewissen, mässigen Civilisation fähig ist, und wo die Kunst weiter zu gehen sucht, giebt es doch nur eine Treibhauspflanze und eine oder die andere Ausnahme, welche aber auch nur künstlich und durch äussere Hülfe auf der errungenen Höhe erhalten werden kann. Vorläufig ist der Neger kein Weisser, und ob Generationen der sorgfältigsten Cultur ihn dazu machen können, ist unmöglich zu entscheiden, aber jedenfalls sehr fraglich.

Unter den oben erwähnten Alterthümern ist besonders der indianische Tisch bei Gurabo näher bekannt geworden:

Im Jahre 1854 hatte der derzeitige Gouverneur der Insel die Curiosität

einen Commandanten vom Ingenieur-Corps, Hrn. Manuel Sanchez Nuñez auszuschicken, um einige in dem Districte von Caguas befindliche, eigenthümliche Felsen zu untersuchen. Derselbe sagt in seinem Bericht darüber Folgendes:

Der Fels-Stein ist nahe dem Flecken Gurabo gelegen, am Ufer des Rio grande de Loiza, einem der grössten Flüsse der Insel, liegt mit der einen Seite auf dem steilen Ufer, während die andere Seite durch zwei rauhe, steinerne Säulen, die im gewöhnlich trockenen Flussbette selbst stehen, in horizontaler Lage gehalten wird. Diese Säulen sind schon sehr verwittert und in so schlechtem Zustande, dass die bei jedem Steigen des Flusses sie stark mitnehmende Strömung sie wohl bald zertrümmern und dann der grosse Tischartige Stein in das Flussbett hineinfallen wird. Die Farbe ist grau, etwas bräunlich, wohl Granit. Die Form ist länglich gestreckt, beinahe sechseckig, mit einem Umfang von ca. 4 Fuss und in der Mitte auch ca. 4 Fuss dick, somit ca. 1300 Cubik-Fuss enthaltend und wohl 1500 Ctr. schwer.

Die Oberfläche dieses Tisches ist voller Zeichnungen, viele davon unter einander laufend und durch Regen und Sonne und das bei hohem Wasserstand darüber laufende Wasser stark verwischt; es sind mehr oder minder grotesque Köpfe oder Gesichter. Nr. 13 bildet den Mittelpunkt, sein Radius ist nach Süden gerichtet; alle die anderen Bilder bilden eine Art Kranz um 13. herum, d. h. die ihm ähnlichen; die wie 4. und 5. formirten sind mit dem Munde nach Westen gerichtet. Nr. 1., 2., 3., 6., 8., 10. und 11. sind ohne Ordnung auf der Oberfläche zerstreut, Nr. 9. ist nach S.-Osten gerichtet, Nr. 7. und 12. nach N.-Osten. In 100 Jahren mehr sind wohl die meisten Zeichnungen verschwunden, da schon jetzt von vielen nur Spuren nachbleiben. Die schwarzen durch Nr. 12. laufenden Striche sind in verschiedenen Figuren und machen die Zeichnung noch undeutlicher.

Schlägt man mit einem Fels-Stück auf die Tafel, so giebt sie einen eigenthümlich metallischen, Glocken-ähnlichen Ton von sich, der lange Zeit gegen die steilen Felsen und Grotten wiederhallt. Der Volksglaube giebt diesem eine übernatürliche Ursache. Man behauptet, in der Nähe dieses Felsens habe früher einer der mächtigsten Caciquen der Indier gelebt und dieser seinen Vasallen durch Aufschlagen auf den Stein Zeichen gegeben.

Derselbe ist so placirt, dass die Hauptstadt der Insel, San Juan, nach Nord-Westen liegt.

Einige glauben, dass die Figuren 1. bis 12. die Zeichen des Zodiak sind, so einen Calender bilden; dies ist jedenfalls eine irrthümliche Ansicht, da die Indier nicht so weit in der Astronomie bewandert waren.

Andere meinen, es sei eine Art Gedenk-Tafel gewesen, worauf ein jeder Cacique während seiner Regierung sein Bild einschneiden liess, dies scheint auch sehr unwahrscheinlich, denn unter diesen scheusslichen Fratzen

würde es doch wohl kaum möglich gewesen sein, das Portrait eines Mannes zu erkennen, der sich selbst ein Ehren-Denkmal setzen wollte.

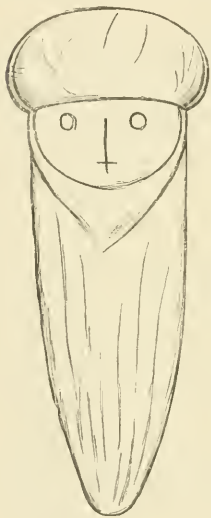
Wahrscheinlich wurde diese Tafel wohl zu menschlichen Opfern gebraucht und war ein Altar für den Gott des Wassers oder des Flusses. Nr. 13. mag wohl das Bild dieses Gottes gewesen sein, welcher ja nach dem Fluss hinsieht und auf einer Erhabenheit der Tafel in deren Mitte angebracht ist. Alle die anderen Figuren mögen wohl nicht gerade Bilder der dem Gott gebrachten Opfer sein, sondern vielleicht machte man nur nach jedem Opfer ein mehr oder minder den Kopf desselben darstellendes Zeichen, um auf diese Weise eine Art Liste der Opfer zu führen. Nr. 12. mag wohl ein Zeichen sein, dass ein Spanier geopfert worden war, da er ja wie mit einem Bart dargestellt ist, während die anderen ungebärtete Indier darstellen mögen.

Nicht weit von jener Tafel findet man noch mehrere rohe und meist ganz verwischte Zeichnungen auf Fels-Wänden oder auf isolirten Fels-Stücken.

Weiter hinauf im Bette desselben Flusses ist noch ein anderer Felsen, in Form eines Canoe oder indischen Bootes, dem man diesen Namen giebt, im Glauben, er sei dazu von den Indiern bearbeitet; es ist aber eher möglich, dass die Action der Strömung ihm in Jahrhunderten diese phantastische Form gegeben hat.

Als ich auf meiner letzten Reise (Sommer 1876) nach Puerto Rico kam, war mir die obige Notiz noch unbekannt, da ich sie erst jetzt der Güte des Herrn Consul Krug verdanke. Ich hörte indess in Folge der in San Juan über Alterthümer der Insel angestellte Nachforschungen von dem sog. Piedra de la campana bei Caguas reden, und begab mich in Folge dessen nach diesem weiter im Innern gelegenen Flecken. Dort war jedoch bereits jede Tradition wieder verloren gegangen, und erst nach langem Umherfragen und vielfachen Erkundigungen gelang es mir schliesslich, einen Führer zu finden, der sich aus seinen Jagden der Stelle zu erinnern glaubte. Auf ihr traf ich denn auch den Stein am nächsten Tage, aber in verschiedene Stücke zerschlagen, so dass nur noch wenige der Figuren zu erkennen waren. Durch Hinsendung eines Officiers seitens der Regierung aufmerksam gemacht, hatten die Anwohner wahrscheinlich unter dem Stein Schätze vermuthet, und ihn deshalb durch Feuer gesprengt. Als ich dann bei meiner Rückkehr nach San Juan das Manuscript der ursprünglichen Aufnahmen in der Bibliothek des Seminariums ausfindig machte, und dasselbe nach wiederholtem Ansuchen schliesslich am Tage meiner Abreise zur Benutzung eingehändigt erhielt, liess ich die Zeichnung gleichfalls rasch copiren und den Text ausziehen. Da jedoch jetzt die mit mehr Sorgfalt und Musse angefertigte Abbildung des Herrn Consul Krug vorliegt (Taf. XXI.), ist diese bei der Veröffentlichung benutzt, um seine Beschreibung zu illustriren.

Ueber Höhlentempel und Aehnliches hört man oftmals Erzählungen, die zu dem aus Dondon auf Hayti Bekannten Analogien bieten würden, doch scheinen die meisten der vermeintlichen Figuren keine Kunstgebilde zu sein, sondern natürliche Tropfsteingestaltungen mehr oder weniger phantastischer Form. Als besonders bestimmte trat die Behauptung künstlich ausgearbeiteter Höhlen bei denen von Trujillo alto auf, und so entschloss ich mich nach einigem Zaudern zu einem Ausflug dahin. Auch hier schien die Reise anfangs eine vergebliche gewesen zu sein, indem der Tag mit nutzlosem Suchen verloren ging und der als landeskundig gerühmte Führer nur einen Höhlen-Eingang auszudeuten wusste, der nach einem mit Sculpturen geschmückten Gewölbe hinabführen sollte, in der damaligen Jahreszeit aber, wie hinabgeworfene Steine bewiesen, mit Wasser gefüllt und deshalb unzugänglich war. Die neigende Sonne nöthigte schon zur Rückkehr, als mich ein auf dem Wege angetroffener Waldarbeiter zu einer Höhle brachte,



an deren Eingang eine Steinfigur in dem Seitenfelsen ausgemeisselt war. Weiteres konnte bei den wenigen Tagen, die ich innerhalb des Rahmens meiner damaligen Reise der Insel nur widmen konnte, nichts geschehen, doch ist mir von deutschen Bekannten in San Juan versprochen worden, die Höhlen von Trujillo alto in einer günstigen Jahreszeit zu besuchen und dann darüber zu berichten. Ausserdem darf die Hoffnung gehegt werden, dass Herr Consul Krug das der Ethnologie bereits in so schätzenswerther Weise gezeigte Interesse ihr ferner erhalten und fortfahren wird, durch seine vielfachen Beziehungen mit den Inseln für die Erhaltung der ferner noch gefundenen Alterthümer zu sorgen. Ebenso kann auf die Mitwirkung seines Freundes, Hrn. Dr. Espinosa y Bello, gerechnet werden, dessen zoologische Studien, gleich dem Herrn

Consul Krug's, bereits genügend bekannt sind. Gerade wegen der bisherigen Vernachlässigung der westindischen Archäologie verdient dieselbe jetzt eine um so ernstere Aufmerksamkeit.

Die von Herrn Consul Krug erwähnte Sammlung des früheren amerikanischen Consul Latimer in San Juan befindet sich seit Kurzem im Museum der Smithsonian Institution zu Washington, wo ich sie vor meiner Abreise nach Puerto Rico zu besichtigen Gelegenheit hatte. Von der vor seinem in San Juan erfolgten Tode photographirten Sammlung waren noch die Negative vorhanden, und Herr Hoard, jetziger Chef des Hauses Latimer & Co., erlaubte mir, von den hauptsächlichsten Stücken Copien anfertigen zu lassen, die sich jetzt in Berlin befinden.

B.

Nachträgliche Bemerkung

zu dem Artikel

über den Sonnenphallos der Urzeit.

Von

Dr. W. Schwartz.

Die Deduction des betr. Artikels spitzte sich dahin zu, dass die aufgehende Sonne in der Urzeit neben anderen Anschauungen auch als aufsteigende Lichtsäule oder in anthropomorphischer Verbindung als sich aufrichtender Phallos gefasst sei. Für Ersteres war es möglich, noch einen directen Beleg aus dem Talmud beizubringen. Jetzt bin ich auf eine Stelle des Agatharchides aufmerksam gemacht worden, welche freilich zunächst auch nur für ein bestimmtes Local, aber in höchst merkwürdiger Weise, die Anschauung einer Säule reproducirt. Es wird nämlich von den Küsten des rothen Meeres *ἐν τοῖς ἐπέκειρα Πτολεμαῖδος* Folgendes berichtet¹⁾: τὸ σχῆμα δὲ οὐ δισκοειδὲς ἔχειν τὸν ἡλιὸν φασιν, ἀλλὰ κίονι παχεῖ τάγε πρῶτα ἐμφερεῖ, μικρὸν ἐμβριθέστερον ἔχοντι τὴν ἀπὸ τῶν ἄκρων φαντασίαν, οἷον εἰ κεφαλήν (nec sol ad disci formam se habet, sed crassam refert columnam principio, cujus a summo species aliquando plenior, quasi caput, appareat). Charakteristisch ist hier auch noch die Schilderung des oberen Endes der Säule, welche an die in einen hochgezogenen Nabel endende Spitzsäule der paphischen Aphrodite, ebenso wie an den Thyrsosstab mit dem Fichtenzapfen gemalnt (cf. oben S. 172. 184). Ritter bemerkt dazu in der Schilderung von Mochha in Arabien²⁾: „Zu den merkwürdigen Phänomenen gehört dann auch das Hervortreten der Sonne beim Aufgange über dem Meeresspiegel, nicht als runder Ball, sondern als grosse Feuersäule, eine Beobachtung Valentia's³⁾, welche der Glaubhaftigkeit des oft der Fabeleien beschuldigten Agatharchides gar sehr zu statten kommt.“ Wenn die Ausführung der talmudischen Stelle namentlich durch die Parallele mit einer Rauchsäule, schon im Allgemeinen die Vorstellung von der aufgehenden Sonne einer aufsteigenden Lichtsäule rechtfertigte⁴⁾, so scheint doch daneben stellenweise unter bestimm-

1) Geograph. Graeci minores. Paris (Firmiu Didot) 1855, p. 192.

2) Erdkunde XII. p. 780.

3) G. Viscount Valentia, Voy. and Trav. to India etc. London 1811. war mir leider unzugänglich.

4) Zur Ausführung der oben S. 179 entwickelten Anschauung bietet auch Gleim's „Die Wiederkunft der Sonne“ etwas Analoges, wenn es bei ihm heisst: „Sie steigt im Unermesslichen empör — — Sehet auf, sie stehet da. Hat eines Menschen Hand sie hingestellt?“

ten Breitegraden die Erscheinung noch selbst in signifikanter Weise die betr. Vorstellung befördert zu haben. Es wäre höchst interessant, über Palästina und die Küsten des rothen Meeres hinaus weiter noch der Sache nachzugehen, namentlich auf Indien speciell den Blick zu lenken. Vielleicht, dass sich so auch gewisse ethnographische Bezüge und Schlussfolgerungen ergaben, und in dieser Hinsicht möchte ich noch ein paar Bemerkungen machen. Die an den Sonnenphallos sich anschliessenden Mythen zeigten trotz aller verschiedenen Gestaltung doch schon bis auf einen gewissen Grad einen bestimmten Kern historisch gemeinsamer Entwicklung, erscheinen voller in den südlichen Gegenden, wo noch an zwei verschiedenen Punkten in historischen Zeugnissen die Erscheinung des Sonnenaufganges in der significantesten Weise analog angegeben wird, verblassen aber im Norden, wo bei den Deutschen nur Fro mit dem ingenti priapo und die Irmensäule daran erinnert. Hat der Charakter der Völker oder die Natur eine Rolle dabei gespielt, dort nicht bloss die Vorstellung reicher zu entwickeln, sondern auch mehr festzuhalten, hier nur vereinzeltere Momente in der Erinnerung zu bewahren. Der Mythos von dem Gewitterdrachen, wie ich ihn im Ursprung d. Myth. Cap. I. verfolgt habe, regt zu ähnlichen Betrachtungen an und spricht eher für dies letztere Moment. — Ist es gleich noch zu früh, in dieser Hinsicht ein abschliessendes Urtheil zu fällen, wo die Materialien uns noch vielfach fehlen, es überhaupt noch mehr darauf ankommt, nach allen Seiten hin die Grundlagen für die Betrachtung fichtig zu legen, so dürfte es doch immerhin gestattet sein, auf derartiges ruamerksam zu machen.

Das stimmt zu den a. a. O. für die Vorstellung einer aufsteigenden Sonnensäule angeführten vom Helios und Sol üblichen Ausdrücken *ἠλιασθαί*, erigere u. s. w.

Posen.

W. S.

Miscellen und Bücherschau.

Mannhardt: Wald- und Feld-Culte. Th. I.: Der Baumcultus der Germanen und ihrer Nachbarstämme. Berlin 1875.

Gleich den übrigen Werken des Verfassers eine fleissige und sorgsame Zusammenfassung, die Material für fernere Arbeiten liefern wird.

Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft. 30. Band. I. Heft. 1876.

In einem Artikel (Sprache der alten Meder) führt H. Oppert (über die Inschriften aus, dass „die Sprache, die nach der persischen den Ehrenplatz einnimmt, der medischen Dynastie angehört“ und mit dem turanischen wenig übereinstimmt.

Lilienfeld, v.: Die socialen Gesetze. Mitau 1875.

Zweiter Band der „Gedanken über die Socialwissenschaft der Zukunft“. Nach der Auffassung des Verfassers „unterliegt der Einzelne im socialen Organismus nicht einfach den Gesetzen der Züchtung und des Kampfes um das Dasein, wie die Individuen irgend einer Thierspecies, sondern den Gesetzen der Entwicklung der Zelle im Einzelorganismus“ (S. IX.).

Fischer, E. L.: Ueber das Gesetz der Entwicklung auf psychisch-ethischem Gebiete. Würzburg 1875.

Erörtert im letzten Kapitel die Frage, „ob es auch einen ethischen Fortschritt in der Weltgeschichte gebe“.

Schultze. F.: Kant und Darwin. Jena 1875.

Behandelt im siebenten Kapitel Kant's Schrift: Von den verschiedenen Rassen der Menschen (1875).

Lobo: Historia general de las antiguas colonias hispano-americanas. Vol. I.—III. Madrid 1875.

Im Zusammenhange behandelt.

Schoebel: Le Mythe de la Femme et du Serpent. Paris 1876.

Le serpent domine donc dans notre mythe, mais le serpent était le phallus (S. 81).

Haeckel: Die Perigenesis der Plastidule oder die Wellenzugung der Lebenstheilchen. Berlin 1876.

Schliesst sich an die altmexicanische Vorstellung von der Naturwirkung Tonatiuh's als Naolin.

Bochenek: Die männliche und weibliche Normalgestalt. Berlin 1875.

In der auf die Beschreibung des Verfahrens folgenden Zusammenfassung heisst es: Bei der Beobachtung der verschiedenen Thiergattungen findet man, dass sich dieselben hauptsächlich durch das Verhältniss der Länge zur Breite ihres Einschlusses unterscheiden. Je

niedriger das Geschöpf, desto mehr ist sein Hauptinhalt in der horizontalen Lage, je mehr horizontale Fläche der Körper einnimmt, desto unausgebildeter sind seine Organe. Mit der verticalen Erhebung der Körpermasse steigt die Entwicklung der Fähigkeiten, jedoch sind die Organe unter sich wieder als höhere und niedere anzusehen. Ist ein edleres Organ in seiner Lage zum Träger vorspringend und hoch vertical, dann ist das Geschöpf auch ein edleres. Ist ein niedriges Organ hoch und vertical, dann gehört das Geschöpf im Ganzen auch zu einer untergeordneten Art. Beobachtet man die Bildung der Geschöpfe im Thierreich vom niedrigsten Geschöpf bis zur menschlichen Gestalt, dann erhebt sich ihre längste Durchschnittslinie von der horizontalen Lage bis zur verticalen (S. 44).

Prezevsky: Mongolia. London 1876. Vol. I. u. II.

Uebersetzung durch Morgan dieser viel besprochenen Reisen, die durch Yule mit einem Vorwort eingeleitet sind.

Los tres primeros historiadores de la Isla de Cuba. Havana 1876.

Enthält: Reproduccion de las historias de O. José Martín Félix de Arrate y de Antonio José Valde's y Publiacion de la inédita del Dr. D. Ignacio Urruita y Montaya mit Noten und Beschreibungen. Im ersten Bande findet sich (nach einer Einleitung): Llave del Nuevo Mundo antemural de las Indias occidentales. La Habana descripta, noticias de su fundacion, aumentos y estados, compuestos par S. José Martín Félix de Arrate natural y Regidor perpétuo de dicha ciudad (aus dem Jahre 1671).

L'exploration, I. Livraison. Paris 1876. (Dec.)

An Stelle des eingegangenen Explorateur.

Bulletin de la Société de Géographie. Sept. 1876.

Mittheilungen Barthelot's aus den Canarischen Inseln über dort gefundene Inschriften, die er glaubt den lybo-punischen anschliessen zu können.

AOÛT 1876:

Duveyrier vermuthet die Verfertigung der sculptures du Sous (entdeckt durch Mardochée) par une branche de la famille Wakoré, de la race djoüli on mandingue, dont les Latins ont parlé sous le nom d'Ethiopiens Daratites, autrement dit, par le groupe Sâro, des Wakoré, auquel les Maures appliquent encore le nom d'Ahel Massa, gens de Massa. (S. 145.)

Sept. 1876:

Pays frontières du Thibet, de la Birmanie et du Yunnan von Desgodins (unter den Correspondenzen).

Journal of the Royal Asiatic Society of Gr. Br. and Irel. New Series, III, 2. London 1876.

Mit: Friederich's Account of the Island of Bali, zum Theil eine Reproduction früherer Publicationen.

Annales Hydrographiques. 2 Toms. Paris 1875.

Schätzung der Eingeborenen auf den Fiji (1874): Vanua-Levu 29,000, Groupe-Yasawa 4000, Viti-Levu 81,500, Kandavu 10,000, les îles centrales 8000, le groupe Est 8000, en tout 140,500 naturels. (S. 221.)

Société de Géographie Commerciale de Bordeaux. No. I. (1824—71.) Bordeaux 1876.

Ueber die Eröffnung der Communication von Colombien nach Brasilien auf dem Putumayo. (S. 79.)

Bijdragen tot de Taal, Land en Volkenkunde van Nederlandsch Indie. XI, I. s'Gravenhage 1876.

u. a. Kern: Over zoogenamde Verbindingsklauken (ligazonen) in het Tagala en wat daarmede overeenkomt in't Kawi. (S. 138—157.)

Boletin de la Sociedad de Geografia y Estadistica de la Republica mexicana. III. Epoca. Tomo II. Mexico 1875.

Ueber die Rechte Yucatans auf Peten-Itza. (S. 248.)

Stevens: Guide to the Blackmore Museum in Salisbury. London.

Als Catalog dieses durch die Liberalität des Herrn William Blackmore in Liverpool speciell für ethnologische Zwecke erbauten Museums.

Seidensticker: Geschichte der Deutschen Gesellschaft in Pensylvanien. Philadelphia 1876.

Seit der Gründung im Jahre 1764 in verdienstvollster Weise für die Deutschen Einwanderer thätig.

Ceylon by an Officer, late of the Ceylon Rifles. London 1876. Thl. I. und II.

Giebt neben Naturgeschichtlichem und Historischem im Capt. 19. einen Ueberblick der Bevölkerung.

Derrotera de las costas occidentales de Africa. Madrid 1876. Vol. I.

Von Cap Spartel bis Sierra Leone, im Anschluss an die frühere Veröffentlichung Ignacio's de Negrin.

Revue africaine. 19. Jahrg. Alger 1876.

Mit archäologischen Notizen aus Devoulx's gekrönter Preisschrift.

Planché: Cyclopaedia of Costume. London 1876. Vol. I.

Alphabetisch geordnet.

Histoire de l'Asie centrale par Mir Abdoul Kerim Boukhary, publiée traduite et annotée par Ch. Schefer. Paris 1876.

Dieser Uebersetzung sind im Appendix weitere Auszüge aus anderen Werken beigelegt.

Oelsnitz, v., und Lankenau, v.: Das europäische Russland. Leipzig 1876.

Ein die wechselnden Verschiedenheiten dieses weiten Reiches in leichter und gefälliger Darstellung zusammenfassendes Buch.

Clerq, de: Het Maleisch der Molukken. Batavia 1876,

mit dialectischen Verschiedenheiten in der volkstümlichen Sprechweise auf den einzelnen Inseln.

Michelis: Haeckelologie. Bonn 1876.

Im Vorwort wendet sich der Verfasser gegen die Besprechungen, welche die erste Auflage erfahren hat.

Gatschet: Zwölf Sprachen aus dem Südwesten Nordamerica's. Weimar 1876.

Werthvolles Material, besonders aus den Wortverzeichnissen, welche der Chemiker O. Loew bei seiner Theilnahme an Lieut. Wheeler's Vermessungs- und Forschungs-Expeditionen sammelte

Wundt: Ueber den Einfluss der Philosophie auf die Erfahrungswissenschaft, Leipzig 1876.

Weist hin auf die den Erfahrungswissenschaften aus der Metaphysik zugegangenen Anregungen, die in dem Gang der Culturgeschichte begründet liegen und sich in der verständigen Maass innehaltenden Weise des Verfassers auch nutzbringend weiter verwerthen lassen. Gebrauchte man aber von diesem Gährungsstoff zu viel, so wird das ganze Brod sauer.

Semper: Offener Brief an Herrn Prof. (Ernst) Haeckel. Hamburg 1877.

Ein Protest gegen das Papstthum in der Zoologie und die Spassmacherei, worunter „der alte Ernst“ der Naturforschung verloren zu gehen droht.

du Bois-Reymond: Darwin versus Galvani. Rede u. s. w. Berlin 1876.

Das Wort unsers Dichters: „Es giebt keinen Zufall, denn was uns blindes Ungefähr nur dünkt, gerade das steigt aus den tiefsten Quellen“ — enthält, wie ältere Reminiscenzen, ein Vorgefühl dessen, was neuerdings die Wissenschaft so vielfach beschäftigt, und Niemand war berufener, darüber seine Ansicht zu äussern, als der Verfasser des obigen Aufsatzes. Meinungsverschiedenheiten werden bleiben, doch Vieles wird unter den Naturforschern ungetheilte Bestimmung finden, wie die Bemerkung auf S. 15: „Jene Stammbäume unseres Geschlechtes, welche eine mehr künstlerisch angelegte, als wissenschaftlich geschulte Phantasie in fesselloser Ueberhebung entwirft, sie sind etwa so viel werth, wie in den Augen der historischen Kritik die Stammbäume homerischer Helden. Will ich aber einmal einen Roman lesen, so weiss ich mir Besseres, als Schöpfungsgeschichten.“

Cragnon Lacoste: Toussaint Louverture. Paris, Bordeaux 1877.

Der Verfasser hofft, durch sein Buch zu beweisen, que les plus nobles qualités de l'esprit et du coeur se rencontrent chez le noir civilisé.

Martin: The Statesmans Year-book for the year 1877. 14. A. P. London 1877.

Statistisches aus den englischen Colonien.

Sitzungsberichte der philos.-hist. Klasse der K. Acad. der Wissenschaften, 82. Band, 1876, Heft III, Wien 1876.

enthält u. A.: Pfizmayer: Die Sinto-Bannung des Geschlechts Naka-tomi; nach dem Buche Naka-tomi-barai (VII. Jahrh. p. d.).

Gatschet: Analytical Report upon Indian dialects spoken in Southern California etc. Washington 1876.

Sehr schätzbare Beiträge zur Kenntniss der Sprache von St. Barbara, der Shoshonen, Yuma, auf den von Lieut. Wheeler geleiteten Expeditionen gesammelt.

Cooper: Archaic dictionary. London 1876.

Hinsichtlich ägyptischer, assyrischer und etruskischer Alterthümer mit Hülfe von Fachleuten gearbeitet, die am Ende der Einleitung aufgeführt sind.

Hartmann, S.: Sitten und Gebräuche in den Landgerichtsbezirken Dachau und Bruck. München 1876.

Ein Abdruck aus dem XXXV. Bande des Oberbayrischen Archivs und ein sehr werthvoller Beitrag, weil eine Localität betreffend, die wie wenige andere bei uns ihre Originalität ausgeprägter bewahrt hat.

Brugsch-Bey: L'exode et les monumentes egyptiens. Leipzig 1875.
Mit erläuternden Noten.

Rouge: Chrestomathie égyptienne. Paris 1876.
Drittes und viertes Fascikel des ersten Bandes.

Leared: Marocco and the Moors. London 1876.
Ethnologische Beiträge. Capt. XIII. und XVII.

Memoria del Secretario de Ramo. (Estados Unidos de Colombia. Estado Soberano de Antioquia, despacho de Gobierno.) Medellin 1875.

In einem Bericht des Bischofs von Antioquia über die Indianer von Canasgodas und Frontino wird der Name Gottes als Calagavi, der des Himmels als Paja, der des Teufels als Antomia gegeben. (S. 76.)

Fournel: Les Berbers. Thl. I. Paris 1875.
Seit der arabischen Zeit mit Einführung des Islam

Largeau: Le Sahara. Paris 1877.
Seine erste Erforschungsreise der Sahara (dans le bassin de l'Oued Igharghar, dans le Zemoul el Akbar et à Rhadames).

Baedecker: Aegypten. Leipzig 1877.
Ein Handbuch für Reisende, an dem die ersten Autoritäten in der Kenntniss dieses Landes mitgearbeitet haben.

Noble: Descriptive handbook of the Cape Colony. London 1875.
Giebt den Census für 1875. (S. 307).

Heuglin: Reisen in Nordost-Afrika. Bd. I. u. II. Braunschweig 1877.
Der zweite Band (ethnologischen Inhalts) giebt zugleich einen Nachtrag zu den Fremdwörtern des ersten.

Duval: Algérie. Paris 1877.
Besonders in Betreff der französischen Colonieen.

Chaillé-Long: Central-Afrika. London 1876.
Als Offizier in der ägyptischen Armee bei den Expeditionen nach dem Victoria-Nyanza und ins Land der Makraka Niam-Niam.

Mariette Bey: Karnak. Leipzig 1875.

56 Tafeln.

Beaton: The Ashantee. London.

In den zwei Klassen der Priester als Gooffoo und daneben Comfoo kennt man noch an einigen Orten eine dritte, Accoomfooah.

Memoria sobre la Hacienda publica (Estado Soberano de Antioquia).
Medellin 1875.

Mit statistischen Notizen.

Putnam: Pottery of the Mound builders. American Naturalist (S. 321).
Vol. IX.

Die Ausgrabungen Prof. Swallow's bei New-Madrid in Missouri (deren ähnliche sich im ethnologischen Museum finden).

Hughes: The country of Balochistan. London 1877.

The Balochki dialect is spoken among several of the Ihalawan tribes, such as the Minghals and Bizanjus, and it is used also by a portion of the Rind tribes, it is moreover spoken exclusively by the Brahui khan of Kalat and the Sardars, who consider Brahui as vulgar. This latter tongue, called also Kur-Galli (the Patois) is peculiar to the tribes of Sarawan and Ihalawan (als welsch oder gallimathias).

Drew: The northern Barrier of India. London 1877.

Die Dard zerfallen in die Ronu (besonders in Gitgit), dann in die Shin (die vornehmste Klasse), die Yashkun (Ackerbauer), die Kremin (Töpfer und Lastträger u. s. w.) und die Dum (oder Domes, als Musiker und Tänzer). Die Shin, die (mit Yashkun gemischt), besonders längs des Indus-Thales und in den Seitenschuchten vorkommen, hold the cow in abhorrence. Unter den mit den Champas verwandten Ladakhis wandern die Khamba aus Kham (östlich von Lhâsa). Auf der Karte ist ethnologisch der Verbreitungsbezirk der verschiedenen Rassen verzeichnet, der tibetischen (Champa, Ladakhi, Batti) und der arischen in Muhamedaner (als Chibhali, Kashmiri, Dard) und Hindu (als Dogra und Pahari).

Bertrand: Archéologie celtique et gauloise. Paris 1876.

Mit der bekannten Sachkenntniss des Verfassers gearbeitet. Doch würde die Ethnologie weitere Aufschlüsse und längere Reihen von Beispielen geben neben den Dolmens troués (S. 177). Nous n'avons point la prétention de déterminer quelle lien peut unir entre eux, des îles Britanniques à la côte du Malabar, en passant par la France, le Caucase et la Syrie, ces singuliers monuments. Vous sommes persuadé, toutefois, que le hasard n'est pas l'auteur de ces coincidences, aber die in vergleichender Psychologie festgestellte Gesetzmässigkeit.

Bei der der Redaction zugesandten Besprechung in Heft III. S. 252 ist irrthümlicher Weise beim Druck der Name: „Dr. Voss“ untergesetzt, der, wie hier nachträglich bemerkt wird, in keinem Zusammenhange damit steht.

Verhandlungen

der

Berliner Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt

von

Rud. Virchow.

Jahrgang 1876.

Berlin.

Wiegandt, Hempel & Parey.

1876.

Berliner Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Vorstand.

<p>Dr. Bastian, Professor, Vorsitzender. Dr. Virchow, Prof. } Dr. Braun, Prof. } Stellvertreter des Vorsitzenden. Dr. Hartmann, Prof, erster Schriftführer.</p>	<p>Dr. Max Kuhn, zweiter Schriftführer. Dr. Voss, dritter Schriftführer. G. Henckel, Rentier, Schatzmeister.</p>
--	---

Ausschuss.

<p>Dr. Koner, Professor, Obmann. Dr. A. Kuhn, Director. Friedel, Stadtrath. Dr. Wetzstein.</p>	<p>Dr. Reichert, Prof., Geh. Med.-Rath. Dr. Frhr. von Richthofen. Deegen, Kammergerichtsrath. Dr. Fritsch, Professor.</p>
---	--

Ehrenmitglieder.

<p>1. Dr. Lisch, Geh. Archivrath, Schwerin, Mecklenburg. 2. Dr. Schott, Professor, Mitglied der Akademie, Berlin.</p>	<p>3. Don Pedro d'Alcantara, Kaiser von Brasilien. 4. Caesar Godeffroy, Hamburg.</p>
--	---

Correspondirende Mitglieder.

<p>1. Carl Ernst von Baer, Staatsrath, Dorpat. 2. Joseph Barnard Davis, M. D., F. R. S. Shelton, Staffordshire. 3. John Beddoe, M. D., F. R. S. Clifton, Gloucestershire. 4. Desor, Professor, Neuchâtel. 5. Huxley, Professor, F. R. S. London. 6. Nilsson, Professor, Lund. 7. Worsaae, Staatsminister, Kopenhagen. 8. Graf Uwaroff, Moskau, Präsident der archäologischen Gesellschaft. 9. Capellini, Professor, Bologna. 10. Dr. Giustiniano Nicolucci, Isola di Sora, Napoli. 11. Bartolomeo Gastaldi, Professor, Turin.</p>	<p>12. Paolo Mantegazza, Professor, Florenz. 13. Juan Vilanova y Piera, Madrid. 14. Edouard Dupont, Directeur du Musée royal d'histoire naturelle, Bruxelles. 15. E. Geo. Squier, New-York. 16. Japetus Steenstrup, Prof., Kopenhagen. 17. Sir John Lubbock, High Elans, Farnborough, Kent. 18. Dr. Philippi, Professor, Santiago, Chile. 19. Dr. Julius Haast, F. R. S. Christchurch, NewZealand. 20. Dr. med. A. Weissbach, Constantinopel. 21. Luigi Calori, Professor, Bologna. 22. Edgar Leopold Layard, Britischer Consul, Pará, Brasilien.</p>
--	--

- | | |
|---|---|
| <p>23. Gust. Radde, Tifis, Director des transkaukasischen Museums.</p> <p>24. Riedel, Holländischer Resident, Billiton b. Bangka.</p> <p>25. Burmeister, Professor, Buenos Ayres.</p> <p>26. Luigi Pigorini, Rom.</p> <p>27. Vizconde de Sà da Bandeira, Minister, Lissabon.</p> <p>28. Dr. Pereira da Costa, Lissabon.</p> <p>29. Dr. Grewingk, Professor, Dorpat.</p> <p>30. von Blararnberg, Generallieutenant, Sewastopol.</p> <p>31. Augustus W. Franks, M. A., London.</p> <p>32. von Tschudi, Schweizerischer Gesandter, Wien.</p> <p>33. Dr. Leemans, Director, Leiden, Holland.</p> <p>34. Dr. Hans Hildebrand, Stockholm.</p> <p>35. Dr. Carl Rau, New-York.</p> <p>36. Conte Giovanni Gozzadini, Senator. Bologna.</p> <p>37. Oscar Montelius, Stockholm.</p> <p>38. Baron von Düben, Professor, Stockholm.</p> <p>39. Baron F. von Mueller, Melbourne, Australien.</p> <p>40. Dr. Herm. Berendt, Coban, Guatemala.</p> <p>41. von Kaufmann I, General, St. Petersburg.</p> <p>42. Dr. v. Heldreich, Director des botanischen Gartens, Athen.</p> <p>43. Engelhardt, Professor, Kopenhagen.</p> <p>44. Dr. Zwingmann, Medicinalinspector von Ost-Sibirien, Nikolajewsk am Amur.</p> <p>45. Dr. Reil, Leibarzt, Cairo.</p> | <p>46. Dr. med. Sachs, Leibarzt, Cairo.</p> <p>47. Oscar Flex, Missionär, Ranchi, Nagpore, Ostindien.</p> <p>48. Hart, Professor. Cornell University, Ithaca, New-York.</p> <p>49. Dr. W. Reiss, z. Z. in Ecuador.</p> <p>50. Dr. A. Stübei, z. Z. in Ecuador.</p> <p>51. Bror Emil Hildebrand, Reichsarchivar, Stockholm.</p> <p>52. A. L. Lorange, Director des Alterthums-Museums, Bergen, Norwegen.</p> <p>53. Dr. J. R. Aspelin, Helsingfors, Finland.</p> <p>54. John Evans, F. R. S., President of the geological Society, Nash Mills, Hemel Hempsted.</p> <p>55. Sir W. Wylde, Dublin, Irland.</p> <p>56. Spiegelthal, Schwed. Consul in Smyrna.</p> <p>57. Freiherr von Lichtenberg, Deutscher Consul in Ragusa.</p> <p>58. Conte Conestabile, Professor, Perugia.</p> <p>59. Frank Calvert, Dardanellen, Kleinasien.</p> <p>60. Dr. Kopernicky, Krakau.</p> <p>61. Dr. von Miklucho-Maclay, z. Z. in Ostasien.</p> <p>62. Dalton, Colonel, Nagpore, Ostindien.</p> <p>63. Alexander Cunningham, Major-General, Calcutta.</p> <p>64. Dr. Lührssen, Ministerresident, Lima.</p> <p>65. Lepkowsky, Professor, Director des Archäologischen Museums, Krakau.</p> <p>66. Jos. von Lenhossek, Professor, Budapest.</p> |
|---|---|

Ordentliche Mitglieder.

- | | |
|---|--|
| <p>1. Dr. F. Abbot, Berlin.</p> <p>2. Dr. med. Abeking, Berlin.</p> <p>3. Dr. Achenbach, Handelsminister, Berlin.</p> <p>4. Dr. med. Adler, Berlin.</p> <p>5. Dr. med. P. Albrecht, Düsternbrook bei Kiel.</p> <p>6. Freiherr von Andrian-Werberg, K. K. Bergrath, Berlin.</p> <p>7. E. Arheidt, Hofspediteur, Carlsruhe.</p> <p>8. Dr. Paul Ascherson, Professor, Berlin.</p> <p>9. Dr. F. Ascherson, Berlin.</p> <p>10. Awater, Berlin.</p> <p>11. Barchwitz, Hauptmann a. D., z. Z. in Italien.</p> | <p>12. Dr. Bardleben, Geh. Medicinal-Rath, Berlin.</p> <p>13. Barnewitz, Realschullehrer, Braundenburg a/H.</p> <p>14. Dr. med. Bartels, Berlin.</p> <p>15. Dr. Bastian, Professor, z. Z. in America.</p> <p>16. Beer, Rittergutsbesitzer, Berlin.</p> <p>17. Behmer, Fabrikant, Berlin.</p> <p>18. v. Below, Rittergutsbesitzer, Berlin.</p> <p>19. v. Bennigsen, Landesdirector, Hannover.</p> <p>20. Dr. Behrendt, Professor, Berlin.</p> <p>21. Bergius, Oberstlieutenant, Berlin.</p> <p>22. Dr. med. Bernhardt, Berlin.</p> <p>23. Bertheim, Stadtverordneter, Berlin.</p> |
|---|--|

24. Dr. med. **Beuster**, Berlin.
25. Dr. **Beyrich**, Professor, Berlin.
26. Dr. **Biefel**, Oberstabsarzt, Breslau.
27. Dr. **Bodinus**, Berlin.
28. Dr. **du Bois-Reymond**, Professor, Geh. Medicinalrath, Berlin.
29. Dr. **Börner**, Oberstabsarzt, Berlin.
30. **v. Brandt**, Ministerresident z. Z. in China.
31. Dr. **Alex. Braun**, Professor, Berlin.
32. Dr. **Carl Braun**, Justizrath, Berlin.
33. **v. Bredow**, Rittergutsbesitzer, Lenzke bei Fehrbellin.
34. Dr. **Brehm**, Berlin.
35. Dr. **Brückner senior**, Neubrandenburg.
36. Dr. med. **H. v. Chamisso**, Berlin.
37. Dr. **Crampe**, Proskau in Schlesien.
38. Dr. **Croner**, Berlin.
39. Dr. **Dames**, Berlin.
40. Dr. med. **H. Davidsohn**, Berlin.
41. Dr. med. **L. Davidsohn**, Berlin.
42. **Deegen**, Kammergerichtsath, Berlin.
43. **C. Degner**, Kaufmann, Berlin.
44. **Degener**, Kammergerichts-Referendar, Berlin.
45. Dr. **Dönitz**, Professor, z. Z. in Japan.
46. Dr. **Döring**, Stabsarzt, Berlin.
47. Dr. **Dümichen**, Professor, Strassburg im Elsass.
48. **H. J. Dünnwald**, Kaufmann, Berlin.
49. Dr. **Dumont**, Berlin.
50. **Dungs**, Kaufmann, Berlin.
51. Graf **Dzieduczyccki**, Lemberg.
52. Dr. **Eberty**, Stadtgerichtsrath, Berlin.
53. Dr. **Ehrenberg**, Geh. Medicinalrath, Berlin.
54. Dr. med. **Eggel**, Berlin.
55. **Eschwege**, Kaufmann, Berlin.
56. Dr. **Eulenburg**, Geh. Sanitätsrath, Berlin.
57. Dr. **Ewald**, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, Berlin.
58. **Ewald**, Historienmaler, Berlin.
59. Dr. **Ewald**, Oberarzt, Berlin.
60. **Fälligen**, Stadtgerichtsrath.
61. Dr. **F. Förster**, Berlin.
62. Dr. med. Bernh. **Fränkel**, Berlin.
63. Dr. **v. Frantzius**, Freiburg in Baden.
64. **F. Frege**, Banquier, Berlin.
65. **Friedel**, Stadtrath, Berlin.
66. Dr. **Fritsch**, Professor, Berlin.
67. Dr. med. **Fürstenheim**, Berlin.
68. **v. Gagern**, Kreisrichter, Kirchhundem, Kr. Olpe.
69. **Gäde**, Marineingenieur, Berlin.
70. **Gärtner**, Consul, Berlin.
71. **Gentz**, Professor, Maler, Berlin.
72. Dr. **Gerlach**, Geh. Medicinalrath, Berlin.
73. Dr. med. **Goldammer**, Berlin.
74. **Goslich**, Rentier, Berlin.
75. Dr. **Grempler**, Sanitätsrath, Breslau.
76. **Herm. Grimm**, Professor, Lichtenfelde bei Berlin.
77. Dr. **Güssfeldt**, z. Z. in Afrika.
78. Dr. med. **P. Güterbock**, Berlin.
79. Dr. med. **Guttstadt**, Berlin.
80. **Haarbrücker**, Professor, Berlin.
81. Dr. **Gust. Hahn**, Oberstabsarzt, Berlin.
82. Dr. med. **Hahn**, Berlin.
83. **Hansemann**, Fabrikant, Charlottenburg-Westend.
84. Dr. **Hartmann**, Professor, Berlin.
85. Dr. med. **v. Haselberg**, Berlin.
86. **Hauchecorne**, Ober-Bergrath, Berlin.
87. **Hechler**, Professor, Carlsruhe.
88. **G. Henckel**, Rentier, Berlin.
89. Dr. **O. Hermes**, Berlin.
90. Dr. **Hirsch**, Professor, Geh. Medicinalrath, Berlin.
91. Dr. med. **Hitzig**, Burghölzli bei Zürich.
92. Dr. **Hoffmann**, Sanitätsrath, Berlin.
93. Dr. **Horwitz**, Rechtsanwalt, Berlin.
94. Dr. **Hosius**, Professor, Münster.
95. Dr. **Housselle**, Geh. Ober-Medicinalrath, Berlin.
96. **Humbert**, Legationsrath, Berlin.
97. Dr. med. **Huppé**, Berlin.
98. Dr. med. **Jacob**, Coburg.
99. **Jentsch**, Oberlehrer, Guben.
100. Dr. Fedor **Jagor**, z. Z. in Ostindien.
101. Dr. med. **Ideler**, Berlin.
102. Dr. med. **Jürgens**, Berlin.
103. Dr. **Junker**, z. Z. in Afrika.
104. Dr. **Ed. Kaiser**, Berlin.
105. Dr. **Em. Kayser**, Privatdocent, Berlin.
106. Dr. **Kirchhoff**, Professor, Halle a/Saale.
107. Dr. **v. Kloeden**, Professor, Berlin.
108. Dr. **Kny**, Professor, Berlin.
109. Dr. **Koch**, Wollstein, Prov. Posen.
110. **Koenig**, Kaufmann, Berlin.
111. Dr. **Koner**, Professor, Berlin.
112. Dr. **Körte**, Geh. Sanitätsrath, Berlin.

113. **Kratzenstein**, Missionsinspector, Berlin.
 114. **Krause**, Architect, Berlin.
 115. Dr. phil. **Krüger**, Berlin.
 116. **Krug v. Nidda**, Ober-Berghauptmann, Wirkl. Geh. Rath, Berlin.
 117. **Kuchenbuch**, Kreisgerichtsrath, Müncheberg.
 118. **Künne**, Buchhändler, Berlin.
 119. Dr. med. **Küster**, Sanitätsrath, Berlin.
 120. Dr. A. **Kuhn**, Director, Berlin.
 121. Dr. Max **Kuhn**, Berlin.
 122. **Kunz**, Stadtrath, Berlin.
 123. Dr. med. **Kupfer**, Cassel.
 124. **Kurtz**, Stud., Berlin.
 125. **Kurtz**, Regierungsrath, Berlin.
 126. Dr. **Laehr**, Sanitätsrath, Schweizerhof bei Zehlendorf.
 127. Dr. **Lange**, Berlin.
 128. Dr. med. **Langerhans**, Berlin.
 129. Dr. **Lasard**, Berlin.
 130. Dr. **Lazarus**, Professor, Berlin.
 131. **Leo**, Banquier, Berlin.
 132. v. **Le Coq**, Kaufmann, Berlin.
 133. v. **Ledebur**, Director, Potsdam.
 134. Siegfried O. **Levinstein**, Kaufmann, Berlin.
 135. Dr. **Lewin**, Professor, Berlin.
 136. Dr. **Liebe**, Oberlehrer, Berlin.
 137. **Liebermann**, Geh. Kommerzienrath, Berlin.
 138. Dr. **Liebermann**, Professor, Berlin.
 139. Dr. **Liebreich**, Professor, Berlin.
 140. **Liepmann**, Rentier, Berlin.
 141. Dr. **Liman**, Professor, Geh. Medicinalrath, Berlin.
 142. Dr. **Loew**, Oberlehrer, Berlin.
 143. Dr. **Lossen**, Berlin.
 144. Dr. P. **Magnus**, Berlin.
 145. Baron **von Maltzan**, Federow, Mecklenburg.
 146. Stud. med. **Manthey**, Berlin.
 147. Dr. v. **Martens**, Professor, Berlin.
 148. Dr. **Marthe**, Oberlehrer, Berlin.
 149. Dr. Louis **Mayer**, Sanitätsrath, Berlin.
 150. Dr. **Meitzen**, Geh. Reg.-Rath, Berlin.
 151. Dr. med. **Mendel**, Pankow bei Berlin.
 152. Dr. med. Lothar **Meyer**, Berlin.
 153. **Meyer**, Geh. Legationsrath, Berlin.
 154. Dr. med. Ed. **Michaelis**, Berlin.
 155. **von Mohl**, Cabinetssecretär, Berlin.
 156. **Mühlenbeck**, Gutsbesitzer, Gr.-Wachlin bei Stargard (Pommern).
 157. O. **Müller**, Buchhändler, Berlin.
 158. **Münter**, Zahnarzt, Berlin.
 159. Dr. **Munk**, Professor, Berlin.
 160. Dr. **Neumayer**, Professor, Wirkl. Admiralitätsrath, Hamburg.
 161. Dr. **Orth**, Professor, Berlin.
 162. Dr. **Orth**, Berlin.
 163. **Paetel**, Stadtverordneter, Berlin.
 164. Dr. Joh. **Paetsch**, Berlin.
 165. **Parey**, Buchhändler, Berlin.
 166. Dr. **Pauli**, Departements-Thierarzt, Berlin.
 167. Dr. **Peipers**, Marine-Stabsarzt, Berlin.
 168. José del **Peroso y Figueras**, Madrid.
 169. Dr. **Petermann**, Professor, Berlin.
 170. Dr. **La Pierre**, Sanitätsrath, Berlin.
 171. Dr. med. **Plessner**, Berlin.
 172. Dr. **Ponfik**, Professor, Rostock.
 173. Dr. **Pringsheim**, Professor, Berlin.
 174. Dr. med. **Puchstein**, Berlin.
 175. **von Quast**, Geheimrath, Berlin.
 176. **Rabenau**, Oeconom, Vetschau.
 177. Dr. **Rabl-Rückhardt**, Stabsarzt, Berlin.
 178. Freiherr **vor Radowitz**, Gesandter in Athen, Berlin.
 179. L. **Ravené**, Geh. Commerzienrath, Berlin.
 180. Dr. med. **Raschkow**, Berlin.
 181. Ferd. **Reichenheim**, Berlin.
 182. Dr. **Reichert**, Geh. Medicinalrath, Berlin.
 183. Hans **Reimer**, Buchhändler, Berlin.
 184. Dr. **Reinhardt**, Berlin.
 185. Berthold **Ribbentrop**, Esq., Labore, East India.
 186. **Richter**, Banquier, Berlin.
 187. Baron Dr. v. **Richtofen**, Berlin.
 188. Dr. med. **Rieck**, Köpnick bei Berlin.
 189. Dr. **Riese**, Geh. Sanitätsrath, Berlin.
 190. Dr. **Robel**, Berlin.
 191. Dr. **Roch**, Senftenberg.
 192. **Rosenberg**, Stadtgerichtsrath, Berlin.
 193. Dr. med. **Rosenthal**, Berlin.
 194. Dr. **Roth**, Generalarzt, Dresden.
 195. **Runge**, Stadtrath, Berlin.
 196. T. E. **Ruttle**, Berlin.
 197. Dr. med. **Sander**, Berlin.
 198. Dr. med. **Sattler**, Coburg.

199. **Schaal**, Maler, Berlin.
 200. Dr. **Scheibler**, Berlin.
 201. Dr. **Schillmann**, Oberlehrer, Brandenburg a/H.
 202. **Schindler**, Telegraphenbeamter, Teheran, Persien.
 203. **Schlesinger**, Rentier, Berlin.
 204. Jos. **Schmidt**, Kaufmann, Berlin.
 205. Dr. C. **Schneitler**, Berlin.
 206. Dr. **Schöler**, Privatdocent, Berlin.
 207. **Schubert**, Kaufmann, Berlin.
 208. Carl D. **Schultze**, Baumeister, Berlin.
 209. Dr. med. Oscar **Schultze**, Berlin.
 210. Dr. med. **W. Schütz**, Berlin.
 211. Dr. **Schwartz**, Gymnasialdirktr., Posen.
 212. Dr. G. **Schweinfurth**, Cairo.
 213. Louis **Schwendler**, Esq., Calcutta.
 214. Dr. med. **Seemann**, Berlin.
 215. Dr. med. **Siegmund**, Berlin.
 216. Dr. jur. Graf **Sierzkowski**, Waplitz bei Altmark, Westpreussen.
 217. Dr. Werner **Siemens**, Berlin.
 218. **Simon**, Kaufmann, Körbisdorf.
 219. Dr. **Steinthal**, Professor, Berlin.
 220. **Stricker**, Verlagsbuchändler, Berlin.
 221. Dr. **Struck**, Oberstabsarzt, Berlin.
 222. **Teschendorf**, Portraitmaler, Berlin.
 223. Alex. **Teplouchoff**, Forstmeister-Secretair, Iliinsk bei Perm.
 224. Dr. med. **Thorner**, Berlin.
 225. **Thunig**, Domänenpächter, Kaiserhof-Duszeik, Prov. Posen.
 226. Dr. med. **Timann**, Berlin.
 227. Freiherr von **Transehe-Roseneck**, Schwabenburg bei Riga.
 228. **Trelchel**, Berlin.
 229. Dr. Alf. **Tuckerman**, New-York.
 230. Freih. von **Unruhe-Bomst**, Landrath, Wollstein, Prov. Posen.
 231. Dr. **Urban**, Lichterfelde bei Berlin.
 232. Dr. **Veckenstädt**, Cottbus.
 233. Dr. **Veit**, Sanitätsrath, Berlin.
 234. Dr. **Virchow**, Professor, Berlin.
 235. **Vorländer**, Fabrikant, Berlin.
 236. Dr. med. **Voss**, Berlin.
 237. Dr. **Wattenbach**, Professor, Berlin.
 238. Dr. **Wegner**, Generalarzt, Berlin.
 239. Dr. **Wegscheider**, Geh. Sanitätsrath, Berlin.
 240. Herm. **Weiss**, Professor, Berlin.
 241. Dr. Guido **Weiss**, Berlin.
 242. Dr. **Weissbach**, Stabsarzt, Wriezen a/Oder.
 243. Dr. **Wendt**, Oberstabsarzt, Berlin.
 244. Dr. med. **Wernich**, z. Z. in Japan.
 245. Dr. **Westphal**, Professor, Berlin.
 246. Dr. **Wetzstein**, Berlin.
 247. **Wilsky**, Director, Rummelsburg bei Berlin.
 248. **Witt**, Gutsbesitzer, Bogdanowo bei Obornick, Prov. Posen.
 249. Dr. **Wittmack**, Berlin.
 250. **Woldt**, Schriftsteller, Berlin.
 251. Alex. **Wolff**, Stadtrath, Berlin.
 252. Dr. med. Max **Wolff**, Berlin.
 253. **Wredow**, Professor, Berlin.
 254. Freiherr von **Wulffen**, Berlin.
 255. Dr. **Zimmermann**, Rechtsanwalt, Berlin.
 256. Dr. med. **Zülzer**, Berlin.

Sitzung vom 15. Januar 1876.

Vorsitzender Hr. Virchow.

1) Zu Mitgliedern des Ausschusses für 1876 werden gewählt die Herren:
Friedel, Koner, A. Kuhn, Wetzstein, von Richthofen, Reichert,
Deegen, Fritsch.

Dieselben erwählen als Obmann Hrn. Koner.

(2) Als neue Mitglieder werden gemeldet:

Freiherr von Andrian-Werberg aus Wien.

Herr von Transehe-Roseneck zu Schwanenburg in Livland.

(3) Als Delegirte zum Beirathe des Märk. Prov. Museums für das Jahr 1876 werden die Herren A. Kuhn, R. Hartmann und Voss ernannt.

(4) Der Internationale Congress für prähistorische Archäologie und Anthropologie wird zu Budapest vom 4.—12. September tagen.

Die Generalversammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft wird wahrscheinlich vom 8.—12. August zu Jena stattfinden.

(5) Vom Correspondenzblatt der Deutschen anthropologischen Gesellschaft ist die erste No. des Jahrgangs 1876 eingegangen, nebst einer Beilage, welche das von Hrn. Voss zusammengestellte Verzeichniss der ethnologischen, anthropologischen und prähistorischen Sammlungen Deutschlands und einiger angrenzender Länder enthält.

Der Vorsitzende fordert die Mitglieder dringend auf, dieses wichtige Verzeichniss vervollständigen und, wo es nöthig ist, verbessern zu helfen.

(6) Der Vorsitzende macht Mittheilungen über die Thätigkeit der auf dem Congresse zu Stockholm ernannten Commission für die Feststellung einer internationalen Legende behufs Herstellung der prähistorischen Karten.

Der von den Herren de Mortillet und Chantre bearbeitete Entwurf ist erschienen und von den Hauptzeichen ist ein Abdruck in den letzten Nummern des Correspondenzblattes der deutschen Gesellschaft (1875. No. 11—12) erfolgt.

(7) Herr N. von Miklucho-Maclay schreibt d. d. 23. Nov. 1875 von Tampat Bussa, Kampong Empang, bei Buitenzorg auf Java, dass er, von seiner Reise auf der malaiischen Halbinsel zurückgekehrt, sehr an den Folgen der Malaria leide, trotzdem aber an einer Zusammenstellung der Hauptergebnisse seiner Reise für die dortige Naturkundig Tijdschrift arbeite. Im Januar gedenkt er eine neue Expedition anzutreten, um im Jahre 1877 nach Europa zurückzukehren. Er sendet zugleich

eine Abhandlung über die künstliche Perforation der glans penis bei den Dajakern auf Borneo, welche im nächsten Sitzungsbericht erscheinen wird.

(8) Herr Riedel, correspondirendes Mitglied der Gesellschaft, ist von seinem früheren Wohnorte Gorontalo in Folge amtlicher Versetzung nach der Insel Billiton übergesiedelt. Derselbe ersucht um die Beihülfe des Hrn. Virchow in Bezug auf Untersuchung von Schädeln für ein von ihm herauszugebendes Werk über die Alifurus von Nordseebes. Folgende Schädel sollen demnächst zu diesem Zwecke hieher eingesandt werden:

- 1 von Holontalo,
- 3 von Kaili,
- 1 von Mongondou,
- 2 von Toli-toli,
- 2 von Bugis,
- 1 von Buool,
- 1 desgl. deformirt,
- 1 desgl. weiblich,
- 2 von Limuto. —

(9) Herr W. Dönitz, Yokohama, übersendet eine Anzahl von Separatabdrücken

über die Abstammung der Japaner.

Er sucht darin nachzuweisen, dass die heutigen Japaner ein Mischvolk seien, hervorgegangen aus 3 Elementen:

- 1) dem Aino-Element,
- 2) einem malaiischen Element,
- 3) einem mongolischen Element.

Für die erstere Annahme spricht seiner Meinung nach das häufige Vorkommen der Sutura zygomatico-temporalis. Unter 50 von ihm untersuchten Japanerschädeln hatten nur 4 eine vollständige Spaltung des Jochbeins durch die gedachte Naht und zwar 3 auf beiden Seiten; diese 4 stammen sämmtlich aus dem Norden der Insel Nippon und zwar aus der Provinz Echigo, in welcher sich die Ainos am längsten selbständig erhalten haben. Unter den übrigen 46 haben 9 jederseits und 3 nur links einen Theil der Naht: von der Mehrzahl derselben ist die Herkunft unbekannt, von den 2 allein bekannten stammt der eine aus Tokio (Yeddo), der andere aus Shimosa, einer Nachbarprovinz von Mutsu, welches, wie Echigo, noch spät Ainoland war. Da Hr. Dönitz nun an einem wahren Ainoschädel auch das doppelte Jochbein fand, so glaubt er durch dieses physische Merkmal seine Auffassung bestätigt zu sehen.

Für die malaiische Abstammung bezieht er sich auf die im Süden häufige physiognomische Aehnlichkeit der Bevölkerung, ganz besonders aber auf gewisse architektonische Uebereinstimmungen, namentlich den Pfahlbaustyl der Häuser und die Einrichtung des Abtrittes in Form eines mitten im Hause gelegenen Loches. Die im 7. Jahrhundert v. Chr. unter Jinmu Tenno eindringenden Eroberer scheinen Malaien gewesen zu sein.

Endlich das jetzt überwiegende mongolische Element müsse von China herübergekommen sein, wahrscheinlich vor den Malaien, nicht unwahrscheinlich über die Liu-kiu Inseln, deren Bewohner sich sehr dem Typus der Chinesen näherten. Auch sprächen die chinesischen Annalen von mehrfachen Auswanderungen tartarischer Stämme, welche von ungefähr 1100 vor Chr. die Insel bevölkert hätten. —

Hr. Virchow theilt mit, dass ihm soeben durch die Rückkehr von Sr. Maj. Fregatte

Arkona das schon lange (Sitzung vom 20. Febr. 1875. S. 27) angekündigte Aino-Skelet zugegangen sei, welches er der Güte des Hrn. Dr. Siebert verdanke. Auch an diesem Schädel finde sich jederseits der hintere Abschnitt der Sutura zygomatico-temporalis und zwar bis zu einer Länge von 7 Mm. Dieselbe fehle dagegen in dem früher (Sitzung vom 14. Juni 1873 S. 121) von ihm beschriebenen Aino-Schädel von Sachalin, dessen mehr mongolischen Charakter er hervorgehoben und dessen Verwandtschaft mit Schädeln der Amur-Stämme er später (Sitzung vom 12. Juli 1873 S. 137) erörtert habe.

(10) Sr. M. Fregatte Arkona hat für die Gesellschaft eine Reihe von anthropologischen und ethnologischen Gegenständen, welche nach dem Abgange des Hrn. Marinestabsarztes Dr. Klefeker der speciellen Obhut des Hrn. Stabsarztes Dr. Boehr anvertraut waren, mitgebracht. Darunter befindet sich ein westaustralischer Schädel und eine Reihe von westaustralischen Waffen von Hrn. Baron von Müller in Melbourne, welche schon in der Sitzung vom 13. Juni 1874 S. 117 angekündigt waren. Der Vorsitzende spricht den besondern Dank der Gesellschaft dafür aus. Die Zusendung ist um so mehr erwünscht, als bis jetzt gerade westaustralische Sachen, sowie Schädel bei uns sehr schwach vertreten sind.

(11) Hr. Dr. von Dessauer in Valparaiso hat durch dasselbe Schiff eine Reihe von Geschenken an Hrn. Virchow gelangen lassen, namentlich

Steinwaffen und Muscheln aus den Kjökkenmöddings an der Chilenischen Küste.

Er giebt dazu d. d. 2. Sept. 1875 folgende Uebersicht:

No. 1 bis 6. — Sechs Schädel, ausgegraben von Hrn. Carl Gorsse aus dem Guano-Lager der chilenischen Insel Huanilla — in 2 Ellen Tiefe gefunden.

No. 7. — Schädel von der Osterinsel, gefunden in einem Felsengrabe, vollständig verschieden von der Schädelform der dort jetzt lebenden Indianer. Mitgebracht und erhalten von Dr. Bates, Arzt der chilenischen Corvette O'Higgins, 1875.

No. 8. — Schädel eines Araucaners (ächt) — erhalten vom Apotheker Oscar Eisele, aus der Sammlung des verstorbenen Dr. José Morales.

No. 9 — Aus einem Indianer-Grabe von Rio Carampangue in Arauco, erhalten von H. Schulz. Die beiden Ohringe lagen rechts und links vom Kopfe. — Die jetzigen Araucaner, ebenso wenig wie zur Zeit der Conquistadoren, kannten den Gebrauch des Kupfers nicht. Die Leiche lag gestreckt im Grabe, der Topf stand zur Seite.

No. 10 und 11. — Zwei Mumien aus den Gräbern von Chiú Chiú in der Wüste Atacama, Bolivien. Dieselben sassen aufrecht im Grabe. Erhalten von Hrn. Architekten Ed. Fehrmann und Hrn. Oscar Eisele.

No. 12. — Ein Kistchen mit Steinwaffen und Knochen aus den grossen, rings um die Bai von Arauco sich herumziehenden Kjökkenmöddings. Ich liess von Capt. Heyder im Jahre 1869 eine Ausgrabung machen, und übersandte er die im Kistchen enthaltenen Gegenstände. Sein Bericht lautet:

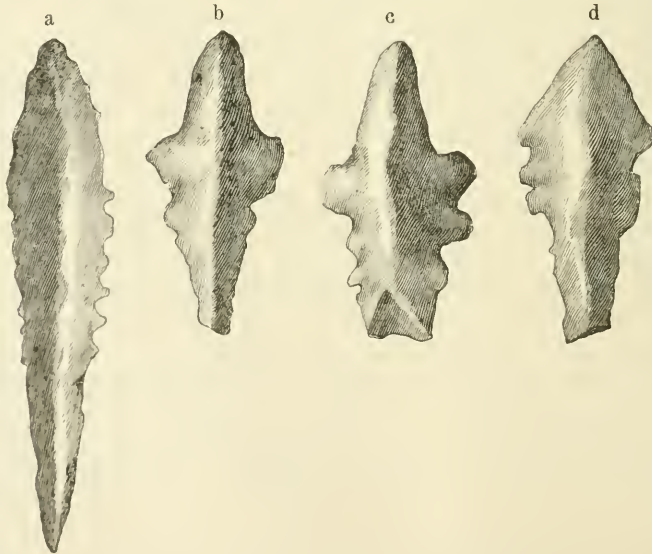
„Ich sende Ihnen nun einige Kleinigkeiten aus den Ausgrabungen. 2 durchlöcherete Steine (Alles von alt indianischer Abkunft, gefunden in den Gräbern, zwischen den alten Muschellagern, von deren Inhalt die Indianer gelebt zu haben scheinen) und 2 kleinere, welche nach meiner Meinung zur Versenkung der Netze gedient zu haben scheinen; ein aus Glimmerschiefer bestehender lanzenförmiger Stein, welcher vielleicht beim Netzemachen ge-

dient haben mag, und ein ähnlich geformtes Stück Feuerthon, welches doppelt so lang war, und auf beiden Seiten spitz zulief, aber wozu es gedient haben mag, davon habe ich keine Idee; von allen derartigen Steinen findet man sehr viele, was voraussetzen lässt, dass selbe zu alltäglichem Gebrauche waren; ferner eine Pfeilspitze aus Quarz.“ —

Diese gewaltigen Lager von Muschelschaalen, Schnecken aller in der Bai von Arauco jetzt noch vorkommender Arten ziehen sich am Hügelgelände in einer Ausdehnung von mehreren deutschen Meilen hin, 15 bis 30 Meter über dem jetzigen Niveau des Meeres, und in einer Mächtigkeit von 1 bis mehreren Meter Dicke. Vor circa 12 Jahren wurden bei Gelegenheit einer Durchgrabung eine Tabakspfeife höchst sonderbarer Construction und Schädel aus einer Tiefe von fast 20 Meter (so lautet die Angabe) ausgegraben. Erstere schenkte Hr. Fr. Schwager nach England, von letzteren hatte Hr. Dr. Osw. Aichel in Concepcion noch vor ein paar Jahren einen im Besitz. Es gelang mir jedoch nicht, einen dieser Gegenstände zu erlangen. —

Hr Virchow bemerkt dazu Folgendes: Schon in der Sitzung vom 2. April 1870 (Zeitschr. f. Ethnologie II. S. 291) hat Hr. Fonck die Muschelbänke der Insel Chiloe und manche ähnliche Verhältnisse der festländischen Küste von Chile geschildert. Die Mittheilungen des Hrn. von Dessauer sind jedoch um so interessanter, als sie eine viel grössere Ausdehnung dieser alten Küchenabfälle ergeben. Ich kann zugleich eine Reihe von Steingeräthen vorlegen, welche ich der Güte des Hrn. Marinestabsarzt Dr. Peipers verdanke. Dieselben stammen aus Muschelbergen am Strande von Coronél (Chile). Es ergibt sich aus diesen Mittheilungen, dass in sehr grosser Erstreckung die chilenische Küste von künstlichen Muschelbergen begleitet wird, und da wir andererseits von der Ostküste Südamerikas, namentlich von Patagonien und Brasilien dasselbe wissen, so tritt uns hier ein Verhältniss von ungewöhnlicher Ausdehnung entgegen, das um so wichtiger ist, als an allen diesen Stellen Steingeräth der alterthümlichsten Art gefunden wird.

Sowohl unter den Funden von Coronél, als unter denen der Arauco-Bucht treten am meisten hervor die Pfeilspitzen, die sowohl aus Quarz, als aus einem hornsteinähnlichen Stein gefertigt sind. Ihre Hauptform ist durchaus constant und nicht



übereinstimmend mit den patagonischen, wie sie uns durch Hrn. Burmeister nicht nur geschildert (Sitzung vom 15. Juni 1872. S. 196), sondern auch eingesendet worden sind. Im Allgemeinen unterscheiden sich die chilenischen Steinpfeile dadurch, dass sie etwas dicker, dafür aber schmaler und länger sind, ganz besonders aber dadurch, dass sie am Rande mit stark hervortretenden, manchmal fast sägeartigen, zuweilen an Widerhaken erinnernden Zähnen besetzt sind. Unter denen von der Arauco-Bucht befindet sich einer von 68 Mm. Länge, 13 Mm. Breite und 10-Mm. Dicke (Fig. a) aus Milchquarz, hinten ziemlich lang zugespitzt, vorn abgerundet; unter denen von Coronel (Fig. b—d) sind mehrere mit einem besondern Stiel am hintern Ende. Diese sind platter, breiter und kürzer, jedoch, wie die ungestielten, nicht geschliffen.

Nächstem findet sich eine Reihe rohgeschliffener, jedoch nicht eigentlich polirter Steingeräthe. Von beiden Fundorten sind mir schmale, platte, wetzsteinartige, aber an einem Ende stumpfspitzige Geräte zugekommen, deren Bedeutung mir nicht ganz klar ist; von der Arauco-Bai ausserdem ein Lanzenblatt aus Glimmerschiefer, 12 Mm. lang und 38 Mm. in der grössten Breite. Ferner von beiden Fundorten plattrundliche Scheiben aus Sandstein mit seitlichen Einkerbungen, welche den Eindruck von Netzsenkern machen. Endlich ganz besonders bemerkenswerth von der Arauco-Bucht ein schwerer, etwas unregelmässiger Steinring von 100 Mm. Durchmesser, der ein sauber gebohrtes Loch von 48 Mm. Durchmesser besitzt: letzteres zeigt, wie so häufig die Löcher an unseren Steinhämmern, jederseits eine leicht trichterförmige Gestalt, und in der Mitte, wo beide Trichter sich begegnen, eine circuläre Einschnürung. Auch dieser Stein gleicht der grösseren Form unserer Netzsenker.

Dem entsprechend besteht der grössere Theil der von der Arauco-Bucht eingesendeten Küchenabfälle aus den Resten von Seethieren, namentlich ausser Muschelschalen aus Wirbeln und anderen Skelettheilen von Fischen, unter denen auch hier, wie an der Ostküste, Ephippus zu nennen ist. Vereinzelt kommen auch Knochen von Säugethieren vor.

Diese Gaben bestätigen und erweitern die Mittheilungen des Hrn. Fonck in erfreulichster Weise, und ich bin Hrn. v. Dessauer, einem früheren Schüler von mir, sehr dankbar dafür, dass er trotz der grossen Opfer, die er als praktischer Arzt für die Sammlung dieser Gegenstände aufwenden musste, die Mühe nicht gescheut hat, der heimischen Wissenschaft in so fruchtbringender Weise zu gedenken.

Ueber die von ihm eingesendeten Schädel werde ich ein anderes Mal genauer berichten. Heute erwähne ich nur, dass die 6 Schädel von der Guano-Insel Huanilla auffallend unter einander verschieden sind, dass sie sich aber im Allgemeinen dem peruanischen Typus anschliessen. Einer derselben zeigt ein sehr ausgeprägtes Os Incae, ein anderer, jugendlicher und verhältnissmässig frisch aussehender, hat die vielbekannte, steile, hintere Abplattung.

(12) Hr. Professor Lucae in Frankfurt a/M. hat dem Vorsitzenden Zeichnungen von Schädeln aus dem Senkenbergischen Institut geschickt, betreffend die von dem letzteren in seiner Abhandlung geschilderten

Merkmale niederer Menschenrassen.

(Hierzu Taf. VI.)

Eine erste Abtheilung derselben (Fig. 1—4) bezieht sich auf den Stirnfortsatz der Schläfenschuppe und die temporalen Fontanellknochen; eine zweite auf das Os Incae; eine dritte auf die Verkümmernng der Nasenbeine (Fig. 5—6).

Hr. Lucae giebt darüber folgende Zusammenstellung:

A. Processus frontalis squamae temporalis:

- 1) I^a 162. Mann aus der Gegend von Frankfurt a/M. (Fig. 1). Fortsatz entstehend aus einem noch im Verwachsen begriffenen Fontanellknochen.
- 2) I^b 937. Aus der Sammlung von Carl und Joseph Wenzel in Mainz (Fig. 2). Breitenindex 70,5, Höhenindex 66,7.
- 3) I^a 159. Weib aus der Gegend von Frankfurt a/M. (Fig. 3). Breitenindex 82,7, Höhenindex 71,1.
- 4) XXII 48. Zn Tombow mit einem Steinklumpen in den Kiefern beim Bau des Hospitals ausgegraben. Geschenk des Staatsrath Prof. Adelmann in Dorpat mit der Bemerkung: „die Schädelbildung trägt den russischen Typus nicht“ (Fig. 4). Breitenindex 82,2, Höhenindex 71,4.
- 5) I^b 228. Schädel eines Arbeiters aus hiesiger Gegend, bei welchem Schläfen- schuppe, Keilbein und Stirnbein an einer kleinen Stelle sich vereinigen (zusammenstossen).
- 6) I^x mih. Ein alter Weiberschädel von hier, bei welchem sutura coronalis und temporalis fast verstrichen. Die sutura coronalis verfolgt die Richtung der spheno-temporalis.
- 7) I^v mih. Neger-Schädel, aus Amerika erhalten, mit Proc. front. beiderseits (links 7 Mm., rechts 2 Mm. breit.)
- 8) XXII 49. Krankzinniger Africaner (Geschenk von Consul Jacobson in Java). Beiderseits proc. frontalis (links 15 Mm. hoch — rechts 17 Mm.).
- 9) I^a 10. Nubier (von Rüppel mitgebracht). Beiderseits proc. front. (rechts 7 Mm., links 10 Mm.).
- 10) I 185. Schädel eines Neger (?) aus J. Wenzels Sammlung, bezeichnet „aus Venedig“. Links und rechts treffen alle drei Knochen an einer Stelle zusammen. (NB. Siehe D.)
- 11) I^a 179. Neger.. Wie voriger.
- 12) XXII 26. Neu Caledonier. Wie voriger.

Bei dem Neu-Caledonier XXII 25 aber, wie bei dem Australier XXII 12, beträgt die Entfernung zwischen Stirnbein und Schuppe 2 Mm., also nicht, wie mir vorgehalten wird, Proc. front. Ferner bei Einwohnern von Floris XXI 13, von Madura XXV 25 und XXI 3 sind Stirnbein und Schuppe um 3—4 Mm. genähert.

Unter 86 Europäern findet sich der Proc. front.	6 mal
" 9 Negern " " " " "	2 mal
	Stenokrotaphi 2 (3) mal
" 5 Neucaledoniern	1 mal
" 7 Australiern	1 mal
" 24 Malayen	3 mal.

B. Zwickelbeine zwischen Stirn-, Keil- und Schläfenbein besitzen in meiner Sammlung 12 deutsche Schädel, ferner 1 Peruaner, 1 Neuseeländer, 1 Mulattin auf beiden Seiten; dagegen 15 Schädel zeigen einseitige Zwickelbeine.

C. Os Incae.

- I^a 237. Deutscher Schädel mit os Inc. offen (Virchow Taf. IV Fig. 4).
- I^a 274. " " " " " vernarbt (Virchow Taf. IV Fig. 6).
- I^a 138. " " " " " tripartitum offen.
- I^a 228. " " (mit einseitiger Synostose der Coronalis) vernarbt.
- I^a 231. " " Sehr grosser Knochen, endet aber nicht als sutura trans-

Güldenstein, Kirchspiel Hausöhn in Holstein, ausgegraben, wo dem Anschein nach ein Urnenkirchhof zerstört worden ist. Frh. Mestorf wünscht Auskunft darüber, ob irgend wo anders in Deutschland dergleichen gefunden.

(15) Der Vorsitzende theilt ein gedrucktes Promemoria verschiedener historischer Vereine der mittleren Rheingegend mit, in welchem dieselben über das Verfahren Klage erheben, welches ein neuer Regierungsbaumeister behufs angeblicher Restauration der Ruinen der Salburg bei Homburg in Anwendung bringt und welches nach dieser Darstellung geradezu ein zerstörendes wäre. Es heisst in dem Schriftstück:

Die Methode der auf unbekannte Autorität gestützten neuen Restauration (wenn man sie eine Methode nennen kann) besteht einfach darin: alle Mauerreste, soweit sie hergestellt waren, auf ein beinahe gleiches Niveau zu bringen, d. h. ihnen eine durchschnittliche Höhe von etwa 2' zu geben, die Steine willkürlich zu nehmen, wo man sie eben findet, und sämtliche derart nivellirte Mauerfluchten mit grossen Schieferplatten zu bedecken. Dieses System ist so rücksichtslos durchgeführt worden, dass an einigen Stellen sogar die authentischen alten Durchbrüche und Oeffnungen der Mauern ruhig weggelassen d. h. zugemauert wurden. An anderen Stellen hat man grosse Quadern von beliebigen anderen Gebäuden des Castells genommen und im Prätorium eingemauert; ganz neuerdings sind in dieser Weise Quadern von einer der Thorwölbungen des Castells vermauert worden. Der Gesamteindruck der Arbeiten ist nunmehr dieser: alle alten Niveaus der Castellmauern sind unwiederbringlich vernichtet, das Prätorium gewährt den Anblick eines modernen, etwas über die Fundamente gediehenen Baues und die antike Verfassung der Mauern ist in ihrer inneren Conformität völlig zerstört. Eine Herstellung in integrum dürfte, wenn selbst äusserlich ermöglicht, kaum mehr ausführbar sein. Die seitherigen mit der wissenschaftlichen Restauration vertrauten Arbeitskräfte wurden bei der ganzen Procedur in keiner Weise zugezogen, vielmehr systematisch ausgeschlossen.

(16) Hr. Virchow berichtet über den Abschluss

der Schulerhebungen in Betreff der Farbe der Augen, der Haare und der Haut in Preussen.

Die statistischen Arbeiten, welche unter Leitung des Hrn. Dr. Guttstadt ausgeführt wurden, sind jetzt beendet. Die Erhebungen in Preussen erstreckten sich im Ganzen auf 4,127,766 Individuen, darunter 4,070,923 bis 14 Jahr alt. Vergleicht man die einzelnen Zahlen mit den bayrischen, so zeigen sich sehr auffallende Gegensätze. In Bayern nämlich haben die braunen Elemente in der Bevölkerung eine viel stärkere Bedeutung. Man zählte dort 29,5 pCt. blaue und 33,5 pCt. braune Augen. In Preussen dagegen haben wir 42,97 pCt. blaue und 24,31 pCt. braune Augen. Eben dasselbe Resultat ergiebt die Vergleichung der Zusammenstellungen über die Farbe der Haare. In Bayern 54 pCt. blonde, 41 pCt. braune und 5 pCt. schwarze Haare; in Preussen 72 pCt. blonde, 26 pCt. braune und nur 1,21 pCt. schwarze Haare. Noch auffallender ist die Vergleichung der Hautfarbe: die brünette Hautfärbung findet sich in Bayern bei 15, in Preussen nur bei 6,53 pCt. Wenn daher in England und Frankreich schon seit langer Zeit die Meinung aufgekommen ist, die heutige Bevölkerung Deutschlands sei im Wesentlichen braun, so ist dies nicht nur überhaupt unrichtig, sondern noch im höheren Maasse unrichtig für Norddeutschland. Für die Frage nach der Herkunft der braunen Elemente ergiebt sich sofort, dass dieselben nicht vom Norden, sondern vom Süden her eingedrungen sein müssen.

Bei unserer preussischen Aufnahme sind auch die Altersklassen der gezählten

Individuen berücksichtigt. Wir erhalten dadurch ein Maass für die Abnahme der blonden Haare in den höheren Altersklassen.

Ich habe zwei derartige Aufstellungen gemacht: Es fanden sich

	bis	über	Differenz
1) blonde Haare	14 Jahr	14 Jahr	
a) bei blauen Augen und weisser Haut	35,59	26,25	- 9,34
b) bei grauen Augen und weisser Haut	24,09	24,43	
c) bei braunen Augen und weisser Haut	12,65	10,19	- 2,46
	Im Ganzen	72,33	60,87
2) braune Haare			
a) bei blauen Augen und weisser Haut	6,11	6,32	
b) " " " " brauner "	1,27	1,05	
c) " grauen " " weisser "	6,20	9,63	+ 3,43
d) " " " " brauner "	1,58	1,91	
e) " braunen " " weisser "	8,34	13,01	+ 4,67
f) " " " " brauner "	2,45	3,69	+ 1,24
	Im Ganzen	25,95	35,61
			+ 9,66

Es versteht sich von selbst, dass diese Zahlen keinen absoluten Werth haben. Denn während die Zählung der bis 14 Jahre alten Kinder ziemlich die ganzen Altersstufen zwischen 6—14 Jahren betroffen hat, so hat sie von den über 14 Jahre alten begreiflicherweise nur gewisse Bruchtheile fassen können, namentlich die höheren Schulen. Im Ganzen ergibt sich aus beiden Aufstellungen, dass mindestens 10—12 pCt. der Kinder über 14 Jahre im Haar gedunkelt sind. Nimmt man nun an, wozu die Einzelerfahrungen berechtigen, dass diese Erscheinung eine allgemeine ist und dass sie sich noch eine gewisse Zeit des Lebens fortsetzt, so wird man für die erwachsene Bevölkerung vielleicht bis zu 15 pCt. Differenz in Bezug der Haarfarbe statuiren dürfen. Nach einem solchen Maassstabe liesse sich dann eine Schätzung der Gesamtbevölkerung gewinnen. Dieses Nachdunkeln ist bei ursprünglich brauner Farbe der Augen am beständigsten.

In ethnologischer Beziehung sind diese Aufnahmen aus früher schon mehrfach erwähnten Gründen von Wichtigkeit. Ich berühre für heute nur die Verhältnisse der Juden. Die jüdische Schulbevölkerung weist sehr viel höhere Zahlen an blonden und blauäugigen Individuen auf, als man annehmen sollte. Nahezu $\frac{1}{2}$ der jüdischen Schuljugend ist blond. Der jüdischen Gesamtbevölkerung gegenüber liegt hierin ein auffallender Gegensatz. Man darf diese Verhältnisse wohl nicht auf Mischung beziehen, was man bei anderen Gelegenheiten so gern thut. Im Einzelnen ergeben sich folgende Vergleichungszahlen:

	Gesamtzählung	Juden
1) Augen, blaue	42,97	18,65
" " braune	24,31	53,49
2) Haare, blonde	72,18	32,41
" " braune	26,08	55,51
" " schwarze	1,21	10,05
" " brandrothe	0,28	0,50
3) Haut, braune	6,53	22,25

Oder nach Kategorien:

	Preussen		Bayern
	Gesamtbevölkerung Juden		Gesamtbevölkerung
1) blaue Augen, blonde Haare, weisse Haut	35,47	11,23	20,36
2) braune " braune " " "	8,40	26,51	12,84
3) " " " " braune "	2,47	8,74	5,17
4) " " schwarze " " "	0,76	8,09	3,08
5) blaue " braune " weisse "	6,11	6,22	6,97
6) " " " " braune "	1,27	1,08	2,14

Soviel für heute. Eine weitere, eingehende Erörterung der gewonnenen Ergebnisse muss vorbehalten werden. Das Vorgeführte wird jedoch schon zeigen, wie wichtig die auf diesem Wege zu erlangenden Kenntnisse für die physische Anthropologie sind.

(17) Hr. Fritsch meldet die Absendung eines Skelets aus Siam durch den Deutschen Consul. Es ist dort mit sehr grossen Schwierigkeiten verknüpft, das Skelet eines Eingeborenen zu erhalten und es war das nur den Bemühungen des zweiten Königs von Siam zu verdanken, der das Skelet der Gesellschaft zum Geschenk macht.

(18) Hr. Ernst Friedel legte ein vortrefflich erhaltenes Exemplar eines bronzenen

Schwert-Pfahls

(vgl. die drei in $\frac{1}{2}$ der natürlichen Grösse gehaltenen Abbildungen Taf. V Fig. 1, 1a und 1b) vor. Dasselbe ist dem Märkischen Museum Seitens des Hrn. von Winterfeldt hierselbst übergeben und im Moor bei Triplatz nahe Neustadt an der Dosse im Kreise Ruppın, etwa 8 Meilen von hier, gefunden. Hr. Friedel bemerkte hierzu Folgendes. —

Es ist dies das zweite Exemplar von derselben Stelle. Das andere Exemplar wurde auf der Excursion vom 21. Juni 1874 in der Sammlung des Gymnasiums zu Ruppın von unserer Gesellschaft besichtigt; in den Verhandlungen, Jahrgang 1874 findet sich Seite 166 hierauf bezüglich die Notiz: „ein sogenannter Commandostab von Bronze, zu Trieplatz gefunden.“ — Die in Klemm's Handbuch (Dresden, 1836) Tafel XV sub 1 bis 3 abgebildeten Schwert-Pfähle oder Schwert-Stäbe unterscheiden sich von dem vorgezeigten dadurch, dass die Klinge von No. 1 ein wenig, von No. 2 stark säbelförmig ist und die Klinge von No. 3 einen doppelten Spitzhammer bildet. No. 1 und 2 sind nahe bei einander unweit Welsleben im Mannsfeldischen, No. 3 bei Langensalza gefunden.¹⁾ Der Stab ist bei allen hohl und bei der Weite des Loches und der Dünne der Seitenwände eine dauerhafte Verbindung mit dem Schwert nicht recht wahrscheinlich, daher ist man der Meinung, dass das Instrument nicht als Waffe gedient haben könne. Klemm schliesst deshalb a. a. O. S. 208: „Dieser Umstand und dann die Kostbarkeit des Metalls im germanisch-römischen Zeitalter lässt vermuthen, dass sie zu anderweiten und wichtigen Zwecken bestimmt waren und rechtfertigt die Vermuthung, dass sie als Zeichen königlicher Würde dienen.“

Da ich den vorliegenden Schwertpfahl erst vor wenigen Tagen erhalten habe und gleich vorzulegen wünschte, auch durch andere Geschäfte verhindert war, mich in Zeitschriften nach anderen Notizen über Schwert-Pfähle umzusehen, so wandte ich mich an Hrn. Professor Handelsmann in Kiel, der mir das Exemplar des dortigen Museums vor 3 Jahren daselbst gezeigt hatte. Hr. Handelsmann schreibt mir nun unter dem 13. d. M., „dass gerade Professor Lindenschmit (in Mainz) mit der Zusammenstellung der sogenannten Schwert-Stäbe und verwandter Typen für sein Kupferwerk „die heidnischen Alterthümer“ beschäftigt ist und u. A. auch das Exemplar des Kieler Museums in Händen hat. Wegen unsers Exemplars verweise ich auf die Berichte der Schleswig-Holstein-Lauenburgschen Alterthumsgesellschaft 13, Tafel II

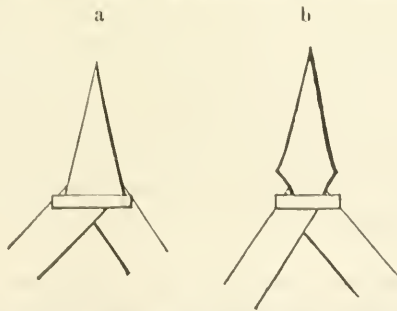
¹⁾ Vgl. den interessanten Fundbericht bei Lehmann: Beiträge zur Untersuchung der Alterthümer aus einigen bey Welsleben vorgefundenen heidnischen Ueberbleibseln Halle, 1789. S. 68 flg. und die Abbildungen No. 22 und 23, nach welchen Klemm seine Figuren nicht gerade sonderlich gelungen reproducirt hat.

und S. 24; ein ähnliches Stück im Privatbesitz hat Frh. Mestorf im Correspondenzblatt der anthropologischen Gesellschaft 1874 S. 80 besprochen und abgebildet. Der Aufsatz von Lisch in den Mecklenburger Jahrbüchern 26 S. 140 flg. wird Ihnen bekannt sein. Ein Exemplar des Schwertstabes, gefunden im Kirchspiel Hvetofta, Provinz Schonen, ist unter Fig. 131 abgebildet bei Montelius: Svenska Fornsäker. Ein Stück der Wernigeroder Sammlung (Thale oder Hexentanzplatz) befindet sich zur Zeit wahrscheinlich gleichfalls in Mainz.“ —

Mir selbst stehen in der Eile folgende aus den Klassikern gesammelte Nachrichten, die zu einer Vergleichung mit dem Schwert-Pfahl einladen, zur Verfügung.

Die älteste Notiz über den Schwert-Cultus ist wohl von Herodot (484—408 v. Chr.) im 4. Buch, cap. 62: Die Seythen verehren den Ares unter dem Bild oder Symbol eines alten eisernen Schwertes (*ἀκινάκης*, *acinaces*), welches auf einer ungeheuren Schichte von Reisig errichtet wurde: *ἐπὶ τούτου δὴ τοῦ ὄγκου σιδήρεος ἴδρυται ἀρχαῖος ἐκάστῳ καὶ τοῦτ' ἔστι τοῦ Ἄρηος τὸ ἀγάλμα.* — Ammianus Marcellinus, römischer Geschichtsschreiber des 4. Jahrhunderts nach Christus, der sich in Gallien und Germanien aufgehalten, meldet 17, 12 (a. 358) von den Quaden, einem entschieden germanischen Volk, dass es bei den entblößten Dolchen, welche sie als Götter verehrten, Treue geschworen hätten, und 31, 2 von den Alanen, dass sie keinerlei Tempel besäßen, sondern ein entblößtes Schwert auf dem Boden befestigten und als Kriegsgott verehrten. Beim Schwert schwuren viele, vielleicht alle deutschen Völker (vgl. Grimm's Rechtsalt. 896; noch in Wigal 6517: swert, uf dñnem knopfe ich des swer), nicht anders die Seythen und Römer: *per Martis frameam* (Juvenal 13, 79). Die altrömische Lanze ist das kurze, auf einen Pfahl gesteckte Schwert. Arnobius 6, 11: *ridetis temporibus priscais coluisse acinacem Scythiae nationes. . . pro Marte Romanos hastam, ut Varronis indicant Musae.* — Jornandes oder Jordanes, ein geborner Gothe oder alanischer Halbgothe (Jornandes-Iburnanthis d. i. Eberkühn) aus dem 6. Jahrhundert, gedenkt nach Priscus 201, 17 des scythischen Schwertgottes und wie er in Attila's Hände gekommen, indem ein Hirte ein Kalb hinkend und blutend gefunden und bei Verfolgung der Blutspuren das Schwert gefunden habe. Er brachte es dem Hunnenkönig, der ihn fürstlich belohnte und sich, weil im Besitz des Mars-Schwertes, nunmehr als zum Herrscher der ganzen Erde bestimmt glaubte.

In tentonischen Landen wird man an ein Symbol des Schwertgottes Zio und Tyr zu denken haben, dessen Symbol sich auf manchen unserer alten norddeutschen Bauernhäusern noch heut in 2 Formen (vgl. a und b) möglicherweise erhalten haben mag-



Die Formen a und b sind aus der Uckermark und hat das Schwert von a so ziemlich die Form der Klinge unsres Schwertpfahls, die Form b nähert sich mehr der Gestalt der gewöhnlichen kürzeren Bronzeschwerter. Jacob Grimm vergleicht die Götter Zio, Eor und Chern und bemerkt dazu Folgendes. „Hieran reihen sich andere Aufklärungen, so gewagt noch Einzelnes scheinen muss. Da für Eres-

burg bei den fränkischen Annalisten gleich häufig geschrieben steht Heresburg, das das gothische háirus, ags. heor, alts. heru, altn. hiörr ensis, cardo, erwogen werden Auch ἄρης und ἄρος, Schwert lassen sich zu einander stellen und weisen auf einen Gott des Schwerts. Nun aber nennt die berühmte Abrenunciation drei heidnische Götter Thunar, Wôden, Saxnôt, deren dritter den beiden andern an Macht und Heiligkeit wenig nachgestanden haben kann. Sahnôt ist wörtlich gladii consors ensifer, wer anders als Zio oder Eor und der griechische Ares? Aber noch mehr wie die Sachsen so genannt sind, entweder weil sie das Steinschwert führten oder den Gott an ihres Stammes Spitze stellten, scheinen mir auch die Cherusker, ein ihnen gleichnamiges, ja identisches Volk, so zu heissen nach Cheru, Heru-Eor, von dem sie abzuleiten sind. Nach dieser wichtigen Uebereinstimmung, die uns den Sinn des alten Volksnamens aufschliesst und zugleich lehrt, dass für heru früher cheru, später hingegen eru, er gesprochen wurde, dürfen wir auch den gallischen Kriegsgott Hesus oder Esus (Lucan. I, 440) herbeiziehen und erwähnen, dass das Metall des Eisens durch das Planetenzeichen des Mars, jenes ags. tîres tâcen ausgedrückt wird, folglich in der Rune Zio und Eor ein Schwert mit seinem Griff oder ein Speer abgebildet sein könnte. Noch deutlicher lauten scythische und alanische Sagen von des Gottes Schwert, bei denen Berührung mit germanischer Ansicht behauptet werden darf, weil in dem Glauben der Scythen und Gothen Mars auf gleiche Weise vorragt.

Interessant würde es sein, wenn es eine Belagstelle aufzufinden gelänge, welche das heilige Schwert als aus Bronze dargestellt bekundete. Freilich wird man immer an die bekannte Aussage des Tacitus, der den Gebrauch des Eisens als Ausnahme bei den Germanen hinstellt, denken können.

Ob die übliche Abbildung des Schwertpfahls, derartig nämlich, dass der Schaft senkrecht steht und folgeweise das Schwert wagerecht, richtig ist, möchte auch noch revidierend zu erwägen sein. Wenn der Schwertpfahl in der That ein symbolisches Zeichen ist, so ist es auch denkbar, dass der bei unserm Exemplar unten hohle Schaft wagerecht in einem Pfahl steckte und also das Schwert senkrecht stand. Der Pfahl würde dann dem Leibe, der Schaft dem ausgestreckten Arm, der das Schwert ehrfurchtgebietend in die Höhe hält, gleichen und wohl einigen der kleinen Erzfiguren oder rohen Klötze zu vergleichen sein, welche wir noch besitzen und als Götterbilder anzusprechen pflegen. —

Sehen wir uns schliesslich nach antiken oder modernen Repliken um, so weiss ich keine passenderen zu finden, als gewisse Instrumente, die wir auf altegyptischen Darstellungen in den Händen der Könige als Waffen oder Commandostäbe finden und die unter Negerstämmen noch jetzt als Zeichen der Gewalt, aber auch als Waffen gebraucht werden, bei den centralen Njanjam und Monbuttu so gut, wie bei den Negerstämmen der Westküste in der Gegend, welche unsere deutsche Expedition gerade erforscht. Eine recht auffallende Aehnlichkeit haben die sogenannten Storeh- oder Reiher-Keile, die dem auf einem langen, dünnen Halse sitzenden Kopf von Ciconia oder Ardea gleichen. —

Herr Virchow legt eine Zeichnung des Triplutzer Exemplars vor, von Hrn. Adler bei Gelegenheit der Excursion nach Neu-Ruppin im Jahre 1874 angefertigt (Tafel V. Fig. 2). Er fügt hinzu, dass er nemlich im Schweriner Museum 3 ähnliche Stücke gesehen habe.

(19) Herr Voss zeigt eine kleine Urne vor, gefunden auf dem Schulacker zu Altpaleschken, Kreis Berent, Reg. Bez. Danzig, welche dem Königl. Museum von

Hrn. Treichel geschenkt ist. Dieselbe enthält die gebrannten Reste eines etwa 4-jährigen Kindes. Der Vortragende fügt einige ausführlichere Bemerkungen über die Form des Gefäßes, die archäologischen Beziehungen hinsichtlich der Gegend und über die vorgezeigten ähnlichen Exemplare der Königl. Sammlung hinzu.

(20) Der Vorsitzende legt einige in Cincinnati ausgegrabene Steinpfeile, welche Hr. Terne der Sammlung der Gesellschaft geschenkt hat, vor.

(21) Hr. Güssfeldt spricht, unter Vorzeigung von zahlreichen Abbildungen, Photographien, Aquarellen und ethnologischen Objecten

über die Ethnographie der Loango-Küste.

Der Vortrag wird später in der Zeitschrift für Ethnologie erscheinen.

(22) Eingegangene Geschenke:

- 1) Im Austausch: Tidskrift för Antropologi och Kulturhistoria utgifven af antropologiska Sällskapet i Stockholm. Band I, Häftet 1.
- 2) Von dem Verfasser, Herrn M. J. R. Aspelin eine Abhandlung: sur l'âge de la pierre des régions finno-ugriennes.
- 3) Von dem Verfasser, Herrn Professor C. Grewingk: Ein ostbaltisch-antiquarischer Fundbericht des Jahres 1819 vom Standpuncte gegenwärtiger baltisch-archäologischer Kenntnisse.
- 4) Sitzungsberichte der naturwissenschaftlichen Gesellschaft Isis in Dresden. Jahrgang 1875, Januar—Juni.
- 5) Georg Gerland: Anthropologische Beiträge. I. Band. (Von Hrn. Virchow.)
- 6) Vom Verfasser, Hrn. Prof. W. Doenitz in Japan: Ueber die Abstammung der Japaner. Mit Zeichnungen.
- 7) Von den Herren Dr. Ule und Karl Müller von Halle: Die Natur, No. 1. 1876.

Ausserordentliche Sitzung vom 19. Januar 1876.

Vorsitzender Hr. Virchow.

(1) Neu aufgenommene Mitglieder:

Hr. Landrath Freiherr von Unruhe-Bomst, zu Wollstein.

Hr. Geheimer Regierungsrath von Quast, Conservator der Alterthümer.

Hr. Dr. Orth, I. Assistent am Pathologischen Institut der Universität Berlin.

Hr. Dr. Abbot, Zahnarzt in Berlin.

(2) Der Hr. Cultusminister hat der Gesellschaft wiederum einen Zuschuss von 1500 Mark (pro 1876) bewilligt.

(3) Hr. Marinestabsarzt Dr. Böhr, als Gast anwesend, übergibt neuseeländische Körbe, ein australisches, aus den Krallen des Leiervogels (*Menura superba*) verfertigtes Halsband und durch ihn selbst aufgenommene photographische Darstellungen von Bewohnern der Neu-Hebriden als Geschenk.

(4) Hr. N. v. Miklucho-Maclay übersendet im Anschlusse an seine in der vorigen Sitzung übergebene Mittheilung, weitere Berichte d. d. Buitenzorg 22. Nov. 1875.

Ueber die künstliche Perforatio Penis bei den Dajaks auf Borneo.

Schon viele Male habe ich von Aerzten und Officieren, die früher in Borneo sich aufhielten, über eine sonderbare Sitte erzählen hören; da aber diese Herren nicht als Augenzeugen auftreten konnten, so habe ich nicht ein absolutes Vertrauen ihrer Mittheilung schenken können. Jetzt, nachdem ich selber ein entscheidendes Präparat im Museum des Militär-Hospitals zu Batavia, welches mir durch die Freundlichkeit des Hrn. Dr. D. J. de Leeuw zur Disposition gestellt wurde, gesehen habe, will ich, nebst einer kurzen Beschreibung desselben, alles, was ich über diese Sitte aus glaubwürdigen Quellen weiss, mittheilen. Die beigelegte Abbildung (Fig. 1 — 2) stellt das Präparat dar. Die Glans penis ist in der Mitte fast senkrecht durchbohrt, so dass die Urethra nicht verschont geblieben ist und die untere Oeffnung des künstlichen Kanals (der $1\frac{1}{2}$ Mm. im Durchmesser misst) 1 Mm. vom Frenulum entfernt zum Vorschein kommt.

Dieses Präparat ist der Penis eines Dajaks, welcher schon über 20 Jahre im Museum, gut erhalten, aufgehoben wird. Die Etiquette trägt ausser der Aufschrift: „Perforatio glandis penis“ und der Nummer des Präparates 49, keine weitere Erklärung; aber aus mündlichen Mittheilungen der Angestellten des Museums weiss ich Bestimmtes über seinen Ursprung. — Es ist die Illustration der Sitte, die in verschiedenen Theilen

Borneo's noch bis jetzt herrscht. Die Durchbohrung des Penis ist eine künstliche; sie wird, so viel ich weiss, mittelst einer silbernen Nadel gemacht. Ihr Zweck ist,

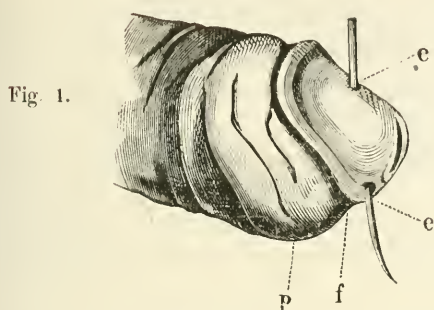


Fig. 1.

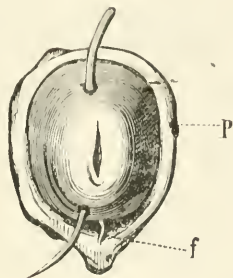


Fig. 2.

Fig. 1. Seitliche Ansicht des Penis eines Dajaks von Borneo, als Präparat im Museum des Militär-Hospitals zu Batavia aufgehoben. Das Präparat ist wohl erhalten, obwohl sehr zusammengeschrunpft. Die Zeichnungen stellen das Präparat in natürlicher Grösse dar. — Eine Sonde ist in den Canal c, der im jetzigen, zusammengeschrunpften Zustande $1\frac{1}{2}$ Mm. im Diameter misst, eingeführt. Die Urethra ist durchbohrt und die untere Oeffnung des künstlichen Canals mündet 1 Mm. vom Frenulum f. Der Canal ist gleichmässig weit. p Praeputium. —

Fig. 2. Dasselbe Präparat en face.

während des Coitus dadurch einen Apparat fest zu halten, der eine starke Reibung der Wandungen der Vagina bewirkt und dadurch die Geschlechtstust der Frau steigert. Es werden in diesen Kanal verschiedene Körper eingebracht, kleine Stäbchen aus Messing, Elfenbein, Silber, ja aus Bambus, etc. etc.

Mir wurde über ein besonders complicirtes Instrument erzählt, welches von Silber gemacht und mit Oeffnungen an beiden Enden versehen war. In diese Oeffnungen wurden vor dem Coitus kleine Bündel von Borsten befestigt, so dass der ganze Apparat eine Art kleiner Bürsten darstellte. — Es ist wahrscheinlich, da diese Operation schmerzhaft, ja gefährlich ist, die Folgen derselben aber den Geschlechtgenuss, besonders der Frauen erhöhen, dass die Sitte sammt allen den Apparaten von Frauen selbst oder nur für die Frauen erfunden ist. Jedenfalls wird dieser Gebrauch durch die nicht nachlassenden Forderungen der Frauen erhalten, indem die Männer ohne diese Accommodation zum Festhalten der Reizapparate von den Frauen zurückgewiesen werden; die Leute, die mehrere solcher Perforationen sich gefallen lassen und mehrere der Instrumente führen können, werden von den Frauen besonders gesucht und geschätzt.

Mehrere Augenzeugen haben mir über Penise erzählt, deren Glans zweifach, an beiden Seiten der Urethra, durchbohrt war. Herr Dr. Steenstra-Toussaint in Batavia sagte mir, er hätte einen Dajak-Penis gesehen, der oberhalb des Praeputiums von oben nach unten durchbohrt war. —

Auch in anderen Gegenden des Archipels (in Celebes z. B.) soll eine analoge Sitte herrschen. Ich hörte, wenn ich mich nicht irre, von Herrn J. G. T. Riedel, dem ehemaligen Assistent-Resident in Gorontalo, die Mittheilung, dass einige der Alfuru-Stämme von Nord-Celebes Einschnitte in die Haut der Glans penis machen, um in die Einschnitte kleine Kiesel zu legen. Nachdem die Wunden geheilt sind, stellt die Glans eine höckerige Oberfläche dar. Auch dort sollen es die Frauen sein,

welche die Erhaltung des Gebrauchs überwachen, indem die Männer, deren Glans penis mit keinen solchen harten Warzen ausgestattet ist, nur schwierig Frauen zu heirathen bekommen. —

Eine zweite Mittheilung des Hrn. v. Miklucho-Maclay d. A. Tapat Sussa, Empfang bei Buitenzorg, 13 Dezember 1875, betrifft gleichfalls die

**Perforatio glandis penis bei den Dajaks auf Borneo und analoge Sitten
auf Celebes und auf Java.**

Seit meinem letzten Brief fand ich Gelegenheit, über diese Sitte interessante Mittheilungen zu gewinnen. Herr von Gaffron in Batavia, der erste Europäer, der in Borneo grosse Reisen gemacht hat, und der sich auf dieser Insel lange Zeit aufgehalten hat, war so freundlich, mir seine Erfahrungen in dieser Beziehung mittheilen zu wollen. —

Die Operation wird nur bei erwachsenen Personen vorgenommen, indem der Penis, nachdem die Vorhaut zurückgezogen ist, mittelst zweier Platten aus Bambus-Stäbchen, die an den Seiten angelegt werden, zusammengeschnürt wird; während 8—10 Tagen werden kalte Umschläge gemacht, wonach die Eichel, die ebenfalls plattgedrückt ist, mit einem spitzen Bambu-Stäbchen, oberhalb der Harnröhre, durchbohrt wird, nach welcher Operation man in die gemachte Perforation schnell eine mit Oel bestrichene Taubenfeder einsteckt. Die Feder muss biegsam sein und wird täglich gewechselt; bis die Wunde geheilt ist, werden kalte Umschläge fortgesetzt.

Beim Arbeiten und auf Reisen trägt der Dajak eine Feder in der Perforation; vor dem Beischlaf wird sie durch den Ampallang ersetzt. Der Ampallang selbst besteht aus einem kupfernen, silbernen oder goldenen Stäbchen von der Länge von 4 Cm. und der Dicke von 2 Mm. An einem Ende des Stäbchens sitzt eine Kugel oder Birne von Achat oder Metall fest, während die andere Kugel nach dem Durchstecken des Ampallangs durch die Eichel am anderen Ende befestigt wird. Man findet auch Ampallang's, wo die Kugeln sich um ihre Achse drehen. Der ganze Apparat hat eine Länge von $5\frac{1}{2}$ Cm.

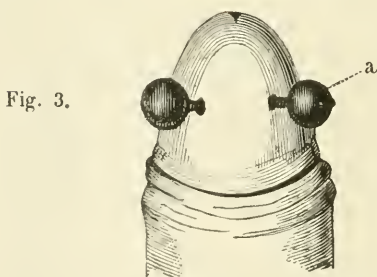


Fig. 3.

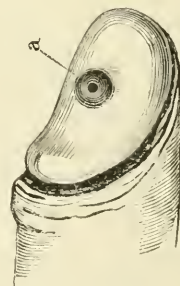


Fig. 4.

Erklärung der Abbildungen.

Die 3 Abbildungen sind schematische, nicht nach der Natur gemachte Darstellungen der besprochenen Apparate.

Fig. 3. Durchbohrte glans penis mit einem eingeführten Ampallang (a), von oben gesehen.

Fig. 4. Dieselbe glans en profil.

(Fig. 3 u. 4. nach einer Skizze des Herrn von Gaffron.)

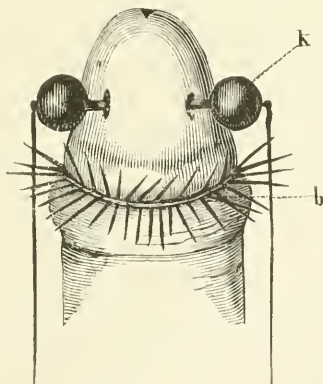
Fig. 5. Glans penis mit einem Kambiong und einem Borstenkragen (b) von einem Eingebornen von Nord-Celebes. (Nach einer Skizze von Hrn. Riedel.)

Hat der Mann keinen Ampallang und wünscht die Frau einen solchen, so thut sie ihren Wunsch auf folgende Weise symbolisch kund. Der Mann findet in seiner Reisschüssel ein in der Länge zusammengerolltes Sirieblatt, durch welches an einem Ende eine Cigarette gesteckt ist, welche zugleich das Maass des gewünschten Ampallang's darstellt. Die Frauen bestimmen selbst die Länge des Ampallang's, indem sie die Finger der rechten Hand zwischen die Zähne stecken. Die Weite zwischen den Zähnen entspricht der gewünschten Länge des Ampallang's. — Die Dajak-Frauen haben das Recht, den Ampallang zu verlangen; will der Mann es nicht, so kann die Frau sich von ihm scheiden. Sie sagen: der Coitus ohne Ampallang schmecke wie Reis, doch mit dem Ampallang wie Reis mit Salz. Einmal an dieses Reizinstrument gewöhnt, können die Frauen dasselbe bei ihren Männern nicht entbehren. Beim Ausüben des Coitus versuchen die Männer, den Ampallang möglichst schräg gestellt in die Vagina einzuführen, worauf die Maschine quer gesetzt wird. —

Nur ein einziges Mal hat Hr. v. Gaffron, der mir diese Mittheilungen machte, bei demselben Individuum zwei Ampallang's, einen hinter dem anderen gesehen; alle anderen, von Hrn. v. Gaffron mit einer Perforation gesehenen Dajak's hatten dieselbe immer in der beschriebenen Weise: alle Perforationen waren horizontal und oberhalb der Urethra, wie ging der künstliche Kanal von oben nach unten. Dadurch scheint mir die Aechtheit der Abstammung des von mir abgebildeten Präparates in Zweifel gezogen, wenn es auch möglich ist, dass andere Dajakstämme, als die, welche Herr v. Gaffron gesehen hat, die Perforation auf eine andere Weise vornehmen. —

Vor einigen Tagen hatte ich das Vergnügen, Hrn. J. G. T. Riedel, der auf seiner Durchreise von Gorontalo nach Biliton, wohin er jetzt versetzt ist, nach Buitenzorg gekommen war, zu treffen. Als ich ihm die Mittheilungen des Hrn. v. Gaffron erzählte und Einiges über die in Celebes vorhandene ähnliche Sitte fragte, sagte er mir, dass ganz ähnliche Ampallang's früher auch in Nord-Celebes im Gebrauch waren; nur war der Apparat, der K a m b i o n g oder K a m b i hiess, scheinbar noch complicirter: an den Enden desselben waren Schnüre angebracht, um wahrscheinlich den Ampallang seitlich stellen zu können.

Fig. 5.



Er erzählte mir ferner über eine Sitte, den Coitus aufregender zu machen, dass man den Lidrand mit den daran stehenden Augenlidern eines Bockes, als einer Art von borstigem Kragen, vor dem Praeputium um die Glans penis gebunden, beim Coitus gebrauche. Herr Riedel versprach mir einen ausführlichen Brief, wo und wie diese Apparate im Gebrauch waren, zu schicken. —

Diesem Apparate verwandt findet man auch in Java analoge Mittel, die geschlecht-

liche Erregung, hauptsächlich bei Frauen, zu steigern. Dem Augenlidrande des Bockes von Celebes ähnlich, werden auch hier (in der Preanger Regentschaft) Streifen von Ziegenfell vor dem Coitus um die Glans gebunden; die Breite dieses Kragens erreicht zuweilen, wie man mir erzählte, mehrere Cm.; auch ein ganz aus Fell gemachtes Penisfutterale oder Gondon's, wo nur die Spitze der Glans frei bleibt, werden von Sundanesen (besonders von wollüstigen alten Häuptlingen) gebraucht. Alle diese Sitten werden aus sehr verschiedenen Rücksichten geheim gehalten, so dass man nur von Hörensagen etwas erfahren kann.

Ueber die Entstehung dieser Sitten, sowie über ihren Einfluss will ich hier nichts weiter sagen, ich begnüge mich mit dem Constatiren der Facta —

P. S. 16. December. — Die Behauptung des Herrn von Gaffron, dass er niemals eine senkrecht durchbohrte Glans penis bei den Dajak's gesehen hat, und seine Vermuthung, dass das Präparat im Hospital von Batavia ein zum Spass gemachtes Kunstproduct sei, hat mich bewogen, das betreffende Präparat nochmals zu untersuchen. Hr. Dr. D. J. de Leeuw war so freundlich mir die Erlaubniss zu geben, einen Durchschnitt durch die Glans vorzunehmen, um die Natur der Perforation genauer untersuchen zu können. Schon bevor ich den Durchschnitt vornahm, konnte ich, nach den Rändern der Perforation zu urtheilen, an keine Operation „post mortem“ glauben. Der Durchschnitt, den ich machte, ergab mit Sicherheit, dass jedenfalls die Operation am Lebenden vorgenommen wurde, und lange vor dem Tode bestanden hat. So ist es wahrscheinlich, dass noch eine andere Art der Durchbohrung bei anderen Stämmen, als die von Hrn. v. Gaffron beobachtete, besteht, da ich es sicher behaupten kann, dass das Präparat kein zum Betrug bestimmtes Kunst-Product ist. —

Der Vorsitzende erinnert bei dieser Gelegenheit an Auszüge über denselben Gegenstand, welche Hr. Jagor schon vor seiner Abreise übergeben hat.

The Travels of Nicolo Conti pg. 11 in Hackluyt Soc. India, XV century.

Hac sola in civitate plurimas tabernas rei, quam joci gratia scripsi, ridiculae lascivaeque esse affirmat; vendi in his a solis feminis ea que nos sonalia, a sono, ut puto, dicta appellamus, aurea, argentea aereaque, in modum parvulae avelanae; ad has virum, antequam uxorem capiat, proficisci (aliter enim rejicitur a conjugio) execta atque elevata paulum membri virilis cute, trudi inter pellem et carnem ex his sonaliis usque ad duodecimum, et amplius, prout libuit variis circum circa locis; inde consuta cute intra paucos sanari dies; hoc ad explendum mulierum libidinem fieri; his enim tanquam internodiis, membrique tumore, feminas summa voluptate affici. Multorum dum ambulans membra tibiis repercussa resonant, ita ut audiantur. Ad hoc Nicolaus saepius a mulieribus, quae eum a parvitate Priapi deridebant, invitatus, noluit dolorem suum aliis voluptati esse.

Pigafetta nach Ms. der Ambrosiana in Mailand S. 94. Zubu.

Tutti e grandi e piccoli hanno la verga traforata presso il glande, ove passa un cilindretto d'oro o di stagno, grosso quanto una penna d'occa, il quale a due capi, or ha una specie di stella a raggi or un disco simile alla terta di grosso chiodo. Il cilindretto però lascia libero il foro per l'orina. Si strana era la cosa, che io non potea persuadermene e assaissime volte volli vederla tanto nei vecchi come ne' giovani, mai non si levano nè il cilindro, nè le stelle e dicono che così vogliono le mogli loro; usandi poi cert' arte, perche cio non impedisca l'atto della generazione: al che pur preparano le lore figliuole fin della puerizia. Malgrado questa strana briglia pero le donne amavano più noi che i loro uomini.

Anmerk. S'è qui abbreviato ed esposto con maggior decenza il racconto che fa l'autore di quell' usanza, la quale se sembro stranna a lui medesimo, che l'aveva

sott' occhio, tanto più dee sembrarla a noi. Egli Pattribuisce alla lussuria delle Indiane; e chi ha letto ne' rapporti de' viaggiatori quali possenti e pericolosi mezzi abbia essa immaginati talora, non trovera questo impossibile. Leggasi la lettera d'Americo Vespucci presso Ramusio I. 131 e Paw Rech. philos. sur les Americains I. — Noort e Candish che viaggiarono per quei mari nel 1600, scrivono d'aver veduta la stessa cosa; ma notano che quell cilindretto potea levarsi; e lo considerano come uno stromento d'infibulazione inventato da chi volea tener lontani gli uomini dal vizio contra natura, cui erano dediti (Hist. des Voy. X 357). Convien dire que quest' uso sia stato abbandonato perche i recenti navigatori non ne fanno menzione benchè parlino d'una specie di circoncisione usata nelle isole del mar de Sud diversa della giudeica e d'un'altra specie d'infibulazione. Cook II Voy. t V 241. Paw Rech. loc. cit IV Part.

Pigafetta 173: Altre stravaganti cose ci raccontava il nostro vecchio piloto. Narravaci che i giovani di Java legansi certi sonaglietti fra il glande e la pelle del prepuzio; . .

Morga 145. (Hakl. 304).

Los naturales de las islas Pintados, especialmente las mugeres¹⁾ son muy viciosas y sensuales, y la malicia entre ellos a inventado maneras torpes, de juntarse las mugeres y los varones, y an acostumbrado, que desde muchachos los varones hazen un agujero, con artificio en su miembro viril, por junto alla cabeza, y eucajen en ella una cabezuela de serpiente o de metal o marfil, y pasanle un pernete de lo mismo por el agujero, para que no seles salga, y con este artificio se juntan con la muger, sin poderlo sacar, despues del coito, en mucho rato, de que se envician y deleytan de manera que aunque vierten sangre, y reciben otros daños pasan por ellos²⁾. Llamanse estos artificios, sagras y ay muy pocas porque despues que se hazen Christianos se anda con cuydado, para quitarselas y no consentir, que lo usen que se a remediado en la mayor parte.

J. H. Lindschotten, deutsch v. J. v. Bry. Frankfurt a. M. 1613. Ander Theil der orientalischen Indien p. 48 (Ps. 6065 fol.)

Viel in Pegu tragen vornen an ihrem Quoniam eine Schellen, auch etliche zwo zugleich, die da so gross als ein welsche Nuss, welche also zwischen Fell vn Fleisch hangen. Dieser Art Schellen kann bei Doctore Paludano zu sehn bekommen, welche ich mit mir auss Indien bracht, und ihm verehret hab es geben diese Schellen einen sehr lieblichen klang und ist der halben also bei ihnen auffkommen dieweil die Peguser grosse Sodomiter waren damit sie auf solche Weiss von gemeltem Laster abgehalten wurden. Das Weibsvolk geht beinahe gar nackent, hat nur ein klein Tuchlein vor der Scham, welches sich im Gehen von einander thut unnd sie halb oder etwan gar entblöset, ist nur darumb also angeordnet, dass es den Männern einen Lusten macheu solte und sie an die Weiber verreiben, damit das abscheuwliche Laster der Sodomie vermitteln werde.

Man findet etliche bei ihnen, so ihren Töchtern wenn sie geboren werden ihre Scham zunähnen lassen ihnen nur ein klein Lochlein dadureh sie ihr jungfraulich

¹⁾ Vergl. Central Australia I. 213. von Eyre.

Pigafetta. (Milano) S. 95 Note: Lettera d'Americo Vespucci. Ramusio. I. 131. — Paw Recherch. phil. sur les Amer. 1 Partie. — Noort and Candish Hist. des Voy. X 357. — Cook II Voy. Tom V. p. 241. — Paw loc. cit. Part IV.

Carletti Viaggi I. 148.

²⁾ Thomas Candish erwähnt, dass er diese Sitte auf der Insel Capul beobachtet habe, giebt aber eine andere Ursache dafür an.

wasser abschlagen mögen, wenn sie denn erwachsen und verheyrat werden, so mag sie der Breutigam wiederumb aufschneiden so gross und so klein, als er vermeinet, dass sie ihm eben recht sey.

(5) Hr. Professor Nicola I. Petrowitsch zu Kragujewaz, Serbien, erbietet sich zur Mittheilung anthropologischer Untersuchungen über die südslavischen Völker.

(6) Hr. Prof. Joseph von Lenhossék in Budapest berichtet, dem Wunsche des Vorsitzenden entsprechend, über den Inhalt seines in magyarischer Sprache verfassten Werkes

Az emberi Koponyaisme. Cranioscopia. XII szamátblával és két képtáblával inta Lenhossék József etc. A. M. t. Akadémia évkönyvei XIV Kotelének VII darabja. Budapest. 1875.

Deutsch: Die menschliche Schädelkenntniss, Cranioscopia.

Die Veranlassung zu diesem Buche gab die ehrenvolle Aufforderung der ungarischen Akademie an den Verfasser, — als wirkliches Mitglied derselben, — in der grossen öffentlichen Sitzung den 30. Mai 1875 den Vortrag zu halten.

J. v. Lenhossék wählte als Thema die Cranioscopia, als den wichtigsten Theil der Anthropologie, um seine Landsleute mit dieser Wissenschaft bekannt zu machen, und ihnen für dieselbe Interesse einzufliessen.

In dem erweitertern Vortrag mussten der Form wegen die Ueberschriften der einzelnen Abschnitte, sowie die Eintheilung der einzelnen Kapitel in Paragraphen wegleiben.

Es wurde von Seite des Verfassers darnach getrachtet, dass dieses Buch wo möglich Alles enthalte, was dem Uneingeweihten zur gründlichen Auffassung nöthig ist, und zwar mit gewissenhafter paginaler Anführung der einschlägigen Literatur.

Nur dem Umstande, dass dieses Buch unter der Aegide der ungarischen Akademie herauskam, konnte der Verfasser es verdanken, dass ihm von allen Seiten Material zu den Schädelmessungen zugeführt wurde.

Die Schädelmessungen wurden theils an Knochenschädeln, theils an Lebenden vollführt, und bei diesen alle Nationalitäten Ungarns besonders berücksichtigt.

Zu den Messungen an Knochenschädeln benützte der Verfasser 61 Schädel des anatomischen Museums der Universität, deren Nationalität etc. bekannt waren (pag. 130—137); ferner 15 Schädel des ungarischen National-Museums, und zwar 8 aus der Barbarenzeit Ungarns (welche mit der letzten Römerherrschaft zusammenfiel); ferner 7 Alt-Römerschädel aus Sarcophagen entnommen (pag. 138), endlich noch weitere 3 Schädel als Typen der Trocho-, Micro- und Scaphocephalie (pag. 142).

An Lebenden wurden von dem Verfasser 132 Schädelmessungen gemacht, worunter 91 Mitglieder der ungarischen Akademie sich befinden (pag. 144—151). — Ausser diesen wurden 136 Schädelmessungen durch die beiden Assistenten (Dr. Julius Horváth und Dr. Joseph Pohl) des Verfassers unternommen.

Auszug des Buches nach Seitenzahl.

pag. 9. Der grosse Aufschwung der anthropologischen Wissenschaft ist von der Verschmelzung der anthropologischen und ethnologischen Gesellschaften herzuleiten. — Die Initiative gab England. In einer Anmerkung werden die um die Förderung dieser Wissenschaft verdienten Männer angeführt.

- pag. 10. Nachweis, dass der Sitz der geistigen Fähigkeiten im Vorder- oder Stirnhirn vorhanden sei. — Die Microcephalen als negatives Argument.
- pag. 12. Die Gall'sche Phrenologie als Irrelle.
 — Die starke Entwicklung der Temporallappen des Gehirns, und dieser entsprechend die stärkere Hervorwölbung der Squama temporalis, als allgemeiner Ausdruck der Anlage zur Raub- und Mordsucht, scheint nicht ganz grundlos zu sein. Beispiele. Ebenso die stärkere Hervorwölbung der unteren Hälfte (Facies muscularis Virchow) des Hinterhauptes, welche durch die stärkere Entwicklung des Cerebellum's bedingt wird, als Anlage und allgemeiner Ausdruck thierischer Triebe (Sexual-Trieb).
- pag. 13. Vorhandensein der Anlage eines guten Gedächtnisses offenbart sich durch hervorstehende Augen. — Die Ursache dieser Erscheinung liegt in der stärkeren Entwicklung des Stirnhirns, welches vermöge seines bedeutenderen Gewichtes die, in der embryonalen Zeitperiode noch knorpelige, obere Wand der Augenhöhle herabdrückt, und so den Inhalt der Augenhöhle hervordrängt.
- pag. 14. Einige historische Daten über das Alter der Phrenologie.
 — — Das Wachsthum des Gehirns. — Gewicht und Umfang geben keine Aufschlüsse über die Geistesfähigkeiten. Der Entwicklungsgrad der Gehirnwindungen, namentlich des Stirnhirns, von der grössten Bedeutung.
- pag. 18. Entwicklungsgang des menschlichen und thierischen Gehirns. — Verschiedenheit zwischen dem Gehirne des Menschen und des Affen. Quantitative Verschiedenheit der Elemente in beiden, und der darauf sich basirenden, auch quantitativ verschiedenen Aufnahme der Eindrücke und ihrer Verarbeitung etc. nach Th. Meynert.
- pag. 20. Wegen nicht practischer Durchführung der unmittelbaren Untersuchung des Gehirns kann nur dessen Gehäuse oder der Schädel das Object der Cranioscopie sein.
- pag. 21. Ueberschiebung des Gehirnschädels über den Gesichtsschädel beim Menschen und das Gegenheil, vom Affen angefangen, bei den Säugethieren. E. Haeckel's und Ch. Darwin's Hypothese von der Abstammung des Menschen von dem Affen nicht stichhaltig.
 C. Vogt's Aufstellung der Microcephalen als „Affennmenschen“ schon von R. Virchow widerlegt.
- pag. 23. Aufzählung der constatirten vorweltlichen Schädel und Nachweis, dass dieselben von jenen der Gegenwart nicht wesentlich differiren.
- pag. 24. Schädel mit starken Arcus superciliares aus der prähistorischen und gegenwärtigen Zeit. — Der Neanderthal-Schädel und dessen von R. Virchow nachgewiesenes pathologisches Verhalten.
- pag. 27. Bildung der Fontanelle und der Krümmungen der Deckknochen des Schädelgewölbes.
 — — Harmonie im Wachsthum.
-
- pag. 28. Die Craniometrie und ihr Verhältniss zur Bestimmung der Rassen und der Nationalitäten.
 — — Kopfgrösse und ihre Bestimmung.
 R. Virchow's Craniometer.
 Historische Beispiele von Macro- und Microcephalen.

pag. 30. Resultate von 132 Messungen des Verfassers an Lebenden ergaben:

Zahl	Nationalität	Macrocephal	Mesocephal	Microcephal
50	Magyaren	2	30	18
15	Deutsche	—	6	9
12	Croaten	—	7	5
8	Slovaken	1	1	6
20	Romanen	—	10	10
16	Serben	—	2	14
15	Semiten	—	9	6

Percent- und Schwankungsberechnung.

Capitones der Alt-Römer.

pag. 32. Auswahl der Schädel zu den eigentlichen Schädelmessungen. Lebensalter. — Weiberschädel. — Schädel mit Sutura frontalis und Synostosen zweifelhaft für den Typus.

pag. 35. Beschreibung des Hirnschädels.

Basis. — Fornix. — Ossicula suturarum. — Os Tschudi.

pag. 40. Der Tribasilarknochen Virchow's und die Schädelwirbel.

— — Schädelumfang und dessen Bestimmung

Chr. Lucae's, durch J. Spengel verbesserter Zeichenapparat. Conformateur d'Allier.

pag. 42. Schwierigkeiten der Rassen- und Nationalitäts-Bestimmung in Ungarn. Historische Gründe. — Einwanderungen. — Nationalitäts-Wechsel etc. — Die Fortschritte in der Bestimmung der Rassen und Nationalitäten ausserhalb Ungarns.

Aufruf an Ungarn's Gelehrte zur Vertheilung und Cooperirung an der Arbeit zum Zwecke der Rassen- und Nationalitätsfragen.

pag. 44. Die Methoden der Schädelmessungen von Chr. Aeby, W. Krause und H. Welcker, welche letztere die praktischste.

pag. 46. Die durch Schädelmessungen zu eruirenden Hauptpunkte.

— — Foramen occipitale.

Lagenindex desselben.

Tabelle von angestellten Bestimmungen desselben an menschlichen Schädeln, ferner an *Cynocephalus sphinx* und *Canis vulpes*.

Neigungswinkel desselben.

J. Daubenton's Occipitalwinkel.

P. Broca's second angle occipital.

pag. 50. Messungen des Neigungswinkels nach Broca an menschlichen Schädeln, ferner an *Cynocephalus sphinx*, *Canis familiaris* und *Canis vulpes*.

pag. 51. Der Sattelwinkel.

Dessen Wichtigkeit und embryonale Bildung.

Virchow's Keilbeinkyphose und Keilbeinorthose.

Verhältniss der Processus pterygoides zum Sattelwinkel.

R. Virchow's und H. Welcker's Methode zu seiner Bestimmung.

P. Broca's sonde optique und crochet sphenoidale.

Messungen nach Welcker an menschlichen Schädeln. ferner an Cynocephalus sphinx, Canis familiaris und Canis vulpes.

pag. 54 Breitenverhältniss des Hirnschädels.

J. F. Blumenbach's gentes brachy- et dolichocephalae.

A. Retzius' Brachy- und Dolichocephalie.

H. Welcker's Breitenindex.

Lagenindex der Schädelbreite von K. E. v. Baer und J. Spengel.

Bestimmung desselben an Knochenschädeln:

Zahl	Nationalität	Lagenindex		
		IV	V	VI
12	Magyaren	1	4	7
5	Deutsche	1	3	1
6	Slovaken	—	2	4
4	Romanen	—	3	1
Ferner: 7	Zigeuner	—	2	5
2	Neger	—	—	2
Percent-Berechnung dieser				
Ferner: 4	Aus der Barbarenzeit	—	2	2
3	Zweifelhaft	—	1	2
7	Alt-Römer	—	4	3

Berücksichtigung der Dicke der Weichtheile bei Lebenden. Ergebniss:

Von dem Längendurchmesser 1 Mm. abzuziehen.

pag. 58. Werth des Breitenindex (B. I.) nach Welcker. Gezwungene Aufstellung einer Hyperbrachycephalie, indem sich Breitenindices von über 85 ergaben.

Messungen an Knochenschädeln.

Zahl	Nationalität	Mittelzahl des B. I.
12	Magyaren	82.9
5	Deutsche	79.9
6	Slovaken	83.2
4	Romanen	81.2
7	Zigeuner	77.1

Percent- und Schwankungsberechnung.

pag. 61. 122 Messungen an Lebenden von dem Verfasser ergaben:

25 Hyperbrachycephalen,

57 Brachycephalen,

40 Orthocephalen.

136 Messungen an Lebenden durch die beiden Assistenten ergaben:

Zahl	Nationalität	Hyperbrach.	Brachyc.	Orthoceph.
50	Magyaren	19	30	1
15	Deutsche	1	11	3
12	Croaten	—	12	—
8	Slovaken	2	6	—
20	Romanen	8	12	—
16	Serben	4	10	2
15	Semiten	1	11	3

Percent- und Schwankungs-Tabelle.

Tabelle des Verhältnisses der Brachycephalie zur Hyper- und Orthoceph. Resultat: Magyaren starke Brachycephalen mit Hinneigung zur Hyperbrachycephalie.

pag. 64.	5	Aus der Barbarenzeit	—	1	4
	3	Zweifelhaft	—	3	—
	8	Alt-Römer		1	7

Tabelle der Percente und der Schwankungen. Resumé: die Voreinwohner der Magyaren—Barbaren—waren wahrscheinlich viel geringere Brachycephalen. Vergleichs-Tabelle der B. I. der Altrömer mit jenen von B. Davis.

pag. 66. Pentagon-Schädel. — Alt- und Neugriechen. — Negerschädel, unter welchen ein Brachycephale. — Araber. —

R. Virchow's Ausspruch über Finnen-Schädel. Diesem entspricht ein Schädel aus den Ruinen eines Paulinerklosters des XIII. Saeculums.

Abnahme der Dolichocephalie von Süden nach Norden. — Langköpfigkeit nicht identisch mit Dolichocephalie. — Trochocephalen älterer und neuerer Zeit. — Frauenschädel bei uns mit einem B. I. 78·5—81·0

pag. 68. Höhenverhältniss des Hirnschädels. J. Prichard's, B. Davis' und H. Welcker's Beobachtungen. Höhenbestimmung von K. E. v. Baer und H. Welcker. Werthbestimmung des Höhenindex (H. I.) an Knochen-schädeln

nach Welcker: 75—78 mesocephal.
 Unter 75 platycephal.
 Ueber 78 hypsicephal.

pag. 70. Messungen an Knochen-Schädeln:

Zahl	Nationalität	Mittelzahl des H. I.
12	Magyaren	74·7
5	Deutsche	76·3
6	Slovaken	73·3
4	Romanen	77·6
7	Zigeuner	74·9

Percent- und Schwankungs-Berechnungs-Tabellen. Tabelle des Verhältnisses der Platycephalie zur Hypsi- und Mesocephalie. Vergleichs-Tabelle mit Welcker's Angaben.

pag. 71. Bestimmung des Höhenindex bei Lebenden. Maassnahme des Höhendurchmessers; vom oberen Rande des Meatus auditorius externus aus mittelst Virchow's Craniometer. Werth des Höhenindex:

65—73 mesocephal.
 Unter 65 platycephal.
 Ueber 73 hypsicephal.

pag. 72. 122 Messungen an Lebenden durch den Verfasser ergaben:

4 Hypsicephalen,
 21 Mesocephalen,
 97 Platycephalen.

Percent- und Schwankungsberechnung. 136 Messungen an Lebenden durch die beiden Assistenten ergaben:

Zahl.	Nationalität	Hypsiceph.	Mesoceph.	Platycep.
50	Magyaren	1	20	29
15	Deutsche	—	3	12
12	Croaten	—	10	2
8	Slovaken	—	2	6
20	Romanen	—	3	17
16	Serben	—	4	12
15	Semiten	—	2	13

Percent- und Schwankungs-Tabellen.

Tabelle des Verhältnisses der Platycephalie zur Hypsi- und Mesocephalie.

pag. 74. Historische Knochenschädel.

4	Aus der Barbarenzeit	—	—	4
3	Zweifelhaft	—	1	2
8	Alt-Römer	—	1	7

Resumé: Die Voreinwohner der Magyaren waren wahrscheinlich auch mehr platycephal. — B. Davis fand den H. I. der Alt-Römer um 30 höher als Verfasser.

pag. 75. Die künstlich erzeugten Macrocephalen. — Hippocrates' Beschreibung derselben. — Alt-Peruaner-Schädel. — Anführung jener Orte, wo solche ausser Peru noch vorgefunden wurden. — J. L. Fitzinger's und A. Retzius' Avarenschädel keine solchen. — Beweisführung aus der Geschichte und der Gegenwart.

pag. 80. Compensation in der Regel zwischen Breite und Höhe des Schädels. — Norma occipitalis. — H. Welcker's Eintheilung aller Erdbewohner nach Höhe und Breite. — E. Zuckerkandl's oxy- und akrocephale Schädel.

pag. 81. Verhältniss zwischen Hirn- und Gesichtsschädel. Beschreibung der verticalen Durchschnittsflächen des Schädels. — H. Welcker's Gesichtsdreieck. — G. Cuvier's Schätzungsmethode. Chr. Aeby's Berechnung. — Verschiedenheit des Verhältnisses zwischen Menschen- und Affenschädel.

pag. 84. Weitere Schädelmessungen nach R. Virchow.

1. Sagittalbogen.
2. Entfernung des Foramen occipitale von der Protub. occipit. ext.
3. Entfernung der beiden Tubera parietalia.
4. Stirnbreite. Schon von A. Spigelius als Linea frontalis beschrieben.
5. Temporalbreite, oder geringste Schädelbreite (T. B.) Breiten-Breiten Index ($\frac{1}{100}$ der Sch. B. zu T. B.)
6. Entfernung des Meatus auditorius ext. von der Hinterhauptswölbung.

pag. 86. Beschreibung der Gesichtsfläche des Knochenschädels. Die Gesichtshöhlen. — Die Processus pterygoideus. — Der Unterkiefer.

pag. 91. Prognathie.

L. J. Dauberton's Verhältniss derselben zum Foramen occipitale.

I. F. Blumenbach's Clivus.

Peter Camper's herrlicher Gesichtswinkel.

A. Retzius' Aufstellung der Orthognathie.

I. F. Blumenbach's Norma verticalis.

Innerer Gesichtswinkel an verticalen Durchschnitten von: J. Spix,

L. Fick und Th. Landzert, A. Ecker, P. Broca, Th. Huxley und

R. Virchow.

H. Welcker's Nasalwinkel und dessen Werth.

pag. 96. 9 Messungen nach Welcker ergaben: als Mittelzahl $69^{\circ} 23'$

ferner: 7 mal Prognathie.

1 mal Orthognathie.

1 mal Opisthognathie.

Cynocephalus sphinx, Canis familiaris und Canis vulpes.

J. Morton's und P. Broca's Goniometer.

pag. 97. Aeusserer Gesichtswinkel von J. Cloquet, P. Topinard und R. Virchow.

Werthbestimmung des äusseren Gesichtswinkels Virchow's;

72—77° 30' orthognath,

unter 72° 0' prognath,

über 77° 30' opisthognath.

pag. 99. Messungen an Knochenschädeln.

Zahl	Nationalität	Mittelzahl
12	Magyaren	75° 5'
5	Deutsche	74° 30'
6	Slovaken	74° 20'
4	Romanen	74° 15'
7	Zigeuner	72° 0'

Percent- und Schwankungs-Tabellen.

Tabelle des Verhältnisses der Orthognathie zur Pro- und Opisthognathie.

pag. 100—122. Messungen an Lebenden durch den Verfasser:

28 opisthognath,

77 orthognath,

17 prognath.

Percent und Schwankungsberechnung.

136 Messungen an Lebenden durch meine beiden Assistenten.

Zahl	Nationalität	Opisthogn.	Orthogn.	Prognath.
50	Magyaren	13	36	1
15	Deutsche	1	12	2
12	Croaten	—	12	—
8	Slovaken	—	7	1
16	Serben	2	13	1
20	Romanen	6	14	—
15	Semiten	1	12	2

Percent- und Schwankungs-Tabellen.

Tabelle des Verhältnisses der Orthognathie zur Pro- und Opisthognathie.

Resultat: Magyaren vorherrschend orthognath.

pag. 103. Historische Schädel:

3	Barbaren	—	2	—
2	Zweifelhaft	1	1	—
8	Alt-Römer	2	6	—

Percent- und Schwankungs-Berechnung.

Resumé: Die Barbaren waren wahrscheinlich bedeutend prognath.

pag. 105. Die Horizontale von P. Camper, welche identisch ist mit jener von

K. E. von Bär, ferner jene von P. Broca, v. Ihering und C. Voigt.

Chr. Aeby's Coordinatensystem.

pag. 107. P. Topinard's Maxillarwinkel.

Messungen an Knochenschädeln;

Zahl	Nationalität	Mittelzahl
12	Magyaren	66° 47'
5	Deutsche	65° 48'
6	Slovaken	66° 5'
4	Romanen	69° 30'
7	Zigeuner	68° 5'

Differenz-Tabelle zwischen diesem und R. Virchow's Gesichtswinkel.
 pag. 109. Die grosse Differenz zwischen der Prognathie des Menschen und der
 Thiere ist in der embryonalen Entwicklung des Tribasillarknochens begründet.
 Verhältniss der Processus pterygoideus zur Prognathie.
 Die Papuas. — Die Neger. — Die Microcephalen. —
 Die Prognathie des Frauenschädels.
 Prognathie des Neugeborenen und entgegengesetztes Verhältniss bei Thieren.
 Welcker's Stufenleiter.

pag. 111. Weitere Messungen am Gesichtsschädel nach R. Virchow.
 1. Entfernung zwischen Meatus auditorius ext. und Nasenwurzel.
 2. Entfernung zwischen Foramen occipitale und Mitte des Unterkiefers.
 3. Entfernung beider Processus mastoideus.
 4. Entfernung beider Tubera jugalia — Latitudo zygomatica Baerii.
 5. Entfernung beider Oberkiefer.
 6. Nasenwurzel oder Interorbitalbreite.
 Geoffroy St. Hilaire's Cebocephalie.
 7. Nasenlänge.
 8. Vordere Höhe des Oberkiefers.
 9. Gesichtslänge. — Linea facialis J. Spixii.
 10. Umfang des Unterkiefers.
 11. Vordere Höhe des Unterkiefers.
 12. Ast-Höhe des Unterkiefers.
 13. Entfernung der beiden Unterkieferwinkel.
 Differenz derselben bei Mann, Frau, Kind und im Greisenalter.

pag. 114. L. Meyer's Crania progenaea.
 C. Langer's Hart- und Weichschädel.
 Wachstum des Gesichtsskeletes. —

pag. 115. Bogenwölbung der beiden Jochbogen.
 Busk's Phanero- und Cryptozygie.
 Resultate der Beobachtungen des Verfassers an 51 Knochenschädeln:

Zahl	Nationalität	Phanerozyg.	Cryptozyg.
12	Magyaren	1	11
5	Deutsche	1	4
6	Slovaken	3	3
4	Romanen	2	2
7	Zigeuner	5	2
6	Aus der Barbarenzeit	3	3
3	Alt. Zweifelhaft	1	2
8	Alt-Römer	2	6
An Lebenden.			
172	Magyaren	25	147
21	Deutsche	2	19
12	Croaten	7	5
9	Slovaken	4	5
20	Romanen	5	15
15	Semiten	8	7

Percent-Berechnung.

Resultat: Die Magyaren vorherrschend cryptozyg.

- pag. 117. Die Bestimmung des Grades der Geistesfähigkeiten am Schädel. Sagittaldurchmesser des Stirnbeins. Stirn- und Temporalbreite. Breiten-Breitenindex, der Stirnwinkel von J. Spix und G. Cuvier, der Krümmungsradius der Stirn von L. Meyer und Chr. Aeby geben nichts mit Bestimmtheit an.
Einen gewissen Werth hat aber eine breite und zugleich hervorragende Stirn mit breiter Glabella. — Historische Beispiele. — Griechisches Profil. — Le front fuyant. — Frontini und Frontones der Römer.
- pag. 122. Krümmungs-Compensation zwischen Stirn, Hinterhaupt, Schläfenschuppe und Schädelgrund.
-
- pag. 122. Virchow's Atavismus, Aufrechthaltung des Rassentypus. Schwankungen, jedoch stets innerhalb des Rahmens des Rassentypus, gewisser Verhältnisse an Schädeln einer und derselben Rasse aus der culturlosen- und der späteren Culturzeit. Das Gegentheil bei Thierschädeln. Physiologische Erklärung aus der durch die Cultur bedingten stärkeren Entwicklung des Vorder- oder Stirnhirns.
- pag. 125. Schlusswort: Es wird der Hoffnung Raum gegeben, dass durch die allmählig sich immer mehr ausbreitenden Volks- und Bildungsanstalten in Ungarn sich die Schädelverhältnisse von Generation zu Generation noch günstiger gestalten dürften!
- pag. 127. Anführung der citirten Autoren in alphabetischer Ordnung und Seitenzahl.

Die XII Tabellen der Schädelmessungen und Berechnungen.

I. An Knochenschädeln.

- pag. 130. Tab. I — 12 Magyarenschädel.
- pag. 132. Tab. II — 6 Slovakenschädel.
- pag. 133. Tab. III — 4 Romanenschädel.
- pag. 134. Tab. IV — 5 deutsche Schädel.
- pag. 135. Einige hist. u. anatom. Daten üb. diese auf Tab. I—IV. behandelten Schädel.
- pag. 136. Tab. V — 7 Zigeuner- und 2 Negerschädel.
- pag. 138. Tab. VI — 6 historische Schädel aus der Barbarenzeit Ungarn's.
3 Schädel unbestimmbarer Nationalität.
8 „ von Alt-Römern.
- pag. 140. Genaue hist. und einige anatomische Daten üb. die Schädel auf Tab. VI.
- pag. 142. Tab. VII Trocho-, Micro-, Scaphocephalen

II. An Lebenden.

- pag. 144. Tab. VIII — 132 Schädelmessungen von dem Verfasser.
- pag. 152. Tab. IX — Dreifache tabellarische Zusammenstellung dieser von der höchsten bis zur niedersten Zahl des Breitenindex, des Höhenindex und des äussern Gesichtswinkels R. Virchow's.
- pag. 154. Tab. X — Schädelmessungen der beiden Assistenten des Verfassers.
- | | | |
|-----------|--|---|
| | I. 50 Magyaren | |
| pag. 158. | II. 12 Croaten | } |
| | III. 9 Slovaken | |
| pag. 160. | IV. 20 Romanen | |
| pag. 162. | V. 16 Serben | |
| pag. 164. | VI. 21 Deutsche | |
| pag. 166. | VII. 15 Semiten | |
| pag. 168. | Tab. XI — Dreifache tabellarische Zusammenstellung dieser Schädel, wie auf Tab. IX, nach den einzelnen Nationalitäten. | |

pag. 173. Tab. XII—Welcker's Tabelle aller Völker, Breiten- und Höhenindex zeigend.
 pag. 175. Beschreibung der Figuren der beiden Tafeln.

Tafel I.

- Fig. 1. Broca's L'angle occipital second.
 „ 2. Welcker's Sattelwinkel, Nasenwinkel und Gesichtsdreieck.
 „ 3. Der Neanderthal-Schädel. Nach Huxley.
 „ 4. Phanerozyger Schädel.
 „ 5. Cryptozyger Schädel.

Tafel II.

- Fig. 1. Der Atzgerdorfer Macrocephale. Nach Fitzinger.
 „ 2. Ein Microcephale.
 „ 3. Welcker's Schädelnetz.
 „ 4. Virchow's Gesichtswinkel und dessen Craniometer in seiner Anwendung.

(7) Von Hrn. F. Jagor sind wieder reiche Sendungen von den Andamanen eingegangen, über welche nächstens Bericht erstattet werden soll.

(8) Das correspondirende Mitglied, Hr. R. A. Philippi zu Santiago, übersendet Mittheilungen

über die Hieroglyphen der Osterinsel und über Felseinritzungen in Chile.

Vor einigen Tagen hat unser Museum einen $1\frac{1}{4}$ Meter langen, 6 Centim. dicken, runden, mit Hieroglyphen bedeckten Knüppel von der Osterinsel erhalten, welchen die Offiziere des chilenischen Kriegsschiffs O'Higgins mitgebracht haben. Die Figuren stehen in 14 Reihen, und enthält jede Reihe deren etwa 115, so dass es im Ganzen 1600 Figuren sind; also eine weit grössere Zahl, als auf den beiden Holztafeln befindlich sind, die ich früher erhalten habe. Von diesen habe ich Gypsabgüsse machen lassen, und an verschiedene gelehrte Gesellschaften, auch nach Berlin geschickt, sei es an die geographische Gesellschaft, sei es an die Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Beiläufig bemerke ich, dass mein entomologischer Assistent, Herr Edwyn Reed in London behauptet hat, dass diese Gypsabgüsse unter seiner Anleitung gemacht sind. Wichtiger ist die Notiz im Journal of the Anthropological Institute, dass, als die Spanier im Jahre 1770 Besitz von der Osterinsel nahmen, die Caziken der letzteren ein diese Besitznahme bezeugendes Dokument unterzeichneten, mit verschiedenen Figuren, also damals wohl noch die Kunst des Schreibens kannten. Ich werde entweder die 1600 Figuren in ihrer Reihenfolge abzeichnen, oder ebenfalls einen Gypsabguss machen lassen und nach Berlin schicken.

Vielleicht interessirt Sie auch folgende Nachricht. Ende März habe ich in Begleitung meines Sohnes eine Excursion in das Thal „cajon“ de los Cipreses gemacht, um den Gletscher zu sehen, der dem Rio de los Cipreses, einem Nebenfluss des Cachapoal, den Ursprung gibt, und bei dieser Gelegenheit einen Stein mit eingeritzten Zeichnungen flüchtig angesehen. Sie erhalten hierbei eine Zeichnung des Steines (Fig. 1) und einiger der darauf eingeritzten Figuren (Fig. 2). Der Stein, eine Art Grünstein, liegt in etwa 5000 Fuss Meereshöhe, und die mit Figuren bedeckte, sanft bis zum Boden geneigte Fläche mag gegen 8 Fuss lang und 5 bis 6 Fuss hoch sein. Die Linien sind etwa 4 Mill. breit und $1-\frac{1}{2}$ Mill. tief, wie es die Figur 3 andeutet. Die eingeritzten Figuren des Steines stehen ohne alle Ordnung. Als ich über diesen, von den dortigen Hirten als piedra marcada benannten Stein in einer Sitzung unserer facultad de ciencias físicas i matemáticas sprach, erfuhr ich, dass an verschiedenen

Orten sich ähnliche, mit eingeritzten Figuren bedeckte Steine finden. Ich hoffe in Sommer Gelegenheit zu finden, wenigstens einige derselben zu sehen, und werde nicht ermangeln, Ihnen alsdann Nachricht darüber zu geben.

Fig. 1.



Fig. 2.

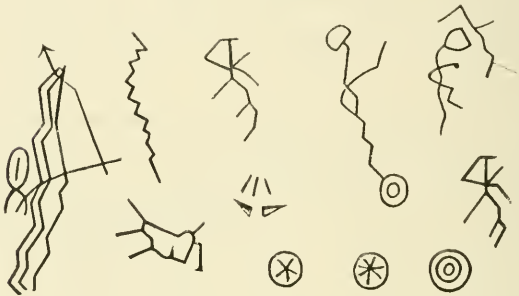
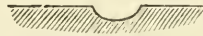


Fig. 3.



(9) Hr. W. Schwartz berichtet, d. d. Posen, 26. Januar, dass er den „Henkel“ einer Urne aus Bialoslive (Weissenhöhe) mit 3 Bronze-Ohrringen erhalten hat, an denen Perlen von Schmelz sind.

Ferner übersendet er einen Bericht des Hrn. Dr. Hassenkamp
über Gräberfunde in der Provinz Posen.

Als im Jahre 1847 die Posen-Stargarder Eisenbahn gebaut wurde, stiess man zwischen Posen und Samter auf eine grosse Grabstätte, die zum Theil aufgedeckt wurde. Der Baumeister Plathner, welcher den Bau der betreffenden Strecke leitete, nahm über den Fund einen genauen Bericht auf und diesem Berichte, welcher sich jetzt in den Acten der pommerschen Gesellschaft zu Stettin befindet, entnehmet wir Folgendes.

Die alte, von der Bahn durchschnittene Grabstätte befand sich nördlich von dem Dorfe Kiekrz auf einer Anhöhe, die sich im Osten an ein Torfmoor anlehnt, und dehnte sich in der Richtung von Westen nach Osten aus, und zwar scheint der Begräbnissplatz im Westen begonnen worden zu sein und auf der rechts von der Bahnstrecke gelegenen Seite sein Ende erreicht zu haben; denn während auf der linken resp. westlichen Seite zahlreiche Urnen von den Arbeitern zu Tage gefördert wurden fand man rechts der Bahn nur wenige Exemplare.

Dagegen fand man hier 2 grosse runde Feuerstellen, die mit einem, circa 6 Zoll hohen Pflaster beplastert waren. Die Steine waren geschwärtzt und zum Theil von der grossen Hitze zersprungen, während zugleich auch Lehmstücke auf dem Pflaster gefunden wurden, die zu festen Ziegeln gebrannt waren.

Jedes einzelne Grab war mit einem 6—8 Zoll hohen Steinpflaster bedeckt und auf demselben müssen früher grosse Feldsteine aufgestellt gewesen sein; denn wenn sich auch damals, als die Bahnstrecke gebaut wurde, auf dem Pflaster nur einfache aufgeschüttete Erde befand, so ging doch aus den von dem betreffenden Baumeister gleichfalls angeführten Aussagen der Bauern hervor, dass auf der Begräbnisstätte grosse Feldsteine gelegen hätten. Diese seien bei Gelegenheit des Festungsbaues nach Posen geführt worden und damals viele Urnen zerschlagen worden. Wie diese Feldsteine aufgestellt waren, darüber giebt uns vielleicht ein ganz in der Nähe bei Bitkowo entdecktes Grab Aufschluss, dessen wir noch näher Erwähnung thun werden.

Unter dem Steinpflaster standen nun die Gefässe und zwar befand sich die eigentliche Aschenurne, die mit einem Deckel versehen war, stets in der Mitte, die anderen Gefässe standen im Kreise herum und zwar waren die kleineren Gefässe oft in einander gestellt, bisweilen auch durch einen umgestülpten Topf verdeckt. In einem jeden Grabe befand sich eine oder mehrere flache Schalen, die theilweise als Deckel für andere Gefässe dienten, bisweilen auch an die Aschenurnen angelehnt waren. In einzelnen Gräbern entdeckte man auch Kinderspielzeug, namentlich Klappern und zwar auch in solchen Gräbern, die, wie die Knochenüberreste darthaten, die Reste von Erwachsenen bargen. Einzelne Töpfe waren auch mit Knochen von Vögeln und anderen Thieren angefüllt (? Red.); leider hat der Berichtstatter unerwähnt gelassen, welcher Gattung diese Vögelüberreste angehörten. Metallüberreste fanden sich in keinem der Gräber.

Der Berichtstatter wirft die Frage auf, wo das Dorf, deren Bewohner an der geschilderten Stelle bestattet wurden, gelegen habe und vermuthet, dass an der Stelle des heutigen Kiekrz der Wohnort jener Leute gewesen sei, die an dem oben erwähnten Orte beigesetzt seien. Uns drängt sich aus der Betrachtung des Situationsplanes eine andere Muthmassung auf: Nur wenige Schritte östlich von der Grabstätte zog sich in früherer Zeit ein grosser See hin, dessen Ueberreste im heutigen kleinen Kiekrzer und im Psarskie-See zu finden sind. Zwischen beiden liegt ein Torfmoor und auch zwischen der Anhöhe, auf der man die Urnen fand, und dem kleinen Kiekrzer See dehnt sich, wie schon oben erwähnt, ein ähnliches Moor aus. Es scheint uns nun sehr wahrscheinlich, dass auf dem See Grunde ein altes Pfahlbaudorf bestand und dass die Gräberstätte dieses Pfahldorfes sich auf dem benachbarten festen Lande befand, eine Erscheinung, die durch mehrere Analogien — man denke an die Gräberfelder von Obierzerze und Alt-Görzig, die immer einige Minuten vom See entfernt liegen — bestätigt wird.

Um den Fundbericht zu illustriren, führt der betreffende Abtheilungsbaumeister noch eine Reihe von kleineren Funden an, und da dieselben sonst nicht bekannt geworden sind, dürfte es vielleicht nicht uninteressant sein, das Wichtigste hervorzuheben. So entdeckte derselbe

1) auf dem Wege zwischen dem Bahnhofe und dem Dorfe Rokietnice zwei Gerippe, von denen das eine sehr morsch, das andere gut erhalten war. Beide lagen, ohne Sarg, mit dem Kopfe nach Norden zu. Das eine hatte neben dem Kopfe und der rechter Schulter 2 Gefässe und in der Hand ein eisernes Messer. Zu Füssen des Skeletes befand sich das Gerippe eines Hundes, ein Stück Eisen und eine Urne, in der Speiseüberreste, namentlich die Rückengräthen von Fischen zu erkennen waren.

2) Fand derselbe südlich von Kiekrz in einem Thalrande 3 Fuss tief unter der

Erde 3 Mühlsteine aus Granit in alterthümlicher Form und auch nördlich von dem oben geschilderten Begräbnissplatze fand man Ueberreste eines ähnlichen Mühlsteins.

3) Unser Berichterstatter macht die Mittheilung, dass auf der Feldmark von Rokitnica, Zydowo, Rostworowo, Bitkowo sich noch mehrere Heidengräber befunden hätten, und dass die Steine derselben zum Festungsbau nach Posen geführt worden seien. Ein derartiges Grab hat unser Berichterstatter in der Gegend von Bitkowo öffnen lassen und schildert dasselbe folgendermassen. Drei Reihen von Feldsteinen waren in elliptischer Form aufgestellt und zwar standen die Steine mit der längsten Dimension in vertikaler Richtung, darunter befand sich das Steinpflaster und unter diesem die Gefässe, die aber nur in Scherben gefunden wurden. Da die neuerdings in derselben Gegend bei Cerekwice, Obrowo etc. aufgefundenen Flachgräber nur das Steinpflaster, nicht aber die aufgestellten Feldsteine aufweisen, so hätten wir in den Gräbern von Kiekrz und Bitkowo eine abweichende Form zu constatiren, wenn wir nicht vielmehr annehmen sollen, dass auch auf den anderen Flachgräbern unserer Gegend Feldsteine aufgestellt gewesen, aber bei dem Festungsbau oder bei anderer Veranlassung entfernt worden sind. Indessen stehen jene Gräber mit den rohen unregelmässigen Feldsteinen keineswegs vereinzelt da; so fand man in Bialokosz und in Neubrück ganz ähnliche Gräber mit Deckelurnen, über die schon Herr Dir. Schwartz im Nachtrage zu den Materialien berichtet hat.

(10) Hr. Dr. Schultheis zu Wollmirstedt zeigt an, dass er eine zweite billigere Ausgabe seiner Schrift

über die Alterthumsfunde der Gegend von Wollmirstedt nebst Photographien

zu veranstalten gedenke.

(11) Hr. Virchow macht einige Bemerkungen über die sogenannten
prähistorischen Perioden.

In dem so eben erschienenen 14. Jahrgange der Jahrbücher und des Jahresberichts des Vereins für meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde, und zwar in dem Quartal- und Schlussbericht vom Juli 1875, XL. 4. S. 8—11 hat Herr Archivrath Dr. Beyer in einer scheinbar sehr gereizten Weise sich über die modernen Richtungen in der Anthropologie ausgesprochen, und zwar mit einer unverkennbaren Wendung gegen Berlin und, wengleich nicht ganz offen, gegen mich. Da ich es liebe, offene Verhältnisse zu schaffen, so theile ich zunächst die betreffenden Stellen wörtlich mit

„Indem ich mich nunmehr zu dem Berichte über die Sammlungen des Vereins wende, bin ich leider in der Lage, die schmerzhaft Entdeckung mittheilen zu müssen, dass der Verein gerade auf diesem Boden, wo er bisher seinen Ruhm und seinen Stolz fest begründet glaubte, nicht mehr auf der Höhe der Wissenschaft steht. Berichterstatter hat die öffentliche Verkündigung dieser unserer Schmach aus dem Munde eines auf der Eisenbahn durch das Land fahrenden Schülers der jetzt dominirenden Wissenschaft der Anthropologie und Urgeschichte des Menschen selbst vernommen! In dem Schweriner Antiquarium, verkündete der Mann, sei zwar eine grosse Masse von Alterthümern aufgehäuft, aber sehenswerth, wie ich unschuldig geäußert hatte, sei die Sammlung durchaus nicht, da sie nicht wissenschaftlich geordnet sei. Erstaunt wagte ich die schüchterne Bemerkung, dass die Sammlung bisher gerade in dem Rufe gestanden habe, die einzig wissenschaftlich geordnete Deutschlands zu sein, und mir auch zur Zeit noch keine andere bekannt geworden sei, welche ihr hierin den Vorrang abgewonnen habe, ward aber durch die kurze

Erklärung zur Ruhe verwiesen, dass die Ordnung nach dem veralteten System der drei Perioden doch keine wissenschaftliche zu nennen sei. Meine wissbegierige Frage, durch welches neuere System denn jenes veraltete ersetzt, welche Sammlung Deutschlands sich den Ruhm erworben habe, darnach zuerst geordnet zu sein? erhielt ich leider keine Antwort, sondern nur die flüchtige Hinweisung auf Berlin.“

„Die Sache ist ernst, meine Herren, denn was hier im Eisenbahnwagen so krass ausgesprochen ward, ist auch in wissenschaftlichen Werken und Versammlungen, namentlich des anthropologischen Vereins, schon oft, wenn auch in bescheidenerer Weise als Thatsache hingestellt, bis jetzt aber freilich noch nicht begründet. Es kann daher nicht oft genug wiederholt werden, dass es auf Irrthum beruht, dass die grossen Sammlungen des Nordens, wie die unserige, irgend einem hypothetischen System zu Liebe geordnet seien. Ihre Ordnung beruht vielmehr lediglich auf gewissenhafter Beobachtung der betreffenden Thatsachen, aus welchen sich ergab, dass in diesen Ländern drei durch ihren Bau wesentlich verschiedene und daher schon äusserlich erkennbare Arten heidnischer Begräbnisstätten existiren, und eine constante Erfahrung bei den zahlreichen, mit grösster Sorgfalt vorgenommenen Aufdeckungen dieser Gräber stellte die weitere sichere Thatsache ans Licht, dass auch der Inhalt dieser drei Classen von Gräbern eben so wesentlich und charakteristisch von einander abweiche lediglich auf Grund dieser sicheren und unumstösslichen Thatsachen hat man demnach die gesammelten Grabalterthümer nach drei Classen geordnet, welchen dann nach weiterer Beobachtung auch die vereinzelt oder in grösserer Zahl beisammen ausserhalb der Gräber gefundenen, unverkennbar vollkommen entsprechen und sich denselben unterordnen. Hieran schloss sich demnächst die weitere Entdeckung, dass sich nicht selten Gräber der einen Classe auf und über dem einer andern Classe errichtet finden, und zwar stets in demselben Verhältniss, woraus nothwendig folgt, dass die untere Grabart älter sein muss, als die obere. Diese Altersstufe der drei Gräberclassen harmonirt aber weiter auch mit dem Material und der Beschaffenheit der darin enthaltenen Alterthümer, indem sich in den ihrem Baue nach ältesten Gräbern nur Geräthe von dem rohesten, auch dem Menschen auf der untersten Culturstufe zugänglichen Materiale, Thon, Holz, Knochen und Stein finden, in den Gräbern der mittlern Stufe neben jenen auch kunstreich gearbeitete Alterthümer von Bronze (Kupfer) und Gold, also in gediegener Masse gefundenen Metallen, und erst auf der dritten Stufe zugleich Gegenstände aus den nur durch Bergbau zu gewinnenden, Eisen und Silber, vorkommen. Aus allen diesen Beobachtungen sicherer Thatsachen folgt denn endlich unabweislich, dass jene drei Gräberclassen mit ihrem verschiedenartigen Inhalte drei verschiedenen Zeiträumen und Kulturperioden des Menschengeschlechtes angehören. Will und darf man hiernach die Ordnung unserer Sammlungen nach diesen drei in ihnen vertretenen Perioden als ein System bezeichnen, so ist es doch eine völlig verkehrte Auffassung, wenn man behauptet, dass diese Sammlungen von vornherein willkürlich nach diesem System geordnet seien; das System ist vielmehr nur das Ergebniss einer wissenschaftlichen Abstraction aus der auf reinen Thatsachen beruhenden Ordnung unserer Alterthümer. Alle weiter gehenden Schlussfolgerungen, namentlich zur Beantwortung der Frage, ob der Uebergang von der einen jener drei Perioden zu der andern durch allmähliche friedliche Entwicklung, oder durch Anstoss von aussen, oder gar durch Einwanderung fremder Volksstämme bewirkt worden, beruhen allerdings auf blossen Hypothesen, worüber sich streiten lässt und viel gestritten ist, welche aber auf die Ordnung unserer Alterthümer nicht den mindesten Einfluss haben.“

„Was übrigens gegen die Richtigkeit jener Abstraction überhaupt eingewendet worden, ist in der That höchst unbedeutend. Dass sich Alterthümer aus dem ver-

schiedensten Material in einem und demselben Grabe finden, ist begreiflich, da mit der Einführung des neuen Materials selbstverständlich das ältere nicht sofort völlig verdrängt ward; dass sich aber hin und wieder auch in einem ältern Grabe schon ein Stück aus dem erst die spätere Zeit charakterisirenden Metalle findet, z. B. Eisen in einem Bronzegrabe, ist gleichfalls zuzugeben, obwohl es selten vorkommt; dadurch wird aber das Verhältniss nicht geändert, denn da das Eisen nicht bei allen Völkern gleichzeitig in Gebrauch kam, so ist begreiflich, dass sich ein oder das andere Stück dieses Metalles schon sehr lange Zeit vor der allgemeinen Einführung desselben neben der Bronze findet. Wenn daher Herr Prof. Virchow in Berlin neuerdings neben Geräthen aus Bronze auch Spuren völlig oxydirten Eisens gefunden haben will, so folgt daraus nicht, dass ein ähnliches Verhältniss in allen Gräbern der eigentlichen Bronzezeit vorauszusetzen ist, eine Voraussetzung, welche Herr Prof. Virchow auch meines Wissens nirgends gemacht hat. Ueberdies ist dieser berühmte und in allen medicinischen Wissenschaften, namentlich auch als Anthropolog sehr hoch stehende Gelehrte zur Zeit doch wohl noch zu wenig eigentlicher Archäolog, um die verschiedenen Gräberclassen sicher unterscheiden zu können. Erweisliche Missgriffe sehr auffallender Art lassen dies Urtheil hoffentlich nicht als blossе Anmassung erscheinen.“

„Ueberhaupt, meine Herren, hat die Verbindung der Anthropologie und der Archäologie in dem bereits sehr weit verbreiteten anthropologisch-historischen Vereine, meinem Urtheile nach, wenigstens der letzteren Wissenschaft noch keinen Segen gebracht. Die Theilung der Arbeit ist nicht bloss auf industriellem, sondern auch auf wissenschaftlichem Gebiete zu empfehlen, wogegen sich in dem anthropologischen Vereine auf einem allzuweit ausgedehnten Forschungsgebiete schon jetzt die Richtung auf Centralisation zu Gunsten der grössern Städte, namentlich Berlins, nach französischem Style mehr und mehr geltend macht, die mir in hohem Grade bedenklich erscheint. Aus diesen Gründen glaubte ich die kürzlich von Seiten des Vereinsvorstandes zu München an mich gerichtete Aufforderung zur Gründung eines Schweriner Localvereins ablehnen zu müssen, da das Bedürfniss dazu in Meklenburg neben unserem historischen Vereine nach meiner Ueberzeugung überall nicht vorhanden ist.“

Es scheint mir etwas ungewöhnlich, dass man eine beiläufige Unterhaltung in einem Eisenbahnwagen, die noch dazu mit einem anonymen, „durch das Land fahrenden Schüler“ geführt worden ist, zum Gegenstand einer Besprechung in einem officiellen Berichte macht. Jedenfalls dürften wohl wenige Vereine in der Welt existiren, die von ihren Secretären verlangten, dass sie so eifersüchtig über die Ehre ihres Vereins wachen, um in einer Eisenbahnunterhaltung das Motiv zu einer nothgedrungenen Abwehr in amtlicher und schriftlicher Form zu finden. Indess ist das Sache des betreffenden Vereins. Für mich liegt zu meinem Bedauern in diesem Verhalten ein zwingender Grund zu einer nothgedrungenen Abwehr der von Hrn. Beyer gegen den anthropologischen Verein, gegen Berlin und gegen mich selbst gerichteten Angriffe vor.

Zunächst erkläre ich, dass weder Seitens der deutschen anthropologischen Gesellschaft, noch Seitens des Berliner Vereins, noch durch mich selbst jemals ein Angriff auf die Ordnung der Alterthumssammlungen in Schwerin gerichtet worden ist. Ich weiss nicht einmal, dass jemals über diese Ordnung auch nur ein öffentliches Wort in jenen Vereinen oder von mir gesprochen worden wäre. Offenbar kann es sich hier nur um Hallucinationen, vielleicht des fahrenden Schülers, handeln. Ich persönlich habe die grosse Ordnung der Schweriner Sammlungen immer bewundert, und ich habe jede Gelegenheit benutzt, um nicht bloss diese Sammlungen, sondern noch mehr ihren Ordner zu preisen. Der Umstand, dass Hr. Lisch unter den vier Ehrenmitgliedern unseres Vereines der erste ist, dürfte wohl genügen, um den Grad von Schätzung erkennen zu lassen, den wir diesem Nestor der Alterthumskunde entgegen bringen.

Sodann bemerke ich, dass die Erregung des Hrn. Beyer wahrscheinlich durch die Eröffnungsrede hervorgerufen ist, welche ich als Vorsitzender der deutschen anthropologischen Gesellschaft im letzten Jahre in München gehalten habe. In derselben habe ich allerdings behauptet, dass die historischen Vereine, indem sie sich zugleich mit prähistorischen Fragen beschäftigten, nicht wenig Verwirrung herbeigeführt haben. Von diesem Vorwurfe habe ich nichts zurückzunehmen. Indem man überall auf Grund ganz willkürlicher Annahmen prähistorische Dinge auf bekannte historische Völker bezog, und das eine dieser Dinge als keltisch, das andere als germanisch, das dritte als slavisch bezeichnete, ohne auch nur etwas Anderes, als etwa noch phönizisches, römisches und griechisches Wesen zuzulassen, hat man der eigentlichen Forschung nicht bloss zu enge Grenzen, sondern auch höchst unsichere Wege vorgeschrieben. Erst mit der Einführung der naturwissenschaftlichen Forschungsweise, woran diese Vereine unschuldig sind, ist eine Besserung eingetreten.

In jener Rede hatte ich ferner dargelegt, dass die schroffe Scheidung in 3 prähistorische Perioden nach Stein, Bronze und Eisen sich mehr und mehr als unhaltbar erweise. Keineswegs hatte ich gesagt, dass nicht gewisse Perioden nach dem Vorherrschen des einen oder des andern Materials unterschieden werden dürften; im Gegentheil, ich hatte davor gewarnt, von einem Extrem zum andern überzugehen. Aber ich hatte darauf hingewiesen, dass Steinwerkzeuge sich noch sehr lange, bis zur historischen Zeit hin, neben dem Metall erhalten haben, und dass Eisen neben Bronze wahrscheinlich schon zur Zeit der Gründung Rom's ein Handelsartikel gewesen sei. Ich verweise deshalb auf meine gedruckt vorliegende Rede.

Ob Hr. Beyer die Gründe, welche für diese Auffassung beigebracht sind, höchst unbedeutend findet, ist ziemlich gleichgültig. Er selbst hat für die Lehre von der „reinen Bronzezeit“ nichts weiter, als die Thatsache, dass in gewissen Gräbern nur Bronze gefunden ist. Vielleicht wird er sich bei genauerem Studium der Fundberichte überzeugen, dass viel häufiger Eisen neben Bronze angetroffen worden ist, als man nach den generellen Zusammenfassungen erwarten sollte. Die eisernen Gegenstände fesselten nur die Aufmerksamkeit wenig oder sie wurden geradezu bei Seite geworfen, theils aus Missachtung, theils, weil man auf Grund des bestehenden Vorurtheils sie für spätere und zufällige Beigaben hielt. Nicht selten ist das Eisen zerfallen, wo die Bronze Widerstand leistete, aber wir können diese Funde berichtigen, indem wir bestimmte Bronzefabrikate, welche als typische anerkannt werden müssen, an andern Orten mit Eisen zusammen antreffen. Auch ist es gewiss sehr willkürlich anzunehmen, dass die Leute Alles, was in ihrer Zeit vorhanden war, in das Grab gelegt haben, zumal wenn es sich um blosse Handelsartikel handelte. Die heutigen Naturvölker thun dies doch auch nicht. Genug, die ganz einseitige Argumentation auf Grund einzelner Funde ist unzulässig. Diejenigen müssen erst die Methode der modernen Anthropologie kennen lernen, welche glauben, jedes Einzelgrab biete in seinem Inhalt die Möglichkeit, die chronologische Stelle zu bezeichnen, an welcher es in unsere Verzeichnisse einzutragen ist. Schon jetzt ist mit Sicherheit vorherzusagen, dass mit jedem Jahre die Grenze der Eisenzeit weiter rückwärts zurückverlegt werden wird. Der eben angelangte Katalog über das Museum von Bergen in Norwegen zeigt zum Erstaunen, wie gross in diesem Lande die Zahl der Eisengräber mit Bronzebeigaben ist.

Was endlich die „Centralisation zu Gunsten der grösseren Städte, namentlich Berlin's, nach französischem Style“ betrifft, so muss ich leider bekennen, dass davon noch sehr wenig zu bemerken ist. Abgesehen von dem französischen Style, der in Sachen der Prähistorie bekanntlich auch in Frankreich nicht stark entwickelt ist, haben wir es gewiss nur zu beklagen, dass der Localpatriotismus beinahe in jeder

grösseren Stadt sich für berufen hält, besondere Sammlungen anzulegen. Wenn selbst in skandinavischen Ländern, ja wenn in Meklenburg selbst so Grosses erreicht worden ist, so het man es gerade dem Umstande zuzuschreiben, dass man zu rechter Zeit gehörig centralisirt hat. Gegenwärtig klagt man auch in Dänemark und Schweden darüber, dass zu viel in archaeologicis decentralisirt wird. Die Decentralisirung führt nicht bloss zu einer Verzettlung des Materials, welche das Studium in höchstem Maasse erschwert, ja für weniger bemittelte Personen geradezu unmöglich macht, sondern sie setzt die wichtigsten Gegenstände der Vernichtung aus. Zahlreiche Beispiele beweisen diese Besorgniss. In kleineren Städten finden sich nur zeitweise einzelne unterrichtete und interessirte Personen, die das Material mehren; sobald dieselben sterben oder verziehen, beginnt die Verwahrlosung. Man mag daher immerhin solche Einzelne oder Gruppen, welche sich ernsthaft um die Alterthumskunde ihrer Gegend bemühen, gewähren lassen, aber man sollte jede Gelegenheit benutzen, um in den Centralsammlungen typische Stücke aus allen Landestheilen zu vereinigen und, sobald es sich ohne Gefährdung der localen Bestrebungen thun lässt, die Hand legen auf diejenigen Fundstücke, welche zur Herstellung eines Gesamtbildes unentbehrlich sind. Gerade die Berliner Sammlungen sind noch so wenig geeignet, auch nur ein kümmerliches Bild der Gesamtheit deutscher oder selbst nur preussischer Funde zu gewähren, dass alle Anstrengung darauf gerichtet werden sollte, ihnen die nöthige Vollständigkeit zu verschaffen. Dann erst wird auch für unser Volk jener mächtige Eindruck erzeugt werden, den die Anschauung der Sammlungen in Kopenhagen und Stockholm auf die Völker des Nordens hervorgebracht hat, und der so viel dazu beigetragen hat, die Alterthumsforschung selbst zu fördern. Der Partikularismus ist ein schönes Ding, aber nicht in der Wissenschaft.

(12) Hr. von Quast zeigt

eine kleine Bronze-Figur (Taf. VIII. Fig. 2),

welche bei Aufdeckung eines Kieslagers auf der Feldmark Koepernitz bei Rheinsberg, Ruppin'schen Kreises, einige Jahre vor 1866 aufgefunden wurde. Die mit dunkelgrüner Patina überzogene Bronze besteht aus einem sehr hellen, messingartigen Metalle. Die kleine bärtige und nackte Halbfigur hält die Hände horizontal vor dem Leibe; sie ruhen auf dem obern Vorsprung des Sockels. Das ganze mit der hohen tiarenartigen Kopfbedeckung erscheint einer Buddha-Figur nicht unähnlich. Die Brust erhält durch ihre starke Wölbung fast das Aussehen einer weiblichen; doch dürfte dies mehr zufällig sein, weil der Verfertiger hier, so wie in den darunter befindlichen Körpertheilen, die Modellirung etwas übertrieb, während die Rückseite derselben völlig entbehrt. Die Ohren sind etwas gross und roh behandelt. Auf der Vorderseite des Sockels stehen die 4 griechischen Buchstaben ΓΚΑϸ. Die runde Form des ζ deutet auf die späteste Zeit.

Als dem verstorbenen Prof. Gerhard das Figürchen zur Erklärung vorgelegt wurde, sagte er, es gehöre zu den Idolen, welche mit dem Gnosticismus in Verbindung ständen, über welche aber noch nichts Sicheres erforscht sei. Dasselbe sagte er von einer kleinen, aus Stein gearbeiteten stehenden Figur, welche Referent vor 37 Jahren aus Rom mitgebracht hatte, die einem Capuziner mit Bart und nackten Füssen in Haltung und Kleidung sehr ähnlich sieht. Vor sich hält sie eine Schlange. Der Kopf fehlt. Auf der Rückseite befinden sich wieder 4 griechische Buchstaben, die wie die obigen keinen erkennbaren Sinn enthalten. Gerhard sagte von beiden: Sono fratelli. Prof. Dr. Hübner bestätigte aus eigener Kenntniss obige Annahmen und sagte, dass er in Spanien und Portugal eine grosse Menge derselben gesehen und die Zeichnungen gesammelt habe.

Das Bronzefigürchen wird, wie andere Römische Anticaglien in den Norden verschleppt sein und mit ihm, wenn auch in höchst verderbter Form, zuerst ein mit dem Christenthum in Verbindung stehendes Symbol.

(13) Herr E. Friedel legte eine Reihe von urgeschichtlichen Funden vor aus der Gegend von Nieder-Landin, Kreis Angermünde, Uckermark, an der neuen Schwedt-Angermünder Bahn, ohnweit der Oder, meist in Mooren gefunden und von dem Major von Schmeling-Dieringshofen dem Märkischen Provinzial-Museum geschenkt.

(Hierzu Taf. VIII Fig. 3 – 7.)

Es befinden sich darunter Urnen mit kugeligem Bauch und cylindrischem, mit 2 Oehrhenkeln versehenem Halse und schwarzer Farbe, Pfiemen und Ahlen aus Knochen geschnitzt, ähnlich den Stücken aus den der Steinzeit angehörigen Robenhausener Pfahlbauten im Kanton Zürich, wie sie aber auch noch in den in die späteste Heidenzeit zu setzenden norddeutschen Pfahlbauten, Borchelten und Burgwällen vorkommen. Eine ganze Reihe von Steinkeilen mit und ohne Durchbohrung aus Geschieben verschiedener mineralogischer Zusammensetzung, zwei geschliffene Feuerstein-Aexte. Ein ziemlich vollständiger bronzener Pferdeschmuck und ein Bronzececlt.

Wegen der Localität und der näheren Findungsumstände kann auf die nachfolgenden Auszüge aus Berichten des Herrn von Schmeling verwiesen werden und werden hier nur 2 Objecte als besonders merkwürdig hervorgehoben.

Das eine ist eine Knochenflöte, sehr ähnlich der im Torf bei Neu-Brandenburg gefundenen und in den Verhandlungen unserer Gesellschaft, Jahrgang 1873, S. 192 abgebildeten. Nach brieflicher Mittheilung des Dr. Rudolf Baier in Stralsund befindet sich im dortigen Provinzialmuseum ein ähnliches musikalisches Werkzeug. Anscheinend ist auch folgende Notiz hierher zu beziehen, die ich Hrn. Virchow verdanke: „Pfeife oder Flöte aus Hirschhorn, gefunden beim Ausgraben der Fundamente zum neuen Dom in Berlin, im Besitz des Herrn Malers, Professor Schultz zu Berlin. Zeichnung vom Gymnasiallehrer Masch in Neu-Ruppin dem Schweriner Verein geschenkt. Mecklenb. Jahrb. 1849. Bd. XIV. S. 347.“

Diese letztere Spur weiter zu verfolgen und den Verbleib des Fundstücks aufzuhellen, ist mir leider bis jetzt nicht gelungen.

Recht interessant ist ferner die auf Taf. VIII abgebildete Form aus feinkörnigem Sandstein für den Guss bronzener Objecte. Dieselbe ist ca. 113 Mm. lang, 62 Mm. breit, 45 Mm. hoch. Die Form ist an der einen Seite abgebrochen, an der anderen schmalen Kante (e) hat sie 2 Vertiefungen von 20 resp. 30 Mm. Tiefe (Fig. 7). Die breite Oberfläche zeigt neben andern Vertiefungen die Form zu einem leichtgebogenen Bronzemesser (Fig. 6); folgt auf der nächsten schmälern Fläche (Fig. 3) die Form zu einem bronzenen Schmuckstück (2 an einander stossende Kreise, jeder mit 4 Zacken nach aussen und Löchern im Centrum); die folgende breite Unterfläche (Fig. 5.) zeigt eine Vertiefung in Form eines langen rechtwinkeligen Streifens; endlich die letzte schmälere Fläche (Fig. 4.) zeigt Vertiefungen, deren Absichtlichkeit und eventuelle Bedeutung vorläufig dahin stehen mag. Die Zeichnung der Form von Hrn. Architecten Eduard Krause gibt die halbe Grösse.

Herr v. Schmeling bemerkt bei Uebersendung der Sachen zur Erläuterung derselben Folgendes:

„Was ich habe, ist alles theils hier, theils in nächster Umgebung gefunden.

Leider ist früher kein Werth darauf gelegt, und die hübschesten Sachen sind verloren, erst seit ich den Leuten eine Belohnung versprach, bringen sie Fundstücke.

„Namentlich ist hier ein altes See-, jetzt Wiesenufer, von dem ich Erde zu einem Damm durch die Wiese nahm, wo ich eine Menge kleine Scherben, Urnenreste fand, die mich aufmerksam machten. Dann kamen bei dem graden Abstechen der Erde völlig vierkantige Stellen zum Vorschein, die mit schwarzer Erde gefüllt waren, auch zergangene und noch ganz kleine Kohlenstückchen zeigten. Ich rieth den Leuten an, ganz besonders vorsichtig zu sein, denn ich vermuthete bei dem wiederholten Erscheinen der Löcher einen ganzen Begräbnissplatz. Das Resultat hier ist bis jetzt eine grosse, wohl 13 Zoll im Durchmesser haltende Urne.¹⁾ Leider nur halb vorhanden. Eine kleinere Urne, die ganz mit Asche gefüllt ist, dann bloss Aschenstellen, endlich aber aus einem Grabe eine hübsche Auswahl Zinn-Bronzesachen: 2 Stücke, ähnlich Kochtopfdeckeln, aber verkehrt wie die heutigen, convex nach unten, und der Henkel in der Vertiefung, dabei in einander verschlungene Ringe, etwa $1-\frac{1}{2}$ Zoll lang und $\frac{1}{4}$ Zoll dicke, hohle, aussen gereifelte Röhren, und, ich weiss es nicht anders zu bezeichnen, als wie Pferdeschmuck, ähnlich wie ihn auch wohl die Frachtfuhrleute bei ihren Pferden haben, ein zerbrochenes scheinbares Armband 1 Meile von hier, 8 Fuss unter Torf im Randowthale einen sogenannten Bronzekeil mit vorstehenden Rändern ohne umgeschlagene Schaftlappen. Von andern Orten sammelte ich verschiedene Urnen; etliche in Vasenform mit je 2 kleinen Henkeln; andere, in Becherform, ganz schwarz, standen regelmässig im Kreise in einer kleinen mit Torf gefüllten Senkung.

„In den Wurzeln abgebrochene Backzähne von über 2 Zoll Länge und 1 Zoll Durchmesser. Ich fand ebensolche im Museum in Stralsund, aber auch dort wussten sie nicht, von welchem Thiere.²⁾

„Mehrere polirte Steine, keilig, vielleicht nur in der hohlen Faust zu führen; auch einen mit einem Loch. Zu Pflriemen verarbeitete Knochen, eine Rippe, einen Hohlknochen und eine Knochenflöte.

„Eine Steinkugel, aber wohl nicht als Waffe, sondern zum Getreidemahlen. Den dazu gehörigen Mahl-Stein, ein paar Zoll tief ausgehöhlt, aber zerbrochen, habe ich vermauern lassen, so aber dass die hohle Fläche oben ist.

„Aus späterer Zeit, aber auch bei Urnenresten kleine Eisensachen³⁾, wie auch eine Pfeilspitze.

„In sogenannten Hünengräbern, regelmässig mit grossen Steinen umgebenen Plätzen, ist bis jetzt bei mir nie etwas gefunden. Hügelgräber aber, die sich im Kreise mehrfach befinden, sind meines Wissens noch nicht untersucht.

„Aus den gütigst übersandten Schriftstücken ersehe ich mit grossem Bedauern, dass hier schon viel verloren ist, von dem ich bestimmt weiss.

1. Ich besass z. B. eine kleine Silbermünze, wie ein Groschen gross, die hier gefunden war. Auf der einen Seite war ein Mann auf einem Stuhl und

1) Schwachgebrannte dickwandige graue Thonmasse vom Typus der späteren märkischen Burgwälle (Eisenzeit). E. Fr.

2) Pferdeähne, wahrscheinlich von einer schweren Pony-Rasse, welche in der Mark in urgeschichtlicher Zeit viel verbreitet gewesen zu sein scheint. E. Fr.

3) Messerklingen mit langer, vierkantiger Griffzunge. E. Fr.

überreichte einem Pfau einen Ring. Auf der andern Seite ein weiblicher Kopf, die Haare hinten im sogenannten Dutt, wie ihn heut wohl die Frauen sich zur Nacht zurecht machen. Drum stand: Augusta Agrippina — Dies Stück ist mir entwendet.

2. In früherer Zeit ist an dem, im Verzeichniss oft erwähnten See ein Schwert gefunden, das ich aber nie gesehen habe. Mein Vater gab auf so etwas nichts.
3. Unter den im Torf gefundenen mit abgelieferten Schlacken fand man Fischschuppen, ob Küchenabfälle, oder ob von abgestorbenen Fischen, ist unsicher, doch sollen früher dicht dabei Kessel gefunden sein. Die Fischschuppen aber waren vor Bildung des Torfes dahin gelangt, denn sie lagen auf klarem Sande.
4. Die Leute erzählen aus früherer Zeit von vielen Funden, und haben sie deswegen oft verheimlicht, weil sie Bronze für Gold hielten.

„Fast möchte ich sagen, für das benachbarte Randow-Welsenthal müsste ein eigner Forscher bestellt werden. Nicht allein, dass man davon spricht, dort seien Schiffsschnäbel, Anker und dergleichen im heutigen Moor und Torf gefunden, so erzählt die Sage ferner von Klaus Störtebecker, dem Seeräuber, der auf dem damaligen Gewässer gehaust haben soll. Selbst hier in Nieder Landin sind theils augenscheinlich, theils grosse Strecken Acker und Waldland so mit Wasser bedeckt gewesen, dass wenigstens ein ca. 15 Fuss hoher Uferdamm unbedingt davon herrührt. (Vielleicht ein alter Oderlauf.)

„Nicht weit davon liegt im Wald ein mir unerklärlicher Kessel von vielleicht 2—3 Morgen. Namentlich der Westrand ist ein vollständiger Aufwurf, wie eine Schanze, nördlich und östlich verflacht sich dieser Auswurf in's Terrain. Nach S.O. ist dieser Kessel offen und steht mit einer jetzigen Wiese, ehemaligem Wasser, in Verbindung. Die Mulde selbst ist jetzt noch feucht. Bei den Leuten heisst sie die Mooskute.

„Erwähnen möchte ich noch eine Unrichtigkeit im Landbuch der Mark Brandenburg des Prof. Berghaus über Nieder und Hohen Landin. Er giebt nämlich den Friedensschluss 1250 zwischen Brandenburg und Pommern unbedingt bei Hohen Landin an. Der Friedensschluss selbst ist aber unterzeichnet: Gegeben bei Landin, wie darin überhaupt nur von Landin die Rede ist. Es gab damals überhaupt nur ein Landin. Erst hundert Jahr später ist von beiden Landin die Rede. Ob eins von beiden, oder ein wendisches Dorf von dem ad 1 im Verzeichniss erwähnten See existirt hat, steht geschichtlich nicht fest, dass aber an dem See ein Dorf gelegen haben muss, beweist die Bezeichnung: Dorfstelle. Hat eins der heutigen beiden Landin damals existirt, so unbedingt nicht Hohen Landin. Nieder Landin lag vor 100 Jahren noch auf einer fast vollständigen Insel im See und Moor, also für damalige Zeiten sehr fest. Ausserdem steht ein runder uralter Thurm mit deutlichem Anschluss an andere Gebäude noch heut dort, wie man nicht minder daselbst überall Fundamente unbekannter Gebäude findet, wie ich ausserdem noch in meiner Kindheit Ruinen sah. Das fehlt Alles in Hohen Landin, welches daher jüngern Datums zu sein scheint.“ —

(14) Hr. Alexander v. H. v. d. Horck hält einen Vortrag

über die Lappländer. (Hierzu Taf. IX)

Indem ich hier einen Theil der Ergebnisse meiner im Frühjahre vergangenen Jahres angetretenen Reise nach dem Norden vorlege, beginne ich mit einer kurzen Beschreibung derselben.

Die Zwecke der Reise waren, zoologisch-zootomische Untersuchungen im Polarmeer zu verfolgen und späterhin anthropologische Forschungen über die Bewohner Lapplands anzustellen.

Mein Aufenthalt in Norwegisch, Russisch und Finnisch Lappland gestattete mir, obwohl die Zeit verhältnissmässig kurz war, doch einen allgemeinen Ueberblick über diese ethnologisch und anthropologisch so interessante Menschenrasse, so wie die Erlangung von zahlreichen Messungen, Zeichnungen, Photographien, Gypsabgüssen, Schädeln u. s. w.

Ich hatte nicht die günstige Jahreszeit gewählt: der Herbst begann und um diese Zeit stellen Stürme, Regen, kalte und rauhe Winde sich ein und erschweren den Aufenthalt auf den nackten, kahlen Höhen, wo man der Nässe viel ausgesetzt ist; der Marsch führt über morastiges, tundraartiges Land, welches überall mit Sümpfen und kleinen Seen besät und von kleinen Bächen und Flüssen durchschnitten ist. Oft bleibt nichts übrig, als bis an die Kniee, ja bis an die Hüften hindurch zu waten. Man kann sich kaum ein einförmigeres, trostloseres Bild vorstellen, als die nackten, kahlen Küstenstriche Fimarkens. Wenn man sich die amerikanische Graswüste in ein unebenes, hügeliges Terrain verwandelt denkt, wo hier und da tafelförmige Berge sich über das Niveau erheben, von zahlreichen, kleinen Sumpfgewässern durchzogen, hier und da ein tiefes Flussthal zwischen den Bergen hindurchkriechend, so kann man sich einigermassen einen Begriff machen von der traurigen Oede ohne jegliches Leben, ohne jeden Baum oder Strauch, welche dem umherschweifenden Blicke zum Ruhepunkt dienen könnten in dieser unendlichen Einsamkeit. Hier ist der Sommeraufenthalt der Lappen. Sobald der Sommer naht, ziehen diese Nomaden mit ihrem ganzen Hab und Gut — ihren unzähligen Renthier-Heerden, aus Finnisch, Schwedisch und Norwegisch Lappland der Küste des nördlichen Eismeers oder seltener den hohen, kahlen, mehr im Innern liegenden Bergrücken zu. Sie verlassen ganz die Thäler und Wälder, welche ihnen im Winter Aufenthalt bieten, wegen der Hitze und vor allem wegen der lästigen Mücken, welche ihren Thieren so schädlich sind. Hier laufen die Renthiere nun frei herum, während die Lappen ihr Zelt niederreißen und weiterziehen, um es an einer anderen Stelle wieder anzuschlagen. Diese Nomaden-Züge gehen nach verschiedenen Richtungen hin. Einige ziehen nach den Bergen, welche das Tromsøe-Thal umgeben, andere nach dem Alten Fjord, andere und zwar die bei weitem grössere Zahl der Norwegischen Lappen nach der Insel Magerö und nach den Gebirgen der Spirte-njarg, Kjorgosch-njarg, Rago-njarg und Varjag-njarg, von den Porsanger, Laxe Tana- und Varanger Fjorden eingeschlossenen Halbinseln. Hier, wo die kalten Winde vom Eismeer herüber wehen und ihnen und den Thieren eine niedrigere und behaglichere Temperatur gewähren, sind sie im Sommer aufzusuchen, was nicht ohne Mühe ist.

Die Fischlappen dagegen, welche sich von ihren Brüdern, den Höhenbewohnern wenig in ihrem Aeusseren unterscheiden und meist heruntergekommene und verarmte Berglappen sind, ziehen in die Flussthäler oder lassen sich an den Ufern der kleinen Gewässer oder auch an der Meeresküste nieder, um dort eifrig den Fischfang, der ihnen zum alleinigen Lebensunterhalt dient, zu verfolgen. Ihr Lager, aus einer kleinen Hütte, aus wenigen Stangen und darüber gelegten Fellen, oder auch aus Birkenrinde bestehend, ist dem der Nomaden ähnlich; überall herum sind die Aeste der Bäume oder kleine, eigens dazu errichtete Gestelle mit Netzen und Garn behangen, und dicht dabei liegen am Ufer einige kleine Boote, in welchen sie sich oft weit in die See hinauswagen.

Da die Lappen sich meist in einzelnen Familien niederlassen, so ist es nicht leicht, sie aufzufinden. Daher ist in vieler Beziehung der Winter, abgesehen von

der extremen Kälte, welche man durch geeignete Bekleidung immerhin erträglich machen kann, die geeignetste Zeit, dieses unruhig von Ort zu Ort wandernde Volk aufzusuchen.

Man kommt leichter und schneller mit Schlitten über die hartgefrorene Schneedecke; die Leute sind eher zugänglich und vor Allem mit grösserer Sicherheit aufzufinden. Doch mit Muth und Ausdauer wird ein Reisender, der Strapazen ertragen kann, zu jeder Jahreszeit sein Ziel erreichen. Ich kann, soweit meine Erfahrung reicht, nur sagen, dass trotz aller Widerwärtigkeiten und Hindernisse, welche mir auf diesem zur Zeit mir noch so fremd und unbekannt gewesenen Gebiete zustiessen, ich dennoch mich reichlich belohnt fand und mit der grössten Zufriedenheit auf meine Reise zurückblicke, so dass ich keinen Augenblick zögern würde, dieselbe noch einmal zu versuchen. Wer Zeit und Mittel hat, sollte sich nicht scheuen, sowohl Winter als Sommer dort zuzubringen. Wer so mit der nöthigen anthropologischen Vorbildung das Volk mit eigenen Augen unter den verschiedensten Verhältnissen zu jeder Jahreszeit hat beobachten können, der erst wird im Stande sein, eine richtigere Beschreibung dieser Bewohner des hohen Nordens zu entwerfen; das aber ist bis jetzt noch nicht geschehen.

Ueber die Art des Reisens will ich nur wenige Worte hinzufügen. Im Winter geht es schnell und leicht in kleinen Schlitten, von Renthiern gezogen, über die hart gefrorenen Schneefelder hinweg. Im Sommer ist es weit schwieriger: Man hat da die Wahl zwischen dem Wege über Land mit Trägern durch Sümpfe und Flüsse und dem Wasserwege, indem man mit Booten die Flüsse als Fahrstrasse zu benutzen versucht. Im letzteren Falle hat man unaufhörlich mit den vielen Stromschnellen zu kämpfen und kömmt nur langsam vorwärts.

Ich reiste meist so, dass ich die beiden Wege zu verbinden suchte. In einem grossen Boot, mit stämmigen Norwegern und Quänen bemannt und mit Proviant für die mögliche Zeitdauer der Reise versehen, hielten wir uns hart an der Küste, bis wir zu der Mündung irgend eines der vielen kleinen Flüsse, welche sich in die See ergiessen, kamen. Hier wurde Alles ausgeschifft und in Bündel von meist 40 Pfund (Norw.) Schwere zusammengepackt, welche je als Traglast für einen Mann dienen sollten. Zu Trägern benutzte ich meist Fischlappen, welche zwar schlechte Bootsleute, doch mit ihren breiten Schultern und kurzen krummen Beinen rüstig tragen und marschiren können. Viel mehr als 40 Pfund nehmen sie selten, da der Weg wegen der nachgiebigen, sumpfigen Beschaffenheit des Bodens ein sehr beschwerlicher ist. Die Lasten wurden mittelst Strängen von Renthierleder, oder mittelst Fellen, welche vorne auf der Brust zusammengeknotet wurden, auf den Rücken befestigt. Sobald Alles in Bereitschaft war, verliessen wir die Boote und marschirten in die Berge hinauf — in Reihen indianermässig — einer hinter dem anderen gehend, erst durch das Flussthal hindurch — dann in die Berge hinein. — Abends kehrten wir meist ins Thal zurück, da es dort immer mehr geschützt ist. Die kleinen Zwerg- oder Krampbirken dienten als Holz zum Lagerfeuer, während der Fluss durch seinen Fischreichthum und die Schaaren von Wasservögeln, welche auf seiner Oberfläche umher schwammen, reichliche Nahrungsmittel gewährte.

Ich führte die nöthigen Instrumente, um Messungen anzustellen, bei mir, sowie die nöthige Quantität Gyps in gut verschlossenen Blechbüchsen, um Abgüsse von ebenden Lappen zu erlangen. Die Schwierigkeiten, welche ich zu überwinden hatte, ehe es mir gelang, diese abergläubischen, noch an ihren alten Zauberkünsten hängenden Menschen zu bewegen, sich auf irgend welche Art berühren zu lassen, um Messungen anzufertigen, sind kaum zu beschreiben. Oft war ich der Verzweiflung nahe.

Selten habe ich Menschen sich so beharrlich weigern oder auf dem, was sie beim Tausch oder Verkauf forderten, so eigensinnig und hartnäckig bestehen sehen, als die Lappen. Doch es gelang mir eine Reihe von Abgüssen zu erlangen, welche wohlbehalten hier ankamen. Das Verfahren war das gewöhnliche: erst das Einölen der Haut, dann sorgfältiges Auftragen des Gypsbreies, nachdem ich mit feinen Schweinslisen (omentum), in Glycerin konservirt, die Augen bedeckt und die Wimper geschützt hatte. Niemals steckte ich irgend etwas in die Nase, weder einen Strohhalm, noch Röhrchen, da die hierdurch häufig entstehende Reizung der Nasenschleimhaut sehr störend einwirkt. Anstatt dessen baute ich einfach alles zu, bis nur eine kleine Oeffnung an dem Nasenloch übrig blieb, wodurch der Betreffende leicht Athem holen konnte und nicht im Geringsten belästigt wurde.

Die umherstehenden Lappen sahen dem Ganzen mit Grauen und Furcht zu. In der That gab der mit einer dicken weissen Kruste bedeckte Kopf den Anschein, als wenn die Person todt daläge, und ich durfte mich nicht wundern, dass oft die Unruhe und Ungeduld der Leute sich bis zum höchsten Grade steigerte, wobei sie mich böswillig anblickten oder an meinen Kleidern zerrten. Doch ging meist das Ganze gut von statten. Nur einmal hatte ich besonderes Unglück, und es ist vielleicht gut, dessen hier zu erwähnen, damit Andere vorsichtiger sein können. Ein alter Berglappe¹⁾ im Alter von 53 Jahren mit den typischen Merkmalen seiner Rasse fiel mir in die Hände, und ich wünschte sehr seine Maske zu bekommen. Nach vielem Zureden und dem Verabreichen der üblichen Spirituosen, welche den Weg zu besserem gegenseitigen Verständniss ebneten, willigte er ein. Er hatte einen spärlichen struppigen Kinn- und Schnurrbart mit ziemlich langen Haaren, den wollte er sich nicht abschneiden lassen. Es blieb mir also nichts übrig, als entweder die Sache aufzugeben oder Bart und alles zugleich abzuformen. Ich klebte daher, so gut ich konnte, mit etwas Mehlpappe und Wachs den Bart fest und bedeckte das Ganze mit Gyps. Als die Form jedoch trocken war und ich sie herunter nehmen wollte, fand ich zu meinem Entsetzen, dass dieselbe fest sass. Ich machte mich daran, sie so sorgfältig als möglich und, indem ich mit meinem Skalpell die Haare durchzuschneiden versuchte, loszutrennen, während der Lappe mit Händen und Füßen ausschlug und durch die Nase, — da ihm der Mund verschlossen war, vor Schmerzen laut stöhnte. — Endlich gelang es mir die Maske loszubekommen, aber ihr folgte auch der grösste Theil des Bartes. Mir lief dabei der Schweiss vom Körper. Kaum hatte ich den Mann von seiner Qual befreit und ihm vom Gesicht das Blut und den Gyps gewaschen, als er voll Wuth auf mich zusprang, und mein geladenes Gewehr ergriff, welches ich ihm nur mit Mühe entringen konnte. Erst nach langer Zeit liess er sich beschwichtigen. Aber ich möchte nicht wieder, die Versuchung könnte noch so gross sein, einen Menschen ohne geeignete Hülfe abgypsen und ihn der Gefahr solcher Schmerzen aussetzen.

Sonst gelangen die Abdrücke des Gesichts und Halses fast ohne Schwierigkeit. Grössere Umstände machten die Abdrücke der Mundhöhle (Ober- und Unterkiefer), welche anthropologisch von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit sind, und auf deren Herstellung ich speciell durch Prof. Virchow aufmerksam gemacht war. Ich bediente mich des Verfahrens der Zahntechniker, mittelst der sog. impression-cups und einer weichen wachstartigen Abdrucksmasse. Der Reisende, der sich hiermit befassen will, thut wohl, sich unter der Leitung eines Zahntechnikers die nöthige Fertigkeit anzueignen. Denn so leicht man sich das Verfahren vorstellen mag, so

¹⁾ Siehe Abbildung der Maske auf Tafel IX. Fig. 3.

kann ich aus Erfahrung sagen, dass mir nichts grössere Schwierigkeiten verursachte. Bei meinem ersten Versuch an einer Lappländerin passirte es mir, dass ich viermal meine Form in den Mund einführen musste unter den heftigsten Widerstrebenungen der Frau, welche dabei von ihren Zähnen dermassen Gebrauch machte, dass sie mir in alle Finger der einen Hand bis tief ins Fleisch hineinbiss. Erst nach zweistündlichen Versuchen gelang es mir, den Abdruck ihres Oberkiefers zu bekommen. Oft geschieht es dabei, dass die Person heftige Brechneigung bekommt.

Um Abdrücke der Ohren zu erlangen, stopfte ich ein wenig Baumwolle in die enge Gehöröffnung und bedeckte das ganze Ohr und die umgebenden Theile des Kopfes und Halses mit dickem Gypsbrei, welchen ich, nachdem die Kruste hart und trocken geworden war, sorgfältig abzog, indem das Ohr nachgab; — dieses gelang vollkommen, obwohl es für den betreffenden Menschen etwas schmerzhaft war und die Lappen niemals Neigung verspürten, es sich nochmals gefallen zu lassen, weshalb ich diesen Theil der Operation immer zuletzt vornahm. Aus diesem Grunde besitze ich von jedem der so behandelten Lappen nur die Form eines Ohres.

Was die Schädel und Skelettheile anbetrifft, so sind dieselben nur mit der grössten Vorsicht und ohne Wissen der Leute zu erlangen. Man darf sie auf keinerlei Weise vermuthen lassen, dass man Menschenknochen den Gräbern entnommen hat oder bei sich führt.

Die Grabstätten sind zweierlei. Die der neueren Zeit sind in Form von Kirchhöfen mit den Missionshäusern verbunden. Die Beerdigung findet auf christliche Art und Weise statt. Diejenigen der heidnischen Vorzeit (Taf. IX. Fig. 1—2) sind davon verschieden. Sie befinden sich an den Abhängen, heiligen Bergen, wie das Piattsam dudder (heiliges Gebirge), am Patts joki (heiliger Fluss), in der Nähe von Opferstätten, wie bei Naesseby an der Varanger Bucht, oder an den steilen Ufern der Seen, den grösseren Flüssen oder der Meeresküste. Der dazu auserwählte Boden ist meist von steiniger Beschaffenheit.

Die Gräber sind verschiedenartig, es gibt deren gewöhnlich drei Formen. Die erste ist die, in welcher natürliche Höhlen oder Löcher an den Abhängen gewählt werden, deren Oeffnungen dann mit flachen Steinen zugedeckt werden.

Bei der andern werden zwei grosse Steine an je einer Kante etwas ausgehauen, abgebrochen und dann über eine daneben zuvor gegrabene kleine Vertiefung zusammengerollt, so dass die Kanten sich berühren und über dem Grab eine Art von gewölbtem Dach entsteht. Das Grab ist also zunächst an zwei Enden offen; sobald die Leiche hineingelegt worden ist, wird es an jedem Ende durch zusammengehäufte flache Steine verschlossen. Endlich gibt es noch andere, welche wirkliche, viereckig ausgegrabene Löcher bilden; an ihren Seiten werden ungleich grosse Steine aufgehäuft, während je am Kopf- und am Fussende ein grosser flacher Stein aufgestellt wird. Dieses Ganze wird dann sorgfältig mit flachen Steinen dachziegelförmig bedeckt, so dass es vor Wind, Regen und wilden Thieren sorgfältig geschützt ist. Das Grab hat dann das Aussehen eines kleinen Steinhügels. — Bei einigen Gräbern waren die flachen Steine, welche an einem Ende etwas zugespitzt waren, pyramidalisch aufgebaut.

Herr Nordvi, der viele Gräber dieser Art geöffnet und seine Beobachtungen hierüber in einer kleinen Schrift¹⁾ veröffentlicht hat, giebt die gewöhnlichen Grössenverhältnisse wie folgt an: Länge 3—4³/₄ Ellen; Breite 1—2 Ellen; Tiefe ¹/₂—1 Elle. Gewöhnlich ist in jedem Grabe nur eine Leiche, doch es giebt Gräber, in welchen

¹⁾ A. G. Nordvi. Undersoegelser af aeldre hedenske grave i Ostfinmarken. Dausk. Vidensk. Selskabs Forhandl. 1854 u. 1855.

mehrere gefunden werden, obwohl nur selten. Diese letzteren sind dann auch dementsprechend viel grösser.

In den Gräbern findet man die Leichen häufig in verschiedene Lagen von Birkenrinde eingewickelt, welche mit Sehnenfäden zusammengenäht sind. Oft ist die Birkenrinde mit Zeichnungen von Renthieren, Bären, Wölfen u. s. w. — Bildern aus dem Leben der Lappen — reich verziert.

Auch finden sich Skelette, welche in kleinen kahnförmigen Schlitten (Kierres), wie sie noch heutzutage unter den Lappen zu finden sind, eingepackt worden; — wahrscheinlich derselbe Schlitten, in dem die Leiche zu Grabe gefahren wurde. Das Renthier, welches diesen Schlitten gezogen hat, wurde gewöhnlich am Grabe geopfert.

Die Leiche kam meist mit dem Kopfe nach West oder Süd zu liegen, und zwar nicht auf dem Rücken, sondern meist auf eine Seite. Nicht selten ist das Gesicht gegen Ost oder Südost gekehrt. Dem Anscheine nach wurde gewöhnlich am Grabe ein Leichenschmauss gehalten und ein oder mehrere Renthier geopfert; vernünftigerweise wurde das Fleisch erst von den trauernden Hinterbliebenen verspeist, die Knochen sorgfältig abgenagt, ja selbst zerbrochen und das Mark herausgenommen, wonach die Ueberreste mit der Leiche ins Grab gelegt wurden, neben vielen anderen Geräthschaften, Waffen, Feuerzeug u. s. w., welche dem Hingeschiedenen mit auf die Reise gegeben wurden.

Herr Leem¹⁾ erzählt, dass gewöhnlich die Jäger und Schützen den Opferplätzen und geweihten Stätten zunächst, dagegen die gewöhnlichen Lappen und die Unbemittelten irgendwo an einer geeigneten Stelle begraben wurden. Dem Jäger wurde sein Jagdhund mitgegeben, häufig auch Bogen, Pfeile, Fischgeräthschaften, Wurfspiesse u. s. w. Fischgeräthschaften und Bogen nebst Pfeilen gewöhnlich zur linken Hand liegend. Auch finden sich neben den menschlichen Knochen die Ueberreste von Seesternen, Fisch- und Vogelskelette, Schädel der Bären, der Fischotter und anderer wilder Thiere, sowie Skeletttheile von Renthieren, Schädel, einzelne Kiefer, Extremitäten u. s. w. Viele der Knochen sind eigenthümlich gespalten, offenbar um das Mark zu gewinnen. Diese sind auffallender Weise ganz ähnlich gespalten und haben dasselbe eigenthümliche Aussehen, wie die in den an dänischen Küstenstrichen sich findenden Kjökken-möddinger, wo zwischen wallförmig aufgethürmten Muschelschalen die Ueberreste von Säugethieren sich finden.

Ausserdem fand sich, wie mir Herr Nordvi erzählte, fast regelmässig eine Art Schnecke, welche „Hund-själ“ (Hundeseule) genannt wird, und wie mein Berichterstatter meint, anstatt des sonst mitbegrabenen Hundes über den Todten wachen soll. Ebenso fand sich eine Muschelart „ko-själ“ genannt.

Die in den Gräbern vorgefundenen Geräthschaften waren meist die zum Fischfang und der Jagd benutzten Haken, Bogen, Pfeile, Speere, Wurfspiesse, auch Schneeschuhe und die hierzu beim Laufen benutzten Stangen. Die Spitzen der Pfeile und Speere, sowie die Haken waren fast alle aus Horn oder Knochen; selten fand sich Feuerstein. Eisen fand Herr Nordvi in einem Grabe, — ein kleines in Gestalt einer Lanzenspitze geformtes Stückchen. Auch eine kleine Metallfigur, welche die Form eines Bären hatte. — Es fanden sich endlich noch häufig Quarzstücke, grössere und kleinere Holzsplinte und Spähne, Stücken Birkenrinde u. s. w.

Die Gräber kann man meistens ohne grosse Schwierigkeit öffnen, indem man Stein für Stein abhebt, bis man zur Oeffnung gelangt. Hierbei muss mau jedoch stets mit grosser Vorsicht zu Werke gehen, um nicht von den Lappländern entdeckt

¹⁾ Knud Leem. Beskrivelse over Finmarkens Lapper. Kjöbenhavn 1767.

zu werden, da sie dieses als einen Eingriff in ihr Heiligstes betrachten und mit abergläubischer Sorgfalt darüber wachen.

Die Messungen, welche ich mit dem Craniometer u. s. w. an lebenden Lappen anstellte, liessen sich dieselben meist ohne besonderen Widerspruch gefallen, doch weigerten sie sich hartnäckig, irgend welchen Körpertheil zu entblössen, ja selbst die Schuhe auszuziehen; ob es ihren sittlichen Begriffen widersprach oder ob es die ihnen angeborne Trägheit war, vermag ich nicht zu entscheiden. Dass es nicht Scheu vor dem Schmutz war, der die Haut dieser Leute bedeckte, oder vor dem Gestank, wenn es einem Lappen einfiel, seine Füsse zu entblössen, das kann ich wohl bezeugen, denn dagegen schienen sie nicht empfindlich zu sein; ich kann sagen, dass während der ganzen Zeit, wo ich mich in Lappland aufhielt, ich nicht einen Lappen gesehen habe, der nur einen Tropfen Wasser genommen hätte, um die Verunreinigungen seiner Haut zu beseitigen. Wenn ich, um besser die Farbe der Haut betrachten zu können, das Gesicht und die Arme abwusch, so liessen sie es sich nur mit sichtlichem Widerwillen gefallen. Dass es unter den Wohlhabenden Ausnahmen giebt, ist wohl möglich, aber im Allgemeinen fröhnen sie nicht der Reinlichkeit, und vor Ungeziefer ist man zu keiner Zeit sicher, wenn man auch noch so grosse Vorsichtsmassregeln gebraucht.

Die Berg- und Fischlappen unterscheiden sich wenig in ihrem Aussehen, nur dass erstere meist unvermischteres, reineres Blut haben und durch ihr bewegteres Leben in den Gebirgen kräftiger gebaut und besser entwickelt sind, obwohl dieses auch nicht immer der Fall ist. In vielen Fällen sind die Fischlappen heruntergekommene und verarmte Nomaden, welche, nachdem sie alle ihre Renthiere verloren haben, sich an irgend einem Flusse oder an der See niederlassen und dort den Fischfang betreiben. Sie nennen sich stets mit grossem Stolz „gamle Fjeldfin“ (alter Berglappen). Die Nomaden oder Fjeldlapper, Fjeldfin (Berglappen) Norwegens, Schwedens und Finnlands unterscheiden sich mit Ausnahme von einigen kleinen Verschiedenheiten in der Tracht nur wenig von einander. Physisch zeigen sie dieselben typischen Merkmale ihrer Rasse. Die kleine Statur, die breite und geringe Höhe des Kopfes, der kurze, gedrungene Hals, die obere Körperhälfte verhältnissmässig gross, doch wohl proportionirt, breitschulterig, der Rumpf meist nach vorn gebeugt, die Schultern etwas vorgeschoben, so dass die Arme mehr nach vorne hängen, das Becken breit, das Gesäss und die Hüften stark hervortretend, die Arme ziemlich lang, gewöhnlich im Gegensatz zu den Beinen, welche kurz und, was man als ein besonderes Merkmal betrachten könnte, da es eine so regelmässig sich wiederholende und auffallende Erscheinung ist, die bogenförmige Gestalt der Beine. Die Krümmung des Bogens steht nach aussen, so dass die Kniee ziemlich weit von einander stehen. Die Wadenmuskulatur ist meist sehr gut entwickelt, wie man bei ihrem rastlosen Steigen und Umherziehen in den Gebirgen wohl erwarten kann. Die Hände sind meist schmal, ziemlich klein und wohlgeformt. Die Füsse dagegen breit und kurz.

Der Kopf (Taf. IX. Fig. 3—4) zeigt die specifischen Merkmale noch auffallender. Die rundliche Form des Schädels bei verhältnissmässig grosser Breite und geringer Höhe macht sich deutlich bemerkbar.

Die Stirn ist meist niedrig, wie denn auch das ganze Gesicht diesen Eindruck macht. Im Gesicht finden wir die vor Allem ins Auge fallende grosse Breite desselben zwischen den Jochbogen; nach dem Kinn zu nimmt die Breite schnell ab, indem der Unterkiefer meist ziemlich spitz nach vorne zu endigt und im Ganzen sehr klein und schwach ist. Die Augenspalten erscheinen fast immer sehr klein und stehen meistens nicht regelmässig, sondern ein wenig schief nach unten und aussen. Die Augenlider sind häufig geröthet und geschwollen (durch Con-junctivitis), wahrscheinlich von dem unaufhörlichen Aufenthalt in dem dichten, fast

erstickenden Rauch innerhalb der Gammen (Zelte), und von den rauhen Winden, welche über die kahlen Berge hinwegpfeifen oder auch von den blendenden Schneefeldern. Die Wimpern und Brauen sind meist sehr sparsam. Was die Farbe des Auges betrifft, so ist diese sehr verschieden. Die Sclerotica ist wie gewöhnlich weiss. Die Iris zeigt jedoch alle möglichen Farben von hellblau, graublau, graubraun, grau und braun gefleckt, hellbraun, haselbraun u. s. w. bis dunkelbraun, doch nirgends sah ich so vollkommen schwarze Augen, wie ich sie bei dunklen Finnländern im Norden am Gwallo und Kitinin-Flusse fand; hier beobachtete ich kohlschwarze Färbung der Regenbogenhaut. Die Nase trägt auch ein ziemlich constantes Gepräge, welches sie als besonderes Merkmal kennzeichnet; sie ist sehr breit in ihrer ganzen Länge, von dem Ansatz am Stirnbein bis zur Spitze; speciell an den Nasenflügeln zeigt sie eine beträchtliche Breite. Dabei ist sie kurz, was sehr charakteristisch ist, ausserordentlich flach, wenig eingebogen. Der Mund ist im Allgemeinen ziemlich gross (breit). Die Lippen mässig dick, zuweilen, namentlich bei jüngeren oder alten Individuen auffallend dünn, wie sich bei diesen auch viele feine, dünne Faltungen der Lippen-schleimhaut bemerkbar machen. Die Zähne (Taf. IX. Fig. 5—6) sind meist wohlgeformt und gut erhalten, nur einige Male traf ich angefressene oder fehlende Backzähne. Der Unterkiefer ist meist klein und schwach entwickelt und läuft nach vorn ziemlich spitz zu. Die Ohren sind fast regelmässig klein und schön geformt. Die Hautfarbe ist sehr verschieden; da die Lappen immer von den auf ihrer Haut abgelagerten Unreinlichkeiten, Fett, Staub, Schweiss u. s. w. eine kaum zu beschreibende Farbe annehmen, so gebrauchte ich gewöhnlich die Vorsicht, einige Stellen des Körpers mit Wasser und Seife, so gut ich konnte, rein zu waschen. So fand ich, dass Viele eine bedeutend hellere und klarere Hautfarbe besitzen, als man zuerst vermuthen sollte. Meist ist es eine schmutzig grauweisse oder gelbbraune oder olivenbraune Farbe, welche bis tief nussbraun werden kann. Doch habe ich bei Kindern und bei jungen Mädchen einen wunderschönen, weissen Teint gefunden, mit rothen Backen, wie man hier bei uns häufig bei jüngeren Individuen auf dem Lande sie findet, wo man sagt, „wie Milch und Blut“. Diese hatten auch meist blondes Haar und lichte Färbung der Iris.

Das Kopfhaar ist gewöhnlich glatt und bei den Männern von ziemlich grober Beschaffenheit, bei den Frauen länger und feiner. Der Bart bei den ersteren ist meist nur dürftig entwickelt; die Haare stehen sehr sparsam und vereinzelt, häufig borstenförmig, vom Gesichte ab. Die Farbe des Kopfhaars ist sehr verschieden und sowohl hier wie bei den Augen und der Haut lässt sich schwerlich ein Allgemeinsatz aufstellen, da die individuellen Schwankungen sehr gross sind, wie wir schon aus den wenigen, in der Tabelle II und IIa aufgeführten Fällen sehen. Unter den von mir mitgebrachten Haarproben haben wir von Goldgelb und Hellblond bis zum Schwarzbraun fast alle Farbenschattirungen. Gewöhnlich ist es ein schmutziges Braun, welches bei auffallendem Lichte einen gelblichbraunen Schimmer hat. Die Augenbrauen und Wimpern haben gewöhnlich eine etwas dunklere Farbe als das übrige Haar. Die Barthaare dagegen sind von gleicher Farbe, ja zuweilen etwas lichter als das Kopfhaar.

Dass die Lappen einen besonderen Körpergeruch besitzen, könnte ich meiner Erfahrung nach nicht behaupten, obwohl häufig auf dem Marsche oder in den Booten, wenn die Leute sehr schwitzten, der Wind einen widerlichen Geruch von Schweiss in die Nase wehte. Dasselbe war der Fall, wenn die Lappen ihre Schuhe auszogen und das darin befindliche Senn (*Carex vesicaria*) herausholten. Es ist dies eine Art Sumpfgras, welches sie zwischen zwei Steinen in feine Fibrillen zerschlagen, um eine zarte, warme Fussbekleidung zu haben, Wenn sie, wie sie dieses regelmässig zu

thun gewohnt sind, dieses Gras herausnehmen und in der Nähe des Lagerfeuers zum Trocknen aufhängen, so machte sich oft ein äusserst widerlicher Geruch bemerkbar. Indess ist dieses leicht erklärlich. Von einem spezifischen Geruch habe ich jedoch nichts wahrgenommen.

Was die Körperkraft der Lappen anbetrifft, so lässt sich hierüber mit Bestimmtheit nicht viel sagen, da die einzelnen Schwankungen sehr gross sind, wie aus den mit Regnier's Dynamometer angestellten und in der Tabelle aufgeführten Versuchen hervorgeht. Nichtsdestoweniger fand ich, dass im Allgemeinen Männer sowohl wie Frauen ziemlich kräftig sind und eine ausserordentliche Ausdauer besitzen, dass sie auf dem Marsche fast unermüdlich sind und in dieser Beziehung kaum etwas zu wünschen übrig liessen.

Die Wohnungen der Lappen sind verschiedenartig. Die der Nomaden bestehen einfach aus einem Zelt, welches aus einigen zusammengestellten Stangen und darüber gelegten Renthierfellen mit zwei Oeffnungen, einer etwas grösseren, zum Ein- und Ausgang dienenden, und einer oberen, in der Spitze des Zeltes gelegenen, kleineren, durch welche der dichte Rauch nur zum geringen Theil entschlüpft, gebildet wird. Dieses sind die Gammen der Fjeldlappen. (Ausführliche Beschreibungen derselben finden sich in Leem's, Keilhau's, von Buch's, Fries', v. Düben's etc. Beschreibungen der Lappländer). Die Sjö-lapper (Fischlappen) und die in Colonien sich niederlassenden Lappen, wie in Karasjok, Kantokeine, haben für den Winter feste Wohnplätze, aus gefällten Baumstämmen und dazwischen gestopften Steinen, Moos und Erde bestehend. Im Sommer ziehen die meisten derselben an die Ufer der Flüsse und Seen, um dort den Fischfang zu betreiben, und bauen sich entweder Gammen, ähnlich denen, welche die Berglappen führen, oder häufiger errichten sie sich aus Birken- oder Fichtenrinde eine Wohnung, welche ihnen während des ganzen Aufenthalts als Lager dient.

Ihre Kleidung ist im Winter gewöhnlich überall ziemlich dieselbe: eine mit Pelz besetzte Mütze, eine „Peske“ oder Rock aus Renthierfellen mit hohem Kragen (nicht, wie die Samojuden, Kopf- und Rumpfbedeckung in einem Stück). Die Beinkleider und schnabelförmig spitzen Schuhe bestehen aus demselben Stoff, doch sind bei letzteren, im Gegensatz zu denen, welche sie den Sommer über tragen, die Haare nach aussen gewendet. Die Kopfbedeckung der Norwegischen und Finnischen Lappen ist verschieden von der der Schwedischen: während die der letzteren die Form eines Zuckerhuts hat, tragen bei den ersteren die Männer eine mit ca. 6 cm. breitem Stirnband besetzte Mütze, deren Deckel wie ein dickes vierkantiges Kissen aussieht und gegen 12 cm. breit ist. Die Frauen tragen eine Art Haube, in welche ein schnabelförmig ausgeschnittenes Holzstück hineingesteckt wird, so dass das Ganze einem alten Helm äusserst ähnlich sieht. Im Sommer sind die Kleider anstatt aus Pelz von dickem, grobwohlenem, blau, grün oder rothgesticktem Zeug gefertigt und alle Kanten mit bunten Tuchstreifen besetzt, so dass es ein recht zierliches Aussehen bietet. Eigenthümlich ist es anzusehen, wie die Lappen ihren Rock als „Behälter“ für alles benutzen. Taschen haben sie nicht. Geld verwahren sie gewöhnlich in einem langen Beutel, einer Börse ähnlich, welcher um den Hals gebunden wird, so dass beide Enden auf der Brust hängen. Da nun der Kittel durch einen Gürtel (aus Leder) in der Mitte zugeschnürt und abgeschlossen ist, so benutzen sie die obere Hälfte als Vorrathskammer; hier wird das Gras, welches sie um ihre Füsse wickeln, die Nahrungsmittel, die Schnapsflasche beherbergt. So ein kleiner Lappe macht häufig einen recht komischen Eindruck, er sieht aus, wie eine wandelnde Tonne.

Der aus Renthier- oder sonstigem Leder angefertigte Gürtel ist häufig mit kleinen Messingplatten und Perlen verziert. Oft sieht man neben dem an der linken Seite herunterhängenden langen Messer und einigen kleineren Ledertaschen für Feuerzeug,

Tabak u. s. w., auch die Zähne von Wölfen, Bären, Vielfrassen, kurz den auf der Jagd erlegten Thieren, an kleinen Ledersträngen herabhängen. Ausserdem tragen sie noch sonderbar ausschende Messingfiguren, Talismane u. s. w.

Die Nahrungsmittel und die sonstigen Verhältnisse der Lappen sind oft recht dürftig und erbärmlich. Die Nahrung ist meist animalisch; das Fleisch wilder Thiere, der Renthier, der Vögel und Fische, welche letztere im Sommer fast die ausschliessliche Nahrung gewähren, neben den in den Mooren in höchster Ueppigkeit wachsenden Multe- und anderen Beeren. Letztere machen die Lappen auch ein für den Winterbedarf, da sie ihr einziges Gemüse bilden.

Brode, harte, trockene, kreisrunde Kuchen erlangen sie durch den Handel. Fett, Oel und Thran geniessen sie mit Vorliebe, wie ich aus Erfahrung weiss.

Ich hatte zum Bestreichen des Gesichtes beim Abgypsen desselben zu Anfang feines Olivenöl verwendet, doch zu meinem grossen Schaden und Verdruss, denn kaum hatte ich das Oel aufgepinselt, so leckten sie die Lippen und, soweit die Zunge reichte, alles ab. Später nahm ich schlechten übelriechenden Thran, doch ohne merklichen Erfolg.

Die Lappen gehören jetzt meist der Lutherischen Konfession an. Ueberall sind Missionen errichtet, und die Schulbildung ist weit besser, als man vermuthen sollte. Trotzdem hängen sie noch sehr an ihrem alten Aberglauben und ihren Zauberkünsten, wie schon die an ihrem Gürtel und sonst befestigten mystischen Figuren und Zeichen bezeugen. Ich traf viele unter ihnen, welche gut lesen und schreiben konnten, und ich besitze einige Briefe, welche von Lappen in ihrer eigenen Sprache geschrieben sind und deutliche, schöne Schriftzüge erkennen lassen. Im Allgemeinen sind sie geistig geweckter und entwickelter als man glauben sollte.

Wie schon erwähnt, ist der Fischfang der Haupt-Ernährungsbetrieb der Sjö-lapper (Fischlappen). Um die Hütten oder Zelte derselben sieht man Tausende von gedörrten Fischen und Fischköpfen in laugen Schnüren zusammengereiht aufgehängt. Sonst besitzen sie ausser ihren Netzen, Garnen, Booten, und vielleicht einigen Renthieren und Schafen nichts. Der Reichthum der Berglappen besteht in den vielen zahmen Renthieren, deren Fleisch, Felle und Hörner sie verkaufen. Diese Heerden sind oft sehr gross: die eines einzigen Lappen zählt häufig mehrere tausend Stück. Während meines Aufenthalts hatte ich die höchst seltene Gelegenheit, eine sehr grosse Anzahl derselben zusammen zu sehen und das ganze Treiben zu beobachten.

Wenn die Winde nämlich sehr warm sind — am Varanger gewöhnlich der Südost — dann sammeln sich die Thiere und ziehen in einer grossen Heerde der Küste zu, wo auf den an die See grenzenden Höhen durch die vom Eismeer herüberwehenden kalten Winde eine kühlere Temperatur herrscht. Es traf nun zu, dass ein solcher Südostwind sich einstellte, und wir erfuhren, dass eine grosse Anzahl von Renthieren sich der Küste näherten und der Eigenthümer nicht weit davon in den Gebirgen weile. Ich schickte sogleich in der Nacht einen Boten ab mit dem üblichen Freundschaftszeichen — einer Flasche „Aquavitae“, damit der Nomade seine Hunde aussenden könne und die Thiere mehr zusammentreibe. Am Morgen brachen wir früh auf, aber erst nach langem Marsche sahen wir, weit entfernt, eine Zahl beweglicher Punkte über die Berge sich ausbreiten, endlich kamen sie immer näher, und zuletzt waren wir auf allen Seiten von Renthieren umzingelt. Die mächtigen Geweihe sahen einem Wald von dünnen Aesten gleich. Soweit das Auge reichte, sah man nichts als die graubraunen oder weissen Thiere, welche sich mit einem eigenthümlich knisternden Geräusch bewegten. Es war ein wunderhübscher, kaum zu beschreibender Anblick, ähnlich

wie im Sommer die grossen, auf der amerikanischen Prairie umherziehenden Büffelheerden.

Die Lappen zeigten uns nun ihre Fertigkeit mit dem Gewehr und dem Wurfseil (lasso), welche sie äusserst geschickt zu handhaben verstanden. Besonders auffallend war die Art, wie die jungen Böcke beschnitten wurden. Es wurde ein solches Thier mit dem Seil eingefangen; wenn es keine Hörner hatte, wurde ihm der Strick um die Hinterbeine, während es im Laufe war, geworfen, Nachdem der Lappe sich demselben, welches sich mit aller Kraft entgegenstemmte, indem er Hand über Hand das Seil einholte, genähert hatte, fasste er es schnell bei den Hörnern oder am Kopfe, und warf es auf den Rücken; dann fasste er den Bock bei den Hinterbeinen und, indem er sich bückte, biss er mit seinen Zähnen den Funiculus spermaticus entzwei, wonach er das Thier wieder laufen liess. Soweit mir bekannt, findet ein ähnliches Verfahren bei den Schafen der Schottischen Hochländer zuweilen statt.

Betrachten wir nun noch flüchtig die sogenannten Skolterlappen, welche diesen Namen deshalb führen sollen, weil sie häufig mit einer Art von Kopfschorf behaftet sind, bei dem ihre Haare verloren gehen. Ich selbst habe am ganzen Paswig entlang, an dem sie sich hauptsächlich während des kurzen Sommers niederlassen, um dort den reichen Fischfang zu verfolgen, keinen von solcher Krankheit betroffenen Lappen gesehen. Nach meiner Ueberzeugung sind die meisten derselben in keinerlei Beziehung mit den uns bekannten Lappen zu bringen, obwohl nicht selten eine Mischung beider vorkommen mag. Sie machen vielmehr einen dem russischen Typus entsprechenden Eindruck, ihr Aeusseres schien mir mit dem der gewöhnlichen Russischen „Mujik“ übereinstimmend zu sein.

Sie gehören der Griechisch-Katholischen (Russischen) Kirche an, welche an verschiedenen Stellen hier kleine Missionen errichtet hat, um welche die kleinen Hütten der Lappen mit ihren Vorrathshäusern gelegen sind. Diese Hütten sind meist aus Baumstämmen, Steinen, Moos und Erde gebaut, so niedrig und klein, dass man darin weder aufrecht stehen, noch kaum der Länge nach ausgestreckt liegen kann. Um ein jedes Haus sieht man einige kleine kastenförmige Vorrathshäuschen stehen, welche auf Pfählen, ungefähr ein bis anderthalb Meter von der Erde, erbaut sind; wahrscheinlich um die darin sich befindenden Nahrungsmittel, die gedörrten Fische u. s. w. vor Thieren, speciell dem Lemming (*Mus lemmus*) zu schützen. Ausserdem sieht man hier und da einige kleine umgestülpte Lappen-Schlitten, lange Reihen von gedörrten Fischen und Fischköpfen, längs dem Ufer die ausgespannten Netze und Garne, einige kleine flache Boote, dazu noch einige Hunde und Schafe, oder auch einige Renthier, meist grösser als die der Norwegischen Lappen. Das bildet das ganze Besitzthum dieser Leute. In ihrer Tracht sind die Skolterlappen von den Nomaden und Sjö-lapper verschieden, und mehr derjenigen gleich, welche wir im Norden Russlands antreffen. Die Frauen tragen im Sommer, ausser einem aus dickem Wollzeug bestehenden Kleid und Hosen, als Kopfbedeckung eine Art thurmformigen Hut, welcher meist aus scharlachfarbenem Tuche gemacht und reich mit Perlen und glänzenden, aus Muschelschalen geschnitzten Plättchen verziert ist. Hierüber wird dann noch ein grosses buntes Tuch gebunden, behufs der Befestigung. Die Männer haben meist dieselbe Tracht, wie die nördlichen Russischen Bauern. Im Winter dagegen tragen sie meist Pelze, welche sie aus Schaf- oder Renthierfellen anfertigen, doch im Gegensatze zu den anderen Lappen gewöhnlich die Haare nach innen. Das Aeussere der Skolterlappen ist auch von dem der Nomaden gänzlich verschieden. (Auch in Russisch Lappland gibt es Nomaden oder Lutherische Lappen, welche wahrscheinlich meist aus Norwegen hinübergewandert sind.

Diese sind natürlich den anderen Fjeldlappen vollkommen gleich.) Die Skolterlappen haben einen längeren und höheren Schädel.

Die Gesichtszüge tragen einen regelmässigeren Charakter, ein mehr Europäisches oder besser gesagt, Russisches Gepräge. Die Stirn ist höher. Die Breite des Gesichts, im Verhältniss zur Höhe, macht sich nicht so bemerkbar. Die Augenspalten sind grösser, die Augenwimpern und Brauen von stärkerem Wuchs, sowie überhaupt das Kopf- und Barthaar, da zuweilen der Bart fast das ganze Gesicht überzieht.

Die Farbe der Augen ist meist blau, grau oder graubraun. Die Haut gewöhnlich gelbbraun, — die Haare von schwarzbrauner, auch hellbrauner Farbe. Die Nase ist, gegenüber der vorhin besprochenen breiten und flachen Nase der Scandinavischen Lappen, hier prominent, lang und spitz; die Züge überhaupt sind schärfer markirt.

Die Gesichtszüge der Frauen sind zuweilen sehr schön und wohlgeformt. Der Körper des Skolterlappen ist meist wohlproportionirt und kräftig, die Beine haben weder die eigenthümliche Krümmung, noch die auffallende Kürze, wie bei den anderen Lappen. Die Nahrung besteht vorzüglich aus Fischen und Beeren. Fleisch geniessen sie nur selten, obwohl sie es gierig verzehren, wenn man es ihnen darreicht. Ich schlachtete ein von ihnen gekauftes Schaf und erlaubte ihnen, die Eingeweide und das Fell zu behalten. Sogleich fielen sie darüber her, tranken das frische Blut und assen mit Begierde rohe Bissen, wie sie dieselben bekamen.

Es kommen auch die Norwegischen Lappen häufig nach Vadsö während der Zeit, wo dort die Walfische geschlachtet werden, und stehen herum, wenn ein solches Thier zertheilt wird, um hier und da einen Bissen zu erhaschen.

Ueber die Sittlichkeit der Leute lässt sich nicht viel sagen. Dem Anscheine nach ist sie nicht bedeutend. Die Unreinlichkeit und Unsauberkeit ihrer Person und Umgebung ist kaum zu übertreffen; es wimmelt von Ungeziefer. Selbst die sonst nicht allzu sauberen norwegischen Lappen scheuen jede nähere Berührung mit diesen Leuten und suchen sich als Nachtlager eine so entfernte Schlafstelle als nur möglich. Es war interessant zu sehen, wie eine junge Skolterlappin, als wir bei einem kleinen Dorf am Wagotdin jaure (Pasvig) landeten, mit der grössten Gemüthsruhe, während sie sich mit dem Kochen beschäftigte und mit uns durch den Dolmetscher sich unterhielt, in den Haaren eifrig wühlte und dann und wann ein verdächtiges Geräusch wahrnehmen liess, ja noch weiter ging, so dass es mir die Aesthetik verbietet, das Weitere zu schildern. Ich erinnerte mich, Aehnliches gesehen zu haben unter den Sioux- und Chippeway-Indianern in Dakotah und Minnesota, wo die Squaws (Weiber) ihre Mussestunden in ganz ähnlicher Weise ausfüllen.

Die Lappen hier speeren auch Lachse und Lachsforellen in ganz ähnlicher Weise, wie ich es bei den obenerwähnten Indianerstämmen gesehen habe, obwohl sonst keine verwandten Eigenschaften zu finden waren. Sobald der Winter naht, ziehen die meisten derselben in ihre Winterquartiere in den Wäldern. Fast alle sprechen gut Russisch, sowie ein Gemisch von Lappisch, Finnisch und Russisch oder auch Norwegisch, je nachdem sie mit den verschiedenen Nationalitäten in Verkehr stehen.

Meine Beobachtungen über die physischen Verhältnisse habe ich in den nachfolgenden Tabellen zusammengestellt. —

Herr Virchow sprach Herrn v. d. Horck besonderen Dank aus für die ebenso anstrengenden, als erfolgreichen Arbeiten, denen er sich in Lappland unterzogen hat. Die von ihm mitgebrachten Gypsabgüsse seien ganz vortrefflich und in hohem Maasse geeignet, als Modelle zu dienen. Ganz besonders überraschend sei die grosse Zahl guter Schädel; welche Herr v. d. Horck mitgebracht habe; es seien mehr, als,

ausser den eigentlich skandinavischen Museen, wahrscheinlich in allen europäischen Sammlungen zusammen vorhanden seien, und obwohl Herr Barnard Davis einen Theil derselben gemessen und die Zahlen veröffentlicht habe, so gewähre die unmittelbare Anschauung doch eine viel sicherere Grundlage.

Herr Virchow zeigt zugleich colorirte und höchst gelungene Abbildungen, welche Herr Dworzaczek für ihn von den in der Sitzung vom 16. October der Gesellschaft vorgestellten Lappen hergestellt hat. So sehr diese Bilder mit den von Herrn v. d. Horck gelieferten Schilderungen übereinstimmen und so sehr dadurch die Evidenz ihrer Aechtheit erhöht wird, so wird es doch erst mit dem, nunmehr herbeigeschafften Material möglich, eine allseitige Darstellung dieses merkwürdigen Volkes auf Grund eigener Untersuchungen zu liefern. —

(15) Hr. Güssfeldt beendet unter Vorlegung zahlreicher ethnologischer Gegenstände seine Mittheilungen

über die Bewohner der Loango-Küste.

(Ausführliche Mittheilung in der Zeitschrift für Ethnologie.)

(16) Geschenke:

- A. Lorange: Samlingen af Norske Oldsager i Bergens Museum. Bergen 1876.
 W. Rensch: Jahrbuch des deutschen Lehrervereins 1876. (Darin ein Bericht, die anthropologische Untersuchung der Schulkinder in Preussen betreffend.)
 Von Hrn. Hartmann: Jeffries Wyman. Biography and Memorial Meeting of the Boston Society of Natural History. 7 Oct. 1874.
 Putnam: Archaeological researches in Kentucky and Indiana 1874.
 N. S. Shaler: Antiquity of caverns and cavern life of the Ohio valley. Boston 1875.
 The same: Recent changes of level of the coast of Maine. Boston 1874.
 E. Mohr: Von Bremen nach den Mosiwatunya. Leipzig 1872.

Tabelle I.	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13
	♂	♂	♀	♂	♂	♀	♀	♀	♂	Norwegische Lappe			
1. Die aufrechte Höhe vom Scheitel bis zur Sohle ¹⁾	Cm. 144·5	Cm. 152·8	Cm. 146	Cm. 153·3	Cm. 154·5	Cm. 150	Cm. 141·0	Cm. 133·5	Cm. 152	—	—	—	—
2. Die grösste Länge des Schädels vom Stirn-Nasenwulst bis zum äussersten Vorsprung des Hinterhaupts = L	Mm. 172	Mm. 177	Mm. 171	Mm. 184	Mm. 176	Mm. 179	Mm. 168	Mm. 165	Mm. 177	183	172	174	177
3. Die grösste Breite des Schädels über den Ohren = B	159	154	152	159	159	154	146	149	158	167	155	147	16
4. Die Höhe des Gesichts von der Nasenwurzel bis zum unteren Kinnrande	104	110	107	116	111	113	101	103	112	112	101	111	11
5. Die obere Breite des Gesichts von dem unteren vorderen Rande des einen Wangenbeins bis zu demselben Punkte des anderen	109	112	114	113	116	115	105	110	116	—	—	—	—
6. Die untere Breite von einem Unterkieferwinkel zum andern	113	115	110	109	114	111	109	107	114	—	—	—	—
7. Die Jochbreite von der am meisten vorspringenden Stelle des einen Jochbogens bis zur entgegengesetzten	134	137	132	139	135	134	130	127	135	—	—	—	—
8. Die Nasenhöhe von der Wurzel der Nase bis zum Ansatz der Nasenscheidewand an der Oberlippe . .	50	55	51	62	57	53	48	45	57	—	—	—	—
9. Höhe des Kopfes in aufrechter Stellung vom Scheitel bis zum Kinn .	348	351	347	376	354	359	341	343	358	—	—	—	—
10. Aufrechte Höhe des Schädels vom äusseren Gehörgange bis zum Scheitel = H	126	132	127	138	130	133	124	120	131	—	—	—	—
11. Gerade Entfernung der beiden äusseren Ohröffnungen von einander . .	133	137	136	147	136	135	128	130	139	—	—	—	—
12. Obere Nasenbreite von einem inneren Augenwinkel zum anderen . .	29	38	37	26	41	35	28	30	39	—	—	—	—
13. Untere Nasenbreite vom äusseren Ansatz des einen Nasenflügels zum anderen	20	24	18	19	23	26	17	15	24	—	—	—	—
14. Länge des Nasenrückens von der Wurzel bis zur Spitze	49	62	50	65	58	55	46	44	59	—	—	—	—
15. Länge (Breite) des Mundes	51	59	42	47	54	61	44	38	57	—	—	—	—
16. Entfernung der Mitte der Nasenwurzel von der äusseren Ohröffnung .	116	123	115	125	121	124	114	113	122	—	—	—	—
17. Entfernung des Ansatzes der Nasenscheidewand an der Oberlippe von demselben Punkte	120	138	121	148	158	147	124	119	143	—	—	—	—
18. Entfernung der Mitte des vorderen Randes der Oberlippe von demselben Punkte	118	126	117	127	122	126	113	114	124	—	—	—	—
19. Entfernung des Kinnes von demselben Punkte	129	139	128	135	134	138	126	126	—	—	—	—	—
20. Horizontaler Kopfumfang, gemessen über die am meisten hervorragende Stelle am Hinterhaupt und den tiefer liegenden Theil der Stirn (Glabella)	547	559	525	570	525	562	527	523	564	569	525	543	55
21. Kopfbogen von der äusseren Gehörgangöffnung zur anderen senkrecht über den Kopf gemessen	370	381	363	395	377	374	359	357	367	—	—	—	—
Breiten-Index (L : B = 100 : x) ²⁾ . . .	87·2	87·0	89·4	86·4	90·3	86·0	86·9	90·3	89·2	91·2	90·1	84·4	90·
Höhen-Index (L : H = 100 : x) ³⁾ . . .	73·2	74·6	74·2	75	73·8	74·2	73·2	73·3	74·01	—	—	—	—

1) Mittel von 27 Messungen = 147·5

2) Mittel = 88·4 Mm. (13).

3) Mittel = 73·8 Mm. (9).

15	16	17	18
Norweg. Lappe Puolmac — — Weib 39	Norw. Lappe. Karlebotn — — Mann 28	Norweg. Lappe Kantekeino — — Mann 54	Norweg. Lappe Nasseby — — Mann 19
ziemlich schlecht genährt, Haut sehr runzlig u. faltig	ziemlich kräftig, mittelmässiger Er- nährungszustand	äusserst mager und schlecht genährt, Haut liegt in dicken Falten auf	sehr gut genährt, kräftig gebaut
breit, mässig hoch	ziemlich breit, aber etwas hoch	ziemlich breit und niedrig	sehr breit u. niedrig
rundlich	rundlich	rundlich	mehr rund
orthognath	orthognath	orthognath	orthognath
— —	69 142	65 130	53 114
— —	— —	— —	— —
schmutzig gelb-	hell weiss	dunkel schmutzig	dunkelbraun

der Nase	der Mundes	Halses und Nackens	Hals gedrunnen, kurz
"	"	"	Mund sehr breit
"	"	"	der Brust
"	"	"	der Brüste
"	"	"	des Bauches
"	"	"	des Gesässes
"	"	"	Geschlechtstheile
"	"	"	Beine
"	"	"	Waden
"	"	"	Grösse der Hände
"	"	"	der Füsse
"	"	"	Höhe vom Scheitel zur Sohle
"	"	"	mittelgross
"	"	"	breit u. kurz
"	"	"	158 Cm.

Sehe Tabelle II
Krumm, etwas nach
anssen
dick

Tabelle II

	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	
a) Nationalität	Norw. Lappe- Süd-Varanger	Norw. Lappe- Jachob's Reithörrecht Lappländisch	Norweg. Lappe- Norden Reithörrecht Lappländisch Mann 21	Norw. Lappe- GethagsSüd-Varanger Reithörrecht Mann 15	Norw. Lappe- Jachob's Reithörrecht Mann 27	Norw. Lappe- Varanger-Gelebrø — Mann 26	Norw. Lappe- Süd-Varanger — Weib 13	Norw. Lappe- Varanger — Weib 12	Norw. Lappe- Varanger — Weib 13	Norw. Lappe- Nellen — Mann 11	Norw. Lappe- Thomsen etc. — Mann 47	Norw. Lappe- Thomsen etc. — Weib 42	Norw. Lappe- Nasseby — Mann 19	Norw. Lappe- Pudmar — Mann 46	Norweg. Lappe- Pudmar — Weib 39	Norw. Lappe- Karlebø — Mann 28	Norweg. Lappe- Kattekeo — Mann 14	Norweg. Lappe- Nasseby — Mann 19	
a) Ernährungsstand des Körpers	sehr gut	sehr schlecht, mager, abgemagert	sehr gut	etwas mager	ziemlich mager, Haut aber kräftig	mager und Haut sehr dünn	mager und Haut sehr fein	Schwächlich, sehr mager und dünne Haut — fast ohne Fettschicht	Wohlgenährt, doch Fettschicht der Haut sehr dünn u. fest anliegend	kräftig gebaut, doch Haut sehr dünn u. fest anliegend	etwas mager, Haut ziemlich dünn und faltig, speziell an den Lippen	ziemlich mager u. schlecht genährt, Haut sehr dünn u. faltig	kräftig und gut ernährt	schlecht genährt, mager und Haut sehr faltig	ziemlich schlecht genährt, Haut sehr ruhmig in dicken Parten	ziemlich kräftig, mittelmäßig Er- nährungsstand	fasters mager und schlecht genährt, Haut liegt in dicken Parten auf	sehr gut genährt, kräftig gebaut	
a) Schädelform	mehr breit	mehr breit	etwas lang mehr hoch	ziemlich breit und niedrig	etwas breit und niedrig	mehr breit und niedrig	mehr breit u. mittel mäßig hoch	kleiner Kopf, doch verhältnismäßig breit u. niedrig	mehr breit und niedrig	ziemlich breit, doch etwas höher als ge- wöhnlich	sehr breit u. zum- loch niedrig	weniger breit, mäßig hoch	ziemlich breit und niedrig	breit, mäßig hoch	breit, mäßig hoch	ziemlich breit, aber etwas hoch	ziemlich breit und niedrig	sehr breit u. niedrig	
b) Breite	mehr kurz	ziemlich niedrig	mehr hoch	rundlich	rundlich	rundlich	rundlich	rundlich	rundlich	rundlich	rundlich	etwas lang u. h.	rundlich	rundlich	rundlich	rundlich	rundlich	rundlich	mehr rund
c) Höhe	niedrig	niedrig	niedrig	niedrig	niedrig	niedrig	niedrig	niedrig	niedrig	niedrig	niedrig	niedrig	niedrig	niedrig	niedrig	niedrig	niedrig	niedrig	niedrig
d) Beschreibung der allgemeinen Gestalt	rundlich	stark	oval	rundlich	rundlich	rundlich	rundlich	rundlich	rundlich	rundlich	rundlich	etwas lang u. h.	rundlich	rundlich	rundlich	rundlich	rundlich	rundlich	mehr rund
Kieferstellung	orthognath	orthognath	orthognath	orthognath	orthognath	orthognath	orthognath	orthognath	orthognath	orthognath	orthognath	orthognath	orthognath	orthognath	orthognath	orthognath	orthognath	orthognath	orthognath
Muskelstärke	29 Kilo	rechte Hand ver- stärkt	12	11	11	24	14	11	15	22	24	24	48	21	—	63	142	160	55
b) Druck	35 Kilo	—	—	24	27	47	18	16	27	41	41	41	114	—	—	—	—	—	114
Schärfe der Sinne:																			
a) Auge	sehr gut	etwas Myopie	sehr gut	gut	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
b) Ohr	gut	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
c) Nase	Tatsache normal	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Farbe																			
a) Haut	dunkel olivenbraun	dunkelbraun	rötlich-weiß	braunrot	rötlich-weiß	hell gelbbraun	dunkelbraun	reine weiße Haut- farbe	klar rötlich-weiß	rötlich-weiß (im Gesicht viel Son- nenbräune)	dunkel olivenbraun	dunkel schmutzig braun	hell weiß	dunkel oliv.	schmutzig gelb- braun	hell weiß	dunkel schmutzig gelbbraun	dunkelbraun	dunkelbraun
b) Lippen	rötlich	blaurot	bläulich-rot	dunkelrot	rot	bläulich braunrot	rot	bläulich weiß rosa	rot	schmutzig weis- rot	rot	schmutzig gelb- braun rot	rot	schmutzig gelb- braun	rot	bläulich-weiß rot	bläulich-weiß rot	bläulich-weiß rot	bläulich-weiß rot
c) Nägel	braunrot	braunrot	weißlich-rot	gelbbraun-rot	Müdelei weiß	braunrot	schmutzig gelb- braun	schmutzig weiß rosa	schmutzig weis- rot	schmutzig gelb- braun rot	gelblich braun	schmutzig braun- weiß rot	weiß rötlich	schmutzig gelb- braun	weiß rot	bläulich-weiß rot	schmutzig gelb- braun	schmutzig gelb- braun	schmutzig gelb- braun
Farbe und Beschaffenheit:																			
a) des Kopfhaars	schwarz, sehr lang, große u. von feiner Textur	grauschwarz, kurz etwas schief nach unten u. ausßen	hellblond, ziemlich feine Textur	schmutzig braun u. ziemlich grob	schmutzig hellbraun, lang u. fein	lichtbraun, etwas grob, lang	dunkelbraun sehr fein	hell-weiß blond, glockenförmig, lang u. seidensartig	hellblond fein und lang	schmutzig gelb- braun, lang, etwas großer Textur	braun-schwarz, lang, ziemlich grobe Textur	schmutzig braun, lang, ziemlich grober Textur	schmutzig gelb- weiß lang u. weich	schwarz, leamm schmutzig, lang, sehr grober Textur	licht-schmutzig braun lang, ziemlich weich	hellblond lang und grob	schwarz braun, mit lang und sehr grober Textur	dunkelbraun lang, ziemlich weich	dunkelbraun
b) des Bartes	—	—	kein Bart	kein Bart	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Behaarung des Körpers	—	nicht sehr stark	nur wenig	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Farbe																			
a) der Regenbogenhaut des Auges	dunkelbraun	dunkel braun	grünlich mit braun- en Flecken	hellbraun	grünlich	grünlich	grünlich	hellblau	grünlich	hellblau	dunkelbraun	dunkelbraun	grünlich	hellbraun	blau	hellbraun	schwarz braun	braun	braun
b) der Iris	weiß-gelblich	weißlich	weißlich	weiß	weiß	weiß	weiß	weiß	weiß	weiß	weiß	weiß	weiß	weiß	weiß	weiß	weiß	weiß	weiß
Form des Auges	klein, oval-länglich	klein, lang-oval	klein, lang-oval	klein, lang-oval	klein, lang-oval	klein, lang-oval	klein, lang-oval	klein, lang-oval	klein, lang-oval	klein, lang-oval	klein, lang-oval	klein, lang-oval	klein, lang-oval	klein, lang-oval	klein, lang-oval	klein, lang-oval	klein, lang-oval	klein, lang-oval	klein, lang-oval
Stellung des Auges	etwas schief nach unten u. ausßen	etwas schief nach unten u. ausßen	etwas schief nach unten u. ausßen	etwas schief nach unten u. ausßen	etwas schief nach unten u. ausßen	etwas schief nach unten u. ausßen	etwas schief nach unten u. ausßen	etwas schief nach unten u. ausßen	etwas schief nach unten u. ausßen	etwas schief nach unten u. ausßen	etwas schief nach unten u. ausßen	etwas schief nach unten u. ausßen	etwas schief nach unten u. ausßen	etwas schief nach unten u. ausßen	etwas schief nach unten u. ausßen	etwas schief nach unten u. ausßen	etwas schief nach unten u. ausßen	etwas schief nach unten u. ausßen	etwas schief nach unten u. ausßen
Form des Gesichts	mehr rund	mehr rund	rund	ziemlich breit	ziemlich breit	ziemlich breit	breit u. niedrig	breit u. niedrig	breit u. niedrig	sehr breit, niedrig	breit, aber etwas lang	breit und niedrig	breit u. niedrig	breit u. niedrig	breit u. niedrig	breit u. niedrig	breit u. niedrig	breit u. niedrig	breit u. niedrig
der Nase	flach u. breit	sehr flach u. breit	etwas prominent und lang	breit, flach, kurz	breit und flach	etwas lang und flach	klein aber flach	Nase sehr wohl geformt, breit	klein	breit und flach	Nase lang und aufgestülpt	breit und flach	breit und flach	breit und flach	breit und flach	sehr breit u. dick	sehr breit u. flach	breit und flach	breit u. dick
Mund:	sehr groß	mittelgroß	mittelgroß	sehr kurz u. dick	sehr kurz u. dünn	sehr weit	sehr kurz u. dünn	sehr weit	klein	breit	breit	breit	breit	breit	breit	breit	breit	breit	breit
des Röhres und Nackens	sehr kurz und dick	dünn und kurz	sehr kurz u. dick	sehr kurz u. dünn	sehr kurz u. dünn	sehr kurz u. dünn	sehr kurz u. dünn	sehr kurz u. dünn	sehr kurz u. dünn	sehr kurz, mäßig dünn	etwas lang und dünn	kurz und dünn	kurz und mäßig dick	kurz und dünn	kurz, aber dünn	kurz, aber dünn	kurz, aber dünn	kurz und dünn	kurz und dünn
der Brust	wohl geformt	nicht sehr gut (paralytisch)	gut	gut entwickelt	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
der Brüste	etwas hängend, lang kegelförmig	normal	normal	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
des Bauches	normal	normal	normal	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
des Gesichts	breit u. gross	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Beine	kurz, kräftig, bog- enförmig	bogenförmig ge- kürzt	sehr kurz	sehr kurz, gebogen	nach aussen gebogen	ein wenig nach ausßen gebogen	nur wenig gebogen,	ziemlich nach aussen nach aussen gebogen, wenig gebogen,	kurz	kurz	kurz	kurz	kurz	kurz	kurz	kurz	kurz	kurz	kurz
Waden	dick und kurz	dünn	dick	dünn	sehr dick	sehr dick	klein	kurz	kurz	kurz	kurz	kurz	kurz	kurz	kurz	kurz	kurz	kurz	kurz
Glieder der Hände	mittelgroß	mittelgroß	mittelgroß	mittelgroß	mittelgroß	mittelgroß	mittelgroß	mittelgroß	mittelgroß	mittelgroß	mittelgroß	mittelgroß	mittelgroß	mittelgroß	mittelgroß	mittelgroß	mittelgroß	mittelgroß	mittelgroß
der Füße	breit und kurz	breit und kurz	breit und kurz	breit und kurz	breit und kurz	breit und kurz	breit und kurz	breit und kurz	breit und kurz	breit und kurz	breit und kurz	breit und kurz	breit und kurz	breit und kurz	breit und kurz	breit und kurz	breit und kurz	breit und kurz	breit und kurz
Höhe vom Schambein zur Nabel	144 u. 150	141	147	151	145	157	157	157	157	157	157	157	157	157	157	157	157	157	157

Der Rücken meist gebeugt und breit. Das Becken gewöhnlich sehr breit, die Hüften weit bevorstehend, speziell bei den Frauen.

Sitzung am 19. Februar 1876.

Vorsitzender Herr **Virchow**.

(1) Neue Mitglieder:

Herr Architekt Krause in Berlin.

Herr Rath Dr. Brückner sen. in Neu-Brandenburg.

(2) Herr Missionar van Hasselt, als Gast anwesend, hält einen Vortrag über die

Papua's von Neu-Guinea.

Derselbe wird in der Zeitschrift für Ethnologie in erweiterter Form erscheinen.

Herr van Hasselt begann seinen Vortrag damit, dass er ein in seinem Hause als Kinderwärterin dienendes, noch nicht getauftes Papua-Mädchen, Namens Kandaze, der Gesellschaft vorstellte. Er äusserte sich über dasselbe, wie folgt:

„Es ist über die Sitten und Gewohnheiten eines der bedeutendsten Stämme der Papua's von Neu-Guinea, nämlich über den Stamm der Noeforezen, über welche ich ihnen etwas mittheilen möchte. Das Wort Papoea ist ein malaisches Wort und bedeutet krausharig. Sich selbst nennen die Eingebornen Neu-Guinea's jedoch niemals mit diesem Namen. Sie nennen sich immer nach dem Stamm, wozu sie gehören oder noch genauer nach ihrem Wohnort oder Dorf, wenn man die 4 oder 6 Häuser, welche neben einander stehen, so nennen darf. Wohl gibt es in der noeforschen Sprache ein Wort, das dem Laute nach einige Aehnlichkeit hat, aber doch ganz und gar in Bedeutung verschieden ist. Es ist das Wort Papoes, es bedeutet Sachen. Einer Beschreibung des äusserlichen Verhaltens dieses Volkes meine ich entgehen zu sein, da eine lebendige Type dieses Volkes in Ihrer verehrten Versammlung anwesend ist. Der Name dieses Mädchens ist Kandaze, sie gehört zu dem Stamme der Beakkers. In dem Alter von 5 oder 6 Jahren wurde sie durch Leute eines anderen Stammes geraubt, als Sklavin verkauft und kam so nach der Insel Mantinam, wo der seit mehreren Jahren verstorbene Missionar Mosche sie freikaufte und sie als Mitglied des Gesindes angenommen wurde. Sie wird nun das Alter von 15 oder 16 Jahren erreicht haben. Es giebt viele Eingeborne, welche in diesem Alter grösser sind. Aber, obgleich sie eine Type des papuischen Volkes ist, so muss ich nebenbei doch sagen, dass der Ausdruck ihres Gesichtes einen bedeutenden Unterschied mit manchen ihrer Stammgenossen bildet. Das Wüste, Rohe und doch Scheue, das so manchen Eingebornen Neu-Guinea's charakterisirt, ist bei ihr fast verschwunden. Ueberhaupt habe ich bemerkt, dass diejenigen Eingebornen, welche, ohne gerade zu unserem Gesinde zu gehören, sich mehr an uns anschliessen, öfter zu uns kommen und das häusliche Leben eines christlichen Hausgesindes kennen lernen, allmählig etwas sanfter, etwas ruhiger werden, als diejenigen ihrer Stamm-

15	16	17	18
eg. Lappe uolmac	Norw. Lappe. Karlebotu	Norweg Lappe Kautekeino	Norweg. Lappe Nasseby
—	—	—	—
Heib 39	Mann 29	Mann 54	Mann 19
schlecht Haut sehr faltig u. faltig	ziemlich kräftig, mittelmässiger Er- nährungszustand	äusserst mager und schlecht genährt, Haut liegt in dicken Falten auf	sehr gut genährt, kräftig gebaut
mässig hoch	ziemlich breit, aber etwas hoch	ziemlich breit und niedrig	sehr breit u. niedrig
rundlich	rundlich	rundlich	mehr rund
orthognath	orthognath	orthognath	orthognath
—	69	65	51
—	142	130	114
—	—	—	—
—	—	—	—
—	—	—	—
gelblich	hell weiss	dunkel schmutzig	unkelbraun

der Nase	der Brust	der Brust	der Brust
des Mundes	Halses und Nackens	des Gesässes	geschlechtstheile
Halsgedrungen, k	der Brust	des Bauchs	Waden
Mund sehr breit	der Brust	des Bauchs	Beine
breit u. dick	der Brust	des Bauchs	Krumm, etwas na
	der Brust	des Bauchs	anssen
	der Brust	des Bauchs	dick
	der Brust	des Bauchs	mitteltgross
	der Brust	des Bauchs	breit u. kurz
	der Brust	des Bauchs	158 Cm.

Tabelle IIa.

	19	20	21	22	23	24	25	26	27	28	29	30	31	32	33	34	35
a) Nationalität	Schw. Lappe	Schwed. Lappe	Schwed. Lappe	Schwed. Lappe	Schwed. Lappe	Finnischer Lappe	Finnischer Lappe	Finnischer Lappe	Finnischer Lappe	Finnischer Lappe	Finn. Lappe	Finn. Lappe	Russ. oder „Skolter“ Lappe Memkas-jaure	Russ. oder „Skolter“ Lappe Menikas-jaure	Russ. oder „Skolter“ Lappe Wagotdin-jaure	Russ. oder „Skolter“ Lappe Wagotdin-jaure	Russ. oder „Skolter“ Lappe Wagotdin-jaure
b) Geburtsort	Gellivare	Gellivare	Kaaret-suando	Kaaret-suando	Kaaret-suando	Pats-joensu	Pats-joensu	Kultala	Kultala	Kultala	Enare	Enare	—	—	—	—	—
c) Beschäftigung	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
d) Sprache	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
e) Geschlecht	Mann	Frau	Mann	Mann	Mann	Mann	Frau	Mann	Mann	Mann	Mann	Frau	Mann	Frau	Mann	Mann	Weiblich
f) Alter	37 Jahr	23	58	24	19	42	37	46	21	29	49	41	38	26	69	34	28
g) Ernährungszustand des Körpers	mittelmässig, Haut etwas ranzelig	sehr gut genährt, Haut fest und Fettschicht scheinbar gut entwickelt	sehr abgemagert u. die Haut in grossen Falten in Gesicht, Händen etc.	kräftig u. gut genährt, Haut sehr dünn	ziemlich kräftig, etwas mager	ziemlich mager, Haut sehr fein, dünn	gut genährt und kräftig	ziemlich gut genährt, kräftiger Körperbau	ziemlich mager und schwachlich gebant	mässig genährt, Haut sehr dünn, ziemlich kräftiger Körper	sehr mager, Haut des Gesichts und Hände sehr ranzelig und dünn	ziemlich gut genährt u. kräftig	ziemlich kräftig u. gut genährt	sehr wohl genährt, Panniculus stark entwickelt	ziemlich schwach u. äusserst mager, Haut sehr dünn und faltig	Mässig gut genährt, ziemlich kräftig gebaut	sehr gut genährt, Fettgewebe der Haut stark entwickelt
Schadelform:																	
a) Länge	äusserst breit und ziemlich niedrig	ziemlich breit und niedrig	sehr breit und niedrig	ziemlich breit und niedrig	breit u. niedrig	sehr breit u. niedrig	ziemlich breit, aber etwas hoch	sehr breit u. niedrig	ziemlich breit und mässig hoch	ziemlich breit und niedrig	sehr breit u. ziemlich niedrig	breit und mässig niedrig	etwas länglich und hoch	weniger breit, etwas niedrig	etwas lang u. hoch	ziemlich lang und hoch	etwas breit und niedrig
b) Breite	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
c) Höhe	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
d) Beschreibung der allgem. Gestalt	mehr rund	mehr rund	rundlich	rund	rundlich	mehr rund	klein, mehr rund	mehr rund	mehr rund	mehr rund	rundlich	rundlich	mehr lang (oval)	länglich (oval)	oval (länglich)	oval, mehr länglich	rundlich (etwas breiter)
Kieferstellung	orthognath	orthognath	orthognath	orthognath	orthognath	orthognath	orthognath	orthognath	orthognath	orthognath	orthognath	orthognath	orthognath	orthognath	orthognath	orthognath	orthognath
Muskelstärke:																	
a) Hub	56 Kilo	59	44	78	53	65	27	68	49	57	63	31	61	—	43	—	—
b) Druck	118 Kilo	72	93	147	109	131	46	117	68	118	129	57	111	—	72	—	—
Schärfe der Sinne:																	
a) Auge	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
b) Ohr	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
c) Haut	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Farbe:																	
a) der Haut	dunkel graubraun	gelbbraun	schmutzig olivenbraun	hell weisslich	schmutzig grau-weiss	dunkelbraun	dunkel gelbbraun	dunkel gelbbraun	hell weiss grau	hell gelbbraun	grau-gelb weiss	graubraun	schmutzig braun-gelb	dunkel olivenbraun	schmutzig gelbbraun	dunkel graubraun	schmutzig grau-weiss
b) der Lippen	roth	tiefroth	roth	blassroth	blass-roth	roth	roth	roth	blassroth	roth	roth	roth	bläulich roth	dunkel weiss-rosa	blassroth	roth	blass bläulich-roth
c) der Nagel	bläulich weissroth	weiss-rosa	gelbbraun roth	weiss rosa	blau weiss-röthlich	gelb rothbraun	bläulich weissroth	schmutzig gelbbraun roth	weiss roth	braun gelbroth	weiss-gelb roth	weiss rosa	gelbbraun roth	dunkel weiss-rosa	schmutzig weiss braunroth	—	blass weiss roth
Farbe und Beschaffenheit:																	
a) des Kopfhaares	lang und mässig gross	schwarzbraun lang, ziemlich weich	schmutzig graubraun mit weiss untermischt	hell braungelb ziemlich grob und lang	blond lang u. weich	ziemlich schwarz lang u. grob	dunkelbraun, lang und mässig grob	dunkelbraun, lang mittelgrob	hell schmutzig braun ziemlich lang und weich	dunkelbraun lang, mässig grob	dunkelbraun lang, mässig grob	schmutzig gelbbraun gerade und mässig grob	dunkelbraun lang und weich	schmutzig braun sehr lang u. weich	weissgrau lang und ziemlich weich	schmutzig braun, gelblich schimmernd, Gerade und von grober Textur	gelblich braun lang und fein
b) des Bartes	wenig Bart	—	wenig Bart	—	—	kleiner Kinnbart	—	Bart (am Kinn) nur gering	—	—	etwas Kinnbart	—	starker Bartwuchs im Gesicht	—	langer weisser Kinn- und Schnurrbart	—	—
Farbe:																	
a) der Regenbogenhaut des Auges	dunkelbraun	dunkelbraun	graubraun	graublau, etwas braun gefleckt weiss	graublau	schwarzbraun	dunkelbraun	tief braun	graubraun	hellbraun	braun	braun	dunkelbraun	grau	graubraun	dunkelbraun	graubraun
b) der Bindehaut des Auges	weiss	weiss	weiss	weiss	weiss	weiss	weiss	weiss	weiss	weiss	weiss	weiss	weiss	weiss	weiss	weiss	weiss
Form des Auges	klein u. länglich-oval	länglich-oval	länglich-oval	länglich-oval klein	klein, länglich-oval	sehr klein, länglich-oval	länglich-oval	sehr kleine Spalte, länglich oval	sehr kleine Spalte, länglich	länglich oval	länglich	ziemlich klein, länglich	oval	grosse Spalte, oval, wohl geformt	oval	oval, offen	oval, kleine Spalte
Stellung des Auges	schräg, etwas nach oben u. aussen	schräg nach aussen und unten	schräg nach unten und aussen	schräg nach unten und aussen	wenig schräg nach unten u. aussen	etwas schräg nach aussen u. unten	schräg nach aussen und unten	etwas schräg nach oben und aussen	stark schräg nach oben und aussen	schräg nach unten und aussen	schräg nach unten und aussen	schräg nach unten und aussen	ziemlich horizontal	ziemlich horizontal	ziemlich horizontal	ziemlich horizontal gestellt	fast horizontal
Form des Gesichts	breit u. niedrig	weniger breit, etw. länglich	sehr breit und niedrig	breit u. niedrig	breit u. kurz	sehr breit u. kurz	breit u. niedrig	sehr breit u. gedrungen niedrig	breit u. niedrig	sehr breit u. niedrig	breit u. niedrig	weniger breit, aber ziemlich lang	breit, aber ziemlich lang	oval	oval, weniger breit	oval, weniger breit	oval, weniger breit
a) der Nase	breit u. dick	breit u. flach	breit u. flach	breit u. dick	breit und flach	breit u. flach	breit u. flach	breit u. flach	breit u. flach	sehr breit u. dick	sehr breit u. flach	sehr breit u. flach	sehr dick, etwas prominent	klein und wohl geformt	prominent und scharf	prominent u. scharf	klein, aber dick
b) des Mundes	Mund sehr breit	sehr breit	breit	mässig breit	breit	breit	breit	breit	breit	sehr breit	sehr breit	sehr breit	sehr dick, etwas prominent	klein und wohl geformt	prominent und scharf	prominent u. scharf	klein, aber dick
c) Halses und Nackens	Hals gedrungen, kurz	kurz u. dünn	kurz u. dünn	mässig lang und dünn	kurz u. dünn	kurz u. dünn	breit	breit	breit	sehr breit	breit	sehr breit	sehr dick, etwas prominent	klein und wohl geformt	prominent und scharf	prominent u. scharf	breit
d) der Brust	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
e) der Brüste	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
f) des Bauches	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
g) des Gesässes	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Geschlechtstheile:																	
Beine	Kräftig, etwas nach aussen	kurz, ziemlich gediegen	sehr stark gebogen	weniger gebogen, ziemlich lang	gebogen, kurz	gebogen, kurz	—	—	sehr gebogen und kurz	sehr gebogen, kurz	ziemlich gebogen, kurz	—	ziemlich gerade	nur wenig gebogen	etwas nach aussen gebogen, kurz	nur wenig gebogen	—
Waden	dick	dick	mitteldick	dick	ziemlich dünn	—	—	—	—	—	—	—	Waden dick	—	—	—	—
Grösse der Hände	mittelgross	sehr klein	mittelgross	mittelgross	gross	mittelgross	klein	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
der Füsse	breit u. kurz	klein	breit u. kurz	breit u. kurz	breit u. kurz	breit u. kurz	klein	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Höhe vom Scheitel zur Sohle	158 Cm.	147.5	156	162.5	154	167	144.5	156.5	151	159	163	152.5	174.5	156	162	167.5	—

genossen, welche sich schroff von uns abwenden und dass sich dieses auch in dem Ausdruck abspiegelt. Bereitwilligkeit, Anhänglichkeit und gewissenhafte Ehrlichkeit (etwas sehr Seltenes bei einem Papua) sind die guten Seiten von Kandaze's Charakter. Dagegen muss Reinlichkeit und Ordentlichkeit ihr noch tagtäglich gelehrt werden, und von Zeit zu Zeit lassen sich Starrköpfigkeit und Launigkeit, hervorragende, aber weniger angenehme papuaise Eigenschaften, bei ihr noch bemerken“.

Herr Virchow schloss hieran Mittheilungen über die Ergebnisse seiner an Kandaze vorgenommenen anthropologischen Untersuchungen:

In diesem Augenblicke ist Neu-Guinea einer der Punkte, welche in den Vordergrund des Interesses treten, da, wie Sie wissen, sowohl in England als auch in Australien sehr lebhaft Annexionsgelüste existiren; bei dem energischen Streben des angelsächsischen Volkes ist es wahrscheinlich, dass in nächster Zeit weitere Versuche werden gemacht werden, in dieses bisher unbekannte Land einzudringen. Die Nachrichten, welche wir in den letzten Jahren erhalten haben, haben uns in eine gewisse Verwirrung versetzt in Bezug auf die Stämme in Neu-Guinea und die physische Beschaffenheit derselben, insofern sich an Stelle der stets vorausgesetzten Einheit dieser Stämme eine scheinbare Vielfältigkeit der Rassen ergeben hat. Ueberdies, während es eine Zeit lang schien, als ob in der That die Papuas als eine eigenthümliche Rasse neben den anderen daständen, hat man jetzt zahlreiche Beziehungen derselben zu anderen Rassen nachzuweisen versucht. Es ist daher zweifellos von grösstem Interesse, auch einmal von Augenschein ein Wesen dieser Rasse vor uns zu sehen, einer Rasse, die, wie Sie wissen, noch jetzt von vielen ernsthaften Naturforschern als die allerniedrigste betrachtet wird, die überhaupt existirt. Ich persönlich habe schon früher (Sitzung vom 15. März 1873. S. 72) aus den verhältnissmässig spärlichen Materialien, die uns zugänglich waren, gefolgert, dass in der Craniologie der Papuas nichts gelegen ist, was die Annahme einer so niedrigen Stufe rechtfertigte. Zugleich hebt die hoch entwickelte Kunstfertigkeit der Papuas sie weit hervor über die schwarzen Nachbar-Rassen, namentlich über die von Australien, welche ein gutes Stück tiefer stehen. Dass die Papuas vielerlei Eigenthümlichkeiten haben, geht aus dem, was wir so eben gehört haben, klar hervor. Aber ein genügendes Bild der Leute fehlt noch. Sie werden sich erinnern, dass sowohl Herr Adolf Meyer als Herr v. Maclay der Meinung sind (die ganz diametral dem entgegensteht, was bis vor Kurzem allgemein angenommen wurde), dass Papuas und Negritos nahe verwandt wären. Obgleich wir diese letzteren noch nicht persönlich haben kennen lernen können, so besitzen wir doch Photographien, Schädel und Skelette von ihnen. Ich muss sagen, dass diese junge Dame nichts weniger als eine Uebereinstimmung darbietet mit unseren Negritobildern.

Ich habe erst heute in Gemeinschaft mit Herrn Dr. Voss die hauptsächlichsten Maassverhältnisse ihres Körpers festgestellt. Ich will daraus namentlich hervorheben, dass, obwohl es immer schwer ist, an Lebenden genaue Paralleлмаasse für das zu finden, was der knöcherne Schädel darbietet, es sich doch ergeben hat, dass die Schädel-Verhältnisse von Kandaze durchaus verschieden sind von denjenigen, die unsere sämmtlichen Negritoschädel von den Philippinen darbieten. Während diese sämmtlich brachycephal sind, ist der Kopf dieses Mädchens trotz geringer Höhe verhältnissmässig schmal und lang. Er hat trotz der mächtigen, nicht zu beseitigenden Frisur von (scheinbarem) Wollhaar einen Breiten-Index von 76.1, was bei einem lebenden Menschen ein evidentes Zeichen der Dolichocephalie ist. Dabei ist eine ganz ungewöhnliche Schmalheit des Vorderkopfes vorhanden; die Stirn ist so schmal und der Kopf geht so sehr, wenn man das Haar zurücklegt, an den Seiten zu-

sammen, dass nicht die mindeste Analogie mit den Negritos der Philippinen existirt. Ich will gern zugestehen, dass vielleicht manches Andere in der physischen Erscheinung Aehnlichkeiten darbieten mag, aber der Schädelbau ist nach meiner Auffassung absolut verschieden. Aus der Detailangabe der Maasse, die ich übergebe, möchte ich nur das kurz hervorheben, dass alle die einzelnen Verhältnisse, welche ich an dem Mädchen finde, nichts weniger darstellen, als einen an sich niedrigen Typus, und dass namentlich die Verhältnisse der einzelnen Theile der Extremitäten zum Rumpf und der einzelnen Theile der Extremitäten unter einander durchaus verschieden sind von denjenigen, welche in der afrikanischen Rasse in auffälligem Maasse hervortreten. Kandaze hat eine eben so zierliche Hand wie einen zierlichen Fuss. An beiden, namentlich an den Füßen sind die Nägel weiss. Am Fusse steht die grosse Zehe am meisten vor und ist sehr gerade; nur die kleine Zehe ist gebogen. Der Fuss ist so beweglich, dass sie, ogleich sie seit längerer Zeit Schuhwerk trägt, doch noch fähig ist, den Fuss als Hand zu gebrauchen, und damit, namentlich mit der grossen Zehe zu greifen und zu präsentiren. Der Fuss ist wohlgebildet und steht in vortrefflichem Verhältnisse zum Körper; er repräsentirt 6/4 Theile der gesammten Körperlänge. Ebenso sind die Verhältnisse der Vorderarme zum Oberarm und der Schienbeine zum Radius durchaus innerhalb derjenigen Verhältnisse, welche wir gewöhnt sind, als Verhältnisse höher stehender Rassen anzusehen.

Was sonst für die Erscheinung auffällig hervortritt, möchte ich in ein paar Zügen hervorheben.

Zunächst sind Sie wohl alle mit mir überrascht durch das verhältnissmässig helle Colorit, welches Kandaze darbietet. Wir waren nach den Schilderungen, die uns zugekommen waren, vielmehr darauf vorbereitet, ein sehr dunkles Colorit als das der Papuarasse eigenthümliche anzunehmen. Kandaze zeigt allerdings eine sehr sonderbare Erscheinung. Herr van Hasselt giebt nämlich an, dass sie erheblich geblasst sei in dem nördlicheren Klima, in dem sie sich schon einige Zeit aufhält. Nun ist es höchst auffallend, zu sehen, dass die Erblässung wesentlich an den Theilen stattgefunden hat, welche der Luft exponirt sind, während alle bedeckten Theile dunkel geblieben sind. Sie werden das schon an der Stirn sehen, an welcher diese Differenz da, wo die Haare einen Theil derselben bedecken, sehr auffallend hervortritt; namentlich werden Sie es aber am Halse bemerken, wo das schon mehr hellgraubraune Aussehen der exponirten Theile in das dunkelgraubraune oder schwärzliche der eigentlichen Negerfarbe übergeht. Auch die anderen bedeckten Theile, der Fuss, das Bein u. s. w. sind ungemein dunkel. Es tritt uns hier also das sonderbare Phänomen entgegen, dass, während wir gewöhnt sind, dass bei den weissen Rassen die entblösten Theile sich bräunen, hier gerade das umgekehrte Ergebniss sich herausstellt, dass die unserer kühlen Atmosphäre ausgesetzten Theile in höherem Masse bleich geworden sind.

Was die übrigens rein schwarzen Haare anbetrifft, so theilt Herr van Hasselt mit, dass im Allgemeinen die Frauen die Haare kürzer tragen als die Männer. Die Männer verwenden bekanntlich in Neu-Guinea grosse Sorgfalt auf den Aufbau eines umfangreichen Kopfputzes; die Frauen dagegen schneiden das Haar kurz. Wie Sie hier sehen, ist dieses Haar künstlich gekürzt. Im Einzelnen ist das Haar von einer wunderbar welligen Beschaffenheit. Es unterscheidet sich sehr auffallend von dem eigentlichen Negerhaar; es hat nichts von der eigentlich wolligen, gedrehten Beschaffenheit, sondern es ist einfach welliges Haar, welches stellenweise so aussieht, als ob es regelmässig frisirt wäre mittelst eines Brenneisens. Die Windungen liegen alle in derselben Ebene, sodass, wenn man eine einzelne Locke verfolgt, sie immer in derselben Richtung vom Kopfe ab verläuft. Es ist

also eine vollständige Differenz von dem eigentlichen Negerhaar vorhanden, aber auch eine eben so grosse Differenz von dem Haar der Australier, welches sehr wirr, aber weder lockig noch wellig ist.

Die grossen und glänzenden, schwarzbraunen Augen haben nicht nur einen intelligenten, sondern auch einen sanften Ausdruck.

In Bezug auf die Bildung des Gesichts möchte ich besonders darauf hinweisen, dass diese sehr schmale Stirn, mit der die ganze Erscheinung beginnt, absolut nichts von dem Typus an sich hat, den ich aus den Schädeln und Photographieen der Negritos nachgewiesen habe, namentlich nicht die dachförmige Bildung des Vorderkopfes, wo die Seiten schräg stehen (Sitzung vom 11. Mai 1872. S. 206.). Bei Kandaze geht die Stirn gerade in die Höhe, sie hat stark hervortretende Höcker und ist eher viereckig als dachförmig. Dann ist sehr auffallend die Bildung des eigentlichen Gesichts, welches verhältnissmässig sehr breit ist. Wenn man die Höhe des Gesichts von der Nasenwurzel bis zum Kinn misst und die Querdurchmesser am Jochbogen und dem vorspringenden Theil der Wangenbeine, so ergibt sich, dass selbst der Malardurchmesser grösser ist als der Höhendurchmesser des Gesichts, — eine sehr seltene Erscheinung. Nun mag das vielleicht in etwas höherem Maasse bei diesem als bei anderen weiblichen Individuen hervortreten; es ist aber überaus bemerkenswerth, dass wir hier neben einem ausgemacht schmalen und langen Schädel ein so niedriges und relativ breites Gesicht finden. Darin liegt das, was die Reisenden verführt hat, eine Aehnlichkeit mit den Negritos anzunehmen. Indess steht diese Gesichtsbildung bei den Negritos in Verbindung mit einem breiten Schädel, während bei den Australiern ein nichtsweniger als breites, sondern hohes und relativ schmales Gesicht an einen schmalen und hohen Schädel anschliesst.

Die Nase der Kandaze ist so niedrig in den eigentlich knöchernen Theilen, zugleich so breit und der Rücken so eingebogen¹⁾, dass man auch hier die Frage aufwerfen könnte, ob irgend eine künstliche Einwirkung auf die Bildung derselben stattgefunden habe. Ich stelle diese Frage hauptsächlich deshalb, weil die französischen Missionare von Neu-Caledonien behaupten, dass nicht bloss da, sondern auch bei den Nachbarvölkern die niedrigere Nasenwurzel künstlich dadurch hervorgebracht werde, dass man unmittelbar nach der Geburt die Nasenbeine zerquetsche. Ich meinerseits habe von vornherein diese Meinung nicht anerkannt, weil die Untersuchung der Nase an den Schädeln nichts ergeben hat, was für eine solche Einwirkung spricht. Nichtsdestoweniger würde es erwünscht sein, wenn Herr van Hasselt darüber Auskunft geben wollte.

Herr van Hasselt: Ich habe nichts davon gehört; es ist rein Natur.

Herr Virchow (fortfahrend): Was die Bildung der Kiefer und der Lippen anbetrifft, so ist diese in hohem Maasse übereinstimmend mit dem, was die Mehrzahl der schwarzen Rassen darbietet: stark hervortretende Kiefer (Prognathismus) und ziemlich starke Lippen. Die grosse Kürze des Halses im Verhältniss zur Breite der Schultern giebt dem jungen Mädchen ein derbes, geradezu untersetztes Aussehen; dasselbe scheint jedoch mehr individuell zu sein und darf wohl nicht besonders urgirt werden.

¹⁾ Herr Broca (*Révue d'anthropologie* 1872. T. I. p. 24) spricht sich über den Nasenindex der Papua-Schädel etwas zweifelhaft aus. Nach einigen Schädeln von der Torres-Strasse findet er ihn platyrrhin. Damit würde die Nase der Kandaze stimmen.

Ich will endlich noch besonders hervorheben, namentlich in Bezug auf den Darwinischen Fragebogen, dass die Füllung der Gefässe im Gesicht eine ausserordentlich variable ist. Kandaze ist höchst empfindlich, sehr schamhaft und sehr erregbar, und man sieht in ihrem Colorit fortwährend das Wechseln der Gemüths-bewegungen, wie sie auf die Gefässe des Gesichts ihren Einfluss üben. Dieser Einfluss ist beinahe grösser, als man ihn unter ähnlichen Verhältnissen bei anderen Rassen wahrnimmt.

Ich habe dann noch zwei Fragen an Herrn van Hasselt zu richten. Die eine schliesst sich an die Mittheilungen, die er uns über die Begräbnisse gemacht hat. Herr von Maclay hat uns mitgetheilt, dass in der Nähe von Doréh der Gebrauch existire, dass man die Todten in den Hütten selbst begrabe und sie nach einem Jahr, wenn man die Hütte wieder bezieht, wieder ausgrabe und nur den Unterkiefer zurückbehalte.

Herr van Hasselt: Das ist nur bei einem Stamme der Fall, der sehr fern im Gebirge wohnt. Nicht allein die Strandbewohner, sondern auch ein grosser Theil der Gebirgsbewohner begraben die Todten; aber weiter werden die Todten getrocknet; der Leib wird auf einen Rost gelegt und, nachdem er geröstet ist, aufbewahrt.

Herr Virchow: Dann möchte ich die Frage aufwerfen, wie weit Herr van Hasselt der Meinung ist, dass in Neu-Guinea selbst eine grössere Zahl von verschiedenen Volkstypen neben einander existirt, abgesehen von der Küstenbevölkerung, ob er namentlich der Meinung ist, dass es sich um eine einheitliche Bevölkerung handelt, oder ob er glaubt, dass eine Vermischung von mehreren Völkern stattgefunden hat.

Herr van Hasselt: Ich glaube, dass die Papuas einer einheitlichen Bevölkerung angehören. Die verschiedenen Stämme bieten eine Verschiedenheit dar, aber an eine Vermischung von verschiedenen Rassen hat man niemals gedacht.

Herr Virchow bemerkt, dass unter Leitung des Herrn Fritsch photographische Aufnahmen der Kandaze, bekleidet und bis zu den Hüften entblösst, stattgefunden haben und dass diese, zum Preise von 1 Mark das Blatt, den Mitgliedern der Gesellschaft zugänglich gemacht werden sollen.

Zum Schlusse übergibt er folgende Zusammenstellung der Maassergebnisse:

Grösste Länge des Schädels	176 Mm.
„ Breite „ „	134 „
Auriculare Höhe	112 „
a) Höhe des Gesichts: Kinn bis Nasenwurzel	101 „
b) „ „ „ Kinn bis Haarrand .	167 „
Jochbreite	127 „
Wangenbreite	102 „
Nasenhöhe	43 „
Nasenbreite (untere)	33 „
Augendistanz	33 „
Ohrdistanz	123 „
Diagonaldurchmesser	226 „

Körperlänge	1388 Mm.
Armlänge	637 „

Handlänge	160 Mm.
Vorderarmlänge (Radius)	220 „
Oberarmlänge	243 „
Trochanterhöhe	820 „
Fusslänge	215 „
Unterschenkellänge: Fibula	350 „
„ Tibia	345 „
<hr/>	
Breitenindex des Schädels	76·1 Mm.
Auricularhöhenindex	63·6 „
Nasenindex	76·7 „
Jugal-Gesichtsindex (Jochbreite = 100)	79·5 „
Malar-Gesichtsindex (Wangenbreite = 100)	99·0 „
Vorderarmindex (Oberarmlänge = 100)	90·5 „

Herr Fritsch erklärt, dass die Abweichungen des vorgestellten Papuamädchens von dem Typus der afrikanischen Nigritier recht erhebliche seien, und möchte dabei besonders auf zwei Punkte die Aufmerksamkeit der Gesellschaft richten. Der eine Punkt betrifft die Gestalt des Querschnittes der vom Herrn Vorsitzenden bereits sehr treffend charakterisirten Haare. Während das europäische Haupthaar einen wesentlich kreisförmigen Querschnitt, dasjenige der dunkel pigmentirten Afrikaner einen ovalen darbietet, sind die Haare des Papuamädchens im Querschnitt zwar auch noch oval zu nennen, doch ist das Oval als Regel von den Seiten zusammengedrückt, häufig, besonders an stärkeren Haaren, von einer Seite mehr als von der andern. So nimmt das Haar einen eigenthümlichen Charakter an, den man in extremen Formen als bandartig bezeichnen könnte. Trotz dieser starken Abflachung zeigt das Haar doch keine Neigung, sich aufzurollen und bildet, in kürzere Stücke zerlegt, flache Bogen, aber nicht die engen Ringe des Nigritierhaares. Wegen dieser Verdünnung der Substanz bietet es der aufgelegten Hand auch weniger Widerstand und giebt ein eigenthümlich weiches, saftiges Gefühl, während dasjenige der Nigritier sich hart, nicht wollig, anfühlt.

Der andere Punkt betrifft die Bildung der Mammae. Dieselben zeigen bei den afrikanischen Stämmen dunkler Hautfarbe auch im jungfräulichen Zustande eine vorspringende Area mit schwach entwickelter Warze. Bei der Frau saugt das Kind nicht wie bei Europäern an der Warze, sondern nimmt den ganzen Warzenhof in den Mund, ohne die Warze hervorzuziehen, saugt also etwa wie an einem Schwamme. Bei dem Papuamädchen nun nähert sich die Bildung unzweifelhaft derjenigen einer Europäerin, d. h. die Warze ist gut entwickelt, der Warzenhof springt kaum über die Umgebung hervor.

In beiden Punkten, in der Bildung des Haares wie der Mammae würde die Papuarasse somit als höherstehend im Vergleich mit den Afrikanern aufzufassen sein. —

Herr Hartmann bemerkt, dass er ein allmähliches Lichterwerden der Haut bei mehreren in Europa anferzogenen Schwarzen beobachtet habe, so bei Henry Noël aus Baghermi, bei dem Imomátta-Gala Djilo-Wäre-Taifomaka, bei dem Fänti Bamba-Henriot und dem Kordufaner Medneh. Dasselbe soll von Anderen bei dem Tumali Djalo-Dgondan-Wäre des Herzogs Max in Bayern, sowie bei den Abyssiniern Gëbra-Marjam und Medrakal wahrgenommen worden sein. —

Herr Koner macht einige Mittheilungen über das Begräbnisswesen der Bewohner von Gilolo.

Herr Peipers berührt die Beerdigungsceremonien bei den Fidschi-Insulanern.

Herr van Hasselt erklärt in Bezug auf die Aussprache des Wortes Papua oder Pápüä, dass er letztere für die richtige und gebräuchliche halte.

(3) Herr Marinearzt Dr. Naumann von Sr. Maj. Schiff Gazelle sendet durch Vermittelung des Herrn Prahl folgende briefliche Mittheilungen

über Land und Leute an der Mac Cluer Bay, Neu-Guinea, und in Melanesien.

Die Menschen, die wir an der Mac Cluer Bay in Neu-Guinea gesehen haben, wohnten alle auf Pfahlbauten am Meere; bei dem sumpfigen oder felsigen, von Urwald beherrschten Terrain war diese Wohnart wohl auch die bequemste und sicherste. In der äusseren Bay, wo das Schiff lag, waren sie in stetem Handelsverkehr mit Malayen, fühlten sich wohl auch als Unterthanen malayischer Fürsten (Sultan von Tidore) und kannten auch meist schon die Weissen. Feuerwaffen waren hier nicht selten. Im Innersten der Mac Cluer Bay hingegen, über 12 deutsche Meilen von den anderen Dörfern entfernt, trafen wir Leute, deren offenbare gewaltige Ueberraschung bei unserer ersten Begegnung, deren eisenlose Waffen und was wir sonst von Geräthen sahen, anzeigten, dass sie Weisse noch nie gesehen und wenig Verkehr mit der Aussenwelt gehabt hatten. Wir waren mit den Booten, — ein zweites war Kohlentender — voll Ungeduld, endlich Spuren von Wilden zu sehen, am dritten Tage der Expedition, als es hoch Zeit wurde, bestimmungsgemäss umzukehren, mehrere deutsche Meilen aufwärts gekommen in einem Labyrinth Brackwasser führender Kanäle (möglicherweise weiterhin zur Gelvink-Bay führend), als plötzlich dicht vor uns auf einer kleinen Lichtung des Mangrove-Jungles einige Hütten auf sehr hohem Pfahlgerüst sich zeigten. Nichts regte sich dort, bis, schon in Pfeilschussweite, wie wir bald merken sollten, die Boote hielten. Da erschien ein Schwarzer oben in der niederen Oeffnung der dachartig aussehenden Hütte, und nun folgte ein grosser Lärm, Schreien und Blasen auf den grossen Muschelhörnern, das in der Ferne mehrfach wiederholt wurde. Von den Muschelhörnern hingen auch welche an dem äusseren Pfahlwerk; der Wilde, der uns zuerst bemerkt, sandte uns sofort von grossem Bogen mehrere Pfeile zu, ein unwillkommener Gruss, dann sprang er unter lebhaft drohenden Gebärden mit Anderen in ein Canoe, und machte Miene, das Schiessen fortzusetzen. Wir waren indessen ein Stück zurückgedampft, und versuchten, nach Abfeuern eines blinden Schusses, durch Zuwinken mit den mitgebrachten bunten Tüchern die erschreckten Wilden zu beruhigen und auf den Vortheil friedlichen Verkehrs aufmerksam zu machen. Die Pfeile hatten nicht getroffen, ob zum Theil absichtlich, nur um uns zurückzuseuchen, schlecht abgeschossen, weiss ich nicht, einige flogen hoch über uns hinweg, und sahen gefährlich genug aus. Unsere Hoffnung, in Tauschhandel zu kommen, hatte uns indess nicht getäuscht. Jene im Boot legten die Bogen nieder, und fingen an mit einem herbeigebrachten, offenbar als grossen Schatz betrachteten rothen Tuche nun auch ihrerseits zu winken, und so näherten wir uns allmählich wieder. Schliesslich war die Scene in einen friedlichen Markt umgewandelt; gegen 30 Wilde, Männer, Knaben, auch einige Frauen, nachdem sie sich ein Herz gefasst, gaben uns Bogen (Sehne aus Pandanus-Fasern), Pfeile, Lanzen mit (Palmen-) Holzspitzen oder solchen aus Kasuar-knochen, anscheinend nicht vergiftet, Trommeln mit der Haut von Nachtaffen (und anderen Arten), sowie von Eidechsen überspannt, Muschelhorn, Schmuck, wie Armringe von Flechtwerk oder Eberzähnen, Halsschnüre von bunten Böhnchen und dergl. mehr, mit gieriger Hast für Tuchstückchen, Flaschen u. s. w. Hier war es noch sehr billig. Ein Stückchen Papier, auf das ich einen Paradiesvogel ihnen zu zeichnen mich bemühte,

wurde mir aus der Hand gerissen, und von dem Käufer, der vor Freude und Verlangen zitterte, ein Bündel Pfeile dafür gegeben. Diese Leute waren etwas dunkel kaffeebraun, mit einem Schurz bekleidet, die Ohrfläppchen und Scheidewand der breiten Nase hatten sie durchbohrt, den Kopf umgab ein ziemlich mächtiger Haarbusch.

Leider war es zu spät geworden, um mehr als diesen flüchtigen Verkehr zu ermöglichen. Etwas besser lernten wir später andere Melanesier kennen, namentlich auf Neu-Hannover, Neu-Irland und Neu-Britannien, wo wir in einer ganzen Anzahl von Häfen 3 bis 6 Tage während der Monate Juli und August ankerten. Aber auch hier war bei unserer Sprachkenntniß meist nur eine sehr oberflächliche Einsicht von dem Leben und Treiben dieser Völker zu erhalten. Die für das Berliner Museum gesammelten Gegenstände aber sind nicht unbedeutend; da sind ihre Waffen (Hauptwaffe hier Speer, Keule und Schleuder), Geräthschaften zum Häuserbau etc., Beile und Meißel etc. aus Stein und Muscheln mit Holz, (Eisen war nur stellenweise in Gebrauch, aber überall sehr begehrt), Matten, Fischreusen, Fischspeere, Canoes, Masken zu religiösen Tänzen und eine Menge anderer interessanter Gegenstände an Bord aufgestapelt. Wichtig ist ferner eine bedeutende Schädelammlung. Die Bewohner sahen vielfach recht hässlich aus; sie liebten es, das büschelförmig wachsende Haar gelb oder roth (mit Kalk, Ocker) zu färben, oft die eine Hälfte des Kopfes glatt zu scheeren, das Gesicht theilweise ziegelroth oder schwarz (Holzkohle) anzustreichen. Die eigentliche Hautfarbe war sonst hell- bis dunkelschwarzbraun. Für Bekleidung hatten diese Menschen gar keinen Sinn, sie glänzten in wirklich oft scheusslicher Nacktheit, namentlich in den sumpfigen unfruchtbaren Gegenden sah man den Leibern oft Mangel und Krankheiten (Lepra, Psoriasis) an, während an anderen Orten hinwieder sehr schöne Gestalten zu sehen waren. Die Stirn war augenfällig zurückweichend, der breite Mund mit den ziemlich dicken Lippen und den sehr prognath stehenden Zähnen hervortretend. — Am Intimsten konnten wir an der Südostecke Neu-Irlands verkehren, im Port Sulphur resp. Carteres-Hafen, der nicht selten seines guten Wassers wegen von Schiffen aufgesucht wird. Als wir dort in der von hohen Waldbergen und einigen kleinen Inseln umgebenen Bay in der einen anscheinend unbewohnten Ecke ankerten, kamen aus der anderen 4 Wilde in einem kleinen Canoe, deren Einer in gebrochenem Englisch sich erbot, uns gutes Wasser zu zeigen. Ich fuhr zur Exploration des Wasserplatzes, der Wilde kam ohne Scheu in unser Boot herüber und stellte sich freundlich grinsend als King Balik vor. Man konnte sich recht gut mit ihm verständigen, er erzählte von englischen, amerikanischen und spanischen Schiffen, denen er allen das gute Wasser gezeigt hätte. Auch erkundigte er sich nach unserer Nationalität und empfahl, das Schiff näher dem Wasserplatz, der ziemlich weit entfernt war, ankern zu lassen. Dort lag aber auch sein Dorf auf einer Insel. Als wir Abends bei schon vollkommener Dunkelheit uns diesem näherten, gab es plötzlich dort lautes Geschrei und Hin- und Herrennen von Lichtern — uih, uih — rief's aus vielen Kehlen, beruhigte sich aber bald auf Balik's Zuruf. Unser Freund erklärte uns nun bei dem erneuerten Ausbruch von jetzt aber offenbar nicht mehr drohendem oder ängstlichem, sondern Freuden-Geschrei, ungefähr so: „me speak men, ship come, men like ship, cry ui, men like see ship.“ Seine Leute hatten nämlich noch nichts von dem Ereigniss der Ankunft eines Schiffes gewusst. Es war ihm, wie schon bemerkt, sehr daran gelegen, das Schiff dem Dorfe näher zu bringen; auf die Entgegnung, es hätte einen guten Ankerplatz und könne bei dem stürmischen, regnerischen Wetter nicht gut ihn ändern, versicherte er, der Platz beim Dorfe habe besseren Ankergrund. Dies war möglich, weniger vertrauenerweckend ein weiteres Versprechen: me belong mau, man can make wind, man can make rain; — me speak man, no wind (rain)

come.“ Als wir anderen Tages im Boote das Dorf besuchten, trafen wir ihn ziemlich mürrisch; es regnete und wehete zeitweise, wie Tags zuvor; über die Natur seines Wettermachens liess er uns im Unklaren. — Von anderen melanesischen Inseln (den neuen Hebriden z. B.) ist es bekannt, dass dort gewisse Leute in grossem Ansehen als Wetter- und auch Krankheitenmacher stehen. — Die Unterthanen des Königs, besser wohl Dorfältesten — eines Dorfes von kaum 20 Familien — schienen sich wenig um sein Ansehen zu kümmern, mehrere sprachen mindestens ebensogut englisch wie er selber. Einer versicherte uns auf eine bescheidene Anfrage mit gemüthlichem Grinsen, dass sie durchaus keine Weissen ässen, aber „men in bush kai kait (=eat) us, me kai kai men in bush.“ Diese Leute getrauten sich nicht, in den nur ein paar 100 Schritte entfernten Schluchten des Waldgebirges der Hauptinsel den Kapitän eine Strecke aufwärts zu begleiten, weil sie vor den Bergbewohnern zitterten, mit denen sie offenbar in stetem Guerillakrieg lebten. Längs der Küste waren sie eine Strecke weit bekannt, auch bis über den George-Kanal nach Neu-Britannien. Dagegen wussten sie durchaus nicht anzugeben, woher einige Masken kämen, die wir aus dem mittleren Theile der Südwestküste des Landes hatten. Dieser, sowie die Nordspitze von Neu-Britannien und Neu-Hannover schienen am meisten bevölkert. Wir haben dort mehrmals über 80 Canoes mit über 200 Menschen auf einmal längsseit der Gazelle gehabt. Diese Wilden hatten alle einige Hunde — eine Art Spitz, klein und hässlich —, Schweine, deren wir auf Neu-Britannien genug für mehrere Mahlzeiten des ganzen Schiffes kaufen konnten (das Schwein für ein Beil desgl.), Hühner hier und da. Die Taro- (Colocasia-) Felder waren oft sehr ausgedehnt, an einer Stelle von Neu-Irland waren mit Mauern umgebene Fruchtbaum- (Jambose? und andere mir unbekannt) Gärten; Bananen natürlich überall, besonders grosse Anpflanzungen auf Neu-Britannien; hier auch Zuckerrohr; Papau (Carica Papaya) auch überall und andere tropische Nahrungs-Gewächse.

(4) Herr Riedel übersendet mit einem Briefe, d. d. Gorontalo, 6. Mai 1875, folgende

ethnologische Gegenstände von Celebes.

Eine Wiege, Modell, um den Schädel der adligen Kinder in Buool zu deformiren. In Wirklichkeit sind die Kissen und Polster von Seide, mit Gold gestickt, die Ringe von Gold mit Diamant. (In dieser Position bleiben die Kinder 6—8 Monate festgebunden, an jedem 2. Tage werden sie eine Weile losgemacht, um zu baden.)

Zwei Blaserohre von Tomini mit vergifteten Pfeilen.

Ein Schild von Källi.

Ein Sumaru, Schwert von Toragi.

Ein Webstuhl von Gorontalo.

Zwei Pajunga, Kopfbedeckung von Gorontalo.

Eine Pinangdose von Mouton.

Der Vorsitzende macht namentlich auf die Wiege aufmerksam, welche zum Comprimiren des Kopfes dient. Die vorn und hinten an den Kopf angelegten Bretter werden mittelst durchlaufender Schnüre angezogen. Es dürfte dies das erste Instrument dieser Art sein, welches von Indonesien nach Europa gebracht wird. Nachdem unsere Gesellschaft das Verdienst in Anspruch nehmen darf, die allgemeine Aufmerksamkeit wieder auf das Vorkommen dieser sonderbaren Sitte in Hinterasien gelenkt zu haben, dürfte sie jetzt auch die erste europäische Gesellschaft sein, welche ein solches Werkzeug besitzt.

Der als Gast anwesende Herr Dr. de la Rosa aus Lima bemerkt, dass ein dem vorgezeigten Quetschapparate ganz ähnlicher in Südamerika von den Conibos am oberen Ucayali und an der Pachitea-Mündung benutzt werde.

(5) Herr Virchow bespricht die schon in der Sitzung vom 15. Januar (S. 11) erwähnte Sendung des Baron W. v. Müller in Melbourne, enthaltend

westaustralische Waffen und Geräthe.

Der grössere Theil der Sendung umfasst die verschiedenen Arten von Wurfspiesen und Wurfbrettern (throw-sticks), deren sich die Eingeborenen auf der Jagd und zum Theil beim Fischfange bedienen. Sie entsprechen den von Herrn J. G. Wood (The natural history of man. Lond. 1870. Australia p. 38, Fig. 1—2, 7—8 und p. 43, Fig. 4—5) abgebildeten Formen und sie sind nicht blos deshalb von Werth, weil unsere Sammlungen an sich sehr arm an australischen Sachen sind, sondern noch mehr deshalb, weil sie darthun, dass auch in Westaustralien dieselben Formen in Gebrauch sind, wie wir sie von Süd- und Ostaustralien seit langer Zeit kennen. Namentlich ist auch die Art des Anstrichs der Wurfbretter mit rothem Ocker, der hier und da durch gelbe Linien unterbrochen wird, ganz übereinstimmend. Die Spiesse sind sehr lang und dünn, das Ende verhältnissmässig schwer und mit zahlreichen Widerhaken versehen.

(6) Herr v. Miklucho Maclay schickt in einem Briefe an den Vorsitzenden d. d. Tapat Sussa bei Buitenzorg, 13. Januar, in welchem er seine Rückkehr für das Jahr 1877 ankündigt, folgenden Bericht

Ueber eine anomal-frühzeitige starke Behaarung der Schamgegend und des Perinaeums eines Knaben von Ceram.

Vor ein paar Tagen erhielt ich das vierte Heft der Zeitschrift für Ethnologie (1875). Der Aufsatz über eine ungewöhnliche Haarbildung an der Sacralgegend eines Menschen (S. 91) veranlasst mich, Ihnen einen wahrscheinlich analogen Fall mitzutheilen. Leider kann ich über denselben nicht aus eigener Erfahrung sprechen; da ich aber die Persönlichkeit des Erzählers gut kenne, so kann ich die Wahrheit seiner Mittheilung verbürgen.

Während meines langen Aufenthaltes auf der kleinen Insel Kilwaru ¹⁾ im Jahre 1874 beschäftigte ich mich mit mancherlei anthropologischen Beobachtungen. Ich wohnte bei meinem lebenswürdigen Freunde, dem Radja-muda, Mohamed von Kilwaru, und stand mit der ganzen Bevölkerung der Nachbarschaft auf sehr freundschaftlichem Fuss, welches Verhältniss mir meine Untersuchungen im hohen Maasse erleichterte. Mein junger Freund Mohamed, so wie mehrere der Eingeborenen fanden ein grosses Vergnügen darin, mir das lebende Material für anthropologische Messungen, Zeichnungen etc. etc., zusammen zu rufen und zusammen zu bringen. Die bei Papua-Kindern sehr bedeutende Behaarung des Gesichtes, der Schultern und des Rücken zog unter Anderem meine Aufmerksamkeit auf sich; als die Eingeborenen diesen Umstand bemerkten, brachten sie mir einen etwa 5—6 Jahre alten Knaben (es war ein papua-malaischer Mischling), bei welchem ich eine ausnahmsweise reiche Behaarung um die Schamgegend, am Perinaeum und der Sacralregion bemerkte. Die Schultern waren ebenfalls behaart und längs dem Rücken, der Mittellinie folgend, fand ich einen reichlich entwickelten Zug dünner, gegen 8 Mm. langer Haare, der sich mit der behaarten Sacral-Region ununterbrochen verband.

¹⁾ Oestlich von Ceram.

Die Eingeborenen erzählten mir zugleich: dieses Beispiel von Behaarung „wäre eine Kleinigkeit“ im Verhältniss zu dem Fall eines älteren Bruders des Knaben, der zu dieser Zeit mit einer Frau, um Handel zu treiben, nach Neu-Guinea gegangen war. Der Radja-muda, sowie alle Anwesenden, erzählten einstimmig, dass dieser Mann (der Bruder des Knaben) noch als kleines Kind um die Schamgegend, das Perinaeum und die Sacral-Region einen so starken Haarwuchs zeigte, wie ein erwachsener, über 25 Jahre alter Mann. Obwohl ich den Mann nicht selber gesehen habe, so halte ich, nachdem ich den bedeutenden Haarwuchs am Körper seines Bruders gesehen und in Folge längerer Bekanntschaft keinen Grund habe, die Erzählung der Eingeborenen, besonders in diesem Falle, zu bezweifeln, dafür, dass auch hier ein abnormer Fall von besonders starkem Haarwuchs, den man ebenfalls als ein Beispiel von Atavismus zu betrachten hat, vorliegt.

Ueberblicke ich meine, leider nicht zu systematisch durchgeführten, Beobachtungen des Haarwuchses bei den verschiedenen Rassen, so komme ich zu dem Schluss, dass mehrere Typen der Anordnung der Behaarungscetra beim Menschen angenommen werden müssen. Es ist dies ein Feld für neue und nicht unwichtige Untersuchungen.

Gleichzeitig sende ich eine Photographie eines der Glieder der bekannten behaarten Familie von Burma. Die Photographie ist von einem Photographen, der den König von Siam auf seiner Reise begleitete, in Rangun aufgenommen, und ich habe dieselbe während meines Aufenthaltes in Bangkok im Laden des Photographen kaufen können.

Der Vorsitzende bemerkt, dass die Photographie die schon mehrfach abgebildeten Haarmenschen betreffe, von denen sich in seinem Archiv Bd. XLIV Taf. XVII—XVIII Abbildungen finden und über die er selbst bei Gelegenheit der russischen Haarmenschen berichtet habe. (Zeitschr. für Ethnologie 1873 Bd. 5 S. 243).

Gleichzeitig erwähnt der Vorsitzende den Eingang eines Berichtes des Herrn Leudesdorf in Hamburg über einen dort befindlichen frühreifen Knaben. Weitere Mittheilungen werden im nächsten Sitzungsbericht erfolgen.

(7) Herr P. Ascherson übergibt ein Blatt mit

Messungen von Afrikanern.

	Abu Bekr	Mabruk	Mordjan
Nationalität	Kanuri	Dinka	Dinka (Dschinstai)
Geschlecht	männl.	männl.	männlich
Alter	22 J.	25 J.?	23 geschätzt
Schädelform	dolichoc.	dolichoc.	dolichocephal
Kieferstellung	gewöhnl.	gewöhnl.	prognath
Körperform	schlank	schlank	gedrungen
Farbe der Haut (H) und Lippen (L) .	H L schw. schw.	H L schw. schw.	H schwarz L schwarz
Farbe der Haare (Ha) und Nägel (N) .	Ha schwarz N gelblich	Ha schwarz N gelblich	H schwarz N gelb
Farbe der Iris (I) und Bindehaut (C) .	I dunkelbraun C gelblich	I schwarz C dunkelgelb	I schwarz C dunkelgelb
Ohr	nicht gross ohne Lappch.	normal	normal
Nase	breit, nicht sehr einge- drückt	flach	breit
Mund	wulstig	wulstig	wulstig, gross

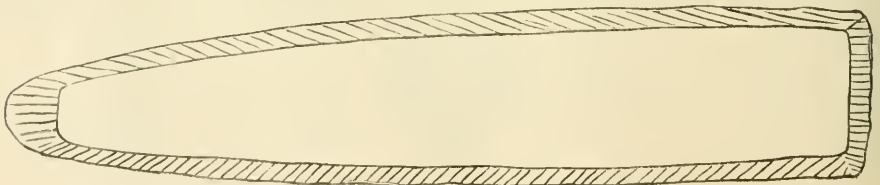
	Abu Bekr	Mabruk	Mordjan
Brust	etwas flach	flach	normal
Bauch	gewöhnlich	aufgetrieben	normal
Aeußere Genitalien	gewöhnlich (beschnitten)	gross (beschnitten)	
Gesicht	rund	länglich	länglich
Hände	gewöhnlich	gewöhnlich	gewöhnlich
Waden	gut entwickelt	schwach entwickelt	dünn
Füße		schmal	gewöhnlich
1. Aufrechte Höhe	1·71 m.	1·73 m.	1·67 m.
2. Kopfhöhe T	0·20	0·24	0·26
3. Stirnhöhe	0·08	0·09	0·07
4. Nasenlänge	0·042	0·05	0·05
5. Nasenscheidewand bis Mundspalte	0·031	0·015	0·015
6. Mundspalte bis Kinn	0·042	0·030	0·05
7. Längsdurchmesser des Kopfes T	0·19	0·178	0·19
8. Kopfbreite T	0·13	0·12	0·125
9. Kopfumfang	0·535	0·495	0·53
10. Kopfbogen	0·326	0·34	0·37
11. Jochbreite T	0·13	0·12	0·125
12. Länge der Schädelbasis T	0·125	0·11	0·12
13. Nasenansatz T	0·06	0·12	0·125
14. Kiefervorsprung T	0·14	0·125	0·130
15. Halslänge	0·10	0·09	0·10
16. Rumpflänge	0·641	0·51	0·48
17. Brustumfang	0·832	0·79	0·78
18. Lendenumfang	0·71	0·69	0·69
19. Beckenumfang	—	—	0·72
20. Schulterbreite hinten	0·436	0·42	0·42
21. Abstand der Brustwarzen	0·226	0·20	0·17
22. Oberarmlänge	0·375	0·34	0·32
23. Unterarmlänge	0·32	0·27	0·26
24. Handlänge	0·195	0·195	0·18
25. Oberschenkelänge	0·379	0·34	0·38
26. Unterschenkelänge	0·44	0·43	0·39
27. Länge des Fussrückens	0·142	0·17	0·18
28. Länge der Fusssohle	0·262	0·25	0·25

T bedeutet: mit Tastenzirkel gemessen.

(8) Herr Ascherson theilt ferner aus einem Briefe des Herrn Dr. P. Prahl, d. d. Hadersleben, 28. September, folgende Worte mit, betreffend einen

Einbaum aus dem Hostruper See.

Aus dem Wasser des Hostruper Sees bei Apenrade ragen zahlreiche Stümpfe eines wohl schon vor Jahrtausenden untergegangenen Kiefernwaldes, die sich auch in dem angrenzenden Moore, etwa 1 Meter unter der jetzigen Oberfläche, in Menge finden. . . Neben den noch auf der Wurzel stehenden Kiefern-Resten bemerkte ich auch 2 theils aus dem Wasser hervorragende, aber in Sand und Moor tief eingebettete, horizontal liegende Eichenstämme, die Spuren roher Bearbeitung tragen; einen derselben, 4 Meter lang, halte ich mit Bestimmtheit für den Ueberrest eines Kahnese; er hatte folgende Gestalt:



Der schraffierte Rand überragte die übrige Fläche um einige Centimeter und war vielfach abgebröckelt; offenbar ist er der Rest der Seitenwände. Der See dürfte mithin auch für Archäologen interessante Ausbeute liefern

(9) Herr G. August B. Schierenberg zu Meinberg übersendet sein Buch

Deutschlands Olympia (Secretiora Germaniae).

Herr A. Kuhn, dem das Buch vorgelegen hat, bemerkt darüber Folgendes:

Der Verfasser geht von verschiedenen Hypothesen aus, um den Nachweis zu liefern, dass in der Gegend der Extersteine bei Horn die alte Valhalla gelegen gewesen und die Spuren davon in den alten und neuen Orts- und Flurnamen örtiger Gegend noch heute vorhanden seien. Eine solche Hypothese ist erstens, dass Varus die Absicht gehabt habe, das dort gelegene Nationalheiligthum zu vernichten und dass Karl der Grosse aus gleichem Grunde seine Angriffe dahin gerichtet habe. Eine zweite ist die, dass die Lieder, in denen nach Tacitus Arminius gefeiert wurde, dieselben seien, welche Karl der Grosse sammelte und dass in ihnen der Sieg über Rom, der Sieg der deutschen Götter über die römischen gefeiert wurde. Eine dritte Hypothese ist die, dass diese Lieder die der Edda seien, die von ausgewanderten Sachsen nach Island verpflanzt wurden und dass daher ihr Inhalt von einem Westfalen besser verstanden werden könnte, als von Isländern und andern Nordgermanen. Er wendet sich daher nicht an die Fachmänner, sondern an die Gebildeten überhaupt mit seinen Untersuchungen, damit sie ihm helfen, „die dänische Katze von dem leckerbereiteten Mahle unserer Götter- und Heldensage zu verscheuchen.“ Man sollte nun meinen, dass wenn die Hypothese von der Verpflanzung der Lieder richtig wäre, das Altsächsische des Heliand, der ja gerade aus der Zeit Ludwigs des Frommen stammt, den vollsten Aufschluss für die Erklärung der Lieder liefern müsste; dieses zu Rathe zu ziehen hat der Verfasser aber bei seinen Uebersetzungen unterlassen, dagegen aber das heutige Westfälisch, ferner Englisch und Angelsächsisch gelegentlich herangezogen und dadurch allerdings höchst wunderliche Combinationen herausgebracht. Da er dabei Lautwechsel und Grammatik vollständig vernachlässigt, so wird eben Vieles möglich, was ein Sprachforscher zu leisten nicht im Stande wäre. Einige Beispiele mögen genügen. Die Extersteine sollen den Namen von dem Sternbild der Jungfrau haben, bei dessen Erscheinen am Abendhimmel die Saatzeit beginnt; sie sei deshalb Eghestern (vom eggen) genannt und damit gleichbedeutend sei O-stern, wonach die Göttin auch Ostara geheissen. In dem Drachen Fafnir, den Siegfried tödtet, soll die römische Macht und der römische Cultus personificirt sein, denn Fafnir ist Faunus und dies ist von fav-eo abgeleitet. Diesen Drachen findet der Verfasser daher auf der Abbildung am Exterstein. Segestes ist unter dem Namen Loki fälschlich in die Göttersage der Edda übertragen; die Römer haben ihn im Jahre 15 vermuthlich wieder mit sich geführt, um sich seiner als Dolmetscher zu bedienen, denn sein Name Segestes (von seggen, sagen) deutet das an (!), während sein Name Loki, was Fessel bedeutet, darauf hinweisen soll, dass er vor der Varusschlacht gebunden wurde. Die drei Kufen, in welchen Gunlöd den Dichtermeth aufbewahrt, findet der Verfasser in 3 Quellen bei Altenbeken wieder, diese heissen Aalpuhl und erinnern so durch den Namen „auch jetzt an den ehemaligen Beruf als Methbecher der Götter“. Der Verfasser fügt nämlich in Parenthese ôl ful hinzu — was heissen müsste ôl fullr, voll von Oel (Bier) — und dies selbstgeschaffene ôl ful ist also der Aalpuhl, die Quelle der himmlischen Begeisterung!

Einer der Namen Odhins ist Valfödr oder Valfadir, der Vater des Val, d. i. der in der Schlacht gefallenen; dies val (nom. val-r) ist bekanntlich auch noch bei

uns in Walstatt, Walplatz, friesisch Valriderske (=der nordischen Valkyrja) erhalten; der Verfasser überträgt aber unsere orthographische Gewohnheit, in einigen Wörtern den F-laut durch V zu schreiben, auch nach dem Norden, und so wird aus dem Walvater ein Falen- d. h. West- oder Ostfalenvater, aus der Walhalla eine Falenhalle u. s. w. Doch diese Beispiele mögen genügen.

Wenn der Verfasser einige mythische Namen in Ortsnamen nachweist, wie z. B. urkundlich ein Balderborg und Aehnliches, so ist das noch das Beste an seinem Buche; schwerlich aber wird man mit ausreichendem Grunde das territorium Idae gleich ihm mit dem nordischen Idavöllr (Idafeld) für identisch halten dürfen. —

Der Vorsitzende fügt hinzu, dass Herr Schierenberg offenbar mit grösstem Fleisse alles bezüglich Material gesammelt und manche höchst überraschende Analogie aufgedeckt habe, dass es aber bei einer Untersuchung, die in erster Linie der Sprach- und Literaturforschung angehöre, auch ihm sehr bedenklich erschiene, ein zustimmendes Urtheil auszusprechen. Die Zeit werde lehren, ob ein gewisser Kern von Wahrheit in den Combinationen des Herrn Schierenberg enthalten sei. —

(10) Herr Friedel übersendet die Photographie einer dem märkischen Provinzial-Museum gehörigen, in Catalog II sub Nr. $\frac{4301}{4308}$ eingetragenen

Gesichtsurne

pomerellischen Typus, Geschenk Sr. Maj. des Kaisers, mit dem Bemerkten, dass dieselbe aus der dem Museum geschenkten, in Charlottenhof bei Potsdam aufgestellt gewesenen Sammlung herrührt, die näheren Umstände der Auffindung aber bis jetzt leider noch nicht festgestellt worden sind.

Eine Abbildung des sehr merkwürdigen Gefässes findet sich auf Taf. VIII Fig. 1. Sehr vollständig sind namentlich die Bronzegehänge in den Ohren, die vollständige Wiedergabe der Stirn, der Augen und der Nase, der mützenförmige Deckel, der hohe Hals und der kragenartige Gürtel unter dem Halse. Der Bauch ist ungewöhnlich flach.

(11) Herr Ministerialrath Mayr, Vorstand des königl. bayrischen statistischen Bureau's, übersendet dem Vorsitzenden mit folgendem Schreiben, d. d. München, 14. Februar, den Bericht über

die bayrische Schulerhebung in Bezug auf die Farbe der Augen, der Haare und den Haut.

Es ist mir ein besonderes Vergnügen, Ihnen heute das erste Exemplar meiner soeben fertig gewordenen Arbeit über die Augen-, Haar- und Hautfarbe der bayrischen Jugend zuzusenden zu können. Bei der weiteren Durchforschung des einschlägigen Zahlenmaterials, welches nunmehr in 7 Tabellen zusammengestellt ist, hat sich — wie ich wenigstens meine — noch manches interessante Detail ergeben, welches aus der ersten allgemeinen Erwähnung der Sache auf dem anthropologischen Congress noch nicht ersichtlich sein konnte.

Die deutsche anthropologische Gesellschaft hat sich durch ihre Anregung zu der fraglichen Erhebung, an welcher hinwiederum Sie einen so hervorragenden Theil haben, gewiss ein grosses wissenschaftliches Verdienst erworben. Wer einmal einen ernsthaften Blick in einen Theil des Materiales geworfen hat, welches dadurch gewonnen wurde, kann nur mit einer gewissen Ungeduld dem Abschluss der Untersuchung für ganz Deutschland entgegensehen, und wird namentlich den Wunsch haben, dass bei der Bearbeitung des Materiales nirgends das geographische Detail

vernachlässigt werden möge. Die grossen Durchschnitte für ganze Staaten und Provinzen mögen wegen der Kürze des Ausdrucks für den ersten allgemeinen Ueberblick von Interesse sein; ohne nachfolgende Detailgeographie aber sind sie fast werthlos. Auch die Erstreckung der kartographischen Darstellung über ganz Deutschland scheint mir höchst wünschenswerth zu sein.

(12) Herr Professor H. Karsten schiekt von Schaffhausen, 12. Dec. 1875, folgende Bemerkungen über

den Cannibalismus der Ur-Bewohner Europa's.

In der Sitzung vom 12. December 1874 wurde von Herrn Dr. Hermes meine „Studie der Urgeschichte des Menschen in einer Höhle des Schaffhauser Jura, 1874“ besprochen. Herr Virchow bemerkte dazu, dass die Fischerhütte am Mälär-See auf dem letzten Congresse in Stockholm (1874) begraben worden sei, auch die Anthropophagen von Chauvaux seien schon auf dem Brüsseler Congresse aufgegeben: meine Argumente, „so weit sie sich nicht auf die eigenen Höhlenfunde stützen, seien daher vorsichtig zu beurtheilen.“

Das Ungerechtfertigte dieser über mich von Virchow ausgesprochenen Verdächtigung möge durch Folgendes dargethan werden.

In meiner „Studie“ wies ich das Unhaltbare der — im Interesse der Darwin'schen Hypothese von seinen Nachbetern angenommenen — vielen Jahrtausende der Existenz des Menschengeschlechts in Europa zurück; vorweg citirte ich auch das in gleichem Sinn lautende Urtheil anderer Forscher, insbesondere die von Lindenschmit ausgesprochene Verwunderung über die Unkenntniss und Gedankenlosigkeit mancher Alterthumsforscher, unter andern: dass man glauben machen wolle, eine Hütte mit ihrem Heerde und dem darauf liegenden Reisigbündel sei am Mälär-See 80,000 Jahre lang, jedes Jahrhundert 10 Zoll tief, hinabgesunken.

Meine Abhandlung wurde auf den Wunsch der Redaction der „Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich“, welche dieselbe aufgenommen hatte, — wie mir Herr Dr. Ferdinand Keller, Präsident dieser Gesellschaft, mittheilte, durch Herrn Professor Desor — dem Congresse in Stockholm vorgelegt. Wie es scheint, gab dieser Umstand die Veranlassung, dass von Mitgliedern das, schon von Lindenschmit als unannehmbar bezeichnete Märchen von der achtzigtausend-jährigen Fischerhütte am Mälär-See noch einmal überlegt und dass dieselbe dann auch von dem Congresse in Stockholm „begraben“ wurde.

Wer weiss, was geschehen und nicht geschehen wäre, wenn auch ich, ebenso wie Virchow bis dahin, dieses Märchen von der Fischerhütte am Mälärsee, die schon Lindenschmit's gerechten Zweifel erregte, durch Stillschweigen gebilligt hätte; würden sie vom Congresse wirklich „begraben“ worden sein? — und ist nun mein Citat und meine „Argumentation“ oder diejenige Virchow's mit Vorsicht aufzunehmen.

Im Falle aber auch meine Abhandlung und mein Protest gegen die darwinianischen Zahlen vieler Alterthumsforscher nicht auf dem Congresse zu Stockholm bekannt geworden wäre, so würde doch für mich kein Vorwurf daraus entspringen und mir eine fehlerhafte Argumentation nicht vorgeworfen werden können, dass der schon von Lindenschmit und mir bezeichnete Irrthum später auch von Mitgliedern jenes Congresses als solcher anerkannt, und dass zugestanden wurde, jene Hütte sei — wie dies von vornherein zu vermuthen war, — nur durch einen Bergrutsch verschüttet worden.

Nicht besser begründet ist der zweite von Virchow gegen mich aufgeführte Vorwurf.

Nachdem ich nämlich (S. 148) mittheilte, dass ich in der mittleren Höhe der schwarzen sogenannten Culturschicht, die offenbar als Feuerraum zur Bereitung der Mahlzeiten gedient hatte, neben roth gebrannten Kalksteinen, Holzkohle, gespaltenen und angebrannten Thierknochen etc., ein Stück eines menschlichen Schädels gefunden, der die Spur eines während des Lebens erhaltenen Steinwurfes erkennen liess, dass ferner eine Anzahl von Bruchstücken verschiedener Menschenschädel und anderer Theile von Menschen- und Thier-Skeletten sich in verschiedener Höhe dieser Schicht, also einem langen Zeitraume angehörend, in der ganzen Höhle zerstreut fanden, sage ich, ganz so wie dies Spring zuerst in der Höhle von Chauvaux 1842 beobachtete und daraus den Schluss zog, „dass die getödteten Menschen, gleich den Thieren, den Ueberwindern „zur Speise gedient hätten. Obgleich die Richtigkeit dieses von seinen Zeitgenossen „vielfach verworfenen Ergebnisses der Beobachtungen Spring's neuerlich von „Garrigou durch ähnliche Beobachtungen in einer Höhle bei Montesquieu-Avantes „bestätigt wurde, kann man sich auch heute noch nicht mit der Idee befreunden, „dass die Urbewohner Europa's gleich denen der übrigen Erdtheile — und diese „z. Th. noch jetzt — Anthropophagen waren, wie wir das noch kürzlich aus Virchow's „Rede (Wiesbaden 1873, Naturf. Vers.) entnehmen. Das von mir in der Höhle an „der Rosenhalde gefundene menschliche Scheitelbein und das ganze Vorkommen der „menschlichen Skelettheile in der Höhle zwingt mich, der Ansicht Spring's und „Garrigou's beizutreten, der sich auch schon v. Dückler, durch das Studium „pommerscher Todtenurnen bewogen, anschloss.“

Wo liegt hier ein Argumentations-Fehler, wenn ich sage, dass ich in der Schaffhauser Höhle ebenso zerbrochene Menschen- und Thier-Knochen gemischt fand, wie Spring in der belgischen Höhle, dass dieser daraus den gleichen Schluss zog, wie ich, nämlich den, dass die Urbewohner Europa's, ebenso wie diejenigen anderer Welttheile nicht Anstand nahmen, Menschenfleisch zu verzehren?

Dass diese Folgerung von Landsleuten Spring's zunächst, d. h. 25 Jahre nach Spring's Ausgrabungen von Dupont, neuerlich von Soreil, und in Folge dessen auch von Virchow verworfen wurde, ändert an der Richtigkeit meiner Angabe nichts, ebensowenig wie Virchow's und seiner Vorgänger schlecht begründeter Widerwille gegen die Idee des Cannibalismus in Ur-Europa. Vielmehr dürfte es, wie mir scheint, mit mehr Recht, wie Virchow meine „Argumente“ mit Vorsicht aufzunehmen empfiehlt — obgleich ich doch nur sage, dass mich meine Untersuchungen zu demselben Resultate führten, wie Spring die seinigen — verlangt werden, Virchow's Urtheil in dieser Angelegenheit noch einmal auf seine Annehmbarkeit zu prüfen.

Virchow will nämlich den von Spring aus dessen Beobachtungen in der Höhle von Chauvaux gezogenen Schluss für irrig halten, weil in derselben Höhle durch neuere Beobachter auch „sehr friedliche Begräbnissplätze alter Leute“ nachgewiesen seien. Wer bürgt uns nun aber dafür, dass die von Soreil (Congrès international d'Anthropologie et d'Archéologie préhistoriques, Bruxelles 1872) in dieser Höhle aufgefundenen beiden Skelette — die, wie es bei den Celten Sitte war, beim Begräbniss von grossen Steinen ringsum eingehegt und so gegen die Angriffe wilder Thiere geschützt worden waren — derselben Periode angehören, wie die zerschlagenen und mit zerschlagenen Thierknochen gemischten menschlichen Gebeine, die Spring dreissig Jahre früher in einem andern Theile jener Höhle antraf? Könnte nicht beides an dem gleichen Orte zu verschiedener Zeit stattgefunden haben?

Könnte nicht die Höhle von Chauvaux, nachdem der Cannibalismus menschlicheren Sitten Platz gemacht, von den Nachkommen der Troglodyten, wie auch an vielen anderen Orten, als Begräbnissplatz benutzt worden sein? Jetzt, nachdem die Höhle ausgeräumt ist, möchte es schwierig sein, dies zu entscheiden; auch habe ich mir dies nicht zur Aufgabe gemacht, da ich zunächst nur nachweisen will, dass ich in Bezug auf den Cannibalismus der Urbewohner hiesiger Gegend nicht mehr gesagt habe, als ich vertreten kann, nämlich: dass ich durch meine Beobachtungen über diesen Gegenstand zu demselben Schlusse kam, wie Spring durch die seinigen.

Diese als Argument zu benutzen, wie Virchow mir vorwirft, ist mir nicht eingefallen; vielmehr habe ich für Spring's angefochtene Mittheilungen in meinen Beobachtungen eine Bestätigung sehen zu können geglaubt. —

Herr Virchow bedauert, dass die kurzen, im Sitzungsberichte enthaltenen Sätze die Empfindlichkeit des Herrn Karsten in so hohem Maasse erregt haben. Er habe nur darauf aufmerksam machen wollen, dass die literarischen Anführungen des Herrn Karsten nicht in gleicher Weise erschöpfend seien, wie dessen eigene Untersuchungen in der Freudenthaler Höhle. Wenn derselbe jetzt das Verdienst in Anspruch nehme, dem Stockholmer Congress die Gelegenheit geboten zu haben, die Hütte von Södertelge zu „begraben“, so beruhe dies auf einer Selbsttäuschung.¹⁾ So wenig als Nordewall und Lyell, welche in den Jahren 1832 und 1834 diese Hütte zu einem Gegenstande der allgemeinen Aufmerksamkeit machten, dies im Interesse eines damals überhaupt noch nicht vorhandenen Systems, wie des Darwinismus, thun konnten, so wenig ist Herr Torell, der die Hütte als eine relativ moderne nachzuweisen versucht hat, durch Herrn Karsten zu dieser Untersuchung geführt worden.

In Bezug auf die Frage des Cannibalismus vertrete er (der Redner) keineswegs die Meinung, dass die Ureingebornen Europa's davon frei gewesen seien; er vermisse nur ausreichende Beweise für die wirkliche Existenz des Cannibalismus. Am wenigsten könne er anerkennen, was manche Autoren annehmen, dass die Anthropophagie ein nothwendiges und constantes Entwicklungsstadium jedes Volkes sei und dass man jeden zertrümmerten und auseinandergeworfenen menschlichen Knochen sofort als ein Belegstück dafür betrachte. Die Untersuchungen des Herrn Soreil liegen jetzt in genügender Ausführlichkeit vor, um, gegenüber den widerspruchsvollen und unvollständigen Berichten von Spring, Jedermann die Möglichkeit zu gewähren, sich von der Zulässigkeit seiner Schlussfolgerungen zu überzeugen. Nichtsdestoweniger würde es ganz willkürlich sein, die Anthropophagie anderer Urstämme zu leugnen, bloss desshalb, weil die Männer von Chauvaux von diesem Verdachte freigesprochen werden müssten, und er (Redner) erkenne gern an, dass Herr Karsten für die Freudenthaler Höhle Recht haben könne, auch wenn seine Vertheidigung Spring's erfolglos sein sollte. Bis jetzt scheine ihm jedoch auch für die Freudenthaler Höhle der Beweis noch nicht gelungen zu sein.

(13) Herr O. Finsch übersendet das Programm für die demnächst im Auftrage des Vereins für die deutsche Polarfahrt zu unternehmende wissenschaftliche Erforschungsreise nach West-Sibirien und er bietet sich zu anthropologischen Untersuchungen.

¹⁾ Der so eben erschienene Bericht (Congrès international d'anthrop. et d'archéol. préhistoriques. Stockholm 1874. T. I. p. 16—21) enthält in grosser Genauigkeit die wirklichen stattgehabten Verhandlungen. Weder Herr Desor noch ein anderer Redner hat dabei des Herrn Karsten gedacht.

(14) Herr Graf Gozzadini theilt mit, dass er sich mit einer Monographie über die gerippten Bronzeimer beschäftigt, und wünscht möglichst genaue Nachrichten über die deutschen Funde.

(15) Herr Kreisphysikus Koch zu Wollstein übersendet das schon früher angekündigte kleine Thongefäss, welches in dem Burgwall neben Wollstein gefunden ist.

(16) Das Direktorium der Berlin-Stettiner Eisenbahn-Gesellschaft übersendet
Graburnen aus der Gegend von Oderberg.

Beim Bau der Angermünder-Freienwalder Eisenbahn stiess man in einer Ausschachtung beim Judenkirchhof zu Oderberg in der Mark auf eine Reihe von Urnen, welche im reinen Sandboden standen, einzelne jedoch von einer 10—15 Cent. starken Schicht schwarzer Erde umgeben. Die Stelle findet sich auf Station 187,50. Es waren im Ganzen 4, mit gebrannten Knochen gefüllte, sehr rohe, jedoch mit je 2 Henkeln versehene Thongefässe ohne alle Verzierungen, und 2 stark verletzte Töpfe.

(17) Herr v. Alten übersendet den Zuwachs-Katalog der grossherzoglichen Sammlungen zu Oldenburg (1875) und Herr Heidelberg den Bericht über die Thätigkeit des Zweigvereins zu Weissenfels für das Jahr 1875.

(18) Herr P. Kempermann (Dolmetscher bei der deutschen Gesandtschaft in Japan) hält einen Vortrag über

Corëa und dessen Einfluss auf die Bevölkerung Japans.

Von allen Nachbarländern Japans ist Corea dasjenige, zu dem es die ältesten, engsten und am meisten andauernden Beziehungen unterhalten hat, Beziehungen, die auch während der Abschliessung von der Aussenwelt fort dauerten, in der Japan seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts bis in die neueste Zeit verharrete. Diese Beziehungen der beiden Länder in den letzten Jahrhunderten waren fast rein commercieller Natur, nebenbei mögen sie auch dazu gedient haben, die Kenntniss der chinesischen Wissenschaft in Japan zu fördern und zu unterhalten. Japan nämlich ist nicht im Stande gewesen, eigene Bahnen für seine wissenschaftliche Entwicklung einzuschlagen, sondern ist in dieser Beziehung bis heran der Leitung China's gefolgt.

Viel bedeutungsvoller als in den letzten Jahrhunderten waren die Beziehungen, welche zwischen Japan und Corea in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung bestanden. Politisch war Corea ein Vasallenstaat Japans, in civilisatorischer Beziehung aber war es für dasselbe eine Lehrmeisterin, und die Entwicklung, welche Japan genommen hat, ist seinem Einflusse fast allein zuzuschreiben. Corea war um jene Zeit, 200—600 nach Chr., in eine Menge Königreiche getheilt, von denen die wichtigsten Kaoli, Petsi und Shinra waren, Shinra im Westen, Petsi im Osten und Kaoli im Norden der Halbinsel gelegen. Daneben existirten kleinere Reiche, über deren Lage man nichts Genaues weiss, als Mimana, Takudjun, Kui, Ara, Kara und Kure, das jedoch mehr der chinesischen Herrschaft folgte. Diese Länder wurden im Jahre 201 n. Chr. von der Kaiserin Djingu kogu unter japanische Botmässigkeit gebracht. Alljährlich schickten sie Tribut, Petsi unter anderem 800 Schiffe mit Waaren beladen; die vornehmsten Würdenträger, meistens Mitglieder der regierenden Häuser, und in manchen Fällen sogar die Thronfolger wohnten in der Regel als Geisseln in Japan. In den einzelnen Ländern residirten japanische Beamte,

um die Regierung zu beaufsichtigen, in stark befestigten Schlössern und stets umgeben von einer Anzahl Truppen; bei Thronstreitigkeiten u. dgl. entschied immer der Kaiser von Japan. Dieses Verhältniss führte einen engen Verkehr zwischen Japanern und Coreanern herbei; Japaner wohnten in amtlichen Stellungen in Corea und vermählten sich mit den Frauen des Landes und so umgekehrt die Coreaner in Japan. Besonders häufig kam es während der steten Bürgerkriege, die trotz der japanischen Oberherrschaft in Corea an der Tagesordnung waren, vor, dass coreanische Fürsten und Edelleute, aus ihrem Besitz vertrieben, nach Japan zogen und sich dort niederliessen; besonders massenhaft war die Hinüberwanderung, als zu Anfang des 7. Jahrhunderts die japanische Macht nicht mehr im Stande war, dem siegreichen Vordringen Shinra's zu widerstehen. Shinra nämlich überwand nach und nach sämtliche andere Staaten und sein König vereinigte schliesslich unter seinem Scepter ganz Corea. Petsi war das erste Land, welches unterlag. Als keine Hoffnung auf Sieg und Unterstützung von Seiten Japans mehr vorhanden war, da flohen die Edlen mit vielen aus der Bevölkerung nach Japan und erhielten dort Wohnsitze, im Ganzen 7500 Mann. Später ebenfalls in Folge der Bürgerkriege kamen 1799 Familien herüber, die in dem Bezirk Komanogori — coreanischer Landbezirk bei Yedo — angesiedelt wurden. Nach dem Ausweise „eines“ Verzeichnisses der adligen Familien aus dem 12.—14. Jahrhundert waren von den 1186 adligen Familien Japans 165 coreanische, 162 chinesische, die ebenfalls nach und nach in Folge politischer Umwälzungen aus ihrem Vaterlande entflohen waren, 739 waren rein japanische, von 120 wusste man nicht, welcher Herkunft sie seien. Wie schon vorher bemerkt, war Corea nur in politischer Beziehung von Japan abhängig; in Bezug auf Cultur, Sitte, Wissenschaft und Künste war es Herrin, und seinem Einflusse folgte Japan blindlings. Die meisten der Künste und Gewerbe, die wir bis jetzt bei den Japanern vorfinden, sind coreanischen Ursprungs, d. h. von Corea nach Japan übermittelt worden; Corea mag sie auch wohl anderwärts und zwar von China her erhalten haben. Hierher sind zu rechnen die Webekunst und die Kunst, zu sticken; Coreanerinnen wurden auf den Wunsch eines japanischen Kaisers eigens zu dem Zwecke, in diesen Künsten zu unterrichten, nach Japan geschickt; die ersten Canäle, Teiche und Flussdämme wurden von Coreanern angelegt, ebenso die Budhatempel. Ferner kamen aus Corea die Kunst, das Eisen zu schmieden, Bronzegefässe herzustellen, die Arzneiwissenschaft, die Zeitrechnung und dann das wichtigste, was der japanischen Entwicklung ihre Richtung gegeben hat, die Kenntniss der chinesischen Sprache und Wissenschaft und der Buddhismus. Der letztere war ein verhängnissvolles Geschenk, denn nachdem derselbe unter dem Kaiser Sudjun, 558—592 n. Chr., den Sieg über die alte einheimische Camilehre davongetragen, schien der kriegerische Geist Japans mit einem Male geschwunden zu sein; es war nicht mehr im Stande, trotz wiederholter Versuche, seine von Shinra allmählig geschwächte Oberherrschaft über Corea wieder zu befestigen, und musste schliesslich im 7. Jahrhundert seine bisherige Stellung in Corea ganz aufgeben. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts machte Hideyoshi, ein japanischer Kronfeldherr, den Versuch, die verlorne Herrschaft wiederzuerobern, scheiterte aber daran vollständig.

Die Kenntniss dieser Thatsachen, das muss ich hier einschalten, verdanken wir zwei Geschichtswerken, die uns aus alter Zeit erhalten sind. Das eine ist das Kodjiki, Aufzeichnung von alten Begebenheiten. Die Aufzeichnung ist vom Jahre 712 n. Chr. und enthält eine Darstellung des Zeitalters der Götter und der Kaisergeschichte bis Suiko Tenno 593 n. Chr. Das Buch ist in chinesischer Sprache abgefasst und enthält keine chronologischen Daten. Die Zeitrechnung wurde erst 553 in Japan eingeführt. Das zweite Werk ist 8 Jahre später, 720, entstanden und heisst Nihonshoki —

Geschichte Japans. — Es behandelt dasselbe Gebiet wie das Kodjiki, nur viel ausführlicher und mit chronologischen Daten und reicht bis zum Jahre 700. Die historische Authenticität dieser beiden Werke ist ausser Zweifel; übersetzt in unsere Sprachen sind sie noch nicht, sie sind sogar selbst jetzt noch wenig allgemein bekannt und dennoch verdanken wir Alles, was wir über das alte Japan wissen, ihrem Zeugnisse allein.

So wichtig und für die Forschung von Interesse diese schon ganz in historische Zeiten fallende Berührung der beiden Nachbarländer auch sein mag, so ist sie doch nur von untergeordneter Bedeutung einer Reihe von Thatsachen gegenüber, die auf eine noch engere Verbindung beider Länder und Völker hindeuten und die schliesslich die Vermuthung zulassen, dass beide Völker ursprünglich stammesverwandt sind. Diese Erscheinungen treten uns theilweise in der unbestimmten Form von mythologischen Erzählungen, theilweise aber auch als anhaltfähige Thatsachen entgegen. Die Kaiserin Djingu kogu war es, welche den ersten kriegerischen Zug gegen Corea unternahm und es der Oberherrschaft Japans unterwarf. Wir finden in der Geschichte darüber Folgendes. Der Gemahl der Kaiserin, Djinai, welcher seine Residenz im mittleren Theile der Hauptinsel Nipon hatte, war nach dem Süden gezogen, um den kriegerischen Stamm der Kumaso, welche im Süden von Kiusiu wohnten, zu unterwerfen, aber alle seine Expeditionen scheiterten. Da fuhr ein Gott in die Kaiserin und befahl durch den Mund derselben dem Kaiser, vor Allem eine Expedition nach dem schätzerreichen Lande im Westen zu unternehmen. Der Kaiser aber folgte dieser Weisung nicht, trotzdem sie mehrere Male wiederholt wurde und starb endlich zur Strafe für seinen Ungehorsam, worauf seine Gemahlin die Regierung und den Zug nach Corea übernahm. Der Grund des Zuges ist nicht klar. Im Jahre 65 v. Chr. allerdings war schon ein Gesandter von Mimana mit Geschenken gekommen und war später mit reichlichen Geschenken für seinen König wieder in die Heimath entlassen worden, unterwegs aber nahmen ihm die Einwohner Shinra's diese kaiserlichen Geschenke ab und so entstand, wie das Nihon shoki berichtet, der Keim der Feindschaft zwischen Corea und Japan. Hiernach zu urtheilen, müssen also auch in dieser älteren Zeit schon Beziehungen zwischen beiden Ländern stattgefunden haben. In der Folge kamen noch zu verschiedenen Malen Gesandte coreanischer Staaten nach Japan, wie auch umgekehrt Japaner dorthin entsendet wurden, um merkwürdige Gegenstände für die Kaiser zu holen. Ferner erwähnt die Geschichte, dass, als der erste Kaiser Djimmu von Kiusiu aufbrach, um die Hauptinsel zu erobern, Mike iri nu no Mikoto im Sturm mit seinen Schiffen von der kaiserlichen Flotte getrennt und nach Corea verschlagen wurde, wo seine Nachkommen die königliche Gewalt erlangten, und die Mythologie enthält ebenfalls Manches, was auf Beziehungen zwischen beiden Ländern schliessen lässt. Auch für den Zug der Kaiserin finden wir bei einzelnen japanischen Schriftstellern einen äusserst interessanten Grund angeführt, nämlich die Versuche des Kaisers, die aufrührerischen Stämme im Süden von Kiusiu zu unterwerfen, seien desshalb misslungen, weil dieselben von Corea her unterstützt worden seien, und zwar deuten einzelne Schriftsteller, freilich in äusserst schüchternen Weise, an, dass diese Stämme auf Kiusiu noch Stammesverwandte in Corea gehabt hätten.

Diese Andeutung werden wir nach ihrem Werthe würdigen können, wenn wir uns das vorführen, was sich aus den mythologischen und geschichtlichen Ueberlieferungen über die Begründung der Kaiserherrschaft in Japan entnehmen lässt. Vor Allem ist es unbestritten, dass wir es zu Anfang in Japan mit zwei ganz verschiedenen Völkern zu thun haben; das eine, das erobernde, welches wir zur Zeit, aus der wir die erste Kunde über Japan haben, in dem südlichen Theile von Nipon und auf Kiusiu antreffen, das andere das

unterjochte, die sogenannten Ebissu, die jetzigen Ainos, welche den nördlichen Theil von Nipon, ja auch noch Gebiete der mittleren Provinzen inne hatten. Das erobernde Volk war wiederum in zwei Theile getrennt. Der eine hatte die südlichen Theile von Nipon inne und auch die südwestlichen Theile der Insel Kiusiu; der Sitz des Herrschers dieses Volkes scheint in Idzumo, auf der Westseite von Nipon, gewesen zu sein. Der andere Theil sass im Osten der Insel Kiusiu und er war es, der schliesslich unter seinem Führer Djimmu die bisherigen Wohnsitze verliess, ganz Kiusiu durchzog, die dortigen feindlichen Stämme unterwarf, nach der Hauptinsel übersetzte und schliesslich in der Provinz Yamato die Herrschaft über alle Stämme im Süden gründete. Djimmu war der erste Kaiser. Die Unterwerfung war noch nicht vollständig. Die bisher herrschend gewesenen Stämme empörten sich noch öfter, ein Beispiel ist eben der Aufstand der Kumaso in Kiusiu. Auf der andern Seite mussten die Ebissu oder Aino im Norden immer mehr zurückgedrängt werden. Die siegreichen Stämme vernichteten die Besiegten nicht, sondern gaben ihnen Theil an der Herrschaft, verbanden sich mit ihnen durch Heirathen u. s. w. und behandelten sie wie ihres Gleichen; mit den Ebissu hingegen hatten sie keinen Verkehr, sie verabscheuten sie wegen ihrer Unreinlichkeit und barbarischen Sitten. Hieraus ist vielleicht zu entnehmen, dass die bisher feindlichen Stämme doch ursprünglich ein Volk gewesen sind, zu welcher Annahme auch die Mythe oder Göttergeschichte berechtigt.

Die Mythe berichtet folgendermassen: Die Stammeseltern der Japaner Isanagi und Isanami zeugten drei Kinder, Amaterasu o mi kami, die Göttin der Sonne, Tskuyomino mikoto, den Gott des Mondes und Hayasusanono mikoto, den Gott des Meeres. Letzterer wollte aber die Herrschaft über das Meer nicht ausüben und verübte im Reiche seiner Schwester, der Sonnengöttin, so viel Unfug, dass er schliesslich verbannt wurde. Er kam nach Idzumo auf der Insel Nipon, befreite die Tochter des dortigen Königs aus der Gefahr, in der sie schwebte, von einer Schlange aufgefressen zu werden und heirathete sie. Sein Nachkomme war der Erdengott Okuni nushi, welcher Japan beherrschte. Da aber das Land unter seiner Herrschaft stets von bösen Göttern beunruhigt wurde, so entschloss sich die Sonnengöttin, ihren Enkel, den Ninigino Mikoto, auf die Erde zu schicken, damit er Japan beherrsche. Er stieg in Hinya auf Kiusiu auf die Erde herab und verlangte als himmlischer Gott, dass der irdische Gott, Okuni nushi, ihm die Herrschaft über das Land abtrete. Dieser that es freiwillig; manche seiner Söhne und Anhänger, die sogenannten irdischen Götter, wollten die Herrschaft des Ninigi und seiner Genossen, der himmlischen Götter, aber nicht anerkennen und so fanden viele Jahre hindurch wüthende Kämpfe statt, die dann schliesslich in historischer Zeit unter Djimmu und seinen Nachkommen beendet wurden.

Woher kamen nun jene erobernden Stämme? Eine direkte Antwort lässt sich auf diese Frage nicht geben, aber wenn man die Wohnsitze in Betracht zieht, in denen sie zuerst angetroffen worden, so scheint eine Hindeutung auf Corea natürlich zu sein. Die zuerst herrschenden Stämme, nämlich die sogenannten Abkommen der irdischen Götter, wohnten vorzugsweise im südwestlichen Theile von Nipon und Kiusiu, d. i. in den Corea zugewandten Provinzen am japanischen Meere; vor Allem liegt hier Idzumo, die Wiege ihrer Herrschaft. Wären sie nicht von dieser Seite gekommen und hätten sie nicht ein Interesse für den Westen gehabt, so ist nicht zu verstehen, weshalb sie sich nicht eher in den fruchtbaren östlichen Theilen des Südens angesiedelt hätten. Die später nachrückenden Stämme oder Abkömmlinge der himmlischen Götter fanden die westlichen Theile bereits besetzt und es blieb ihnen somit nur übrig, sich im Osten von Kiusiu anzusiedeln.

Für die Annahme einer Einwanderung von Corea sprechen übrigens noch andere That-

sachen. Im Westen des südlichen Japans liegen drei Inseln: Iki, gegenüber von Kiusiu; Oki, gegenüber von Idzumo, und zwischen ihnen Tsushima, die grösste und bedeutendste von allen. Diese Inseln sind ihrer Natur nach unfruchtbar, Tsushima z. B. produziert nicht so viel, um seine Bewohner zu ernähren und doch dürfen wir aus Spuren, die sich auf den Inseln finden, und aus anderen geschichtlichen Thatsachen schliessen, dass sie s. Z. eine grosse Bedeutung hatten. In Japan bestanden in der alten Kaiserzeit Staatsauguren, die aus den Hüftknochen der Hirsche weissagten; diese hatten ihren Wohnsitz auf Tsushima, Iki und in der Provinz Idzumo; einige wohnten auch in der Hauptstadt und in späteren Zeiten in Idzu, einer nördlichen Provinz. Woher das Hirschorakel stammt, ist nicht festgestellt; dass aber Corea für diesen Cultus von Bedeutung für Japan gewesen ist, lässt sich aus verschiedenen Ueberlieferungen schliessen, wonach in den ältesten Zeiten Japaner nach Corea gingen, um dort die Orakel kennen zu lernen. So z. B. berichtet die Geschichte, dass Jkadzuschi, ein Nachkomme des Gottes der Weisheit, nach Corea gegangen sei, um dort das Orakel aus der Schale der Schildkröte kennen zu lernen; er sei 201 im Gefolge der Kaiserin Djingu zurückgekommen und von ihr zum Staatsaugur ernannt worden und habe seinen Wohnsitz auf Tsushima genommen.

Ferner merkwürdig ist das Vorkommen einer und derselben Schrift in Corea und Japan, der sogenannten coreanischen Volksschrift, in Japan Götterbuchstaben genannt, weil sie von den Göttern erfunden sein soll. In Japan wurde sie blos in den Kamitempeln angewendet. Jetzt ist sie fast ganz ausser Gebrauch gekommen, in Corea hingegen wird sie noch vom gewöhnlichen Volke angewendet. Die japanische hat 52 Zeichen, die coreanische 154. Letztere ist nämlich im Laufe der Zeit nachweislich ausgebildet worden; die japanischen Formen sind geradlinig, die coreanischen cursiv. Dass diese Schrift in historischer Zeit nach Japan gekommen, ist nicht wahrscheinlich, denn sonst würden die alten Chroniken, die sonst so gewissenhaft in der Aufzählung alles dessen sind, was Neues nach Japan gekommen, sicher darüber berichten, und es ist daher wohl die Vermuthung gerechtfertigt, dass sie aus der Zeit datire, wo die beiden Völker noch in naher Verbindung oder eins waren. Diese sogenannten Götterbuchstaben findet man nun vielfach und vorzugsweise in Felsenhöhlen auf den Inseln Tsushima, Iki und Oki, ferner auch in der Provinz Idzumo und auf Kiusiu; daneben finden sich andere Zeichen, theils vollständig hieroglyphenartiger Natur, theils alte Formen chinesischer Zeichen, die Zeichen des Thierkreises, verzerrte Figuren von Menschen und Thieren, theils in die Wände eingravirt, theils auf sargartigen steinernen Behältern. Ebenso findet sich besonders auf Tsushima eine unverhältnissmässige Zahl von Kamitempeln, besonders solche, welche den Stammgöttern und dem Stammvater der Auguren, dem Gott der Weisheit, gewidmet gewesen waren.

Fasst man nun Alles dieses zusammen, die Residenz der Auguren auf diesen Inseln, die Zeugnisse, dass sie ihre Kunst aus Corea erhalten haben, die vielen Schriftdenkmäler in den Höhlen, die in anderen Theilen Japans vollständig fehlen, die zahlreichen Tempel, und alles dieses auf wüsten Inseln, die fern vom Centrum des japanischen Lebens liegen, so darf wohl die Vermuthung Platz greifen, dass Japaner und Coreaner ursprünglich denselben Cultus gehabt und dass diese Inseln dazu geeignet haben, in dieser Beziehung die Verbindung beider Länder zu unterhalten. Einen grossen Schritt weiter würde man kommen, wenn man über die alte coreanische Religion nähere Aufschlüsse erhalten könnte, was bisher wegen der Abgeschlossenheit des Landes nicht möglich gewesen zu sein scheint. Freilich steht zu erwarten, dass dieselbe in Corea noch mehr von dem Buddhismus verdrängt worden ist, als die Kamilehre in Japan. Jedenfalls scheint mir nach den vorliegenden That-

sachen das natürlichste zu sein, dass man bei der Untersuchung über die Herkunft der Japaner seinen Blick zunächst eher nach Corea richtet, welches doch wenigstens einigen Anhalt bietet, als nach anderen südlichen Ländern, z. B. den malaischen Inseln, wo jeder Anhalt fehlt. Wenn man die Japaner aus den verschiedenen Theilen des Landes mit einander vergleicht, so findet man zwischen denen aus dem Norden und denen aus dem Süden einen grossen Unterschied. Die südlichen Japaner sind bei weitem kräftiger und viel mehr wohlgebaut als die nördlichen, und sie haben mit den Coreanern, wie ich nach eigenem Augenschein sagen kann, eine grosse Aehnlichkeit. Hier haben sich nämlich die eingewanderten Stämme sehr rein erhalten. Im Norden dagegen ist die Bevölkerung schwächer und körperlich weniger wohlgebildet und zwar dies daher, weil dort das Ainoelement vorwiegt. Auch hinsichtlich der geistigen Entwicklung steht der Süden über dem Norden. Von Süden aus sind immer die Geschieke Japans bestimmt worden; Industrie und Kunst, weswegen Japan so sehr gerühmt wird, waren bisher fast ausschliesslich dort zu finden.

(19) Herr Sigismund Sachs stellt die z. Z. in Berlin anwesenden

„musikalischen Zwerge“

vor. Es sind drei Geschwister aus Ostpreussen, die nach den vorgelegten Zeugnissen 33, 31 und 22 Jahre alt sind, der älteste und der jüngste männlichen, die mittlere weiblichen Geschlechts, sämmtlich sehr wohlgebildet, von ganz kindlichem Habitus, im Uebrigen von der allen Zwergen eigenthümlichen, sehr gleichartigen Physiognomie. Die Eltern sollen von gewöhnlicher Grösse gewesen sein. Ein vierter Zwerg gehört nicht zu der Familie.

Englisches Maass Fuss u. Zolle	10. Regt. N. I.	11. Regt. N. I.	12. Regt. N. I.	13. Regt. N. I.	14. Regt. N. I.	15. Regt. N. I.	16. Regt. N. I.	17. Regt. N. I.	19. Regt. N. I.	20. Regt. N. I.	21st. Regt.	22nd. Regt.	23rd. Regt.	24. Regt. N. I.	25. Regt.	26. Regt.
6·0 und darüber	1	3	3	2	3	3	3	4	7	—	1	3	3	2	9	3
5·11 „	4	5	9	9	10	7	9	17	9	8	17	28	18	11	10	8
5·10 „	4	19	16	24	19	27	20	32	26	20	40	44	39	24	21	23
5·9 „	25	47	46	64	29	58	49	74	50	73	62	59	63	53	59	70
5·8 „	41	102	81	106	85	143	85	116	87	164	61	90	112	93	99	116
5·7 „	83	113	126	128	107	156	128	135	144	160	107	109	145	130	130	156
5·6 „	160	140	172	155	181	163	148	140	173	142	170	147	167	190	133	171
5·5 „	196	145	168	149	149	121	138	123	133	100	179	145	136	124	130	96
darunter	148	119	88	82	126	50	122	71	77	38	71	77	15	84	85	69

Englisches Maass Fuss u. Zolle	27. Regt.	28. Regt.	29. Regt.	30. Regt.	31st. Regt.	32nd. Regt.	33rd. Regt.	34. Regt.	35. Regt.	36. Regt.	37. Regt.	38. Regt.	39. Regt.	40. Regt.	41st. Regt.	Average
6·0 und darüber	3	2	1	5	3	9	3	3	6	7	1	8	1	3	4	3·34
5·11 „	13	11	8	17	7	15	11	15	11	18	9	8	4	13	6	10·73
5·10 „	49	16	19	32	19	26	34	33	22	30	32	20	11	26	23	25·02
5·9 „	45	74	42	74	51	65	60	55	48	65	65	68	30	48	54	52·5
5·8 „	102	117	100	105	82	107	74	91	66	121	102	132	64	95	75	89·39
5·7 „	128	146	120	136	139	150	141	151	130	156	144	139	89	126	127	124·021
5·6 „	171	151	184	163	182	157	181	161	157	174	146	174	182	149	150	155·36
5·5 „	143	117	141	129	155	102	132	121	172	95	129	128	206	142	147	136·84
darunter	54	67	97	53	65	64	75	42	75	42	73	35	111	85	109	70·13

(3) Hr. Bastian hat neuerdings d. d. Medellin, Neu-Granáda, 23. Decbr., an den Vorsitzenden berichtet:

Die dort gemachte Schädelausbeute beschränkt sich auf ein einziges Exemplar, da das feuchte Klima und Erdreich für die Erhaltung nicht günstig sind. Bei Dr. Manuel Uribe Angel in Medellin sah er ein schönes Exemplar eines abgeplatteten Schädels, das für die Smithson'sche Institution bestimmt ist. Letzterer Gelehrter bereitet ein grösseres Werk über die Geographie und Geschichte des Staates Antioquia vor. Besondere Unterstützung erhielt Hr. Bastian durch Dr. Posada Arango. Nach Verabredung mit ihm hat er ein kleines Vocabularium aufgesetzt und drucken lassen, um es in allen denjenigen Orten zu vertheilen, wo sich noch Indianer mit selbständiger Sprache in Columbia erhalten haben. Die Zahl dieser Stämme ist sehr beträchtlich.

(4) Hr. P. Ascherson übersendet von Alexandrien, d. d. 3. März, einen Bericht des mit ihm auf der Ueberfahrt nach Aegypten zusammengetroffenen Hrn. Richard Starcke aus Dresden über

Lausitzer Gräberfunde.

In dem Jahre 1871 fand der Ackermann des Dom. Schwarmitz, welches in der Oderniederung zwischen Grünberg und Züllichau liegt, beim Pflügen eine unebene Steinplatte, welche beim Herabwälzen zeigte, dass sie ein altes Grab bedeckt hatte.

Als ich davon Nachricht erhielt, begab ich mich Nachmittags zur näheren Untersuchung an Ort und Stelle; ich fand, dass das Grab auf einem sandigen Felde und zwar auf einer Erhöhung desselben, ungefähr in einer Tiefe von einem Fuss unter der Oberfläche, lag.

Die Platte war länglich und mochte ca. 8 Fuss lang und 6 Fuss breit sein. Das Grab war schon wieder verschüttet und die Urnen, sagten die Leute, wären schon entzwei gewesen; ich konnte nur noch zwei kleine Ringe finden, welche aus Bronze gearbeitet, sonst aber schon so zersetzt waren, dass sie bei einem späteren Transporte zerbröckelten. Diese Ringe waren so klein, dass sie nicht auf den Finger gesteckt werden konnten und hatten an der äusseren Fläche in regelmässigen Zwischenräumen hirsegrosse Erhebungen.

Im Jahre 1872 fand ich in Schmerkendorf bei Falkenberg, Regierungsbezirk Merseburg, auch auf einer sandigen Höhe, welche ancultivirt wurde, einen Celt. Derselbe befindet sich in meinem Besitze.

Im Jahre 1873 hatte ich Gelegenheit, auf dem Gute Bonnewitz bei Torgau von einem Arbeitsmann mehrere kleine Urnen, welche er vor mehreren Jahren dort bei einem Hausbau — wo er zugleich auch alte Münzen fand — ausgegraben hatte, zu erwerben. Dieselben sind auch in meinem Besitze.

Bei dem grössten Funde, welche ich zu machen Gelegenheit hatte, hatte ich das Glück, gegenwärtig zu sein. Derselbe fand im Frühjahr 1874 in Ober-Prilschen bei Fraustadt, Provinz Posen, statt. Ebenfalls beim Ackern eines sandigen Feldes, aber keines erhöhten, stiess der Pflug auf einen grösseren Stein; ich hatte einen Mann mit einem Spaten zur Hand und hiess ihn den Stein ausgraben, aber unverhofft verursachte derselbe die grössten Schwierigkeiten. Nachdem eine grössere Menge Boden abgeräumt war, bemerkte ich, dass eine grosse Platte mit weniger grossen Steinen umpflastert war. Ich liess natürlich die Umfassungssteine zuerst wegnehmen und hatte nachher auch die Befriedigung, das Grab unversehrt offen zu legen. In demselben fand ich zwei grössere Urnen und ca. drei kleinere, welche aber bis auf die grösste, die ungefähr 8—10 Ltr. Wasser fassen mochte, sämmtlich schon in Stücken waren. Die grösste und ziemlich unversehrte konnte ich mit nach Haus nehmen und fand ich dieselbe mit Erde und Knochen, welche zerklopft schienen, bis oben heran angefüllt.

Noch bemerken will ich, dass ich auf diesem Gute noch mehrere sehr grosse Steine fand, welche gleichfalls mit kleineren Steinen umpflastert waren, welche Arbeit ohne Zweifel nur von Menschenhänden herrührte, aber ohne dass sich ein hohler Raum unter denselben befand, noch dass sich, nachdem ich noch Erde hatte herausnehmen lassen, irgend etwas Bemerkenswerthes gefunden hätte.

(5) Hr. Dr. Leudesdorf in Hamburg übersendet, d. d. 11. Februar, dem Vorsitzenden die Beschreibung und photographische Abbildung eines

frühreifen Knaben.

(Hierzu Taf. XIII. Fig. 1.)

In meiner Function als Schulpfleger wurde ich veranlasst, einen Knaben zu besichtigen, der, obgleich im schulpflichtigen Alter, von keiner Schule aufgenommen worden war. Ich fand einen „Mann“ von etwas über $6\frac{1}{2}$ Jahren, denn er wird den 13. Juni d. 7 Jahre. Der Mensch trägt einen Bart unter der Nase, um den ihn

mancher germanische Jüngling beneiden würde; dabei sind seine Genitalien mit Haarwuchs etc. so gut entwickelt, wie ein Mann sie nur wünschen kann. Der Kerl ist breitschulterig, mit gutem Thorax und prächtigen Arm- und Beinmuskeln, doch sind die Tibiae etwas rachitisch nach vorne verbogen; gleichwohl ist die ganze Persönlichkeit von der Grösse eines Knaben von 10—11 Jahren. Der Kopf ist nicht krankhaft entwickelt und die Augen haben einen intelligenten Ausdruck. Er fühlt sich ungemein wohl, obgleich er schon zu 3 Jahren so mann- oder weibbar war, dass er Nachts, wo er mit seiner Mutter zusammenschief, versuchte, deren Oedipus zu werden, und ferner wohl, trotzdem er seit langer Zeit regelmässig onanirt und Pollutionen hat. Sechs Geschwister, 5 Knaben und ein Mädchen, sind durchaus gesund, ebenso wie die Eltern, von denen der Vater 54 Jahre und die Mutter fast 50 hat. Die Grosseltern werden bald ihre diamantene Hochzeit feiern. Epilepsie oder Wahnsinn sind in der Familie, nach Aussage, nie vorgekommen. Letzten Dienstag stellte ich dieses sonderbare Kind, dessen Gemüth ein sechseinhalbjähriges ist, dem ärztlichen Vereine vor, dessen Mitglieder entzückt waren und unter denen der Chef unserer Irrenanstalt eben auch die Integrität der Gehirnfunktionen anerkannte. Die Leute heissen Stromeyer und wohnen Heuberg 11, 4. Etage. Der Vater ist Comptoirbote. Ich bemühe mich, unsere Oberschulbehörde zu veranlassen, dem Knaben passenden Privatunterricht zu verschaffen, damit dem Ingenium desselben zu Hülfe gekommen werde und er nicht durch seine sexuellen Neigungen zu Grunde gehe. Ich vergass noch zu sagen, dass der Junge einen prächtig entwickelten Kehlkopf ohne Struma und eine tiefe Stimme hat. Wenn er wie ein Kind schreit und mit männlicher Stimme weint, so macht das einen ganz wunderbaren Eindruck. —

Unter dem 1. März hat Hr. Leudesdorf folgenden Nachtrag geschickt:

Die Körperlänge beträgt 120 Cm., die Circumferenz des Kopfes über die Tubera frontalia gemessen zeigt 54 Cm.

Von der Protuberantia oss. occip. bis Radix nasi, sagittal, finde ich 33 Cm. (Haare möglichst zusammengedrückt.)

Von dem einem Gehörgang zum andern quer über den Kopf 30 Cm.

Die Stirn misst von der Rad. nasi bis zum Haarwuchs 6 Cm., nach der Quere 18 Cm. Von einem Ohr zum andern über die Spitze des Kinns 26 Cm.

Die Halscircumferenz auf der Protuberanz des Larynx gemessen zeigt mir 35 Cm.

Von einem Acromion zum andern 33 Cm.

Bei der höchsten Inspiration finde ich für den Umfang des Thorax unter der Axilla 71 Cm.

Vom oberen Rande des Manubr. sterni bis zur Spitze des Proc. ensif. 16 Cm. Der Oberarm in der Mitte des Triceps zeigt rechts im Umfang 23 Cm., links 22 Cm.; vom Acromion bis Carpus beiderseits 38 Cm.; der Vorderarm hat in der Mitte einen Umfang rechts von 23 Cm., links von 22 Cm.; Umfang des Carpus auf beiden Seiten 15 Cm.

Von der Spina ant. sup. bis zum unteren Rand der Patella finde ich 31 Cm.; Umfang des Oberschenkels in der Mitte 50 Cm. Länge der ganzen unteren Extremität bis zum Tarsus 50 Cm., Unterschenkel bis Tarsus 25 Cm., Umfang um den Knöchel herum 19 Cm.

Hr. Virchow zeigt bei dieser Gelegenheit die Photographie eines

nordamerikanischen sehr frühreifen Mädchens.

(Hierzu Taf. XIII. Fig. 2—3)

Dieselbe ist ihm durch Hrn. Ch. S. Bernays, Oberstlieutenant der V. St. A. ausser Dienst und Redakteur des Anzeigers des Westens, d. d. St. Louis, 20. Sept. 1871, mit folgendem Schreiben zugegangen:

„Beifolgend die Photographieen — ganzes und Brustbild — eines Mädchens von 4 Jahren und 9 Monaten. So alt war die kleine Anna Strobel am 1. October dieses Jahres, als die beiden Photographieen abgenommen wurden. Seitdem sie sechszehn Monate alt war, hatte sie regelmässig ihre Menstruation. Das Kind ist braver, anständiger Eltern einziges Töchterchen. Auf meinen Wunsch haben sie diese Photographieen für Sie anfertigen lassen.

Die Familie Strobel wohnt seit einigen Jahren gerade der Stadt St. Louis gegenüber auf dem andern Ufer des Mississippi.“

Der Consul des norddeutschen Bundes, Hr. Robert Bark, bezeugt die Zuverlässigkeit der Angaben.

(6) Hr. O. Hermes spricht über die

anthropomorphen Affen des Berliner Aquarium.

Hierzu Tafel III, XIV—XV.

Im October vorigen Jahres erhielt ich von einem befreundeten Thierhändler in Triest die Nachricht, dass dort mit einem englischen Steamer ein Gibbon angekommen sei. Das Interesse, welches wir, Dr. Langerhans und ich, für anthropomorphe Affen haben, bestimmte uns für den Ankauf. Nachdem ich mich des Vorkaufsrechts versichert hatte, reiste ich nach Triest, um ausser einer Sendung von Seethieren diesen selten nach Europa kommenden Affen zu holen. Seit Wochen in dem Besitz eines Thierfreundes, hatte er sich durch sein verständiges und friedfertiges Benehmen und andere ihn auszeichnende Eigenschaften die Liebe sämtlicher Familienmitglieder zu erwerben gewusst. Der Affe, welcher gegen Kälte eine ganz besondere Empfindlichkeit zeigte, hatte noch kurz vor der Abreise nach Berlin eine drei Tage andauernde, heftig wüthende Bora zu überstehen, die, wie ich glaube, den Keim seiner späteren Krankheit in ihm erzeugte.

Unser Gibbon war ein junges, schönes, männliches Exemplar des *Hylobates lar* (oder *albimanus*), derjenigen Species, welche meines Wissens bisher lebend noch nicht in Deutschland gesehen worden ist. Sein nacktes, kohlschwarzes Gesicht war von einem weissen Haarkreise vollkommen umrahmt, was ihm ein höchst merkwürdiges, menschenähnliches Aussehen verlieh. Dieser Haarkreis trat um so lebhafter hervor, als auch die dichte weichwollige Behaarung des Kopfes und Körpers vollkommen schwarz und nur die dünnere auf der Handoberfläche etwas grau gefärbt war. Die kleinen, schwarzen, nackten Gesässchwieneln traten kaum merklich hervor. Seine Grösse betrug etwa 600 Millimeter.

Er war ein durchaus friedfertiges Geschöpf; nur, wenn man ihn veranlasste, etwas gegen seinen Willen zu thun, versuchte er wohl manchmal, ein wenig zu beißen, so besonders, wenn er aus seinem warmen Bett genommen wurde. Hatte man ihn erst an die Hand gefasst oder befand er sich auf dem Arm, so dachte er nicht mehr an Rache.

Weit weniger munter, als der Chimpanse, war er auch weit weniger zum Spielen aufgelegt, als dieser, wengleich er gern mit Kindern verkehrte, deren Treiben er aufmerksam beobachtete.

Seine Geschicklichkeit war indessen in hohem Maasse bewunderungswürdig. So sass er fast regelmässig beim Mittag- und Abendessen mit auf dem dicht besetzten Tisch, über den er, um von Einem zum Andern zu gelangen, hin- und herlief, ohne auch nur das kleinste Gefäss zu berühren oder gar umzustossen.

Seine Nahrung beschränkte sich im Wesentlichen auf Weissbrod, Milch, süssen Cacao, Obst und Kieler Sprossen, für welche er nächst süssen Weintrauben merk-

würdiger Weise eine ausgesprochene Vorliebe zeigte. Ehe er etwas Flüssiges zu sich nahm, prüfte er erst vorsichtig durch Tasten mit der Zunge, ob es auch nicht zu heiss sei; dann trank er es aus, ohne wie der Chimpanse die Tasse oder das Gefäss in die Hand zu nehmen. Kalte und feuchte Speisen waren ihm unangenehm. Nur schwer konnte man ihn dazu bewegen, eine geschälte Birne anzugreifen, während er gern davon aus anderer Hand ass.

Weintranken waren seine liebste Nahrung. Hatte er Appetit, so liess er bei ihrem Anblick melodisch klingende Laute hören, welche an den Ruf der Holztauben erinnerten. Diese Laute „hu! hu!“ stiess er ausserdem ziemlich häufig aus, wenn er seiner Freude, Ueberraschung oder Neugierde Ausdruck gab oder zur Nachahmung dieser Töne veranlasst wurde. Trat ich Morgens an sein Bett, so begrüsst er mich auf diese Weise.

Am liebsten sass er auf dem Arm von Frauen, bei denen er, seine langen Arme um ihren Hals schlingend, ruhig so lange zubringen konnte, als er nur geduldet wurde. Nahm man ihn fort, so schrie er wie ein kleines Kind. Verliess meine Frau das Zimmer, so lief er ihr nach und suchte, wenn er sie erreicht hatte, an ihr emporzuklimmen; nahm sie ihn an die Hand, so ging er ruhig mit ihr.

Durch eine ausserordentliche Reinlichkeit zeichnet sich dieser Gibbon vortheilhaft vor den übrigen menschenähnlichen Affen aus. Den ersten Ort, welchen er zur Verriichtung seiner Bedürfnisse benutzte, hat er stets wieder zu dem Zwecke aufgesucht; niemals ist es vorgekommen, dass er sein Lager oder die Stube beschmutzt hätte. Da dieser Affe nun überdies nicht eine Spur von Geruch an sich hatte, was man, wie Sie wissen, nicht von allen behaupten kann, so muss ich ihm die Eigenschaft eines angenehmen Gesellschafters in vollem Maasse zuerkennen. Wiederholt habe ich die Bemerkung gemacht, dass Personen, welche sonst einen grossen Widerwillen gegen Affen — den Chimpanse nicht ausgenommen — haben, diesen Gibbon gern um sich geduldet haben würden. Daher konnte es mich auch gar nicht überraschen, als ich hörte, dass eines meiner Kinder sein Bett regelmässig mit dem Affen theilte. Verursachte er doch hierbei nicht die geringste Störung oder Unannehmlichkeit.

Was nun diesen Affen vornehmlich auszeichnete und am meisten überraschte, das war sein aufrechter Gang, den Herr Virchow bei einer früheren Gelegenheit schon als ein wahres Phänomen bezeichnete. Niemals habe ich bemerkt, dass er seine Hände beim Gehen auf ebener Erde zu Hülfe genommen hätte. Seine abenteuerlich langen, bis auf den Erdboden reichenden Arme erhob er vielmehr, streckte sie seitwärts aus und wanderte so mit herabhängenden Händen und gekrümmten Beinen durch das Zimmer. Diese Haltung sah höchst komisch aus. Sie erinnerte an einen Seiltänzer, der mit halbausgestreckten Armen die Balance zu halten sucht.

Am Seil hing er gern. Er wusste sich an demselben, mit einer Hand voregreifend, einem eleganten und gewandten Künstler gleich, schnell fortzubewegen.

Nach allen meinen Beobachtungen, muss ich sagen, verdient der Gibbon den Namen eines Aristokraten unter den menschenähnlichen Affen am meisten.

Leider hatten wir nicht das Glück, das seltene Thier lange zu besitzen. Nach wenigen Wochen seines Aufenthaltes im Aquarium fing er an zu kränkeln. Fieberscheinungen, verbunden mit absoluter Theilnahmslosigkeit, traten ein, die sein baldiges Ende herbeiführten.

Die vortrefflichen Zeichnungen des bekannten Thiermalers Mützel, nach dem Leben und der Photographie dieses Gibbon gemacht, sind auf Taf. III wiedergegeben. —

Gestatten Sie mir, Ihnen noch einige Mittheilungen über die drei anderen, gegenwärtig im Aquarium lebenden anthropomorphen Affen machen zu dürfen. Seit dem ersten

dieses Monats befinden wir uns nämlich in dem Besitz zweier Orang-Utans, welche im Verein mit einem zu Anfang dieses Jahres angekommenen Chimpanse die interessanteste Sammlung menschenähnlicher Affen bilden dürften, die jemals in Gefangenschaft gehalten worden. Einer der beiden Orangs ist ein grosses, anscheinend ausgewachsenes Exemplar, das grösste, welches nach Europa gekommen ist. Zum ersten Male ist der Wissenschaft Gelegenheit gegeben, eine der höchststehenden Thierarten auch in ihrem gereiften Alter zu studiren und die darauf bezüglichen älteren Ueberlieferungen zu prüfen, zu erläutern und zu ergänzen. Nicht eine der bisher in zoologischen Lehrbüchern und populären Werken als generelle Charakteristik des Orang gegebenen Schilderungen entspricht der Wahrheit, nicht eine hält die Probe aus, die wir jetzt darauf machen können.

Wir erhielten das seltene Thier von dem bekannten Thierhändler C. Hagenbeck in Hamburg zu dem Preise von 3000 Mark. Um anderen Reflectanten nicht den Vorrang zu lassen, wurde der Ankauf so sehr beschleunigt, dass, als Hagenbeck mit beiden Orangs in Berlin eintraf, der Käfig zur Aufnahme der grossen asiatischen „Waldmenschen“ noch nicht fertig gestellt war. Derselbe musste erst der Kraft des Thieres entsprechend genügend versichert werden. Während dieser Zeit von 2 Tagen war der Orang, eingesperrt in seinem engen, mit Eisenstäben versicherten Transportkäfig, Mitbewohner meines Bureau's.

Niemals habe ich einen so unheimlichen und doch so interessanten Gast herbergt. Es waren aufregende Tage für mich. Hätte er von seiner Kraft Gebrauch gemacht, so wäre es ihm eine Kleinigkeit gewesen, sich zu befreien. Indessen nur einmal, als ein Besucher ihn neckte, schüttelte er den Käfig dergestalt, dass die Eisenstäbe in seinen Händen sich bogen und mehrere Wärter nur mühsam den Kasten aufrecht zu halten vermochten.

Die Ueberführung in seinen neuen Käfig ging ohne Unfall von Statten. Erst als er sich in demselben befand, war es möglich, das gewaltige, fast 4 Fuss grosse Thier, das in seinem Transportkasten nur in hockender Stellung zuzubringen vermochte, näher zu betrachten. Ich trat zu dem Zwecke in den Nebenkäfig. Die Zähne fletschend stürzte „Pongo“ sofort auf mich zu und schlug mit seinen überaus langen Händen gegen das uns trennende, mit Drahtgewebe versehene Gitter. Als er damit nichts erreichte, stiess er mit seinen, mit langen Nägeln bewehrten Fingern nach mir, gerieth aber dabei in die Maschen des Drahtnetzes, so dass er die Finger schnell zurückzog und die schmerzenden Stellen aufmerksam betrachtete. Nach diesen vergeblichen Versuchen nahm er von weiteren Angriffen Abstand, erfasste vielmehr das in seinem Käfig hängende Seil, kletterte an demselben in die Höhe und hing sich mit allen Vieren an die sein Behältniss nach oben zu abschliessenden Stangen.

Seit langer Zeit, seit seiner Abreise von Borneo mochte sich Pongo nicht so behaglich gefühlt haben. Ich hielt es wenigstens für einen Ausdruck lebhafter Freude, als er, mich und das draussen stehende Publikum anschauend, Töne aussties, welche an das Brüllen eines Rindes erinnerten, wobei er seine breiten Lippen weit vorstreckte und schnalzend die Luft einsog.

Die rothe, lange und zottige Behaarung, die tückisch lauernden, eng an einander gerückten kleinen Augen, der perrückenartig mit rothbraunen Haaren bedeckte Kopf, das glatte, schwarze Gesicht mit den kleinen, menschenähnlichen Ohren und den heller gefärbten Augenlidern, — kurz Alles an ihm zusammengenommen giebt ihm etwas so Diabolisches, dass die kühnste Phantasie Mühe hätte, sich ein grösseres Scheusal vorzustellen. Die nach Zeichnungen des Hrn. Mützel angefertigten colorirten Abbildungen auf Taf. XIV u. XV geben den äusseren Eindruck in vortrefflicher Weise wieder.

Wenn der Orang geht, tritt er häufig nicht auf die Sohle des Fusses, sondern auf den nach innen gekehrten Aussenrand desselben, sich dabei auf die Aussenfläche der Finger oder der geballten Hand stützend. Niemals geht er aufrecht wie der Gibbon.

Trotzdem er seit Wochen in der sorgsamsten Weise gepflegt wird, hat er doch von seiner Wildheit gegen Menschen nicht das Geringste verloren. Zeigt sich sein Wärter ohne Nahrung vor dem Gitter, so fährt er zähnefletschend auf ihn zu, genau so, wie er es im ersten Momente seiner Gefangenschaft gethan, dabei ein wahrhaft furchtbares Gebiss zeigend.

Im Ganzen hat er ein phlegmatisches Temperament. Aus seiner trägen Ruhe geräth er nur durch den Hunger. Tritt dieser ein, so verlässt er langsamen Schrittes sein Lager, in dem er gewöhnlich in sitzender, nach vorn gebückter Stellung, auf den Vorderarmen liegend, zuzubringen pflegt, um, an dem Gitter stehend, nach dem ersehnten Wärter auszuschauen. Das Futter wird ihm vorsichtig durch die Thür gereicht. Hat er es erhalten, so setzt er sich wieder in die Ecke und verzehrt es mit grosser Gemüthlichkeit. Morgens kann er es kaum erwarten. Giebt es ihm der Wärter nicht sofort, so wirft er sich vor Aerger auf den Rücken. Früh verzehrt er einen Liter Milch mit acht bis zehn Milchbroten, zu den übrigen Mahlzeiten etwa zwei Pfund in Wasser gekochten und mit Zucker versüssten Reis, und im Laufe des Tages noch zehn, zwanzig oder auch dreissig Apfelsinen, die er nie, selbst nicht nach eben verspeistem Reis, verschmäh't. Andere Speisen, wie Eier, Fleisch u. s. w. hat er bisher nicht angerührt.

In dem behaglichen Gefühl der gesättigten Existenz fängt Pongo an zu spielen, indem er mit beiden Händen eine Masse Stroh erfasst, sie über den Kopf erhebt und wieder zu Boden wirft, oder das Seil mit einem Fusse fortschleudert und mit dem Munde wieder auffängt, oder sich mit der wollenen Decke zu schaffen macht, unter der er gern liegt.

Alles dieses betreibt er in sitzender Stellung, die er nur zu verlassen pflegt, wenn ihm das Futter oder ein Leckerbissen gereicht wird.

Zuweilen beobachtet er aufmerksam das Spiel der im Nebenkäfig befindlichen jungen Verwandten, des kleinen Orang und des Chimpanse. Dann steht er am Gitter, hat dieses mit einer Hand und einem Fuss erfasst, während er sich mit der anderen Hand am Seile hält. Einmal gab er auch dem kleinen Orang durch eine kleine Oeffnung des Gitters ein Stück Apfelsine, als dieser sein Verlangen darnach durch Schreien zu erkennen gab. Gewiss ein Zeichen grosser Gutmüthigkeit, die er dem Menschen gegenüber bisher nicht gezeigt hat. Noch habe ich es nicht gewagt, ihm die kleineren Anthropomorphen als Spielgefährten in den Käfig zu geben, obgleich ich überzeuge bin, dass er von seiner physischen Ueberlegenheit ihnen gegenüber keinen Gebrauch machen würde. Im Gegentheil scheint er grosses Vergnügen daran zu finden, sich mit dem Chimpanse durch das Gitter hindurch zu necken. Dieser erfasst seine Hände, schlägt ihn oder stiehlt ihm im Momente des Zugreifens Datteln und Apfelsinen, ohne von Pongo dafür gestraft zu werden. Mitunter greift auch das grosse Ungeheuer durch das Gitter nach Tschego, der mit „affenartiger“ Geschwindigkeit dessen Hand erfasst und so fest hält, dass Pongo sich nur mit einiger Kraftanstrengung wieder befreien kann, wobei er gewöhnlich in Folge seiner Unbeholfenheit auf den Rücken fällt. Erst in den letzten Tagen hat er angefangen, sich auf diese Weise zu belustigen. In solcher Laune schlägt er auch öfter Purzelbaum, oder wälzt sich, Arme und Beine reckend, auf dem Stroh.

Einen jungen Hund, den Spielkameraden des Chimpanse, liess ich kürzlich zu ihm. Ihn zärtlich umfassend, nahm er den Hund auf den Arm, und liess sich von diesem mit einer gewissen Vornehmheit lecken, anbellern und beißen, ihn stets

wieder* am Bein oder Schwanz herbeiziehend, wenn er ihm entwischte. In Folge dieses verständigen Betragens soll ihm nächstens auch die Freude werden, seine Tochter (?) Christinchen zu umarmen.

Sobald Pongo sein Abendessen, das ihm zwischen sechs und sieben Uhr verabreicht wird, verzehrt hat, bereitet er sich sein Lager, indem er rings um sich herum Stroh anhäuft. Dann zieht er die ihm überreichte Decke über den Kopf, unter der er noch einige Zeit auf die am Käfig Stehenden hervorsieht, legt sich nieder und schläft, oft laut schnarchend, ohne Unterbrechung bis zum Anbruch des Tages.

Wie dieser Affe in die Gefangenschaft gerathen, ist mir räthselhaft. An der linken Seiten seines mit mächtigem Kehlsack versehenen Halses hat er eine grosse Narbe, die wahrscheinlich mit seiner Gefangennahme in Verbindung steht. —

Viel liebenswürdiger als Pongo ist der kleine Orang, dessen Alter etwa anderthalb Jahre sein mag, während ich das des grossen Affen aus Mangel jeglichen Anhalts ebensogut auf zehn als auf zwanzig Jahre angeben könnte.

„Christinchen“, angeblich die Tochter des Pongo, verleugnet zwar nicht dessen phlegmatische Natur, ist aber doch viel beweglicher und zutraulicher. Sie sitzt am liebsten auf dem Arm eines Wärters und schreit wie ein Kind, will man sie fortnehmen. Der Haarwuchs des kleinen Orang ist namentlich auf dem Rücken viel stärker, die Farbe heller, mehr fuchsroth, ebenso auch das Gesicht viel weniger dunkel und die Schnauze nicht so entwickelt als beim grossen.

Zwischen „Christinchen“ und ihrem Käfiggenossen, einem über alle Beschreibung übermüthigen, munteren und ausgelassenen Chimpanse, hat sich ein inniges Freundschaftsverhältniss gebildet, das sich durch das reizende Spiel zwischen beiden und die häufigen zärtlichen Umarmungen bethätigt. Der kleine Orang, ein gutmüthiger, phlegmatischer Geselle, lässt mit sich machen, was dem Chimpanse beliebt. In Bezug auf die Intelligenz des letzteren muss ich sagen, das dieselbe die der berühmten Molly, welche im Jahre 1871 im Aquarium lebte, noch bei weitem übertrifft. Ich glaube nicht mit Unrecht dies auf die grössere Gesundheit dieses Chimpanse und die längere Berührung mit Menschen zurückführen zu können. In Folge einer grösseren Reparatur seines Käfigs waren wir nämlich genöthigt, den Chimpanse einige Wochen in unserm Bureau um uns zu haben. Er gewöhnte sich bald an seine neue Umgebung und unterhielt besonders mit meinem zweijährigen Jungen ein vortreffliches Verhältniss. Trat dieser in das Zimmer, lief „Tschego“ ihm entgegen und ihn umarmend küsste er ihn, erfasste seine Hand und zog den Jungen auf das Sopha, um mit ihm zu spielen. Der Junge ging häufig nicht zart mit Tschego um, so fasste er in dessen Mund, zerzte ihn an den Ohren oder legte sich auf ihn; indessen ist es bis heute nicht ein einziges Mal vorgekommen, dass der Chimpanse sich gegen ihn vergessen hätte. Ganz anders behandelte er Knaben im Alter von 6 bis 10 Jahren. Besuchte eine Anzahl Schüler das Bureau, lief er ihnen entgegen, ging von einem zum andern, schüttelte diesen, biss jenen in's Bein, erfasste die Jacke eines Dritten mit der rechten Hand, zog sich in die Höhe und versetzte ihm mit der linken eine schallende Ohrfeige, kurz, er führte die tollsten Streiche aus. Es war, als ob er von der freudigen Erregung der Jugend mit ergriffen wurde, so tobte er, wie dazu gehörig, mit der ausgelassenen Gesellschaft.

Als mein neunjähriger Sohn eines Tages von mir wegen eines falsch gerechneten Exempels einen kleinen Schlag an den Kopf erhielt, gab ihm der bei mir auf dem Tisch sitzende Chimpanse eine Ohrfeige, dass es nur so knallte. Zeige ich auf Jemand, der ihn ansieht oder neckt und rufe ihm zu: „leide das nicht“, so lässt er sein „O! O!“ ertönen, stürzt sich auf den Betreffenden, um ihn zu schlagen, zu beißen oder irgend einen Unfug an ihm auszuüben.

Wie er bei dem Menschen einen Unterschied zwischen dem Alter macht, so auch bei den Thieren. Junge Hunde und Affen behandelt er zart und rücksichtsvoll, dieselben haben sich sogar seines Schutzes zu erfreuen, während er mit älteren so rücksichtslos wie mit der Schuljugend umgeht.

Sieht er mich schreiben, so ergreift auch er öfter eine Feder, taucht sie in das Tintenfass und macht Striche auf dem Papier. Ein besonderes Talent entwickelt er beim Poliren der Scheiben im Aquarium. Es ist drollig, anzusehen, wie er hierbei das Tuch zusammenlegt, die Scheibe mit den Lippen befeuchtet und nun kräftig zu wischen versucht, dabei schnell von einer Stelle zur andern eilend.

Schliesslich möchte ich noch bemerken, dass der Vortrag, welchen Dr. Brehm an dieser Stelle über die „Molly“ gehalten, in vielen Punkten voller Uebertreibungen gewesen ist. Was Brehm und Andere über den Gebrauch von Messer und Gabel und das Benehmen jenes Chimpanse bei einer Tischgesellschaft gesagt hat, entbehrt der Begründung. So hat bei letzterer weder der Chimpanse sich den Wein allein eingegossen, noch mit seinen Nachbarn angestossen, was ich als einer derselben auf das Positivste versichern kann.

Sollten wir, was ich hoffe, uns längere Zeit des Besitzes der interessanten anthropomorphen Gesellschaft erfreuen, so werde ich nicht verfehlen, Ihnen über das weitere Gefangenleben derselben eingehendere Mittheilungen zu machen. —

Hr. Hartmann erklärt, dass er den betreffenden Gibbon seiner obenher weisslich gefärbten Hände und Füsse, sowie seines um das ganze Gesicht herumreichenden weissen Haarkranzes wegen als *Hylobates albanus* Is. Geoffroy St. Hilaire bestimmt habe. Derselbe Affe werde freilich hier und da für identisch mit *Hylobates Lar Illig.* gehalten. Die systematische Unterscheidung der *Hylobates*-Arten liege noch sehr im Argen und manche vermeintliche Species dieser Anthropoiden werde dereinst gegenüber einer kritischen Behandlung nicht Stich halten. Das Cadaver des beregten Thieres sei von ihm auf seinen myologischen Bau zergliedert worden. Ausserdem befinde sich zur Zeit noch ein schönes, grosses Exemplar des *Hylobates leuciscus* Kuhl unter seinem Messer. Vortragender hofft, die entsprechenden myologischen Zeichnungen in einer der folgenden Sitzungen vorlegen und erläutern zu können. Er pflege an den ihm zu Gebote stehenden Cadavern der Anthropoiden an einer Körperseite stets die Muskeln und Fascien, an der an der anderen auch die Gefässe und Nerven zu präpariren. Damit gingen umfassende osteologische Studien über die betreffenden Thiere Hand in Hand. Auf diese Weise glaube er allmählich ein in seiner Art einziges Material aufzusammeln und darbieten zu können. Aber die Sache sei sehr mühselig, verlange vielen Stoff, viele Zeit und Ausdauer, zumal auch auf die möglichen individuellen Variationen an den Muskeln, Gefässen u. s. w. Bedacht genommen werden müsse. —

Hr. Virchow bemerkt hierzu, dass er am 21. November einige Messungen an dem Gibbon vorgenommen habe.

Was zunächst den Kopf betrifft, so fand er

die grösste Länge	zu	76,5	Mm.
„ „ Breite	„	64	„
„ „ Höhe	„	49	„
„ Ohrhöhe	„	34	„
„ Höhe des Kopfes	„	60	„
	(am Kieferwinkel)		
„ Höhe des Gesichts	zu	39	„

die Höhe der Nase zu	25	Mm.
„ Breite „ „	12	„
„ Augendistanz	16	„
„ Jochbreite	48	„

Es ergibt sich daraus ein Breitenindex von 83,6, ein Ohrhöhenindex von 64,0, ein Nasalindex von 48,0, ein Gesichtsnasenindex von 64,0, ein Gesichtindex von 81,2.

Weiterhin fand sich

eine Körperlänge	von 540 Mm.
Länge der Wirbelsäule	„ 260 „

Letztere beträgt also fast die Hälfte der Körperlänge.

Es wurden dann am linken Arm und Bein folgende Maasse genommen:

Länge des Oberarms	180 Mm.	} bis zum 170 Mm.) bis zum } Ellenbogen 173 „ } Cond ext.
„ „ Unterarms	183 „	
„ „ der Hand	130 „	
Breite „ „	29 „	
Länge des Daumens	50 „	
„ „ 2. Fingers	65 „	
„ „ 3. „	78 „	
„ „ 4. „	76 „	
„ „ 5. „	57 „	
Länge des Oberschenkels	150 „	(bis Cond. ext.)
„ „ Unterschenkels	120 „	(desgl.)
„ „ Fusses	115 „	
„ „ der grossen Zehe	35 „	
„ „ 2. „	45 „	
„ „ 3. „	57 „	
„ „ 4. „	58 „	
„ „ 5. „	36 „	
Länge des linken Beines	290 „	(bis Sohle)
„ „ „ „	375 „	(bis 3. Zehe).

Die Länge des Fusses beträgt also nicht ganz $\frac{1}{5}$, genau 1 : 4,7 der Körperlänge. Die Hand ist kürzer als der „Fuss“, der Unterschenkel kürzer als der Oberschenkel, dagegen der Oberarm kürzer als der Unterarm. An der Hand ist der dritte Finger, am Fuss die vierte Zehe die längste. Die grosse Zehe ist wenig kürzer als die kleinen, dagegen der Daumen sogar weit kürzer als der kleine Finger.

Die Thatsache, dass auch der Gibbon wie der Orang Utan brachycephal ist, hat ein grosses geographisches Interesse. Ebenso ist die Sicherheit des aufrechten Ganges, wobei allerdings die Arme fast flügel förmig getragen werden, höchst auffällig. Der Gibbon steht in dieser Beziehung fast über allen anderen Anthropoiden.

(7) Der Vorsitzende legt der Gesellschaft Hand und Fuss einer ägyptischen Mumie, sowie die Zahn'schen Reproduktionen der Wandgemälde von Pompeji vor. Diese Gegenstände werden durch Hrn. Hübner zum Verkauf angeboten.

(8) Hr. Voss spricht über

eine seltene Urnenform.

Im Jahre 1874 berichtete mir der Bauerhofbesitzer Abraham zu Batzlaff im Kreise Cammin in Pommern Folgendes:

Einige hundert Schritte von der von Batzlaff nach Moratz führenden Strasse, in der Nähe eines Feldweges, welcher nach den von dem Völzerbache durchflossenen Wiesen hinabführt, sei er vor etwa 17 Jahren beim Beckern des sandigen Abhanges auf einige grössere Steine gestossen, welche ihm bei der Bestellung hinderlich wurden. Er beschloss deshalb dieselben fortzuschaffen und stiess hierbei auf eine bedeutende Menge grösserer Geschiebeblöcke, welche nach Art einer cyclopischen Mauer auf einander gelegt waren und einen brunnenartigen Bau von etwa 8 Fuss Durchmesser und 4 Fuss Tiefe bildeten. Sie waren von ziemlich gleicher Grösse und so schwer, dass sie von einem kräftigen Manne nur mit Anstrengung von der Stelle bewegt werden konnten. In der Mitte dieses Baues fand Herr Abraham frei in der Erde stehend 3 Thongefässe. Zwei derselben waren schalenförmig, von etwa 1 Fuss Durchmesser, das eine mit der Mündung nach unten als Deckel auf das andere gelegt. — Daneben stand ein einzelnes einhenkeliges Gefäss, welches mit Knochen und Asche gefüllt war, während in den anderen nur Sand gewesen sein soll. Leider ist dies letztere, welches unversehrt herausgehoben wurde, nachdem es 12 Jahre lang sorgfältig aufgehoben, durch Unvorsichtigkeit zertrümmert worden; nur der untere Theil ist erhalten, der im Allgemeinen Aehnlichkeit zeigt mit den Gefässen des Lansitzer Typus. Es ist, wie man aus dem Reste erkennen kann, eine etwas flache bauchige Urne gewesen, welche am oberen Theile des Bauches mit einem Bande von schraffirten Dreiecken verziert war. Nach Angabe des Finders hatte das Gefäss über diesem bauchigen unteren Abschnitte eine halsartige Einschnürung und über derselben eine nochmalige reich verzierte bauchige Erweiterung, welche dem Untertheil ähnlich geformt war und gewissermassen noch ein zweites kleineres gehenkelt Gefäss bildete. Die Anfügung des Henkels war aber nicht mehr mit Sicherheit festzustellen. In der Nähe der Begräbnisstätte, welcher dies Gefäss entstammte, wenige Schritte von derselben entfernt, war, etwa 1 Fuss unter der Oberfläche, noch eine etwa 8 Fuss lange und 3 Fuss breite, mit etwa kopfgrossen Steinen gepflasterte und mit kohlenhaltiger Erde bedeckte Stelle angetroffen worden, welche wahrscheinlich als Ustrine gedient hatte.

Aus der Art und Weise des Berichtes ging hervor, dass der Finder, ein als zuverlässig bekannter Mann, den Fund mit Interesse und Sorgfalt gehoben und auch wohl ganz richtig beobachtet hatte und hatte ich demnach keine Ursache, an seinen Angaben über die Form des Doppelgefässes zu zweifeln, wengleich mir bis dahin noch kein ähnliches aus hiesigen Gegenden zu Gesicht gekommen war.

Zu meiner Freude fand ich einige Zeit später bei einem Besuche des Museums für Völkerkunde in Leipzig die Aussagen des Herrn Abraham insofern vollständig bestätigt, als ich dort ein Gefäss sah (Fig. 1), das fast gänzlich seinen Angaben entsprach. Dasselbe ist in dem Urnenfelde von Weinböhl bei Dresden gefunden, dem auch einige in derselben Sammlung aufbewahrte kleine Bronzegegenstände entstammen. Es ist ungehenkelt, $12\frac{1}{2}$ Cm. hoch und hat in dem unteren Abschnitte einen Durchmesser von 11 und in dem oberen einen solchen von 9 Cm. Beide Ausbauchungen sind ganz gleichmässig verziert mit senkrechten, flachen, nicht ganz bis zum Boden reichenden Furchen, welche oben gegen die Halsung zu durch 4 horizontal um das Gefäss laufende Furchen begrenzt sind.

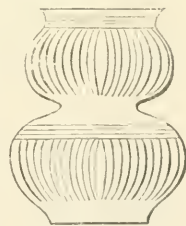


Fig. 1.

Vor Kurzem war ich so glücklich, noch weitere Beläge, sowie auch die Grundform, aus der diese Gefässe sich bei uns entwickelt haben, zu finden. Bei Gelegenheit einer Reise nach Prag sah ich nämlich bei Herrn von Strasser auf

Russin bei Prag eine Urne (Fig. 2), welche ein wenig grösser in ihren Verhältnissen ist als die von Weinböhla, indem dieselbe etwa 17 Cm. in der Höhe und im Durchmesser des unteren Abschnittes etwa 15,5 Cm. misst. Sie ist mit zwei kleinen öhrartigen Henkeln, welche in der Verbindungsstelle der beiden Theile angebracht sind, versehen und im oberen Abschnitte unverziert, während die untere in ganz ähnlicher Weise wie jene von Weinböhla mit etwas weitläufig gestellten senkrechten seichten Furchen am Bauche ornamentirt ist. Ihr Fundort ist Wockowitz bei Prag. Ausserdem theilte mir Herr Conservator Benesch in Prag mit, dass er ein ganz ähnlich gestaltetes Gefäss in der Gegend von Czaslau gesehen habe, welches leider verloren gegangen sei. Von grösstem Interesse aber war für mich ein in der zwar kleinen, aber sehr interessanten Privat-

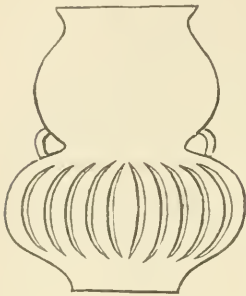


Fig. 2.

Sammlung des Herrn Dr. Berger in Prag befindliches Gefäss. (Fig. 3). Dasselbe besteht ebenfalls aus zwei aufeinander gestellten Abschnitten, deren unterer weit

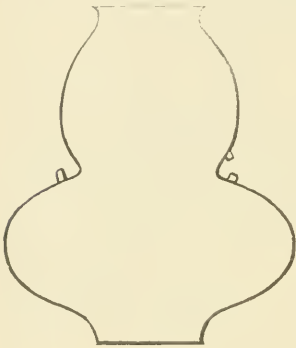


Fig. 3.

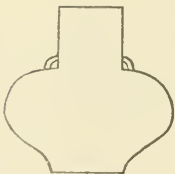


Fig. 4.

ausgebaucht und verhältnissmässig niedrig ist, während der obere einen abgestumpften Kegel bildet, dessen mittlerer Theil eine bauchige Anschwellung zeigt. An der Verbindungsstelle der beiden Abschnitte sind die Ansätze von zwei gegenüberstehenden öhrartigen Henkeln bemerkbar. Es bildet dies Gefäss, welches bei Dobříč bei Duschnik in Böhmen mit einer bronzenen Lanzen Spitze zusammen gefunden wurde, wie man aus der beigefügten Abbildung leicht ersehen wird, den Uebergang von jener häufig mit Buckeln versehenen Urnenform mit weitem Bauche und cylindrischem engem Halse (Fig. 4) zu jener vorhin besprochenen Form, indem der obere ursprünglich cylindrische Theil sich allmählig bauchartig erweitert, bis er zuletzt einen selbständigen Abschnitt des Gefässes bildet. Gefässe mit Andeutungen hierzu, conisch sich verengendem Obertheil und bauchig gekrümmten Wandungen, sind im Uebrigen nicht selten, nur sind diese Eigenthümlichkeiten nicht so in die Augen springend, wenn man die oben beschriebenen Formen vorher nicht gesehen hat.

Für die nähere Bestimmung der ursprünglichen Form der Urne von Batzlaff dürfte noch ein anderes, allerdings nur in sehr kleinen Dimensionen ausgeführtes einhenkeliges Gefäss (Fig. 5) von Belang sein. Dasselbe wird in der Sammlung der Pommerschen Alterthumsgesellschaft zu Stettin im dortigen Schloss aufbewahrt und stammt aus dem Urnenfelde von Kiekrz bei Posen, welches beim Bau der Stargard-Posener Bahn aufgedeckt wurde. Es ist nur 4 Cm. hoch und hat auch nur 4 Cm. Durchmesser im oberen wie im unteren Abschnitte. Letztere sind verschieden ornamentirt. Während der obere, an welchem der über den Rand sich erhebende und am Bauche



Fig. 5.

endigende kräftige Henkel angefügt ist, unterhalb des nach aussen gestellten Randes 2 horizontale und am Bauche selbst etwas weitläufig gestellte, senkrecht herablaufende Furchen zeigt, ist der untere an seinem Halstheile mit 4 horizontalen und

zahlreichen, ebenfalls ziemlich weitläufig gestellten, schräg abwärts laufenden Furchen ornamentirt. Das Gräberfeld von Kiekrz gehört, dem Charakter seiner Gefässe nach zu urtheilen, in jenen Zeitabschnitt, dem die Lausitzer sowie die Posener Urnenfelder im Allgemeinen angehören. Es wurde daselbst unter anderen auch eine vierfüssige Vogelfigur und ein thönerne Trinkhorn gefunden. Somit würde sämtlichen Gefässen dieser Form eine gewisse Beziehung zu der Bronzezeit zukommen und würden dieselben vielleicht, neben anderen ~~Monumenten~~, auf gewisse gleichartige Eigenthümlichkeiten der Bevölkerungen in Pommern, Sachsen, Posen und dem nördlichen Böhmen hinweisen.¹⁾

(9) Hr. Voss berichtet

über einige im Peenebette bei Wolkow in der Nähe von Demmin in Pommern gefundene eiserne Waffen.

(Hierzu Taf. XIV, Fig. 5.)

Dem Königl. Museum gingen vor einiger Zeit mehrere eiserne Waffen zu mit folgendem Fundbericht des Herrn Kreisbaumeisters Kunisch zu Demmin:

„Bei Vertiefung des Flussbettes der Peene begegnete der Dampfbugger No. 1 bedeutenden Widerständen an der Stelle, wo das Ufer des Rittergutes Wolkow nahe an den Fluss herantritt und der Sage nach in alter Zeit eine starke Burg den jetzt bewaldeten Hügel krönte. Es waren durch das Flussbett verschiedene Reihen unten zugespitzter eichener Pfähle geschlagen, welche augenscheinlich zu leichten Brücken gehörten.

Der Umstand, dass die Pfähle schwach sind, aber in sehr vielen Reihen neben und durch einander geschlagen sind, liess darauf schliessen, dass hier zu verschiedenen Zeiten wiederholentlich provisorische Uebergänge hergestellt und später wieder abgebrochen oder abgebrannt worden sind.

Ich musste mehrere hunderte dieser Pfähle aus dem Flussbette ziehen lassen, ehe ich die Tiefbaggerung fortsetzen konnte.

Als letzteres geschah, holten die Eimer zuvörderst ein zweischneidiges Schwert mit eiserner Parierstange (No. 1) in Form der Römerschwerter, aber etwas länger, hervor, welches noch so elastisch ist, dass es, leicht gebogen, in die gerade Richtung zurückschnellt. Die Arbeit ist, soviel jetzt zu erkennen, nicht sehr sauber gewesen, und fehlen besondere Merkmale.

Sodann wurde die Spitze eines Wurfsperees, noch sehr gut erhalten, von eleganter Form ausgebagert (No. 2). Auf der sehr schlanken Spitze zeigt sich ein Linien-Ornament mit kleinen Kreisen in den Ecken. Die Schafthülse ist an allen vier Kanten durch sauber gerippte Bänder verziert.

Weiterhin wurde an derselben Stelle eine Streitaxt, deren untere Spitze

¹⁾ Für Freunde der vergleichenden Keramik sei bemerkt, dass nach ähnlichem Prinzip geformte Gefässe an folgenden Stellen abgebildet sind:

1. Lindenschmit, die heidnischen Alterthümer Deutschlands Band I, Heft VI, Taf. 6, Fig. 1, 2, 3.

2. Schweinfurth: Artes Africanæ, Gefässe der Monbuttu.

3. H. de Cleuziou: De la poterie Gauloise, Fig. 70, Fig. 167 und Fig. 202.

4. Brogniart: Traité des arts céramiques Pl. II, Fig. 13 und Pl. XXVIII, Fig. 4.

5. Globus, Bd. XXVII, Seite 6.

Ausserdem befinden sich verwandte Formen aus Japan und Indien in der ethnographischen Abtheilung des Königl. Museums zu Berlin.

abgebrochen, zu Tage befördert (No. 3). Dieselbe ist stark vom Rost angegriffen, in elegant geschwungenen Linien geformt, ohne besondere Merkzeichen.

Hierauf wurde eine zweite Wurfspiessspitze von minder schlanker Form, als die erste und stark vom Rost angegriffen, gefördert (No. 4).

Sodann folgte ein zweites, sehr stark vom Rost angegriffenes Schwert, ebenfalls zweischneidig und einhändig. Auf dem Knauf sind Erhöhungen von undeutlicher Form sichtbar (No. 5).

Neben demselben lagen zwei einschneidige, schwach gekrümmte Säbel, welche augenscheinlich einer anderen Nation angehören. Der eine (No. 6) ist zerbrochen, ohne Parirstange; den Abschluss der Klinge gegen den Griff vermittelt ein gekrümmtes, beiderseits durchlochstes Eisenblech a. Der Säbel ist im Rücken 6 Mm. stark, an der Schneide sehr scharf, die Blutrinne fehlt; Merkmale sind nicht vorhanden.

Das zweite einschneidige Schwert (No. 7) hat eine eigenthümliche Gestalt; die Klinge ist scharf im Rücken, unten 9 Mm. stark, beiderseits mit einer vertieften, 1,5 Mm. breiten Linie verziert, aber ohne Blutrinne. Das breite Heft ist zum Theil abgebrochen, es hat auf einer Seite eine erhöhte Warze.

Hierauf wurde ein noch wohlerhaltener Schädel von auffallend runder Form, niedriger Stirn, stark hervortretendem Wulst über den Augen, scharf vorspringendem Nasenbein, ausgebagert, und in dessen Nähe ein sehr schönes zweischneidiges Schwert (No. 8), welches das werthvollste Stück des Fundes bildet (Taf. XIV, Fig. 5). Dasselbe ist von eleganter Form und nur wenig vom Rost zerfressen, da sich unter der Schlammkruste seine spiegelglatte Politur zum grössten Theil erhalten hat. Es ist zweischneidig, mit breiter Blutrinne, nach der Spitze gleichmässig verjüngt, mit dünner runder Parirstange, starkem Knauf und 9,5 Cm. langem Griffe.

In der Blutrinne ist einerseits in den Stahl ein Zierrath, andererseits eine Inschrift mit dünnen Goldstäbchen sehr sauber eingelegt.

Der Zierrath, ebenso wie die Inschrift, ist 14,5 Cm. lang, 14 Mm. hoch, das eingelegte Goldstäbchen $\frac{1}{4}$ Mm. dick.

Weitere Antiquitäten sind nicht in dem Flussbette vorgefunden worden, mit Ausnahme einer stark verrosteten Hellebardenspitze, welche, augenscheinlich aus der Schwedenzeit stammend, weit unterhalb der erstgenannten Fundstelle beim Abbagern einer Peeneinsel zu Tage kam.

Ueber die erwähnten, namentlich durch ihre vorzügliche Erhaltung sehr interessanten Fundstücke, welche ich Ihnen hiermit vorlege, möchte ich kurz Folgendes bemerken.

Das ersterwähnte Schwert (No. 1) mit kurzer Parirstange und einfachem Knauf, sowie die Speerspitze (No. 2) gehören etwa dem 11. Jahrhundert an. Die Streitaxt (No. 3) hat grosse Aehnlichkeit mit jenen bei Aug. Demmin (Die Kriegswaffen, Leipzig 1869, Seite 172) abgebildeten Formen, welche dort als „germanische Kriegsbeile sächsischer Form“ bezeichnet sind; es dürfte vielleicht ebenfalls sächsischen Ursprunges sein. Die Speerspitze (No. 4) gehört wohl derselben Zeit an; ihre Provenienz ist aber schwer zu bestimmen. Das Schwert (No. 5) gleicht in der Bildung des Griffes und der Schneide vollkommen dem bei Worsaae, Nordiske Oldsager 1859, Seite 119, Figur 493, abgebildeten, nur läuft die Klinge in eine etwas abgerundete, in der Axe der Blutrinne liegende Spitze aus, während das a. a. O. abgebildete in eine säbelförmige, unsymmetrisch sich aufwärts nach der einen Schneide zu biegende Spitze endigt. Es würde demnach etwa aus dem 10. Jahrhundert stammen. Der als No. 6 erwähnte Säbel ist leider zu sehr fragment; vielleicht aber war er jenem bei Worsaae an der oben erwähnten Stelle ebenfalls abgebildeten (Fig. 496) ähnlich.

Das andere einschneidige Schwert (No. 7) gehört wohl mit der unter No. 2 erwähnten Speerspitze derselben Zeit an.

Das Schwert No. 8 endlich (abgebildet auf Taf. XIV Fig. 5) ist ein durch vorzügliche Erhaltung und andere höchst interessante Eigenschaften gleich ausgezeichnetes Exemplar. Es ist unter sämtlichen Fundstücken jedenfalls das jüngste. Das in dem Fundberichte erwähnte, sehr sauber gearbeitete Ornament ist romanisch; die Inschrift, in gleicher Weise und eben so sorgfältig technisch ausgeführt, hat Herrn Prof. Wattenbach vorgelegen, war aber leider bis jetzt nicht zu entziffern. Die einzelnen Buchstaben sind ausserordentlich correct gebildet, durch die Zusammenziehung mehrerer in ein Zeichen aber zu unlösbaren Räthseln geworden. Im Ganzen erinnert die Schrift an die auf dem Leichensteine des Ministers Helgi († 1128) sich befindende.¹⁾ Wegen der grösseren Correctheit in der Form der Buchstaben würde ihr aber vielleicht ein etwas höheres Alter zu vindiciren sein, jedoch gehört sie frühestens dem 11. Jahrhundert an. Bei diesem Stücke lag der erwähnte menschliche Schädel, über welchen unser Herr Vorsitzender später die Güte haben wird, sich zu äussern.

Die Fundstücke gehören also jedenfalls verschiedenen Zeiten an, zwischen denen nicht unbeträchtliche Zwischenräume liegen, und es ist wohl anzunehmen, dass sie bei Kämpfen, welche hier geführt wurden, verloren gegangen. Wahrscheinlich war jener alte Burgwall eine wendische Burg, welche zur Deckung einer Peenebrücke diente. Herr Kunisch hat nämlich auf meine Veranlassung die Güte gehabt, den Burghügel später noch genauer zu untersuchen, hat aber in demselben nirgend Mauerwerk gefunden. Dass ein Pfahlbau hier bestanden hätte, wird dadurch unwahrscheinlich, dass, wie Herr Kunisch auf eine dahin gerichtete Anfrage mir mittheilt, keine Thierknochen, überhaupt keine Gegenstände, welche auf eine Art sogenannter Culturschicht schliessen liessen, gefunden wurden.

Dass die Gegenstände verschiedenen Völkern ihren Ursprung verdanken, dürfte uns wohl nicht überraschen, da die Stadt Demmin an einer der alten Haupthandelstrassen des Landes lag und als Grenzfeste ein sehr häufiger Zielpunkt feindlicher Einfälle, sowohl seitens der Sachsen als auch namentlich der Dänen war,²⁾ insbesondere in der letzten Periode des Heidenthums in Pommern, deren Zeit der grösste Theil des vorliegenden Fundes jedenfalls noch angehört. —

Hr. Virchow bespricht den in dem Berichte des Hrn. Kunisch erwähnten Schädel. (Hierzu Taf. XIV, Fig. 1—4).

Der mir übergebene Schädel war stark zertrümmert, er hat sich aber aus den vorhandenen Bruchstücken soweit zusammenfügen lassen, dass einige Messungen an ihm genommen werden können und dass sich die Form in der Hauptsache übersehen lässt. Leider fehlen alle Stücke der Basis mit dem untersten Theil der Hinterhauptsschuppe. Aller Wahrscheinlichkeit nach handelt es sich dabei um alte Brüche, vorzugsweise um solche, welche mit dem Tode des Mannes in unmittelbarer Beziehung standen.

Der überaus merkwürdige Schädel hat das glänzend schwarzbraune, stellenweise fast blauschwarze Aussehen der Torfschädel. Die Knochen sind ungemein hart und dick, alle Muskelansätze kräftig, die Backzähne stark abgeschliffen. Alle Formen

¹⁾ Bei Worsaae a. a. O. Seite 156, Fig. 554 abgebildet.

²⁾ S. Kratz: Die Städte der Provinz Pommern, Berlin 1864. Einl. Seite XV u. Text Seite 115.

sind gross und voll. Man kann daher schliessen, dass er einem älteren, sehr kräftigen Manne angehört hat

In der Seitenansicht (Taf. XIV. Fig. 2) sieht man eine ungemein hohe Stirn mit mächtigen Stirnwülsten und kräftigen Höckern, sowie eine sehr hohe und volle Schädelswölbung, welche jedoch schon vor der Mitte des Mittelkopfes abfällt und in die sehr steile Hinterhauptcurve übergeht. Daher erscheint das Hinterhaupt sehr kurz und fast gerade. Die Scheitelhöhe fällt trotzdem weit hinter die Kranznaht. Die hohen Plana temporaria überschreiten die Tubera parietalia (Taf. XIV. Fig. 3); ihre grösste Annäherung an einander beträgt 135 Mm. Flächenmaass. Jederseits eine Tuberositas temporalis ossis malaris. Breite Ala sphenoidalis.

In der Oberansicht sieht man die Nähte mässig gezackt; Frontalis und Sagittalis stossen nicht auf einander (Fig. 3). Ueber die Mitte der Stirn erstreckt sich eine stark sagittale Erhöhung, welche kurz vor der Kranznaht am stärksten ist.

In der Hinteransicht (Fig. 4) tritt die grosse Breite des Schädels besonders deutlich hervor. Der Contour bildet eine mächtige, weit ausgelegte Curve. Der Lambdawinkel ist durch eine Gruppe schmalen, zackiger Schaltknochen sehr gedrückt.

Auch in der Vorderansicht (Fig. 1) fällt neben der Höhe die ungewöhnliche Breite sowohl der Stirn, als des Mittelkopfes gewaltig auf. Die Augenhöhlen sind weit, die Nase kräftig, jedoch nicht breit, die Jochbogen weit ausgelegt, der Oberkiefer mächtig.

Mag man immerhin annehmen, dass der Schädel eine gewisse posthume Verdrückung erfahren hat, was übrigens keineswegs unzweifelhaft ist, so stellt er doch ein Bild der extremsten Brachycephalie dar. Sein Längenbreiten-Index beträgt 98,8. Der Höhen-Index konnte leider nicht bestimmt werden, da die Basis fehlt; dass er aber sehr bedeutend gewesen sein muss, geht daraus hervor, dass sogar der Auricularhöhen-Index 75 beträgt. Da der Nasen-Index 50,9 ergibt, so kann man den Schädel als *hypsibrachycephal* und *mesorrhin* bezeichnen.

Er zeigt in mehrfacher Beziehung mit zwei anderen Fluss- oder Torfschädeln, über welche ich früher berichtet habe, nämlich mit dem von Dömitz (Sitzung vom 10. Februar 1872, S. 72 Taf. VII) und dem von Neu-Brandenburg (Sitzung vom 6. December 1873, S. 189) Aehnlichkeit. Ich stelle die Hauptmaasse kurz zusammen:

	Demmin	Dömitz	Neu-Brandenburg
Grösste Länge	168 Mm.	133 Mm.	130 Mm
Sagittalumfang des Stirnbeins	127 "	130 "	130 "
Länge der Pfeilnaht	135 "	115 "	126 "
Grösste Breite	166 "	146 "	144 "
Oberer Frontal-Durchmesser	78 "	68 "	61 "
Unterer " "	107 "	100,5 "	92 "
Temporal- " "	143 "	129,5 "	121 "
Parietal- " "	143 "	130 "	128,5 "
Maxillar- " "	70 "	62 "	—
Geringste Entfernung der Plana temp.	135 "	118 "	120 "
Höhe der Orbita	36 "	31 "	—
Breite " "	39 "	38,5 "	38?
Höhe der Nase	52 "	46 "	— "
Breite der Nasenwurzel	31,5 "	27 "	22 "
" des Naseneinganges	26,5 "	25,6 "	—
Breite des Gaumens	43 "	40 "	—

Daraus ergibt sich durchweg die ganz ausserordentliche Prävalenz der Breitenverhältnisse bei dem Demminer Schädel, welche ihn in der That ganz über das

daraus hat Herr de Quatrefages entworfen. Wenn man indess überblickt, was wir jetzt vor uns haben, so darf man sagen, dass den meisten Berichterstattern ein verhältnissmässig viel kleineres Material für ihre Betrachtungen zu Gebote stand. Die besten Nachrichten hat wohl Herr Dobson gebracht, dem auch unsere Gesellschaft eine Sammlung sehr ausgezeichneten Photographieen verdankt.

Die Inselgruppe der Andamanen ist geographisch schon dadurch von ganz besonderem Interesse, dass sie auf eine Verbindungslinie hinweist, welche von Hinterindien aus sich in südlicher Richtung zunächst auf die Sundainseln, sodann auf die weiter südlich liegenden Länder der Papuas und Australier fortsetzt. Sie werden wissen, dass seit längerer Zeit, zunächst vom geologischen, dann vom faunistischen Standpunkte aus der Gedanke diskutirt worden ist, ob nicht in alten Zeiten hier ein grösserer Continent gelegen habe, der alle oder einen grossen Theil der genannten Länder umfasst habe und von dem die erwähnten Inseln die letzten Ueberreste seien. Auch ist eine Menge von Andeutungen vorhanden, dass einstmals nahe Verbindungen zwischen diesen Inseln und Hinterindien bestanden haben.

Allein die Fragen kreuzen sich begreiflicher Weise fortwährend, und gerade so, wie man von Madagaskar bis zu den Philippinen und noch weiter östlich allerlei Verbindungen findet, so findet man sie schliesslich auch zwischen Australien und den Andamanen. Ich will nur daran erinnern, dass der verstorbene Bleek geradezu die Meinung aussprach, dass die australische Sprache am meisten Aehnlichkeit mit südindischen Dialekten habe. Sollte sich dies bestätigen, so würde man nicht umhinkönnen, die Andamanen als eine Station zwischen diesen Urvölkern anzusehen. Immerhin, auch wenn man die Sache nur in der Vogelperspektive betrachtet, machen die Andamanen den Eindruck, als wären sie die Spitzen eines alten Gebirgsstockes, die über Wasser geblieben sind bei dem Versinken des übrigen Landes, und man wird unwillkürlich zu dem Gedanken getrieben, man sehe in den Andamanen die letzten Ueberreste einer uralten Bevölkerung vor sich.

Nun will ich zunächst daran erinnern, dass auf den Andamanen schon durch den verstorbenen Stoliczka sogenannte Kjökkenmöddinger gefunden wurden, reiche Haufen von Abfällen, wie sie zuerst an den nördlichen Küsten Seelands und Jütlands von den Kopenhagener Alterthumsforschern entdeckt waren. Wir haben in einem unserer Hefte (Sitzung vom 10. Decbr. 1870, S. 23) einen kurzen Auszug dieser Funde publicirt. Allein wir erfuhren damals im Ganzen recht wenig über das Detail. Herr Jagor ist nun so freundlich gewesen, uns Gegenstände von diesen alten Küchenabfallhaufen zu schicken. Dieselben stammen von zwei verschiedenen Stellen. Der eine Ort wird englisch Aberdeen genannt; es ist die Stelle, an der Herr Stoliczka gegraben hat. Herr Jagor hat noch eine andere Stelle bei Dunnyleaf creek untersucht. Beide Stellen stimmen in vielen Stücken überein. Die Zusammensetzung der Hügel ergibt, dass die Hauptmasse aus Ueberresten grosser Muscheln besteht, die fast sämmtlich an einer bestimmten Stelle angeschlagen sind, um entleert zu werden. Neben ihnen findet sich eine Menge anderer Nahrungsabfälle, darunter mehrere Fischarten, Köpfe und andere Theile von Skeletten grosser Schildkröten, Massen von Schweineüberresten, von einer, wie es scheint, nicht grossen Rasse. Die Rasse dürfte übereinstimmen mit derjenigen, die noch jetzt wild auf den Inseln ist, und von der wir durch Herrn Jagor den Schädel eines jungen Thieres erhalten haben.

Nun findet sich in diesen alten Haufen, was von ganz besonderem Interesse ist, eine Masse von Topfscherben (Taf. X), welche gänzlich abweichen von dem, was wir sonst aus Ostasien und Oceanien erhalten haben. Sie sind nämlich ziemlich ebenso beschaffen, wie unsere gewöhnlichsten Topfscherben, die wir an so vielen

Stellen in Pfahlbauten und Burgwällen bei uns finden. Sie bestehen aus einem sehr groben Thon, der gemischt ist mit Bruchstücken von Quarz und dadurch eine sehr rohe Zusammensetzung erlangt hat. Sie sind fast gar nicht gebrannt, von schwärzlich grauer Farbe, auf dem Bruch fast schwarz, äusserlich rau und matt, dafür aber vielfach, sowohl innen wie aussen ornamentirt. Die Ornamentirung spricht ganz heimisch an, denn es sind merkwürdiger Weise Ornamente, welche die höchste Aehnlichkeit darbieten mit denjenigen, die ich bei uns als Ornamente der letzten vorchristlichen slavischen Periode nachgewiesen habe, nämlich eingeritzte lineare Zeichnungen, die entweder parallele Vertikal- oder Horizontal-Striche oder parallel wellenförmige Linien, oder Reihen eckiger Punkte zeigen. Das wiederholt sich in der mannichfaltigsten Weise und Zusammenordnung, und es entstehen dadurch Formen, welche dem, was ich Burgwallornament genannt habe, in hohem Maasse ähnlich werden.¹⁾ Dabei muss ich aber bemerken, dass ähnliche Ornamente, namentlich wellenförmige, auch an Thonscherben vorkommen, welche Hr. J. M. Hildebrandt vor längerer Zeit von der Ostküste Afrika's an die Gesellschaft geschickt hat. (Sitzung vom 12. Juli 1873, S. 133). In einer zweiten Gruppe sind die Sachen noch mehr zusammengesetzt, und es findet sich hier ausser der eingeritzten Ornamentirung noch eine sehr feine Zwischenstrichelung, die, wie es scheint, zuerst angelegt worden ist. (Taf. X. Fig. 5, 6, 11, 16).

In dem Abfallshaufen von Dunnyleaf Creek ist auch noch ein grosser Klumpen aus Feuerstein, von dem an verschiedenen Stellen Stücke abgesprengt sind, gefunden worden, jedoch scheint Herr Jagor in dieser Beziehung nicht so glücklich gewesen zu sein, wie Stoliczka, der sogar ein geschliffenes Instrument gefunden hat.

Nach dem Bericht des letzteren Reisenden schien es, als ob diese Küchenabfälle nur eine Form dessen seien, was sich auch noch heute ereigne. Denn noch heute leben viele Andamanesen einfach in Erdlöchern, oder unter Felsvorsprüngen, oder sie machen sich für augenblickliche Zwecke einfache Zusammenstellungen von Baumzweigen; jedenfalls haben sie keine eigentlichen Hütten oder Wohnplätze.²⁾ Herr Dobson, der längere Zeit als Zoologe dort umherstreifte, hat keine einzige Stelle gefunden, wo sie in wirklicher Ansässigkeit sich befinden (Sitzung vom 12. April 1873, S. 80). Dass sie also an gewissen Stellen, wo gerade der Fischfang oder die Jagd günstig sind, sich wiederholt aufhalten und da nachher die Ueberreste ihres Mahles sich finden, ist etwas Selbstverständliches, und es liesse sich wohl denken, es seien auch die erwähnten Küchenhaufen vor nicht langer Zeit gebildet. Nun ergibt sich aber eine sehr sonderbare That-

¹⁾ Die Abbildungen auf Taf. X sind bei Fig. 1 u. 2 um die Hälfte, bei den übrigen um $\frac{2}{3}$ der natürlichen Grösse verkleinert. In Fig. 3, 12, 13, 14 sind doppelte Abbildungen desselben Bruchstücks gegeben, wobei jedesmal das linke Stück die äussere, das rechte die innere Fläche darstellt. Fig. 4, 5, 8, 10, 11, 15—18 sind Abbildungen der äusseren. Fig. 1, 2, 6, 7, 9 der inneren Fläche. Fig. 1—11 stammen von dem Muschelberge von Aberdeen, Fig. 12 bis 18 von Dunnyleaf Creek.

Beide Flächen, die innere und die äussere, sind gleich, und daher nur die eine von ihnen dargestellt, in Fig. 2, 4, 6, 9—11, 15; sehr ähnlich sind sich beide Flächen in Fig. 5 u. 7. Verschieden sind beide Flächen in Fig. 3, 8, 12—14, 18. Ueberhaupt kein Ornament auf der inneren Fläche haben Fig. 16 u. 17.

Immerhin wird man bemerken, dass auch da, wo eine Verschiedenheit der inneren und äusseren Fläche bemerkt ist, ein gewisser Parallelismus beider Zeichnungen besteht.

²⁾ Nach einer späteren Mittheilung des Hrn. Jagor leben im Innern von Middle Andaman Stämme in kleinen bienenkorbartig geformten Hütten: in Little Andaman habe Homfray auch sehr grosse Hütten von derselben Form getroffen.

sache. Während in diesen Küchenabfällen grosse Massen von Topfscherben und zwar reich verzierten vorkommen, ist gegenwärtig die Töpferei bei den Andamanesen so weit in Vergessenheit gekommen, dass sie nur noch als eine Art von geheimer Kunst existirt. Bis jetzt war man sogar im Zweifel, ob überhaupt noch Töpfe auf den Andamanen gemacht würden. Herr Jagor berichtet indess nicht bloss über das Vorkommen von schwach gebranntem Thon, genannt Booj, sondern er hat auch ein sehr ausgezeichnetes Stück dieser Art uns zugehen lassen, zu dessen Schutz ein besonderes Flechtwerk aus Rotang dient. Er schreibt darüber, dass diese Töpfe nur noch an einer oder zwei Stellen und zwar von Frauen gemacht würden, in der Weise, dass, nachdem der Thon zubereitet ist, ein Loch in die Erde in Form des Gefässes gemacht und mit einer Thonschicht ausgeschmiert wird. Ist der Thon trocken, so wird das Gefäss herausgeholt, und wenn es fest genug geworden ist, mit einem Muschelbruchstück oder einem Messer innen und aussen glatt geschabt und gelegentlich mit kleinen Linienmustern verziert. Dann werden die Töpfe ganz schwach gebrannt. Sie sind jetzt, wie er schreibt, ausserordentlich selten und niemals gehören sie einem Einzelnen, sondern immer einer ganzen Rotte. Meist werden sie durch Tausch erworben und sind sehr geschätzt. Bei denjenigen Stämmen, die mit den Engländern verkehren, seien sie durch Metallgefässe verdrängt. Diese Seltenheit der Töpfe, welche auch sonst angegeben wird, ist sehr auffallend und gänzlich unaufgeklärt, zumal da in einer früheren Zeit das Topfgeschirr offenbar häufig gewesen sein muss. Denn wenn es möglich ist, aus den Abfallshaufen in kurzer Zeit so viel Scherben zu sammeln, so kann Thongeräth nicht eine Rarität gewesen sein. Das von Herrn Jagor übersandte Gefäss zeigt überdies in keiner Weise feinere Form oder Ornamentik, wie wir sie an den Scherben der Abfallshaufen in grosser Ausbildung vorfinden. Es ist ein ganz einfacher, oben sehr weiter, kesselartiger Topf, unten stark geschwärtzt, also im Feuer gebraucht. Da wir nur das eine Exemplar besitzen,¹⁾ dieses aber dem Anschein nach einen kostbaren Gemeinbesitz dargestellt hat, so lässt sich natürlich nicht darüber urtheilen, ob alle Gefässe, die jetzt noch im Gebrauche sind, von derselben Art sind. Sollte es sich indess herausstellen, dass die alte Kunst der Ornamentirung verloren gegangen, und die ganze Töpferei so sehr zurückgegangen ist, dass sie nur noch eine Art von Spezialgeheimniss einzelner Frauen ist, so würde das eine der interessantesten Erfahrungen auf dem Gebiete der vergleichenden Ethnologie sein. Freilich wäre es nicht das einzige Beispiel dafür, dass eine Kunst verloren gehen kann. Ich möchte in dieser Beziehung daran erinnern, dass eine ähnliche Betrachtung für die polynesischen Inseln in Bezug auf den Gebrauch von Bogen und Pfeilen angestellt worden ist, indem auf gewissen dieser Inseln Bogen und Pfeile noch existiren und gebraucht werden, während dies an anderen, von derselben Rasse bevölkerten Orten nicht mehr der Fall ist, wo jedoch noch der Name dafür in der Sprache erhalten ist, eine Thatsache, welche, wie es scheint, eine niedergehende Cultur bezeichnet. Daraus würde aber auch hervorgehen, dass die Abfallshaufen auf den Andamanen mit der jetzigen Bevölkerung nichts zu thun haben, sondern in weit zurückgelegene Zeiten fallen.

Ich habe ein besonderes Interesse an diesen Verhältnissen, weil ich mich in diesem Augenblick mit einer Arbeit über Australien beschäftige, die ich auch auf diejenigen Fragen ausgedehnt habe, welche die Hauptpunkte der Archäologie Australiens betreffen. Ich war auch da sehr überrascht, neben den allerrohesten Formen gewisse Zeichen einer feineren, vorgeschrittenen, künstlerischen Entwicklung zu finden,

¹⁾ In einer von Hrn. Macnamara dem Museum geschenkten Sammlung befindet sich ein, übrigens ähnlicher, jedoch ornamentirter Topf.

namentlich in der Wahl von Farben. Die Australier besitzen freilich nur sehr wenige Farben: fast immer kehrt ein braunes Roth, ein helleres Roth und ein Weiss wieder, hier und da kommt ein schnutziges Gelb und ein Schwarz vor. Sie bemalen damit ihre merkwürdigen, schmalen Holzschilde, mit denen sie die Speerwürfe der Gegener pariren, ohne sich zu bedecken; in derselben Weise sind auch ihre Ruder und Wurfbretter bemalt. Nun hat uns Herr Jagor mit der Feinheit, mit der er alles beobachtet, hier gerade sehr werthvolle Anhaltspunkte geliefert, indem er uns von den Andamanen eine Reihe von Rohfarbstoffen geschickt hat. Als Malerpalette dient eine grosse Muschel (Puma) in der sich die graue Farbe vorfindet. Letztere ist ein muschelreicher Thon. Die gelbe Farbe ist der Absatz aus eisenhaltigen Quellen (Ocker); diesen benutzen die Andamanesen theils roh, wo er die gelbliche Farbe darstellt, theils gebrannt, wo er die rothe Farbe liefert. Er wird dabei zuerst in Kugeln von der Grösse von Kartoffeln geformt und sodann auf schwachem Feuer unter mehrmaligem Umwenden mittelst einer Zange aus Bambus gebrannt. Diese Farben werden mit Schildkröten- oder Schweinefett, auch mit Wachs gemischt und so zum Austrich verwendet. Auch gelten diese Farben, innerlich genommen, als Arzneimittel. Der rothe Ocker, der Koipeda heisst, gilt als erwärmend und stärkend — wohl erklärlich, denn es ist ein Eisenpräparat, ein „stählendes“ Mittel. Wenn man sich damit bestreicht, so ist es ein Zeichen der Freude. Daher werden nicht bloss der menschliche Körper, sondern auch allerlei Gegenstände des Gebrauchs damit angestrichen; sogar die theuersten Ueberreste der Hinterbliebenen, Schädel und Knochen, bemalen sie damit. Der weissgraue Thon, welcher Ogne heisst, ist Zeichen der Trauer und gilt, innerlich genommen, als kühlend und niederschlagend. Nach einem Todesfalle bemalen sich die nahen Verwandten den ganzen Körper mit einer dicken Schicht Ogne. Es ist das keine Tättowirung, sondern sie streichen sich einfach damit an, wie die Australier. Der Thon wird in kleinen Strichen mit dem Nagel des Zeigefingers aufgetragen. Herr Jagor hat eine Reihe von Mustern, genau so, wie die Andamanesinnen den Körper ihrer Männer und Freundinnen verzieren, mit weissen und rothen Farben auf blauem Kattun durch sie herstellen lassen. Die Muster finden sich auf Taf. XII. Fig. 1—4 zum Theil wiedergegeben. Sonderbarerweise sieht man unter ihnen nicht wenige, in denen sich Anklänge an die Topfornamentik der Küchenabfälle wiederfinden.

Diese Benutzung der Farben erinnert in vielen Beziehungen an die Art der Bemalung, welche die Australier bei ihren verschiedenen Festen an ihrem Körper vornehmen; sie haben dieselben Farben und bemalen, ebenso wie die Andamanesen, die mannichartigsten Dinge mit denselben. Man kann daher nicht leugnen, dass eine Art von Beziehung zwischen beiden Stämmen aufgesucht werden könnte. Ich zeige namentlich ein sehr schönes Steuerruder (Halisma) von 172 Cm. Länge und einem Blatt von 13 Cm. Breite (Taf. XI. Fig. 8), welches letztere mit rothem Wachs und weissem Thon sehr zierlich bemalt ist (Taf. XII. Fig. 5). Ganz ähnliche Dinge kommen in Australien vor.

Das ist aber auch fast das Einzige, was ich mit Ausnahme des noch zu erwähnenden Körperschmucks und des Flechtwerkes an Beziehungen aufinden kann, und ich möchte glauben, dass diese Uebereinstimmung nicht entscheidend ist. Denn, wie Sie schon aus der Wahl der Stoffe ersen, es sind Materialien, welche sich mit Leichtigkeit überall darbieten: der gelbliche Eisenabsatz einer Quelle, die weisse Farbe von Kreide oder das Grau eines Thons, das Schwarz, was übrig bleibt als Kohle bei dem Brande. Im Uebrigen besteht ein grosser Unterschied erstens darin, dass wir in den Andamanesen ein Volk kennen lernen, welches einmal wenigstens die Töpferei in vollkommenerem Maasse gekannt hat, während bei

den Australiern bis jetzt noch keine Spur davon bemerkt worden ist, dass sie jemals ein Topfzeitalter gehabt hätten. Zweitens besteht eine grosse Differenz darin, dass wir hier in grosser Mannichfaltigkeit ausgezeichnete Bogen und Pfeile antreffen, und dass diese im vollsten Gebrauche sich befinden. Ein englischer Schriftsteller, welcher diese Angelegenheit behandelt hat, behauptet, der andamanesische Bogen sei die Originalform des Bogens des Cupido. Es sind äusserst martialische Instrumente und von einer Schönheit der Holzarbeit, die nichts zu wünschen übrig lässt. Auf Taf. XI. Fig. 5—7 sind einige dieser Bogen in der Art wiedergegeben, dass in der oberen Hälfte (a) die äussere, in der unteren (b) die innere Fläche des Bogens abgebildet ist. Erstere ist durchweg mehr verziert. Sämmtliche Verzierungen bestehen aus linearen Einkerbungen. Die Bogen (Karmäng) sind von Balima-Holz. Die grösseren (Fig. 6 u. 7) sind 178—182 Cm. lang, in der Mitte drehrund oder plattrund, an den Seitentheilen platt und 6—7 Cm. breit; die kleineren (Fig. 5) sind 108 Cm. lang und bis 4,5 Cm. breit.

Ausserdem liegt eine Fülle von Pfeilen der verschiedensten Art vor. Da die Bewohner ziemlich verträglich unter einander sind und im Ganzen nicht viel Krieg führen, so dienen die Pfeile hauptsächlich zu zwei Zwecken, einmal um das Schwein zu jagen (Ella), und dann um Fische zu speeren (Tolbot), und zwar benutzen sie dabei zweierlei verschiedene Pfeilspitzen, die jetzt sämmtlich aus Eisen sind. Besonders interessant sind die Jagdpfeile (Taf. XI. Fig. 3—4). Die Spitze, unterhalb welcher 1—2 Widerhaken sitzen, ist in das Schaftstück beweglich eingesetzt und nur durch einen längeren Riemen, der spiralförmig um den Schaft gewickelt ist, festgehalten. Ist ein Schwein mit dem Pfeil angeschossen, so zieht sich das obere Ende von dem Schaft ab und letzterer wird an dem Riemen lose nachgeschleift. Läuft dann das Schwein in das Jungle, so fängt es sich bald, indem der Schaft hinter einem Baum oder Strauch hängen bleibt, und der Jäger findet Zeit, sich dem Thiere zu nähern und sich desselben zu bemächtigen, während es sonst leicht in dem schwer passbaren Dickicht verschwinden würde.

Das Eisen haben sie, wie festgestellt ist, nur von Schiff-Wracks; es ist keinerlei einheimische Eisenfabrikation vorhanden. Das Eisen ist offenbar erst in Gebrauch gekommen, nachdem die Europäer häufiger in jene Gegenden kamen. Was sie jedoch mit diesem Eisen leisten können, das beweist ein interessantes Specimen, ein grosses Holzgefäss, welches mit einem einfachen Messer, das aus einem alten Fassreifen hergestellt ist, aus dem Stamm eines grossen Baumes ausgehöhlt ist. Aus Fassreifen schleifen sie Lanzenspitzen (Taf. XI. Fig. 10), welche an dem stumpfen Ende, wie die steinernen Lanzenspitzen der Australier, mit Schnüren und Harz umwickelt werden. Das Merkwürdigste ist aber ein Beil (Taf. XI. Fig. 9), welches nicht nur in seiner Form einem Steinbeil ähnlich, sondern auch in ganz ähnlicher Weise geschäftet ist. Es ist nemlich in einen hölzernen Griff eingelassen und durch Riemen darau befestigt; der Griff selbst aber besteht aus einem winklig gebogenen Holz oder genauer aus dem Aststück eines Baumes.

Dann ist es vielleicht an dieser Stelle noch von Interesse, darauf hinzuweisen, wie sie die uralte Art des Schlagens von Feuersteinen auf Glas übertragen haben. Was in alten Zeiten aus Feuerstein gemacht wurde, das machen sie jetzt aus zerbrochenen Flaschen. Wir haben hier eine Reihe von Splintern, die genau die Formen und Eigenthümlichkeiten der Feuersteinperiode (Spähne, Messerchen) besitzen. Solche Splitter, welche mittelst besonderer Behausteine aus Geröllen (Tolemada) geschlagen werden, dienen nach Hrn. Jagor zum Rasiren des Kopfes und zum Tättowiren durch Einschnitte.

Was Kleidung und Schmuck anbetrifft, so ist darüber nicht viel zu sagen. Die

Andamanesen gehen im Ganzen nackt und für keusche Augen ist es vielleicht anstössig, sie zu sehen. Sie ersetzen die Kleidung durch die unmittelbare Bemalung des Körpers. Es lässt sich nicht verkennen, dass gewisse Aehnlichkeiten mit den Australiern auch in Bezug auf die Ausschmückung des Körpers bestehen. Die Schmucksachen haben meist einen Ring aus Pflanzenfasern als Basis; daran hängen Quäste von Blättern oder Fasern, Muscheln und Aufreihungen von Dentalium. Andere Schmucksachen reichen offenbar in eine recht barbarische Periode zurück, sie bestehen nämlich aus menschlichen Gebeinen, welche durch Pflanzenfasern unter einander befestigt sind; sie sind namentlich als Halsschmuck häufig im Gebrauch (Taf. XII. Fig. 8). Der eine Halsschmuck besteht aus lauter menschlichen Schlüsselbeinen, der andere überwiegend aus Wirbeln, ein dritter aus Phalangenknöchlein, und auch sie sind wieder mit der rothen Farbe bemalt.

Dieser barbarische Gebrauch bildet unmittelbar den Uebergang zu der Anwendung eines Schmuckes, der aus einem ganzen Schädel besteht. Die Angaben über den Grund des Tragens von Schädeln sind einigermaassen verschieden. Nach einzelnen Angaben sind es Wittwen, welche die Schädel ihrer Männer so lange zu tragen haben, bis sie sich wieder verheirathen. Wir haben eine solche Dame abgebildet in einer Photographie des Herrn Dobson; sie trägt den Schädel ihres Mannes auf der Schulter. Ich habe dagegen das Bedenken, dass diejenigen „Trage“-Schädel, die uns zugekommen sind, nach den Kriterien, die wir sonst anzuwenden gewöhnt sind, als weibliche anzusehen sind. Auch Herr Jagor spricht gelegentlich über diese Sache, aber er behandelt das Ding als einen mystischen Gebrauch. Er nennt einen solchen Schädel Chattada. Die Endsilbe tada findet sich bei all den verschiedenen Arten von Schmuckgegenständen, die er aufführt. Changatada ist ein Halsband von Wirbeln, das als Talisman gebraucht wird; Yadditada ein Halsband aus Schildkrötenknochen; Baritada oder Peritada besteht aus Rhizophoren und Knochenstückchen, Boddatada oder Bolitada nur aus Zweigen einer Rhizophore. Chattada¹⁾, sagt Herr Jagor, sei wie Changatada ein Talisman, der von nahen Verwandten, später auch von anderen Personen benutzt werde.

In Bezug auf die Technik sind die von ihm eingesandten Schädel ganz interessant. Man sieht, dass der Schädel erst mit einem Netz von kleinen Linien und Einschnitten versehen worden ist, um ihn rauh zu machen; dann hat man die bekannte rothe Schmiere aufgetragen, die trotzdem ziemlich lose aufsitzt.

Ferner erwähne ich unter den uns übersandten Gegenständen mehrere Schamschurze (Taf. XII. Fig. 6—7), einen „Reisekoffer“ aus Blättern (Taf. XI. Fig. 1), als besten Ausdruck des *omnia mea mecum porto*, ferner einen Nautilus als Trinkhorn. Der Schamschurze für Mädchen (Obogadda) besteht aus Blättern der *Mimusops indica*, welche gefaltet und in Päckchen zusammengelegt werden. Herr Jagor theilt mit, dass die kleinen Mädchen in der Missionsschule von Ross Island auch unter ihren Röcken immer noch diese Schurze tragen und dass es bei ihnen als unanständig gilt, ohne einen solchen zu gehen. Sogar einjährige Mädchen werden damit versehen.

Mir speziell ist von dem Gefängnissarzt Dr. Dougall das Skelet einer im Spital an der Schwindsucht gestorbenen 20jährigen Andamanesin geschenkt worden. Es dürfte dies das erste Skelet sein, welches von den Andamanen nach dem Continent Europa's gelangt ist, und ich sage Herrn Dr. Dougall meinen besonderen Dank dafür. An den Knochen der Ober- und Unterschenkel sieht man, dass die Verwachsung der Epiphysen noch nicht vollständig war. Alles

¹⁾ Auch der früher von Herrn Macnamara geschenkte Schädel trug die Inschrift Châ-tah.

Uebrige ist vollständig ausgebildet. Der Schädel entspricht ziemlich genau den Formen, die man bis jetzt gekannt hat. Demgegenüber ist es von besonderem Interesse, dass ich durch Herrn Jagor auch einen offenbar männlichen, ungleich grösseren Schädel erhalten habe, der wohl dasjenige ausdrücken dürfte, was als männlicher Typus der Andamanesen angesehen werden kann.

Die Maasse aller mir zugekommener Schädel bewegen sich an den Grenzen der Mikrocephalie. Einer davon ist leider so verletzt, dass ich ihn nicht messen konnte. Von den anderen hat der grösste 1270 Cubikcentimeter, — ein Maass, das wir bei kleinen Frauenköpfen als erträglich bezeichnen würden. Die anderen gehen auf 1160, 1110 und 1050 zurück, Maasse, die bei einem Europäer nahezu Mikrocephalie ausdrücken würden. Allein auch wenn Sie einen gewöhnlichen europäischen Oberschenkel mit einem andamanesischen vergleichen, so treffen sie ganz verschiedene Dimensionen. Eines ist dabei ganz auffallend, was sich mit grosser Beständigkeit wiederholt und was allerdings etwas Thierisches an sich hat, das ist die steile Stellung des Schenkelhalses, der bei den jugendlichen Knochen fast senkrecht ist. Damit hängt zusammen die ungewöhnliche Gestalt der Tibien, die wir von den Negritos in ähnlicher Weise besitzen.

Indess das Hauptinteresse concentrirt sich auf die Schädel, und da bestätigt es sich, dass es sich um eine ausgesprochen brachycephale Rasse handelt. Die 5 Schädel, welche ich zu untersuchen hatte, ergeben im Mittel einen Breiten-Index von 83,5, also denselben Index, den ich vorher von dem Gibbon angegeben habe. Die Höhe ist sehr bedeutend, der Höhen-Index beträgt im Mittel 77,6. Durch diese Indices unterscheiden sich die Andamanesen gänzlich sowohl von den afrikanischen als auch von den australischen Schwarzen.

Zugleich möchte ich darauf aufmerksam machen, welche grosse Verschiedenheit in der Bildung des Gesichts bei den Andamanesen im Gegensatz zu den schwarzen Stämmen Australiens, wie Afrika's hervortritt. Ganz besonders zeigt sich dies an der Nase. Die Nase der Andamanesen ist verhältnissmässig sehr schmal, schon an der Wurzel, aber auch nach unten nimmt sie keineswegs in dem Maasse an Breite zu, dass sie einigermassen vergleichbar würde mit der Nase jener anderen schwarzen Rassen, die gerade in der Form der Nase eine besonders auffallende und ethnognomonische Erscheinung zeigen. Der untere Querdurchmesser der Nase, wenn man ihn mit der Höhe vergleicht und letztere = 100 setzt, giebt im Mittel 50,7 (44,9 in minimo, 57,1 in maximo); das ist ein Maass, welches nach der Terminologie des Herrn Broca noch der sogenannten Mesorrhinie, der mittleren Nasenbildung, angehört, und welches durchaus abweicht von der Bildung, wie sie sowohl die Australier als die afrikanischen Neger zeigen.

Noch viel mehr ist das der Fall in Bezug auf die Bildung des Oberkiefers. Ich habe schon in einem früheren Vortrage (Sitzung vom 17. April 1875, S. 70) über einen solchen Schädel besonders darauf hingewiesen, dass die Kleinheit des Oberkiefers, namentlich die Kürze des Alveolarfortsatzes, — die gerade hier an dem am meisten ausgebildeten, männlichen Schädel sehr bemerkbar ist, — freilich stark in das Prognathe übergeht, aber im Profil betrachtet, nicht einmal an den Prognathismus selbst der besseren Neger Afrika's heranreicht. Es kann daher von Verwandtschaft keine Rede sein.

Es lässt sich nicht verkennen, dass, wie schon Herr de Quatrefages bemerkt hat, die Andamanesen im Allgemeinen den Negritos der Philippinen am nächsten stehen. Wir wissen bis jetzt nichts Genaueres von den Semangs, aber es ist bekannt, dass Herr Maclay sich zu ihnen begeben hat, und wir dürfen daher bald auf Nachrichten rechnen. Es ist also wohl möglich, dass bald ein Zusammenhang mit brachycephalen Rassen

des Continents nachgewiesen wird. Südwärts dagegen ist mir nichts bekannt, was in dieses Gebiet einschlägt, und so sehr ich sonst die Beobachtungsgabe der Herren Adolf Meyer und Maclay schätze und ihre Auffassung, dass Negritos und Papuas eine wirkliche Uebereinstimmung zeigen, mir bedeutungsvoll erscheint, so muss ich doch sagen: angesichts dieser Formen ist absolut nicht daran zu denken, dass jemals die Bevölkerung der Andamanen und die australische Bevölkerung einem einzigen, näher in sich zusammenhängenden Stamm angehört haben können. Auf der anderen Seite muss ich auch sagen, dass Alles, was wir bis jetzt von den dravidischen Völkern Vorderindiens kennen, ebenso wenig dahin führt, anzunehmen, wie manche Engländer und Franzosen in diesem Augenblicke behaupten, dass die schwarzen Bevölkerungen der Inseln zusammenhängen mit derjenigen dunklen Bevölkerung, welche als Urbevölkerung von ganz Indien angesehen wird, und welche schon existirt haben muss, als weder Arier noch Mongolen ihren Einbruch in Indien gemacht hatten. Ehe man eine Uebereinstimmung zwischen Andamanesen und Dravidiern annehmen darf, wird eine ganze Reihe neuer Beweise gefunden werden müssen. Vorläufig kann ich nur sagen, dass, soweit meine Erfahrungen reichen und das Material, über das ich disponiren konnte, die Urbevölkerung Vorderindiens einem wesentlich anderen Typus angehört als diese Leute. Ebenso wenig finde ich irgend eine Beziehung der Andamanesen zu einer der mir bis jetzt vorgekommenen afrikanischen Bevölkerungen, es sei denn die Ornamentik des Thongeschirres. Ich halte es daher für richtiger, das Gebiet dieser Schwarzen nicht weiter nach Westen oder nach Süden auszudehnen, dasselbe viel mehr auf die Breitengrade zu beschränken, innerhalb deren die Spitze von Hinterindien und die Philippinen liegen. Ich will nicht sagen, dass nicht einzelne der mikronesischen Inselgruppen sich an dieses Gebiet anschliessen mögen. Da liegen allerdings einzelne analoge Erscheinungen vor. Ich erinnere mich namentlich, dass in der Sammlung des Herrn Godeffroy in Hamburg ein Topf existirt, welcher den modernen andamanesischen sehr ähnlich ist, und der von den Palan-Inseln her stammt.

Das, meine Herren, ist das, was ich in Kürze hervorheben wollte. Sie werden trotz dieser Kürze daraus ein gewisses Bild dieser sonderbaren Bevölkerung gewonnen haben, einer Bevölkerung, welche unter den uns bekannten offenbar am meisten Anspruch darauf hat, als eine wirkliche Urbevölkerung angesehen zu werden und zwar vielleicht als eine Urbevölkerung, die von einem sehr mässigen Standpunkte der Entwicklung aus in späterer Zeit wieder zurückgegangen ist. Ueber die Einzelheiten der Schädel- und Skelettbildung behalte ich mir für später eine ausführliche Mittheilung vor. Für heute muss ich mich darauf beschränken, Herrn Jagor und den freundlichen Gebern meinen besten Dank für die so reiche Sendung auszusprechen.

(11) Geschenke:

- R. Hartmann: Die Nigritier. Eine anthropologisch-ethnologische Monographie. Berlin 1876. (Vom Verfasser.)
 Blumenbach: Decas IV craniorum. (Von Herrn M. Bartels.)
 F. Freiherr von Andrian: Ueber den Einfluss der vertikalen Gliederung der Erdoberfläche auf menschliche Ansiedelungen. Wien 1876. (Vom Verfasser.)
 K. von Rosen. Vom Baltischen Strande. Greifswald 1876. (Vom Verfasser.)

Sitzung vom 22. April 1876.

Vorsitzender Hr. **Virchow**.

(1) Neu aufgenommene Mitglieder:

Hr. Banquier Landau,

Hr. Dr. Grawitz, Assistent am pathologischen Institut,

Hr. Frisch, Photograph, und

Hr. Gesenius, Städtältester.

Dankschreiben der Herren v. Miklucho Maclay, v. Lenhossék und Lepkowski bezüglich ihrer Ernennung zu correspondirenden Mitgliedern der Gesellschaft sind eingegangen.

(2) Hr. v. Maclay übersendet, d. d. Charbon auf Java, 10 Februar, dem Vorsitzenden 3 photographische Copien seiner Skizzen der melanesischen Urbevölkerung der malayischen Halbinsel, und bemerkt dazu, dass seine Abhandlung (Ethnologische Excursionen in der malayischen Halbinsel) so eben im Druck fertig geworden sei. Der Reisende klagt sehr über das heftige Fieber, von dem er geplagt werde.

(3) Von Hrn. Jagor ist ein Bericht aus Madras eingelaufen.

(4) Hr. J. M. Hildebrandt liegt, nachdem er an verschiedenen Stellen vergeblich versucht hat, in Afrika einzudringen, an einem phagedänischen Fussgeschwür krank zu Mombäsah an der afrikanischen Ostküste.

(5) Hr. Hartmann spricht sein Bedauern darüber aus, dass es ihm in der letzt stattgehabten Sitzung des Vorstandes und der Delegirten-Versammlung der deutsch-afrikanischen Gesellschaft nicht gelungen sei, für die anthropologische Gesellschaft ein Exemplar der sehr reichhaltigen und interessanten, von ihm, Dr. M. Bolten und Dr. H. Lange im Auftrage jener Gesellschaft veröffentlichten Photographien-Sammlung aus Loango (Aufnahmen des Dr. Falkenstein) geschenkweise zu erwerben. In Ermangelung dessen stelle er seinen eigenen, von ihm für die Arbeit der Veröffentlichung benutzten Vorrath von Einzelphotographien zur Verfügung.

(6) Hr. Hartmann überreicht eine ihm von dem Afrikareisenden Hrn. Edward Mohr und dem Bremer Comité für die Nordpolfahrten geschenkte grosse Photographie, Andamanenbewohner darstellend.

(7) Hr. Dr. Nehring zu Wolfenbüttel schreibt, im Anschlusse an seine

früheren Mittheilungen in der Sitzung vom 16. October 1875, über die Funde von Westeregeln, dass sich unter den Knochen sehr viele befinden, welche von Fledermäusen und Fröschen, sowie einige, welche von Hirschen herrühren. Die kleinen Vogelknochen stammen nach Bestimmungen des Hrn. Giebel von Hirundo, Motacilla, Fringilla, Columba. Die Feuersteinsplitter von Thiede und Westeregeln seien ebenso beschaffen, wie die aus der Thayinger Höhle.

Hr. Nebring theilt ausserdem mit, dass er zahlreiche Steininstrumente von den Cascarinhas bei Santos in Brasilien durch seinen Bruder erhalten habe, von einer Stelle, wo einige Tage vorher der Kaiser eine umfassende Ausgrabung habe veranstalten lassen. Auch habe er 2 Schädel mit Skelettheilen brasilianischer Indianer empfangen. Er stellt eine Beschreibung in Aussicht

(8) Hr. Dr. Ohlenschlager zu München schreibt Folgendes über
die bayrischen Hochäcker.

Da ich eben erst von einer Reise zurückkomme, so hatte ich noch keine Gelegenheit, mit Hrn. Hartmann oder Würdinger über den Gegenstand zu reden, und kann desshalb zunächst nur meiner Meinung Ausdruck geben, dass nämlich die Anschauung des Hrn. Meitzen den bei uns vorkommenden Trichtergruben nicht entspricht, da dieselben sich durch ihre Form und die ziemlich steilen Ränder durchaus nicht zu Tränken für die Thiere eignen. In dieser Frage, wenn überhaupt eine unumstössliche Lösung möglich ist, können nur Aufgrabungen zum Ziele führen, und die sind meines Wissens noch nicht zahlreich genug erfolgt.

Aehnlich steht es mit den Hochäckern; auch hier scheinen die Gegenstände, welche Hr. Meitzen vor Augen hatte, mit unseren Hochäckern nicht gleich zu sein und nur darin muss zugestimmt werden, dass die Hochäcker je einen Acker oder ein Eigenthumsstück darstellen.

Die Zeitfrage lässt sich bis zu gewissen Jahren rückwärts lösen, indem der Grünwalder Forst, in welchem diese wellenförmige Bodenanlage am deutlichsten und schönsten sich zeigt, auf Jahrhunderte zurück als Wald nachgewiesen werden kann, und der Mangel jeder Ortschaft innerhalb dieses grossen Waldkomplexes diese Zeit nach rückwärts zu verlängern unbedenklich gestattet, indem die Nachbarorte zum Theil bis zum Jahre 700 urkundlich nachgewiesen sind.

(9) Hr. Thärmann berichtet brieflich über einen
Gräberfund bei Profen

(zwei Stunden östlich von Zeitz). Es sollen sich daselbst grosse, mit Steinplatten ausgesetzte, kastenförmige, in 2 Abtheilungen getheilte Grabkammern finden, in denen Urnen mit gebrannten Knochen stehen.

(10) Hr. Albin Kohn übersendet, d. d. Posen, 20. April, Mittheilungen
über den Zustand der Kurgane auf der Tamanischen Halbinsel.

Der Osten Europa's, soweit er von Slaven bevölkert ist, gehört in archäologischer Hinsicht zu den unbekanntesten Gegenden. So hört man auch Männer klagen, welche, wie Ratzel, auf archäologischen Gebieten zu den Autoritäten zählen. Ich habe in einigen im „Globus“ veröffentlichten Artikeln versucht, zu zeigen, dass der Osten Europa's nicht nur eine reiche Prähistorie hat, sondern dass auch sehr fleissig an der Aufhellung dieser Vorgeschichte gearbeitet wird. Ich habe bei dieser Gelegen-

heit auf die Arbeiten des Professors Przyborowski und des Herrn Zawisza in Warschau, des Herrn Professors Lepkowski in Krakau, des Herrn Director Dr. Schwartz in Posen hingewiesen und auch den Herrn Feldmanowski in Posen erwähnt, der im Museum des Vereins der Freunde der Wissenschaften wahre prähistorische Schätze angesammelt hat, welche nicht wenig zur Aufklärung der Vorgeschichte des slawischen Ostens, zur Beleuchtung der Wege, welche die Civilisation in Europa genommen hat, beitragen. Nun schreiben aber die ersten drei Herren polnisch und veröffentlichen die Resultate ihrer Studien für ihre Landsleute in ihrer Muttersprache, — was ihnen gewiss kein Billigdenkender verargen wird, — und diese Sprache ist den deutschen Alterthumsforschern unbekannt. Aus dieser Unbekanntschaft stammt denn auch die Klage selbst eines Ratzel, dass, „wenn Osteuropa ihnen (andern Völkern Europa's) gegenüber arm erscheint, fast mit Sicherheit anzunehmen ist, dass die Ursache mehr in der verschiedenen Regsamkeit, Opferwilligkeit und Einsicht der Erforscher, in dem verschiedenen Grad von Beachtung, die man diesen Dingen zuwandte, als in ungünstigen Verhältnissen des Bodens oder in unverhältnissmässiger Seltenheit der Alterthümer lag.“¹⁾ Dieser Vorwurf ist, wie ich schon im „Globus“ gezeigt habe, so weit er die polnischen Forscher betrifft, vollkommen unbegründet und ich könnte ausser den schon angeführten noch manchen andern nennen, dem es weder an Einsicht, noch an Opferwilligkeit und Regsamkeit gebrochen hat oder gebricht.

Aber auch in Bezug auf das ferner liegende Russland trifft der soeben mitgetheilte Vorwurf Ratzel's (den übrigens viele andere Schriftsteller in weit schrofferer Form ausgesprochen haben), durchaus nicht zu, was aus dem vor mir liegenden 6. Theile der „Drewnosti“ (Alterthümer), welche von dem Moskauer Archäologischen Vereine herausgegeben werden, erhellt. Dieses Werk wurde vom Vorsitzenden des Vereins, Herrn Grafen Uwarow, Herrn Dr. Schwartz übersendet, der es mir zur Durchsicht überlassen hat. Dieser 6. Theil der „Drewnosti“ ist es, der uns den Beweis liefert, dass man auch in Russland keine Opfer scheut, um die Vorgeschichte der einzelnen Landestheile aufzuklären, dass man regsam ist, und dass es den Forschern durchaus nicht an der nöthigen Einsicht gebricht.

Das vor mir liegende Werk enthält die theilweise sehr umständlich beschriebenen Forschungen auf der Tamanischen Halbinsel, welche reich an „Kurganen“, riesigen Grabhügeln, ist, die allem Anscheine nach griechischen Ursprungs sind. Einige in ihnen gemachten Funde scheinen wenigstens darauf hinzudeuten. Möglich ist freilich, dass die Völker, welche die Tamanische Halbinsel bewohnten, mit den Griechen in Handelsverbindungen standen und dass die wenigen gefundenen Gegenstände zwar griechischen Ursprungs sind, aber Verstorbenen nicht griechischer Nationalität mit ins Grab gegeben wurden. Im Allgemeinen sind die Resultate der Nachgrabungen in den Tamanischen Kurganen nicht befriedigend; sie lohnen kaum die auf sie gewandte Mühe, — sind aber immer ein schönes Zeugniß für den Eifer der russischen Forscher. Die Ursachen, weshalb die Resultate der Nachforschungen auf der genannten Halbinsel so gering sind, erklärt die Einleitung zu dem vor mir liegenden Buche, welche ich dem Leser hier mittheilen will, da sie den Zustand der Kurgane kurz beschreibt und die Ursachen beleuchtet, weshalb die Forschungen bis jetzt so wenig ermunternde Resultate geliefert haben. Sie lautet:

„Die systematischen Forschungen in archäologischer Hinsicht begannen auf der Tamanischen Halbinsel in den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts. Wenn

¹⁾ Vorgeschichte des europäischen Menschen von Dr. Friedrich Ratzel. München bei R. Oldenbourg. 1874. S. 17.

man diesen ersten Forschungen auch keine wissenschaftliche Bedeutung beilegen kann, so sieht man in ihnen doch wenigstens eine gewisse Consequenz, ein gewisses Streben, nicht auf's Gerathewohl, sondern nach einem vorher beschlossenen Plane zu arbeiten. Alle Ausgrabungen, welche bis dahin in jener Gegend vorgenommen worden sind, trugen den Stempel der Schatzgräberei an sich. Die Untersuchungen neuerer Forscher der Kurgane auf der Tamanischen Halbinsel blieben, in den meisten Fällen resultatlos: man fand die Kurgane, sichtlich schon seit länger Zeit, beraubt. Die im Vergleiche mit den Pantikapäischen Kurganen erzielten geringen Resultate waren theilweise Schuld daran, dass die Nachgrabungen auf der Tamanischen Halbinsel immer mit grossen Unterbrechungen, auf wenigen Punkten und mit geringen Mitteln vorgenommen worden sind. Das Misslingen der Ausgrabungen kühlte die Energie der handelnden Personen ab. Ausländische Forscher bosphorischer Alterthümer bedauern den Mangel bestimmter Angaben über die Orte, an welchen Kunstwerke auf der Tamanischen Halbinsel gefunden worden sind. Da über die Ausgrabungen keine Berichte veröffentlicht worden sind, so sind sie selbst, wie auch die wissenschaftlichen Resultate, sogar den Specialisten weniger bekannt als die Pantikapäischen; trotzdem beweisen aber die glänzenden Entdeckungen, welche im Jahre 1864—1865 gemacht worden sind, dass die Resultate dieser Nachgrabungen mit den bei Kertsch gemachten rivalisiren können. Zufällig auf der Tamanischen Halbinsel gemachte Entdeckungen haben die Wissenschaft mit wichtigen Facten, sowohl der politischen, als auch, und dieses vorzüglich, der religiösen Geschichte des Cimmerischen Bosphorus, bereichert. Zu bedauern ist nur, dass die Nachrichten über die anfänglichen Nachforschungen auf der Tamanischen Halbinsel, wie auch über die zufällig gemachten Funde, grösstentheils sehr sparsam und unvollständig sind; die Orte, an welchen zufällige Funde gemacht worden sind, sind oft gänzlich unbekannt und während der zeitlich ersten Ausgrabungen wurden weder genaue Tagebücher geführt, noch auch die gefundenen Gegenstände genau beschrieben, auch keine Zeichnungen von ihnen angefertigt.

Die Beraubung der Tamanischen Kurgane hat aller Wahrscheinlichkeit nach schon in der klassischen Zeit begonnen; die Räuber waren möglicher Weise Zeugen der Begräbnissceremonien der griechischen oder griechisch-scythischen Bewohner dieses Landes. Einzig von Eigennutz getrieben, mussten diese Räuber unbedingt sowohl mit den Begräbnissgebräuchen der Alten vertraut sein, als auch die Stelle genau kennen, an welcher reichere Persönlichkeiten begraben waren, deren Sarkophage ihnen reiche Beute bringen und die geheime Arbeit, die ja wohl häufig mit Lebensgefahr verknüpft sein mochte, lohnen konnten. Ohne diese Voraussetzung ist es unmöglich, die Erscheinungen zu erklären, welche sich dem Forscher bei jedem Schritte, den er auf der Tamanischen Halbinsel während der Ausgrabungen macht, aufdrängen. Das Centralgrab in den Kurganen ist grösstentheils aus rohen Steinen zusammengesetzt und fast ohne Ausnahme beraubt; dasselbe ist der Fall mit den aus gebrannten oder ungebrannten Ziegeln errichteten Gräbern, selbst wenn sie sich an den Seiten des Kurgans befinden, wo man kaum ihre Existenz voraussetzt. Zu diesen Gräbern führen sehr künstlich angelegte Minen, welche fast unfehlbar auf das Ziel gerichtet sind. Dagegen sind die Gräber aus gebrannten oder ungebrannten Ziegeln von den Räufern unberührt, — was auch von den Gräbern der Sklaven gilt, welche auf der blossen Erde, manchmal neben dem Grabe ihres Herrn, ohne alle Ausstattung beerdigt sind. In derartigen Gräbern findet man häufig Skelete in vollkommener Ordnung und mit den Gegenständen, mit welchen die letzte einfache Ruhestätte und die Asche der Verstorbenen ausgestattet war. Ohne obige Annahme würde man die Thatsache nicht zu erklären vermögen, dass die Gräber

der Männer, mit ihren nicht kostspieligen Vasen, Panzern, Lanzen und Pfeilen unberührt sind, während das benachbarte Grab einer Frau, in welchem sich wahrscheinlich Gegenstände aus Gold befunden haben, vollständig beraubt ist. Hieraus ist ersichtlich, dass die Räuber sicher gingen und dass sie nur deshalb so verfahren konnten, weil sie wussten, wo sich ein reiches Grab befindet. Diese Beraubung reicher Gräber im frühen Alterthume ist übrigens nicht ein unserer Gegend ausschliesslich eigenthümliches Merkmal: es bestätigt sich durch analoge Beispiele im phönikischen, ägyptischen und etruskischen Alterthume.“

Viele alterthümliche Denkmäler mögen auf der Tamanischen Halbinsel durch die Natur, andere durch Unwissenheit vernichtet worden sein. Als Beispiel hierfür führe ich aus dem „Drewnosti“ nur den im Jahre 1804 gemachten Fund des Akademikers Köhler an. Beim Besuche der Ufer des Sees von Terück (Achtanissower Liman) fand er zwei Bildsäulen und das zu ihnen gehörige Piedestal der Königin Komosaria. Auf dem aus Sandstein gemachten Piedestale war zu lesen: „Diese Bildsäulen sind von der Komosaria, der Tochter Horhypps und Gemahlin des Bosphorischen Königs den mächtigen Gottheiten Sanergus und Astartea errichtet worden.“ Eine dieser Statuen, welche nahe am Ufer aufgestellt waren, war vom Piedestal in den Liman gestürzt, aus dessen Moraste heraus sie jedoch deutlich zu sehen war. Von der zweiten, männlichen, welche auf trockenem Boden lag, war nur noch der Stumpf übrig. Beide Bildsäulen unterschieden sich deutlich durch die Art, wie sie den Ueberwurf trugen. Die männliche hatte ihn nämlich über die linke Schulter geworfen, während die weibliche mit ihm bekleidet war; auch war er bei dieser unter der Brust durch einen Gürtel zusammen gehalten. Die den männlichen Gott darstellende Bildsäule ist in unbekannter Zeit spurlos verschwunden, die weibliche wurde noch im Jahre 1832 und 1834 vom Archäologen Dubois gesehen und in seinem „Atlas archéologique“ (3-ème série, Pl. 17 Fig. 5) dargestellt; doch schon im Jahre 1848 war auch dieses alterthümliche Denkmal verschwunden und Niemand weiss, wo es hingekommen ist. Das Piedestal befindet sich gegenwärtig im kaiserlichen Palais Eremitage, wohin es aus dem Kertscher Museum gebracht worden ist.

Dafür, dass die Tamanischen Kurgane wirkliche und werthvolle Kunstwerke enthalten haben, spricht ein zufällig von Sabjelin im Jahre 1863 in einem Grabe bei Tschertomlitz gemachter Fund, eine köstliche, höchst kunstvoll gearbeitete, griechische Vase aus gediegenem Silber. Es ist wahrscheinlich, dass der Dieb, welcher sie aus dem scythischen Grabe herausholen wollte, von der eingestürzten Erde verschüttet worden ist. Die Vase trägt deutliche Spuren davon an sich, dass sie aus dem 18. Jahrhundert v. Chr. stammt. Die Abbildung befindet sich am Atlas zu den „Alterthümern des herodotischen Scythenlandes.“ (Drewnosti Gerodotowoj Skiphii), auf der XXXI. Tafel.

(11) Graf Gozzadini schreibt d. d. Bologna, 17. März, dass man unter den Ausgrabungen Benani, unfern der Certosa von Bologna, einen grossen ellipsoiden Bronzegürtel gefunden habe, der seiner Verzierung wegen wichtig sei. Er zeige nemlich gravirte Spiralscheiben, welche durch leicht spiralgig gekrümmte schräge Linien verbunden seien, ganz ähnlich, wie man es an skandinavischen Bronzen sehe. Es sei dies eine Neuigkeit in Italien, da man bisher nur einige Fibeln aus der Capitanata kenne, welche mit Spiralscheiben verziert waren.

(12) Die Gesellschaft für pommersche Geschichte und Alterthumskunde zu Stettin ladet zu ihrer Generalversammlung ein.

(13) Hr. Grewingk übersendet ein Schriftchen: Der Kauler- und Rinne-Kahn am Burtneck-See in Livland.

Der Vorsitzende bemerkt hierzu, dass die in dieser Schrift gegen den Grafen Sievers vorgetragenen Bedenken bei der grossen Sorgfältigkeit und Zuverlässigkeit dieses Beobachters wohl kaum zutreffen können. Die Frage, ob nicht doch noch Metall gefunden werden möchte, sei freilich offen zu halten, indess lasse sich bis jetzt die Auffassung des Grafen Sievers als die thatsächlich mehr berechnigte bezeichnen.

(14) Herr E. Friedel legte einen bei Nieder-Landin, nahe Schwedt a. O., Kreis Angermünde, gemachten und dem Märkischen Provinzial-Museum der Stadt Berlin durch die Güte des Herrn Major von Schmeling-Diringshofen zugewendeten

Silber-Fund

vor und bemerkte dazu Folgendes:

Ueber den interessanten, bereits aus den Zeitungen bekannt gewordenen, bei Nieder-Landin, nahe Schwedt a. O., Kreis Angermünde, gemachten Fund hat der Entdecker, Werkmeister Wilhelm Herzog aus Nieder-Landin, vor dem Kgl. Kreisgericht zu Angermünde Folgendes eidlich ausgesagt:

„Ich war am 27. Februar 1876 in der Forst mit Stubbenbuddeln beschäftigt. Es zieht sich diese Forst (der sogenannte Sandanger) westlich von Nieder-Landin nach Pinnow zu. Etwa 100 Schritt von dem Saum des Waldes, von Nieder-Landin etwa 2000 Schritt und von der von Nieder-Landin nach Felchow führenden Landstrasse etwa 400 Schritt entfernt, fand ich bei jener Gelegenheit, von dem Stamm des Stubbens, den ich grade rodete, 1½ Fuss entfernt, verschiedene Silber- und andere Sachen. Der Stamm hatte eine Stärke von ca. 8 bis 10 Zoll. Die Bäume wachsen in jener Gegend sehr langsam und möchte nach meinem Dafürhalten derjenige, dessen Stubben ich rodete, ungefähr 80 Jahre alt sein. Es war eine Kiefer. Soviel ich gehört habe, ist die betreffende Stelle seit uralten Zeiten mit Waldbäumen bewachsen gewesen. Sie stellen sich als solche dar, welche nicht gepflanzt oder gesäet, sondern wild aufgewachsen sind. Der hier in Rede stehende Stubben war, wie jene ganze Gegend überhaupt, mit altem, dichtem und starkem Moos bewachsen. Als ich nun zum Zweck des Rodens in der Entfernung von 1½ Fuss von dem Stamme des Stubbens mit dem Spaten das Moos aufgrub, stiess ich etwa ½ Fuss unter der Erddecke auf einen gewöhnlichen Feldstein. Als ich diesen aufgrub, bemerkte ich, dass ich mit dem Spaten unter dem Steine etwas zerdrückte. Nach der Entfernung des ungefähr 1 Fuss langen und fast ebenso breiten, etwa 1½ Zoll starken Steines (er bildete eine Platte) ergab sich, dass ich ein irdenes Gefäss dergestalt zerdrückt hatte, dass ich es seiner Form und Grösse nach nicht beschreiben kann.“

Das Gefäss unterscheidet sich durch Nichts von den gewöhnlichen Töpfen oder Urnen der spätesten Heidenzeit jener Gegend. Es scheint, als der Silberschatz darin deponirt wurde, noch kaum benutzt gewesen zu sein und hat keine weiteren Verzierungen, als zwei einfache, platte, vertiefte, parallele Reifen nahe dem Rande. Es ist wie gewöhnlich braunröthlich angestrichen, schlecht gebrannt, ohne Drehscheibe geformt, aus ungeschlammtem, mit Steingrus vermengtem Thons. Darin befanden sich Reste eines weissen Beutels aus einfachem, in den Fäden sich rechtwinklig kreuzendem Linnengewebe.

Was als Inhalt dieses Topfes und Beutels abgeliefert ist, besteht durchweg aus etwas grünlich oxydirtem Silber.

Diese Silbersachen sind zunächst Schmuckgegenstände. Das Hauptstück ist ein Halsband aus geflochtenen Drähten, sehr an die Abbildungen bei Montelius, *Age du Bronze*, Fig. 618, und bei Worsaae, *Nordiske Oldsager*, Fig. 454, erinnernd. Daneben Fingerringe und Breloques in verschiedener Form aus Silberfiligran, an orientalische Formen erinnernd. Es sind dies Gegenstände, die mit ähnlichen Münzen, wie die folgenden, auch in unserer Mark wiederholt gefunden sind, wie Proben im Kgl. Museum erweisen.

Hierneben finden sich mancherlei zerhackte Schmuckgegenstände, die, wie die nicht minder zahlreichen zerhackten Silbermünzen, als eine Art Scheidewährung (Kleingeld) gedient haben mögen.

Herr Dannenberg, einer unserer ersten lebenden Autoritäten gerade auf dem Gebiete der hier in Frage kommenden Münzen, hat als Comité-Mitglied des Märkischen Museums die Güte gehabt, die numismatische Bestimmung des Fundes zu übernehmen. Aus der hierüber zu erwartenden Publication theile ich mit Genehmigung meines Freundes Dannenberg Folgendes mit. Es sind in dem einen Topfe folgende Gepräge vertreten gewesen.

Lothringen.

1. Flandern, Markgraf Balduin IV. (989—1036),
2. Namür, Graf Albert III. (1037—1105),
3. Dinant, ders.,
4. Huy, König Heinrich II.,
5. Maestricht, Kaiser Conrad II.,
6. Köln, König Otto I.,
7. dgl., Kaiser Heinrich II.,
8. dgl., Herimanus,
9. Andernach, Herzog Theoderich v. Ober-Lothringen (984—1026),
10. Cöln, Erzbischof Hermann II. (1036—1056),
11. Trier, Erzbischof Poppo (1016 bis 1047),
12. } andere Gepräge desselben.
13. }

Friesland.

14. Kaiser Conrad II.,
15. Dokkum, Markgraf Bruno (1038 bis 1057),
16. Utrecht, Bischof Bernulf (1027 bis 1054),
17. Groningen, ders.,
18. Deventer, König Heinrich II.,
19. Kaiser Konrad II.,
20. Bischof Bernulf
21. } von Nr. 16 ver-
22. } dgl. } schieden.

Sachsen.

23. Herzog Bernhard I. (973—1011),
24. Herzog Bernhard II. (1011—1060),
25. Lüneburg, ders.,
26. 27. Quedlinburg,
28. Magdeburg.

Franken.

29. Mainz, Kaiser Konrad II.,
30. Kaiser Heinrich III.,
31. Erzbischof Willigis?
32. Erzbischöflich, um 1060,
33. Speier, Bischof Conrad (1056—60),
34. Worms, Kaiser Heinrich II.,
35. ähnlich,
36. Kaiser Heinrich III.,
37. Würzburg,
38. Bischof Bruno,
39. Erfurt, Erzbischof Aribo (10.. bis 1021) oder Baerdo (1021—31),
40. Erzbischof Leopold (1031—...),
41. Kaiser Heinrich III., von Nr. 36 verschieden.

Schwaben.

42. Strassburg, Kaiser Heinrich II.
43. Esslingen, Heinrich II.

Bayern.

44. Regensburg, König Heinrich II.

45—50. Geographisch unbestimmte deutsche (incl. schweizerische) Münzen. 29 Stück.

51—61. Deutsche Nachmünzen. 28 Stück.

Wendepfennige.

Es sind hierunter zahlreiche Exemplare von Münzen verstanden, welche als besondere Auszeichnung vor den übrigen sonstigen gleichzeitigen Münzen einen beiderseits erhabenen, augenscheinlich nach der eigentlichen Prägung gehämmerten Rand zeigen, wie dies aus dem Umstande erhellt, dass einzelne Exemplare gefunden werden, an denen die Aufhämmernng des Randes vergessen worden ist. Sie zeigen ferner sinnlose Inschriften, deren wenige Buchstaben mit blossen Strichen untermischt sind. Mitunter ist das Wort ODDO oder OTTO lesbar. Herr Dannenberg in seiner neuesten vortrefflichen Schrift über die deutschen Münzen der sächsischen und fränkischen Kaiserzeit deutet an, wie es ihm nicht unwahrscheinlich sei, dass diese Münzen dem Anfang der sächsischen Prägung unter Otto I. und vielleicht Otto II. angehören. Dagegen sprechen indessen auch wiederum Bedenken: 1. es ist auffallend, dass gerade zu einer Zeit, wo von Irland bis Ungarn überall Münzen ohne gehämmerten Rand und mit verständlichen Inschriften vorkommen, sich hier Münzen von absonderlich roher Prägung und sinnloser Schrift zeigen und 2. dass diese Münzen im damaligen Wendlande vorzugsweise localisirt sind und noch heut gerade dort gefunden werden. Wie man früher in Scandinavien römische resp. byzantinische Münzen nachahmte, könnte man hier analogisch und allerdings mehrere Jahrhunderte später an ähnliche barbarische Imitationen Seitens wendischer Künstler denken, um so mehr, als nach allen Nachrichten der Culturzustand der Wenden durchaus nicht unterschätzt werden darf.

Es folgen in unserm Münzfunde alsdann noch:

Böhmen.

Bracisklaus I. (1037—1055).

Spitigern. (1055—1061).

Ungarn.

Stephan I. (Der Heilige). (1000—1038). Stuhlweissenburg.

Andreas I. (1047—1060).

Bela I. Herzog (1048—1060), König (1060—1063).

England.

Eduard der Bekenner. (1042—1065). Oxford.

Irland.

Sihtrik III. (989—1029).

Dänemark.

Magnus der Gute. (1042—1047). Mit interessanter Runenschrift.

Svend Estridson. (1047—1076).

Aus diesem Fundinventar erschen wir abermals, bemerkt Herr Dannenberg, wie in unserm Vaterlande der Geldverkehr in der 2. Hälfte des 11. Jahrhunderts hauptsächlich noch mit älteren Sorten bestritten wurde, denn die Prägung wurde weniger schwunghaft als in dem ersten Decennium dieses Jahrhunderts betrieben. Dagegen waren die Ottonen, mit Ausnahme der so massenhaft geprägten Cölnier und Adelheids-Denare bereits aus dem Umlauf verschwunden und selbst das münzreiche

Bayern bringt sich hier nur mit einem einzigen, noch dazu verwilderten Denar in Erinnerung, gerade wie das in früheren Funden so stark vertretene England zu unserm Funde nur ein einziges Stück beigesteuert hat. — So also war der Münzumlaufl im Anfang des 7. Jahrzehntes des 11. Jahrhunderts, denn diese Zeit liefert uns die jüngste deutsche Münze, die des Speirischen Bischofs Conrad (1056—1060), und die jüngste fremdländische, die des Ungarnkönigs Bela I. (1060—1063).

Arabische (kufische) Münzen sind bei ähnlichen Funden, jedoch nicht bei dem vorliegenden, festgestellt worden. Sie haben den Anlass zu der Vermuthung gegeben, dass auch die Schmucksachen orientalischer Herkunft seien, wie denn nicht zu leugnen, dass gerade im Orient und zwar bis Indien hin die Gold- und Silber-Filigran-Arbeit uralten Ursprungs ist und noch jetzt geübt wird. Andererseits ist die Aehnlichkeit mit den alten heimischen Filigranindustriellen an der unteren Weser und Elbe, in Seeland und in Schweden unverkennbar. Hie und da hat sich diese Bauern-Silberschmiedekunst noch jetzt erhalten; so besitze ich dergl. Sachen von der Insel Föhr. Ich erinnere auch an den interessanten Artikel von Fr. J. Mestorf: Der schleswig-holsteinsche Silberschmuck in Dr. Meyn's schl.-holst. Hauskalender für 1876. Unsere Fundstücke reichen ca. 800 Jahre zurück; an 600 Jahre ist die nordische Filigranarbeit wohl nachweisbar und es früge sich, ob sie direct von orientalischen Vorbildern hervorgerufen ist oder ob sie sich selbstständig entwickelt haben mag und folgeweise dergleichen Producte, wie die hier vorliegenden, schon im 11. Jahrhundert selbständig erzeugte? Die Bejahung der Frage ist, wenn man den durch die Münzen documentirten überaus regen ausländischen Handelsverkehr berücksichtigt, wohl nicht leicht auszusprechen.

Schliesslich legte der Vortragende das bereits in Bezug genommene Werk des Stadtgerichtsraths Hermann Dannenberg hierselbst: „Die deutschen Münzen der sächsischen und fränkischen Kaiserzeit. Mit einer Karte und LXI Tafeln Abbildungen, Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1876“, vor. Dasselbe legt ein rühmliches Zeugniß von der unermüdlichen Arbeit und der scharfen Kritik des bewährten Verfassers ab, der zur Lösung dieses schwierigen Capitels der Münzkunde besonders befähigt erscheint. Für die Feststellung der Funde aus der letzten heidnischen Zeit in Norddeutschland ist das Werk wegen der Menge und der Güte der Abbildungen und der klaren Verarbeitung des Stoffs geradezu epochemachend. —

Hr. Virchow bemerkt hierzu Folgendes: Es scheint mir nicht zweifelhaft, dass der Fund von Nieder-Landin dem arabischen Handel zuzuschreiben ist. Alle mir bekannten Silberfunde dieser Art im nördlichen Deutschland gehören demjenigen Gebiete an, welches sowohl nach historischen Zeugnissen, als nach den Münzfunden innerhalb der Handelswege der Araber lagen. Diese überschritten bei uns nirgends die Grenzen der slavischen Gebiete. Ich habe mit besonderer Sorgfalt in allen Sammlungen des westelbischen Gebietes nach ähnlichen Funden geforscht, aber ich habe auch nicht ein einziges Stück gefunden, das jenseits der Elbe gesammelt wäre. Allerdings erstreckt sich dieser Handel auch nach Scandinavien und namentlich das Stockholmer Reichsmuseum bewahrt die prächtigsten Stücke davon. Allein auch hier sind diese Funde von arabischen Münzen begleitet, und es ist gewiss nicht ohne Bedeutung, dass eine der besten Fundstellen, die Insel Björkö, zugleich die deutlichsten Anklänge an unsere slavischen Ansiedelungen zeigt, wie ich früher schon nachgewiesen habe (Sitzung vom 28. November 1874, S. 239). Gerade die Uckermark ist seit langer Zeit bekannt durch die grosse Zahl arabischer Funde, die daselbst gemacht sind, und ich darf wohl daran erinnern, dass in einem slavischen Burgwall der oberen Ucker-Gegend jenes mit Silber und Kupfer tauschirte Lanzen-

oder Dolchblatt gefunden wurde, welches ich in der Sitzung vom 16. Mai 1874, S. 115 gezeigt habe. Dieser Burgwall von Potzlow ist gar nicht weit von Nieder-Landin entfernt. Das Gepräge aller dieser Arbeiten ist ein durchaus fremdartiges. Nichts erinnert an einheimische Muster. Noch weniger entsprechen die sonstigen Fundgegenstände dieser Periode, welche unzweifelhaft einheimischer Arbeit sind, dem hohen Kunstwerthe der fraglichen Gegenstände, und man wird daher wohl kaum fehlgehen, wenn man annimmt, dass es Handelsartikel waren; die im Tausch gegen Pelzwerk und Bernstein in unser Land gelangten.

(15) Hr. Schwartz in Posen übersendet Namens des Grafen Solms einen
Schädel von Radajewitz (Prov. Posen).

Hr. Virchow: Der Schädel von Radajewitz hat eine für unsere Gegenden recht auffallende Form. Seinem Erhaltungszustande nach scheint er sich an einem feuchten Orte befunden zu haben, denn er ist von blassgelblicher Farbe, sehr brüchig, auch an der linken Schläfe verletzt, seine Oberfläche stark abblätternd, die Nähte aufbrechend, die Ränder der Schläffennaht sogar nach aussen abgebogen. Der Unterkiefer fehlt, ebenso sämtliche Zähne des Oberkiefers, jedoch sind nur die Alveolen der Weisheitszähne obliterirt. Die Synchondrosis spheno-occipitalis ist geschlossen. Alle Muskellinien sind schwach. Es dürfte also wohl der Schädel eines weiblichen Individuums von mindestens 25–35 Jahren sein.

Derselbe ist klein, fast rund, kurz, hoch und namentlich auffallend durch die Kürze seines Hinterhauptes. Die Hauptindices haben folgende Maasse:

Längenbreitenindex .	88·0	Mm.
Längenhöhenindex .	78·6	"
Auricularhöhenindex	69·1	"
Breitenhöhenindex .	89·2	"
Nasenindex . . .	55·8	"

Es ist demnach eine ausgezeichnet hypsibrachycephale und platyrrhine Form. Sie nähert sich am meisten der czechischen.

Im Einzelnen sieht man eine zunächst gerade aufsteigende Stirn mit mässig vertiefter Glabella, ohne Stirnwülste und mit sehr mässigen Tubera; oberhalb der letzteren biegt die Profilvercurve schnell nach hinten in eine schräg bis zur Kranznaht ansteigende Fläche um. Die Scheitelhöhe liegt hinter der Kranznaht an den sehr kurzen Parietalia, welche schon von der Mitte an nach rückwärts steil abfallen. Tubera parietalia schwach. Plana temporalia niedrig. Angulus parietalis kurz, Ala sphenoidalis breit und tief eingebogen, Squama temporalis kurz. Das Hinterhaupt ist hoch, voll, jedoch wenig vorgewölbt und ohne Protuberanz. Die Oberschuppe ist sehr gross; ihr sagittaler Umfang beträgt 65 Mm., während der Sagittalumfang der ganzen Hinterhauptsschuppe 105 Mm. misst. Alle Nähte des Schädeldaches stark zackig. In der rechten Hälfte der Sutura coronaria, 3 Finger breit von der Mitte, zwei Schaltknochen, ebenso an der Spitze der Lambdanaht einige Worm'sche Beine.

In der Basilaransicht erscheint das Hinterhaupt ganz kurz, die Warzenfortsätze schwach, das Hinterhauptsloch gross. Die Gelenkfortsätze sind mit ihren etwas abgeplatteten Gelenkflächen stark nach hinten gerichtet, besonders der linke. Die Apophysis basilaris ist ungewöhnlich schmal und zeigt auf der linken Seite einen fast bis zur Mitte reichenden widernatürlichen, tiefen Einschnitt, der von der Gegend des Tuberculum pharyngeum aus schräg nach rückwärts und aussen bis zur Jugularspalte reicht.

In der Vorderansicht sieht man alle Theile ungemein niedrig gebildet. Die Orbitae sind ganz niedrig und breit, die Nase kurz, oben schmal, unten breit, der Alveolarfortsatz niedrig. Um so auffallender sind die weit abstehenden Jochbogen. Der Gaumen kurz.

Die Einzelzahlen sind folgende:

Capacität	1200	Cem.
Horizontalumfang	470	Min.
Querumfang	305	"
Sagittallumfang des Stirnbeins	113	"
Länge der Pfeilnaht	114	"
Sagittallumfang des Hinterhauptes	105	"
Ganzer Sagittallumfang	332	"
Grösste Länge	159	"
" Breite	140	"
" Höhe (vordere)	133	"
Senkrechte Höhe	125	"
Ohrhöhe	110	"
Hintere Höhe	133	"
Länge des Foramen occipitale	38	"
Breite desselben	31	"
Entfernung des Meatus audit. von der Nasenwurzel	93·5	"
" " " " " dem Nasenstachel	96·0	"
" " " " " dem Alveolarrande	101·5	"
" " For. occip. von der Nasenwurzel	86·5	"
" " " " " dem Nasenstachel	95·0	"
" " " " " dem Alveolarrande	83·0	"
" " " " " der Hinterhauptswölbung	42·0	"
Oberer Frontal-Durchmesser	60·5	"
Unterer " "	93·0	"
Coronar " "	118·0	"
Temporal-Durchmesser	121·0	"
Parietal- " "	127·0	"
Occipital- " "	113·5	"
Mastoideal- " Basis	128·5	"
" " Spitze	101·0	"
Jugal-Durchmesser	121·5	"
Maxillar- " "	52·0	"
Malar- " "	81·0	"
Höhe des Obergesichts	55	"
" der Nase	43	"
Breite der Nasenöffnung	24	"
" " Orbita	37	"
Höhe derselben	28	"
Länge des Gaumens	40	"
Breite " "	33	"
Distanz der Mitte der Kiefergelenke	92·4	"

(16) Hr. H. Weiss legt

geschlagene und polirte Feuersteinsachen

vor, welche er an der Küste bei Stralsund gefunden hat. Bei dieser Gelegenheit

bemerkt er, dass er die Bezeichnung „Artefact“ für die rohen Gegenstände der prähistorischen Zeit durch die präzisere „Manufact“ ersetzt wissen möchte.

(17) Der als Gast anwesende Hr. Baron Uexküll aus Coblenz berichtet über die
Henneberger Alterthumssammlung,

sowie über thüringische Bronzen.

(18) Hr. Voss zeigt einige charakteristische Exemplare aus einer grösseren, durch Vermittelung des Hrn. v. Heldreich von dem königlichen Museum erworbenen Sammlung

prähistorischer Steingeräthe aus Griechenland

und bemerkt dazu Folgendes: Die grösste Mehrzahl der Sammlungstücke besteht aus Steinbeilen, welche an Grösse hinter den nordischen weit zurückstehen. Mehrere sind sogar so klein, dass man bezweifeln muss, ob sie zu praktischen Zwecken gedient haben. Ausserdem sind Behausteine und 2 Fragmente von durchbohrten Hämmern vorhanden. In grosser Zahl sind Nuclei und sogenannte prismatische Messer aus Obsidian vertreten. Auch sind einige wenige Exemplare der letztgenannten Gattungen vorhanden, welche aus anderem Material (Hornstein oder Feuerstein?) verfertigt sind. Das Material der Beile ist ein sehr verschiedenes, indem die verschiedensten Gesteinsorten zur Anfertigung derselben verwendet wurden. Die Fundorte sind, nach der Zahl der in der Sammlung vorhandenen Fundstücke geordnet, folgende: Athen, Kleonae, Melos, Mesolongion, Megara, Korinth, Karystos, Sparta, Chalkis, Sicyon, Pellene, Methana, Patrae, Delphi, Arkadia, Aegina, Pheneos, Kosmas, Kaisariani, Stamata Atticae, Spata Atticae, Marathon, Agrinion, Tanagra, Argos, Lamia, Aegion, Triphylia, Anaphe, Megalopolis, Trikkala, Stymphalis. — Die Obsidiangeräthe entstammen folgenden Lokalitäten: Spata Atticae, Stamata Atticae, Melos, Kleonae, Marathon, Mesolongion, Athen. Geräthe aus Hornstein (?) wurden gefunden bei Kaisariani, Korinth und Pheneos. —

Hr. Virchow möchte die Aufmerksamkeit der Geologen auf die Herkunft der griechischen Obsidiane lenken. Bis jetzt kennt man keinen natürlichen Fundort von Obsidian auf dem griechischen Festlande. Stammen alle diese Fundstücke von den Inseln, so müsste man schon für jene Zeit einen entwickelten Schiffsverkehr annehmen.

(19) Hr. Voss zeigt ein

Amulet aus Nicaragua

welches einen aus grünlichem Quarz geschnittenen menschlichen Kopf in $\frac{2}{3}$ Profilstellung vorstellt und mit Durchbohrungen zum Anhängen an der Rückseite versehen ist. Das Stück wurde bei San Jorge in Nicaragua im Jahre 1874 gefunden und gehört zu der Sammlung centralamerikanischer Alterthümer des Hrn. Dr. Berendt, welche kürzlich vom königl. Museum erworben wurde.

(20) Hr. Photograph Alb. Frisch spricht über seine im Gebiete des Solimoës ausgeführten Reisen, legt auch eine prächtige Collection von ihm selbst aufgenommener Photographien vor. Es finden sich darunter sehr lebensvolle Darstellungen der Moxos, Amáua, Muras, Tecunas, Miranhas und anderer Indianer der Amazonas-Provinzen.

(21) Hr. Prof. Ponfick (Rostock) spricht über die relative Häufigkeit und die Art der Vertheilung der einzelnen ethnographischen und anthropologischen Individualitäten in der Bevölkerung des Nilthals. Er weist nach, wie dessen Bewohner, und zwar im höchsten Maasse die des Delta's, eine ungemein bunte Mischung, keineswegs etwa eine einheitliche Rasse darstellen. Vielmehr sind sie in ihrer Vielgestaltigkeit das Abbild all der zahlreichen Volks-Grundstämme, welche Afrika von der Küste des Mittelmeeres bis tief in den Sudan hinein bewohnen. — An der Hand einer grossen Reihe photographischer Abbildungen zeigt er die hauptsächlichsten der so sehr prägnanten Unterscheidungsmerkmale zwischen dem ägyptischen (fellachischen) und dem sogenannten äthiopischen Typus.

Der Vortragende vergleicht sodann die Bevölkerung Unter- mit der Ober-Aegyptens und weist nach, dass, je mehr man sich der nubischen Grenze nähert, resp. je weiter gen Süden man in Nubien selbst vordringt, um so mehr die rein ägyptischen Formen zu Gunsten rein oder gemischt äthiopischer zurücktreten, — stets jedoch so, dass letztere, absolut betrachtet, in der Minderheit bleiben. Er hebt hervor, wie durch diese Beobachtungen die auf historische und inschriftliche Momente gestützte Ansicht, dass die einstigen (wie die Mehrzahl der heutigen) Bewohner Aegyptens nicht autochthonen Ursprunges, oder vom Süden her eingedrungen, sondern von Asien aus eingewandert seien, auch von anthropologischer Seite eine Stütze erhalte. Im Einklange mit einer solchen Anschauung stellt auch die Thatsache der ausserordentlichen Beständigkeit des ägyptischen Typus, der uns in den heutigen Physiognomien, z. B. der kairiner Strassenbevölkerung noch genau ebenso entgegentritt, wie auf den Baudenkmalern aus dem 1. Jahrtausend vor Christo. Denn sie bezeugt uns, dass sich derselbe trotz des Jahrtausende hindurch fortwirkenden Einflusses des afrikanischen Klima's und der neuen Umgebung, sowie einer notorisch sehr ausgedehnten Vermischung theils mit erobernden, theils mit friedlichen Zuzüglern aus Innerafrika, ja sogar mit mancherlei fremdländischen Völkerschaften, dennoch in seinen charakteristischen Eigenthümlichkeiten vielfach unverfälscht erhalten hat.

(22) Geschenke:

Durch Hrn. Hartmann: Photographische Aufnahmen von Eingebornen Loango's und Congo's, veranstaltet durch Stabsarzt Dr. Falkenstein, dem Geber auf Veranlassung der deutsch-afrikanischen Gesellschaft als Arbeitsexemplare überlassen.

Von demselben: Ein grosses photographisches Blatt, Andamanen-Bewohner darstellend und ihm selbst Namens des Comité für die deutsche Nordpolfahrt in Bremen durch Hrn. E. Mohr als Geschenk übergeben.

Uwaroff: Etude sur les peuples primitifs de la Russie. Les Mériens.

Handelmann: Antiquarische Miscellen.

Regalia Ettore: Sui depositi Antropozoici della caverna dell' isola Palmaria. Firenze 1876.

Hartmann, R.: Die menschenähnlichen Affen. Berlin 1876.

Grewingk: Der Kauler und Rinne-Kahn am Burtneksee in Livland.

Valenti: Cranio e cervello di un Idiota Microcefalo Venteune. (Durch Hrn. Virchow.)

Sitzung vom 20. Mai 1876.

Vorsitzender Hr. Virchow.

(1) Der Vorsitzende theilt den am 30. März erfolgten Tod des Dr. Concezio Rosa zu Corropoli, unter lebhaftem Bedauern über den Verlust dieses um die Paläo-ethnologie der Abruzzen so verdienten Mannes, mit.

(2) Der Generalsekretär des internationalen Congresses für prähistorische Anthropologie und Archäologie zu Budapest, Hr. Florian Romer, kündigt die Absendung des Programmes an.

Hr. Klopffleisch berichtet über die Vorbereitungen zu der Generalversammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Jena.

(3) Hr. v. Quast übersendet eine Notiz über

Muschelhügel in Georgia (Amerika).

Seit Entdeckung der dänischen Kjökkenmöddings sind namentlich in Nord- und Süd-Amerika eine Menge ähnlicher Hügel von Küchenabfällen aufgefunden worden. Dass man dieselben schon in früherer Zeit beachtet hat, ist aus folgender Notiz zu ersehen:

William Bertram's Reisen durch Nord- und Süd-Carolina, Georgien, Ost- und West-Florida etc. Aus dem Englischen mit erläuternden Anmerkungen von E. A. W. Zimmermann, Hofrath und Professor in Braunschweig. Abgedruckt im Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen. 19. Band. Wien 1793. S. 7—10.

Auf dieser 1773 ausgeführten Reise besuchte der Verfasser Savannah (Georgien), und berichtet: Ich ging morgens früh nach Sunbury, einer Stadt mit einem Hafen, die zwischen den Flüssen Medway und Newport, ungefähr 15 (engl.) Meilen südlich vom grossen Ogechee-Strom, eine vortreffliche Lage hat. Die nördlichen und südlichen Spitzen Helena und Süd- (Sanct-) Catharina schützen die Stadt und den Hafen vor der Wuth des Oceans, und zwischen beiden Inseln sind die Barre und der Eingang in den Sund. Der Hafen ist geräumig, sicher und auch für Schiffe von grosser Last tief genug Den nächsten Tag wünschte ich die Inseln zu besuchen, watete durch eine schmale Untiefe (einen Theil des Sundes) und ging auf eine derselben, wo ich den ganzen Tag mit Untersuchungen zubrachte. Die Oberfläche, und was zunächst darunter liegt, ist meistens ein loser, oben nicht fruchtbarer Sand, einige Stellen ausgenommen, die an den Sund und die Buchten (inlets) stossen; denn hier findet man grosse Haufen Seemuseln, die vielleicht entweder von den ehemaligen Bewohnern der Inseln, den Indianern hierher gebracht, oder durch die wogende Meeresfläche hier in Schichten aufgethürmt worden sind.

Vielleicht mögen auch wohl beide Umstände zur Bildung derselben beigetragen haben. Diese Seemuscheln, welche die Länge der Zeit und die alles durchdringende Kraft der Luft in Erde aufgelöst hat, machen die erwähnten Schichten sehr fruchtbar, so dass, wenn man ihre Bäume ausrottet und sie bebaut, fast alle Arten von Pflanzen sehr gut darauf wachsen. Auch trifft man hier grosse Indigopflanzungen an, in gleichen Korn und Batatten (*convolvulus batata*) und viele andere essbare Pflanzen. Ich bemerkte unter den kegelförmig aufgehäuften Muschelschalen noch Bruchstücke von irdenen Gefässen und anderen Hausgeräthen, die in ganz alten Zeiten verfertigt sein mussten. In dem Mittelpunkte eines von diesen Haufen sah ich den Rand eines irdenen Topfes unter den Schalen und der Erde. Ich machte das Gefäss sorgfältig los, und zog es fast ganz unzerbrochen hervor. Die Aussenseite desselben war künstlich gearbeitet und stellte Korbarbeit vor. Ohne Zweifel hielt man es zu der Zeit, da es verfertigt wurde, für ein sehr künstliches Werk. Die natürlichen Produkte dieser muschelartigen Schichten sind, ausser einigen weniger bedeutenden, *Magnolia grandiflora*, *Pinus taeda*, *Laurus Borbonia*, *Quercus sempervirens*, *Prunus Lauro-cerasus*, *Ilex aquifolium*, *Corypha palma* und *Juniperus americana*. Die Oberfläche der Insel, die sehr niedrig und überall eben ist, bringt eine grosse Menge von allerlei Bäumen, Gestrüuchen und kräuterartigen Pflanzen hervor.“ — Es folgt eine Aufzählung derselben, so wie der auf der Insel verbreiteten Säugethiere und Vögel.

(4) Hr. Cand. theol. P. Dober, Lehrer am Pädagogium der Brüdergemeinde zu Nisky, berichtet über

Lausitzer Gräberfelder.

Auf dem schon seit mehreren Jahren als Fundort für Urnen bekannten Sachsenhügel bei Oedernitz, $\frac{3}{4}$ Stunden von Nisky, fand einer unserer Schüler ein Geräth aus ungebranntem Thon, von Gestalt und Grösse eines Hühner-Ei's mit abgeplatteten Spitzen. Das ganze ist hohl und es befinden sich darin kleine Steinchen, so dass man an eine Kinder-Klapper erinnert wird. Herr Dr. Peck in Görlitz hatte derartiges noch nicht gesehen.

Wichtiger ist, dass sich in jüngster Zeit zwei neue Fundorte aufgethan haben, so dass jetzt an vier Stellen hiesiger Umgegend Urnen ausgegraben werden.

Ganz in der Nähe von Jänkendorf hat der Pfarrer des Dorfes, Herr Senf, Urnen gefunden. — Die Thatsache kann ich verbürgen, nähere Angaben vermag ich nicht zu machen.

Nördlich von Moholz, $\frac{3}{4}$ Stunden von hier, fand ich mit meinem Collegen mitten im Wald 3 Anhäufungen erratischer Blöcke, bei denen uns die Kreisform auffiel. Durchmesser c. 10 Meter. Die Distanzen der Ringe betragen c. 17-75 und 21-70 Meter. Bei näherer Untersuchung fanden wir mehr oder weniger deutliche Spuren von 7 oder 8 anderen Ringen; die 10 oder 11 bilden die Peripherie eines Kreises von c. 100 Schritt Durchmesser. Auch innerhalb der Peripherie finden sich Spuren von Ringen. Der Förster gab an, dass er vor 3 Jahren 50 Schachtruthen Steine habe wegführen lassen. Ich selbst besinne mich, dort grosse Steinhaufen gesehen zu haben, welche in geognostischer Beziehung sehr reichhaltig waren. Ein anstehender Fels ist mir in der ganzen dortigen Umgegend nicht bekannt. — Als wir dann an zwei Stellen nachgruben, fanden wir unter flachen Deck-Steinen Scherben von Urnen und einzelne Knochenreste. Die Nachgrabungen waren freilich nur sehr unvollkommen, und so haben wir nur etwa so viel Scherben herausgebracht, dass man einen Cigarren-Kasten damit anfüllen kann. Eine ganze Urne

fanden wir nicht, vermochten auch keine aus den gefundenen Scherben zusammenzusetzen. — Der Förster wusste sich zu erinnern, dass bei Wegschaffung der Steine Urnen zu Tage gekommen seien; indess fanden wir auf und in einem ganz recenten Sandhaufen einige Scherben. Das Terrain, auf welchem sich die Ringe befinden, ist der sehr sanfte Abfall eines unbedeutenden Hügels.

Es sei mir noch erlaubt, zu bemerken, dass ich unter „Ring“ hier stets die kleinen Kreise von e. 10 Meter Durchmesser verstehe, deren ganze Fläche aber mit Blöcken bedeckt ist oder war. Uebrigens befinden sich auch bei den conservirten Ringen nur etwa 2 Lagen Steine übereinander.

(5) Hr. Baurath a. D. Crüger in Schneidemühl übersendet eine Abhandlung, betreffend den Fund

antiker Bronzen zu Floth

im Czarnikauer Kreise, Regierungsbezirk Bromberg. (Hierzu Taf. XVII).

Zwischen dem ehemaligen Städtchen, jetzt Dorf, Radolin und dem Dorfe Czarnikauer Hammer mit den aus dereinst dort betriebenen Eisenhämmern noch vorhandenen Schlackenlagern liegt unter $34^{\circ} 14'$ östlicher Länge und $52^{\circ} 47'$ nördlicher Breite die grosse Colonie Floth am Fusse des 70 bis 100 Fuss hohen Ufers des Netze-Thales.

Jenes hohe Ufer bildet mehrere vorspringende Bergkanten, und am Fusse einer solchen, welche früher mit Bäumen bestanden war und von deren Höhe das Netze-Thal, sowohl aufwärts, als auch nach der Stadt Czarnikau und den dort befindlichen Höhen auf mehrere Meilen abwärts übersehen werden kann, ward im vorigen Jahre im April der merkwürdige Fund antiker Bronzen gemacht, welcher weiter unten beschrieben ist.

Nicht der Fund an sich, vielmehr die Verbindung desselben mit den früher in hiesiger Gegend schon gefundenen Bronzen gewährt einen für die Alterthumskunde der Periode vor 1800 bis 2000 Jahren höchst merkwürdigen Einblick in die damaligen Culturzustände, eine Bestätigung historischer Annahmen über die nach Einwanderung der Polen in das alte Reich der Gothen und Burgundionen verschwundene, hier einstens bestandene Kunstfertigkeit und den religiösen Cultus, so dass es wohl als lohnend betrachtet werden kann, für künftige Forscher auf diesem Gebiete einige Andeutungen hier niederzulegen.

Die in Danzig noch lebende Sage, dass einstens griechische Völker dort gelandet seien, ist bekannt, ebenfalls die Anwesenheit von Phöniziern daselbst unbezweifelt und es wird angenommen, dass die zeitweise an der unteren Weichsel ansässig gewesen griechischen Colonisten um das Jahr 270 n. Chr. von dort westwärts gezogen seien. Es sind von dort auf der ganzen Linie nach dem Rhein mancherlei Artefacta aus griechischen Städten gefunden; bekannt sind folgende Ortschaften im Bromberger Regierungsbezirk:

1. Bromberg, römische Münzen;
2. Nakel, griechische Münzen;
3. Exin, römischer Dolch von Bronze;
4. Laziska bei Wongrowitz, Krumnstab (Lituus) von Bronze, Fig. 494 bei Guhl;
5. Tlukum bei Lobsens, griechischer Gürtel von Eisen, mit Silber und Gold plattirt, römische Münzen;
6. Brostowo, Urne mit griechischer Ornamentik, darin ein römischer Sporn, goldener Griffel, Bronzeschnalle etc., Fibeln und Volsellen;

7. Schneidemühl, griechische Waffen (Kelt mit etruskischer Schrift), korinthisches Säulen-Kapital;
8. Usez, römische Münzen, Fibeln und Kampfring;
9. Wapno, Goldmünzen (Bracteaten) mit etruskischer Schrift ($\phi\sigma\beta\sigma\epsilon$) im Berliner Museum;
10. Lobsens, silberne Münze (nachgeahmt) der Insel Thasos;
11. Czarnikau, Bildsäule von Bronze mit einem Hundekopf (Anubis), nahebei goldener Stab;
12. Malzmühle, Opfermesser von Bronze, Tibia von Horn, grosser roher Steinhammer;
13. Radolin bei Czarnikauer Hammer, Hals- oder Kopfring von Gold;
14. Behle, drei metallene Kugeln von ppr. 6 Cm. Durchmesser;
15. Floth, der grosse Fund von Bronzen, welcher weiter unten beschrieben ist;
16. Schönlanke, Lanzenspitze von Bronze.

Es sind nun diese Ortschaften, welche auf einer von der Weichsel sich westwärts ziehenden Strasse liegen, in Beziehung auf den Flother Fund bemerkenswerth, da auch die hier gefundenen Anticaglien oströmischen oder griechischen Ursprungs sind oder nach Vorbildern von dort hier angefertigt wurden. Es bestehen solche aus einem vollständigen Bekleidungs-Ornament, welches vermuthlich zwei Druiden oder Opferpriestern angehört hat, wie die nachstehende Hindeutung auf unbeanstandete, wissenschaftlich-klassische Untersuchungen wahrscheinlich macht.

Neben den wendischen Ureinwohnern waren im Grossherzogthum Posen Völkern aus ferneren Gegenden ansässig geworden; sie hatten ihren Götterdienst mitgebracht, und wie in ihren Stammländern, so ward auch hier auf dazu geeigneten Punkten dieser Cultus gefeiert. Es war die von fast allen Völkern Ost-europa's angenommene Verehrung der Naturkräfte, deren eine jede, in menschlicher Gestalt personificirt, uns die Mythologie in noch vorhandenen Bildern darstellt. Es befanden sich diese älteren Göttergebilde aber bekanntlich nur in den Tempelgebäuden der Stammländer; die von dorthier ausgewanderten Colonien vereinigten sich in Wäldern, auf Höhen, in Thälern und an Quellen, und dort nahmen ihre Götterdienste einen mehr symbolischen Character an. Einzelne durch ihren Wuchs und erhabene Form der Aeste besonders ausgezeichnete Bäume mussten als natürliche Tempel dienen und dort verrichteten die Priester ihre geheiligten Gebräuche.

Es ist bekannt, dass der ägyptische Cultus der Isis mit dem der griechischen Cybele und dem nordischen der Hertha fast gleichartig war, dass der persische Mithrasdienst einer gleichen Idee sein Entstehen verdankt, und nehmen wir an, dass etwa im 3. Jahrhundert Griechen, Gothen, Aegypter und Perser, diese als Begleiter, mit ihren Priestern fast gleichzeitig auf der Wanderung von Osten nach Westen zusammen getroffen waren, so gestatten die gefundenen Reliquien oder Anticaglien folgende Annahmen: Gegenüber von Floth auf dem linken hohen Netzeufer hat dasselbe einen schmalen Thaleinschnitt, in welchem eine Quelle entspringt, die heutigen Tages die am Fusse jenes Thales belegene sogenannte Malzmühle nährt. Dort fand sich das zum Mithras-Cultus dienende persische Opfermesser, eine Tibia von Horn mit mehreren Bronzeringen und ein stumpfer Hammer von Stein. Ist man aus diesen Fundstücken nicht zu der Annahme berechtigt, dass hier Perser oder Asiaten eine Zeit lang verweilten und ein Mithras-Opfer stattfand?

Weiter abwärts und ebenfalls auf dem linken Ufer bei der Stadt Czarnikau wurde eine Statuette des Anubis gefunden, — ägyptischer Gott mit dem Hundekopf —; wie kam solcher dorthin? Gegenüber diesen Orten, bei Floth, wurden die unten beschriebenen Bronzen entdeckt, und zwar am Fusse einer einstens mit

Bäumen bestandenen vorspringenden Anhöhe. Sollte, muss man sich fragen, diese Höhe nicht zu einem Feldgottesdienste der Cybele oder Hertha bestimmt gewesen sein, da man ja auf der ganzen Linie von der Weichsel her Spuren von der einstigen Anwesenheit griechischer oder oströmischer Wanderer entdeckte?

Sind diese Annahmen richtig, so gewinnt der Flother Fund eine hohe archäologische und historische Bedeutung und bestätigt zur Evidenz, dass die in der kleinen Schrift des Unterzeichneten „Ueber die im Regierungsbezirk Bromberg (Alt-Burgund) aufgefundenen Alterthümer“ niedergelegten Ansichten richtig und begründet sind, was aus der Beschreibung der einzelnen Fundstücke in Beziehung auf deren Gebrauch und Ornamentik noch klarer hervorgeht.

Wollte man dem entgegen die hier gefundenen Bronzen als Artefacte der Polen oder Sarmaten annehmen, so müssen folgende Erwägungen vorausgehen:

Die Wenden, nach den kritischen Untersuchungen von Obermüller, als Urbewölkerung, obwohl mit den Slaven sprachverwandt, bildeten mit den Gothen verbunden, gewissermassen ein Reich. Noch jetzt nennt sich der König von Schweden in seinem uralten Titel König der Gothen und Wenden. Ob das Dorf Venetia im Wongrowitzer Kreise, wie Herr Dr. Riecke in Weimar meint, einstens Hauptstadt der Wenden gewesen, kann auf sich beruhen. Wichtiger erscheint der Name Upsala, insbesondere Alt-Upsala, wo die Grabhügel als Denkmäler von Odin, Thor und Freyr noch sichtbar sind. Der Name ist unbezweifelt wendischen Ursprunges, denn Up ist soviel wie hoch, Sala aber das slavisch-wendische „Zale“, nämlich Trauerstätte, daher Upsala „Die hohen Trauerstätten.“ Es geht hieraus hervor, dass die Aesen (Götter) zugleich mit den Nordländern von Wenden verehrt wurden, jedoch andere Benennungen erhielten.

Von den Wenden, noch weniger von den Slaven, ist eine hohe Kunstfertigkeit nicht nachweisbar aus der Vergangenheit, wohl aber von den Gothen und den mit ihnen in hiesige Gegend eingewanderten Griechen. Die Wenden waren ein sanftes, Ackerbau und Viehzucht treibendes Volk; sie wurden nach der Einwanderung der Polen leicht unterjocht und zur Dienstbarkeit gezwungen, welcher die freigebornen Gothen sich nicht unterwarfen. Von den Slaven wissen wir nur, dass ein geschickter Wagenbauer, Piast, zum König gewählt wurde, von Kunstgewerben spricht ihre alte Geschichte nicht.

Ueber den Einfluss der griechischen Cultur im Norden geben die in Dänemark und an der Ostseeküste gefundenen Artefacte und die noch vorhandenen Giessstätten für Metalle und die Schlackenhaufen einen vollkommen sicheren Anschluss; die Mitra in unserem Funde ist hierher zu rechnen, denn deren Ornamentik ist jener auf den in Dänemark gefundenen sogenannten Rasirmessern ganz gleich. Diese sind in Argos verfertigt, wie das auf jenen Artefacten befindliche Städte-Monogramm \cup und die Abbildung eines antiken Schiffes (die Argo?) beweist (Rasche, Lexikon, Monogramm 75).

Mit der Anwesenheit fremder Wandervölker in jener Gegend lässt sich die Errichtung eines grossen Grabhügels bei dem Dorfe Stöwen, etwa $1\frac{1}{2}$ Meilen ostwärts von dem Orte, wo die Bronzen gefunden sind, in Verbindung bringen. Jenes 25 Fuss hohe, 50 Fuss im Durchmesser grosse Hünenbette ist aus Feldsteinen — sogenannten Irrblöcken (erratischen Steinen Skandinaviens) — aufgeschüttet; es heisst noch jetzt der Schmökberg (Brandberg). Es knüpft sich daran die Sage, dass dort einstens eine Hexe (Druide?) verbrannt worden sei. Jedenfalls gehört jener Hügel zur Klasse derjenigen Denkmäler, welche in dem Werke von Sir John Lubboek „Die vorgeschichtliche Zeit, erläutert durch Ueberreste des Alterthums etc.“ im 5. Kapitel unter der Benennung „Megalithische Monumente und Grabhügel“ be-

schrieben sind. In der Nähe sind Kugeln aus grünem Glase von ca. 1 Zoll Durchmesser gefunden. Man vergleiche hiermit, was S. C. Wagner in seinem „Handbuch der vorzüglichsten in Deutschland entdeckten Alterthümer, Weimar bei Voigt, 1842“ in dem Artikel „Druiden“ (von *δρυς* = die Eiche) über deren Bedeutung gesagt hat, und verbinde damit die unten folgenden Bemerkungen über die Zeichnungen auf der Mitra.

Mit dem ganzen Bronzefund bei Floth und der Beschreibung der Gegend, wo solcher gemacht wurde, eröffnet sich in Beziehung zu jenem Grabhügel für weitere Combinationen ein weites Feld, welches zur Anstellung weiterer Forschungen, insbesondere zu einer Aufdeckung des hochinteressanten Hügels und dessen Inhaltes wohl geeignet sein dürfte. Finden sich darin, was wahrscheinlich ist, Reliquien, welche mit dem Druidendienst in Beziehung stehen, so wird der Flother Fund in seiner eigenthümlichen Bedeutung als eine einzig dastehende Reminiscenz ein um so höheres Interesse gewinnen und einen um so wichtigeren Beitrag zur Culturgeschichte des hier einstens zeitweise ansässig gewesen Volkes liefern, als ein ähnlicher Fund im Osten Deutschlands bisher nicht gemacht worden ist.

Es kann die Frage aufgeworfen werden, auf welche Weise die Gegenstände dorthin gelangt seien, ob solche von dem Wandervolk mitgebracht wurden, oder ob sie auf der Fundstelle erst angefertigt wurden. Man möchte sich durch den Namen des Orts veranlasst sehen, dieser Annahme den Vorzug einzuräumen, denn ebenso wie man auf verschiedenen Stellen Gießstätten zur Anfertigung von Metallsachen gefunden hat, so könnte man die Verfertigung der kunstvollen Erzgebilde unseres Fundes einem aus dem Südosten Europa's hierher gewanderten Metallarbeiter zuschreiben. Der Name des Ortes, aus dem Lateinischen von *flo*, *flare* abgeleitet, was sowohl blasen als Metall gießen bedeutet, und der sichtbar noch ganz neue oder wenig benutzte Zustand der Gegenstände lässt diese Voraussetzung nicht als unglaublich erscheinen, und es würde sich, besonders in Berücksichtigung des Umstandes, dass man in der Nähe der Fundstätte weder Knochen noch Urnen oder sonst auf die Anwesenheit grösserer Volksmassen deutende Reliquien gefunden hat, diese Annahme zunächst rechtfertigen lassen.

Ein Widerspruch mit der Voraussetzung, dass die Gegenstände als priesterlicher Schmuck oder zum Gottesdienste gedient haben, wird keineswegs erhoben werden können, denn, wie auf anderen Gießstätten nur allein Waffen, nämlich Kelte oder Lanzen gefertigt wurden und gefunden sind, kann ja hier wohl eine Gießstätte für Ornamente aller Art existirt haben.

Unterstützt wird dieser Gedanke durch die sichtbar noch vorhandenen, sogenannten Eingüsse an mehreren Stellen oder diejenigen Röhren, durch welche das geschmolzene Metall in die Form gegossen ward. Sir John Lubbock beschreibt in seinem Werke „Die vorgeschichtliche Zeit etc.“ Seite 37 genau das hier sichtbare Verfahren, um zwei Bronzestücke durch einen Ueberguss von Metall, da man das Zusammenlöthen nicht kannte, zu vereinigen; jene Eingüsse sind zwar abgebrochen, aber nicht abgefeilt oder abgeschliffen, lassen also darauf schliessen, dass die Gegenstände noch unvollendet geblieben sind oder wenigstens einer Nachbesserung bedurften.

Es wird sich bei der Beschreibung der einzelnen Fundstücke erst mit einer mehr oder minderen Wahrscheinlichkeit deren Bestimmung, und zwar, ob solche zu profanem oder heiligem Gebrauche dienten, feststellen lassen und wollen wir daher mit der Beschreibung derselben in Verbindung mit den archäologischen Andeutungen, welche in dem Werke von Guhl und Konec „Das Leben der Griechen und Römer“ befriedlich sind, beginnen:

1) Die Fibula (Taf. XVII. Fig. 1).

Ganz abweichend von der Form der gewöhnlichen griechischen und römischen Fibeln ist die hier gefundene Vorstecknadel, welche es ihrer eigenthümlichen Gestalt nach gestattete, das wollene Untergewand an fünf Stellen zusammenzustecken. Die untere nadelförmige Spitze und die äussersten Enden der halbmond förmigen oberen Theile gestatteten eine solche sichere Befestigung, welche wegen der Anhängung der schneckenförmigen Brustschilder ~~an~~ die auf der Fibel befindlichen Vogelgestalten nöthig war. Man erkennt deutlich, dass die spitzen Enden durch den Gebrauch abgenutzt sind; auch der obere Vogelkopf zeigt Spuren der Aufhängung, er ist am oberen Theile abgenutzt; zugleich ist dieser Theil etwas nach unten, der Spitze zu, verbogen.

Im Berliner Museum befinden sich einige Brochen (Brustschilder), deren Fibeln der hier gefundenen ähnlich, aber nicht gleich sind. Auf einer Broche sind sogar eben solche Vogelgestalten als Verzierung angebracht.

Man möchte hieraus schliessen, dass dieser Art von Ornamentik eine symbolische Beziehung zu der nordischen Freya, der slavischen Siva oder der römischen Venus zu Grunde liegt, deren Statuetten und Abbildungen stets mit einem oder mehreren Vögeln verziert sind.

2) Die Brustschilder oder Panzer (Fig. 2).

In dem Werke von Wagner „Handbuch der wichtigsten in Deutschland gefundenen Alterthümer“ ist unter No. 1122a und 1122b ein zu Schweidnitz zwischen römischen Münzen und anderen römischen Anticaglien gefundenes, ähnliches Artefact als Brustpanzer einer Frau bezeichnet. Das Berliner Museum enthält ebenfalls solche, dort mit der Benennung „Fibeln“ bezeichnete Geschmeide, die übrigens in der Art gearbeitet sind, dass das Gewand durch die grösseren Schleifen gezogen und dort mit grossen Durchstecknadeln mit den Schildern verbunden und befestigt werden kann. Diese Einrichtung haben die hiesigen Brustschilder nicht; sie wurden vielmehr an der Fibel aufgehängt und konnten, ohne diese zu lösen, abgenommen werden.

In den mythologischen Bildern und jenen des römischen und griechischen Alterthums in Guhl und Koner finden sich nur wenige Andeutungen, welche mit den hiesigen und den Berliner Brustschildern eine Aehnlichkeit haben. Nur die Figur der Minerva erscheint mit einem Brustharnisch als Schuppenpanzer bekleidet, auch hat die Fig. 264 bei Guhl Andeutungen eines solchen schneckenförmigen Brustschildes. Man ist zu der Annahme berechtigt, dass die elastische Fläche des Drahtgewindes sich, der weiblichen Brust entsprechend, ebensogut als Panzer, wie als Schmuckstück kennzeichnet, dass also die Annahme, als habe man es hier mit einem Panzerstück zu thun, nicht sofort zu verwerfen ist.

Die Schneckendrähte mit 19 Windungen und die 1 Mm. bis 4 Mm. starken, vom Mittelpunkt nach der Peripherie in diesen Abmessungen sich verstärkenden, ca. 5 M. langen Drähte deuten auf eine hohe Kultur in der Erzbildnerie.

Dieses ist nicht minder der Fall bei den von Guhl und Koner im „Leben der Griechen etc.“ sub Nr. 266 dargestellten.

3) Das „Mitra“ genannte Panzerstück (Fig. 3).

Unbestreitbar ist solches das interessanteste Stück des gesammten Fundes, weil ein ähnliches weder in der griechischen, noch nordischen Abtheilung des Berliner Museums vorhanden ist und weil dasselbe der Ornamentik nach ganz unzweifelhaft griechischen Ursprunges ist.

In dem Werke von Guhl und Koner, Seite 283, heisst es wörtlich:

„Unter dem Panzer aber, also über dem Chiton (Untergewand) pflegte man

noch eine breite, aus dünnem Metall gearbeitete und innen gefutterte Binde (*μῖτρα*) anzulegen, welche, weil bedeckt von der Rüstung, auf Bildwerken natürlich nicht sichtbar ist. Wir besitzen aber noch eine solche Mitra (Fig. 266 bei Koner abgebildet, in ähnlicher Form, wie die des Flother Fundes), welche Bröndsted auf Euboea erworben und in seiner Schrift „Die Bronzen von Siris“ beschrieben hat. Diese eherne, 12 Zoll lange Platte (wie die hiesige) ist auf der inneren Seite mit fünfzehn grösseren und dreizehn kleineren Vertiefungen versehen, welche sich auf der Aussenseite als Halbkügelchen darstellen; mittelst der an ihrem Ende angebrachten Haken wurde sie auf dem Futter des eigentlichen Gurtes befestigt. Es dürften mithin nach der von uns gegebenen Erklärung von Zoster (Gurt) und Mitra die Worte der Ilias (IV 135 ff.) leichter zu verstehen sein:

„Stürmend traf das Geschoss den fest anliegenden Leibgurt.
Sieh' und hinein in den Gurt, den künstlichen, bohrte die Spitze.
Auch in das Kunstgeschmeide des Harnischs traf sie geheftet,
Und in das Blech, das er trug zur Schutzwehr gegen Geschosse,
Welches zumeist ihn schirmte; doch ganz durchbohrte sie dies auch;
Und nun ritzte der Pfeil die obere Haut des Atriden.“

Diese Stelle aus Guhl und Koner lässt keinen Zweifel über die Gleichheit unseres Fundstückes mit jenem oben beschriebenen aus Euboea aufkommen, umsoweniger, als die Ornamentik den unbestreitbar griechischen Ursprung beweist.

Auf unserer Mitra sind nur zwölf, anstatt fünfzehn, halbkugelförmige Erhöhungen sichtbar, sonst ist solche der vorstehenden Beschreibung fast ganz identisch. Die Randverzierungen und die auf der Platte befindlichen Endausläufer der Ornamente sind denen auf den sogenannten Rasirmessern aus Dänemark, deren Verfertigung nach dem auf demselben befindlichen Monogramm *U* (Rasche, *Lexicon veterum rei nummariae* No. 75) in Argos oder Corinth stattfand, ganz gleich, und es muss hieraus auf die Verfertigung unserer Mitra durch einen Künstler von dort her geschlossen werden. (Vergleiche Sir John Lubbock „Die vorgeschichtliche Zeit“ S. 33).

Eine Verzierung oder Ornament befindet sich aber noch auf unserer Mitra, nämlich die baumähnlichen Zeichnungen, welche, aus den in der Mitte befindlichen Bögen entspringend, nach den äusseren Kugeln sich erstrecken. Man kann solche als Bäume betrachten, deren Wurzeln, aus den Bögen entspringend, seitwärts je zwei Mistelzweige und neben der Kugel eine Frucht (vielleicht Apfel) darstellen. Kann dies vielleicht nicht eine auf den Hertha- oder Cybele-Dienst bezügliche Symbolik bezeichnen? Jedenfalls ist diese ganz ungewöhnliche Ornamentik beachtenswerth, um so mehr, als sich, wie nachher gezeigt werden wird, weitere Folgerungen daran knüpfen.

Die anderen, aus den Kugeln entspringenden Ornamente haben Aehnlichkeit mit dem altpersischen Buchstaben *Š* (*gha*).

4) Die Cymbeln (Fig. 4 u. 4a).

Der grössere der beiden Ringe wurde bereits vor vier Jahren gefunden und ward Veranlassung zu der sorgsameren Nachsuchung, welche zur Entdeckung auch der anderen Gegenstände führte.

Dass die Ringe, welche bei dem Anschlagen mit einem anderen Metall den Tönen d. fis (grosse Terz) entsprechen, als Cymbeln (*κνμβάλα*) gedient haben, deren Gebrauch bei den Festen der Cybele und des Dionysos bekannt ist, erscheint un-

zweifelhaft. Diese tönenden Ringe wurden nach beendetem Gottesdienste an den heiligen Baum aufgehängt, wie Fig. 1 bei Guhl und Koner zeigt.

5) Die Gefässe oder Schalen (Fig. 5—5c).

Wir sind geneigt, auch diese als zum Opferdienst bestimmt zu bezeichnen.

Das grössere Gefäss hatte einen Henkel (abgebrochen) und einen verzierten Rand, das kleinere, in eleganter griechischer Vasenform, in der Mitte einen durch den Boden gehenden Knopf (Omphale). Das grössere Gefäss mag zum Auffangen des Blutes gedient haben, das kleinere zur Aufnahme des heiligen salzigen Wassers, woraus der stärkere Ansatz von Grünspan entspringen sein kann.

So lässt sich ohne Zwang der Gebrauch dieser Gefässe in Verbindung mit den anderen Stücken erklären, und der Gebrauch derselben zu gottesdienstlichen Handlungen, Opfern, wird wahrscheinlich.

6) Die Schlangenringe (Fig. 6).

Diese schraubenförmigen, als Cylinder von 6 Cm. Durchmesser und 15—16 Cm. langen, künstlichen Geschmeide haben verschiedenartige Anwendung gefunden.

Die äusseren Windungen der hiesigen Ringe sind rund, an dem einen Ende zugespitzt, am anderen in Ringform gebogen. Von den zehn Windungen sind die mittleren sechs 1 Cm. breit und einfach ornamentirt, woraus geschlossen werden darf, dass die äussersten Windungen zur Befestigung, die breiteren, verzierten dagegen als Schmuck dienen sollten. Die spitzen Enden sind sichtbar etwas abgenutzt, ebenso wie die zur Befestigung des Haarzopfes dienenden bekantnen Haarspangen, so dass man hieraus folgern kann, sie seien zu einem ähnlichen Zwecke gebraucht worden.


Man nimmt im Allgemeinen an, dass diese sogenannten Schlangenringe (ὄφεις) zu einem Armschmuck gedient haben, was aber nur bei ganz ungewöhnlich kleinen Händen hätte möglich werden können. Allerdings waren die Griechen von kleiner zierlicher Gestalt; sollten es vielleicht die in den nordischen Sagen erwähnten Zwerge gewesen sein, welche in Höhlen (Erdhütten) wohnend, aus Erz zierlichen Schmuck zu fertigen verstanden, und wird durch unseren Fund alsdann nicht auch diese Sage illustriert?

Eine andere Anwendung des Schlangenringes finden wir auf einer Bildsäule der Siva (Figur 1009 bei Wagner) angedeutet, wo sich dieses Ornament, die Haare des Kopfes aufgenommen, als Diadem über die Stirn gelegt, angedeutet findet. Vergl. C. O. Müller, Handbuch der Archäologie der Kunst, Seite 495, Anm. 4.

Als eine dritte Anwendung wird der Ring als Handgriff für den Weihwedel bei gottesdienstlichen Opfern bezeichnet, wo er den Pferdeschweif zu halten hatte; auch konnte er bei den Festen der Hertha als Handhabe für das Aehrenbündel oder die Blumen dienen.

Diese Andeutungen mögen genügen, um den Gebrauch des Ophis zu kennzeichnen.

7) Die Hefter (Fibeln) (Fig. 8).

Auf jeder derselben befinden sich drei halbkugelförmige Erhöhungen, von welchen an dem einen eben solche, dem persischen Buchstaben gha ähnliche Verzierungen auslaufen, auf der anderen umgeben 4 concentrische Kreise die mittlere Halbkugel . An den beiden Enden befinden sich ebensolche baumartige



Ornamente, wie auf der unter 3 beschriebenen Mitra, auch ist die Ornamentik der Randeinfassung dieser gleich.

8) Die runde, mit concentrischen Furchen verzierte Platte (Fig. 7), an welcher noch ein Theil des Henkels vorhanden ist, welcher zur Verbindung mit einer gleichen Platte gedient haben dürfte, ist wahrscheinlich die Hälfte einer Broche (Fibula), wie deren sich einige ähnliche im Berliner Museum befinden. Auf der verbindenden Stange sind drei abgebrochene Füße, vielleicht von Vogelgestalten, wie solche auf einer der Berliner Brochen noch sichtbar sind, vorhanden.

Die Platte ist 2 Mm. stark und im Ganzen massiv und nicht elastisch.

9) Der gewundene, 62 Cm. lange Stab (zerbrochen), dessen Enden in 15 Mm. breite, hakenförmige Platten auslaufen und welcher an einer früheren Bruchstelle durch Ueberguss von Metall reparirt ist, hat möglicherweise als ein Henkel gedient (Fig. 9). Sein Gebrauch kann mit einiger Wahrscheinlichkeit nicht erklärt werden. —

Dieses sind die an der bezeichneten Stelle bis jetzt entdeckten Fundstücke; es wird aber angenommen, dass bei ausgedehnteren sorgsameren Nachgrabungen noch ein Mehreres gefunden werden dürfte.

Welche archäologischen Combinationen sich hieran knüpfen lassen, und ob die von mir versuchten sich des Urtheiles der Fachmänner erfreuen werden, muss ich dahin gestellt sein lassen. Man wird es aber nicht verkennen, dass ich versucht habe, durch vorstehende Mittheilungen der Wissenschaft einen, wenn auch nur geringen Dienst zu leisten.

Noch bemerke ich, dass sämmtliche Fundstücke mit einem hellgrünen edlen Rost bedeckt sind, welcher auf das bekannte korinthische Erz in denselben hindeutet.

Der Ort, wo die Bronzen gefunden sind, und diese selbst, deuten darauf hin, dass sie zum Schmuck und Tempeldienst einer Priesterin der Cybele (*μήτηρ ὄρεια*, Bergmutter) oder auch Isis, Rhea, Nertha oder Siwa gehörten. Bemerkenswerth sind die auf der Mitra vorhandenen, wenn auch rohen Darstellungen der heiligen Fichte (Sinnbild der Athis), die Mistelzweige, welche abgeschnitten als das Aufhören der Lebenskraft (Entmannung) in dem mysteriösen Cultus der Göttin figuriren; ferner die Vogelgestalten und die Cymbeln, welche mit Fellen überzogen ebenso als Handpauken gedient haben können und sonach Attribute der Göttin bezeichnen würden. Auch die Schlangenringe (*ὄφεις*) als Diadem betrachtet, können die auf den Bildsäulen der Göttin und diese charakterisirende Mauerkrone andeuten, wie auf einer Bildsäule der Siwa ersichtlich ist. (Vergl. Preller, Griechische Mythologie, Theil I, Seite 401—411, desgl. Römische Mythologie, Seite 796.) —

Hr. Virchow: Die Mittheilungen des Hrn. Crüger, der sich schon durch seine früheren Arbeiten ein nicht geringes Verdienst um die Sammlung der prähistorischen Funde des Netze-Gebietes erworben hat, verdienen eine grosse Aufmerksamkeit. Es wird vielleicht manche Opposition finden, wenn er in einem an sich berechtigten Bestreben, Anknüpfungen an die geschichtlichen Völker zu finden, manchen, sehr zweifelhaften linguistischen Interpretationen einen grossen Werth beilegt, ja aus dem blossen Anklang gewisser Ortsnamen weitgehende Schlüsse zieht in Bezug auf den Zusammenhang der Völker. Auch ich theile die Abneigung, diese Wege, die sich so oft als Irrwege erwiesen haben, zu wandeln. Um so mehr muss ich aber die grosse archäologische Bedeutung der Funde hervorheben.

In dem für unsere Gegenden ungewöhnlich reichen Funde von Floth ist gewiss das bemerkenswertheste Stück dasjenige, welches Hr. Crüger als Mitra bezeichnet.

Dasselbe trägt jene Ornamente, auf deren nahe Beziehung zu skandinavischen und mittelländischen ich schon vor längerer Zeit aufmerksam gemacht habe. Wir treffen hier namentlich jenes Triquetrum, welches ich auf einem bemalten Thongefäss von Zaborowo in dem Sonnenbilde fand und welches ich als das Sinnbild der rollenden Sonne oder der rollenden Zeit gedeutet habe. In der Sitzung vom 14. Novbr. 1874 (S. 220 Taf. XV. Fig. 2) habe ich namentlich auf die Analogie mit den skandinavischen Rasirmessern und den mittelländischen Münzen hingewiesen. Vielleicht hat Hr. Crüger Recht, wenn er für seinen Fund direkt griechische Verbindungen aufsucht. Indess muss man doch festhalten, dass das Triquetrum nicht bloss auf Münzen von Argos und Corinth, sondern auch auf zahlreichen anderen Münzen der Mittelmeerstädte bis zu den Bracteaten des Nordens und den Regenbogenschüsselchen Deutschlands vorkommt, und dass im Uebrigen die Ornamentik der sogenannten Mitra vielfach an etrusische Funde erinnert. Ich möchte daher vorläufig nicht so weit gehen, in diesen Fundgegenständen ausreichende Beweise eines direkten griechischen Handels zu sehen, wengleich ich nicht bezweifle, dass auch die Etrusker diese Kunstformen aus Hellas herübergenommen haben.

In Bezug auf den Hügel von Stöwen und seine Vergleichung mit anderen Grabhügeln möchte ich daran erinnern, dass weder die Form und der äussere Aufbau der Hügel, noch die Namengebung sichere Anhaltspunkte für das Urtheil geben. Als das lehrreichste Beispiel verdienen wohl die von Sir Lubbock abgebildeten und dadurch sehr bekannt gewordenen Hügel bei Alt-Upsala genannt zu werden, welche als Odins-, Thors- und Freyshügel bezeichnet wurden. Der Aufgrabung des Thorshügels wohnten wir bei Gelegenheit des Stockholmer Congresses 1874 bei. Alle Welt war davon überzeugt, dass hier eines der ältesten Monumente Skandinaviens erhalten sei, und doch ergab die Aufgrabung, dass es sich um eine verhältnissmässig junge, wahrscheinlich der letzten Heidenzeit angehörige Grabschüttung handle. Hr. Bror Emil Hildebrandt setzt sie in das 5. Jahrhundert nach Christo. (Vergl. Congrès d'archéologie et d'anthropologie préhistoriques. Sess. 1874. Stockholm 1876, T. II. p. 611.)

(6) In Folge des von Hrn. Bastian in verschiedenen Gegenden Südamerika's verbreiteten Aufrufes (Sitzung vom 18. März, S. 85) hat Dr. Jose Vicente Oribe ein spanisches Manuskript mit Vocabularien, Abbildungen etc. über das Departement Choco eingesendet.

(7) Hr. Bessels schickt interessante Berichte, welche er selbst, sowie die Herren W. H. Holmes und W. H. Jackson über die Ruinen des Colorado- und San Juan-Gebietes erstattet haben, auch treffliche Photographien von Pah-Utah. (Vgl. Sitzung vom 17. Juli 1875, S. 182.)

(8) Hr. Jap. Steenstrup übersendet einen Abdruck seiner im Archiv für Anthropologie Bd. IX Heft 1 erschienenen Abhandlung über

angebliche Spuren vom Menschen in den interglaciären Ablagerungen der Schweiz,

worin er nachweist, dass die von den Herren Rütimeyer und Schwendener als vom Menschen bearbeitet bezeichneten Stücke aus den Ablagerungen von Wetzikon alle Zeichen einer Benagung durch Biber darbieten. Es scheint damit wieder ein Beweis der früheren Anwesenheit des Menschen zerstört zu sein.

(9) Hr. Nachtigal spricht über die

Bewohner der östlichen Hälfte der grossen Wüste.

Derselbe geht, ohne den Zusammenhang der alten Libyer mit den heutigen Berbern zu erörtern und ohne die Ansichten arabischer Gelehrter über den Ursprung der Berber prüfen zu wollen, nur constatirend, dass für die vorliegende Uebersicht über die Bewohner der östlichen Hälfte der grossen Wüste die Berber als ursprüngliche Bewohner der ganzen Nordküste zu betrachten seien, kurz auf die Veränderung und Verschiebung derselben durch arabische Elemente, besonders bei der arabischen Invasion der Nordküste Afrika's nach der Gründung des Islam, ein. Er schliesst dann von der vorliegenden Betrachtung die zunächst dem Nilthale und der Nordküste gelegenen und direkt von dort bevölkerten Oasen aus, und beschränkt sich auf die Besprechung der Bewohner von Fezzan, der Tibbufamilie und der Bäle, Wanya und Sagha, welche letztere am besten unter dem Namen des unter den dreien prädominirenden Stammes, der Sagha oder Soghawa, zusammengefasst werden können.

In Fezzan wohnten einst die Garamanten, ein den alten Melanogätulern beizuzählender Stamm, der einen Uebergang von den Bewohnern der Nordküste zu den Nigritiern bildete und am besten vielleicht nach Duveyrier als „subaethiopisch“ zu bezeichnen wäre. Die Garamanten sind allmählig verschwunden und ersetzt durch ein **Mischvolk**, bei dessen Bildung Araber und Berber der Nordküste, Nigritier (Bornu- und Haussa-Neger), Wüstenberber oder Tuareg und Tedā aus Tibesti mitwirkten. Von Norden kam Civilisation, Handel und Regierung, aus den Negerländern die zahlreichen Sklaven, die Teda waren in Beziehung auf Handel und Austausch fast ganz auf Fezzan angewiesen. Entsprechend diesen verschiedenartigen Einflüssen erinnern Ortschaften und Wohnung, physische und moralische Charaktere, Kleidung und Waffen, Sprache und Sitten, bald an den einen, bald an den andern. Vorwiegt entschieden der Einfluss der Araber (resp. Berber) und der Nigritier.

Die Teda, welche Herodot's aethiopische Troglodyten und verschieden von den Garamanten waren, bilden mit den Dāsah, ihren südlichen Brüdern, die **Tibbufamilie**, welche Tibesti, Borku, Kauar auf der Bornustrasse, den bahar el Ghasal, einen Theil von Kanem bewohnt und zerstreut im nördlichsten Theile von Bornu und Wadai lebt. Die Teda sind die reinsten Vertreter der Familie, da sie in dem Felsenlande Tibesti, gleich weit von der Nordküste und den Negerländern, ohne Handelsprodukte und Handelsstrassen und ohne Sklavenzufuhr, ihre Eigenartigkeit am besten bewahren konnten.

Sie ähneln in Regelmässigkeit der Züge, Kopfbildung, Lebensweise, öffentlichen Einrichtungen und Tracht sehr den Wüstenberbern, von denen sie jedoch national verschieden sind (Sprache und wesentliche Sitten). Sie sind andererseits durch enge Sprachverwandschaft mit den Kanembu Kanem's und den Kanuri Bornu's verbunden. Der herrschende Stamm in Kanem aber und Bornu ist nachweislich aus Norden eingewandert und so sehen wir in den Daza einen Uebergang von den Teda zu den Kanembu, welche ihrerseits in engster Verbindung mit den Kanuri stehen, die durch Vermischung nordischer Einwanderer mit den ursprünglichen Einwohnern Bornu's entstanden. Mit diesen letztgenannten haben sowohl Teda als Daza ausser der Sprache noch manche Anknüpfungspunkte in Tracht und Sitte.

Zusammengefasst ist die Tibbufamilie ein subäthiopischer Wüstenstamm; ähnlich ihren Nachbarn, den Tuareg oder Wüstenberbern, ähnlich aber auch den ihnen sprachverwandten Karem- und Bornuleuten, zu deren Einwanderung und Bildung sie selbst beitrugen.

Die Bewohner der Landschaft Ennedi endlich, die Baele, welche von den Arabern Bidejat oder Terrawia genannt werden, die Wanya, welche die kleine Oase Wanyanga auf der Strasse von Benghasi nach Wadaï bewohnen, und die Soghawa oder Saghā, welche den nördlichsten Theil von Dar For und die angrenzenden Steppen bewohnen, wurden bisher fälschlich als nächste Verwandte der Tibbu aufgefasst. Sie haben eine Sprache, in der sie nur durch Dialektverschiedenheiten getrennt sind und hatten es in den Soghawa vor Jahrhunderten zu politischer Bedeutung gebracht.

Sie sind meist Nomaden und haben als Wüstenbewohner viele Auknüpfpunkte mit den übrigen Sahara-Stämmen. Sie haben aber in der Sprache ein durchaus heterogenes Element und stehen physisch eine Stufe tiefer, d. h. den Nigritiern näher, als die Tibbu. Wo sie dem Islam noch nicht gewonnen sind, wie in den entlegensten Thälern der Baele, zeigen sie auch Sitten, welche denen der letztgenannten zuwiderlaufen.

Die weitere Untersuchung ihrer Sprache wird ihnen ihre definitive Stellung unter den Bewohnern des nordöstlichen Afrika anweisen.

(10) Von Hrn. Jagor ist wiederum eine reiche Sammlung

vorderindischer Schädel

angelangt. Sie stammen überwiegend von Leuten niederer Kasten und zwar von Maravans, Benians, Vellalans, welche auf einem Gefängnisfelde von Palamcottah (Tinnevely) von ihm ausgegraben wurden; ferner Schädel, aufgehoben am See-strande, westlich von Trevandrum, wo Leichname von Polegars und anderem niederem ärmstem Volk oberflächlich in den losen Dünensand verscharrt werden; sodann als Geschenk des Dr. Sperschneider in Trevandrum Schädel von Iluvars und Polegars, und von Dr. Burnell Schädel von Tanjore.

(11) Geschenke:

Von Hrn. Dr. Voss: Radirte Abbildungen von in Berlin öffentlich ausgestellt gewesenen Zwergen aus dem Jahre 1840.

Ph. Becker: Photographien mexikanischer Alterthümer.

Grewingk: Das Navehk-Steinschiff in Mittellivland. Dorpat 1876.

Report of the commissioners of Indian affairs for 1875.

Bar. v. Uexküll: Bericht aus dem Coburger Lokalverein der deutschen anthropologischen Gesellschaft für 1875. Coburg 1876.

J. Evans: Address delivered at the anniversary meeting of the geological society of London in the year 1876.

Bericht über das Wirken der Gesellschaft zur Unterstützung deutscher Schulen in Wälschtyrol in den Jahren 1873—75.

Sitzung vom 18. Juni 1876.

Vorsitzender Hr. **Virchow**.

(1) Derselbe ersucht die Mitglieder der Gesellschaft, etwaige Unregelmässigkeiten im Empfang der „Zeitschrift für Ethnologie“ oder des Correspondenzblattes der deutschen anthropologischen Gesellschaft dem zweiten Schriftführer, Herrn Dr. M. Kuhn, Louisenstrasse 67, NW., zu melden.

(2) Die Einladung zum internationalen Congresse in Budapest mit dem Specialprogramm wird vorgelegt.

(3) Der Vorsitzende widmet dem am 10. d. M. im Bade Nauheim verstorbenen Mitgliede der Gesellschaft, Prof. Petermann, Worte ehrender Anerkennung.

(4) Neue Mitglieder:

Hr. Cand. med. Alex. v. Horn v. d. Horeck in Berlin.

Hr. William Hertz zu London.

(5) Hr. Virchow macht, im Anschlusse an den Bericht des Hrn. Leudesdorf in der Sitzung vom 18. März (S. 86) weitere Mittheilungen über

frühreife Individuen.

Bei einem Besuche in Hamburg während der Osterferien sah ich unter Führung des Hrn. Leudesdorf den von ihm besprochenen Knaben und dessen Eltern. Der junge Strohmeyer macht in der That einen ganz überraschenden Eindruck und wenn man ihn sieht und seine tiefe, fast männliche Stimme hört, so erhält man so sehr die Vorstellung, dass man einen fast erwachsenen Jüngling vor sich habe, dass es immer wieder von Neuem in Erstaunen setzt, seine durchaus kindischen Aeusserungen zu vernehmen. Irgend eine psychische Mangelhaftigkeit vermochte ich an ihm nicht wahrzunehmen. Auch ist sein Aussehen ein durchaus gesundes. Die Muskulatur ist, der Körpergrösse entsprechend, gut entwickelt, und der Knochenbau, obwohl nicht ohne Abweichungen, doch ein ungemein kräftiger.

Der Kopf hat eine grösste Länge von 188, eine Breite von 147 und eine senkrechte Ohrhöhe von 118 Mm. Das ergibt einen Breitenindex von 78·1, einen Ohrhöhenindex von 62·7, also eine mässig hohe Mesocephalie. Der Kopf steht in einem guten Verhältnisse zu dem Körper. Der Rumpf ist lang, jedoch wohlgebildet. Dagegen zeigt sich an den Extremitäten, namentlich den unteren, eine unverhältnissmässige Entwicklung der einzelnen Abschnitte. An der Unterextremität misst der

Oberschenkel vom Trochanter bis zum Condylus externus 25·5, dagegen der Unterschenkel 28·5 Cm. Ersterer ist also verhältnissmässig kurz und demgemäss im Ganzen gedrunken. Am Arm misst der Oberarm vom Acromion bis Epicondylus externus 20, der Radius 18·7, die Hand bis zur Spitze des Mittelfingers 13·8 Cm. Es beträgt daher das Verhältniss des Unterschenkels zum Oberschenkel 111, des Vorderarms zum Oberarm 93·5 pCt., — ganz ungewöhnliche Längenverhältnisse welche schon den Charakter der Monstrosität an sich tragen.

Hr. Leudesdorf theilte mir ausserdem mit, dass er in Erfahrung gebracht habe, es sei auf der Naturforscher-Versammlung in Hamburg im Jahre 1830 von dem Dr. Meyn, damals Physikus in Pinneberg, nachher Professor in Kiel, gleichfalls ein frühreifes Individuum vorgestellt worden. Es sei ihm jedoch, da Prof. Meyn schon gestorben, nicht gelungen, die Spur dieses Menschen aufzufinden. Ich wendete mich bei einem Besuche in Kiel deshalb an den Regierungs-Medicinalrath Dr. Bockendahl und von diesem erhielt ich schon unter dem 22. Mai folgende Auskunft:

„Die Notiz über den mir von Ihnen übergebenen Fall von frühzeitiger geschlechtlicher Ausbildung habe ich aufgefunden in Oken's Isis, Jahrg. 1831, p. 882. Da der betreffende Dr. Lange bereits in Dresden (als Besitzer pneumatischer Cabinette) gestorben, habe ich mich an dessen Sohn, den Hrn. Dr. med. Lange in Uetersen gewandt und von letzterem folgende Nachricht erhalten:

„Der beinahe zwergartig gewachsene Mann ist dem Dr. L. jun. von seiner Kindheit her sehr wohl erinnerlich; derselbe sass als Schüler in der Elementarschule mit starkem Barte, der oft rasirt wurde, und mit ausgebildeter Mannesstimme. Später wurde er Laufbursche bei dem noch lebenden Pastor Bröcker daselbst welcher einmal den 12jährigen Burschen im Bette bei einem jungen Mädchen antraf. Ueberhaupt soll er ein von den Mädchen gesuchter Liebhaber gewesen sein. Später ist er Cigarrenmacher geworden, hat sich verheirathet, anfangs in Uetersen gewohnt und soll jetzt in Hamburg leben. Er heisst Jacob Höppner.“

Ich theilte nunmehr diese Nachricht Hrn. Leudesdorf mit und empfing von ihm unter dem 12. Juni nachstehenden Bericht:

„Ich habe den Jacob Höppner aufgefunden. Derselbe wohnt nicht in Hamburg, sondern in Altona, Cathrinenstrasse 22, 1. Etage. Das Männlein ist 126 Cm. hoch. Er wird im September dieses Jahres 50 Jahre alt und erinnert sich noch seiner Vorstellung vor der Naturforscher-Versammlung 1830. Er hat in Altona, Friedrichstrasse 51a eine verheirathete Schwester von 46 Jahren wohnen. Dieselbe ist normal beschaffen, soll aber eine Tochter von 10 Jahren haben, die schon menstruiert ist; so hat mir Höppner erzählt.

„Ich habe mich lange mit ihm unterhalten, um sein Vertrauen zu gewinnen. Sein Geburtsort ist Uetersen. Er ist ein Mann nicht ohne Intelligenz und von Gemüth. Er gesteht zu, dass er als Junge die Mädchen wohl leiden mochte, dagegen habe er nie Onanie getrieben, behauptet übrigens lange jungfräulich geblieben zu sein. Er hat sich später verheirathet, die Ehe dauerte nur 1½ Jahre. Die Frau war verwachsen und hatte 2 Kinder, die klein gestorben sind. Er sieht nicht schlecht aus, der Kopf scheint gut gebildet, mit nicht vielen Haaren, meist grau. Die Hände sind klein, mit kurzen Fingern, die Beine sind nicht krumm, der Ausdruck des Gesichts war mir sympathisch, eine Art von sanfter Melancholie schien mir darin zu liegen. Das Gesicht ist glatt rasirt, um nicht aufzufallen; früher hatte er Bart. Er bleibt Sonntags gewöhnlich zu Hause, scheut sich vor ungebildeten Leuten, vor anderen, die seine Lage zu würdigen wissen, nicht. Er ist noch nicht impotent, war aber seit einem Jahre bei keinem Frauenzimmer. Es sieht reinlich und ordentlich bei ihm aus, er ist kein Trinker, aber er muss doch mehr trinken, als ihm lieb

ist, um in den Wirthschaften seine Cigarren los zu werden. Seine Augen werden schwach. Cigarrenarbeiter kommen leicht in späteren Jahren in Noth.

„Höppner sprach von 7 oder 8 Geschwistern, die er habe und die gesund seien. Er kann lesen, schreiben und mässig rechnen, wie er sagt. Er schien mir sich in besserem Deutsch auszudrücken, als bei Leuten von seiner Stellung gewöhnlich. Die Leute, welche ich nach ihm fragte, bestätigten mir alle, dass er ein ordentlicher und gutmüthiger Mann sei.“

(6) Hr. Hartt sendet, d. d. Rio de Janeiro, 15. Febr., die Adresse der unter seiner Leitung stehenden geologischen Commission behufs etwaiger Uebermittlung von Wünschen und Anfragen Seitens der Gesellschaft. Dieselbe lautet: Major O. C. James, Secretario da Commissão Geologica, Caixa no Correio Nr. 126, Rio de Janeiro, Brazil.

Zugleich übersendet er uns eine höchst interessante und gelehrte Schrift: Notes on the manufacture of pottery among savage races. Rio de Janeiro 1875. Dieselbe beschäftigt sich allerdings vorwiegend mit der Töpferei unter den Völkern Amerika's, geht jedoch auch auf die der übrigen Welttheile mit grosser Sorgfalt ein.

(7) Hr. Hasert berichtet nach einem Besuche in Ostpreussen, dass die masurischen und preussischen Seen nach Lage der angrenzenden Torfmoore durchschnittlich 6—12 Fuss ihrer Tiefe verloren haben. Scherben fand er in Ortelsburg am Ende einer Moorbiese, welche augenscheinlich ehemals einen Theil des See's bildete, da wo der Moorboden in den sandigen Ackerboden übergeht, zu Tage liegen und zwar bis weit hinein in den sandigen Acker. Einzelne waren fingerdick. Als eine Probe der Scherben von grossen Gefässen übergibt er ein schlecht gebranntes, sehr rohes, grobes, nicht verziertes Stück.

(8) Hr. Europaeus übersendet, d. d. St. Petersburg, 30. Mai, im Anschluss an die Mittheilungen in der October- und November-Sitzung vorigen Jahres, Notizen
über die Abgrenzung der altugrischen Bezirke gegen die finnisch-ungarischen.

Es ist zu beklagen, dass die sehr wichtige und interessante cranio-metrische Tabelle des Hrn. Dr. Ivanofski (im Novemberhefte) über die altugrischen Kurganenschädel des X. und XI. Jahrh., welche von der Stadt Bjeschetzk im Twerschen Gouvernement in Russland über die Städte Wesjegonsk (nicht Besjezensk) und Ustjushna bis zu dem Dorfe Saljuschik, 20 Werst in Nordwest von der Stadt Tichwin, — die letztgenannte Stadt und Ustjushna im Nowgorodschen Gouvernement befindlich, — vor zwei Jahren von mir aufgedrungen wurden, ohne näher bestimmende Ueberschrift geblieben ist. Dieser Mangel brachte Hrn. Professor Hjelt in Helsingfors, wie er mir brieflich mitgetheilt hat, zu dem Schritte, die an Sie abgehende Abschrift der Tabelle mit der Ueberschrift „Altfinnische“, das heisst finnisch-ungarische „Kurganfunde“ zu versehen. Altugrische Kurganfunde wäre das factisch richtige gewesen. Weil aber die Ausdrucksweise „finnisch“ in der allgemeinen Bedeutung von finnisch-ungarisch, — die einzige nach der Regel „qui bene distinguit, bene docet“ genau gebildete Bezeichnung der fraglichen Sprach- und Völkerfamilie — zu einer ganzen Menge von Missverständnissen und sogar zu politischen Verstössen, — man will einerseits eine Aneignung von ganz Russland an die Finnen, von anderer Seite aber die Bezeichnung der Russen und auch der Scandinavier, als der ärgsten ehemaligen Verdränger der Finnen, hierin erblicken, — Veranlassung gegeben hat, so bitte ich Sie ergebenst, in Ihrem zunächst zu

druckenden Berichte die hier gegebene detaillirte Berichtigung der fraglichen Stelle zu veröffentlichen. Diese Berichtigung wird wohl für Sie um so angenehmer sein, als hierdurch der scheinbare Widerspruch der Tabelle des Hrn. Ivanofski gegen Ihre früheren Mittheilungen, dass die Finnen und auch die Lappen entschieden brachycephal und also durchaus nicht dolichocephal wären, vollkommen beseitigt wird. Von anderer Seite wird Ihnen hierdurch das Vergnügen bereitet, die ausgezeichnete craniologische Bestimmung des Hrn. Akademikers v. Baer, dass „die Ostjaken und Wogulen sehr entschieden dolichocephal sind“, auch an den vor 900 und 1000 Jahren zurück dagewesenen Vorvätern dieser ugrischen Völker bestätigt zu sehen. Also zwei ganz verschiedenartige craniologische Bestimmungen vom höchsten Werthe werden durch diese Berichtigung ihre schönste Bestätigung gewinnen.

Dass die mit blau auf meiner finnisch-ungarischen ethnographischen Karte bezeichneten Gebiete des nördlichen und mittleren Russlands, Finnlands und des nördlichen Theils von Skandinavien in der vorrussischen und vorfinnischen Zeit wirklich von Ugriern bewohnt waren, beweisen mit mathematischer Nothwendigkeit die mir schon zu mehr als zweitausend bekannt gewordenen, zusammengesetzten, rein altugrischen Ortsnamen, welche mit sehr deutlicher Markirung der Grenzen über dieses ganze Feld verbreitet und alle auf sechsunddreissig bis jetzt bekannt gewordene Endwörter und Endungen vertheilt sind. Diese Endwörter und Endungen mit ihren Bedeutungen in den ugrischen Sprachzweigen unserer Zeit sind deutsch in der in St. Petersburg herauskommenden Zeitschrift „Russische Revue“, 3. Heft, 1875, gedruckt worden. Es wäre sehr wichtig für die Wissenschaft, wenn Sie entweder in Ihren Sitzungsberichten oder in der Zeitschrift für Ethnologie dieses Verzeichniss der Endwörter zusammengesetzter ugrischer Ortsnamen obenerwählter Landestheile gütigst veröffentlichen wollten, weil diese „Russische Revue“ in Deutschland ziemlich wenig verbreitet sein soll. Jedenfalls müssen die von mir selbst im 6. Hefte gegebenen Berichtigungen der fraglichen, nicht von meiner Hand herrührenden deutschen Reproduction dieses Verzeichnisses dabei nicht unbeachtet gelassen werden.

Das ganze, mit blau auf der oben erwähnten Karte bezeichnete, altugrische Feld im mittlern und nördlichen Russland (die russisch-karelische Gegend im Westen und Südwesten von dem weissen Meere und dem Onegabusen, und die von karelischen Uebersiedlern seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts bewohnten Stellen im Twerschen und Nowgorodschen Gouvernement ausgenommen) bietet uns neben allen diesen Tausenden von ugrischen, zusammengesetzten Ortsnamen nicht einen einzigen zusammengesetzten, eigentlich finnischen Ortsnamen. Man hat in dem Wladimirschen Gouvernement ugrische Ortsnamen gefunden mit dem Flussnameneudworte -bola, Fluss=ungarisch folyo, lautgesetzlich aus bolyo, und dem Dorfnameneudworte -kola, kula=Haus, wogulisch kol, kual, kvol, lautgesetzlich aus kol, kul, in den übrigen finnisch-ungarischen Sprachen kota, kuta, kuda, (im Wogulischen sehr oft l aus t), im Ungarischen nach sehr gewöhnlichen Lautveränderungen haz (z=franz. z), aus khat entstanden. Diese Ortsnamen hat man nun, wie z. B. Graf Uwaroff in seiner Abhandlung: Die Meren und ihr Wesen in den Verhandlungen des ersten Russischen Archäologischen Congresses in Moskau, für finnische Dorf- und Wohnungsstellennamen auf -la verkündigt. Dasselbe hat Hr. Professor Donner in Helsingfors in dem im letzten Herbst herausgekommenen Bidrag till kaennedom om Finlands land och folk mit der obenerklärten Endung -kola, -kula, und -mola=steiler Abhang, eigentlich Brust, in dem Lande der alten Bjarmen an dem Dwina-Flusse, gethan. Diese einzige, in mehreren Ortsnamen natürlicherweise überall auf dem blauen Felde im nördlichen und mittleren Russland vorkommende,

angeblich finnische Endsilbe la gehört also rein igrischen Ortsnamen zu und erweist sich bei näherer Betrachtung als durchaus nicht eigentlich finnisch. Das Endwort waara, welches Hr. Donner ausserdem als eigentlich finnisch aus der Dwina-Gegend anführt und welches dem karelisch-finnischen waara=Berg zu Liebe mit zwei aa geschrieben worden ist, also statt wara. ist nach der nordrussischen Volksausssprache eigentlich wora zu lesen. Dieses Endwort ist aber gleichfalls ein rein igrisches mit der Bedeutung Wald, und auch als solches kommt es nach allen den genauesten Quellen nur in einem einzigen Namen in der Dwina-Gegend vor und zwar in dem Dorfnamen Schegowora am Waga, einem Nebenflusse der Dwina. Die Dorfnamen Korelskaja am unteren Dwina- und auch am Onega-Flusse stammen nach Hrn. Jefimenko, (siehe seine russische Brochure Der sawolotsche Tschude), von Kareliern her, welche von dem Solowet'schen Kloster auf die Klostersgüter dahin übersiedelt wurden, jetzt aber schon seit lange russificirt worden sind. Die Anzahl der igrischen Endwörter in der Dwina-Gegend und bis zu der gleichfalls ausschliesslich igrischen Umgegend des Onegaflusses beträgt dagegen nicht weniger als siebenundzwanzig. Im Wladimirschen Gouvernement ist die Anzahl der bekannt gewordenen alt-igrischen Ortsnamenendwörter sechzehn und im Twerschen Gouvernement zehn. In der Umgegend des Sees Bjelosero, in dem Lande der alten Wessen, der Wisu der arabischen Verfasser, welche gleichzeitig die Stadt Bulgary an der Wolga besuchten, steigt die Anzahl der Endwörter der alt-igrischen Ortsnamen wiederum bis zu zwanzig. Die noch bis jetzt fort-dauernde Dichtigkeit der igrischen Ortsnamen in der letzterwähnten Gegend ist nach der Probekarte dieser Ortsnamen, welche am Ende meiner Abhandlung Ueber das Ugrische Volk angefügt worden ist, keineswegs gering. Der Maasstab von fünf Werst auf einen englischen Zoll ist nämlich auf mehreren Stellen der Karte ganz genau nach der Anzahl der bekannt gewordenen alt-igrischen Namen vermessen und gestattet wirklich kaum oder gar nicht neue Namen auf solchen Stellen ohne Vergrösserung des Maasstabes hinzuzufügen.

Auf dem mit roth bezeichneten Felde in der Umgegend des Onega-Sees und der südlichen Hälfte des Ladoga-Sees und auch auf der schmalen Strecke nach Narwa zu, welche die Urheimath der eigentlichen Finnen und Ehsten auf der Karte genannt worden ist, findet man dagegen ohne Ausnahme nur rein finnische, nicht-russische Ortsnamen und dort trifft man im Gegentheil keinen einzigen igrischen Namen. Die eigentlichen Finnen gingen nach Süden nur bis zum mittleren Laufe des Wolchow-Flusses; etwas südlicher fangen schon die rein igrischen Ortsnamen an. Nach Südost und Osten gehen die finnischen Ortsnamen auf keinem einzigen Punkte bis zum Bjelosero-See und dem Onega-Flusse, und überall fangen erst hinter den äussersten finnischen Ortsnamen die igrischen an.

Ebenso abgeschnitten verschiedenartig sind die auf dem eigentlich finnischen Boden vorkommenden Kurganen von denjenigen, welche innerhalb der Grenzen der alt-igrischen Ortsnamen vorkommen. Weil über diese Kurganen und deren Inhalt von mir bald eine genauere Beschreibung deutsch veröffentlicht werden soll, so brauche ich den Unterschied zwischen den igrischen und den finnischen Kurganen hier nicht genauer zu beschreiben. In Zeitungsartikeln ist darüber jedoch schon recht genau geschrieben worden. Ich will hier nur sagen, dass man von einer vor-igrischen Kurganenperiode auf dem ganzen, bis jetzt untersuchten alt-igrischen Kurganefelde in Russland, das heisst im Moskau'schen, Wladimirschen, Jaroslawschen, Twerschen und Nowgorodschen Gouvernement, gar keine Spuren gefunden hat. Man hat dort überall nur dolichocephale Kurganenschädel getroffen, und sie sind schon zu

hundertern craniometrisch bestimmt worden und zwar alle nach der Weleker'schen Methode.

Auch die Sprachforschung hat dargethan, dass alle die verschiedenen Dialekte des Finnischen auf beiden Seiten des Finnischen Meerbusens, also mit Inbegriff des Ehtnischen, um die Zeit von Christi Geburt in einer Centralgegend „irgendwo in der Umgegend des Ladoga- und Onega-Sees“ in einen „bis dahin noch ungetheilten Dialekt“ vereinigt gewesen sein mussten. In einer solchen nicht getrennten Stellung waren sie damals mit einem entschiedenen „vor-ulfilasschen“ Gothischen in lebhafter Berührung, dagegen aber ganz getrennt sowohl von aller solchen Verbindung einerseits mit dem älteren skandinavischen, andererseits mit gleich alterthümlichen, slavischen Dialekten. Nur das Litauische stand damals neben der Sprache der offenbar viel mehr einflussreichen Gothen mit dem Finnischen in Berührung.

Dieses alles hat der junge, aber ausgezeichnete Sprachforscher Dr. Wilhelm Thomsen in Kopenhagen in seiner vortrefflichen und mit dem ersten Bopp'schen Preis von der Akademie der Wissenschaften in Berlin gekrönten Arbeit: Ueber den Einfluss des Germanischen auf das Finnische, „auf eine streng methodisch-philologische Weise“ bewiesen, und für mich persönlich ist es interessant, zu erwähnen, dass ich ganz gleichzeitig mit den von Hrn. Thomsen ausgeführten Forschungen und zwar nach dem Schreiben, aber vor dem Drucke der ursprünglich dänisch herausgegebenen Arbeit, und ohne davon noch etwas zu wissen, meine früher veröffentlichten, weniger genauen Bestimmungen über die Ausdehnung der älteren Wohnsitze der eigentlichen Finnen, sowohl nach dem Bjelosero-See als nach dem Dwina-Flusse zu, beinahe ganz so feststellen konnte, wie es bis jetzt festgestellt ist. Nur der Lauf des Onega-Flusses wurde erst später gänzlich ausserhalb der Grenzen des eigentlich urfinnischen Bezirks versetzt und hiermit verschwanden die letzten Spuren angeblich altfinnischer Ortsnamen innerhalb der Grenzen des ugrischen Feldes im Osten, Südosten und Süden von den Ursitzen der Finnen.

Auf diese Weise traf es sich, dass die Resultate der Forschungen, welche von mir und von Hrn. Thomsen in dieser Frage gleichzeitig gewonnen wurden, ganz unabhängig von einander und auf ganz verschiedenen Wegen einander auf das Bestimmteste bestätigten.

Ein dritter, von beiden vorherbeschriebenen Forschungswegen ganz verschiedener Weg ist die Forschung nach dem Unterschiede zwischen den alt-ugrischen und den alt-finnischen Kurganen, deren Inhalt und besonders den in denselben vorkommenden Schädeln und nach der gegenseitigen Begrenzung dieser stammverschiedenen alten Grabhügel. In der Gegend der Poststrasse von der Stadt Ustjushna nach Tichwin, das heisst in der Richtung von Südosten nach Nordwesten quer über die südöstliche Grenze der Bezirke der eigentlich finnischen und der alt-ugrischen Ortsnamen, und weiter von Tichwin südwestlich, nach der Gegend der Wolchowschen Eisenbahnbrücke und der Station Tschudowo, fiel nach den Ergebnissen meiner obenerwähnten Kurganenforschungsreise die Grenze oder richtiger gesagt, fielen die Grenzen dieser beiden Kurganenbezirke vollkommen mit der Ortsnamengrenze zusammen; noch genauer, es folgte auf der Strecke von der Ustjushna-Tichwischen Poststrasse bis nach der Gegend der Wolchowschen Eisenbahnbrücke eine von allen Kurganen leere Grenzscheide von 75 bis 100 Werst Breite genau der Richtung der Ortsnamengrenze. Die Grenzen dieser beiden Bezirke waren also eigentlich zwei, welche parallel neben einander laufen. Es ist von keiner geringen Bedeutung, dass zu derselben Zeit in Folge der Veranstaltung des Statistischen Centralbureau's in St. Petersburg durch die Administrationsbehörden des Landes Nachrichten über das Vorkommen und die Verbreitung der Kurganen gesammelt worden waren. Und

da auf Grund dieses Materials archäologische Karten über Russland konstruirt und herausgegeben werden sollen, so ist es zu hoffen, dass dadurch diese Beschaffenheit der fraglichen archäologischen Grenzscheide gut controlirt und anschaulich gemacht werden wird. Auf der Reise hatte ich in den Kreisstädten Ustjushna und Tichwin bei den Behörden Gelegenheit, das gesammelte Material durchzugehen und abzuschreiben, welches ich darnach auf der Reise durch Nachfragen controliren und completiren konnte. Und ich kann sagen, alles Nachfragen und sogar die geringen Completirungen bestätigten überall das aus den officiellen Angaben hervorgehende Ergebniss, dass eine kurganenlose Grenzscheide der obenbesprochenen Richtung der finnischen und igrischen Ortsnamengrenze wirklich folgt.

Man sieht also hieraus, dass auf drei ganz verschiedenen Wegen sehr übereinstimmend bestätigt worden ist, dass die eigentlichen Finnen in der That durchaus nicht bis auf das Feld der dolichocephalen alten Ugrier im mittleren Russland verbreitet gewesen sind und dass also auch die craniologischen Ergebnisse über die vorrussischen Kurganenschädel aus dem Moskau'schen, Wladimirschischen, Jaroslawschen, Twerschen und Nowgorodschen Gouvernement gänzlich von der Beschuldigung freigesprochen werden müssen, als hätte man in und hinter denselben nur falsches Spiel getrieben und die wissenschaftliche Würde der Craniologie nur erniedrigt und geschädigt.

Wir haben in den alten Ugriern ebenso „entschieden“, wie in ihren heutigen reinsten Nachkommen, den Ostjaken und Wogulen, ein Urvolk mit dolichocephalem afrikanischem Schädeltypus gehabt, wie ich darüber genauer in meiner schwedischen Brochure: *Ett urfolk med långskallig afrikansk hufvudskålstyp i norden, bestämdt till språk och nationalitet* geschrieben habe. Wie es in dieser Brochure gezeigt worden ist, muss in der That das ganze finnisch-ungarische Urvolk hier im Norden ursprünglich dolichocephal gewesen sein, weil die Ugrier früher hier im Norden den centralsten und zugleich den vielfach zahlreichsten Theil der ganzen finnisch-ungarischen Völkergruppe ausmachten. Es wäre also sehr verdienstvoll, der Verbreitung und den Wegen des dolichocephalen Urvolkes unseres Erdtheils eine nähere und mehr systematische Aufmerksamkeit zu schenken, als es bis jetzt geschehen ist. Ist doch sogar der horizontale Index des ungemein dolichocephalen Schädels aus dem Hügelgrabe am Collisberg unweit Gera (siehe Sitzung vom 20. November 1875), als wenn er von keinem wissenschaftlichen Werth wäre, gar nicht angeführt worden! Dieser Index zeigte die äusserste Dolichocephalie, welche man bis jetzt angetroffen hat, nämlich 66·55 oder genauer 66·480, wie aus der Berechnung „des längsten Durchmessers“ und „des grössten Querdurchschnittes“ hervorgeht. Für die Meinung, dass die finnisch-ungarische Völkerfamilie im Allgemeinen und die Finnen besonders aus dem Altai hervorgegangen wären, hat man keinen einzigen wissenschaftlich feststehenden Beweis anführen können. Es ist also sehr wahrscheinlich, dass die gemeinschaftlichen Urväter der finnisch-ungarischen Völker ungefähr vor zwölf oder lieber fünfzehn bis zwanzigtausend Jahren von Süden her und wohl über den Bosphorus und die Dardanellen durch Europa nach dem finnisch-ungarischen Norden zogen. Diesen Weg hat nun ausschliesslich die Archäologie und vorzüglich die craniologische Bestimmung der urältesten Schädel wieder aufzuspüren. Dass die Vorfäter der finnisch-ungarischen Völkerfamilie wirklich von einer Stelle und sogar aus einem Blute mit den urgemeinschaftlichen Vorfätern der indo-europäischen Familie hervorgegangen sind, geht daraus hervor, dass die Grundformen nicht nur der finnisch-ungarischen und der ältesten indo-europäischen Zahlwörter (vergl. den oben-erwähnten Sitzungsbericht), sondern auch der Fürwörter, der Pronominalsuffixa

und der ältesten Casusendungen beider Sprachfamilien durchgehends unmittelbar mit einander zusammenfallen. Die gemeinschaftlichen finnisch-ungarisch-indo-europäischen Grundformen aller dieser Wörter und Endungen fallen aber völlig mit den entsprechenden semitisch-baskisch-afrikanischen oder näher bestimmt mit afrikanischen Wörtern oder Formen zusammen, und dieses alles zeigt zur Genüge, wie die Dolichocephalie der Ugrier einer der interessantesten factischen Beweise ist für den afrikanischen Ursprung der finnisch-ungarischen und in Verbindung mit denselben auch der indo-europäischen Völkerfamilie. Denn die afrikanischen Negervölker machen, wie man weiss, die am entschiedensten dolichocephale Menschenrasse aus.

Auch die von Ihnen (von Hrn. Dr. Virchow) hervorgehobene Thatsache, dass die Finnen und die Lappen nicht die Abzeichen der mongolischen Rasse besitzen, ungeachtet diese Meinung in unzähligen Lehrbüchern bis jetzt für ein Axiom, welches keiner Beweise bedürfte, gegolten hat, gewinnt erst dadurch ihre volle wissenschaftliche Bedeutung, wenn man zu wissen bekommt, dass die tatarisch-altaische oder tatarisch-mongolische Sprachfamilie, wie die nach der lautgesetzlichen, einzig wissenschaftlich philologischen Methode gebildeten Grundformen der Zahlwörter und alles übrige comparativ-grammatische Material an den Tag legen, in gar keiner unmittelbaren Verwandtschaft mit der finnisch-ungarischen Familie steht. Diese Verwandtschaft existirt nur durch die Vermittelung der semitisch-afrikanischen Sprachfamilie und schliesst sich auch auf diesen Wege keineswegs an die finnisch-ungarische Sprachfamilie besonders, sondern an die ehemals noch vereinigte finnisch-ungarisch-indo-europäische Familie im Allgemeinen.

Kurz gesagt: gleichwie die methodisch-wissenschaftlichen, comparativ-philologischen Forschungen des Hrn. Dr. Thomsen meine Ortsnamenforschungen bestätigt haben, so haben auch Ihre eigenen craniologischen Bestimmungen, gleichwie diejenigen der Hrn. Professoren Ivanofski, Landzert, Bogdanoff, des Hrn. Akademikers v. Baer, Dr. Malief u. a. in Russland, die Resultate der methodischen, comparativ-philologischen und der Ortsnamenforschung bestätigt und unterstützt, und vice versa von diesen Forschungszweigen selbst Bestätigung und Unterstützung gewonnen. Und auch die politischen Verstösse sind hierdurch gänzlich beseitigt worden, weil es durchaus nicht die Finnen gewesen sind, welche aus dem Innern Russlands von den Russen und aus dem nördlichen Theile Skandinaviens durch die Schweden und Normannen feindlich verdrängt worden sind, sondern die Vorfäter der Ungarn zogen freiwillig vom Norden nach Pannonien, „um die Erbschaft Attila's, des Vorfäters des Anführers der Ungaren, Almus, in Besitz zu nehmen“, oder nach den Worten des ungarischen Annalisten Anonymus Belae „de justitia Attilae regis, atavi Almi ducis.“ Dass auch die Hülferrufe der Szekler und anderer nach Attila in Pannonien zurückgebliebenen Ugrier vieles dazu beigetragen haben, ihre im Norden zurückgebliebenen Brüder zum Abzuge nach Pannonien zu bewegen, braucht deswegen nicht verläugnet zu werden. Das schliessliche Verdrängen der in Russland übrig gebliebenen Ugrier nach dem Ural und Ob-Flusse geschah auch mehr durch die späteren Einfälle der Tataren und Mongolen, als durch die Russen.

Somit habe ich mich also ziemlich umfassend über die auf völlig grundlose Meinungen gebauten Schwierigkeiten verbreitet, welche sich der gewissenhaften wissenschaftlichen Bestimmung älterer und neuerer finnisch-ungarischer Schädel in den Weg gestellt haben. In bald zu druckenden, mehr umfassenden Arbeiten kann ich diese Frage mehr eingehend behandeln, als es hier thunlich ist.

Habe ich durch diesen Brief ein für Sie, wie ich hoffe, nicht unangenehmes Unterstützungs- und Vertheidigungswort zum Besten Ihrer ausgezeichneten und, es ist eine Freude, es zu sagen —, immer streng gewissenhaften, craniologischen Be-

stimmungen über den Schädeltypus finnisch-ungarischer Völker ausgesprochen, so habe ich volle Ursache, mit dem Niederschreiben dieser Zeilen sehr zufrieden zu sein. Ich hoffe hierdurch auch für die craniologische Forschung im Allgemeinen etwas nicht ganz Unwichtiges mitgetheilt zu haben. Verbindet man hiermit das, was ich schon in meiner kleinen Brochure: Die finnisch-ungarischen Sprachen und die Urheimath des Menschengeschlechtes (eine z. B. in der Buchhandlung Calvary u. Co. zu Berlin wohl noch antiquarisch vorkommende Schrift) gesagt habe, so könnte es, und zwar nach einer gar nicht langen Zeit, die Forscher dazu bringen, der unzweifelhaft wichtigsten Entdeckung auf dem ganzen Felde der Anthropologie, der factischen Urheimath unseres Geschlechtes in Hochafrika, dem ältesten geologischen Punkte des ganzen Erdballs, den Weg zu bahnen.

Es wäre wohl nicht so ganz unwichtig, daran näher zu denken.

(9) Hr. Donner theilt in einem Briefe an den Vorsitzenden, d. d. Helsingfors, 1. Mai, mit, dass in diesem Sommer der Cand. med. R. Tigerstadt in Tavastland (Hämeenmaa) Messungen an Lebenden unternommen wird.

(10) Hr. Virchow zeigt

ein Schädelstück vom Delphin aus der Gegend von Benediktbeuern in Oberbayern.

Bei dem Festmahle in Fürstenfeldbruck, welches im vorigen Jahre nach dem Schlusse der Generalversammlung in München die Theilnehmer an der Excursion nach dem Ammer-See vereinigte, übergab mir ein früherer Zuhörer, der königliche Bezirksarzt Dr. Vogl daselbst einen grossen, flachen Knochen, den er vor Kurzem gefunden hatte, zur Bestimmung. Die Anwesenden waren sämmtlich im Zweifel darüber und ich nahm daher das sonderbare Stück, über dessen Zugehörigkeit zu einem Schädel kein Zweifel sein konnte, mit mir. Hr. Reichert hat sich der Mühe unterzogen, dasselbe zu bestimmen. Sein mir übergebenes Gutachten lautet folgendermaassen:

„Nach meinem Dafürhalten gehört das Knochenfragment zur Hirnschädeldecke eines älteren Delphius (*D. phocaena?*), bei welchem die Nähte zwischen Stirnbein und Scheitelbein, desgleichen zwischen letzterem und der Schuppe des Hinterhauptbeines, endlich auch die *Sutura sagittalis* verwachsen sind. Die Grösse des Fragments, die Abwesenheit der *Sinus frontales*, die Modellirung der concaven Fläche schliessen andere Ordnungen der Säugethiere aus. Das Knochenfragment ist an der convexen Aussenfläche und auch an den Rändern stark abgeschliffen. Durch den Schliff ist auch der transversale Kamm zwischen Stirn- und Scheitelbein verloren gegangen, der die Aussenfläche der Schädeldecke der Delphine charakterisirt. Die Läsion am vorderen Abschnitte muss durch ein scharfes Instrument erzeugt sein, welches bis zur inneren Knochenlamelle vorgedrungen ist.

„Zur genaueren Bestimmung der Formverhältnisse des Knochenfragmentes dient die mehr normal erhaltene concave (innere) Fläche. Man sieht hier zunächst längs dem convexen Rande eine Furche ziehen, welche an dem einen Ende recht tief ausgeprägt ist, nach dem anderen Ende hin sich abflacht. Dies ist der *Sulcus longitudinalis*; der stärker ausgeprägte Abschnitt liegt nach hinten, dicht über dem Tentorium und der *Protuberantia occipitalis interna*. Dadurch wird entschieden, dass man es mit der rechten Hälfte der Schädeldecke zu thun hat. Etwa in der Mitte des Fragments zieht ferner vom mehr geraden, unteren Rande eine allmählich an Höhe abnehmende *Crista* aufwärts. Sie enthält einen Canal, der über die *Crista* hinaus nach dem Scheitel hin in dendritische Furchen ausläuft. Die *Crista* schneidet in die

Fossa Sylvii, der Canal führt die Arteria meningea media. Hiernach hat man in dem Fragment: das rechte Stirnbein bis zur Basis cranii, das rechte Scheitelbein, hinten mit einem Anhängsel des linken, und ein Stück vom rechten Hinterhauptbein. An der Aussenfläche des letzteren Theiles zeigt sich eine bogenförmig verlaufende Crista, die genau zur dorsalen Begrenzung des rechten Processus condyloides passt.

„Etwa in der Mitte des unteren Randes bemerkt man eine zugespitzte Knochenlamelle, die sowohl an der Innenfläche des Fragments, als an der Aussenfläche durch aufwärts convexe Leisten abgegrenzt wird. Die äussere Leiste ist stärker und läuft hinterwärts in einen (künstlich) abgestumpften Fortsatz aus. An der grösseren Aussenfläche der Lamelle sieht man eine Oeffnung des Canals, in welchem die Arteria meningea media verläuft. Ich halte diese Lamelle für ein Stück des Scheitelbeins, welches im hinteren Abschnitt der Sutura squamosa in die Schuppe des Schläfenbeines eingeklebt gewesen ist. Solche Zapfen-Nähte sind in dieser Gegend der Schädelkapsel eine gewöhnliche Erscheinung. Wahrscheinlich hat sich die Schuppe des Schläfenbeines ganz spät erst gelöst, so dass die Lamelle noch wenig von den mechanischen Einflüssen gelitten hat.“ Soweit Hr. Reichert.

Ich habe mich nun von Neuem durch Vermittelung des königlichen Gerichtsschreibers Hrn. Hartmann an die bei dem Funde beteiligten Personen gewendet, und durch die Freundlichkeit dieses Vermittlers nicht nur genauere Notizen, sondern auch eine geognostische Skizze der Fundstelle nach dem geologischen Kartenwerk des Hrn. Gümbel für Bayern, Blatt Benediktbeuern, erhalten. Darnach hat Hr. Vogl das Stück im Gerölle des Lahn- oder Lainbaches gefunden, da, wo er oberhalb Ried aus den Vorbergen der Benediktenwand, speciell zwischen dem Pfisterberg und dem Windgeselkopf, in die Thalebene austritt. Bevor er die Flyschschichten der Vorberge durchbricht, hat er schon schmale Züge von Keuper, Kreide und oberem Lias passirt. Hr. Vogl selbst bemerkt über die Fundstelle:

„Das gefundene Schädelstück liegt in dem Schwemrayon des Lainbaches, der jedoch kaum das fragliche Stück an den Fundort gebracht haben dürfte. Dafür müssen in der Richtung Süd zu Nord, vom Walchensee ab über den Kochelsee, die Osterseen und den Starnbergersee, einst grosse Wassermassen ihren Abfluss gehabt haben. Möglich, dass in diesen der einstige Besitzer des fraglichen Knochenstückes sich aufgehalten, und dieses letztere durch eine der jüngsten Zeit angehörende Fluth des — Rinnsal oft und launenhaft wechselnden — Lain- oder Lahnbaches aufgewühlt worden.“

Hr. Hartmann theilt noch mit, dass nach Aussage des Hrn. Dr. Winkler in München Delphinknochen in Bayern bisher nicht gefunden sind, dass er sie dagegen in Island in allerjüngsten Ablagerungen, von Meeresbedeckung herrührend, neben den Resten anderer lebender Seethiere getroffen habe.

Der Fund des Hrn. Dr. Vogl ist daher ein recht bemerkenswerther, obwohl der Umstand, dass das Stück im Gerölle und nicht im anstehenden Boden gefunden ist, dem Bedenken Raum giebt, ob nicht ein verlornes oder wenigstens importirtes Knochenstück zufällig dahin gerathen sei. Immerhin verdient der Fall, dass er im Auge behalten werde.

(10) Hr. Franz Schulz in Berlin hat dem Vorsitzenden einen Bericht übergeben über einen
vorhistorischen Wohnort im Regathal, Feldmark Nemmin, Kreis
Schivelbein.

„Eine achtel Meile südlich von der früher untersuchten alten Ansiedelung am langen Beustriner See (Sitzung vom 14. Juni 1873, S. 120) fand ich im Regathale während der Osterferien auf einer weiteren Exkursion eine vorhistorische Wohnstätte, wesentlich verschieden von der vorigen.

„Die Ziegelei-Arbeiter hatten bei dem Abräumen des Kieses über dem Lehm-lager unter einem flachen Steine eine Anzahl von Speeren, 11 von Eisen, 6 von sehr kupferhaltiger Bronze, aufgefunden. Die letzteren waren durch ein auf seiner ganzen Oberfläche sorgfältig dekorirtes Bronzeband zusammengehalten. Leider ist dasselbe durch einen golddürstenden Tagelöhner, weil es sehr schwer aufzulösen war, zerbrochen worden. Der Acker des Zieglers, sowie der nachbarliche Acker, zeigt mehrere schwarze Stellen, welche sich nach ihrer Qualität deutlich von dem übrigen Acker abheben. Dasselbst nachgrabend fand ich zahlreiche Urnenscherben, welche fast ganz mit denen von Benstrin übereinstimmen. Der angrenzende Weideplan ist zum Theil noch nicht in Cultur und zeigt Steinkränze von verschiedener Grösse. In den untersuchten fand ich nur Kieferkoble. Etwa in der Entfernung von 1000 Schritten macht sich in den Regawiesen ein Hügel bemerklich. Die Untersuchung erwies denselben als einen schön erhaltenen Burgwall, der kürzlich behufs Einfahrt durchbrochen worden ist. Der Kern des Walles ist aus Findlingen hergestellt und mit Lehmkies überschüttet. Die Rega hat im Lauf der Zeit ihr Bett verändert und den Abschnitt an der Nordseite unterspült, was durch die im Bette angehäuften Steine deutlich genug angezeigt zu sein scheint. Es findet sich eine solche Anhäufung von Steinen immer nur da, wo die Rega ein Kieslager durchbricht, was hier nicht der Fall. Die Höhe des Walles ist 3·5 M. über dem Regaspiegel und der von ihm umschlossene Raum zeigt durchgängig 0·3 M. gute schwarze Dammerde, welche von Lehmkies getragen wird, die auf jeden Fall eine Aufschüttung vermuthen lässt. Die Oberfläche ist mit Urnenresten übersät. Hier fand ich eins der sichelförmigen eisernen Messer. In der Richtung der Regaströmung ist in der Entfernung von etwa 10 M. ein niedrigerer Burgwall vor dem Hauptwall gelagert, welcher augenscheinlich der um den Hauptwall geleiteten Rega als Uferdamm gedient haben muss. Zur Zeit ist der nothwendig hinzuzudenkende Graben, welcher durch die Ableitung gebildet wurde, gänzlich verortet und nur wenig weicher, als der übrige Moorboden. Es unterliegt keinem Zweifel, dass die ganze Anlage von Grund auf inmitten eines wasserreichen und sumpfigen Bruches durch Menschenhände hergestellt wurde.“

Hr Virchow: Die früheren Mittheilungen des Hrn. Schulz (1873) veranlassten mich, bei Gelegenheit einer Reise durch Hinterpommern die damals von ihm beschriebene Stelle in der Nähe von Balsdrey zu untersuchen. Am 1. April 1874 fuhr ich mit Hrn. J. Block von Schivelbein nach dem Vorwerk Niederhof, wo wir in dem Besitzer Hrn. Dallmann einen sehr intelligenten und liebenswürdigen Landmann kennen lernten. Das Vorwerk hat eine anmuthige Lage in frischer Höhe mit weiter Aussicht über Flur und Wald. Die Gegend ist hügelig und von sanften Thaleinschnitten durchzogen, welche sich ostwärts zu dem tiefgelegenen Beustriner See hinziehen. Dieser ist ein vielfach gewundenes und geschlängelt, nicht sehr breites, aber langgestrecktes Gewässer, mehr einem breiten Flusslauf ähnlich, das sich zwischen hohen und steil abfallenden, zum Theil bewaldeten, zum Theil beackerten Rändern hinzieht. Am Horizont sieht man in grösserer Entfernung den blauen Höhenzug bei Kreizig. Das Vorwerk selbst liegt etwa 10 Minuten westlich vom See.

Schon in dem Vorgarten des Wohnhauses fanden wir eine reiche Aufstellung

von Fundgegenständen. Allerlei Reibsteine und trogförmige Hohlmühlen, jedoch auch flache Mahlsteine mit einem Loche in der Mitte und grosse Schleifsteine aus Geschieben waren darin vertheilt. Die Mehrzahl davon war zwischen dem Hause und dem sogleich zu erwähnenden alten Culturfelde gefunden. Auch im Hause verwahrte Hr. Dallmann einzelne Fundstücke, namentlich alte Thongeräthe.

Schon in nächster Nähe des Hauses, unmittelbar an dem von Beustrin herauf-führenden Wege, bemerkte ich eine schwarze Stelle und bei genauerer Besichtigung fand sich, dass die Erde hier mit groben Kohlenstücken und Scherben von Thon-gefässen durchsetzt war. Obwohl ziemlich begrenzt, schien es doch kein Grab ge-wesen zu sein.

Etwas weiter abwärts dagegen, gleichfalls an der rechten Seite des von Beustrin heraufführenden Weges, in einem kleinen Walde von Kiefern und Laubholz, der zum Theil frisch gerodet und umgebrochen und aus dessen Boden zahlreiche, sehr grosse Geschiebeblöcke zu Tage gekommen waren, war ein mässig ausgedehntes Gräber-feld aufgedeckt. So viel sich ersehen liess, schienen die Gräber ohne alle Stein-setzungen errichtet gewesen zu sein. Zahlreiche Urnen mit gebrannten Knochen, jedoch alle stark verletzt, waren entblösst worden. Sie hatten durchweg eine ge-glättete Oberfläche und eine mehr gelbe Farbe. Besondere Beigaben waren nicht bemerkt worden, und auch meine Nachforschungen hatten in dieser Beziehung kein Resultat.

Die kleine Anhöhe, auf welcher das Gräberfeld liegt, ist durch einen tiefen Einschnitt getrennt von einem grösseren Hügel dicht am See, der die eigentliche Culturfläche trägt. Ihre Lage ist eine von Natur sehr geschützte. Nach Norden, nach Westen und zum Theil nach Süden ist sie durch tiefe Schluchten und Moor-gründe abgeschlossen, nach Osten liegt der See. Nur nach Süden steht der Hügel durch einen schmalen, niedrigen Rücken mit den benachbarten Höhen in Verbindung. Er ist etwa 60—80 Fuss über der Seefläche erhaben und 6—8 Morgen gross. Von einer Verschanzung ist nichts zu sehen und der Gedanke, dass hier ein wirklicher Burgwall gewesen sei, muss bestimmt zurückgewiesen werden. Seine Oberfläche besteht ganz und gar aus schwarzer, kohliger Erde. Topfscherben sind überall ver-breitet, viele mit den mehrfach besprochenen Burgwallornamenten verziert, nicht wenige roth gebrannt, jedoch die Mehrzahl grau, auf dem Bruche schwarz, sehr grob und rauh, mit Kies gemengt. Einzelne Spindelsteine und Mühlsteine, sowie zahl-reiche Thierknochen wurden gleichfalls gefunden. Am Seeufer selbst, um eine rings geschützte, hochgelegene Bucht zeigten sich Brandstellen mit grösseren Kohlen-stücken.

Es war also klar, dass wir es hier mit einer alten Dorfstätte zu thun haben, welche der Zeit der Burgwälle angehörte, ohne doch selbst einen Burgwall im engeren Sinne des Wortes darzustellen. Ob das Gräberfeld mit seinen ganz ab-weichenden Urnen derselben Periode angehört, erscheint mindestens sehr zweifelhaft. In dieser Beziehung wird vielleicht noch weitere Aufklärung zu erwarten sein, da nach einer Mittheilung des Herrn Gutsbesitzer Braun in Beustrin auch links vom Wege Urnen ausgegraben worden sind. —

Die neue Fundstätte, über welche Hr. Schulz jetzt berichtet, ist nicht weit von da, jedoch durch den Rega-Fluss davon getrennt. Ich erfuhr zuerst von dem Funde der Lanzenspitzen durch eine briefliche Mittheilung Seitens des Hrn. Dallmann und ersuchte in Folge davon Hrn. Schulz, die Verhältnisse an Ort und Stelle zu prüfen. Die Ergebnisse sind von ungewöhnlichem Interesse, da ausser einem neuen Wall, einem Gräberfelde und einem Wohnplatze ein aus zahlreichen Metallgegenständen bestehender Fund bestimmt worden ist. Letzterer

hat offenbar mit einem Grabe nichts zu thun. Die Lage der Gegenstände unter einem Stein, die Zusammenfassung der Bronzelanzenspitzen durch ein verziertes Bronzeband, die grosse Zahl und der Werth der Fundstücke beweisen, dass irgend Jemand diese Sachen unter dem Steine verborgen hat, sicherlich mit der Absicht, sie später wieder zu heben.

Betrachtet man die Sachen genauer, so ergeben sich nach der Beschaffenheit des Metalls folgende Kategorien:

1. Aus Bronze:

a) Das Bronzeband. Es ist von demselben nur ein Bruchstück gerettet worden, welches keinen Schluss auf die ursprüngliche Grösse gestattet. Glücklicherweise ist wenigstens das eine Ende erhalten. Das Stück ist beinahe 14 Cm. lang, gegen die Mitte hin 18 Mm. breit, ganz dünn und platt, am Ende in eine 4·5 Cm. lange Spitze ausgezogen, Letztere ist ohne Verzierung. Die übrige Fläche ist an der äusseren Seite mit 6 ziemlich regelmässigen, vertieften Längslinien, die in gleichen Entfernungen von einander parallel verlaufen, überzogen; das mittelste Feld zwischen denselben zeigt ausserdem in etwas unordentlicher Folge eine Reihe kleiner, quer-gestellter, halbmondförmiger Eindrücke, welche an den Enden etwas verbreitert sind. Die innere Fläche ist glatt. Das Ganze hat eine schmutzig grüne Patina.

b) Die bronzenen Lanzen spitzen: Es sind 6, im Allgemeinen gleich gearbeitete Stücke, jedoch von so verschiedener Grösse, dass keines dem andern gleich ist. Wenn man sie neben einander ordnet, so hat man ein ganzes Sortiment, wie es etwa im Handel ausgestellt wird. Die grösste Spitze ist 17·2 Cm. lang, die kleinste misst nur 12 Cm. Alle haben einen hohlen Stiel, die grösste ein Stielloch von Daumenweite, die kleinste fasst noch die Spitze des Ringfingers. Nebenlöcher

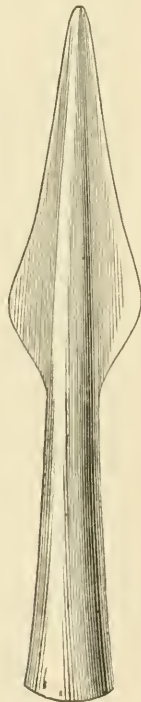


Fig. a.

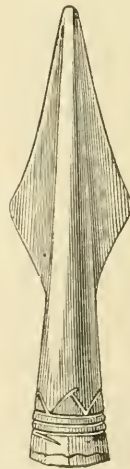


Fig. b.

zur Befestigung sind nicht vorhanden. Um das Stielloch ist der Rand etwas verdickt. Der Stiel selbst ist drehrund, zeigt jedoch an einigen Stücken auf der vorderen und hinteren Fläche eine schwache, leisteuförmige Erhebung. Unter langsamer Verjüngung geht der Stiel in das Blatt über, welches bei allen eine unregelmässig rhomboide Form hat. Von dem Stiel her setzt sich eine erhabene, sehr starke Mittel- leiste bis nahe an die Spitze fort. Bei den grösseren ist die Leiste platt, bei den kleineren gerundet. An sie setzt sich jederseits flügel förmig das etwas schmale Blatt, welches seine grösste Breite sehr bald erreicht und dann unter schneller Verschmä- leration zur Spitze geht. Bei den grösseren ist der Rand an der Stelle der grössten Breite mehr gerundet, bei den kleineren winklig, ja an der kleinsten (Fig. b) fast spitz ausspringend.

Die grösste Lanzenspitze (a) hat einen Stiel von 8 Cm. Länge, ein Stielloch von 22 Mm. Durchmesser, ein Blatt von 92 Mm. Länge und 34 Mm. grösster Breite; die Mittelleiste ist am Anfange 12 Mm. breit. Die kleinste (b) hat einen Stiel von 42 Mm. Länge, ein Stielloch von 18 Mm. Durchmesser, ein Blatt von 78 Mm. Länge und 33 Mm. Breite; die Mittelrippe hat am Anfange gleichfalls eine Breite von 12 Mm. Alle sind von dunkelgrüner Farbe, hie und da mit hellgraugrünen Flecken. Die Spitzen sind etwas stumpf, die eine abgebrochen. Auch sonst finden sich an den Stielen einige Verletzungen, welche alle alt zu sein scheinen.

Die kleinste Spitze (b) ist überdies am unteren Ende des Stiels roh ver- ziert. Drei vertiefte Parallellringe, die so schlecht ausgeführt sind, dass das Instrument an einer Stelle weit ausgeglitten ist, werden beiderseits von Zickzacklinien begrenzt. Die obere bildet spitzwinklige, hohe und breite Dreiecke; die untere, welche stellen- weise wegen ihrer oberflächlichen Lage kaum sichtbar ist, hat einen einfach winkligen Verlauf.

Aehnliche Formen bei v. Sacken, Leitfaden zur Kunde des heidnischen Alter- thums. Wien 1865. S. 90. Worsaae, Nordiske Oldsager. Kjöbenh. 1859. S. 38. Fig. 187. 189.

2. Aus Eisen. Abgesehen davon, dass eine nicht geringe Zahl der eisernen Dinge verletzt, namentlich offenbar schon vor dem Verbergen zerbrochen war, haben sie in hohem Maasse durch Rost gelitten. An vielen ist nicht nur der Rost im Zusammenhange über die ganze Oberfläche vorhanden und die letztere viel- fach mit rundlichen Erhöhungen versehen, die manchmal wie Nagelköpfe, andermal wie Blasen aussehen, indess bloss Rostbeulen sind, sondern es haben sich auch, zum Theil erst nach dem Sammeln und während des Aufbewahrens tiefe Sprünge, ja wahre Absplitterungen gebildet. Letztere gehen zuweilen ganz tief in das Innere, und es gewinnt dadurch den Anschein, als bestehe das Eisen aus mehreren über einander gelegten Scheiben. An den sofort zu besprechenden Haken scheint wirklich eine blechartige Belegung der Eisenplatten stattgefunden zu haben.

a) Eiserne Gürtelhaken (oder Gürtelplatten). Es sind davon 3 oder 4, mehrmals zerbrochene Stücke vorhanden. Auch das von Hrn. Schulz unter der Bezeichnung eines sichelförmigen Messers erwähnte und von dem Wall am Rega- Ufer herstammende Stück gehört dazu. Es sind ziemlich dicke Platten von schwach sichelförmiger Gestalt, bis zu 35 Mm. breit und bis zu 130 Mm. (früher wahrschein- lich bis zu 150 Mm.) lang. Am Ende verjüngen sie sich schnell und gehen in einen umgebogenen Haken über, der offenbar bestimmt war, in eine Oeffnung ein- zugreifen. Der convexe Rand ist ein wenig verdickt, der concave glatt und fast scharf, wodurch eben der Eindruck des Sichelmessers entsteht. Die Oberfläche er- scheint, namentlich bei zwei der Stücke, so glatt und durch ein so zusammen- hängendes, relativ lose auf die Unterlage angefügtes Blech gebildet, dass gerade hier

die Vorstellung entsteht, als habe eine absichtliche Belegung der grösseren Platte mit feinerem Blech stattgehabt. Auch zeigt an einem Stücke die Mitte einer Fläche eine grüne Farbe, jedoch rührt dieselbe wahrscheinlich von der Verbreitung von Kupferrost aus der Nachbarschicht her. Irgend eine Art von Verzierung vermochte ich nicht wahrzunehmen.

b) Die eisernen Lanzenspitzen stellen gleichfalls, wie die bronzenen, ein Sortiment unter sich verschiedener, von einer recht grossen Form bis zu einer recht kleinen wechselnder Stücke dar. Leider ist kein einziges Stück ganz intakt, namentlich sind bis auf ein einziges alle anderen am Stiel verletzt, so dass genaue Grössenbestimmungen nicht gegeben werden können. Indess sind doch selbst die Lanzenblätter verschieden genug. Das grösste (c) hat eine Länge von 16·5 Cm. und eine

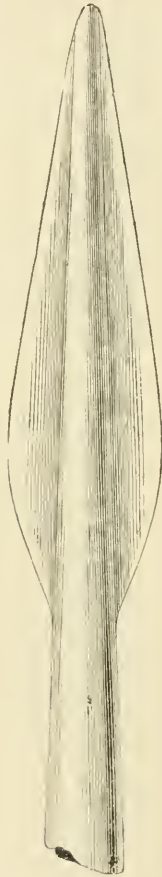


Fig. c.



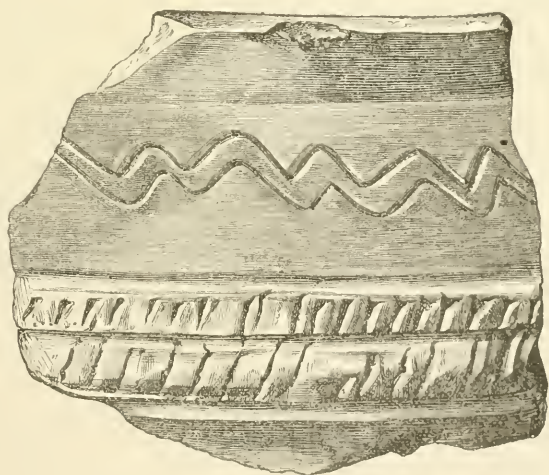
Fig. d.

grösste Breite von 4·5 Cm.; das kleinste ist nur 9·8 Cm. lang und an der breitesten Stelle 2·8 Cm. breit. Bei dem einzigen (Fig. d), dessen Stiel erträglich erhalten ist, hat derselbe eine Länge von 12·8 Cm.; das Stielloch hat 2·8 Cm. im Durchmesser; das Blatt ist verhältnissmässig klein, 3·4 Cm. in der grössten Breite und wahrscheinlich früher 8·5 Cm. lang gewesen. Die Form ist der der bronzenen Lanzenspitzen sehr ähnlich (vgl. Worsaae a. a. O. Taf. 82, Fig. 344—48. Taf. 119, Fig. 498).

Namentlich die Bildung der Blätter ist ganz übereinstimmend und nur durch die grössere Länge modificirt. Dagegen sind die Stiele länger und an dem einzigen vollständigeren Stücke zieht sich, 15 Mm. von dem Stielloche entfernt, ein breiter, erhabener Ring um den Stiel.

Das Bemerkenswerthe für diesen Fund ist die Concordanz der bronzenen und eisernen Formen bei der offenbaren Synchronie derselben. Während z. B. bei Hrn. Worsaae die beiden Formen getrennt, die eine als der Bronzezeit, die andere als der älteren und der mittleren Eisenzeit angehörig erscheinen, so finden wir sie hier beide in demselben Funde vereinigt. Es ist dies eine neue Thatsache, welche sich der nicht geringen Zahl ähnlicher hinzugesellt, die wir allmählich aus Deutschland sammeln.

Ich vermag natürlich nicht zu entscheiden, ob dieser Metallfund mit den anderen Funden in seiner nächsten Nähe chronologisch zusammengehört. Die Versuchung zu einer solchen Aunahme liegt allerdings nahe genug, zumal da das eine sichelförmige Stück für sich auf dem Walle gefunden ist. Indess will ich darüber kein bestimmtes Urtheil abgeben. Denn die übrigen Funde sprechen auch hier für eine späte und zwar slavische Anlage, nicht bloss die Erdwerke, sondern namentlich die Thonscherben. Hr. Schulz hat eine grosse Zahl derselben mitgebracht, aber alle stimmen darin überein, dass sie in deutlichster und zum Theil zierlichster Weise die Burgwallform zeigen. Ein gut erhaltenes Bodenstück ist schwach vertieft, in der Mitte mit einem runden Eindruck versehen, nicht sehr gross, 8 Cm. im Durchmesser, mit etwas vorspringendem Rande. Die Gefässe waren bauchig, mit kurzem, schnell eingebogenem Halse und mässig umgelegtem Rande, Bauch und Hals reich verziert mit eingeritzten Strichzeichnungen, unter denen das mehrlinige Wellenornament



vorherrschet. Daneben kommen einfache Parallellinien und mehrzinkige lineare Schrägfiguren vor; ausserdem giebt es Ringe, gebildet durch kürzere oder längere Nageindrücke oder durch Eindrücke mit feinen Stäbchen von eckiger oder platt-rundlicher Gestalt. Henkel fehlen gänzlich. Mit Ausnahme weniger roth gebrannter Stücke ist Alles grau oder schwärzlich, die Oberfläche nirgends geglättet das Material grob. Das sind gewiss sehr charakteristische Merkmale, und eine Differenz in

Bezug auf die chronologische Deutung der Wallanlage und der Wohnstätte kann wohl nicht eintreten.

Auf alle Fälle bin ich sowohl Hrn. Schulz, als Hrn. Rögner sehr dankbar für ihre überaus freundliche Hülfe und letzterem für die uneigennützigte Hergabe der Fundstücke.

In linguistischer Beziehung bemerke ich, dass der Name Balsdrey an die von Hrn. S. Nilsson gelieferte Zusammenstellung von Bal's- oder Baal's-Namen aus Skandinavien erinnert, welche er als Beweise phönizischer Beziehungen betrachtet. Die Endsylbe ist dieselbe, welche sich in Misdroy und sonst vorfindet, und die ein Keltomane auf Druiden beziehen könnte. Ich vermag eine Erklärung nicht zu liefern, möchte aber vorläufig doch glauben, dass es im Slavischen näher liegende Anknüpfungen geben werde.

(12) Hr. Virchow berichtet über einen neuen

Brandwall bei Blumberg in der Oberlausitz.

Als ich in den letzten Pfingstferien mit meinen Kindern auf einer Fahrt nach dem Oybin bei Zittau die neue Eisenbahn, welche von Görlitz aus im Neissethal nach Zittau führt, benutzte und die mir noch unbekanntem Umgebungen musterte, blieben meine Augen gleich oberhalb des Städtchens Ostritz an einer wallartigen Erhebung haften, welche auf dem etwas erhöhten rechten Uferrande hart über der Bahn hervortrat und ganz den Eindruck machte, als sei sie Bestandtheil eines Ringwalles. Ich machte daher auf dem Rückwege in Ostritz Halt und ging von da mit einem Umwege über das malerisch gelegene Nonnenkloster Marienthal, welches einstmals die Tochter des erschlagenen Hohenstaufen Philipp, die Böhmenkönigin Kunigunde, zur Erinnerung an ihren Vater errichtet hat, nach dem rechten Ufer hinüber. An der betreffenden Stelle fanden wir zunächst eine von Osten her gegen das Thal vorspringende, durch die Anlage der Eisenbahn entblösste und zum Theil abgesprengte Felsecke, wo der Granit bis nahe an die Ackerkrume heraufreicht und eine mässige Kuppe von etwa 10 M. Höhe bildet, neben welcher nach Norden ein tief eingeschnittenes Thälchen mit einem Loche und moorigen Wiesengrund eine bequeme Vertheidigungslinie darstellt. Südlich davon greift vom Neissethal her eine kleine Bucht in das Land hinein, so dass sich das Ganze als ein niedriges Vorgebirge darstellt, welches von dem durchweg beackerten Plateau aus gegen die Neisse-Niederung vorspringt. Ganz in der Nähe auf der Höhe liegt das Dorf Blumberg.

Offenbar ist durch die Beackerung ein grosser Theil der Bodenfläche wesentlich verändert worden; wir fanden noch frischen Abbruch, der in den auf der Höhe gelegenen Wallrest hineingriff. Indess konnte man an den Resten doch noch deutlich erkennen, dass hier ein Burgwall gelegen hatte, der das Vorgebirge gegen das Plateau hin abschloss. Auf der südlichen Seite war keine Spur davon mehr zu sehen; nordwärts dagegen, im nächsten Anschluss an den steilen Abfall zu dem erwähnten Thälchen hin fanden sich zwei gut erhaltene Stellen, welche bis zu 2 M. hoch und zum Theil mit Strauchwerk bestanden waren.

Der frische Abbruch erleichterte die Untersuchung sehr. Es zeigte sich sofort, dass wir es mit einem Brandwall zu thun hatten. Eine grosse Menge geschlagener Geschiebe war auf einander gehäuft; ihre mürbe, stellenweise geschwärzte oder geröthete Beschaffenheit zeigt deutlich, dass Feuer auf sie eingewirkt habe.

Daneben fanden sich aber auch kopfgrosse und noch grössere Ballen ganz verschlackter und verglaster Brocken, in denen man noch grosse Glimmerstücke und weisse Quarzreste erkennen konnte, die also allem Anschein nach gebrannten Granit darstellen.

Ausserdem gab es in grosser Menge gebrannte Thonklumpen von gelbrother Farbe, welche auf dem Bruch zahlreiche Abdrücke von Gras- oder Getreidehalmen, zerschnittenen Schilfstücken und anderen vegetabilischen Ueberresten zeigten, die zum Theil sogar noch erhalten waren.

Es mag sein, dass einzelne dieser Thonklumpen von früheren Wohnungen herühren. Indess die Hauptmasse war ganz in der Weise eines Steinwalles aufgeschichtet und nur äusserlich von einer mässigen Humusdecke überzogen. Innen lag Stein an Stein, und die bogenförmige Richtung des ganzen Zuges liess keinen Zweifel darüber, dass wir die letzten Ueberreste eines prähistorischen Ringwalles vor uns hatten.

Die Zeit, welcher dieser Wall angehört, liess sich ebenfalls sehr bestimmt festsetzen. Denn in kurzer Zeit hatten wir, theils aus den oberen Schichten des Walles selbst, theils aus dem benachbarten Acker eine grössere Zahl von Topfscherben gesammelt, welche die bekannten Formen und Verzierungen der Burgwallperiode auf das deutlichste an sich trugen. Alle diese Scherben waren ziemlich dick, kaum gebrannt, von hellgrauer Farbe, rauher Oberfläche, höckrigem Bruch, auf der Bruchfläche schwarz, mit zahlreichen Glimmer- und Quarzstückchen durchsetzt. Wir fanden Bodenstücke mit flach vertiefter Aussenfläche, Randstücke mit sehr stark umgelegtem, nicht ganz schmalem Rand, Hals und Bauch vielfach mit breiten, vertieften Horizontallinien besetzt, die Uebergangsstelle vom Bauch zu dem sehr kurzen Halse und die stärkste Ausweitung des Bauches selbst mit weiteren Ornamenten verziert, unter denen zunächst das einfache oder vielfache, mit mehrzinkiger Gabel geritzte Wellenornament, dann aber auch allerlei eingedrückte, zierlich angeordnete Grübchen hervortreten. Keine Spur von Henkeln. Am interessantesten ist ein Stück, welches genau in der Art des von mir aus Björkö (Sitzung vom 28. Nov. 1874, S. 238) mitgebrachten Topfstückes eine Reihe grösserer, dicht an einander stehender, eingedrückter Kreise zeigt, und welches daher vielleicht mehr als manches andere die Verwandtschaft so weit auseinandergelegener Kulturstätten darlegt.

Es fügt sich daher der Wall von Blumberg an die lange Reihe slavischer Schutzwerke, welche wir von der Ostsee an bis nach Böhmen verfolgen können, und er ist von besonderem Interesse, weil er unter den bis jetzt bekannten der am weitesten südlich dem Lausitzer Gebirge genäherte ist. Dicht oberhalb dieser Stelle verengert sich das Neisse-Thal sehr schnell und das Gebirge schliesst die letzte Ausbuchtung der norddeutschen Ebene.

Nachträglich ersah ich aus der Zusammenstellung des Hrn. Schuster (Die alten Heidenschanzen Deutschlands. Dresden 1869, S. 124), dass in dieser Gegend mehrere Schanzen vorhanden sind. Eine davon nennt er den Hahn, auch Hain oder das alte Schloss bei Kloster Marienthal, und er berichtet davon, es liege auf dem rechten Neisse-Ufer, westlich durch deren steilen, felsigen Hang gedeckt, ein hufeisenförmiger Wall von 280 Schritt Umfang und bis zu 20 Fuss ansteigender Höhe, theilweise durch vorliegende Graben geschützt. Das Material bestehe aus mit Steinen gemischter Erde, wodurch es ein mauerartiges Ansehen erhalte. Vermuthlich sei hier in altgermanischer Zeit ein Opferplatz gewesen. Es muss weiterer Nachforschung vorbehalten bleiben, zu ermitteln, ob dieser Wall, den auch Hr. Haupt (Sagenbuch der Lausitz. Leipzig 1862. I. S. 22) anführt und den Königshain nennt, „weil im 10. Jahrhundert die deutschen Könige daselbst ein Schloss gegründet haben sollen“,

mit dem von Blumberg identisch ist. Jedenfalls giebt Hr. Schuster auch noch auf dem linken Ufer der Neisse in der Nähe von Ostritz einen Burgberg und eine Schanze auf dem Venusberge an. Auch diese Punkte verdienen eine erneute Untersuchung, zumal da der Namen von Ostritz auf die Göttin Ostara und der Namen des Venus- oder Vensberges mit der hieran sich knüpfenden Sage (Haupt I. S. 38. II. S. 229) auf alten Götterdienst hinweisen.

Ueber die grossen Brandwälle der Lausitz habe ich in den Sitzungen vom 14. Mai und 9. Juli 1870, 24. Juni 1871 nähere Mittheilungen gemacht. Dieselben bezogen sich jedoch sämmtlich auf solche Ringwälle, welche auf höheren, meist basaltischen oder doleritischen, isolirten Bergkuppen gelegen sind. Auch kann ich nicht sagen, dass von der Gesamtheit derselben bis jetzt der Nachweis geführt wäre, dass sie der slavischen Zeit angehören. Der kleine und ganz niedrig gelegene Brandwall von Blumberg ist jedoch unzweifelhaft slavisch und er vermittelt somit den Uebergang zu den gewöhnlichen Erdwällen der Slaven, wie sich deren in der Lausitz sehr viele finden. Durch das Auftreten der grossen Klumpen von gebranntem Thon, der vorher mit Schilf und Grashalmen durchknetet war, nähert er sich den thönernen Brandwällen der Slaven, dessen schönstes Beispiel uns der Uferwall der Insel in dem oberen Ucker-See (Sitzung vom 14. Mai 1875, S. 96) darbietet. Insofern hat es einen besonderen Werth, hier, beinahe an den Grenzen der Oberlausitz, noch einmal eine solche Anlage kennen gelernt zu haben.

(13) Der Vorsitzende zeigt im Namen des Hrn. Friedel eine Hirschhornhacke und zwei Steinscheiben. Erstere ist aus dem stumpf abgebrochenen Wurzel-Ende eines Hirschgeweihs hergestellt, etwa 18 Cm. lang, mit schräg eingearbeitetem konischem Bohrloch von 2—3 Cm. Weite. Sie wurde bei den Fundamentirungs-Arbeiten des Hauses Charlottenstrasse Nr. 11 zu Berlin in der dort lagernden unteren Torfschicht, etwa 18 Fuss unter dem Strassenpflaster ausgegraben und von dem Besitzer des Grundstücks, Bauunternehmer Kelterborn, dem Märkischen Museum überwiesen. Sie mag, an einem Holzstiel befestigt, zum Auflockern des Bodens oder auch als Handwaffe benutzt worden sein.

Hr. Virchow bemerkt dazu, dass es an sich sehr interessant sei, dass ein solches Stück in der Stadt Berlin selbst gefunden sei, dass man aber daraus allein auf kein allzu hohes Alter schliessen dürfe, da er selbst ganz ähnliche Hornhämmer in den Pfahlbauten der slavischen Zeit, z. B. im Lüptowsee, ausgegraben habe.

Die beiden Scheiben, auscheinend von feinkörnigem Sandstein, sind von verschiedener Grösse und glatt. Die grössere hat 5 Cm. Durchmesser, ist dunkel, fast schwarz und zeigt in der ebenen Ringfläche Spuren von erhabenen Zeichen, von denen dahinstehen mag, ob sie natürlich oder zufällig oder gar absichtlich zu nennen sind. Die kleinere Scheibe ist überall glatt und hat 3 Cm. im Durchmesser. Beide sind in der Steingrube von Liepe, Kreis Angermünde, 4 Fuss unter der Oberfläche gefunden und vom Lehrer Lange in Oderberg i. M. dem Märkischen Museum überwiesen. Der Einsender macht auf die Sitte aufmerksam, dass in strengjüdischen Familien den Todten eine Scherbe oder ein flacher rundlicher Stein, ähnlich den übersendeten, auf die Augenhöhlen gelegt worden sei, welche Sitte vielleicht noch fortbestehe.¹⁾

¹⁾ Eine dergleichen Scheibe befindet sich in der kleinen Alterthümer-Sammlung des Dr. med. Oppermann zu Sagard auf Rügen und ist nicht weit von Hoch-Seelow daselbst ohne bemerkenswerthe weitere Umstände gefunden worden.

Die aufgestellte Vermuthung, dass dies zwei, auf die Augen eines Todten gelegte Beschwerer seien, erscheint wenig begründet, indess wusste in der Gesellschaft Niemand eine bestimmte Erklärung.

(14) Hr. P. Ascherson hält seinen Vortrag über

die Bewohner der kleinen Oase (Beharia)

nördlich von Farafreh. (Derselbe wird in der Zeitschrift für Ethnologie veröffentlicht werden).

Hr. Virchow theilt dankend mit, dass Hr. Ascherson ihm wiederum ein Paar Abzeichnungen nackter Füße und Haarproben mitgebracht habe. Unter letzteren zeichnet sich namentlich das rothblonde Haar einer 28jährigen Syrierin mit blauer Iris aus. Das Haar auch der Kinder ist braun, wenngleich ziemlich lichtbraun. In seinem letzten Briefe aus Cairo, 12. Mai, erwähnte Hr. Ascherson noch: „Auffällig ist das verhältnissmässig häufige Vorkommen jenes Grades von Albinismus, von dem ich selbst ein so exquisites Paradigma darstelle. Aehnliche Pigmentarmuth, blondes Haar mit blauen, lichtscheuen, in einem Falle auch mit Nystagmus behafteten Augen habe ich an mehreren Erwachsenen und Kindern constatirt.“

(15) Hr. Virchow legt den lithographirten Bericht über die Reise der Herren Schweinfurth und Güssfeldt durch die arabische Wüste, vom Nil zum rothen Meere vor. (Geographische Nachrichten von Dr. G. Schweinfurth, Nr. 1). Hinsichtlich der in dem Berichte erwähnten

Feuersteinsplitter

bemerkt derselbe Folgendes:

Inmitten dieser grossen Wüste liegt unter $31^{\circ} 37' 6''$ L. und $20^{\circ} 3' 17''$ Br. der Wasserplatz des Wadi Sanur. Ueber die daselbst gefundenen Feuersteinsplitter heisst es in dem Berichte: „Im Wadi Sanur fand Dr. Schweinfurth in grosser Menge jene Art Kieselsplitter, wie sie zwar von Menschenhand häufig benutzt, doch nie verfertigt sein können. Auch die dazugehörigen Kerne, von welchen sich durch Temperaturverzerrung die prismatisch-stengeligen, planconvexen Stücke abtrennten, fanden sich daselbst in entsprechender Anzahl vor. Die erstaunliche Menge, in welcher derartige Splitter stellenweise weite Strecken in den ödesten Theilen der libyschen und arabischen Wüste bedecken, schliesst allein schon die Möglichkeit der Annahme von Artefacten aus. Auch ist nachweisbar der Versuch, durch geübte Schlagführung ähnliche Kieselsplitter, wie die beschriebenen,¹⁾ zu erzeugen, noch nie geglückt. Der angebliche Nachweis von sogenannten „Schlagmarken“, welche als Kennzeichen der Artefacte dienen sollen, entbehrt alles Grundes. Die Kerbung des Randes findet sich an den rohen, natürlichen Splitterstücken ebensogut vor, wie an den zu Pfeil- und Lanzenspitzen etc. künstlich zugehauenen unserer Museen.“ Der Skepticismus des berühmten Reisenden scheint hier doch zu weit zu gehen. Ein Nucleus ist bis jetzt noch niemals in seiner Eigenschaft als Manufact angezweifelt worden. Dagegen habe ich selbst in meinem Vortrage über die Unterscheidung der künstlichen und natürlichen Feuersteinsplitter (Sitzung vom 14. Januar 1871, S. 50) dargethan, dass die „Schlagmarke“ nichts Charakteristisches hat. Künstliche Nachahmungen solcher alten Steine werden an verschiedenen Orten

¹⁾ Wie sie die Obsidiane Südamerika's in grösster Formvollendung zu erkennen geben.

angefertigt; sehr schöne Stücke dieser Art aus Oberitalien besitzt die Gesellschaft durch Hrn. Beyrich (Sitzung vom 17. April 1875, S. 89). Ich habe in Folge der Mittheilung des Hrn. Schweinfurth nochmals die uns durch Hrn. Reil aus Helwan zugegangene Sammlung ägyptischer Feuersteine (Sitzung vom 15. März 1873, S. 63 und vom 13. Juni 1874, S. 118) gemustert, und ich muss sagen, dass ich nicht eher diese Formen für natürliche Splitterungen halten würde, als bis die Splitterung durch direkte Beobachtung dargethan ist.

(16) Der Vorstand ladet die Mitglieder zu einer am 25. Juni zu unternehmenden prähistorischen Excursion nach Roesen bei Herzberg ein.

(17) Hr. Woldt spricht über die

Runensteine von Bornholm

und übergibt von einem derselben eine Zeichnung in natürlicher Grösse, sowie Gypsabdrücke eines altchristlichen Steinreliefs. Auch zeigt er Produkte der hoch entwickelten Bornholmer Thonindustrie, namentlich schöne Nachbildungen etruskischer Muster.

Sitzung vom 15. Juli 1876.

Vorsitzender Hr. Virchow.

(1) Derselbe giebt dem Gefühle des Verlustes, welchen die Gesellschaft unlängst durch den Tod zweier Männer erlitten hat, welche zu den Mitbegründern und dauernden Mitgliedern der Gesellschaft gehörten, Prof. Ehrenberg und Prof. Peterman Ausdruck, und begrüsst in herzlichster Weise den von seiner mehrjährigen Reise in Vorder- und Hinterindien mit reichen Schätzen heimgekehrten Dr. Fedor Jagor.

(2) Neu aufgenommene Mitglieder:

Hr. Kaufmann Leo Alfieri zu Berlin,
Hr. Dr. G. Nachtigal daselbst,
Hr. Rentier Jahn auf Burg Lenzen, Westpriegnitz.

(3) Es werden weitere Mittheilungen gemacht über die in Aussicht stehenden Anthropologenkongresse zu Jena und Pesth.

(4) Hr. Bastian meldet in einem Briefe an den stellvertretenden Vorsitzenden aus Newyork seine bevorstehende Rückkehr an, und berichtet zugleich über sein Zusammentreffen daselbst mit Dr. Berendt, der nochmals nach Central-Amerika gehen wird, um seine dortigen Erforschungen weiter fortzuführen.

(5) Graf Carl Georg Sievers berichtet, im Anschlusse an seine Mittheilungen in den Sitzungen vom 17. October 1874, 17. April und 16. October 1875, von einem neu entdeckten

Pfahlbau im Arrasch-See (Livland).

Zu meiner Freude kann ich Ihnen mittheilen, dass ich gestern im Arrasch-See auf einer Insel von circa 12,080 □ M. einen regelrechten Pfahlbau constatirt und in demselben schon in 1 M. Tiefe beim Nachgraben in einem Loche von 1½ □ M. 26 Topfscherben, zum Theil mit Beimischung sehr grosser Quarzkörner (von 11—12 Mm. Länge und 6—7 Mm. Breite), Nüsse und einen Knochen gefunden habe. Die weitere Arbeit wurde vom Wasser unterbrochen, und ich muss warten, bis ich Vorrichtungen zum Auspumpen desselben bereitet habe.

(6) Hr. A. B. Meyer zu Dresden übersendet d. d. 25. Juni folgende Bemerkungen über

den im Dresdener Zoologischen Garten verstorbenen Chimpanse.

In der Sitzung vom 18. December 1875, sub Nr. 13 (S. 16 des Separatabdruckes, der mir durch die Güte des Hrn. Virchow im Juni 1876 zugeht) befinden sich einige auf mich bezügliche, irrige Angaben, welche ich durch folgende Bemerkungen richtig zu stellen wünsche:

1) Es heisst dort: „Trotz mehrfacher, von Mitgliedern der Verwaltung des Dresdener zoologischen Gartens gegebener feierlicher Zusicherungen, das Cadaver“ (des in Frage stehenden anthropoiden Affen) „solle für den ausbedungenen Preis nach Berlin, habe man dem nachträglich erfolgten Mehrgebote des Dr. A. B. Meyer zu Dresden nachgegeben, und das Thier dem dortigen naturhistorischen Museum überlassen.“

Ich besass Monate vor dem Tode des Thieres das Wort des Direktors des Gartens, dass dasselbe seinerzeit dem naturhistorischen Museum in Dresden zufallen solle, unter der Verpflichtung, dass der Garten keinen pecuniären Schaden dadurch erleide, d. h. dass das Museum denselben Preis dafür zahle, wie irgend ein anderer Käufer. Diese Abmachung war um so natürlicher, als das Museum damals Alles im zoologischen Garten krepirende acquirirte.

2) Es heisst dort weiter: „Hr. A. B. Meyer und der Verwaltungsrath des zoologischen Gartens zu Dresden haben sich jedoch verpflichtet, sechs Wochen nach eingetretinem Tode Mafuca's die sämtlichen, das Thier betreffenden Reste auf 14 Tage leihweise nach Berlin zu schicken.“

Meinerseits wurde keine derartige Verpflichtung eingegangen. Da das Material eines sachgemäss verwalteteten Museums den Fachgelehrten jederzeit zu Gebote steht, so wäre auch eine besondere, hierauf bezügliche Bedingung überhaupt überflüssig gewesen. Um Objecte zur wissenschaftlichen Untersuchung von einem hiesigen Museum zu erlangen, bedarf es lediglich eines Gesuchs an den Director desselben. Ein solches Gesuch ist mir von Berlin oder von einem von Berlin Delegirten nicht zugegangen, die betreffenden Objecte wurden daher auch nicht von mir dorthin gesandt. Es bemühten sich verschiedene Gelehrte bei mir um Photographien, Abgüsse oder einzelne Theile des fraglichen Thieres und diesen wurde Allen das Gewünschte zugesandt und auf die verschiedenlichsten Fragen Auskunft gegeben. So befinden sich u. A. augenblicklich Abgüsse von der Büste, dem Schädel, der Hand, dem Fusse in den zoologischen oder anatomischen Museen von Paris, London, Berlin, Wien, Halle, München, Frankfurt am Main und Darmstadt; Gehirn und Eingeweide in den Händen des Herrn Prof. von Bischoff in München etc.

3) Es heisst dort endlich: „Vortragender (Hr. Hartmann) verlas die hierauf bezüglichen Stellen des ihm schriftlich zugesendeten Protokolles einer Sitzung des Dresdener Verwaltungsrathes vom 14. December d. J.“ (1875).

Es wurde mir niemals ein Protokoll einer Sitzung des Verwaltungsrathes des Dresdener zoologischen Gartens vorgelegt oder inhaltlich mitgetheilt oder auch nur von Seiten des Verwaltungsrathes nach dem Tode des Thieres mündlich oder schriftlich das Ansinnen gestellt, die betreffenden Objecte an das anatomische Museum zu senden. Ich vermute, dass, wenn von Seiten des Verwaltungsrathes dem Berliner anatomischen Museum gegenüber die oben genannte Verpflichtung eingegangen wurde, dieses so zu verstehen war, dass, wenn jenes Museum sich mit der Bitte an mich wenden würde, die Objecte nach Berlin zu senden, ich dieser Bitte nachkäme, und das wäre (und ist) nicht nur Berliner Gelehrten gegenüber, sondern jedem Ge-

lehrten gegenüber, der über anthropoide Affen Specialstudien macht, geschehen, denn es handelt sich hierbei lediglich um einen allerzeiten und allerorten gang und gäben Usus. Selbstverständlich gehören die Schätze eines Museums nicht den Beamten desselben, sondern der Gesamtheit an, und wer das etwa noch nicht wüsste, müsste es lernen.

Ich bemerke schliesslich bei dieser Gelegenheit, dass die Reste jenes Affen, auf dessen Proklamirung als Gorilla, oder als Bastard zwischen Gorilla und Chimpanse, oder als neue Art von Troglodytes, oder als neue oder bekannte Varietät des Troglodytes niger, oder als noch etwas anderes „Apartes“, viele Gelehrte nach Dresden kamen, um selbst zu sehen, jetzt im Königl. naturhistorischen Museum sowohl für Gelehrte als auch für Nicht-Gelehrte ausgestellt und ihnen zugänglich sind, sowie dass der Vortrag, welchen ich im April und Mai d. J. über das Thier in zwei wissenschaftlichen Gesellschaften Dresdens hielt, auszugsweise in den Sitzungsberichten derselben gedruckt wird, und dass eingehendere Mittheilungen darüber (mit circa 12 Tafeln Abb. in 4^o) im 2. Hefte der „Mittheilungen aus dem Königl. Zoologischen Museum zu Dresden“ gemacht werden. Ich glaube hier den Beweis geführt zu haben (d. h. die Abbildungen der Objekte führen diesen Beweis im Wesentlichen ohne Weiteres), dass der betreffende Affe ein gemeiner Troglodytes niger war. Das „berühmte“ (!) und aus allen Tonarten beklagte Thier hat daher meiner Ansicht nach diesen Ruf keineswegs verdient, und wenn man die sachlichen und unsachlichen Discussionen, die es hervorgerufen, einen „wissenschaftlichen Streit“ nennen will und kann, so war derselbe jedenfalls an den Haaren herbeigezogen.“

Hr. Hartmann verliest in Beantwortung dieses Schreibens aus dem (abschriftlichen) Protokoll der vom Verwaltungsrathe des zoologischen Gartens zu Dresden am 14. December v. J. abgehaltenen Sitzung folgenden Passus: „Hierüber habe mit Dr. Meyer eine längere Verhandlung stattgefunden, in deren Folge schliesslich festgestellt worden, dass im Falle der Ueberlassung des Cadavers (der Mafuca) an das hiesige Museum (zu Dresden) der Dr. Meyer ausser zur Zahlung eines Preises von 400 Thalern verpflichtet sei, das gesammte Material, somit alle Theile des Affen spätestens 6 Wochen nach dessen Tode dem Berliner (anatomischen) Museum auf Wunsch des Professor Hartmann 14 Tage lang zugänglich zu machen, beziehentlich zuzusenden, um mit denselben wissenschaftliche Forschungen anzustellen. Diese Bedingung sei von Dr. Meyer zugestanden worden.“

Sodann verlas Hr. Hartmann aus einem vom Vorsitzenden des Verwaltungsrathes zu Dresden, Hrn. Justizrath Dr. Stein, am 20. December 1875 an Dr. Nissle gerichteten Briefe folgende Stelle: „Ich bin mir bewusst, Alles aufgeboten zu haben, um beiden Theilen gerecht zu werden, und freue mich, von Dr. Meyer erlangt zu haben, dass er, um für Berlin die Möglichkeit herbeizuführen, wissenschaftliche Studien an dem Material zu machen, sich verpflichtet, dasselbe auf eine angemessene Zeit dem dortigen Museum zur Verfügung zu stellen.“

Der am Sitzungstage zufällig in Berlin anwesende Direktor Schoepf hat nun dem Vortragenden mündlich in Gegenwart von Zeugen angegeben, dass niemals eine feste Abmachung bezüglich Ueberlassung des Cadavers der Mafuca an das Dresdener Museum existirt habe. Hr. A. B. Meyer habe sich in seiner (Schoepf's) Gegenwart gegen Justizrath Stein und andere Herren vom Verwaltungsrathe verpflichtet, das Cadaver unter den oben von Hrn. Stein angegebenen Bedingungen nach Berlin zu leihen. Nur unter dieser Form sei der Affe Hrn. Meyer überhaupt ausgeliefert worden. Vortragender hält daher an der Ansicht fest, dass Hr. Meyer rechtlich und moralisch dazu verpflichtet gewesen sei, das Cadaver sechs Wochen

nach erfolgtem Tode des Thieres ohne erst nochmalige Aufforderung für 14 Tage nach Berlin zu schicken. Aber erst, nachdem Monate verstrichen, habe Hr. Meyer einer allerdings ziemlich kategorisch gehaltenen Aufforderung des Vortragenden Folge geleistet, und Büste, Photographien, linkes Ohr und Skelet der Mafuca nach Berlin gesendet. Vortragender habe sich aber durch Revers verpflichten müssen, die erwähnten Präparate und Nachbildungen nicht auf 14, sondern nur auf sechs Tage zu behalten und nicht früher etwas darüber zu veröffentlichen, ehe nicht die bezügliche Arbeit des Hrn. Meyer erschienen sei. Hr. Hartmann bemerkt noch, er habe die kurze Frist von sechs Tagen gründlich dazu ausgenutzt, sich ein Urtheil über die eigentliche Natur Mafuca's zu bilden, müsse aber aus den angegebenen Gründen vorläufig noch damit zurückhalten. Auf die sonstigen Auslassungen des Hrn. Meyer einzugehen, halte er nicht für nöthig.

(7) Hr. Fritsch sprach

über den heutigen Habitus der Völker des Orients,

wie derselbe bei Gelegenheit der Venus-Expedition nach Ispahan den Reisenden entgegen getreten ist, und demonstrirte ihn an vorgelegten Photographien.

Das grosse Gebiet, welches die Expedition durchzog, enthält in sich die Völkerwiege der Mythe und in der That beherbergt es noch heute eine solch zahlreiche Menge mannichfach gearteter Stämme, dass man glauben möchte, sie wären nach dem Thurmbau von Babel gar nicht weit auseinander gelaufen. Die Entwirrung dieses Völkerknäuels dürfte den Ethnologen wohl für alle Zeit fast unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen setzen, und die noch herrschende Ungewissheit charakterisirt sich am besten durch die von den Autoren aufgestellte wechselnde Gruppierung der Stämme.

Dem flüchtigen Reisenden konnte die Lösung schwieriger, ethnographischer Probleme nicht wohl beschieden sein, dagegen prägte sich durch die Lebendigkeit der unmittelbar vergleichbaren Eindrücke der Habitus der Bevölkerung recht gut ein und wurde durch zahlreiche Photographien befestigt. Nach diesen Erfahrungen scheint mir die Baer'sche Auffassung der Indogermanen im weiteren Sinne als Stamm, sich spaltend in den sanskritischen, semitischen und finnisch-tatarischen Ast, noch immer am besten den Verhältnissen zu entsprechen. Beim Durchziehen des südlichen Russlands zeigte sich eine grosse Mannichfaltigkeit im Habitus der Bevölkerung, leicht begreiflich, wenn man bedenkt, dass die heutige russische Nation etwas ganz secundäres ist und wesentlich auf Vermischung der von Nordosten herabdrängenden ugrischen Stämme, mongolischer von Osten, germanischer und slavischer von Süden und Westen, beruht. Indessen macht es den Eindruck, als entschiede in dem Kampf um's Dasein hier die Constanz der Charaktere für den slavischen Typus. Der Habitus der ländlichen Bevölkerung erinnert nicht selten an die Wenden der Lausitz mit den schlichten blonden Haaren; überhaupt ist die Zahl der blonden Individuen eine bemerkenswerth grosse. Ganz im Süden lenken tatarische und mongolische Elemente in grösserer Menge den Blick auf sich. Im Allgemeinen ist man noch immer geneigt, beim Nennen des Namens „Tataren“ sofort an mongolische Stämme zu denken, was sich wohl so erklärt, dass besonders Tschingiskan durch das Einverleiben der Tataren in seine mongolischen Schaaren (goldene Horde) in der Geschichte beide Nationen eng verbunden hat, während sie ethnographisch einen Uebergang zwischen den Indogermanen und Mongolen bilden. Demgemäss sehen wir die Tataren durch Aufnahme kaukasischer Elemente bald mehr dem europäischen Typus genähert, so in der Krim, in Astrachan, am Kur und in der Landschaft Karabagh,

bald durch Vermischung mit Mongolen sich diesen anschliessend, wie in den Kirgisen und sibirischen Tataren.

Sie imponiren in den erstgenannten Gegenden durch eine auffallend kräftige allgemeine Entwicklung des Körpers, welche den Durchschnitt der europäischen erheblich übersteigt. Ihre Schädel erschienen hypsicephal bei mittlerer Breite, die Gesichter als ein etwas breites Oval mit markirten Zügen, ziemlich starken, mässig prominenten Backenknochen, kräftigen, nicht aufgestülpten Nasen; energischem Mund, Augen ziemlich gross, Unterkieferecken nicht vorspringend. Brünetter Teint findet sich gewöhnlich, nicht selten aber auch rothes Haar.

Sehr abweichend davon sind, wie ersichtlich, die Reste wirklich mongolischer Stämme, wie sie uns in den Kalmücken der Nachbarschaft von Astrachan vor Augen kamen. Hier finden wir einen unersetzten, mässig kräftigen Körperbau, breite Schädel, eigenthümlich platte Gesichter mit geschlitzten Augen, durch das Vortreten der Schläfen und der Unterkieferecken etwas viereckig, von fahler Hautfarbe. Die Tataren sind durch ihren Fleiss und ihre Arbeitsamkeit ein geschätztes Element der Bevölkerung, welches die Regierung bei Laune zu erhalten sucht, während der träge, lediglich nomadisirende Kalmücke für das Allgemeine kaum etwas leistet.

Auch in den Tataren ist die alte Wanderlust nicht gänzlich erloschen. So sehen wir sie augenblicklich wieder ihren alten Wohnsitz, die Krim vielfach verlassen, und die Ufer des Caspisee's durchstreifen tatarische und turkomannische Horden, von denen sich die letzteren besonders gegen Süden wenden. Bevor die Russen durch ihren Zug nach Chiwa diesen Stämmen einen sehr erspriesslichen Respect einflössten, litten die südlichen Ufer des Caspisee's häufig durch die räuberischen Einfälle der Turkomannen, da die persische Regierung zu schwach war, ihre Gebiete genügend zu schützen. Die damit zusammenhängenden Einflüsse der genannten Stämme auf die Bevölkerung sind so erheblich, dass dieselbe in den Distrikten von Gilan und Mazenderan einen Habitus zeigt, welcher von dem eigentlich persischen recht bedeutend abweicht.

Die kräftig angelegten Figuren mit breiten Schultern, die markirten Gesichter und mittelmässigen Nasen lassen noch das specifisch Persische mehr in den Hintergrund treten. Wir finden das Letztere erst mit dem Eintritt in die Hochebenen des Innern häufiger unter der Bevölkerung erscheinen, so weit es überhaupt möglich ist, dasselbe einigermassen scharf zu umgränzen.

Die Schwierigkeit der Feststellung dieses Begriffes liegt in der gerade hier ausserordentlich gemischten Bevölkerung, welche sich bekanntlich in drei grosse Kategorien sondert: die sesshaften Landbebauer und Städtebewohner (Tajik), die nomadisirende persische Bevölkerung (Ilyat) und endlich die fremden Elemente verschiedener Abstammung, deren herumziehende Horden durch den Stammesnamen in Zusammensetzung mit dem Wort „Zewen“ bezeichnet werden, also: Arab-zewen, Kurd-zewen, Turk-zewen und Lur-zewen.

Die bereits sehr decimirten, unterdrückten und verachteten Ilyat scheinen den persischen Typus am meisten bewahrt zu haben; leider sind sie so scheu und unzugänglich, dass Photographien von ihnen nicht zu erhalten waren, und nur beim gelegentlichen Zusammentreffen Beobachtungen über ihre physische Gestaltung gemacht wurden. Sie empfehlen sich sonst der Beachtung noch dadurch, dass die Anschauungen dieser Klasse eine Verhüllung der Frauen nicht für nöthig erachten und so eine Beurtheilung auch des weiblichen Geschlechtes möglich wird. Dabei zeigt sich ein bemerkenswerther genereller Unterschied, welcher nach den Photographien auch bei den Tajik vorhanden ist (in Persien bekommt man die Frauen

nicht zu sehen), dass nämlich die Gesichter der Frauen eine gewisse Breite und Rundung der Formen zeigen, die bei den Männern keineswegs das Gewöhnliche ist. Die männlichen Gesichter sind durchschnittlich von einem ziemlich langen Oval bei hohen Stirnen, annähernd mesocephalem Schädelbau und stark entwickelten Nasen. Die Haare sind schlicht oder wellig, von dunkler Farbe, ebenso wie die Augen und die Haut. Beim weiblichen Geschlecht bekommt die bräunliche Hautfarbe etwas Fahles, Erdiges, was unsern Begriffen von Schönheit wenig zusagt. Die dunklen, mandelförmigen Augen verleihen dem meist etwas geistlosen Gesicht den Hauptreiz. Eigenthümlich ist die Vorstellung der Perser, dass über der Nasenwurzel vereinigte Augenbrauen zur weiblichen Schönheit gehören, und da die Natur dieser bizarren Ansicht nicht immer beitrifft, so muss die Kunst durch Zusammenmalen der Augenbrauen nachhelfen.

Die körperliche Entwicklung ist bei den nur dürtig bekleideten Frauen der Hyat eine gute zu nennen bei mittlerer Höhe, der Wuchs der Männer ist hager, wenig kräftig, die Haltung häufig etwas vornübergebeugt, der Gesichtsausdruck stumpf. Diese Beschreibung passt im Wesentlichen auch auf die männlichen Tadjik, nur ist wegen der grösseren Vermischung der Habitus ausserordentlich schwankend und häufig wenig ausgesprochen. Am treuesten scheinen unter diesen die Guebern den ursprünglichen Typus bewahrt zu haben, welche als verachtete, gesondert lebende Kaste der Vermischung weniger ausgesetzt waren. Der Ueberblick der zahlreich vorliegenden persischen Portraits dürfte besser, als die Beschreibung, die charakteristischen Züge vergegenwärtigen. Die fremden Elemente tragen natürlich den ihrer Abstammung entsprechenden Typus, man sieht darunter die eigenthümlich eckigen Züge und Glieder des Arabers, die breiten, finsternen Gesichter der Turkomanen, die regelmässigen, kühn geschnittenen Züge des Kurden, den schon an Indien erinnernden, ernsten Habitus des Bewohners von Luristan. Diese Elemente vermitteln den Anschluss der Völkerreihe an die syrischen und kaukasischen Stämme, deren Ethnographie, besonders was die letzteren anlangt, wohl die trübste von allen ist.

Hier hat die vergleichende Sprachforschung eigenthümliche Resultate gewonnen, indem sie nachwies, dass die Kaukasier nicht zur kaukasischen Rasse gehören. Wenn auch Blumenbach's kaukasische Rasse längst als überwundener Standpunkt zu bezeichnen ist, so ist die Sprachforschung deshalb kaum mehr berechtigt, die kaukasischen Stämme sämmtlich von denen der benachbarten Gebiete zu trennen. Im Gegensatz zur Anschauung älterer Autoren, dass gewisse Gebirge, darunter der Kaukasus, die Ursprungstätten des Menschen darstellten, von denen er ausging, darf man mit einer grossen Wahrscheinlichkeit annehmen, dass die eigenthümlichen geographischen Verhältnisse gerade solcher Gebirge, wie das in Rede stehende, geeignet sind, von anderwärts kommende Züge von Völkerstämmen in sich aufzunehmen. Am Kaukasus kreuzten sich die Völkerstrassen häufiger und mannichfacher als an irgend einem anderen Orte der Erde, was Wunders, dass wir in den verborgenen, unzugänglichen Hochthälern Reste finden von Stämmen, deren Gros längst verschollen ist?

Wenn man erwägt, wie ein solcher, vor feindlichen Schaaren in die Schlupfwinkel des Gebirges flüchtender Rest eines schwächeren Volkes Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende in Abgeschlossenheit vom Verkehr lebte, so erscheint es, nach analogen Verhältnissen zu schliessen, keineswegs unerklärlich, dass die Sprache allmählich einen so fremdartigen Charakter bekam, um die Vereinigung des Stammrestes mit seinen wirklichen Verwandten sprachlich unmöglich erscheinen zu lassen.

Jedenfalls darf das negative linguistische Ergebniss für uns keinen Hinderungs-

grund abgeben, die Stämme des Hochgebirges mit denen der Abhänge in Vergleichung zu ziehen. Hierbei ergibt nun gerade das Auftreten eines unverkennbaren Lokalcharakters im Sinne einer allgemeinen körperlichen Verkümmernng, welche mit der sprachlichen parallel geht, weitere Anhaltspunkte für die aufgestellte Ansicht, dass das menschliche Knieholz dieser Hochthäler von den schlank gewachsenen Stämmen der Abhänge und Thalebene generisch nicht zu trennen sei. Selbstverständlich kann dieses nur im Allgemeinen gelten, denn gerade unter Berücksichtigung der angedeuteten lokalen Verhältnisse erscheint es sehr wohl möglich, dass auch gelegentlich Reste durchaus fremdartiger, weiter herstammender Reste sich in diese Gegenden zurückzogen. Welchen Hauptabtheilungen der Menschheit derartige Volksinseln alsdann zuzurechnen sein werden, kann nur die eingehendste Detailforschung zu ergründen hoffen, wie solche bisher kaum durchgeführt ist.

Was das Thatsächliche anlangt, so werden die Photographien bezeugen, dass die ganze Gesellschaft der Osseten, Suaneten, Tuschinen, Assetinen und wie die Stämme alle genannt werden, wirklich die oben gewählte Vergleichung mit Knieholz verdient. Wenn wir uns unter den Bergbewohnern des-Kaukasus schöne, gutgewachsene Menschen vorstellen, so passt dies ganz und gar nicht auf diese Bewohner der öden, unzugänglichen Hochthäler. Sie sind von äusserst wechselndem, wenig regelmässigem Wuchs bei mässiger Kraft, und zeigen wilde, unschöne Gesichter, denen die Noth des täglichen Lebens unverkennbar ihren Stempel aufgedrückt hat. Doch ist der Schnitt derselben nicht so abweichend vom kaukasischen Typus, um die Zugehörigkeit durchweg in Frage zu stellen. Die schönen, vielgepriesenen Menschen, welche wir als charakteristisch für die Kaukasusländer anzunehmen gewöhnt sind, finden sich an den Ablängen des Gebirges und in den Tiefländern, wo der grössere Verkehr mannichfacher Völker besonders günstige Verhältnisse für weitere Kreuzung setzte und die Bedingungen des Lebens in leichter Weise zu beschaffen waren. Darin stehen die Landschaften Circassien, Mingrelieu, Georgien obenan und finden sich hier in der That in beiden Geschlechtern nicht selten Personen von bemerkenswerther Schönheit. Besonders ist es die Regelmässigkeit der Gesichter und bei Männern der kühne, entschlossene Ausdruck desselben bei stattlichem Bartwuchs, wodurch der gute Eindruck hervorgerufen wird. Auch die Figuren pflegen ebenmässig und kräftig zu sein. Bei den weiblichen Individuen imponirt gleichfalls die Regelmässigkeit im Gesicht, wie im Wuchs, welcher als Regel etwas voll, aber markig zu sein pflegt. Der Ausdruck dagegen ist wenig ansprechend, kalt und geistlos, obschon auch hiervon Ausnahmen nicht selten sind; es gilt dies besonders von den abchazischen Frauen, von denen zwei Gruppen in Photographie vorliegen, bei denen der (vielleicht nur scheinbare?) geistige Ausdruck des Gesichtes mit der Eleganz des durch kleidsame Tracht gehobenen Wuchses sich zu einem angenehmen Ganzen vereinigt.

Der für die tieferen Kaukasusländer charakteristische Habitus fängt bei den Armeniern an zweifelhaft zu werden, da dieselben schon durch ihre unstete Lebensweise Vermischungen besonders stark ausgesetzt sind und mannichfache syrische Elemente in sich aufgenommen haben. Besonders machen sich solche bemerklich, welche man geneigt wäre, als semitisch hinzustellen, wie denn auch Lebensweise und Charakter der Armenier vielfach an jüdische Stämme erinnert.

Am Südostufer des schwarzen Meeres beginnt nun jenes bunte Völkergetümmel, welches sich zumal längs der Küsten ausbreitet und nach Westen an Mannichfaltigkeit zunimmt: ein für den Reisenden ebenso anziehendes Bild, wie es auf den nach Rassentypen forschenden Anthropologen verwirrend und betäubend wirkt; denn, „wer zählt die Völker, nennt die Namen, die gastlich hier zusammenkamen!“ Als durch-

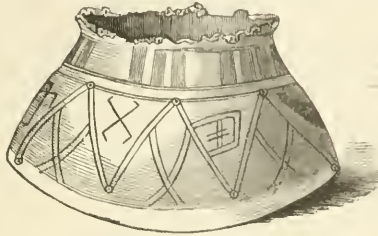
schlagende Charaktere erscheinen im Allgemeinen aramäische, türkische und kaukasische Typen, unter denen aber auch europäische, persische, semitische Elemente stark vertreten sind. An den Hauptbrennpunkten dieses Völkerverkehrs, wie z. B. in Konstantinopel ist eine Feststellung des Habitus kaum mehr möglich, obgleich in auffallender Weise die Schädel der türkischen Gräber, um deren Erforschung besonders Dr. Weissbach grosse Verdienste hat, den eigenthümlichen, kurzen Hochschädel des türkischen Typus häufig in unverkennbarer Weise zeigen. Es ist nicht zu erwarten, dass dieser Typus annähernd dieselbe Reinheit darbiete in Konstantinopel wie an den Ufern des Aralsee's, da die Sitte, die Harems mit fremden, besonders circassischen Frauen zu bevölkern, mit Nothwendigkeit abändernd wirken muss. Dazu kommt noch die Menge europäischer Renegaten, welche sich der muhamedanischen Bevölkerung beimischen, so dass mir die Fortdauer des ursprünglichen Typus an dieser Stelle für eine bemerkenswerthe Zähigkeit der Rassencharaktere zu sprechen scheint.

Die europäischen, besonders griechischen Elemente zeigen sich in Konstantinopel, wie weiterhin an den ganzen östlichen Küsten des Mittelmeeres, als ein sehr prominirender Bestandtheil der Bevölkerung; zumal gilt dies von den Städten Kleinasiens, wie Smyrna, wo sich die heutige Stadt in gesonderte türkische, griechische und jüdische Quartiere theilt. In allen den besprochenen Landstrichen finden sich natürlich auch Juden, überall zeigen sie denselben bekannten Typus, wie z. B. ein Blick auf die vorliegenden Photographien smyrnaer Juden lehrt, indessen gehört eigenthümlicher Weise gerade für den Orient zu diesem Typus keineswegs mit Nothwendigkeit brünettes Aussehen, vielmehr ist daselbst, wie ich es bereits früher in Aden zu constatiren vermochte, eine sehr grosse Anzahl blonder Individuen vorhanden.

Bei der schon in sich sehr gemischten griechischen Bevölkerung der Inseln und Kleinasiens pflegt doch ein gewisser Habitus kenntlich zu sein, dessen Wesen in den schlanken, häufig dünnen Gestalten der Männer mit dürrtigen Waden und Unterarmen bei grossen Händen und Füßen, dem scharf geschnittenen, regelmässigen Gesicht mit feurigen, zuweilen stechenden Augen beruhen dürfte. Auch bei den Frauen finden sich diese dunklen, sprechenden Augen wodurch sie von den stumpfen Georgierinnen in rühmlicher Weise abstechen. Sehr abweichend von den Bewohnern der Küstenstädte, deren Eigenthümlichkeiten der Kampf der Zeit emsig zu verwischen strebt, ist die Bevölkerung des kleinasiatischen Binnenlandes. Hier hat sich aus den Völkerzügen früherer Jahrhunderte ein Typus herausgebildet, der den vortheilhaften Einfluss der Kreuzung auch zu verrathen scheint, wie im Kaukasus. Es rivalisiren diese Kleinasiaten mit den Kaukasiern durch die markige, energievollere Entwicklung der Gestalt, den muskulösen Bau der Glieder und den trotzigen Gesichtsausdruck. Die Gesichter pflegen ein mittelbreites Oval zu zeigen, die Züge sind weder türkisch noch aramäisch, sondern man möchte sie mehr europäisch nennen (Einfluss früherer gallischer und ähnlicher Eiuwanderungen?). Aus diesen Elementen rekrutiren sich hauptsächlich die jetzt vielgenannten Zeibek's, sowie die kleinasiatischen Regimenter, welche den Serben öfters schon so scharf eingeheizt haben, und denen das wankende türkische Reich augenblicklich seine Hauptstütze verdankt.

(8) Hr. Ed. Krause legt im Auftrage des Märkischen Museums eine demselben durch den Dr. Jentsch in Guben eingesendete, der Gubener Gymnasial-Sammlung gehörige, am oberen Rande etwas beschädigte Urne vor. Dieselbe ist von schwärz-

lichem, am Boden bräunlichem Thon, aus freier Hand gefertigt und bei Reichersdorf unweit Guben gefunden. Merkwürdig sind die darauf befindlichen, aus freier Hand gezogenen Verzierungen.



$\frac{4}{10}$ der natürlichen Grösse.



Die vollständigen Ornamente dieser Urne, in einer Fläche gedacht.
(Die dichten Strichgruppen sind äusserst fein, kaum sichtbar und nicht freihändig gezogen.)

Zum Vergleich zeigt derselbe 7 Abdrücke von Topfböden, welche Herr Lehrer Voigt zu Königsberg i. Neumark dem Märkischen Provinzialmuseum geschenkt hat; von den Böden sind 6 bei Warnitz, einer bei Dölzig im Königsberger Kreise gefunden. Auf denselben ist, wie an der Reichersdorfer Urne, das Hakenkreuz.

Hr. Virchow erinnert daran, dass er in früheren Sitzungen, namentlich am 9. Juli 1870 (Zeitschr. für Ethnol. Bd. II, S. 473) und am 10. Decbr. 1870 (Ebendas. Bd. III S. 27, Taf. VI), die mit Kreuzen und anderen Stempeln versehenen Topfböden ausführlich erörtert und deren Zusammengehörigkeit mit altslavischen Ansiedelungen nachgewiesen habe. Damit stimmen die Erfahrungen des Hrn. Voigt, welche er in der Sitzung vom 15. Juli 1871 (Zeitschr. für Ethnol. Bd. III, S. 118) gleichfalls mitgeteilt hat, überein. Es sei daher unwahrscheinlich, dass zwischen diesen Topfböden und der Reichersdorfer Urne, welche einer ganz anderen Technik angehöre, irgend ein Zusammenhang bestehe. Vielmehr scheine es ihm, dass einige der Verzierungen der letzteren ihre nächste Analogie in einigen der am Bauche einzelner Gesichturnen befindlichen Einritzungen finden. Auf alle Fälle sei es eine sehr seltene Ornamentik.

Der in der Sitzung anwesende Hr. Voigt bestätigt das über die Chronologie der Warnitzer Topfböden Gesagte.

(9) Hr. P. Ascherson legt zwei Thongefässe aus der Kleinen Oase und die ebendasselbst zum Feueranzünden benutzten Palmrippenstücke vor, welche er in seinem in der Juni-Sitzung gehaltenen Vortrage besprochen hatte. (Vergl. Zeitschrift für Ethnologie 1876, S. 350 und 351, Fig. 1—4).

(10) Hr. Voss berichtet über die am 25. Juni stattgehabte Excursion der Gesellschaft

nach dem Gräberfeld von Klein-Rössen und den „Wahlbergen“ bei Falkenberg, Reg.-Bez. Merseburg, sowie über eine Ausgrabung auf dem Burgwall bei Schlieben, im Schweinitzer Kreise.

Schon lange Zeit hegte ich die Absicht, die durch ihre Alterthümer so interessante Gegend von Schlieben, über welche der bekannte Dr. Wagner, seinerzeit Arzt in Schlieben, mehrfach ausführlich berichtet hat, aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Ich unternahm deshalb vor Kurzem eine kleine Orientirungsreise dorthin und fand mich dafür reichlich belohnt, namentlich im Gefühle der Anerkennung, dass jener für seine Sache begeisterte Mann, trotz seines Enthusiasmus, einen klaren Blick sich bewahrte, um uns in seinen, vor fast fünfzig Jahren niedergelegten Berichten ein wahrheitsgetreues Bild auf Grund zuverlässiger Beobachtungen über die von ihm untersuchten Alterthümer zu hinterlassen. Es schien mir deshalb nicht unwesentlich, theils um die fast verschollenen Verdienste jenes Mannes von Neuem in das rechte Licht zu stellen, theils aber, um den Mitgliedern unserer Gesellschaft einige bisher noch nicht in Gemeinschaft untersuchte Formen von Alterthümern vorzuführen, eine Excursion dorthin vorzuschlagen. Mein dahin gestellter Vorschlag wurde genehmigt und bei der in höchst zuvorkommender Weise erteilten Erlaubniss Seitens der Besitzer jener Areale, auf denen sich die genannten Alterthümer befinden, des Herrn Landrath von Schaper auf Falkenberg und des Herrn Rittmeister von Schaper auf Gross Rössen, sowie der Bauerngutsbesitzer Böttcher und Kirchhöfer, an einem der letzten Sonntage (den 25. Juni) zur Ausführung gebracht. Bis Herzberg, Station der Berlin-Anhalter Bahn, wurde die Eisenbahn benutzt und von dort die etwa einstündige Fahrt auf dazu bereit gehaltenen Wagen bis zu dem Gräberfelde von Klein-Rössen zurückgelegt. Herr von Schaper jun. hatte die Liebenswürdigkeit, uns auf dem Bahnhofe Herzberg persönlich zu empfangen und uns an Ort und Stelle zu geleiten, wo uns Herr Landrath von Schaper, Besitzer des Areals, auf dem sich die Gräber befinden, erwartet hatte. Das Gräberfeld gehört nämlich jetzt zu dem Territorium des Gutes Falkenberg und wird in dortiger Gegend jetzt allgemein „die Berge“ genannt, wegen der vielen dicht gedrängten, zum Theil nicht unerheblichen Hügel, welche die einzelnen Gräber bilden.

Wagner giebt die Zahl der Grabhügel auf 435 an, jedenfalls beläuft sich dieselbe auch jetzt noch auf mehrere hunderte. Sie bedecken eine Fläche von vielen Morgen und sind bald dichter an einander gereiht, bald weitläufiger gestellt. Ihre Grösse ist sehr verschieden. Die Höhe beträgt etwa $2\frac{1}{2}$ —12 Fuss, ihr Durchmesser wechselt zwischen 20—40 Fuss. Ihre Peripherieen sind durch grabenartige Vertiefungen begrenzt, welche, je nach der Grösse des Hügels, wechseln. Wagner erwähnt, dass einige dieser Gräben Unterbrechungen haben, welche gewissermassen Zugänge bilden, jedoch war dies nicht zu constatiren, da ein grosser Theil des Areals mit einer dichten und bereits ziemlich hohen Schonung bedeckt ist. Ebenso giebt er an, dass sich in der Peripherie der Grabhügel keine Steinkränze befänden. Auch wir haben solche nicht bemerkt. Jedoch hat mir Herr Bergwerksinspektor Romschöttel in Bohlsdorf bei Cottbus, welcher vor längerer Zeit in jener Gegend lebte, mitgetheilt, dass früher vielfach grössere Geschiebe dieselben umgeben hätten und abgefahren worden seien, um zu baulichen Zwecken verwendet zu werden. Es mag sich dies daraus erklären, dass zu Wagner's Zeiten jenes Hügelveld mit Holz bestanden war und dass an den zugänglichen Stellen aus dem gleichen Grunde die Steine bereits entfernt waren.

Bei der von mir gelegentlich meiner Einzelexpedition angestellten Untersuchung hatte ich einen der kleinsten Hügel gewählt, um bei der Beschränktheit der Zeit, die mir zur Disposition stand, ein möglichst vollständiges Untersuchungs-Resultat zu gewinnen. Ich machte zu dem Zwecke einen Längsschnitt durch den Hügel und als ich unter einer Sandschicht von etwa 1 Fuss Mächtigkeit in einer mit Lehm untermengten festeren Schicht auf Urnen stiess, erweiterte ich den Einschnitt nach Bedürfniss. Es ergab sich dabei, dass die Gefässe in dem mittleren Theile des Hügels gruppenweise niedergelegt waren, eine Anordnung, der auch die Vertheilung der Aschenreste in mehrere Partien entsprach. Es war nämlich ein grösseres, schalenförmiges Gefäss mit Asche gefüllt, ebenso ein ziemlich grosses, einhenkeliges. Ausserdem fanden sich einzelne Knochenpartikeln in einer kleinen ungehenkelten Schale zwischen schwärzlich gefärbtem Sande. Die Gefässe waren zum Theil in einander gestellt und enthielten ausser den mit Knochen gefüllten nur Sand. Ihre Zahl belief sich auf etwa 10—12; mehrere von ihnen waren wahrscheinlich in zerbrochenem Zustande als Beigaben in das Grab mitgegeben worden, da ich Scherben fand, welche zu keinen der sonst aufgefundenen Gefässe passen wollten. Wagner schildert die Ergebnisse seiner Untersuchungen in gleicher Weise. nur war er so glücklich, einen Bronzering zu finden, während ich nur eine Spur von Bronze, ein kleines Blättchen, fand.

Die Resultate unserer gemeinschaftlichen Untersuchungen stimmten mit diesen Befunden ebenfalls im Wesentlichen überein. Es wurde zunächst ein Einschnitt in einen der grössten Hügel, welcher von einem ziemlich tiefen Graben umgeben war, gemacht. Es fand sich dabei, dass der Hügel aufgeschüttet sei, aber die Zeit reichte nicht aus, um den Durchschnitt zu vollenden und wir sahen uns genöthigt, nur an einer der Mitte nahe gelegenen Stelle in die Tiefe so rasch als möglich vorzudringen. Indess war dieser Versuch erfolglos, da selbst bei einer Tiefe von 6—7 Fuss noch immer keine Aenderung in Beschaffenheit des gelblichen Sandes, welcher sich gleich unter der Bodenfläche gezeigt hatte, eintrat. Einige Kohlenstückchen, welche in verschiedener Tiefe zerstreut gelegen hatten, waren die ganze Ausbeute. Der zweite Hügel, welcher in Angriff genommen war und dem von mir früher untersuchten ziemlich nahe lag, lieferte ebenfalls nur ein geringes Resultat, bestehend in einer Bronzeperle, welche in einem Knochenstückchen steckte, und einigen Scherben. Es ergab sich, dass der Hügel schon früher einmal von unberufenen Händen durchsucht war. Ein dritter Hügel, nur flach und von mittlerem Umfange, nicht weit von dem zuerst angegrabenen grossen Hügel gelegen, entschädigte vollauf für die bis dahin gehaltenen Mühen. Die Gefässe standen hier wiederum in dem mittleren Theile des Hügels in mehreren Gruppen. Auffällig war aber die eigenthümliche Beschaffenheit der Bodenmasse, in welche sie eingebettet waren. Unter einer etwa 1½ Fuss dicken Sand- und Humusdecke stiessen wir nämlich auf eine Lehmschicht, mit weisslichen Brocken gemengt, welche so hart und fest war, dass sogar die Frage aufgeworfen wurde, ob dieselbe nicht etwa gebrannt sei. Hiergegen sprach jedoch das gänzliche Fehlen von Kohlen, welche denn doch wohl hätten gefunden werden müssen, da selbst bei grosser Sorgfalt bei der Entfernung derselben, Stücke davon in der Masse zurückgeblieben wären. Wagner giebt ebenfalls an, dass er in einem Hügel auf hart zusammengekitteten und gleichsam mit Kalk oder Mergel vermengten Sand gekommen sei. Nach meinem Dafürhalten mag vielleicht durch die Beimengung von Wiesenkalk aus den nahe gelegenen Wiesen der Lehm bei seiner sandigen Beschaffenheit auf natürlichem Wege in dem Verlaufe so langer Zeiten in eine Art Cement umgebildet worden sein. Die Aschenreste waren wiederum in mehrere Gefässe vertheilt, zwei grosse schalenförmige und ein grosses mit zwei

kleinen Oehren, von gewöhnlicher Urnenform, welches Sie hier vor sich sehen. Es ist ausserdem nun noch zu erwähnen, dass ein kleiner Hügel, über den der Weg fortging, ebenfalls einen nicht unbedeutenden Inhalt an Gefässen zeigte. Da derselbe aber bereits sehr defect war und somit kein vollständiges Resultat liefern konnte, wurde er nicht näher untersucht. Herr Alfieri, welcher sich eingehender um seine Untersuchung bemühte, fand nur Bruchstücke von Gefässen.

Wagner erwähnt noch, dass nicht nur in den Hügeln selbst, sondern auch zwischen denselben Urnen gefunden wurden. Auch diese Angabe konnten wir annähernd sicher bestätigen, da wir selbst Bruchstücke von Gefässen zwischen den Hügeln fanden und mehrere Leute der Gegend uns mittheilten, dass sie an den genannten Stellen oft Gefässe ausgegraben hätten. Dieselben ständen hier flacher als in den Hügeln und seien deshalb viel bequemer herauszuholen.

Es erübrigt nun noch, den Typus der Gefässe etwas näher zu charakterisiren. Dieselben bekunden meistens eine grosse technische Geschicklichkeit ihrer Verfertiger. Der Glanz einzelner Stücke ist vorzüglich, namentlich gehören die schwarzen hier gefundenen in dieser Hinsicht zu den schönsten, welche irgendwo vorkommen. Auch die Form ist bei manchen beachtenswerth durch das Liniengefühl, welches in ihnen sich offenbart. Namentlich zeichnen sich hierin einige kleine einhenkelige Kannen und flache Schalen mit mehrfach kantig nach aussen umgebogenem Rande aus. Im Allgemeinen sind sie dem Lausitzer Typus verwandt, zeigen aber am meisten Aehnlichkeit mit den Gefässen der Gegend von Belgig.

Fassen wir nun die Resultate der Untersuchungen kurz zusammen, so ergibt sich, dass das Hügelveld von Klein Rössen seinem Inhalte nach unseren flachen Urnengräbern, den sogenannten Urnenfeldern, wie wir dieselben in der benachbarten Lausitz in so grosser Zahl und Ausdehnung kennen, sehr nahe steht und es ist wohl anzunehmen, dass verwandte Volkstämme uns diese in ihrer äusseren Form unähnlichen Alterthümer hinterliessen. Bei der Gleichartigkeit des Inhaltes ist auch wohl anzunehmen, dass dies Hügelveld mit den Urnenfeldern gleichartig ist. Vielleicht dürfen wir der Vermuthung Raum geben, dass die Stämme, welche die Gegend von Kl. Rössen bewohnten, sich von ihren Nachbarstämmen durch die Sitte unterschieden, einem besonders ausgezeichneten Bruchtheile ihres Volkes Gräber in Hügelform zu errichten.

Die soeben geschilderten Untersuchungen hatten uns mehrere Stunden in Anspruch genommen und, da nach dem festgesetzten Programm noch die sogenannten „Wahlberge“, ein zu Falkenberg gehöriger, am Neugraben belegener Burgwall, beichtigt ev. näher untersucht werden sollten, so wurde die Wanderung dorthin angetreten. Die Entfernung beträgt nur etwa eine halbe Stunde. Das Areal, auf dem die Befestigung liegt, gehört den beiden Bauerhofsbesitzern Böttcher und Kirchhöfer in Falkenberg. Da das Terrain mit Kiefern ziemlich dicht bestanden ist, so war zur Zeit eine grössere Untersuchung nicht gut möglich, ohne die Bäume zu schädigen. Auch konnten wir bei der vorgerückten Stunde nicht mehr viel Zeit auf die Untersuchung verwenden. Indess gelang es uns doch, durch einige kleinere Nachgrabungen zu constatiren, dass das Werk aus voroslavischer Zeit stamme. Es ist dies um so wichtiger, als die Verwallung eine von der sonst in unseren Gegenden üblichen abweichende Form hat. Dieselbe liegt, ähnlich wie unsere Rundwälle, auf einer kleinen Erhebung inmitten einer sumpfigen Wiese. Sie besteht aus einem unregelmässig viereckigen Wallgürtel mit einer Einschnürung in der mittleren Partie, wodurch sie eine achterförmige Gestalt erhält, und ist durch einen nicht weit von der Mitte entfernten Querwall in zwei ungleich grosse Theile geschieden, von denen der kleinere, auf der höheren Partie der natürlichen Erhebung belegene eine kessel-

förmige Vertiefung bildet, deren Grundfläche höher liegt, als die des daran stossenden grösseren Abschnittes, so dass dadurch eine Art Emporium geschaffen wird.

Die Grössenverhältnisse sind etwa folgende: Die Gesammtlänge beträgt ungefähr 120 Schritte; die des grösseren Abschnittes etwa 80. In der Breite misst der letztere ca. 60, der kleinere dagegen nur 50 Schritte. Bei der Unregelmässigkeit der Figur, welche die Schanzen im Grundriss zeigen, namentlich auch bei der Kürze der Zeit konnten die Maasse leider nur in der eben angegebenen Weise bestimmt werden. An der Nordseite des Walles in der Gegend des kleineren Abschnittes befindet sich ausserhalb desselben ein kleiner Sandrücken, in welchem mehrfach Urnen gefunden sein sollen. Ich konnte nur einige, leider nicht näher zu charakterisirende Scherben auflesen, welche ziemlich oberflächlich in kohlehaltigem Sande lagen. Innerhalb des Walles fanden wir einige jener für Wohnplätze charakteristische Brocken von Ziegelmasse. Am äusseren Rande desselben liessen sich an der Südseite kohlenhaltige Erdschichten constatiren. Namentlich aber war dies an der westlichen Seite des Walles der Fall, wo wir auch so glücklich waren, in dem Wallrande einige bestimmbare Gefässfragmente zu finden. Letztere sind entschieden vor-slavisch und somit dürfte die Anlage des Werkes in diese Zeit zu versetzen sein.

Eine Bestätigung hierfür erhielt ich einige Stunden später in dem Dorfe Falkenberg selbst. Herr Baumeister Gerlach daselbst schenkte mir nämlich für das Königl. Museum diese 2 vierkantigen Mablsteine, welche sein Schwiegervater vor Jahren innerhalb der Schanzen gefunden hatte. Dieselben gleichen nach Wagners Abbildung ganz und gar jenen, welche er in den Grabhügeln von Klein Rössen gefunden hat und welche sich jetzt wahrscheinlich im Besitz der Deutschen Gesellschaft zu Leipzig befinden. Die Funde in den Wahlbergen sind auch zu Wagners Zeit spärlich gewesen, jedoch konnte er eine Uebereinstimmung derselben mit jenen aus dem Burgwalle zu Schlieben constatiren.

Ich will mir deshalb erlauben, hier einen kurzen Bericht zu erstatten über eine kleine Ausgrabung, welche ich bei meiner Vorexpedition in jenem Burgwalle vornahm. Es würde durch die Feststellung der Zeitperiode, welcher dieses so bedeutende Werk angehört, alsdann ein neuer Anhalt für die Chronologisirung der Wahlberge gegeben werden. Wagner giebt uns von dem Schliebener Burgwall eine begeisterte Schilderung. Er hält ihn für einen Tempel, ein Irrthum, den man einem Lokalforscher damaliger Zeit leicht verzeihen darf, um so mehr als diese Anlage durch ihre Grossartigkeit, eigenthümliche Placirung und vor Allem durch die gute Erhaltung auf Jeden, der nur einigermaassen dafür empfänglich ist, einen tiefen Eindruck macht. Die Befestigung gehört zu den grössten Rundwällen, welche uns in unseren Gegenden erhalten sind. Nach Wagner bildet die Wallkrone einen Kreis von 630 Schritten in der Peripherie. Die Höhe des Walles beträgt etwa 12—20 Fuss, der Durchmesser desselben an der Basis etwa 20—25 Fuss. Die Umgebung bildet eine meilengrosse Wiese, die früher Elsbruch war. Nur ein künstlich geschaffener Zugang, der sogenannte heilige Steig, stellt die Communication mit dem festen Lande her. Derselbe besteht in einem, in schnurgerader Richtung angelegten Erddamme, der, einige natürliche Erhöhungen in dem Wiesenterrain benutzend, auf den Gipfel des bei Schlieben belegenen, ziemlich hohen, die Gegend beherrschenden St. Martinsberges führt, und in der Nähe eines jetzt durch Herrn Hauptmann Schlesier näher untersuchten Urnenfeldes endet, das nach den früher mir zu Gesicht gekommenen Gefässen, ebenfalls der vor-slavischen Zeit angehört. Leider ist der heilige Steig jetzt mit in die Parcellirung hineingezogen worden und wird wohl durch die Bodencultur bald gänzlich verschwunden sein. Der Burgwall selbst ist fiskalisches Eigenthum und untersteht als solches dem directen Schutze des Staates.

Ich grub zunächst innerhalb des Walles an einigen Stellen und kann im Wesentlichen die Angaben Wagners bestätigen. Man findet zunächst oben eine sehr schwarze kohlenhaltige Schicht, welche Wagner für eine Moorschicht ansah. Man stösst dabei sehr bald auf Scherben, ja der Boden ist so reich an denselben, dass ein grosser Hügel von ihnen sich durch das Aufhäufen des bei den vielfach angestellten Nachgrabungen gefundenen gebildet hatte. Als vor einiger Zeit in der Nähe des Walles der vorüberführende Weg gebessert werden sollte, benutzte man dieselben zur Ausfüllung der Untiefen. Und dennoch ist eine grosse Menge an jener Stelle zurückgeblieben, welche von der Reichhaltigkeit des Bodens an solchen Stücken ein sehr beredtes Zeugniß giebt. Beim Vordringen in die Tiefe stösst man auf heller gefärbte aschenhaltige Schichten, welche mit dunkel gefärbten wechseln. Dazwischen begegnet man vielfach zerschlagenen Thierknochen, zumeist von Hausthieren, aber auch allerlei Jagdthieren angehörig. An einer Stelle, etwa auf der Hälfte eines Radius des südlichen Abschnittes, welche mir von früheren Untersuchungen noch gänzlich unberührt erschien, konnte ich bei dem Vordringen in die Tiefe Folgendes beobachten. Zunächst kamen ähnliche Schichten, wie die vorhin geschilderten, Thierknochen und Scherben enthaltend. In einer Tiefe von 6 Fuss etwa stiess der Arbeiter auf einen Balken von Kiefernholz. Derselbe wurde nun in einer Länge von etwa 7 Fuss frei gelegt und es ergab sich dabei, dass er auf einige, von einander verschieden weit (1—2 Fuss) gelegte platte Steine gebettet war. Die untere Partie des Balkens lag in einer torfartigen Schicht. Ebenso waren die Steine zum Theil in diese Schicht eingeschlossen, ihre Unterfläche ruhte aber auf einem grobkörnigen, ausgewaschenen, weissen Sande, wie er einem Seeboden eigen ist. Man hatte mithin wahrscheinlich auf den Seeboden und die denselben bedeckende Vegetationsschicht die Steine der Reihe nach gelegt und dieselben dann als Unterlage für den Balken benutzt. Das Holz war an einer Stelle sehr harzreich und dadurch gut erhalten, während die übrigen Partien vollkommen morsch und faul waren. Es ist auffällig, dass Wagner niemals eine solche Holzsubstruction gefunden hat, obgleich er so vielfach auf dem Terrain Nachgrabungen angestellt hat. Ich schreibe dies aber dem Umstande zu, dass er nicht die nöthige Tiefe erreichte, da er auch Nichts von der Seesandschicht erwähnt. Es ist wenigstens daraus, dass sich auch am Aussenrande des Walles Holzsubstructionen fanden, anzunehmen, dass das von mir aufgestellte Factum kein vereinzelt ist. Da mir aus dem vorhin geschilderten Befunde klar war, dass die Befestigung von Grund aus aufgeschüttet sei, so suchte ich die Construction des Walles selbst noch näher festzustellen und liess von aussen her in centripetaler Richtung auf den Wall einen Einschnitt machen. Dabei zeigte es sich, dass die Aufschüttung der Wallsohle sich mehrere Fuss weit über den äusseren Rand des Walles nach aussen hin erstreckte. Die obersten Schichten lieferten Scherben und Thierknochen, ähnlich denen innerhalb der Verwallung, die Masse war ebenfalls eine stark kohlenhaltige Erde. Dann kam eine weichere feuchtere Masse von ähnlicher Beschaffenheit. In derselben lagen abgebaute Aeste von Kiefern und anderen Holzarten, sowie unbehaute Baumstämme in wirrer Unordnung durch einander; dieselben setzten sich bis unter den Wall selbst fort. Unter dieser mit Holz durchsetzten Schicht, welche in ihrer unteren Partie dieselbe torfige Beschaffenheit zeigte, wie jene letzte dunkele Schicht innerhalb der Schanze, kam dann der sandige, weisse Seeboden. Man hatte hier also eine Art Substruction gemacht aus ordnungslos hingeworfenen Baumstämmen und Zweigen, um auf denselben den Wall aufzuschütten.

Den Wall selbst hat Wagner nicht weiter untersucht. Ich sondirte denselben an einigen Stellen und fand Aehnliches wie bisher: schwarze kohlenhaltige Erde,

mit Scherben gemischt, letztere aber sehr vereinzelt. Diese Art der Aufschüttung auf Baumzweige hatte ich vor einiger Zeit bei dem Burgwalle von Garz im Kreise Cammin in Pommern gefunden. Jedoch waren hier die Verhältnisse insofern andere, als man nur beabsichtigte, eine natürliche Erhöhung, welche räumlich nicht mehr ausreichte, zu verbreitern. Hier hatte man die Substruction aber viel kunstgerechter gemacht, indem man nämlich zunächst am Rande der natürlichen Erhöhung einige Planken auf die hohe Kante gestellt und mit Holzpfählen in dieser Stellung befestigt hatte und in dem daran anstossenden, tiefer gelegenen Terrain eine Art Faschinenunterlage aus Schichten von dünneren Zweigen, welche durch senkrecht in den Boden getriebene Pfähle festgehalten wird, gemacht hatte. So ähnlich nun diese Befunde bei den räumlich schon so weit von einander entfernten Wällen sind, so wenig darf man dennoch meiner Meinung nach vorläufig hieraus grosse Schlüsse ableiten. Auf dem Burgwalle von Garz sind bis jetzt nämlich unter den vielen tausend Scherben keine vorlavischen gefunden worden, es ist auch daselbst bis jetzt kein Fund anderer Art gemacht worden, welcher bis vor die slavische Periode zurückreichte, während bei dem Schliebener Burgwall die Verhältnisse fast umgekehrt liegen. Während nämlich nur in den oberen Schichten, natürlich an unberührten Stellen, deren es jetzt aber nur noch wenige giebt, Gefässscherben des slavischen Burgwalltypus vorkommen, findet man die der vorlavischen Periode angehörigen an allen Stellen, innerhalb sowohl wie ausserhalb der Verwallung in so überwiegender Menge, dass man annehmen muss, dass hier in vorlavischer Zeit germanische Völker lange, sehr sehr lange Zeit ihre sichere Zuflucht hatten, während die Slaven nur ganz vorübergehend diesen Platz benutzten. Vielleicht wurde durch fortschreitende Versumpfung des Elsterthals der Zugang zu schwierig und zuletzt fast unmöglich. Auch spricht die grosse Uebereinstimmung der übrigen Funde, welche Wagner gemacht hat, mit den vorlavischen deutlich für das hohe Alter der Anlage. Ich will nur der knöchernen Pfeilspitzen Erwähnung thun, welche ganz dieselbe Form zeigen, wie einige leider etwas versehrte, welche ich kürzlich von Herrn Friseur Werner von hier für das Königl. Museum geschenkt erhielt und die in einer grossen Urne zwischen menschlichen Gebeinen liegend in dem Gräberfelde bei Tegel gefunden wurden, eine Localität, die wahrscheinlich jener Zeit angehört, wo die ersten Bronzegegenstände in diese Gegend gelangten.

Hoffentlich finde ich später einmal Zeit und Gelegenheit, den Burgwall von Schlieben noch in grösserer Ausdehnung zu untersuchen und über die etwaige Balkensubstruction im Inneren desselben Genaueres festzustellen. Es ist dies, wie Sie wissen, ein Vorkommen, das bei Gelegenheit der vorjährigen Excursion nach Zahsow das Interesse in so hohem Maasse in Anspruch nahm und das wohl verdient, in den betreffenden Fällen genauer explorirt zu werden. Vielleicht ist das Glück später auch einmal so günstig, auf den Wahlbergen eine Untersuchung in grösserem Maassstabe anzustellen und die näheren Beziehungen, in welchen beide nach den obigen Ausführungen doch wohl als germanische Anlagen zu einander gebracht werden dürfen, genauer zu eruiren.¹⁾ —

1) Folgendes sind die Titel der oben erwähnten Schriften Wagners: Die Tempel und Pyramiden der Urbewohner auf dem rechten Elbeufer unweit des Ausflusses der schwarzen Elster von Dr. Friedrich August Wagner. Mit zwei Steindrucktafeln ausser der Titeltafel. Leipzig bei C. H. F. Hartmann, 1828, und: Aegypten in Deutschland oder die germanisch-slavischen, wo nicht rein germanischen Alterthümer an der schwarzen Elster. Leipzig, bei Hartmann, 1833.

Hr. Virchow zeigt eine geknöpft Bronzenadel, welche er schon vor mehreren Jahren durch die Güte des Hrn. Rechnungsrath Walter nebst einer grösseren Urne erhalten hat und welche aus einem Grabhügel in demselben, bei Klein Rössen in der Nähe von Uebigau (Reg.-Bez. Merseburg) gelegenen Gehölz herstammen. Die Spitze der Nadel ist abgebrochen; trotzdem ist der Rest noch 22·5 Cm. lang. Der Stiel hat eine durchschnittliche Dicke von 3 Mm. Am Ende ist eine ganz platte, dünne Scheibe von 12 Mm. Durchmesser, und in einer Entfernung von 11 Mm. darunter sitzt eine etwas schmalere, aber ziemlich dicke ringförmige Anschwellung. Dieser Fund hat, gerade bei der Unergiebigkeit unserer Nachgrabungen, ein höheres Interesse, insofern er darthut, dass das Gräberfeld unserer „Bronzezeit“ angehört.

Im Uebrigen bestätigt Hr. Virchow den Eindruck der Grossartigkeit, welche das Gräberfeld sowohl als der Wallberg von Falkenberg auf ihn gemacht haben. Beide sind in ihrer Art wohl die grössten Anlagen, welche zwischen Elbe und Oder in unserer Gegend vorhanden sind. Die ausgedehnten Bruch- und Wiesenlandschaften, welche die schwarze Elster begleiten, mussten allerdings geeignet sein, einer reichen Bevölkerung Nahrung und Schutz zu gewähren.

(11) Geschenke:

v. Hölder: Zusammenstellung der in Württemberg vorkommenden Schädelformen. Stuttgart 1876. Dazu als besonderes Geschenk die Originalphotographien der Schädel.

Capellini: L'Uomo pliocenico in Toscana. Roma 1876.

v. Lenhossék: Deák Ferencz. Budapest MDCCCLXXVI.

Broca: Sur la topographie cranio-cérébrale. Paris 1876.

Hamy: Etude sur la genèse de la scaphocephalie. Paris 1875.

Ausserordentliche Sitzung vom 29. Juli 1876.

Vorsitzender Hr. Virchow.

(1) Derselbe begrüsst zunächst die als Gäste anwesenden Herren Prof. R. Leuckart, Dr. Pechuël-Loesche, Dr. Falkenstein und Dr. Studer, der als Zoologe die Weltumsegelung auf S. M. Schiff „Gazelle“ mitgemacht hat.

(2) Die Organisationscomité's der anthropologischen Congresse zu Jena und Pesth haben durch die Herren Klopffleisch und Pulszky die weiteren, auf die betreffenden Congresse bezüglichen Programme mitgetheilt.

(3) Hr. Graf C. Sievers übersendet durch seinen Neffen, Hrn. Grafen P. Sievers eine Probe der bei seinen Nachgrabungen in dem Pfahlbau des Arrasch-See's gefundenen Scherben.

(4) Hr. Virchow legt eine

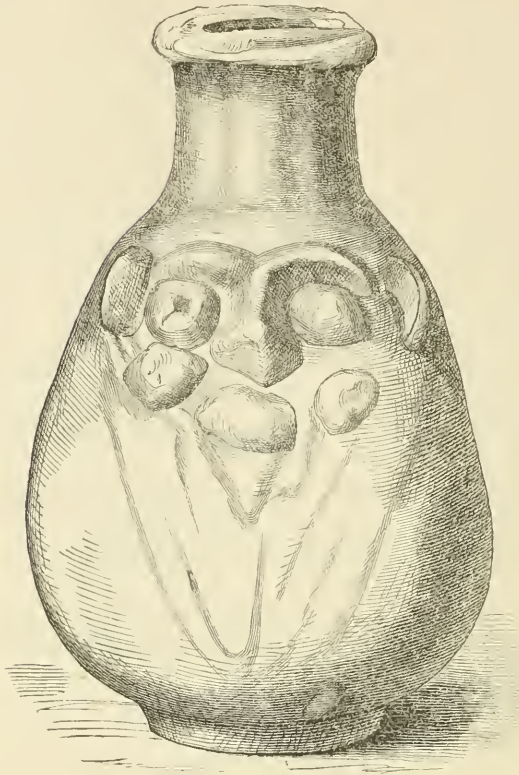
Gesichtsurne aus der Kleinen Oase

vor, welche Hr. Ascherson während seines Aufenthaltes daselbst im April d. J. von dem Schech Salem, ältestem Sohne des 'Omdah (Gross-Schech) Osmän zum Geschenk erhalten hatte. Nach Angabe des letzteren wurde dieses Gefäss in einem „unterirdischen Gange“ in seinem Garten gefunden. Diese, jetzt grösstentheils verschütteten Souterrains, deren Eingang dem Reisenden gezeigt wurde, gehören ohne Zweifel dem römischen Castrum an, auf dessen Grundmauern ein grosser Theil des Dorfes El-Qassr steht, und von dem über der Erde nur der sogenannte Triumphbogen erhalten ist. Es ist daher diese Angabe des Fundortes eines dem nach-ägyptischen Alterthume angehörigen Gefässes völlig glaubwürdig.

Das schon seiner Kleinheit wegen sehr merkwürdige Gefäss ist etwas über 11 Cm. hoch, hat einen engen, nahezu cylindrischen Hals von 3 Cm. Höhe, eine Mündung von 2·5 Cm. Durchmesser, welche von einem vorspringenden, scharf-randigen Wulst umgeben ist, und einen weiten Bauch, der seine grösste Ausweitung nahe über dem Boden mit 7·5 Cm. Durchmesser erreicht. Unten schliesst sich ein engerer, stark vertiefter Boden mit einem 5 Mm. hohen, vorspringenden Rande und von 3·8 Cm. Durchmesser an.

An dem oberen Umfange des Bauches findet sich das Gesicht mit stark vorspringenden Ohren, Augen, Augenbrauen, Nase, Wangen und Mund, etwas unsymmetrisch und höchst grotesk gebildet. Namentlich machen die Augen, die Wangen und der Mund, welche aus platten, offenbar sehr roh aufgeklebten Thonballen bestehen, einen

sehr rohen Ausdruck. Die Ohren sitzen ganz hoch. Die Nase ist kurz, gerade und obwohl dick, doch nicht eigentlich aufgeworfen. Die Form erinnert am meisten



an gewisse cyprische Gefässe, steht aber auch wegen der Stärke der Augenbrauen bekannten römischen Formen nahe.

Die Farbe des Gefässes ist röthlich gelb, aber die Oberfläche sehr verwittert. Trotzdem erkennt man noch schwarze Linien. Ein Theil derselben ist über dem Gesichte am Halse angebracht; nur sehr künstlich könnte man daraus die Andeutung einer Kopfbedeckung ableiten. Dagegen finden sich seitlich und unterhalb des Gesichts Linien, welche gegen die Mitte convergiren und nicht undeutlich auf Arme und Füsse zu beziehen sein möchten. Dazu kommt endlich ganz unten eine hervorragende Bildung, welche, wenn sie nicht zufällig sein sollte, nur als Fuss gedeutet werden könnte.

Auch am Boden, dessen Vertiefung einen flachrunden centralen Vorsprung zeigt, sieht man mit schwarzer Farbe ein Zeichen angebracht, welches einem A gleicht, wahrscheinlich ein Töpferzeichen.

(5) Hr. O. Hermes stellt photographische Aufnahmen der zur Zeit im Berliner Aquarium lebend gehaltenen Anthropoiden aus.

Der Vorsitzende nimmt Gelegenheit, die grossen Verdienste des Hrn. Hermes um die Anschaffung und Pflege dieser seltenen und höchst merkwürdigen Thiere hervorzuheben. Noch niemals sei gleichzeitig an einem Orte eine solche Sammlung lebender Anthropoiden (Gorilla, Orang Utan, Schimpanse) zu sehen gewesen.

(6) Hr. Bürgermeister Künzer zu Pforten (Nieder-Lausitz) übersendet die Photographie eines daselbst gefundenen Steines (grauer Granit), $\frac{1}{2}$ M. lang und in der Mitte 19 Cm. im Durchmesser, der wegen seiner regelmässigen Form als ein Manufact erscheint. Er hat eine im Grossen lanzenförmige Gestalt, ist beiderseits stumpfspitzig, an den Seiten ziemlich scharfrandig und zeigt auf der platten Fläche einen erhabenen Graht.

Hr. Virchow erklärt, dass es sich allem Anschein nach um eine jener natürlichen, aber freilich sehr merkwürdigen „geschliffenen“ Formen handle, welche er in den Sitzungen vom 11. Juni und 9. Juli 1870 (Zeitschr. für Ethnol. Bd. II, S. 357 und 453) und vom 10. Juni 1871 (Ebendas. Bd. III, S. 103) zum Gegenstand der Besprechung gemacht hat.

(7) Hr. Bauführer de Ball sendet einen Bericht des Mörser Kreisblattes über einen Fund

vorweltlicher Thiere bei Xanten.

Die Arbeiten an der Bahnstrecke Goch-Wesel nehmen ihren Fortgang. Bei den Uedemer resp. Labbecker Höhen hat man einen merkwürdigen Fund gemacht. Zwischen zwei Sandschichten stiessen die Arbeiter bei einer Tiefe von acht Fuss auf eine ausserordentlich harte Masse, die kaum mit der Hacke durchdrungen werden konnte. Bei näherer Untersuchung stellte sich heraus, dass die harte Schicht nichts anders war, als theilweise versteinerte, theils vermoderte Thierknochen, Thierzähne, Wirbel, Muscheln etc. Aus der Stärke und Dicke der Knochen kann man auf die Grösse der Thiere schliessen. Wirbelknochen fand man von 6—7 Zoll Durchmesser. Sehr eigenthümlich sind die noch gut erhaltenen Zähne. Nach Form und Bildung deuten sie auf den Rachen eines Haifisches oder eines ähnlichen Seethieres. Die ganze Schicht ist 10—12 Ruthen lang und geht bis zu einer Tiefe von 24 Fuss.

(8) Hr. Virchow spricht über

die Bronzezeit.

M. H., Sie erinnern sich, dass ich schon im Anfang dieses Jahres (Sitzung vom 19. Januar, S. 40) in der Lage war, mich zu vertheidigen gegen einen etwas unmotivirten Angriff, der auf meine, allerdings etwas ketzerische Auffassung von den Metallperioden von Seiten eines der Vorstandsmitglieder des mecklenburgischen Vereins gemacht worden war. Seit jener Zeit sind die Bedenken, welche in Bezug auf die Classification der Metallzeiten aufgestellt werden können, in der allerheftigsten und weitestgehenden Form hervorgetreten. Insbesondere ist mit dem grössten Material und, ich kann wohl sagen, mit einem überraschenden Reichthum quellenmässiger Thatsachen an die Frage gegangen Hr. Dr. Hostmann in Celle, dessen verdienstvolle Arbeiten über das Darzauer Gräberfeld die Aufmerksamkeit schon seit längerer Zeit auf ihn gelenkt haben. Derselbe hat in einer kritischen Besprechung der Arbeiten von Dr. Hildebrandt (Stockholm) den Anknüpfungspunkt gefunden, seine abweichenden Ansichten im „Archiv für Anthropologie“ vorzutragen; er hat dies in einer weit über den Ausgangpunkt hinausgehenden und dem Anschein nach so siegreichen Weise gethan, dass unser verehrter craniologischer Nestor Hr. Ecker in einem kleinen Aufsätze, welchen er zuerst in der „Augsburger Zeitung“, dann im „Archiv für Anthropologie“ veröffentlichte, es für angezeigt erachtet hat, den Vorschlag zu machen, die Eintheilung in Bronze- und Eisenzeit ganz aufzugeben, und

nur noch von einer Metallzeit im Gegensatz zu einer Steinzeit zu sprechen. Es reiht sich daran eine ganze Reihe verwandter Arbeiten, unter denen ich besonders betonen will eine vom mehr philologisch-archäologischen Standpunkt aus gehaltene Arbeit des belgischen Archäologen de Meester de Ravestein¹⁾, in der er die alten Schriftsteller ausführlich durchgeht, die Stellen prüft, in denen von Metallen die Rede ist, und daraus nachzuweisen sucht, dass von einer Präexistenz der Bronze vor dem Eisen nicht die Rede sein könne. Es scheint mir, wenn man diese verschiedenen Publikationen durchgeht und diejenigen Erfahrungen zu Hilfe nimmt, die jeder, der sich mit diesen Sachen praktisch beschäftigt, gelegentlich zu machen Gelegenheit hat, dass allerdings das Feld der sogenannten reinen Bronzefunde sich immer mehr verkleinert. Es wird immer schwieriger, solche Funde zusammen zu bringen, in denen die Bronze in völliger Isolirtheit vorkommt und in denen zugleich die Wahrscheinlichkeit besteht, dass sie das einzige archäologische Material war, was für die Beurtheilung dieser Funde in Betracht kommt.

Nun muss ich gleich von vornherein bemerken, dass ich in einem sehr wesentlichen Punkte gegen die Bestrebungen, welche uns hier entgegentreten, mich aussprechen möchte. Mir scheint es nämlich, dass, auch wenn man zu der Ueberzeugung kommen sollte, dass generell die Bronze nicht früher bearbeitet worden ist, als das Eisen, ja, wenn man vielleicht, wie Hr. Hostmann verlangt, noch einen Schritt weiter ginge und sogar die Präexistenz der Eisenbearbeitung vor der Bronze annähme, wenn man sich vorstellte, dass die Menschen zu allererst das Eisen zu bearbeiten gelernt hätten, und dass die Bronze erst in späterer Zeit hinzugekommen sei, daraus doch nur hervorgehen würde, dass wir nicht mehr in dem Sinne, wie bisher, von Bronze- und Eisenzeit sprechen könnten, aber es würde daraus noch nicht folgen, dass die Bezeichnung einer Bronzezeit ganz aufzugeben wäre und dass wir keinen Grund hätten, mit möglichster Schärfe die Bronzezeit in ihren besonderen einzelnen Phasen und Entwicklungen zu studiren. Ich meine, es würde sich vielmehr das kulturhistorische Bild so gestalten, dass wir eine grosse Eisenzeit bekämen, welche zu irgend einer Zeit an die bisher bloß steinerne Culturperiode sich anschliesse. Dann würden wir aber innerhalb dieser Eisenzeit Bronzezeiten bekommen; wir würden genöthigt sein, bestimmte Epochen auszuscheiden als die eigentlichen Bronze-Epochen und wir würden dann versuchen müssen, wie wir die Bronzen klassifiziren, um danach, allerdings nicht zu einer Bronzezeit, sondern zu mehreren Bronzezeiten zu gelangen, die uns als bestimmte chronologische Anhaltspunkte für das weitere Urtheil dienen müssten.

Die Bronzen, wenn man sie selbst als in einem gewissen Entwicklungsgang befindlich betrachtet, haben schon seit längerer Zeit durch ihre chemische Zusammensetzung Veranlassung gegeben, den Versuch zu machen, für bestimmte Perioden bestimmte Mischungen als charakteristisch zu bezeichnen. In dieser Beziehung möchte ich zunächst hervorheben, dass eine Menge von vortrefflichen Thatsachen vorliegt, welche darthun, dass es eine Zeit gegeben hat, in welcher reine Zinnbronzen existirten, und eine andere Zeit, in der Zinkbronzen üblich wurden. Der Zusatz von Zink zu der Bronze entspricht überall, wo wir einigermassen in der Lage sind, diese Funde nach anderen Merkmalen zu klassificiren, einer späteren Periode, und zwar können wir gleich sagen, der römischen und nachrömischen Zeit. Wenn wir nun dazu nehmen, dass uns durch die römischen Schriftsteller bestimmte Angaben überliefert sind, dass der Zusatz von Zink erst im dritten Jahrhundert v. Chr. Gebrauch geworden ist, so stimmt das völlig überein mit dem, was wir finden, und

1) A propos de certaines classifications préhistoriques Bruxelles 1875.

wir haben allen Grund, an dem Auftreten der Zinkbronze eine besondere Periode zu erkennen, welche von der früheren, in welcher nicht mit Zink versetzte Bronzen allein vorkamen, unterschieden werden muss. Auch dieser Scheidung widersetzt sich Hr. Hostmann. Er sagt, er habe an verschiedenen Stellen in Hannover Bronzen gefunden, welche bearbeitet waren. Er besitze z. B. bestimmte Typen von Fibeln, und er könne nachweisen, dass Fibeln gleicher Form das eine Mal blosse Zinnbronze, das andere Mal Zinkbronze enthalten. Es sei also auf diese Differenz kein Werth zu legen; die Bronzen seien promiscue durch einander angewendet worden.

Mir scheint, dass auch diese Folgerung über das Ziel hinauschießt. Nehmen wir auch die Analysen, welche Hr. Hostmann mittheilt, als richtig an — obwohl ich bemerken muss, dass die blosse Angabe, irgend ein Analytiker habe eine gewisse Composition gefunden, sich erfahrungsgemäss nicht immer als ausreichender Beweis von der Zuverlässigkeit der Angabe erwiesen hat, — nehmen wir an, dass kein anderer Analytiker an derselben Bronze eine andere Mischung nachweist, wie das auch schon vorgekommen ist, so würde aus der gedachten Thatsache höchstens folgen, dass es eine gewisse Zeit gegeben hat, in der man dieselben Gegenstände aus zwei verschiedenen Mischungen darstellte, indem man eine Fibula von gleicher Form einmal aus Zinn- und einmal aus Zinkbronze verfertigte. Es würde daraus allerdings folgen, dass der einfache Nachweis einer reinen Zinnbronze noch nicht genügt, um zu zeigen, dass das „älteste“ Bronze ist; aber man kann nicht umgekehrt schliessen, dass nun auch alle diejenigen Bronzen, welche reine Zinnbronzen sind, zusammengeführt werden müssen mit den vielen Zinkbronzen, und dass etwa die Erfahrungen, die wir sonst haben und welche darauf hinweisen, dass viele Jahrhunderte lang keine Zinkbronze existirt hat, während doch schon Bronze da war, dadurch beseitigt werden.

Es ist nun Eines, meine ich, besonders zu betonen, nemlich dass die hauptsächlichsten Mischungen, welche wir von den Bronzen kennen, die kleinen Nüancirungen abgerechnet, überall eine absichtliche Verbindung andeuten und nicht etwa durch den Zufall eines schon gemischten Urmetalls erklärt werden können. Es giebt kleinere Beimischungen von Nickel, Wismuth, Antimon, Arsenik, Eisen, welche an verschiedenen Orten in verschiedenen Mengen vorhanden sind und die wir zum Theil schon vorfinden da, wo nicht einmal vollkommene Mischungen gemacht worden sind, wo die Masse z. B. so überwiegend aus Kupfer besteht, dass man versucht sein könnte, den Gegenstand als aus reinem Kupfer bestehend zu bezeichnen. Aber es giebt Metalle, und dahin gehört ausser dem Zink insbesondere das Blei, welche niemals in solchen Quantitäten mit Kupfer gemischt in der Natur vorkommen, wie wir sie in den Bronzen finden. Wir haben eine besondere Species von Bronze hier erst kennen gelernt im Laufe des vorigen Jahres (Sitzung vom 20. Novbr. 1875, S. 246) durch die Analyse, welche Hr. Professor Liebreich mit Bronze, die ich von Zaborowo mitgebracht hatte, angestellt hat; es wurden darin grosse Beimengungen von Arsenik nachgewiesen und zwar in solchen Mengen, wie nirgend Arsenik als natürliches Vorkommen mit Kupfer verbunden ist. Diese Beimischungen, vor allen Dingen Blei, Zink und vielleicht Arsenik, repräsentiren willkürliche Mischungen. Um diese Mischungen zu machen, bedurfte man unzweifelhaft sehr umfangreicher metallurgischer Erfahrungen und einer Reihe von Präparationen, um sich die einzelnen Metalle zu beschaffen.

Diese Einzelmetalle, von denen wir zum Theil reine Barren aus alten Funden kennen, mussten für sich dargestellt werden; daraus erst mischte sich der Bronzekünstler die besondere Bronze, welche er brauchen wollte. Hier ist, wie ich glaube, trotz aller der scheinbaren Abweichungen, welche uns entgegen treten, ein sehr bestimmter

Anhaltspunkt für das Urtheil gegeben. Wenn man die Bronzeanalysen aller Länder vergleicht — wir haben neuerlich Zusammenstellungen solcher Analysen aus Skandinavien¹⁾ in grosser Zahl bekommen, — so sieht man sofort, dass gewisse archäologisch gut charakterisirte Funde sich auch unterscheiden durch die Beimischungen und zwar so, dass allerdings die reineren Mischungen überwiegend der früheren Zeit angehören, wenn sie sich auch in späterer Zeit noch nachweisen lassen. Was das letztere betrifft, so möchte ich darauf hinweisen, dass sehr verschiedene Möglichkeiten existiren, welche es erklären, dass derartige ungleiche Mischungen in derselben späteren Zeit sich vorfinden. Es ist z. B. sehr leicht möglich, dass alte Originale sich erhalten haben in einem Stamm oder einer Familie und dass nach diesen alten Originalen späterhin neue Arbeiten ausgeführt worden sind, so dass diese neuen Arbeiten um Jahrhunderte später datiren, wengleich sie in demselben Grabfelde zusammen sich vorfinden. Wenn das bei den Bronzen als eine willkürliche Annahme erscheinen kann, so möchte ich darauf hinweisen, dass wir in Münzfunden diese Erscheinung in grosser Ausbreitung haben. Man trifft sehr alte Münzen in Funden, die um ein Jahrtausend später zusammengebracht worden sind, wie wir das an verschiedenen Stellen in unserem Vaterlande kennen gelernt haben, wo gelegentlich eine Faustina oder ein Antonin sich vorfindet unter deutschen Kaisermünzen des 10. und 11. Jahrhunderts. Dieses Sichfortpflanzen einzelner Stücke in dem Besitz der Leute und das Deponiren derselben mit Schätzen, die einer späteren Zeit angehören, wird man zugestehen müssen. Aus einem solchen Zusammenvorkommen folgt also nicht, dass die neue Mischung, welche sich neben der alten vorfindet, ohne Weiteres als derselben Periode angehörig betrachtet werden kann, sondern vielleicht nur, dass die Deponirung in einer späteren Zeit erfolgte, als die Fabrikation.

Im Allgemeinen glaube ich mich als einen sehr konservativen Bronzemann ausgesprochen zu haben. Denn die Auffassung, dass eine Succession der Metallmischungen die verschiedenen Perioden der Bronzezeit charakterisire, ist von verschiedenen früheren Gelehrten sehr eingehend verfolgt worden. Ich erinnere nur an den böhmischen Archäologen Wocel, der die sämtlichen Bronzen des Prager Nationalmuseums bestimmt hat nach ihrem Alter, indem er Feilenstriche an sie anlegte und diese Feilenstriche verglich mit dem Aussehen verschiedener, künstlich hergestellter Legirungen, welche den Hauptmischungen entsprachen. Das ist etwas kühn und würde sich im Einzelnen nicht als absolut sicheres Verfahren erweisen. Indess im Grossen halte ich die Voraussetzungen Wocel's für zutreffend.

Aber das schliesst nicht aus, dass während der Bronze-Periode auch Eisen existirt habe. Nur berechtigt es uns ebensowenig, diese Dinge zusammen zu werfen und zu sagen: wir machen einen einzigen grossen Topf und sprechen nur noch von einer Metallzeit. Wäre das richtig, so würde die Meinung allerdings sofort angenommen werden müssen, als deren Repräsentant sich gleichfalls Hr. Hostmann erklärt hat, dass die sämtlichen indogermanischen Völker schon von ihrer ersten Trennung her die Kenntniss aller Hauptmetalle mitgebracht hätten. Ich muss leider sagen, dass nach meiner Auffassung diese Frage eine so weit zurückliegende ist, dass ich es nicht recht wage, sie in einer bestimmten Weise in Angriff zu nehmen. In der That fehlt uns das Material für die asiatischen Ursitze der Völker in hohem Maasse, und wenn unser Freund Jagor uns nicht in den Stand setzt, durch seine Bronzen aus den alten dravidischen Gräbern Vorderindiens wesentliche Fortschritte zu machen, so werden wir vielleicht noch lange auf Vermuthungen und Traditionen

1) O. Rygh, Norske Bronce-Legeringer fra Jernalderen. Forhandlinger i Videnskabs-Selskabet i Christiania. Aar 1873. S. 471.

anderer Völker uns beziehen müssen. Vorläufig stimmen, soviel ich sehe, einerseits die archäologischen Funde in Sibirien, andererseits die Untersuchungen der Assyriologen einigermaassen darin überein, dass die Kenntniss der Metalle viel weniger als ein ursprünglich arischer, vielmehr als ein ursprünglich turanischer Besitz erscheint, und es würde dann immer noch die Frage sein, ob mit Nothwendigkeit angenommen werden muss, dass die arischen Stämme von ihrer ersten Auswanderung her schon in dem vollen Besitz derjenigen Metallkenntnisse waren, welche vielleicht benachbarte turanische Völker besaßen.

Man darf übrigens hier vielleicht einen anderen Gesichtspunkt geltend machen, nämlich den, dass, selbst wenn sich auf irgend eine Weise darthun liesse, dass die allgemeine Kenntniss der Metallbearbeitung schon auf die arischen Urstämme übergegangen war, ehe ihre Trennung stattfand, keineswegs daraus folgen würde, dass ein jeder dieser Stämme während der langen Zeit seiner Wanderung und seiner getrennten Existenz diese Kenntnisse intakt erhalten habe. Das müsste aber unmittelbar angenommen werden, wenn man die Meinung festhalten wollte, man dürfe ohne Weiteres allen arischen Stämmen gleiches technisches Wissen zuschreiben. Stellt man sich z. B. die Germanen auf ihren weitläufigen Wanderungen vor, so müssten sie während dieser langen Periode immer die Kunde der Bronzebearbeitung mit sich getragen haben. Wenn man sich nun einigermaassen vergegenwärtigt, wie andere Völker, welche auf langen Wanderungen in ganz andere Oertlichkeiten gelangen, wo ganz andere Naturprodukte ihnen zu Gebote stehen, sich verhalten, so ist die Zahl der Beispiele sehr gross, in denen sich nachweisen lässt, wie ein gewisses Volk Kenntnisse einbüsst, die es in dem neuen Heimathsorte nicht mehr zu verwenden im Stande ist. Wenn irgendwo, so sind diese Beispiele in der grössten Ausdehnung auf den oceanischen Inseln bei den Polynesiern zu haben. Ich meine nun, wenn die Germanen, wie wir annehmen müssen, Jahrhunderte lang durch Länder zogen, in denen Kupfer und Zinn nicht gerade in bequemer Weise zu Tage lagen, in denen überhaupt die bergmännischen Produkte nicht in der Bequemlichkeit zu haben waren, wie das in Asien an manchen Punkten der Fall ist, so würde es etwas sehr Ungewöhnliches gewesen sein, wenn die Kunst, Bronze herzustellen und Bronze in verschiedener Weise zu bearbeiten, sich durch Jahrhunderte, ja vielleicht durch Jahrtausende immerfort bei ihnen sollte erhalten haben. Warum finden wir denn in Deutschland selbst keine Spuren prähistorischen Bergbaus? Es wirkt noch ein weiterer Umstand überaus störend auf die Vorstellung von der Ursprünglichkeit dieser Kenntniss, dass wir nämlich, bis jetzt wenigstens, aus den alt-asiatischen Heimathsstätten der Arier keine Vorbilder haben, welche mit einiger Sicherheit diejenigen Typen repräsentiren, diejenige Fabrikationsweise vorzeichnen, die wir nachher im gewöhnlichsten Gebrauch der europäischen Völker finden. Wenn wir unsere Kunsttypen aufsuchen, so kommen wir schliesslich immer auf südliche Vorbilder, und ich kann nicht anders sagen, als dass ich in dieser Beziehung überwiegend mit Herrn Lindenschmit übereinstimme. Das regelmässige Mutterland unserer Vorbilder ist und bleibt Italien. Ich will damit in keiner Weise der Meinung entgegengetreten, als ob nicht auch von Griechenland aus unmittelbar Einflüsse sich über Thracien nach Norden erstreckt haben mögen. Auch die altitalische Cultur ist in diesen Dingen abhängig gewesen von dem griechischen Import. Indess muss ich andererseits betonen, dass der griechische Boden bis jetzt noch keine ausreichenden Anhaltspunkte gewährt hat, um nähere Beziehungen aufzusuchen.

Dem Bestreben, die Bronze als einen von Süden kommenden Import darzustellen, sind seit langem Argumente entgegengetreten und namentlich ist der Versuch gemacht, zu zeigen, dass gewisse Funde sich wesentlich auf einheimisches Material

beziehen. Ich läugne das durchaus nicht. Ich will namentlich hervorheben, dass wir in neuester Zeit durch die Bemühungen des Hrn. Biefel¹⁾ in Breslau einige Untersuchungen über schlesische Bronzen erhalten haben, bei denen sich allerdings herausgestellt hat, dass Geräthe vorkommen, die im Wesentlichen aus Kupfer mit absolutem Mangel von Zinn oder nur mit ganz geringer Beimischung desselben bestehen. Es ist namentlich durch Hrn. Gissmann ein Celt vom Geiersberg analysirt, sowie eine sonderbare gedrehte Metallocke, die in einer Urne bei Zedlitz (Kreis Steinau) gefunden wurde: der erstere reines Kupfer mit etwas Eisen, Wismuth, Antimon und Nickel, die letztere 1·56 pCt. Zinn auf 98·30 Kupfer. Ich bin auch überzeugt, dass, wenn man sorgfältig genug beobachtet, man wahrscheinlich manche analoge Entdeckungen machen wird.

Da die Kupferfunde bis jetzt noch eine grosse Rarität bei uns sind, so habe ich ein Specimen mitgebracht, welches ich besitze. Es ist scheinbar eine Bronzeart.²⁾



1) Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift. 27. Bericht. 1875. S. 71.

2) Der eine Holzschnitt zeigt die Flächen-, der andere die Seitenansicht in natürlicher Grösse.

Sie hat jedoch eine etwas schlechte Patina; zugleich besitzt sie aber eine Form, die von der der gewöhnlichen Bronzeäxte, sowohl von der Paalstabform, als von der eigentlichen Celtform wesentlich abweicht. Es ist ein undurchbohrtes, sehr plattes und breites Stück, 13·5 Cm. lang, 12 Mm. in der grössten Dicke, hinten 28, vorn an der Schneide 47 Mm. breit, ohne alle Verzierungen. Die Schneide ist flach gerundet, übrigens ziemlich scharf, die Seiten durch je zwei schräge Abstumpfungsf lächen gleichfalls zugeschärft, der Rücken verhältnissmässig sechsmal und weniger dick als die Mitte. Die Form nähert sich also am meisten derjenigen der alten Steinäxte. Freilich ist sie nicht so massig, wie die Steinäxte gewöhnlich, indess das war bei dem Metall nicht nothwendig. Eine solche Form würde als vortrefflicher Beweis gelten können, um zu zeigen, wie man die Steinform allmählich übersetzt hat in die Metallform und wie man sich aus Metall ein der Steinaxt analoges Ger äth hergestellt hat. Nichts destoweniger ist aller Grund vorhanden, anzunehmen, dass dieses Specimen keineswegs so alt ist, dass es der allerältesten Metall-Periode zugerechnet werden darf, denn 6 solcher Aex te sind zusammen gefunden worden bei Bythin im Grossherzogthum Posen in einer Tiefe von etwa 1 M. unter einem grossen Steine mit dem gut gearbeiteten Doppelgespann von Stieren, welches ich früher besprochen habe und von welchem sich eine Abbildung in unseren Verhandlungen befindet (Sitzung vom 6. Decbr. 1873, Bd. V, S. 200, Taf. XVIII, Fig. 1). Diese Stiere haben so viel Eigenthümlichkeiten an sich, dass Niemand bezweifeln kann, dass sie mit südlichen Stierrassen zusammenhängen. Bei uns im Norden waren nie wirkliche Stierköpfe, welche diesen Typus an sich trugen. Sie haben vielmehr die grosshörnige Form, wie sie uns gegenwärtig zuerst in Mähren aufstösst, wenn wir eine Reise nach Süden machen; sie entsprechen auch den Formen, wie wir sie in Ungarn und Italien finden. Nichts destoweniger besteht dieses Stück überwiegend aus Kupfer und es ist gar kein Zinn darin. Ich habe es durch Hrn. Professor Salkowsky analysiren lassen und es hat sich herausgestellt, dass es wesentlich eine Kupferaxt ist. Vor nicht langer Zeit würde man geneigt gewesen sein, eine solche Axt als eine Hinterlassenschaft aus dem ersten Stadium der Metall-Entwicklung anzusehen: erst Kupfer, dann Bronze. Jetzt bin ich ganz geneigt, zuzugestehen, dass es ein späteres Fabrikat war. Nachdem es sich herausgestellt hat, dass es Objecte aus schlesischem Kupfer giebt, so könnte man es vielleicht als ein Pendant zu dem Stück vom Geiersberg betrachten; es könnte so interpretirt werden, dass wir hier ein inländisches Erzeugniss vor uns haben. Nichts destoweniger flösst mir die Ausführung der gleichzeitig gefundenen Stiere grosses Bedenken gegen eine solche Interpretation ein, und ich möchte trotz Allem immer noch glauben, dass es ein Importartikel, vielleicht aus Ungarn, war.

Allerdings treffen wir, nicht blos in den Rohmaterialien, sondern auch in guten Mischungen ausgeführt, eine Reihe von Gegenständen, für die wir in unseren Ländern auch die Gussformen finden, und kein Mensch bezweifelt, dass solche Dinge auch im Lande fabricirt sind. Allein aus diesen Gussformen folgt nichts weiter, als dass man einmal, wenn auch vielleicht erst spät, dahin gekommen ist, die Methode kennen zu lernen, wie so etwas herzustellen ist; es folgt weiter nichts in Bezug auf die lokale Entwicklung eines künstlerischen Sinnes oder einer selbständigen Technik. Denn, wie Hr. Lindenschmit erst neulich wieder mit Recht hervorgehoben hat, alle inländischen Gussformen, die wir bis jetzt kennen gelernt haben, beziehen sich auf relativ einfache und relativ untergeordnete Gussstücke; es ist nicht eine einzige Gussform diessseits der Alpen gefunden worden, welche eine bedeutende Kunstentwicklung erkennen lässt. Daher werden wir uns dem Gedanken nicht verschliessen können, dass die eigentlichen Hauptstücke, die wir im Norden finden, —

und das sind diejenigen, welche man gewöhnlich der alten oder eigentlichen Bronzeperiode, oder, wie man in Schweden sagt, dem Bronzereich zuschreibt, — im Wesentlichen Import sind. Der ausgezeichnetste Platz für diese Funde ist bis dahin immer das Gräberfeld von Hallstadt in Ober-Oesterreich gewesen, von wo eine ganze Reihe der wichtigsten Kunstgegenstände schon früher bekannt geworden sind. Ich habe mir erlaubt, zu wiederholten Malen solche Gegenstände aufzuführen und ich erinnere namentlich an die wiederholten Auseinandersetzungen, welche ich über die sogenannten Bronzeeimer oder Bronzecysten gemacht habe, die aus geschlagener Bronze bestehen, die nicht gelöthet, sondern genietet sind mit grossen Nägeln (Sitzung vom 13. Juni und 11. Juli 1874, Bd. VI, S. 141 u. 162. Sitzung vom 14. Mai 1875, Bd. VII, S. 107). Solche Eimer finden sich gerade in Hallstadt, zum Theil in sehr ausgezeichneten Exemplaren. Immerhin könnte man sich denken, dass in Hallstadt die Kunst der Bronzebearbeitung auf eine solche Höhe gestiegen sei, dass Alles in loco fabricirt sei. Dies ist jetzt sicherlich nicht mehr möglich. Ich habe eine neueste Publikation des Baron v. Sacken mitgebracht, welche sich auf einige neue Funde desselben Grabfeldes bezieht. Darin findet sich die Abbildung der Bronzescheide eines Schwertes mit sehr fein ausgeführten Figurenzeichnungen. Herr v. Sacken selbst spricht sich dahin aus, dass es uns nicht wundern dürfe, im Hallstädter Gräberfeld ein fremdländisches Erzeugniss, namentlich ein italienisches anzutreffen, denn wenn auch ein Theil der hier gefundenen Gegenstände einheimisches Fabrikat sei, so könne doch über die fremde und zwar etruskische Herkunft der feineren Erzeugnisse, namentlich der Erzgefässe, vieler Waffen und Schmucksachen kaum ein Zweifel obwalten. In der That, wenn Jemand diese Schwertscheide nicht für ein unmittelbares Zubehör südlicher Kunstformen anerkennen will, so wird es sich wohl kaum verlohnen, mit ihm zu streiten. Wenn man aber zu der Ueberzeugung von der südlichen Herkunft dieser Gegenstände kommt, wenn man findet, dass in demselben Gräberfeld unmittelbar daneben die früher von mir besprochenen Bronzeeimer sich finden, welche genau in derselben Weise in den Funden von Bologna aufgedeckt sind, ja welche mit diesen so weit übereinstimmen in der Herstellung der einzelnen Theile, so sehr in der, wenn auch kümmerlichen Ornamentik, dass man bestimmte Eimer von Bologna mit solchen von Hallstadt zusammenstellen kann, und dass man allen Grund hat, anzunehmen, sie seien aus derselben Fabrik hervorgegangen, so weiss ich in der That nicht, wie man sich noch ferner dem Skrupel hingeben kann, dass wir hier keine Gruppe fremder Importartikel vor uns hätten.

Ich weiss allerdings, dass gerade in dieser Beziehung die ältere Schule am hartnäckigsten ist, indem sie, mit unserem verdienten Nestor Lisch, durchaus nicht zugestehen will, dass wir mit diesen Stücken uns schon in einem Eisenzeitalter befinden. Indess die Thatsache steht fest, dass in Hallstadt neben diesen Dingen überall Eisen vorkommt. Auch alle Bronzeeimer, die wir in Deutschland besitzen, hatten eiserne Beigaben: eiserne Deckel, eiserne Messer, eiserne Nägel. Zeigt sich nun, dass solche Geräthe zu einer Zeit gefertigt sind, als man auch in Italien noch nicht die Kunst des Löthens kannte, als man auf beschädigte Stellen noch einfach einen Flicker aufsetzte, wie ein Arbeiter heut zu Tage sein Beinkleid flickt, indem man ein Stück Blech auf die Lücke aufnagelte; zeigt sich ferner, dass die einfachsten Operationen, die sich später bei vollkommenerer Kenntniss der Behandlung der Bronze auf flüssigem Wege ausführen liessen, in mühseligster Art durch Handarbeit und Ausschlagen mit dem Hammer bewerkstelligt worden sind, so gelangt man mit seiner Rechnung in eine Zeit, die ziemlich weit vor Christi Geburt reicht, aber immer noch auf dem Boden der Eisenkultur liegt.

Innerhalb dieser Betrachtungen liegt, wie Sie sehen, ein neues Motiv der

Scheidung. Die gehämmerte und genietete Bronze gegenüber der gegossenen und gelötheten Bronze ergibt einen so grossen und entscheidenden Unterschied, dass selbst die chemischen Analysen ihm gegenüber nicht mehr Bedeutung haben. Denn die Mischung derjenigen Bronze, welche genietet und gehämmert ist, erweist sich als identisch mit der Mischung derjenigen, welche ganz gegossen oder zum Theil gelöthet ist. Die Kenntniss dieser einzelnen Operationen scheidet innerhalb der Periode der Zinnbronze meiner Meinung nach zwei scharf gesonderte Perioden und wir sind vollkommen berechtigt, die Fundstücke, an denen wir diese Merkmale treffen, chronologisch auseinander zu halten und sie zum Theil einer älteren, zum Theil einer späteren Zeit der reinen Zinnbronze zuzuweisen.

Hr. Hostmann sagt, die Mischung der Bronze in den Bronzeemern sei identisch mit der Mischung gewisser Fibeln, die er im Darzauer Gräberfelde finde; diese Fibeln hätten wiederum denselben Typus, wie andere, die aus Zinkbronze bestehen, also seien auch die Bronzeemer mit den Zinkfibeln chronologisch zusammen zu bringen. Dies halte ich für absolut falsch, für eine so willkürliche Interpretation, wie sie nur erdacht werden kann. Ich meine, es bleibt uns eine Menge von Hülfsmitteln der Diagnose übrig. Ich habe heute nicht die Absicht, alle diese verschiedenen Hülfsmittel vorzuführen; es genügt mir, jene grossen und augenfälligen Unterschiede zunächst aufgestellt und daran meine Thesen erläutert zu haben. Aus diesen Thesen folgere ich, dass wir immerfort berechtigt sein werden, diejenige Zeit, wo ein Volk in den Besitz von Bronze kommt, zu unterscheiden als ein besonderes Ereigniss in seiner Entwicklung. Damit kommen wir auf bestimmte Handelsbeziehungen, und mit diesen auf bestimmte Cultureinflüsse; von dem Zeitpunkt an, wo wir das nachweisen können, werden wir eine Reihenfolge von Entwicklungen verfolgen können, die vielleicht in dem Volke selbst sich vollziehen, wenngleich die Anregungen dazu ihm von aussen zugekommen sein mögen. Die Verschiedenheit dieser Entwicklungsstadien gewährt die Mittel, die Einzelfunde zu classificiren

Wäre es richtig, dass, wie Hr. Bertrand, der berühmte Pariser Archäologe, meint, die Fabrikation solcher Kunstobjecte, wie sie eben besprochen wurden, eigentlich kaukasischen Ursprungs sei und ihre Kenntniss sich von daher durch die Kelten, gleichsam in Radien, verbreitet habe, so zwar, dass wir genöthigt wären, die Bronzeemer von Bologna als Ausläufer eines südlichen, die von Zaborowo und Pansdorf als Ausläufer der nördlichen Radien dieser kaukasischen Cultur zu betrachten, so würde das eine gewiss wichtige Unterlage für die Kunde gewisser Völkerzüge bieten. Leider besitzen wir absolut keine Kunde von der Existenz ähnlicher Arbeiten an den Stellen, von denen Hr. Bertrand ihre Entdeckung ableitet, sondern wir kennen sie nur an Fundstätten des Südens, und daher werden wir uns hüten müssen, seine Hypothese von den hyperboräischen Bronzeschmieden anzuerkennen.

Ich muss ferner sagen, alle Bemühungen, die ich mir gegeben habe, an dem Studium der bei uns vorgekommenen Bronzen den Weg der Cultur rückwärts zu verfolgen, führen mich nirgends zurück über diejenigen Zeiträume, welche im Süden schon historisch sind. Unsere Prähistorie fällt, so weit es sich um Bronze handelt, mit der wirklichen Historie oder wenigstens mit der Sagenzeit des südlichen Europa's zusammen. Ich wüsste kein einziges Fundstück, welches man als ein solches bezeichnen könnte, dessen Herstellung vor die Bronzezeit Etruriens oder Griechenlands zurück zu versetzen wäre. Nun sind aber die verschiedenen Bemühungen, direkte Beziehungen mit Griechenland zu finden, bis jetzt ziemlich fruchtlos geblieben.

Einer der Hauptfälle, auf den man sich immer bezogen hat, war der Fund griechischer Kunstgegenstände, welcher in der Gegend von Riga vor einer Reihe von Decennien gemacht sein sollte. In neuester Zeit ist jedoch nachgewiesen worden,

dass dieser Fund, wenn auch nicht auf Fälschung im gewöhnlichen Sinne, so doch auf einer der anomalsten Handlungen beruht, die Jemand begehen kann. Es handelt sich dabei um Dinge, die Jemand absichtlich deponirt hatte, vielleicht ohne die Absicht einer Fälschung der Wissenschaft, nur um eines lieben Spasses willen, wo sich der Autor nachher genirt zu haben scheint, zuzugestehen, dass er die Deposition bewirkt habe. Dieses viel citirte Argument fällt also aus; wir haben keines mehr, welches mit Sicherheit darauf deutete, dass das *Balticum* unmittelbar von Hellas beeinflusst worden wäre. Auch die Versuche ähnlicher Deutungen, welche bei uns gemacht worden sind, scheinen mir nicht auszureichen, um eine solche Annahme zu stützen. Ich habe erst neulich (in der Sitzung vom 20. Mai, S. 125), die Arbeit des verdienstvollen Hrn. Crüger in Bromberg vorgelegt, die über eine Reihe von allerdings höchst bedeutenden Bronzen berichtet, welche in der Gegend von Bromberg gefunden worden sind. Er hat darunter namentlich ein Gürtelblech, eine Mitra, wie er sie nennt, hervorgehoben, welche mit recht auffälligen Ornamenten geschmückt ist, die nach seiner Auffassung spezifisch griechisch wären. Allein die neueren Funde in Italien, von denen wir durch die Grafen Conestabile und Gozzadini wissen, haben auch derartige Sachen zu Tage gefördert, dagegen vermisste ich alle bestimmten Anhaltspunkte, welche darthun, dass ein unmittelbarer griechischer Handelszug sich bis nach Bromberg erstreckt hat. Indess prinzipiell würde das nichts ausmachen. Wenn wir dahin kommen, Handelsbeziehungen aufzufinden, die bis in die Zeiten Homers zurückreichen, so würde sich daraus keine andere allgemeine Auffassung ergeben, als wenn wir, wie es jetzt der Fall ist, Handelsbeziehungen auffinden, die bis vor die Zeit der Gründung Roms zurückreichen. Gegenüber diesen südnördlichen Beziehungen scheint mir bis jetzt keine Thatsache vorzuliegen, welche bewiese, dass die Kenntniss der Bronze von den nördlichen Völkern aus ihren früheren östlichen Sitzen mitgebracht und dass sie ihnen schon in ihrer früheren Heimath geläufig gewesen sei.

Nach meiner Auffassung ergiebt diese Betrachtung eine sehr bestimmte Scheidung von allen den anderen Auffassungen. Es ist damit gesagt, dass die Bronzezeit für unsere Länder beginnt mit den Communicationen, die sich vom Süden her eröffnen haben. Ist dies richtig, so hat sich die Classification der Bronzen genau anzuschließen an die Geschichte und Entwicklung dieser Handelsbeziehungen. Dazu aber ist es vor allen Dingen nothwendig, die bestimmten Handelswege oder, um unsere Gedanken nicht zu eng auf den Handel zu richten, die Wege der Berührung zwischen unseren Vorfahren und den Völkern des Südens zu studiren.

In diesem Sinne kann die bevorstehende Versammlung in Budapest von einer ausserordentlich grossen Bedeutung werden. Die Archäologen von ganz Europa werden in der Lage sein, über die Correkteit derartiger Auffassungen zu urtheilen in einem Lande, welches neben dem österreichischen Alpengebiet als das natürliche Verbindungsglied für uns erscheint, und wir selbst werden die Augen recht aufmachen müssen, um zu sehen, in wie weit wir in der Lage sind, für unsere Bronzen eine ungarische Strasse sicher zu stellen. Ich habe in einer früheren Sitzung gerade von einem posenschen Felde, von Zaborowo, eine Bronzefibula erwähnt, wie sie bis dahin nur aus Ungarn bekannt war, dagegen nicht einmal aus Italien. (Vergl. Sitzung vom 14. Mai 1875, S. 109, Taf. VIII, Fig. 1). Neuerlich finde ich noch ein ganz ähnliches Stück, von Beichau in Schlesien, in den von Hrn. Luchs herausgegebenen Bildtafeln schlesischer Bronzen abgebildet (Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift. 27. Bericht. 1875. S. 33. Fig. 8.) So knüpfen sich die Verbindungsglieder. Ich will im Augenblick nicht darüber urtheilen, ob es nicht eine Zeit gegeben hat, wo man in Ungarn weit genug fortgeschritten war, um auch derartige Dinge her-

zustellen. Es ist bekannt, dass in den Römerzeiten grosse Waffenfabriken dort etablirt waren, und es ist wahrscheinlich, dass schon früher eine bessere Metallkunde in diesen Gegenden existirt hat. Für uns ist dies vor der Hand eine secundäre Frage. Zunächst wird es sich fragen, ob wir in Ungarn uns überzeugen können, dass von dort zu uns eine alte Culturstrasse gegangen ist, auf welcher alle wesentlichen Bronzeartikel zu uns gekommen sind, gleichwie die Metalle, aus denen man im Lande selbst die geringeren Fabrikate hergestellt hat.

Ich kann ferner den Wunsch nicht unterdrücken, dass alle diejenigen, welche in der Lage sind, Stücke von alter Bronze abzugeben, allerdings vorausgesetzt, dass sie ihrem Fundorte nach gut bestimmt sind, nicht versäumen mögen, durch Herbeiführung von sicheren Analysen das thatsächliche Material, was bis jetzt noch ziemlich armselig ist, zu verstärken. Die neuesten Bestrebungen unserer Metallchemiker sind dahin gerichtet, die bis dahin sehr unvollkommenen und unsicheren Analysen zu vervollständigen. Die besondere Richtung, die in letzter Zeit hervorgetreten ist, die Nebensubstanzen, namentlich Arsenik, Schwefel, Nickel, Wismuth, Kobalt zu bestimmen, hat bis jetzt so grosse Schwierigkeiten geboten, dass Hr. Prof. Rammelsberg, eine gewiss kompetente Autorität auf diesem Gebiet, jetzt besondere Vorarbeiten hat machen lassen, um bessere Methoden für die Analyse zu finden. Er hat mir das Versprechen gegeben, im nächsten Winter an die weitere Arbeit der Erforschung der antiken Metallchemie im eigentlich konstruktiven Sinne zu gehen. Somit hoffe ich, dass wir bald in der Lage sein werden, etwas bessere Unterlagen für die weitere Discussion der angeregten Fragen liefern zu können, als es jetzt der Fall ist.

Dabei wird sich denn auch die weitere Frage besprechen lassen, ob die Kenntnisse, welche uns das Studium der heimischen Bronzen, ja das der Bronzen der antiken Cultur gewährt, in der That geeignet sind, als Grundlage für ein generelles Urtheil über den Entwicklungsgang der Menschheit zu dienen.

Hr. Hostmann ist principiell genug, diese Consequenz zu ziehen. Ich möchte davor warnen, vor der Zeit zu generalisiren. Erinnern wir uns doch, dass in Afrika und Amerika das häufig nicht zutrifft, was in Asien und Europa ganz richtig ist. Amerika besitzt eine umfangreiche Kupfer- und Bronze-Cultur, auf deren Grund sich sowohl die mexikanische als die peruanische Civilisation entwickelt haben. Nichts liegt bis jetzt vor, was darauf hinwiese, dass diese Cultur jemals durch die Kunde der Eisenbearbeitung bestimmt worden sei. Weder wissen wir etwas von altamerikanischer Eisenbearbeitung vor, noch während, noch nach der Bronzezeit. Erst die Europäer haben dieses Wissen verbreitet. In Afrika scheint es stellenweise gerade umgekehrt gegangen zu sein; man hat das Eisen bearbeitet, ohne auf Kupferbearbeitung zu kommen, und man hat Kupfer bearbeitet, ohne die Bronze zu entdecken. Es liegt also klar zu Tage, dass hier differente Culturgebiete bestehen, deren Berührung unter einander entweder schon sehr früh aufgehört hat oder so schwach gewesen ist, dass ein bestimmender Einfluss des einen auf das andere nicht stattgehabt hat. Jedes dieser Gebiete muss vorsichtig für sich betrachtet werden. Jede vorzeitige Verallgemeinerung der auf dem einen oder dem anderen gemachten Erfahrungen kann nur schädlich einwirken. Erst, wenn wir die Kenntniss der Einzelarbeit weiter gefördert haben, mögen wir darüber weiter debattiren, wie der menschliche Geist den Faden gefunden hat, der durch das ganze schwierige Gebiet der Metallurgie bis zu der Zeit des vollendeten Kunstgewerbes hindurchgeführt hat.

(9) Hr. Hartmann hält einen Vortrag über die alten südostafrikanischen,

Zimbáóe oder Zimbábyé

genannten Baudenkmäler des João de Barros und anderer Schriftsteller aus

der Zeit der portugiesischen Conquista. Schon seit seinen Knabenjahren mit diesen in C. Ritter's Afrika so bedeutungsvoll erwähnten, halbmysteriösen Ruinen beschäftigt, hat Vortragender denselben als Resten einer grossen und verhängnissreichen Vergangenheit in neuerer Zeit wieder mehr Aufmerksamkeit zugewendet und ihnen im I. Bande seines Werkes über die „Nigritier“ manche Seite gewidmet. Stets hat er es beklagen müssen, dass der leider so früh verstorbene C. Mauch, gleichsam der Wiederentdecker jener Zimbáoé, bisher zwar wohl phantastisch-biblische Ideen über den Ursprung dieser angeblich auf Ophir und die salomonischen Fahrten bezüglichen Baudenkmäler, nicht aber die von ihm angefertigten Zeichnungen derselben veröffentlichte. Nun fand sich aber Vortragender angenehm überrascht, als ihm sein auf geographischem und ethnologischem Gebiete so äusserst rühriger Freund, Dr. Richard Andree, vor Kurzem einen von einer recht übersichtlichen Skizze begleiteten autolithographirten Bericht Mauch's über die Zimbáoé zu weiterer Verwendung einsendete. Dieser ursprünglich nur vertrauliche und daher nicht weiter in die Oeffentlichkeit gedruogene Bericht lautet:

Vorläufige Notiz über die Ruinen von Zimbabye, von Karl Mauch.
Gotha, 17. Januar 1873. (Hierzu Taf. XXII.)

Seit meinen letzten Nachrichten vom Anfang September 1871 von Zimbabye aus hat sich meine Meinung über die Ruinen daselbst bedeutend verändern müssen. In der mageren Notiz von damals glaubte ich bei der nur oberflächlichen und eiligen Betrachtung nur eine Art Fortifikation sehen zu dürfen, bei einigem Nachdenken darüber zeigte sich diese Beurtheilung nicht mehr stichhaltig, und nachdem es mir gelungen war, mit älteren, alsoruhigeren und verständigeren Leuten Gespräche darüber anzuknüpfen, drängte sich mir eine Ansicht darüber auf, die ich jedoch mich scheue zu veröffentlichen, obwohl ich von der Richtigkeit derselben überzeugt bin. Da die Entdeckung dieser Ruinen in Deutschland bedeutende Sensation erregt hat, so dürfte es wohl angezeigt sein, nochmals dieselben in den Einzelheiten wiederzugeben, wobei ich es mir angelegen sein lassen werde, ganz der Wahrheit gemäss vorzugehen, so dass die Herren Autoritäten in der archäologischen Wissenschaft ohne Zweifel ihre weisen Schlüsse darauf basiren können.

Beschreibung der Ruinen. — Zimbaoë (nach den Portugiesen), jedoch von allen Eingeborenen, selbst bis in die Nähe des Zambesi oder Nyantsa, Zimbabye ausgesprochen, zerfällt in 2 Haupttheile, wovon der eine auf einem etwa 150 Fuss hohen Granithügel, der andere im Thale liegt, getrennt durch ein jetzt periodisch gewordenes Bachbett. Der Granithügel ist von Osten nach Westen weiter ausgedehnt als von Süden nach Norden, und zeigt sowohl im Osten als im Westen eine Art vertieften Zugangs zum Gipfel, gebildet von den beiden Partien des Hügel. Die nördliche Partie weist keine Ruinentheile auf. Der einzige, nahezu quaderförmige Granitblock, mit einer Seite von etwa 10 F., auf der ganz nackten, von anderen, grösseren Granitrümmern entblössten Höhe, hat nur als grösster Block mit breiter Basis dem Abrutschen auf der glatten, etwas schiefen Fläche bis jetzt widerstanden, und dient nun zum Schutz gegen die heftigen Südostwinde. Auf der, diesem höchst unangenehmen Wind abgelegenen Seite ist ein kleiner Zirkel aus theilweis behauenen, theilweis unbehauenen Granitsteinen von etwa 3 F. Höhe erbaut, der in früheren Zeiten als Ziegenstall eines Einwohners gedient haben mag, und jetzt als Feuer- und Wärmestelle für Besucher dient. Der südliche Theil des Hügel hat eine um etwa 50 F. bedeutendere Höhe als der nördliche und ist sehr wichtig, weil er die Hauptruine trägt. Von den kleinen Dörfchen der Eingeborenen, die sich theils zwischen den grossen Felsentrümmern auf dem Gipfel, theils auf

dem abschüssigen Boden des nördlichen Abhanges befinden, führt der Fuss- und Viehpfad noch etwas aufwärts, und dann um den westlichen Theil herum zu den Eingängen in die Ruinen, die durch die dort wohnenden Eingeborenen ziemlich verbaut worden sind. Ich fand nämlich niedrige Mauern aus unvollständig behauenen Granitsteinen, welche die kleinen verwahrlosten Tabacksgärten umfassen sollen und über diesen eingefallenen Theil der Mauer engen Zugang gewähren zu den kleinen Vorrathshäuschen und zu den kaum zu unterscheidenden Gängen in's Innere der Hauptruine. Der am leichtesten zu passirende Eingang führt durch eine Felsenspalte, zu welcher man erst mittelst eines etwas schief stehenden Baumstammes hinabgelangt, worauf man sich nach einer Entfernung von etwa 30 F. zu dem grösseren Raume der Ruinen durchzwängen kann. Hier nun wird es wegen der grossen Masse aufgehäufter Trümmer von theils regelmässig behauenen, theils nur der schärfsten Ecken beraubten Granitbausteinen, sowie wegen des sehr üppigen baum- und buschartigen Pflanzenwuchses, unter welchem eine strauchartige Nessel eine höchst bedeutende Rolle spielt, schwierig, sich genau zu orientiren. Ueber die lose liegenden, leicht beweglichen Steinhäufen mich balancirend, gelangte ich an das eingefallene Ostende der langen, etwa 30 F. hohen Aussenmauer, und befand mich plötzlich am Eingang einer kurzen niedrigen Granithöhle, gebildet durch einen ungeheuren, weit vorstehenden Granitblock. Der Hintergrund der Höhle scheint mit kleineren Granitsteinen und Trümmern von gebranntem Lehm ausgefüllt zu sein, deren Wegschaffung zum Zwecke weiterer Untersuchung bei der kurz zugemessenen Zeit des Besuches unmöglich gemacht ward. Der wichtigste vorhandene Gegenstand ist jedoch eine flache kreisrunde Schüssel aus schuppig-filzigem Talkglimmerschiefer. Ausser dem, dass sie in zwei ungleiche Stücke zerbrochen war, ist sie sonst recht gut erhalten, und ich glaube, dass eine Abbildung derselben mit Maastab schon früher publicirt worden ist, hier also überflüssig erscheinen dürfte. — Ein Blick längs der Aussenseite der erwähnten Aussenmauer zeigt, dass sie in gerader Richtung verläuft und eine Länge von etwa 300 F. haben dürfte; sie ist erbaut auf dem etwas abgerundeten, äussersten Rande eines mächtigen Granitfelsens und gewährt selbst dem Barfüsser keine Möglichkeit, an ihr entlang zu gehen; man läuft Gefahr, etwa 60 Fuss senkrecht an der glatten Felswand hinabzurutschen. Die dieser äusseren Mauer in einer Distanz von etwa 100 F. parallel laufende, sich an die grossen Felstrümmer anlehrende Mauer ist fast in ihrer ganzen Länge eingefallen; die Spalten in den Felsen oder die Zwischenräume zwischen denselben sind verbaut und nur an einer Stelle findet sich ein bedeckter niedriger Eingang, dessen Decke ein Holzstamm mit gabelförmiger Verzweigung bildet, welcher das bedeutende Gewicht der darüber liegenden Granitmauer auszuhalten hat. Bezüglich dieses Holzes wird mir auf das Bestimmteste versichert, dass es nicht in der Gegend wachse, und ein Versuch meinerseits ergiebt, dass der Geruch, der sich beim Verbrennen desselben entwickelt, grosse Aehnlichkeit hat mit dem des Cedernholzes, das zu Bleistiften verwendet wird; die Färbung ist ebenfalls dieselbe. Die Härte jedoch bedeutend verschieden, was aber von dem hohen Alter herrühren mag. Beim dritten Besuche wurde der Holzdiebstahl ausgeführt, und mit innerlichem Triumphe über das gestohlene Gut, das unter dem Rock versteckt war, wurde der Rückweg bald angetreten. Die östliche Mauer ist gänzlich eingefallen. Nach Westen zu ist der Hauptraum in mehrere kleinere Räume durch bogenförmige Mauern getheilt, die aber von ihrer Höhe etwa die Hälfte eingebüsst haben, und hier zeigen sich nun die eigenthümlichen Steinbalken aus Glimmerschiefer oder sehr metallisch klingendem Phonolith; diese Steinbalken ragen etwa 10 F. über die 5 F. breite Mauer senkrecht empor, haben keinen regelmässigen Querschnitt und sind nicht

behauen, sondern holzartig gespalten; sie sind etwa 8—10 F. von einander entfernt. Unter diesen zahlreichen Balken fand ich nur einen aus einer etwas erhöhten Mauer hervorstehend, der durchaus elliptischen Durchschnitt hat und einige eingeschnittene Ornamente enthält, welche ich skizzirt habe; er besteht aus glimmerreichem Glimmerschiefer und hat an seinem unteren Ende von der Witterung zu leiden gehabt, daher ich ihn leicht abbrechen und aus der Mauer herauszuheben vermochte. Ausser diesen noch ziemlich erhaltenen Mauern des Hauptgebäudes ist der ganze Westabhang bedeckt mit Granitgesteinen, die offenbar behauen sind und terrassenförmig aufgeführt waren; doch ist dies ziemlich verwischt. — Der zweite Theil, Haupttheil der Ruinen, ist das grosse Rondeau, das in einer Entfernung von etwa $\frac{1}{2}$ Meile (engl.) nach Süden im Thale liegt; am westlichen Ende des letzteren befindet sich eine ziemlich starke Quelle prächtigen Wassers, das jedoch sehr bald im sandigen Boden verschwindet. Ueber Form und Grösse bedarf es keiner weiteren Erwähnung, da ja der Bau dies viel deutlicher vor Augen bringt, als eine lange Beschreibung es zu thun im Stande wäre, und es genügen also einige allgemeine Bemerkungen. Die inneren Mauern sind weniger hoch und dick erbaut, als die äussere Ringmauer, auch fehlen ihnen die Steinbalken, daher sie auch viel eher einfallen mussten. Was bei allen diesen Mauern am auffallendsten ist, das ist der Mangel an Mörtel, während sich doch in nicht allzugrosser Entfernung (ebensoweit, als woher aller Wahrscheinlichkeit nach jene Steinbalken geholt worden sind) ziemlich mächtige Lager eines bläulichen, etwas krystallinischen, ja an einer von mir beobachteten Stelle sogar weissen, grobkrystallinischen Kalksteins zwischen metamorphischen Schiefergesteinen vorfinden; das Verhalten dieses Kalksteins gegen Feuer und Wasser zeigte sich, wie es zur Bereitung von Mörtel nöthig ist; ich habe selbst Versuche darüber angestellt. — Alle Mauern sind aus grauem mittelkörnigem Granit erbaut, dessen schwarze Glimmerblättchen nur spärlich vorhanden sind. Die Steine sind nicht von ganz gleicher Grösse, weichen aber nur wenig von der Grösse unserer Backsteine ab; die äusseren Schichten haben eine nach innen zu etwas geneigte Lage, wahrscheinlich zur Erreichung einer Böschung nach aussen, während die innere Fläche vollkommen perpendicular ist. Die die äusseren und inneren Flächen bildenden Granitziegeln sind regelmässig behauen, während man den für's Innere der Mauer bestimmten nur eine flache Ober- und Unterseite gab. Es dürften diese Steine wahrscheinlich durch rasche Abwechslung von Erhitzung und Aufgiessen kalten Wassers in grossen schalenförmigen Platten von den benachbarten flachen Kuppen abgelöst und darauf mit leichter Mühe in die geeignete Form zerschlagen worden sein. Naiv klingt die Antwort eines Eingeborenen auf meine Frage: Wie lange es wohl her sein könne, dass diese Häuser gebaut worden seien? Er meinte, er wisse das nicht, aber die Steine müssten damals noch „weich“ gewesen sein, sonst hätte man sie nicht viereckig machen können. — Es bleibt mir nun noch übrig, der Vorgebäude Erwähnung zu thun, die sich von dem nördlichen Viertel des Rondeau aus gegen den Berg hin erstrecken und auch den ganzen Raum bis zum Bachbette einnehmen; an ihnen befinden sich keine runden Formen. In Folge des Einsturzes kann man ohne Nachgrabungen durchaus nicht den Zweck dieser Bauwerke erkennen. — Zu bedauern ist, dass ich trotz allen aufmerksamen Betrachtens keine Spur einer Inschrift vorfand; es liegt darum dennoch ausser Zweifel, dass sich solche finden werden, wenn man die überall vorhandenen Trümmer wegräumt. An's Nachgraben durfte ich nicht denken, denn erstens habe ich die Freundschaft des Häuptlings, in dessen Feld diese Ruinen liegen, nicht erlangen können, und zweitens hätte ich, auch wenn ich im Ueberflusse Güter besessen hätte, keine Leute erhalten können, die sich an diese Arbeit gemacht hätten, da

die Eingeborenen alle diese Ruinen als Heiligthümer betrachten, die ihnen von Gott (mali) gegeben wurden. — Soweit Mauch.

Hr. Hartmann bemerkt, dass die von Mauch bildlich dargestellten Baulichkeiten in Bezug auf ihre architektonische Construction eine überraschende Aehnlichkeit mit jener Art von Bauten zeigten, welche Ad. Hübner als „alte Befestigungen im Reich der Matabelen“ in der Zeitschrift für Ethnol. 1871, S. 53 ff., beschrieb und daselbst Taf. II und III abbildete. Der Vortragende hat bereits früher die Ansicht geäußert, die Zimbáoé des De Barros u. A. möchte nur eins jener Erzeugnisse früherer afrikanisch-nigritischer Tektonik sein, wie sich ihrer hier und da auch in anderen Gegenden des Continentes, wenn auch in abweichendem Style, zeigten (Vergl. Hartmann, Nigritier, I. Theil, S. 40). Auch Hr. G. Fritsch hat erklärt, derartige Bauten seien möglicherweise Schutzarbeiten von mit der Eisenindustrie sich beschäftigenden Mashona (Die Eingebornen Südafrika's, S. 136, Ann.). Vortragender hält dafür, dass man in den Zimbáoé oder Zimbábyé des De Barros, Dos Santos und Mauch's nur alte Bantu-Arbeit suchen dürfe, nicht aber phönizische, arabische oder altportugiesische Constructionen. —

Hr. Virchow erwähnt die von Hrn. Kubary auf der Insel Ponapé (zu der zu den Carolinen gehörigen Seniavin-Gruppe) gefundenen, jenen Zimbáoé ähnlichen Ruinen von Nanmantal (Zweiter Jahresbericht der Geographischen Gesellschaft in Hamburg 1875, S. 83, Taf. 2). Auch hier sei die Frage aufgetaucht, ob es sich nicht um Reste spanischer Befestigungen handle, während die von Hrn. Kubary ermittelten Thatsachen ihn zu der Ansicht führten, dass sie einer schwarzen Urbevölkerung angehörten, welche von der jetzigen Mischrasse verschieden war. —

(10) Hr. Hartmann besprach die von Hrn. Carl Hagenbeck nach Deutschland übergeführten, z. Z. in Hamburg ausgestellten

Homrân, Sing. Homrâni

(weniger gut Hamrî) aus der ägyptischen Provinz Taqa, Generalgouvernement Beled-Sudan. Der Vortragende besuchte die Leute auf ihrer Durchreise durch Berlin im Eisenbahn-Wagen, unterhielt sich auch mit ihnen in dem im Sennar geläufigen Vulgärarabisch. Er fand unter ihnen drei ächte Homrân, Angehörige jenes grossen Nomadenstammes, welcher mit die besten, kühnsten Agadjir oder Schwertjäger des Sudan liefert. Ausser ihnen fanden sich noch andere Eingeborene Ost-Sudans bei der Truppe. Hr. Dr. J. W. Spengel zu Hamburg hat die Aufgabe übernommen, jene Homrân nach ihren physischen Eigenthümlichkeiten zu beschreiben und Maasse an denselben zu nehmen. Einstweilen hat derselbe vortreffliche Photographien dieser interessanten Leute anfertigen lassen, welche vom Vortragenden der Gesellschaft vorgelegt wurden.

Hr. Hartmann, welcher die Homrân so gut, wie die anderen Nomadenstämme des Sudan, für Bedja, d. h. für Verwandte der Ababdeh, Bischarin und gewisser abyssinischer Stämme, sowie der sogenannten Schoho, Azorta, Danaqil, Sômal u. A. hält, kritisirte abermals scharf jene Ansichten, denen zufolge die Homrân u. s. w. „reine Araber“ sein sollten. Sir S. W. Baker, welchem man eine grosse Kenntniss und Umsicht in anthropologischen Dingen sicherlich nicht nachrühmen dürfe, habe das alte Märchen von den Homrân-Arabern wieder neu aufgetischt. Stuben-Ethnologen ohne Selbstanschauung und Reisende ohne anthropologische Bildung pflegten die banale Phrase wieder getrost nachzubeten. Vortragender fordert aber alle mit den Völkerverhältnissen des Morgenlandes vertrauten, ehrlichen Zeit-

genossen auf, zu entscheiden, ob bei Leuten von so eigenthümlich-typischer Bildung, wie jene Homran Hagenbeck's, an eine unmittelbare Verwandtschaft derselben mit Semiten oder Syroarabern auch nur gedacht werden könne. Mit den Retu oder Altägyptern, den Fundj, ja Bantu u. s. w. hätten dagegen die Homrān Aehnlichkeit. Sprecher habe im ersten Theile der „Nigritier“ die Sache seiner Meinung nach vorläufig so erschöpfend behandelt, dass er es nunmehr Anderen überlassen müsse, seine Angaben lediglich zu bestätigen, zu modificiren, oder als gänzlich unhaltbar zu verurtheilen. Vortragender vermag aber als Richter in dieser Sache nur wirkliche Anthropologen vom Fach, nicht aber Touristen, sogenannte Pioniere und reine Stubengelehrte anzuerkennen

(11) Hr. F. Jagor spricht über

die Badagas im Nilgiri-Gebirge. (Hierzu Taf. XXIII.)

In 11 $\frac{1}{2}$ Grad N. Br., gegen 75 Kilom. von der Malabarküste entfernt, liegt ein abgeschlossenes Gebirge, die Nilgiris (blauen Berge) genannt. Gegen Süden fällt es steil ab, nach Norden geht es in sanfteren Böschungen in das Tafelland von Mysore über. Es ist 50 bis 60 Kilometer lang und etwa halb so breit.

Bis vor 50 Jahren war es wohl kaum von Europäern betreten worden. Um jene Zeit aber traf der in der heissen Ebene reisende Collector von Coimbatore mit Leuten zusammen, die ihm erzählten, es sei in jenen Bergen so kalt, dass sich das Wasser in Glas verwandle. Diese Mittheilung veranlasste ihn zu einer Reise in das wilde Gebirge.

Seine Erwartungen wurden nicht getäuscht; er fand das Klima so erfrischend und stärkend, dass er sich dort ein Haus baute; andere Engländer folgten seinem Beispiel und so entstand allmählig Ootacamund, das beliebteste Sanatorium Südindiens. Gegenwärtig fährt man auf einer Eisenbahn in 16 Stunden von Madras bis an den Fuss des Gebirges, und gelangt von dort auf bequemen Strassen, die gewöhnlich sogar für Wagen fahrbar sind, auf die Höhe. In einigen Stunden erreicht man das reizend gelegene Conoor, dessen weit zerstreute zierliche Landhäuser von dichten Rosen- und Heliotropen-Hecken eingefasst sind. Letztere namentlich, die wir nur von krautartigem Habitus kennen, treten mit unglaublicher Blütenpracht auf und bilden mächtige Hecken, in denen die Blätter unter der Blütenfülle fast verschwinden.

Das schöne Conoor, 5886 Fuss hoch, ist aber noch etwas warm und steht im Rufe, nicht ganz fieberfrei zu sein. Die grosse Mehrzahl Derjenigen, die zur Kräftigung ihrer Gesundheit die Nilgiris besuchen, wohnt in dem 15,00 Fuss höher gelegenen Ootacamund, das, ohne landschaftliche Reize, zwischen flachen, grasbewachsenen, meist baumlosen Hügeln liegt. Nur in den Schluchten findet man dichtes einheimisches Gehölz, das eben deshalb landschaftlich nicht zur Geltung kommt. Die Mehrzahl der Bäume, die man auf den Hügeln und an den Landstrassen wahrnimmt, stammen aus Australien. Es sind namentlich Eucalyptus-Arten und Acacia melanoxylon, die hier besser als in ihrer Heimat wachsen und der Landschaft das eigenthümliche Gepräge aufdrücken.

In Europa ist Ootacamund seit einem Jahrzehnt in manchen Kreisen berühmt geworden durch die mit ausserordentlichem Erfolge dort betriebene Cinchonenkultur. Im Jahre 1862 wurden die ersten Pflanzen aus Peru von Herrn Markham eingeführt, und Herrn Mac Jvor, einem schottischen Gärtner, gelang die Vermehrung und Veredlung derselben in überraschender Weise.

Bei der von Letzterem ersonnenen Ausbeutung der Bäume durch periodisches

Ablösen zollbreiter, durch ebenso breite Zwischenräume getrennter Rindenstreifen liefert ein Acre 3 bis 10 Centner Fieberrinde und alljährlich steigt der Ertrag. Die besten Ergebnisse erhält man von *Cinchona officinalis*, welche die unter dem Namen Crownbark bekannte Rinde und von *C. succirubra*, welche die red bark liefert. Jene gedeiht am besten in Höhen von 5000 bis 8000 Fuss, diese zwischen 3000 und 6000 Fuss. In einer 1862 in Neddiwattam angelegten Pflanzung von ursprünglich 474,000 Schösslingen, die jetzt aus 320,000 kräftigen Bäumen besteht, maass ich eine *Succirubra* von 805 Mm. Umfang und sah Bäume von 42 Meter Höhe. 58 zu Versuchen ausgewählte Stämme lieferten in 2 Ernten 806 Pfd. Rinde, und der Ertrag ist noch immer im Zunehmen.

Die Nilgiris werden von fünf Volksstämmen bewohnt:

- 1) Todas,
- 2) Kotas,
- 3) Badagas,
- 4) Irulas,
- 5) Kurumbas.

Die Todas gelten gewöhnlich für die ältesten Bewohner; sie treiben nur Büffelzucht und erheben oder erbetteln von den erst vor 3 Jahrhunderten eingewanderten Ackerbau treibenden Badagas, dem weitaus zahlreichsten Stamme, eine Art von Bodenrente, die in natura zögernd geleistet wird.

Die Kotas treiben Handwerke, auch etwas Ackerbau und Viehzucht. Obgleich als Handwerker unentbehrlich, sind sie verachtet, da sie Fleisch, und zwar fast nur von gefallenem Thieren essen.

Die Irulas sind Halbwilde, ernähren sich zum grossen Theil von Feldmäusen gefallenen Thieren und Waldproducten; sie bewohnen die niedrigeren Abhänge des Gebirges.

Die Kurumbas, deren Zahl gering ist, treiben etwas Ackerbau, ihre Hauptausbeute finden sie aber im Aberglauben der Badagas und Kotas, für die sie als Priester und Zauberer fungiren.

Herr Metz, ein Baseler Missionar, der über 40 Jahre lang in jenen Bergen mit einem Eifer gewirkt hat, den die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen nicht zu dämpfen vermochte, und der jene Völkerstämme besser kennt, als irgend ein Anderer, auch ein werthvolles, leider vergriffenes Büchelchen über sie herausgegeben hat, neigt zu der Ansicht, dass die heut so verachteten, verwilderten Kurumbas vielleicht die ursprünglichen oder wenigstens ältesten Bewohner jener Berge waren, und von den Todas aus ihrem Besitze verdrängt wurden. Er hält auch für nicht unwahrscheinlich, dass die Vorfahren dieser Kurumbas die Cairns und Barrows errichteten, die sich an vielen Stellen der Nilgiris, gewöhnlich auf den höchsten Kuppen der Berge, finden oder fanden. Heut sind wohl nur noch sehr wenige dieser Gräber unversehrt vorhanden, denn Herr Breeks, der verstorbene Commissioner der Nilgiris, hat mehrere Jahre lang auf Kosten der Regierung die alten Grabstätten mit grossem Eifer aufgesucht und ausgegraben, so dass keine mehr bekannt sind, die nicht untersucht wären; dennoch mögen wohl noch manche an abgelegenen Orten vorhanden sein. Im Stadthause von Ootacamund hatte ich Gelegenheit, die gemachten Funde zu besichtigen.

Die sorgfältigen Beobachtungen des Herrn Breeks sind im Herbst 1875 von seiner Wittwe, unter dem Titel: An account of the primitive tribes and monuments of the Nilgiris veröffentlicht worden. Das Buch ist mir noch nicht zu Händen ge-

kommen, es ist aber bestellt und hoffe ich, es in einer der nächsten Sitzungen vorlegen zu können.¹⁾

Dagegen kann ich Ihnen schon heute die erfreuliche Mittheilung machen, dass ein grosser Theil jener interessanten Funde, Vasen, Deckelfiguren, Bronzen und Eisengeräth, durch die vorurtheilsfreie Liberalität des gegenwärtigen Commissioner, Herrn J. R. Cockerell in den Besitz des K. Ethnogr. Museums übergegangen ist. Da ich die interessanteren Stücke, als ich noch nicht hoffen konnte, sie für das Museum zu erhalten, gezeichnet hatte, so kann ich Ihnen heut die Abbildungen davon vorlegen. Sie werden später Gelegenheit haben, von den meisten derselben die Originale im Museum zu sehen. Einige der spitzen Vasen und Deckelfiguren werden Sie an ganz ähnliche, früher eingesandte Zeichnungen erinnern, deren Originale aus einem alten Grabe in Sindh stammen, sich aber jetzt im Museum von Bombay befinden. Möglicherweise wird das Vergleichen dieser Funde mit anderen, in europäischen Sammlungen vorhandenen, einiges Licht verbreiten über das Volk und das Zeitalter, dem sie ihren Ursprung verdanken.

Zu meinem Bedauern hatte Herr Metz Indien bereits vor meiner Ankunft verlassen. Ich lernte aber zwei Baseler Missionare, die Herren Koehler und Stokes, kennen, denen er vor seiner Abreise noch eine ungeöffnete alte Grabstätte überwiesen hatte. Lady Hobart, die Frau des Gouverneurs von Madras, hatte sie aufgraben wollen, war aber durch den plötzlichen Tod ihres Gemahls daran verhindert worden.

Sogleich am Morgen nach unserer Bekanntschaft machten wir uns alle drei auf den Weg, um das Vermächtniss des Herrn Metz anzutreten.

Auf der Kuppe eines Hügels, etwa 6 Miles von Ootacamund entfernt, fanden wir eine flache Bodenvertiefung von 6 M. Durchmesser. Kein Steinkranz, kein äusseres Abzeichen war vorhanden; die Stelle sah nicht einladend aus; dennoch gingen wir sofort an das Werk; die grosse Autorität des Herrn Metz, der Herrn Brecks bei allen seinen Ausgrabungen geholfen hatte, liess keinen Zweifel an der Richtigkeit seiner Angabe aufkommen. Eine Woche lang wurden die Ausgrabungen bis auf 3 M. Tiefe fortgesetzt, wir fanden aber nichts, als nahe der Oberfläche, einige Scherben jener spitzen Krüge, wie sie die Zeichnungen darstellen.

Während dieser Woche besuchten wir fast täglich die Stelle; einer der Missionare blieb bei den Arbeitern, wir anderen aber in dem Badaga Dorfe Merkari, das 75 Meter tiefer, am Abhange desselben Hügels liegt. Dort hatten wir, ohne aufzufallen, Gelegenheit, die Leute zu beobachten, und manches über ihre Gebräuche zu erfragen. Ich kann nicht genug die Gefälligkeit und Geduld rühmen, mit der die trefflichen Männer alle Fragen und Antworten verdolmetschten.

Von dem letzten Hügel vor Merkari sieht man das ganze Dorf deutlich wie auf einem Reliefplan vor sich ausgebreitet. Die Zeichnung (Taf. XXIII, Fig. 4) ist von dort aufgenommen. Es besteht aus zwei langen Häusern, oder vielmehr Häuserreihen, unter gemeinschaftlichem Dache. Viele Dörfer bilden nur Ein langes Haus. Die Front des

1) Das Buch ist nur in wenigen Exemplaren gedruckt und nicht in den Handel gekommen, es ist ein grosser schwerer Quartband. Nachdem ich es gesehen (Herr Dr. Rost, Bibliothekar des Indischen Amtes in London, hat die grosse Güte gehabt, mir sein Privatexemplar zu borgen), möchte ich bezweifeln, ob es, falls es zu kaufen wäre, in seiner jetzigen Form eine preiswürdige Anschaffung sein würde. Sehr zu wünschen wäre es dagegen, dass von dem trefflichen Texte, der bequem in einem handlichen Oktavband Platz hätte, ein Separatabdruck veranstaltet würde. Die dem Buche jetzt beigelegten, 60 grossen, ebenso unbrauchbaren als garstigen Photographien entstellen es, machen es schwer zu handhaben und müssen es enorm vertheuern.

Dorfes ist beliebig, nur nicht nach Ost gerichtet, denn im Osten liegt Kailasa, wo die Seelen der Todten hausen.¹⁾ Vor der Front läuft eine 6 bis 8 M. breite, nach aussen von einer 50 Cm. hohen Steinmauer eingefasste Terrasse hin; ihr Boden ist mit Steinballast ausgefüllt, mit einer festen Lehmdecke versehen. Die Terrasse dient als gemeinschaftlicher Hof, zum Trocknen der Feldfrüchte, zum Dreschen u. s. w. und wird sehr rein gehalten.

Etwas über der längeren Häuserreihe ist das Milchhaus mit seinem weissen Giebel sichtbar, dem Frauen nicht nahen dürfen; rechts daneben, von Gebüsch fast verdeckt, ist ein kleiner Stall, in welchem die erstgeborenen Kälber der Büffelkühe eine Zeit lang abgesondert gehalten werden. Die Milch einer solchen Kuh darf 7 Tage lang nur vom Priester genossen werden.

Die 4 Hütten weiter oben sind Kuhställe. Rechts und links daneben liegen zwei von Gesträuch umgebene Corrals für Büffel. Es sind dies offene ringförmige vertiefte Höfe. Die Hälfte des Ringes ist durch Abgraben der Bergwand erhalten, die andere Hälfte aus Steinen aufgemauert.

Das Dorf ist rings von Feldern und Weideland umgeben; ein grosses, auf der Skizze von einer vieleckigen Linie scharf umgrenztes Stück ist mit Keri (*Amaranthus* sp.), dem Fuchsschwanz unserer Gärten oder einer verwandten Art, bestanden, dessen feine Körner, geröstet und gemahlen, ein Lieblingsgericht der Badagas sind.

Rechts hinter dem vorderen Hügel gewahrt man einen anderen, auf dessen oberem Theile zwei Badaga-Dörfer in geringer Entfernung neben einander liegen. Ihre Einrichtung stimmt in allen Einzelheiten mit der eben beschriebenen überein; genau so fanden wir es auch bei allen andern Dörfern dieses Volkes, deren wir eine Anzahl bei unseren Ritten zu Gesicht bekamen.

Die Zeichnung (Taf. XXIII, Fig. 3) stellt einen Abschnitt der grösseren Häuserreihe des Dorfes Merkari dar, deren ganze Länge 60 M. beträgt.

Am Eingange zum Dorfe, rechts vor der Terrasse, erhebt sich, aus einer 60 Cm. hohen Einfassung von Stein, ein Eucalyptus, als „heiliger Baum“ und nahebei ein 5 Fuss hoher aufrechter Stein, von einem Steinzirkel umgeben. Dort werden die Leichen zur Vornahme der vorgeschriebenen Ceremonie niedergesetzt, wenn sie aus dem Dorfe zum Verbrennen in das Thal getragen werden.

An den beiden Giebelenden der Häuserreihe springt das Dach 1 Meter weit vor und bildet durch niedrige Reisigwände abgeschlossene Räume, in welchen das Ackergeräth, Pflüge, Rechen, Dreschstöcke u. s. w. aufbewahrt werden.

Die Breite der Giebelwand, der Tiefe der Wohnungen entsprechend, ist 7,50 M., die Höhe 2,70 M. Tiefe und Höhe der einzelnen Wohnungen sind immer gleich, ihre Breite schwankt aber zwischen 3 und 4 M.

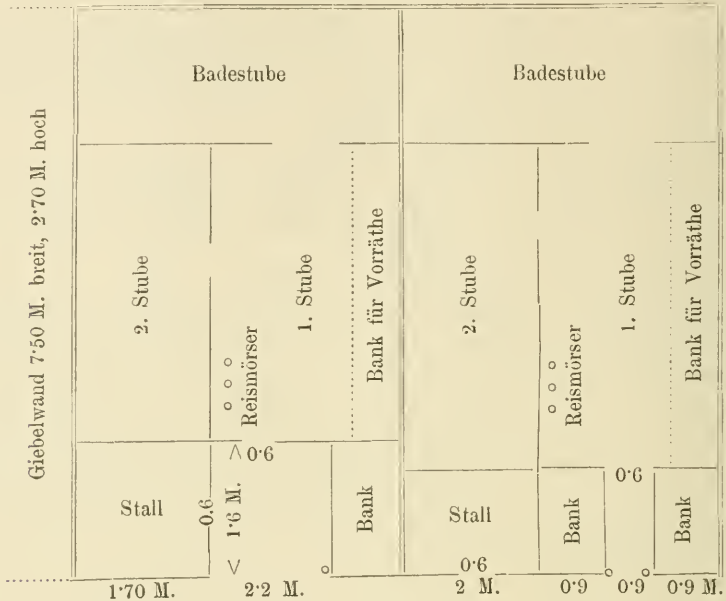
Giebel-, Vorder- und Hinterwände sind von Stein und Lehm aufgeführt, die Dachsparren, von Holz, ruhen statt auf Balken, auf 6 Zoll dicken Bündeln von gespaltenem Bambus, die mit Rotang zusammengeschnürt sind. Auf den Dachsparren liegen Bambuslatten; darüber, als Decke, das wohlriechende Gras *Andropogon muricatus*, durch lange Bambussplisse festgehalten.

Die Einrichtung der Häuser wird am besten aus der Zeichnung (Taf. XXIII Fig. 3) und dem Grundriss (S. 194) klar werden. Die Wohnungen der einzelnen Familien sind durch Querwände von Stein und Lehm getrennt.

Vor jeder Wohnung ist ein vom Dach überragter Vorplatz. Auf einer oder auf beiden Seiten der Thür eine 30 bis 50 Cm. hohe, von Stein oder Lehm auf-

1) Die Badagas sind Sivaiten. Der heilige Berg Kailasa, Siva's Residenz, wird aber gewöhnlich in den Norden des Himalaya gesetzt.

gebaute, mit Kuhmist getünchte Bank, auf welcher 50 bis 60 Cm. hohe cylindrische Körbe von Bambusgeflecht stehen, welche die Stelle des Speichers vertreten und Getreide enthalten. Die Wände derselben und der Deckel sind mit Kuhmist verschmiert. Auch in dem harten Lehm Boden mancher Vorplätze sind siloartige Vorrathsräume ausgetieft.



Die andere Seite des Vorplatzes, der Bank gegenüber, wird von einem kleinen Stall eingenommen, in dem die Büffelkälber der Familie gehalten werden, mit Ausnahme der erstgeborenen, die, wie bereits bemerkt, unter Aufsicht des Priesters in einem besonderen Stall verbleiben. Die Tiefe des kleinen Kälberstalles reicht nur bis an die Hausfront.

Die innere Einrichtung des Hauses ist bei allen gleich: Im ersten Zimmer, rechts eine Bank aus rohen Aesten und Zweigen, auf Holzpfählern ruhend und auf derselben Vorrathskörbe, wie die auf dem Vorplatze; an der linken Wand, im Boden drei oder vier Löcher zum Reisstampfen. Eine Thür in der Hinterwand führt in einen kleinen Raum, der zum Baden durch Begiessen dient. Durch eine Oeffnung in der linken Wand gelangt man in ein zweites Zimmer, das nur durch diese einzige Oeffnung spärliches Licht erhält. Beide Zimmer scheinen nach Belieben von Alt und Jung und von beiden Geschlechtern benutzt zu werden. In allen Hütten hingen grosse Vorräthe von Knoblauch an der Decke. Ausser einer kleinen Handmühle von Steinen, einigen Töpfen, Messing-Lotas, Bambusgefässen, kleinen Körben, Kornschwingen und Besen war kein Geräth sichtbar. Die Einrichtung der zweiten Stube und der Badekammer blieb unbekannt, da die Wohnung nicht betreten werden durfte. In jener Stube soll sich, der Thür gegenüber, der Feuerplatz befinden.

Wenn wir gegen 10 Uhr Morgens in Merkari eintrafen, fanden wir das Dorf ziemlich leer. Die Männer waren als Tagelöhner oder auf den eigenen Feldern beschäftigt. Allmählig kommen Frauen mit grossen Bündeln von Keri (Amaranthus) und werfen sie auf die Terrasse nieder. Sie verneigen sich vor den zurückgebliebenen alten Männern, die ihnen zum Gegengruss die Stirn mit der rechten Hand be-

rühren. Wenn die Badagas schelten, so speien sie aus. Unser Pfui ist wohl das Ueberbleibsel einer ähnlichen Gewohnheit.

Die nächste Sorge gilt den Kindern. Dann werden die Keri-Bündel geöffnet und mit einem zolldicken, 3 Fuss langen Stock von hartem Holze ausgedroschen. Eine Anzahl Weiber bleibt, mit den schreienden Kindern beschäftigt, in den Vorplätzen der Häuser. Manche Weiber haben ihre Säuglinge während des Dreschens im Arm; auch die Männer scheinen zärtliche Väter, tragen die Kinder in den Falten ihrer Gewänder und herzen sie.

Gegen drei Uhr ist das Dreschen vollendet. Die unverhältnissmässig grosse Menge Spreu wird mit den kammartig ausgereckten Fingern umgerüttelt und dann entfernt. Die sehr kleinen, durch ihre weisse Farbe von der rothen Spreu grell abstechenden Samen werden sorgfältig mit Handbesen zusammen gekehrt und in der Schwinge vorsichtig gereinigt.



Nachdem der Keri ausgedroschen, wird er in einem Topfe, in welchen ein Loch geschlagen, geröstet; zum Umrühren dient ein, wie ein Paukenschlägel, mit Lappen umwickelter Stock.

Die Frauen, meist hässlich, sind, wie werthlose Packete, von der Achsel bis zum Knie in einen schmutzigen, viereckigen, baumwollenen Lappen gewickelt und oben und unten mit Bindfaden oder Baststreifen fest zugebunden. Das Costüm der Männer besteht aus einem Schamlappen und einem weiten baumwollenen Gewande. (Taf. XXIII, Fig. 1 und 2).

Mädchen und Frauen tragen das Haar am Vorderhaupte lang, hinten kurz geschnitten; alle haben Läuse. Alle Weiber sind auf der Stirn tätowirt. Dies ist die

gewöhnliche Form:  Daneben kommen folgende vor:



Ausser der Stirn, deren Tätowirung für Frauen obligatorisch ist, werden auch

oft andere Körperteile tätowirt:  an jeder Schulter. Verschieden

gruppirte Punkte, auch  auf Vorderarm und Handrücken

sind nicht selten.

Einmal hatten wir Gelegenheit, das Tätowiren mit anzusehen: Russ von einem Kochtopfe abgeschabt, in einer Cocosschale mit Wasser angerieben, wird auf die zu tätowirenden Stellen aufgedrückt und zwar, um die Kreise an der Stirn zu bilden, mit einem Fingerringe oder dem ringförmigen Ende einer Flöte; für die Punkte, mit einem gerade abgeschnittenen Stäbchen. Die geschwärzten Stellen werden dann mit einer Nähnadel, häufiger aber mit dem spitzen Stachel von Berberis tinctoria punktiert. Nach je fünfzig bis sechszig Punktirungen wird das Gemisch von Blut und Russ mit den Blättern eines Krautes (Calamintha?) abgerieben. Diese Manipulationen werden 4 bis 5 Mal wiederholt, so dass jeder Punkt vom Durchmesser einer Erbse fünf bis sechshundert Punktirungen erhält! Während der nächsten

fünf Tage wird täglich Russ in die angeschwollenen wunden Stellen eingerieben. Männer werden nicht tätowirt, aber alle Frauen im Alter von zwölf bis vierzehn Jahren, und zwar gewöhnlich von Toda-Frauen.

Ein Mann ergriff die Flöte, die zum Auftragen der Stirnringe gedient hatte und blies eine angenehme sanfte Melodie. Mehrere Knaben führten einen Tanz dazu auf, der hauptsächlich in gemessenem anmuthigen Bewegungen der Arme bestand; die Beine verliessen dabei kaum den Platz. Frauen tanzen nicht.

Mehrere Kinder waren mit krätzeartigen Hautausschlägen behaftet, viele hatten eiternde Geschwüre in Folge von Brandwunden, die ihnen die Eltern, um sie von Krankheiten zu heilen, gemacht hatten. Ein kleiner Knabe z. B. trug eine solche an der Stirn, zwei über den Brustwarzen, zwei über dem Nabel, zwei rechts und links daneben, eine am Unterleibe. Zum Brennen dient die glimmende Wurzel einer Wasserpflanze, Vasambu, (*Acorus calamus*).

Ein junges Mädchen hatte eine dichte Kruste von Russ-Schlamm an der Stirn. Alle Mädchen erhalten diese hässliche Auszeichnung, wenn sie das zwölfte Jahr erreichen.

Die jüngeren Kinder tragen fast alle an Halsschnüren kleine scheibenförmige Talismane, geknetet aus Erde, die unter dem Scheiterhaufen verbrannter Leichen gesammelt worden.

Ein kleiner Knabe hatte einen auffallend cylindrisch geformten Kopf, auf den seine Mutter stolz zu sein schien. Nach einigem Zaudern gestanden die Weiber, dass sie die Schädel der Neugeborenen zwischen den Händen zu pressen pflegen, um ihnen eine schöne Form zu geben. Die Manipulation beginnt gewöhnlich acht Tage nach der Geburt, wird Morgens und Abends wiederholt und auch auf andere Körperteile ausgedehnt.

Auf meine Bitte vollzog die Mutter die ganze Operation an ihrem Knaben noch einmal in meiner Gegenwart. Sie erwärmte ihre Hände am Feuer, bestrich sie mit Ghi (geklärter Butter), und drückte sie dann zuerst leicht auf den Brustkasten; dann wurden Arme, Schenkel, Beine, Füße, Kniee und Ellenbogen stark zusammengepresst. Die Nase wird nicht platt gedrückt, sondern im Gegentheil von beiden Seiten zusammengepresst. Der Schädel wird zwischen den Händen in der Absicht gedrückt, ihn möglichst zu runden.

Ich kann heut nicht mehr auf eine Aufzählung der, von der Geburt an bei den wichtigeren Familienereignissen beobachteten Gebräuche eingehen und beschränke mich darauf, eine Leichenfeier zu beschreiben, der ich beizuwohnen Gelegenheit hatte. Leider versäumte ich den ersten Theil der Funktion, den vor dem Hause der Verstorbenen aufgeführten Tanz. Als ich ankam, war die auf einem Bette ruhende Leiche (einer Frau in mittleren Jahren) bereits vor dem Dorfe niedergesetzt worden. Das Bett war mit einem hohen, tempelartigen Aufbau aus Aesten verziert, an welchem einiger, von der Verstorbenen gebrauchter Hausrath: Reisschwinge, Körbe mit Korn gefüllt, Löffel, Milchgefässe, Reisstüssel u. s. w. aufgehängt war; werthvollere Gegenstände waren durch werthloses Scheingeräth ersetzt worden.

Gegen zweihundertfünfzig Personen, Männer und Weiber, waren anwesend; die nächsten Verwandten, besonders Weiber, drängten sich um das Bett, die anderen hockten in Gruppen auf dem Rasen.

Das Gestell wurde auseinander genommen, um das dazu verwendete Holz für den Scheiterhaufen zu benutzen.

Dann traten zwei Männer an das Kopfende des Bettes, recitirten ein für alle Fälle gleichlautendes Sündenregister, um die Sünden der Verstorbenen auf ein Kalb zu übertragen, das dann freigelassen wird und nie benutzt werden darf.

Der Schluss jedes Satzes wurde von den Umstehenden mitgesprochen, dann riefen alle zusammen: „pappó“ (das ist: eine Sünde).

Sündenregister

aus dem Kanaresischen übersetzt vom Missionar Herrn Koehler.¹⁾

Mada ist gestorben (ist Mada ein Weib, so erfährt der Text einige kleine Abänderungen, die sich aus dem Sinne ergeben).

Hier ist Bassava, das Kalb der scheckigen Kuh Barrigé.

[Bassava,²⁾ der heilige Ochse, geboren von der Kuh Barrigé.]

Er (Mada) hat wohl eintausenddreihundert Sünden begangen, zu Bassava's Füßen sollen sie gehen.

Er hat eine Schlange getödtet, das ist eine Sünde.

Er hat eine Kuh getödtet, das ist eine Sünde.

Er hat eine grosse Eidechse [einen Frosch] getödtet, das ist eine Sünde.

Er hat Brüder entzweit, das ist eine Sünde.

Er hat die Feldgrenze verrückt, das ist eine Sünde.

Er hat bei der Obrigkeit geklagt, das ist eine Sünde.

Er hat das Essen [der Anderen] vergiftet, das ist eine Sünde.

Er hat einen [Fremden], der nach dem Wege fragte, irre geführt, das ist eine Sünde.

Er hat seiner Schwester die Zähne gezeigt, das ist eine Sünde.

Er hat einen Grenzstein versetzt, das ist eine Sünde.

Er hat die Bassavi benutzt (d. h. das zur Kuh herangewachsene, mit den Sünden einer Frau belegte Kalb gemolken) [hat die heilige Kuh gemolken], das ist eine Sünde.

Er hat die Reiskuchen (das Essen) in die Sonne geworfen, [der Sonne den Rücken gezeigt]³⁾, das ist eine Sünde.

Er hat in das brennende Feuer sein Wasser gelassen, das ist eine Sünde.

Er hat mit einem (zu) jungen Stiere gepflegt, das ist eine Sünde.

Er hat seinen Nachbar um eine Milchbüffelkuh benedict, das ist eine Sünde.

Er hat auf ein fremdes Getreidefeld mit dem Finger gedeutet, das ist eine Sünde.

Er hat mit der Schwiegertochter fleischlich verkehrt, das ist eine Sünde.

Er hat dem Frierenden Feuer versagt, das ist eine Sünde.

Er hat dem Hungernden keinen Reis gegeben, das ist eine Sünde.

Er hat seine Verwandten verstossen, mit Fremden Freundschaft geschlossen [Fremde statt ihrer aufgenommen], das ist eine Sünde.

Er hat Bettlern [Armen] kein Almosen gegeben, das ist eine Sünde.

Er hat Dornen auf den Weg geworfen, das ist eine Sünde.

1) Dieses Sündenregister ist in dem bereits erwähnten Buche des Herrn Metz: „The tribes inhabiting the Neilgherry Hills“ in englischer Sprache mitgetheilt. Da uns dies zur Zeit nicht bekannt war, so hatte Hr. Koehler die Güte, es für mich noch einmal zu übersetzen. Beide Uebersetzungen stimmen bis auf einige Kleinigkeiten. In der Metz'schen sind aber einige anstössige Stellen ausgelassen. Ich gebe die Koehler'sche Uebersetzung vollständig und füge, wenn die Metz'sche Uebersetzung abweicht, diese in [] bei.

2) Bassava heisst auch der Stier, auf welchem Siva reitet.

3) In vielen Stämmen Südindiens ist es eine Sünde, der Sonne bei dem Verrichten der Nothdurft den Steiss zu zeigen.

Er hat sein Gewand, als es an Dornen hängen geblieben, im Zorn abgerissen, das ist eine Sünde.

Er hat auf dem Lager gesessen, während seine Schwiegermutter am Boden sass, das ist eine Sünde.

Er hat den Damm des Teiches durchstochen, das ist eine Sünde.

Er hat den Fuss gegen seine Mutter erhoben, das ist eine Sünde.

Seine Grosseltern haben gesündigt, seine Urgrosseltern haben gesündigt. Seine Eltern haben gesündigt. Er selbst hat gesündigt, eintausenddreihundert Sünden mögen es sein; zu Bassava's Füssen sollen sie gehn (hier fallen Alle ein: „sollen gehn, sollen gehn). Die Kammer des Todes öffne sich, das Meer nahe sich, die Fadenbrücke bleibe fest, das Maul des Drachens schliesse sich, des Himmels Thor thue sich weit auf, die Höllenpforte schliesse sich, keine Dornen sollen seinen Weg hemmen, die silberne Mauer komme näher [die silberne Säule soll nahe sein], die goldene Mauer komme näher [er nähere sich der goldenen Mauer], die brennende Säule sei kalt, alle Sünden seien ihm vergeben, die Füsse von tausend Priestern fasse er, die Füsse von dreihundert Priestern fasse er, die Füsse Bassava's fasse er, den Füssen Brahma's, des Gottes, der Alles gegeben, nahe er sich, dem Angesichte Siva's möge er nahen (alle einfallend: „nahen, nahen“).

Unmittelbar auf das Hersagen des Sündenregisters folgte die Aufzählung der Tugenden der Verstorbenen durch ein Weib. Dies geschah aber nicht nach einem feststehenden Texte; das Weib sprach nach ihrer Eingebung, mit dem Ausdruck inniger Ueberzeugung und wurde dabei oft von andern Weibern unterbrochen, die noch diese oder jene gute That der Verstorbenen einschalteten.

Zuweilen wurde die Leiche angeredet: „Hast Du nicht immer den Armen gespendet? Warst Du nicht immer eine gute Mutter?“ Die Bejahung aller dieser Fragen erfolgt von den Weibern im Chor. Thränen fliessen reichlich. Einige Weiber scheinen sehr bewegt, stecken der Todten Tabak, Betel, Pfeffer, Zucker in kleinen, aus einem Blatt gedrehten Düten zu, die sie mit einem ihrer eigenen Fingerringe umschliessen. Frauen und Kinder legen die Köpfe gegen einander und heulen. Das Antlitz der Todten wird gefächelt, von der Leiche werden die Fliegen verscheucht.

Aus dem Dorfe kommt ein Zug, geführt von Kota-Musikanten; ihnen folgen Knaben, jeder von einem hinter ihm schreitenden Erwachsenen geleitet.

Jeder Knabe hält in den gefalteten Händen ein Waldmesser, die Schneide nach vorn, der Rücken auf der Stirn ruhend. Die Musik stellt sich zu Füssen der Leiche auf; die Knaben treten einzeln an das Haupt, lassen aus den gefalteten Händen Erde auf das Antlitz der Leiche fallen und verneigen sich.



Dann treten die näheren Verwandten einzeln heran, setzen einen Fuss auf die Ecke der Bettstelle und werfen sich heulend zu Boden. Die Weiber drängen sich von Neuem um die Leiche, reden mit ihr und schluchzen.

Vier Männer nehmen das Bettgestell auf die Schultern und tragen es bergab bis an den Rand des Baches, wo die Leiche verbrannt werden soll. Die Musik schreitet voran, aber nur ein geringer

Theil der Anwesenden folgt und auch von diesen wenigen kehren die meisten in ihre Dörfer zurück, bevor der Scheiterhaufen vollendet ist.

Allmählig wird Holz in hinreichender Menge herangeschleppt und zerspalten;

man baut einen Holzstoss, der das Bett von allen Seiten umgiebt, und legt das Gerüth, das an dem Gestelle gehangen, oben auf. Das in den Körben enthaltene Getreide wird zum grossen Theile an Kotas und Pariahs vertheilt, eine geringe *menge* wird verbrannt. Ein Mann nimmt der Leiche die goldenen Ohrringe und silbernen Zehnringe ab, auch die wollene Decke, mit der sie zugedeckt war, nur eine Kattundecke bleibt zurück. Bei Wohlhabenden soll Gold- und Silberschmuck mit verbrannt werden. Als der Scheiterhaufen endlich von den Kotar angezündet wurde, waren nur noch wenige Badagas anwesend.

Nach der letzten Zählung belief sich die Zahl der Badagas in den Nilgiris auf 20,000 in etwa 300 Dörfern.

Gebräuche der Badagas.

Wenn eine Frau Geburtsschmerzen empfindet, so verlassen die Männer das Haus, bei der Geburt helfen alte Weiber. In der Regel steht die Gebärende und hält sich mit den Händen an der Wand fest. Die Nabelschnur wird mit einem beliebigen Faden gebunden, mit einem Rasirmesser durchgeschnitten.

Jedes Badagadorf enthält eine besondere Hütte, in welcher die Wöchnerin nach ihrer ersten Geburt zwei bis drei Tage zu verweilen hat: während dieser Zeit wird sie von Frauen bedient und Morgens und Abends gewaschen. Bei den Badagas wird es mit Absonderung der Wöchnerin nicht so streng gehalten, wie bei vielen anderen Stämmen. Bei ferneren Geburten wird ihr sehr oft gestattet, im ersten Zimmer des Hauses zu verbleiben, das zweite Zimmer aber, welches den Feuerplatz enthält, darf sie nicht betreten. Eine Frau, die geboren hat oder menstruiert ist, darf bis zum 3., 5., 7. oder 9. Tage nach dem ersten Voll- oder Neumonde kein Hausgeräth berühren. Nach 5, 7, 9 oder 15 Tagen beginnen die Frauen wieder zu arbeiten.

Das Kind wird am ersten Tage mit warmem Wasser gewaschen und erhält am 3. Tage gewöhnlich drei Arzneien: 1. Korosanan (Gallenstein von Büffeln), 2.? „ebenfalls vom Büffel genommen, und von reichen Brahminen täglich genossen; nicht alle Büffel haben es, und die es besitzen, gehen der Heerde voran.“ Vielleicht Bezoarstein? Nach Andern ist *Asa foetida* die zweite Arznei. 3. Vasambu, (Wurzel von *Acorus calamus*), angebrannt, die Kohle und Asche davon mit Muttermilch gemischt. Die zweite Arznei kann aber auch später, als am 3. Tage, gereicht werden, die dritte wird nur gegeben, wenn der Stuhl des Kindes nicht gelb ist. Die erste wird auch häufig eingegeben, wenn das Kind erkältet ist.

Einwickeln und Einschnüren des Kindes findet nicht statt, wohl aber ein Pressen verschiedener Glieder und des Kopfes, wie oben beschrieben.

Am 20. oder am 30. Tage werden die Brüder der Mutter herbeigerufen, von denen der älteste das Kind in die Arme nimmt und ihm mit Zustimmung der Eltern einen Namen giebt. Zugleich steckt er ihm drei winzige Portionen Reis in den Mund und durchbohrt ihm die Ohren mit kleinen kupfernen Ringen, die an einem Ende sehr spitz sind. Die Brüder der Mutter werden im Hause mit Reis, Milch und Milchspeisen bewirthet; an die Kinder im Dorfe wird gedörter Reis und Gebäck ausgetheilt.

Gatten, die in unfruchtbarer Ehe leben, pflegen einem Gotte einen kleinen silbernen Sonnenschirm oder hundert Cocosnüsse zu geloben, falls er ihnen ein Kind schenkt. Am Tage der Namengebung werden diese Gelübde abgetragen. Unfruchtbare Frauen wenden sich in ihrer Noth an verschiedene Götter, vorzugsweise wohl an Mahalinga (Maha = gross, linga = phallus; ein Name Siva's), der in den Bergen an vielen Orten in Gestalt eines aufrechten Steines verehrt wird. Eine wegen der ihnen zugemutheten wunderbaren Entstehung für besonders wirksam gehaltene Klasse

von Mahalingas sind die beim Pflügen zuweilen im Boden gefundenen Steinbeile, die für spontan der Erde entsprossen gelten und daher auch swayamphu (selbst entstanden) genannt werden.¹⁾

Auch Hette, eine Specialgöttin der Badagafrauen, die in den Nilgiris viele Tempel hat, wird häufig angerufen.

Helfen die Götter nicht, so pflegt eine unfruchtbare Frau ihre Schwester als „zweite Frau“ in das Haus zu bringen, sie selbst aber bleibt danu Herrin im Hause. Ist dies Auskunftsmittel nicht ausführbar, so wird die Frau wohl zu ihren Eltern heimgeschickt und bleibt bei diesen, oder sie heiratet einen Alten, der von ihr nicht Kinder, sondern nur Arbeit verlangt. Unverheiratete Frauen, die Kinder bekommen, sind entehrt.

Mittel, die Leibesfrucht abzutreiben, sind in den Nilgiris nicht bekannt, daher das Töden neugeborener Mädchen bei den Todas und manchen andern Stämmen.

Knaben und Mädchen werden einen bis zwei Monate nach der Geburt geschoren. Letztere scheeren bis zum 12. Jahre ihr Haar, ausgenommen einen drei Finger breiten Streifen über der Stirn, später lassen sie das Haar wachsen.

Nach dem 12. und vor dem 14. Jahre werden die Mädchen tätowirt, nach dem Tättowiren wird die schwarze Stirnkruste aufgetragen (vergl. S. 196).

Während der ersten Menstruation muss das Mädchen drei Tage lang in der abgesonderten Hütte (wie die Wöchnerin) verweilen und darf keine Milch berühren. Freundinnen bringen ihr Nahrungsmittel, die für stärkend gelten. Die Absonderung findet nur für dies eine Mal statt.

Weitere Ceremonien kommen bis zur Heirat nicht vor.

Herr Metz beschreibt die Heirathsgebräuche, wie folgt:

„Das eheliche Band ist so lose, dass sie (die Badagas) es nicht der Mühe werth halten, bei Gelegenheit von Hochzeiten viel Geld auszugeben. Der Ehemann kann sein Weib zu ihren Eltern zurückschicken und die Frau kann jederzeit ihren Mann verlassen, und häufig kommt es vor, dass ein Mann oder eine Frau drei oder vier Probeheiraten macht, bevor eine dauernde Verbindung geschlossen wird. . .

Das Ceremoniel bei der Hochzeit wechselt ein wenig, je nach den Mitteln oder dem Willen des Paares. Bei einer neulichen Gelegenheit hatten sich einige Kota-Musikanten im Dorfe der Braut versammelt. Der Bräutigam kam, von mehreren Verwandten begleitet, ohne nur einmal ein reines Gewand angelegt zu haben, gab einige Rupien aus, um seine Freunde zu bewirthen und nahm die Braut mit sich nach Hause.

In einem andern Falle, der sich vor meinen Augen zutrug, war der Bräutigam zu stolz, sein eigenes Haus zu verlassen, so blieb denn nichts übrig, als ihm seine auserwählte Braut zuzuführen. Als sie ankam, warf sie sich vor ihm nieder, er setzte ihr seinen Fuss auf das Haupt und sprach: „Lebe, lebe, gehe und hole Wasser.“ Dies that sie sofort und die Hochzeit war vorbei.

Der Vater der Braut giebt ihr gewöhnlich als Aussteuer einen Ochsen oder Büffel und es entsteht endloser Streit über die Rückgabe dieser Mitgift, falls die Ehe gelöst wird. Weder Vater noch Mutter dürfen die Braut begleiten.“

Ist eine Frau im siebenten Monate schwanger, so findet eine zweite Heirath als Confirmation der ersten statt. Die männlichen Verwandten der Frau und Freunde

1) Zwischen Tanjore und Trichinopoly sieht man viele Hunderte grosser Pferde von gebranntem Thon aufgestellt, die dem Gotte Ayena von sterilen Weibern dargebracht sind, damit er ihnen Kinder schenke. Auch er verdankt die grosse Kundschaft seiner wunderbaren Geburt; denn Ayena's Eltern, Siva und Vishnu, sind beide männlich.

werden eingeladen und versammeln sich Abends im ersten Zimmer. Die Gäste sitzen an einer Wand, die Gatten an einer anderen, einander gegenüber. Der Ehemann fragt seinen Schwiegervater: „Soll ich diese Schnur, um den Hals Eurer Tochter binden?“ Sobald die Frage bejaht worden, wird die Schnur umgebunden und nach wenigen Minuten wieder abgenommen. Vor dem Ehepaare stehen zwei Schüsseln; in die eine spenden die Verwandten der Frau, in die andere die des Mannes Geldstücke. Dann folgt ein Schmaus von Milch und Vegetabilien. Die Gäste bringen die Nacht im Hause oder in den Nebenhäusern zu.

Eine Kuh, die am Freitage kalbt, wird sammt dem Kalbe verkauft.

Ein am Vollmonde, Neumonde oder am 3. Tage nach Vollmond geborenes Kind gilt nicht für glücklich (am 3. Tage nach Vollmond wird sein Abnehmen sichtbar.)

Nur am Donnerstag oder Samstag geborene Kinder dürfen die Ceremonie am Erntefest vollziehen.

Bei der ersten Ernte von einem neuen Felde wird ein Hahn geopfert, die Erde mit seinem Blute getränkt.

Nach der Ernte hat ein Donnerstags- oder Samstagkind das Dreschen damit einzuleiten, dass es eine kleine Garbe auf den Dreschplatz ausstreut, einen Strauss aus Aehren an den Dreschpfahl bindet ¹⁾ und nach Osten, dann nach Norden gewandt, einige Worte spricht, etwa: „alles gelinge wohl.“

Nach dem Dreschen wird etwas Spreu an den Pfahl gebunden und man lässt die Rinder frei.

Vor dem Messen wird ein Korb mit Korn gefüllt, in Norden aufgestellt, „damit sich die Vorrathskörbe füllen, wie dieser Korb“, einige Körbe voll Korn werden für die Götter abgesondert und am Erntefest verschmaust, nachdem die Priester ihren Antheil davon in Empfang genommen haben.

Nachdem das Korn gemessen und in die Vorrathskörbe gefüllt worden, werden diese verschlossen und mit Kuhmist verschmiert.

Die Badaga stehn um sechs Uhr auf, während der Ernte um vier, wenden sich nach Osten und machen der Sonne einen Salam (indischer Gruss). Bei dem Aufstehen und Schlafengehen sprechen die Männer, zuweilen auch die Weiber, die Worte: Siva gura (Gott Siva, Führer!)

Die Männer besorgen das Vieh und die Arbeit im Freien, die Weiber bereiten das Mahl. Um acht oder neun haben die Männer die Kühe gemolken. Sie bringen die Milch und verzehren ihr Frühstück, eine Frau wartet auf. Die Weiber essen nach den Männern; in manchen Häusern ist das Essen der Männer besser, als das der Weiber.

Männer und Frauen gehen dann an die Arbeit, im eigenen Felde oder als Tagelöhner. Die Frauen verrichten dieselben Arbeiten, wie die Männer, mit Ausnahme des Melkens und Pflügens. Gegen fünf, sechs oder sieben kehrt man ins Haus zurück. Die Frauen kochen dann das Mahl, wenn es nicht schon durch eine im Hause gebliebene Frau bereitet worden ist. Vor dem Essen waschen sie Gesicht, Hände und Füße, wenn nicht den ganzen Körper, durch Uebergiessen von Wasser im Baderaum.

Nach dem Abendessen stossen die Frauen den Reis oder mahlen das Korn für den nächsten Morgen und holen Wasser. Einen Theil dieser Arbeiten pflegen die

1) Das Dreschen geschieht durch Rinder, die um einen Pfahl getrieben werden. In jeder Terrasse eines Badaga-Dorfes sind zwei oder drei Löcher zum Einsetzen von Dreschpfählen vorhanden.

im Hause zurückgebliebenen kleinen Mädchen schon im Laufe des Tages verrichtet zu haben.

Die Hauptnahrungsmittel der Badagas sind: Ragi (*Eleusine coracana*), z. Th. aus der Ebene eingeführt, Sami und Coralli, beides *Panicum*-Arten, in neuerer Zeit auch viel Reis aus der Ebene.

Dies ist, was ich selbst gesehen, oder mit Hülfe meiner unermüdlich gefälligen Dolmetscher, der Herren Stokes und Koehler erfragt habe. Ich lasse noch einige kurze Auszüge aus dem erwähnten Buche des Herrn Metz folgen:

Nach Herrn Metz heisst Badagas „Leute aus Norden“. Von Norden, und zwar aus den Bergen von Mysore, sollen die meisten vor etwa drei Jahrhunderten eingewandert sein.

Die Badagas, die in den Augen der Europäer, einer wie der Andere aussehen, sind in achtzehn Klassen oder Kasten geschieden, jede mit ihren besonderen Merkmalen. Die höchste Kaste, vor der alle anderen Badagas niederknien, ist die der Priester: Wodearu (*nodiru*). Alle Badagas sind Sivaiten, die höheren Kasten sind Lingayiten (besondere Sekte von Sivaiten).

Zum Beweise, wie strenge auch sie auf ihre Kaste halten, theile ich nach Metz folgende Erzählung mit:

Vor vielen Jahren gerieth ein Badaga von der Chittre-Kaste mit Kotas in Streit. Einer der letzteren berührte dabei den Lingam (Phallus), den die höheren Badagakasten, als Sektenabzeichen, am Halse tragen. Der Chittre fühlte sich durch diese Berührung so verunreinigt, dass er sich auf der Stelle das Leben nahm. Diese furchtbare Busse für ein wahrscheinlich unverschuldetes Vergehen genügte aber, nach Ansicht seiner Kastengenossen, nicht, um ihn wieder zu reinigen, denn bis heute sind seine Nachkommen nicht wieder in die Kaste aufgenommen und können nur Badagas niederer Kasten heiraten.

Rama (Vishnu) hat nur zwei Tempel; in einem derselben fungirt ein Badaga-Priester.

Nach der Legende wurde Rama, als er auf seinem Zuge nach Ceylon, in den Nilgiris verweilte, sehr gut aufgenommen; sein Feind Ravana, darüber zornig, warf Staub in die Luft und stiess einen furchtbaren Fluch aus; dies ist der Ursprung des Ungeziefers, das die Badagas plagt, weshalb sie sich auch nicht besonders bemühen, es los zu werden.

Da Rama die Wirkung des Fluches nicht aufheben konnte, so gerieth er seinerseits in Zorn, schnitt Ravana's Schwester die Nase ab und steckte sie in der südwestlichen Ecke der Nilgiris auf, wo sie noch heut als Mukurty Pik zu sehen ist.

Ein reicher Mann hatte zwei Töchter, denen er den Namen Bale gab. Er bestellte sein Land mit zwölf Joch Ochs, seiner Büffel waren mehr, als man zählen konnte, und er besass vierzehn Kisten voll Schätze. Aber seine älteste Tochter war sehr böse und unbarmherzig. Die Götter, die dies sahen, waren betrübt und sagten, nie hätten sie so ungeheure Sünden begehen sehen, wie hier. Sie vernichteten daher die ganze Habe des reichen Mannes, und nach einer Woche blieb nicht eine Hand voll Korn in dem Hause, wo Hunderte von Armen ihren Hunger zu stillen pflegten.

Darauf begab sich der Bauer zu einem Wahrsager und fragte, warum dieses Unheil ihn betroffen hätte; dieser antwortete, es sei in Folge des von seinen Töchtern begangenen Unrechts, und dass er nichts Besseres thun könne, als sie heimlich fortzusenden. Dies that er und die Schwestern zogen von dannen, ohne zu wissen, wo sie Speise oder Obdach finden würden. Als sie an das Haus eines reichen Mannes kamen, boten sie sich als Mägde an; bald darauf gerieth der Herr in Armuth, und

da er vom Wahrsager erfuhr, dass ihn der Fluch zu Grunde gerichtet, der an den beiden Mädchen haftete, so liess er sie in Frieden ziehen. Sie wollten in einem Bananengarten rasten und von den Früchten leben, bis der Tod sie von ihren Leiden erlöste; bei ihrer Annäherung aber stürzten die Bäume um, und der Gärtner warf Steine nach den Mädchen und trieb sie fort. Dasselbe geschah in einem Garten von Brodfruchtbäumen und darauf in einem Cocoshaj. Die Mädchen vergossen so viele Thränen, dass ein Spatz darin hätte baden können. In ihrer Verzweiflung entschlossen sie sich, in die Höhle eines Tigers zu gehen, in der Hoffnung, dass er sie verzehren würde; aber der Tiger lief fort, als sie nahten. „Was für Sünden haben wir begangen, oh Schwester, dass wir nicht sterben können“, rief eine von ihnen. „Wenn wir in die Höhle eines Bären gehen, so finden wir vielleicht unsern Tod.“ Sie gingen hinein und warfen Steine auf den Bären, um ihn zu reizen, aber er ging ihnen aus dem Wege und floh. Sie verschlangen Opium, aber es kam zurück und wirkte nicht. Sie verbanden ihre Augen und liefen in den Strom, aber das Wasser theilte sich und liess sie im Trocknen. Sie zündeten das Gras im Jungel an, aber die Flammen schlugen nach rechts und links und liessen den Platz, auf dem sie standen, unversehrt. Sie setzten sich auf einen Felsen, um sich in den Abgrund zu stürzen, aber der Felsen zersplitterte unter ihnen. Sie konnten nicht sterben: der Tod wollte sie nicht haben.

„Wir sind gatten- und kinderlos, wir müssen und wollen sterben“, sprachen sie. Und das Geräth, das sie besaßen, fortwerfend, reisten sie, den Stab in der Hand, in der Richtung des Mukurty Piks und erklimmen einen Berg, von dem ein Ochse, wenn er versucht hätte, ihn zu ersteigen, rücklings über gefallen sein würde; sie stiegen dann in einen tiefen Abgrund, in welchem ein Büffel sich nicht hätte auf den Beinen halten können. Endlich trafen sie einen Schäfer und fragten ihn nach dem Weg zum Himmel, aber die Schafe entflohen und der Schäfer ward zornig und gab keine Antwort. „Oh Schwester, weil wir sündigten, als wir jung waren, darum können wir den Weg nicht finden“. Darauf trafen sie einen mit einem Tigerfell bekleideten Geächteten, der sie um Almosen bat. „Wie sollen wir Geld haben, zu geben? Wir sind hergekommen, um zu sterben. Sage uns, was für eine feurige Säule ist das, auf jenem Hügel?“ „Die Bösen haben sie aufgerichtet und habt Ihr ein Verbrechen begangen, so müsst Ihr die feurige Säule umarmen und zu Asche verbrennen. Man wird Euch in die Hölle werfen und der Riese mit dem Rabenmaul wird Euch martern und verzehren.“ „O Bruder, wer sind die, die da Wasser tragen in der Ebene?“ „Das sind die Opiumesser, die sich mit diesem Gift umgebracht haben“. „Ach Bruder, wo ist der Gatte meiner Jugend?“ „Höret, oh Baleweiber, die Sünden, die Ihr auf den Nilgiris begangen, sind jetzt offenbar, hebet Euch von mir.“ Sie gingen weiter und näherten sich der Fadenbrücke und sahen das Maul des Drachens und näherten sich der feurigen Säule.

Fünf Engel naheten sich ihnen und befahlen ihnen, zu folgen, und sie mit Gewalt am Nacken packend, schleppten sie sie an die feurige Säule und hiessen sie dieselbe umarmen. Der Gott und sein Weib waren auf der gegenüberliegenden Seite und forderten sie auf, durch das Feuer zu kommen. Sie antworteten: „Oh Gott, wir haben nicht einen Teich voll Wasser getrunken, um unbeschädigt durch die Flammen gehen zu können.“ Während sie also sprachen, schwebten zwei Jungfrauen in weissen Gewändern, wie Sonne und Mond glänzend, vorüber. Sie hatten zwei Armبänder am rechten Arm und eine schöne Spange am linken, ein Halsband an ihrem schwarzen Halse und einen grünen Sonnenschirm in der Hand, sie gingen, als gingen sie auf Milch und Butter. Sie schwebten hinan an die feurige Säule und umarmten sie, dann gingen sie über die Fadenbrücke an das

jenseitige Ufer, und warfen sich dem Gotte zu Füßen, der sie aufhob und ihnen zu seiner Rechten einen Platz anwies. „Oh ihr Götter, wer sind diese Jungfrauen?“ „Sie sind von gerechten Eltern und haben nicht in Sünden gewandelt. Jedweder, der frei von Sünden stirbt, wird hierher in die Gegenwart seines Gottes gelangen.“ Die Baleweiber sagten sich, da diese Jungfrauen durch das Feuer gegangen sind, mögen wir es auch können. Als sie sich aber der feurigen Säule näherten, erfasste sie das Feuer und verbrannte sie, und die fünf Engel warfen sie in die Hölle. Dort marterte sie der Riese mit dem Rabenmaule, und der Höllendrache nagte an ihnen, und nach sieben Tagen tauchte er sie in Oel und verbrannte sie auf sieben Scheiterhaufen. Dann verwandelte er die älteste Schwester in Wolfsmilchkraut, die jüngere aber steckte er in die Eingeweide eines Schweines.

(12) Geschenk:

August Hartmann: Zur Hochäckerfrage. München 1876.

Sitzung vom 21. Oktober 1876.

Vorsitzender Hr. **Bastian**.

(1) Der Vorsitzende, der heute zum ersten Male nach seiner Rückkehr aus Südamerika den Vorsitz führt, begrüsst die Gesellschaft mit warmen Worten.

Derselbe gedenkt mit ehrender Theilnahme des vor Kurzem verstorbenen Schatzmeisters Hrn. G. Henckel. Das Amt des Schatzmeisters wird vorläufig durch Hrn. M. Kuhn vertretungsweise geführt.

(2) Zu correspondirenden Mitgliedern sind erwählt worden:

Hr. Dr. F. V. Hayden, U. S. Geologist.

Hr. Major Paul,

Hr. Lieutenant Wheeler,

sämmtlich von dem Un. St. Geological Survey,

Hr. Franz v. Pulszky und

Hr. Floris Romer zu Budapest.

Neue Mitglieder:

Hr. Maler Güterbock,

Hr. Privatdocent Dr. Landau,

Hr. Kaufmann R. Baumann zu Berlin,

Hr. v. Mailáth, Vicegespan des Liptauer Comitates,

Hr. Prof. Liebe zu Gera,

Hr. Georg Montefiore in Brüssel.

(3) Hr. Virchow legt die ersten Exemplare der colorirten Karten vor, auf welchen die Ergebnisse der in den Schulen veranstalteten anthropologischen Erhebungen dargestellt sind. Wegen der Einzelheiten verweist er auf seinen Bericht in der Generalversammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Jena (Correspondenzblatt Nr. 10).

(4) Hr. Virchow legt die Kritik des Hrn. Lindenschmit über die Thierzeichnungen auf den Knochen der Thaynger Höhle aus dem Archiv für Anthropologie Bd. IX, S. 174, vor, wodurch die Fälschung einiger Stücke ganz evident dargelegt ist. Gleichzeitig theilt derselbe aus Nr. 205 der Thurgauer Zeitung folgende Erklärung des Reallehrers Hrn. Merk in Gossau (früher in Thayngen) mit:

„Der ganze Thaynger Höhlenfund wurde unter meiner Aufsicht ausgegraben; von einer Bär- oder Fuchszeichnung fand ich aber keine Spur. Es musste mich darum ausserordentlich befremden, als mir nachträglich, nachdem ich

bereits den ersten Druckbogen meines Berichtes zur Correctur in Händen hatte, vom Präsidenten der antiquarischen Gesellschaft in Zürich die Mittheilung gemacht wurde, dass sich beim mehrmaligen Durchsuchen des aus der Höhle geschafften Schuttes eine Fuchs- und eine Bärenzeichnung vorgefunden. Die Originalstücke dieser beiden Zeichnungen wurden von dem angeblichen Entdecker dem Hrn. Prof. Rütimeyer in Basel zugestellt und von diesem dann an das Präsidium der antiquarischen Gesellschaft in Zürich übermittelt. Von Zürich aus erhielt ich zwei Gypsabdrücke. Ich bezweifelte damals schon aus verschiedenen Gründen die Aechtheit der Zeichnungen und protestirte energisch gegen die Aufnahme derselben in meine Arbeit bei der antiquarischen Gesellschaft in Zürich, welche die Veröffentlichung meines Berichtes übernommen hatte. Da man aber in Zürich laut mir gemachter Mittheilungen an der Aechtheit der beiden Zeichnungen nicht zweifelte, so wurden dieselben doch in meinen Bericht aufgenommen und demselben einige Notizen darüber eingeflochten. Wenn nun Hr. Lindenschmit die beiden erwähnten Zeichnungen als Fälschung darstellt, so bin ich gern bereit, seiner Darstellung meinerseits vollen Glauben zu schenken und kann nur aufrichtig bedauern, dass die Schwindelei auch in diesen interessanten Fund hineingespielt hat. Sollte aber Hr. Lindenschmit auch die Aechtheit derjenigen Fundstücke, welche unter meiner Aufsicht ausgegraben wurden, bestreiten wollen, so wären seine bezüglichen Behauptungen nichts Anderes als Irrthum und zugleich ein perfider Angriff auf die Ehrenhaftigkeit der Männer, welche sich mit redlichem Willen und lebhaftem Interesse der sehr mühevollen Aufgabe der Durchforschung des aufgefundenen reichhaltigen Materials unterzogen. Wir würden in diesem Falle an einem anderen Orte mit diesem Herrn Abrechnung halten. So viel zur Steuer der Wahrheit.“

Zur gleichen Angelegenheit schreibt in der „Const. Ztg.“ Hr. L. (wohl Herr Leiner, der hochverdiente Gründer und Mehrer des Rosgartenmuseums, in dessen prächtige Sammlung der grösste Theil der Thaynger Funde übergegangen ist): „Diese interessante Ausgrabung hat in weiten Kreisen Aufsehen erregt und finden sich viele Forscher ein, die einzelnen merkwürdigen Stücke aus einer über die Zeit der Pfahlbautenbewohner hinausreichenden Culturperiode unserer Gegend zu betrachten. Um so mehr ist dies der Fall, seit von dem Vorstand des römisch-germanischen Central-Museums in Mainz, Hrn. L. Lindenschmit, aus allgemein kulturhistorischen Gründen die Aechtheit der Zeichnungen von Thieren auf einzelnen Renntierknochen und Kohlestücken in solcher Vollendung, wie sie vorliegen, angezweifelt wird. Anlass dazu gaben ihm Gravüren auf Kohle vom Bär und Eisfuchs, die nach der eigentlichen Durchforschung der Culturschichte im „Kesslerloch“ gefunden worden sein sollen und ins Ausland kamen. Der Eisfuchs insbesondere galt schon gleich anfangs als Fälschung; er ist von vorn gezeichnet, wie Kinder und kindliche Völker nie graviren. Ueber die Aechtheit der in Constanz befindlichen Gravüren herrscht in massgebenden Kreisen kein Zweifel. Es sind dies Abbildungen des Rens und Schweins von der Seite, eine Schnitzerei des Bisam-Ochsen und die Arbeiten in Gagatkohle und Mammuth-Zahn. Dieser wissenschaftliche Streit fand bei der heurigen Hauptversammlung der anthropologischen Gesellschaft in Jena bereits seine Kämpfer und soll im September 1877, wo dann diese Gesellschaft in Constanz tagt, zum Austrag kommen. Vor dem „Kesslerloch“ und den berühmt gewordenen Funden im Rosgarten-Museum, vor dem Forum der deutschen anthropologischen Gesellschaft, sollen die Beweise angetreten werden.“

(5) Hr. Virchow verliest folgenden Brief des Hrn. Schliemann, d. d. Mykenae bei Argos, 15. August,

über die Ausgrabungen von Tiryns und Mykenae.

„Ich beeile mich, Ihnen anzuzeigen, dass, nachdem ich in Tiryns den Boden durch 20 bis auf den Urboden gegrabene Schächte und 2 grosse Gräben untersucht und dort wunderbare Sachen gefunden habe, ich jetzt damit beschäftigt bin, die Acropolis von Mykenae systematisch auszugraben. Gleichwie in Troia decke ich auch hier eine neue Welt für die Archäologie auf, die aber mit der troiaischen nicht die allergeringste Aehnlichkeit hat. Ja, wunderbare Sachen bringe ich hier täglich und stündlich zu Tage und hoffe noch viel wunderbarere zu finden. Im Interesse der Wissenschaft bitte ich Sie daher, jedenfalls baldmöglichst hierher zu kommen und während der Zeit der Ausgrabungen, die bis zum 21. Decbr. dauern, bis wohin ich aber die Schatzkammer der Clytämnestra hier und die des Minyas in Orcho-nunas ausgrabe und in Tiryns fernere Nachforschungen anstelle, bei mir zu bleiben. Ist Ihnen dies unmöglich, dann kommen Sie wenigstens auf 2 Monate und telegraphiren Sie mir, einfach Schliemann, Argos, falls Sie meine Einladung annehmen, damit ich in dem elenden Dorf Charvati, wo ich wohne, ein Stübchen für Sie einrichten lassen kann. Sagen Sie mir auch, ob Sie meinen am 24. Juni v. J. in London gehaltenen Vortrag, sowie mein „Troy and its Remains“ erhalten haben? Was ich in der Rede über Mykenae sagte, muss ich modificiren, denn ich fand in Tiryns und finde jetzt hier grosse Schuttschichten der troianischen Zeit. Ich empfehle Ihrer Beachtung meinen an die Londoner Times gesandten Artikel „Tiryns“, der jedenfalls n. W. erscheinen muss. Da die deutschen Zeitungen seit Anfang der Ausgrabungen in Olympia meinen Namen nur noch in bösem Sinne gebrauchen, nur Schmähschriften gegen mich publiciren, sich aber entschieden weigern, meine Antworten zu veröffentlichen, so schreibe ich nur an die „Times“ und dann und wann an die „Academy“, schreibe auch mein Werk über hier, Tiryns u. s. w. auf englisch, denn in England achtet und liebt man mich.“

Hr. Virchow bedauert lebhaft, dass zahlreiche amtliche und andere Verpflichtungen es ihm unmöglich gemacht haben, die freundliche Einladung, für welche er sehr dankbar sei, anzunehmen. Er glaubt aber zugleich aussprechen zu dürfen, dass die öffentliche Meinung in Deutschland die unermüdliche und erfolgreiche Thätigkeit des Hrn. Schliemann mit grösster Theilnahme verfolge und die parteiische Auffassung eines Theils der Presse in hohem Maasse missbillige. Jedenfalls kann Hr. Schliemann versichert sein, dass ihm in seinem Vaterlande anerkennende Freunde nicht fehlen.

(6) Hr. Woldt legt eine grosse Reihe neuer Terracotten von Bornholm vor, welche zu einem grossen Theil nach antiken Mustern gearbeitet sind.

(7) Hr. Nehring übersendet d. d. Wolfenbüttel, 10. September, einen neuen Bericht über seine

Ausgrabungen bei Thiede und Westeregeln

Nachdem es mir in den letzten Monaten gelungen ist, bei Untersuchung der Diluvialablagerungen von Thiede und Westeregeln noch einige wesentliche Resultate zu gewinnen, erlaube ich mir, meine früheren Mittheilungen (vergl. Sitzungsbericht vom 16. October 1875) durch Hinzufügung jener Resultate zu vervollständigen.

Zunächst melde ich, dass ich bei meiner letzten Ausgrabung im Gypsbruch von Westeregeln nur wenige Schritte von der Stelle, wo ich im vorigen Herbste eine

so reiche Ausbeute von Alactaga- und Spermophilus-Resten gehabt hatte, zahlreiche und gut erhaltene Reste von zwei Renthieren gefunden habe. In derselben Schicht lag der wohl erhaltene Unterkiefer eines *Canis lagopus* (Eisfuchs), Schädel und Knochen von *Hyaena spelaea*, von *Canis lupus*, der Eckzahn eines marderartigen Thieres, sehr zahlreiche Reste von *Equus caballus*, viele Knochen und Zähne von *Rhinoceros tichorhinus*, einige Reste von einem *Bos* (sp. ?), der Stosszahn eines jugendlichen *Elephas* (wahrscheinlich *primigenius*), zahlreiche Knochen von *Alactaga jaculus*, (freilich nicht so dicht gesät, wie an der früher besprochenen Stelle, manche Reste von *Spermophilus* (wahrscheinlich *altaicus*), ein verdrückter Schädel von *Myodes obensis*, viele Skelettheile von *Lepus* (*variabilis*?). Dazu kamen noch einige Knochen der schon im vorigen Herbst gefundenen Vögel (*Hirundo urbica*, *Fringilla montifringilla*), auch manche Reste von Fröschen, welche den Gattungen *Rana*, *Bufo* und *Hyla* angehört haben, sowie endlich zahlreiche Gehäuse von *Pupa muscorum* und *Helix hispida* nebst einer Schale von *Cyclas cornea*.

Es ist das ein merkwürdiges Consortium von Thieren, auf einen Raum von wenigen Cubikfuss zusammengedrängt. Nach meiner Ansicht muss man den Charakter der Fauna vorzugsweise nach den Thieren beurtheilen, welche an die Scholle gebunden sind; darunter verstehe ich hier die Springmäuse und Ziesel. Diese Thiere pflegen nicht zu wandern, sie haben ihren bestimmten Standort, an welchen sie regelmässig zurückkehren; die Tiefe ihrer Höhlen setzt sie in den Stand, selbst die härtesten Winter zu ertragen.

Ich nehme also an, dass die Fauna von Westeregeln ihrem Hauptcharakter nach mit derjenigen von Südwest-Sibirien übereinstimmt, wo bekanntlich *Alactaga jaculus* und mehrere grössere *Spermophilus*-Arten, mit deren einer der diluviale Ziesel identisch zu sein scheint, vorkommen. Zu diesen Steppenthieren passt auch sehr gut der im vorigen Herbst von mir gefundene *Arctomys bobac*, sowie das ausserordentlich häufige Vorkommen von Knochen des Pferdes, welches wir uns ohne Zweifel auch als Steppenthier zu denken haben.

Die Renthier, Eisfuchse und Lemminge betrachte ich nur als Wintergäste der Gegend von Westeregeln, während andere von den oben genannten Thieren, wie etwa die *Hyaena* (auch der früher dort gefundene Löwe), besonders aber die Schwalben als Sommergäste anzusehen sind.

Ich begnüge mich hier mit diesen Andeutungen, indem ich mir vorbehalte, die Resultate meiner eingehenden Untersuchungen ausführlich an einem anderen Orte mitzuthellen. Ich möchte nur noch auf das eine Ergebniss meiner Ausgrabungen hinweisen, dass man für unsere Gegend eine scharfe Sonderung zwischen einer Mammuthzeit und einer Renthierzeit nicht durchführen kann. Allerdings bin ich der Ansicht, dass die tiefsten Schichten von Thiede, in welchen sich fast Nichts weiter findet, als zahlreiche Reste vom Halsbandlemming (*Myodes torquatus*), vom eigentlichen Lemming (*M. lemmus*, var. *obensis*) und von der sibirischen Feldmaus (*Arvicola gregalis*) nebst *Canis lagopus* etwas älter sind, als die von Westeregeln. Auch die wenigen Renthierbackenzähne, sowie einige Reste von *Lagomys alpinus*, welche ich in den untersten Schichten des Thieder Diluviums gefunden habe, unterstützen diese Annahme. Im Uebrigen halte ich die oberen Schichten von Thiede für gleichalterig mit der Hauptmasse des Diluviums von Westergelu und schreibe die vorhandenen Abweichungen der Thieder Fauna von der des letztgenannten Fundortes auf Rechnung von localen Verschiedenheiten. Auch die Höhlenbären des Marmorbruches von Rübeland im Harze werden wohl nicht wesentlich älter sein.

Während meine obigen Mittheilungen vorzugsweise ein geologisch-paläontologisches Interesse haben, kann ich Ihnen zum Schluss noch eine Meldung machen, welche

für die Urgeschichte unserer Gegend von Wichtigkeit ist. Gestern Nachmittag habe ich in den Lemmingführenden Schichten des Thieder Diluviums, ungefähr 30 Fuss unter der Oberfläche, mitten zwischen Resten von *Arvicola gregalis* und *Myodes lemmus*, ein sehr schön gearbeitetes Feuersteinmesser gefunden. Selbst der ärgste Skeptiker wird dieses Stück für ein menschliches Artefact erklären müssen. Dass es von demselben geologischen Alter ist, wie die Lemmingsreste, schliesse ich zunächst aus der Zusammenlagerung, sodann aus dem Umstande, dass an der einen Stelle des Feuersteins ein Stück harter kalkiger Concretion festhaftet, welches von derselben Beschaffenheit ist, wie die kalkigen Concretionen, von denen die diluvialen Knochen des Thieder Diluviums oft überzogen oder zusammengebacken sind.¹⁾ Auch lässt die an Milchglas erinnernde Oberfläche dieses Feuersteininstrumentes darauf schliessen, dass es schon sehr lange in der feuchten Erde verborgen gewesen.

Uebrigens hatte ich vor einiger Zeit Gelegenheit, die in meinem früheren Berichte erwähnten Feuersteinsplitter aus dem Thieder und Westeregeler Diluvium mit einer Collection von Feuersteinartefacten zu vergleichen, welche der Thaynger Höhle entstammten. Ich sah, dass die von mir gesammelten Stücke mindestens mit demselben Rechte als menschliche Artefacte betrachtet werden können, wie diese Exemplare aus der berühmten Thaynger Höhle. Um aber ganz sicher zu gehen, schickte ich meine Feuersteinsplitter kürzlich an Herrn Dr. v. Frantzius in Freiburg mit der Bitte, sie als etwaige menschliche Artefacte zu prüfen. Herr von Frantzius, dem ich überhaupt schon manche Förderung in meinen Studien verdanke, schrieb mir bald darauf zurück, dass „zwei der übersandten Kieselscherben ganz zweifellos von Menschenhand zu Messern zugeschlagnene Werkzeuge seien, zwei andere seien sicher ebenfalls von Menschenhand geschlagen, nur sei die Messerform nicht deutlich.“ Zugleich übersandte mir Herr v. Frantzius zum Vergleich eines der bei Munzingen im Löss gefundenen Kieselmesser, welches ganz mit zwei der meinigen übereinstimmte.

Wir hätten somit auch für unsere Gegend die Existenz des Menschen in der Diluvialzeit constatirt, wofür auch schon das häufige Vorkommen kleiner Holzkohlenstücke im Diluvium von Thiede und Westeregeln zu sprechen schien.

(8) Hr. Caesar Godeffroy lässt d. d. Hamburg, 7. October, die Nachricht übermitteln, dass seit einigen Tagen vier Südsee-Insulaner (ein Eingeborner von Niué, einer von Rotuma, einer von Upalu, endlich ein Mischling eines Irländers mit einer Neuseeländerin von der Bay of Island in Neuseeland) als Glieder der Besatzung eines hamburgischen Schiffes sich im dortigen Hafen befinden, aber des Klima's wegen wahrscheinlich schon in 14 Tagen wieder zurückkehren werden. Herr Godeffroy hat übrigens die Leute durch Hrn. J. W. Spengel messen und unter dessen Leitung photographiren lassen.

(9) Hr. Bastian giebt eine Darstellung seiner letzten

Reise in Südamerika.

Der Vortragende liefert einen kurzen Ueberblick derjenigen Punkte, die für die Zwecke seiner letzten Reise besondere Resultate geliefert hatten.

Nachdem in Santjago de Chile die dortigen Sammlungen unter dem auswärtigen Mitgliede der Gesellschaft, Hrn. Prof. Philippi, besichtigt worden, in Copiapo einige untersuchenswerthe Localitäten, für welche Hr. Consul Kröhnke seine Mit-

1) Vergl. Zeitschr. f. d. ges. Naturwiss. Bd. 45, S. 3. Bd. 47, S. 8.

wirkung versprach, und dann in Antafagasta mit Hrn. Consul Volkmars Rücksprache über die Erwerbung bolivianischer Alterthümer genommen war, wurde ein kurzer Aufenthalt des Dampfers in Arica für einige Ausgrabungen benutzt, und zu eben solchen spätere Besuche in Pachacamac und Ancon auf dortigen Gräberfeldern.

In Lima konnten aus der in Rivero's und Tschudi's Werke (Antigüedades Peruanas) beschriebenen Sammlung Fereyros', die zum grossen Theil noch erhalten war, werthvolle Ankäufe gemacht werden, und gleichfalls andere gelegentlich, sowie mehrfache Geschenke, von dem deutschen Ministerresidenten, Hr. Dr. Luerssen sowohl, wie von anderen der dortigen Deutschen, unter denen besonders die Unterstützung der Hrn. Gildemeister u. Co. hervorzunehmen ist.

An der Küste Peru's wurde im Süden Chincha-alta, wo Alterthümer anzukaufen waren, im Norden Supe, mit der alten Festung Paramunca bei Pativilca besucht, und dann weitere Oertlichkeiten bis Piura, wobei an diesem Platz, dann in Chiclayo, (mit einem Besuche Eten's zu Aufzeichnungen über die dortige Sprache), im Thal von Chicana, in Chimbote u. s. w. Erwerbungen zu machen waren, besonders aber in Trujillo, wo seit länger die Huaceros genannten Schatzgräber in Chanchan thätig sind.

Als zum Besuche Ecuador's Guayaquil besucht wurde (wo Hr. Consul Bunge vielfache Hülfe leistete), waren Alterthümer vom Daule-Fluss, dem Sitze der Huancavillas u. a. m., der Güte des Hrn. Dr. Destrujes zu verdanken, während Anderes auf der Reise in's Innere, in Ambata, Latacunga u. s. w. erworben wurde.

Der Aufenthalt in Quito musste (nach einigen Ankäufen dort), der bei den nach der Ermordung des Präsidenten bevorstehenden Unruhen und deshalb drohenden Schwierigkeiten des Transportes wegen, abgekürzt werden, doch wurde in Rücksicht auf einen vor mehreren Jahren in Azogues gemachten Fund von Bronze-Aexten, ein Ausflug nach Cuenca beschlossen, und nach längerem Suchen ein Theil der ursprünglich sich auf die Zahl 3000 belaufenden Stücke, die trotz ihrer archäologischen Bedeutung (in den darauf befindlichen Wappenzeichen) grösstentheils eingeschmolzen waren, aufgefunden und gesichert. Von Cuenca wurden die seit vielen Jahren reiche Ausbeute gewährenden Ausgrabungen in Chordeleg besucht, deren werthvolle Ergebnisse leider gleichfalls fast sämmtlich in den Tiegel gewandert sind, so dass nur wenige, aber um so interessantere Proben erlangt werden konnten. Auf dieser Route wurden zugleich die Monumente von Callo, Inga-pirca, Inga-chungana und andere im Lande der Cañar besucht.

Nachdem an der nördlichen Küste Ecuador's, in Puerto viejo und Manta, Einleitungen zur Erwerbung von Steinsculpturen aus dem früheren Sitze der Caras und ihrer Nachbarstämme getroffen waren, wurde Columbien von Buenaventura aus betreten, und lieferte Cali und Palmyra einige Ausbeute, sowie die Orte im Cauca-Thal bis Cartago, und ebenso bei Bereisung Antioquia's die dortigen von Manizales bis Medellin, obwohl die Fortschaffung auf den beschwerlichen Wegen vielfach erschwert wurde. In Bogota ist der hilfreichen Unterstützung des deutschen Ministerresidenten, Hrn. v. Gramatzki, Dank zu sagen, sowie des Sekretärs, Hrn. Harassowitz, dann Hrn. Prof. Saenz und für kostbare Geschenke Hrn. Cuervo. Es konnte dort eine werthvolle Sammlung von Alterthümern der Chibchas angekauft werden, und eine andere, besonders an Kalendersteinen reiche, in Tuuja, dem Hauptsitz dieser eigenthümlichen Cultur. Ausserdem wurde eine Ruinenstätte in Leiva berührt und eine Sammlung von Felsinschriften gemacht.

In Guatemala wurden die Hauptstädte der Quiches mit ihren Anverwandten besucht und ist für einige Erwerbungen besonders Hrn. Dr. Bernouilli zu danken, sowie für seine Unterstützung Hrn. Lehnhoff. Dort erhielten zugleich die fast un-

bekannt verbliebenen Monumente in Santa Lucia de Cotzamaluapan eine Untersuchung (das zweite Mal in Begleitung des Ingenieurs Hrn. Au), die von dem Eigenthümer, Hrn. Pedro de Anda, für fernere Erforschung dem königlichen Museum in Berlin zur Disposition gestellt sind, und da Hr. Dr. Berendt, mit dem der Reisende später in Philadelphia zusammentraf, die Fortleitung dieser Angelegenheit übernommen hat, (im Ausschluss an seine linguistischen Studien), so werden sich bald weitere Resultate ergeben.

Unter den westindischen Inseln wurden Alterthumsreste auf Puerto rico besucht und von dort eine interessante Sammlung durch die Güte Hrn. Consul Krug in Majaguez erhalten, dann auf Hayti die Mitwirkung des Hr. Consul Glaser zugesagt, und in Santjago de Cuba die des Hrn Consul Schumann. In den Vereinigten Staaten wurden bei dem Besuche der ethnologischen Sammlungen auf der Weltausstellung Philadelphia's, in Newyork und Washington Erwerbungen gemacht oder eingeleitet.

Die Reise dauerte nach der Einschiffung im Mai 1875 bis zur Rückkehr im August 1876.

(10) Hr. P. Ascherson verlas folgende briefliche Mittheilung des Dr. G. Schweinfurth

über die beiden in Verona lebenden Zwergneger vom Stamme der Akka.

Am 1. October hatte ich die längst erwünschte Gelegenheit, den Zwergnegern in Verona meinen Besuch abzustatten. Ich hatte mich zwar schon längst nach Ansicht ihrer Photographien für die Identität derselben mit den von mir im Lande der Monbuttu angetroffenen Akka aufs Bestimmteste ausgesprochen;¹⁾ nach eigener Betrachtung muss ich diese Identification um so sicherer festhalten, und gereichte es mir zur besonderen Befriedigung, die von mir vor sechs Jahren in ihrer Heimath gemachte Bekanntschaft dieser Neger-Rasse zu erneuern. Die Geschichte der Zwergneger von Verona ist in Kürze folgende:²⁾

Im November 1872 erreichte der italienische Reisende Miani die von mir zwei Jahre früher besuchte Residenz des Monbuttu-Königs Munsä und erhielt als Geschenk von Letzterem zwei junge männliche Individuen der in jenem Lande als Akka bezeichneten Rasse, welche ausgedehnte Strecken im Süden des Monbuttu-Reiches bewohnen soll. Miani erlag wenige Monate später dem Klima und den Strapazen der Reise. Seine Sammlungen, Manuscripte und jene Zwergneger hatte er der italienischen geographischen Gesellschaft vermacht, und letztere gelangten im Juni 1874 glücklich nach Rom, während von seinen sonstigen Errungenschaften Vieles zu Grunde ging. Die geographische Gesellschaft überwies die beiden jungen Central-Afrikaner, für welche ihr durch das Vermächtniss des berühmten Landsmanns elterliche Rechte und Pflichten zugefallen waren, zunächst der Fürsorge des Grafen Miniscalchi-Erizzo, eines durch seine Forschungen auf dem Gebiete der orientalischen Sprachen, namentlich aber um die Geschichte des orientalischen Christenthums hochverdienten Gelehrten, der ihnen in seiner prächtigen Villa zu Cola am Comer-See ein gastliches Asyl darbot. Es wurde bestimmt, dass die beiden Akka später in das Collegio Asiatico in Neapel eintreten sollten. Mehr als zwei Jahre haben nunmehr die Kinder des aequatorialen Afrika unter dem blauen Himmel Italiens in sicherer Obhut und sorgsamster Pflege verlebt. Im April d. J. haben sie

1) Verhandl. der Berliner anthropol. Ges. 1874, S. 121.

2) Vergl. Sachs a. a. O., S. 73 und Reil a. a. O., S. 120.

allerdings ihren trefflichen Pfleger durch einen jähen Tod verloren; seine Wittwe indess, aus dem fürstlichen Hause der Erizzo von Venedig stammend, betrachtet die Pflege der jungen Akka als ein heiliges Vermächtniss ihres verstorbenen Gatten und widmet ihnen mütterliche Sorgfalt.

Im alten freskengeschmückten Palaste der Miniscalchi in Verona durfte ich also diese Wunderkinder in Augenschein nehmen. Ich fand sie in Fülle der Gesundheit und in erfreulichster geistiger Entwicklung. Ohne eine Spur von Befangenheit, so munter und zutraulich, wie junge Italiener gleichen Alters zu sein pflegen, begrüßten sie in mir einen Mann, der ihre Heimath besucht, und legten überraschende Proben ihrer erworbenen Fertigkeiten ab. Beide schrieben ihre Namen mit fester, regelmässiger Hand und der Aeltere gab sogar, obgleich er keinen eigentlichen Musikunterricht genossen und das Clavierspiel gewissermassen spielend erlernt hatte, eine kleine Etude auf dem Piano zum Besten, welche Aufgabe er, obgleich er mit seiner kleinen Hand nur $\frac{3}{4}$ Octave greifen kann, fehlerfrei und mit erwünschter Geläufigkeit erledigte. Nachmittags sah man Beide mit einem europäischen Spielgenossen auf den breiten Quadern des Corso Cavour promeniren. Die kleinen breitschulterigen Gesellen mit ihren hellbraunen Gesichtchen, wergfarbenem Haar, in Anzügen von gleicher Modefarbe, sahen fast wie einem Märchen entschlüpfte Erdgeister aus. Glückliche Pygmäen! Euch ist an der Wiege eurer von den Fleischtopfen der Monbuttu beständig bedrohten Existenz wohl nicht vorgesungen worden, dass Ihr in dem alterthümlichen Palaste eines Veroneser Patriziers ein so gastliches, gegen alles Erdenleid gesichertes Asyl finden solltet!

Niemand, der diese in „Gesundheitsglanz strahlenden“ jungen Männchen sieht, wird dieselben noch für Abkömmlinge einer pathologisch degenerirten Familie halten wollen, vielmehr in ihnen prächtig entwickelte Typen einer höchst eigenthümlichen Rasse erkennen. Es wäre zu wünschen, dass die Akka noch eingehender, als es bisher geschehen und namentlich von einem, speciell für Neger-Rassen competenten Anatomen untersucht und betrachtet würden. Die Zahl derartiger Sachverständiger ist ja überhaupt beschränkt; in Italien stehen den Gelehrten für ihre ethnographischen Studien nicht einmal ausreichende litterarische Hilfsmittel zu Gebote. Kein Wunder daher, dass ungeachtet der zweijährigen Anwesenheit dieser lebenden Zeugen für die Wahrheit einer tausendjährigen Tradition die Kenntniss ihrer Stellung im Systeme der afrikanischen Ethnologie noch keine nennenswerthen Fortschritte gemacht hat.

Doch bleibt uns die Hoffnung, dass die beiden Akka, Dank der liebevollen Pflege und in jeder Hinsicht rationellen Erziehung, welche sie im Hause der Miniscalchi erhalten, noch lange der Wissenschaft erhalten bleiben und dass es somit möglichst vielen Notabilitäten der vergleichenden Anthropologie möglich sein werde, sie persönlich kennen zu lernen. Ich gebe nachfolgend die Maasse (in Metern), die ich am 1. October d. J. selbst erhalten habe:

	Tibo Francesco	Cheirallah Luigi
Totale Körperlänge	1·37	1·23
Schulterbreite	0·37	0·33
Länge des Armes bis zur Spitze des Mittelfingers	0·53	0·595

Diese Zahlen werden genügen, um die Unrichtigkeit der vor einiger Zeit verbreiteten Gerüchte von dem rapiden Wachsen der Akka zu widerlegen. Um das Maass der mittleren Körperlänge, welches ich für die Akka zu 1·5 M. angenommen, zu erreichen, hätte somit Francesco noch 0·13 M., Luigi dagegen 0·27 zu wachsen. Seit Februar 1874 ist Francesco im Ganzen 0·26, Luigi dagegen nur 0·23 M. gewachsen, und während der letzten $1\frac{1}{4}$ Jahre betrug diese Zunahme bei

Francesco 0·09, bei Luigi 0·07 M. Das rasche Wachstum bei Francesco erklärt sich dadurch, dass derselbe jetzt in das Alter der Pubertät getreten ist. Seine Oberlippe hat sich mit derben, schwarzen, nicht flaumartigen Haaren von nicht unter 0·005 M. Länge bedeckt, während Backen und Kinn noch kahl geblieben sind. Die angegebenen Maasse beweisen, mit Rücksicht auf das ihrem gegenwärtigen Alter entsprechende Wachstumsverhältniss, eine völlige Uebereinstimmung in den Körperdimensionen der beiden Zwergneger. Ich veranschlage Francesco's Alter auf 16, das Luigi's auf 13 $\frac{1}{2}$ —14 Jahre; diese Zahlen stimmen ziemlich mit der Schätzung überein, die mein Freund, Dr. H. Sachs¹⁾ bei der Durchreise der Akka durch Cairo vor 2 $\frac{1}{2}$ Jahren gemacht hat; die ausgedehnte Erfahrung und den ärztlichen Scharfblick dieses Forschers wird gewiss Niemand in Zweifel ziehen. Man erwirbt sich an einem Platze, wie die ägyptische Hauptstadt, wo man Jahr aus Jahr ein beständig mit Individuen der verschiedensten Völkertypen zu verkehren hat, leichter als anderwärts Uebung in der Abschätzung des Alters der verschiedenen Nationalitäten angehörigen Subjecte; man fühlt sich zu einer derartigen Uebung des Blicks auch unwillkürlich aufgefordert, da schon der ungebildete Moslim selten sein Alter genau kennt, von den Negern indess, die als Heiden und Wilde geboren werden, dasselbe völlig unbekannt zu sein pflegt. Kann man auch auf sehr grosse Genauigkeit des geschätzten absoluten Alters nicht rechnen, so gelingt es doch, den Unterschied des Alters zweier Individuen derselben Rasse, wie in unserem Falle, mit ziemlicher Sicherheit zu veranschlagen.

Ich habe absichtlich die mitgetheilten Maasse gewählt, weil sie am geeignetsten sind, eins der wichtigsten Rassenmerkmale in der Statur der Akka darzulegen. Maassgebend ist für diese vor Allem die grosse Schulterbreite, die dem Körper eine auffallend untersetzte Figur giebt, ohne indess der in der Feinheit der Glieder und Kleinheit der Hände und Füsse sich aussprechenden Zierlichkeit und Leichtigkeit der ganzen Gestalt Abbruch zu thun. Das Verhältniss der Schulterbreite zu den sonstigen Maassen der Akka bildet eine scharfe Grenzlinie zwischen ihnen und allen anderen Rassen Central-Afrika's. Ich erinnere mich, dass bei Hunderten von mir gemessenen Negern (Dinka, Djur, Bongo, Mittu, Niam-niam) ein ähnliches Ueberwiegen der Schulterbreite unerhört war. Bei einer Körperlänge von 1·8 M. fand ich gewöhnlich eine Schulterbreite von 0·4 M. bei den stärksten und ausdauerndsten Trägern; oft fand ich indess bei gleicher Länge nur 0·39 M. Diesem Verhältnisse beider Maasse entsprechend würde dem Francesco eine Körperlänge von 1·66 M. zukommen, an der ihm noch 0·29 M. fehlen, ein Unterschied, von dem er sicher nie die Hälfte in seinem ferneren Wachstum erreichen wird.

Ein anderes Merkmal indess, das ich bei meinen Beobachtungen in der Heimath dieser Rasse als typisch betrachtet hatte, hat sich bei meinen beiden Kleinen verloren und somit als zufällig, gewissermaassen pathologisch erwiesen. Die ungewöhnlich stark entwickelten Hängebäuche, welche beide Zwergneger bei ihrer Ankunft in Europa vor zwei Jahren, wie ihre von mir im Monbuttu-Lande gesehenen Landsleute auszeichneten, sind, wohl in Folge der veränderten Kost, bei der sie sich inless körperlich sehr wohl befinden, völlig verschwunden.

Wenn auch der physiognomische Ausdruck der beiden Akka-Köpfe, wie er auch in den von ihnen angefertigten Photographien hervortritt,²⁾ gewisse Unterschiede

1) Verhandl. der Berl. anthropol. Ges. 1874, S. 74, 75.

2) Die mitgesandte Photographie wurde vor mehr als einem Jahre aufgenommen. Demnächst sollen von Beiden Profilaufnahmen in grossem Maasstabe gemacht werden, die ich s. Z. hoffentlich werde mittheilen können.

zwischen Francesco und Luigi zeigt, so müssen diese doch im Hinblick auf den Gesamtcharakter des Schädelbaus als unerheblich betrachtet werden. Luigi ist weit weniger prognath, als Francesco; doch genügt ein Altersunterschied von 2 bis 2½ Jahren im gegenwärtigen Stadium ihrer Körperentwicklung, um diesen Unterschied zu erklären. Luigi ist noch Knabe, Francesco Jüngling. Haar, Nase, Ohren und Augen sind bei Beiden völlig conform und ebenso die wichtigsten Schädelmerkmale der Akka, die tief eingesenkte Nasenbasis und die darüber gleichmässig kugelförmig gewölbte Hirnschale. Alle diese Merkmale sind völlig identisch mit denen, die ich bei meinem ersten Zusammentreffen mit den Akka in Munsa's Residenz zu constatiren Gelegenheit und dann an meinem verstorbenen Nsewuë so lange vor Augen hatte. Die Kleinheit der Hände ist an den beiden Akka in Verona gleich auffallend.

Die eigenthümliche, von anderen Neger-Rassen abweichende Färbung des Haupthaars, wie ich sie ausser bei den Akka nur noch bei den durch besonders helle Hautfarbe ausgezeichneten Individuen der Monbuttu beobachtete, lässt sich am besten mit der Waldwolle vergleichen, jenem aus den Nadeln von *Pinus silvestris* hergestellten Faserstoff, der in manchen Gegenden eine gewisse Verbreitung als Mittel gegen rheumatische Leiden erlangt hat. Früher verglich ich das Akka-Haar mit Werg; indess die grössere Feinheit der Waldwolle gewährt einen weit mehr zutreffenden Vergleich.

Die aus röthlichem Grunde hervortretende, sehr leichte Bräunung der beiden Akka gleicht ganz der Hautfarbe, die man an besonders lichten, sogenannten Galla-Sklaviinnen in Aegypten wahrzunehmen pflegt.

(11) Geschenke:

Graf Bela Szechényi: Funde aus der Steinzeit. Pest 1876.

Gooss: Chronik der archäologischen Funde Siebenbürgens.

Statistics, medical and anthropological, of the provost marshal general's bureau. Washington 1875. 4

Buchholz: Land und Leute in Westafrika. Vortrag. Berlin 1876.

Engelhardt: Kong Gorms og dronning Thyras mindestene i Jellinge. Kjöbenhavn 1876.

J. L. van Hasselt: Hollandsk-Nooforsch Woordenboek. Utrecht 1876.

Archivos do Museu Nacional do Rio de Janeiro 1876. Vol. I, 1 trimestre.

John Evans: Petit album de l'âge du bronze en Grande Bretagne. London 1876.

Zuelzer: Studien zur vergleichenden Sanitätsstatistik. Berlin 1876.

Sitzung vom 18. November 1876.

Vorsitzender Hr. **Bastian**.

(1) Als neue Mitglieder werden angemeldet:

Hr. Banquier Ritter zu Berlin,

Hr. Kaufmann Schierenberg zu Meinberg bei Detmold.

(2) Am 12. November ist Sanitätsrath Dr. H. W. Schultheiss zu Wolmirstedt nach längerem Leiden gestorben. Hr. Virchow erinnert daran, dass der Verstorbene seit langer Zeit der einzige sorgfältige Sammler gewesen ist, welcher die Alterthümer des Landstriches von Magdeburg nordwärts bis zur Altmark mit Sachkenntniss gesammelt hat. Bei einem Besuche des Hrn. Schultheiss im Jahre 1874 habe er mit Vergnügen Kenntniss genommen von diesen Schätzen und es sei ihm gelungen, Hrn. Schultheiss zu einer Veröffentlichung derselben zu bestimmen. Das Werk ist unter dem Titel: „Kurze Uebersicht und Nachricht der in der Wolmirstedter Gegend gefundenen Alterthümer. Wolmirstedt 1875“ nebst einem photographischen Atlas von 11 Blättern erschienen. Es enthält zugleich eine Reihe werthvoller Angaben über Sagen und Gebräuche der Gegend, namentlich soweit sie sich an bestimmte Oertlichkeiten anknüpfen.

(3) Hr. Virchow legt einen Brief des Grafen zu Solms vom 11. d. M. vor, betreffend den in der Sitzung vom 22. April (S. 119) gezeigten

Schädel von Radajewitz (Posen).

Durch den Hrn. Direktor Schwarz zu Posen ist mir die Aufforderung geworden, Ew. Hochwohlgeboren über die Auffindung eines Schädels, welchen ich demselben übergeben hatte, Auskunft zu geben.

Das Terrain, auf welchem derselbe gefunden ist, befindet sich zwischen den Gütern Radajewitz¹⁾, Sobicocernie und Nimojewo. Es besteht aus Sandhügeln, zwischen welchen sich ehemalige Brücher befanden. Die Sandberge bestehen aus einzelnen Lagen feinen Diluvialsandes, die durch Lagen von eisenschüssigem Sand getrennt sind. Die ersteren sind ca. 1 Dem., die letzteren nur 1 Cm. stark. Wo der Wind die letzteren blosgelegt hat, zeigen sie Schlammspuren. Obenauf liegt eine schwärzliche humose Sandschicht. Die sämmtlichen Hügel sind durch Entwaldung, Beackung und vielfaches Behüten zum Theil zum Fliegen gebracht. Wo die obere Decke hierdurch beseitigt ist, ist der Boden mit Scherben von grober Töpferware bedeckt und fanden sich zerbrochene Steingeräthschaften, Splitter von Feuersteinen, die sonst in hiesiger Gegend sehr selten sind, und Abfälle von denselben, die bei Anfertigung

1) Radajewitz liegt südöstlich von Inowraclaw neben der polnischen Grenze am Nordrande des Bachorze-Bruchs.

derselben abgefallen zu sein scheinen. Die Steingeräthe sind fast alle zerbrochen und scheinen als unbrauchbar weggeworfen zu sein. Einzelne kleine Stückchen von Kupfer haben sich auch gefunden. In einem dieser Hügel, wo der Wind bis 1 Meter tief ausgerissen hatte, ist der Schädel gefunden. Es sind daselbst zwei Gerippe blosgelegt worden, aber leider durch Kinder zertrümmert, so dass ich nur in den Besitz dieses einen Schädels kommen konnte. Ich bin daher ausser Stande, anzugeben, ob die Gerippe in horizontaler Lage oder in hockender Stellung beerdigt waren. An einer anderen Stelle habe ich aber ein Gerippe gefunden, dass zwar schon zum grössten Theil aus dem Sande ausgeweht war, der Schädel war gänzlich verschwunden, nur noch die Zahnkronen habe ich aufgefunden. Die Knochen der Extremitäten steckten aufrecht, soweit sie blosgelegt waren, verwittert, im Sande, und scheint mir das anzudeuten, dass die Leiche in hockender Stellung beerdigt war. Dicht dabei habe ich 20 Pfeilspitzen aus Feuerstein gefunden und ein kleines Stückchen Kupferdraht. Die gesammte Situation lässt es mir wahrscheinlich erscheinen, dass auf den oben beschriebenen Sandbergen sich zwischen den Brüchen ein geschützter Wohnplatz befunden hat. Ebenso haben, nach den Resten von Töpferwaaren und Steinwerkzeugen im Süden von Radajewitz in dem jetzt ausgetrockneten Bachorze Bruch, auf einigen Sandbergen ähnliche Niederlassungen bestanden.

(4) Hr. Künne legt verschiedene auf seiner Reise durch Nord-Amerika gesammelte Gegenstände vor:

1) Lanzenspitzen, Meissel aus unpolirtem Stein, in der Nähe der Mammuth-Höhle in Kentucky gefunden;

2) ein sehr schön polirtes Steinbeil aus Summit County im Staate Colorado, welches er der Güte des Prof. Schirmer, Direktor der U. S. Mines in Denver verdankt;

3) sehr schöne Pfeil- und Lanzenspitzen aus Obsidian, besonders dadurch merkwürdig, dass sie die ersten aus den Shellmounds (Californien) nach Deutschland gelangten sind. Von eben daher stammen auch verschiedene Reibkäten, Netzenker und eine knöcherne Nadel.

4) einen Bogen und Pfeile von den Klamath-Indianern (Nord-Californien), die noch heut sich steinerner Pfeilspitzen bedienen;

5) mehrere Angelhaken aus Muscheln in den verschiedensten Stadien ihrer Anfertigung, von den Inseln des Barbara Channels.

Alle diese Gegenstände, welche zum grossen Theil ein Geschenk des Hrn. Paul Schumacher in San Francisco sind, wurden dem Königl. Ethnolog. Museum einverleibt.

(5) Hr. M. Kuhn übergibt eine

Urne und Silbermünzen der Stadt Gollnow,

sowie das glasierte Halsstück eines aus Arnswalde stammenden Gefässes.

(6) Dr. Europaeus in St. Petersburg übersandte die Photographie eines angeblich ugrischen dolichocephalen Schädels.

(7) Hr. Th. Liebe erläutert mehrere vorhistorische Gegenstände, namentlich ein Steinbeil, einen Steinhammer und Urnenscherben von der Insel Usedom.

Während eines mehrwöchentlichen Aufenthaltes im Ostseebade Zinnowitz

hatte ich Gelegenheit, einige urgeschichtliche Beobachtungen zu machen, deren Mittheilung vielleicht zu weiteren Untersuchungen anregen dürfte.

Das Dorf Zinnowitz selbst liegt auf dem westlichen Theile der Insel Usedom, 20 Minuten vom Ostseestrande, und etwa eine Wegstunde entfernt von der schmalsten Stelle der Insel, an der wiederholt Durchbrüche der Ostsee nach dem Achterwasser, der letzte sehr bedeutende während der Sturmfluth im Herbst 1872, stattgefunden haben, derselben Stelle, an welche man mit Vorliebe die Lage des alten Vineta fixirt hat.

Der in den letzten Jahren mehr und mehr in Aufnahme gekommene Besuch des Seebades hat Veranlassung gegeben zu zahlreichen, dem Strande möglichst nahe gelegenen Neubauten. Für dieselben hat man mit Vorliebe den Glienberg erwählt, eine etwa 100 Fuss über den Spiegel der Ostsee sich erhebende, unmittelbar hinter dem, an die innere Dünenkette sich schliessenden Wald gelegene Anhöhe. Bei wiederholten Gängen durch die neuen Anlagen und die dazwischen liegenden Ländereien hatte ich Gelegenheit, zahlreiche Urnenscherben aufzunehmen. Die Menge derselben veranlasste mich, meine Beobachtungen auch auf den übrigen, nicht bewaldeten Theil der Höhe auszudehnen, soweit das noch auf dem Halm stehende Getreide es erlaubte. Dieselben scheinen den Schluss zu gestatten, dass der ganze Süd- und Westabhang des Glienberges die Spuren vorgeschichtlicher, menschlicher Niederlassungen aufweist. Besonders zahlreich treten dieselben am Westabhang auf, vielleicht weil hier gerade die Neubauten am zahlreichsten sind. Den Fuss desselben entlang zieht sich eine sumpfige Niederung, jetzt zum Theil entwässert. Hier war es, wo die vorliegenden Scherben mit Hülfe des Försters Schmidt durch Hacke und Spaten zu Tage gefördert wurden, die neben ihrer bedeutenden Grösse durch ihre bedeutende Wandstärke (2 Cm.) vor allen übrigen sich auszeichnen; mit ihnen wurden Kohlenreste gefunden.

Die übrigen vorliegenden Scherben sind Ergebnisse einer Excursion, die ich, den sehr gütigen Fingerzeigen des Hrn. Voss folgend, machte. Von Zinnowitz erreichten wir zu Wasser die Nordspitze des Lieper Winkels beim Dorfe Warthe. Hier fanden sich einige geringe Spuren. Erst 10 Minuten vor dem Dorfe Liepe, als mein Sohn sich einige Abschweifungen in die angebauten Lupinenfelder erlaubte, hatten wir Veranlassung, grosse Mengen von Urnenscherben, auch einen der bekannten Spinusteine aufzunehmen. Von Liepe über Rankewitz und Krienke nach Sukow überall Spuren. In letzterem Orte war die Ausbeute, mit Unterstützung des Lehrers Kohz, eine reiche. Eine Vergleichung der hier und später bei der Stadt Usedom gesammelten Fragmente mit denen von Liepe und Zinnowitz zeigt sofort in Form und Material einen Unterschied beider. Die ersteren, mehr verwittert, tragen den germanischen, die letzteren, namentlich in den oft sehr zierlichen, eingeritzten Verzierungen den wendischen, sogenannten Burgwall-Typus. In Sukow, einer schon länger bekannten Fundstätte, finden sie sich in der Abdachung einer Höhe, an deren Fuss das jetzige Dorf liegt.

Die Stadt Usedom selbst, der Endpunkt der Excursion, bietet eine reiche Stätte für eingehende Untersuchungen, unter Andern in dem Dominium Bauerhof, dessen Besitzer, Hr. Asche, selbst Sammler, zu günstiger Jahreszeit, d. h. nach der Ernte, denselben gewiss Vorschub leisten würde, namentlich wenn, wie er wiederholt hervorhob, Hr. Virchow selbst ihn mit seinem Besuch gelegentlich beehren wollte. Das vorliegende Feuerstein-Beil stammt von der Wolgaster Feldflur und wurde mir vom Bürgermeister Hrn. Leudel freundlichst überlassen. Der Steinhammer vom Zieserberg bei Wolgast ist aus der Sammlung des Buchdruckereibesitzers Elsner daselbst, der unter anderen Gegenständen auch einige wohlerhaltene Urnen,

Pfeilspitzen, Steinbeile etc. aufbewahrt und interessante Fingerzeige über die Gegend zu geben im Stande und gern bereit ist.

(8) Hr. Schwarze zu Frankfurt an der Oder übersendet nachstehendes Verzeichniss der

Fundorte der Urnen, Bronzesachen u. s. w.

welche sich im Besitz des Historischen Vereins zu Frankfurt a. O. befinden:

I. Stadt Frankfurt a. d. Oder.

Am Markt unter dem Hause Oderstrasse 34: Urnen.

Unweit des Karthauses beim Hausbau gefunden: ein durchbohrter Steinhammer.

II. Kreis Lebus.

Bei Golzow im Oderbruch: Urnen und Wirtel.

Bei Gross-Neuendorf: Urnen.

Bei Hasenfelde bei Müncheberg: Urnen.

Bei Seelow: Kupferklumpen im Erdreich mit starker Patina.

Bei Kienitz, fünf Fuss unter der Erde, bei einer Urne: ein bearbeitetes Geweih.

III. Crossener Kreis.

Bei den Crossener Schwedenschanzen: Urnen.

Bei Crossen aus einer Urne: eine Bronzenadel.

Im Torfstich bei Pfefferhahu (bei Crossen): ein Bronze-Celt in Form eines Paalstabs, etwa wie die Abbildung bei Lubbock, Vorgesch. Zeit, deutsche Ausgabe Bd. I, S. 23, Fig. 5 und S. 36, Fig. 61.

Bei Gosear (bei Crossen) bei der Chaussee: Urnen.

Bei Treppeln: Urnen, desgl. bei Baudach, bei Glembach, Güntersberg, Bindow, Rusdorf.

Kreis Königsberg i. N.

In der Zicherer und Neumühler Forst (bei Neudamm): Urnen, Wirtel, eine Bronzenadel, ein Armband.

Kreis Spremberg.

Bei Felsberg (bei Jessen): mehrere Urnen.

Ober-Barnimscher Kreis.

Auf der Granitkuppe bei Gabow bei Freienwalde a. O.: ein durchbohrter Steinhammer.

Beim Bau der Chaussee von Freienwalde nach der Wutzener Fähre: eine Bronzenadel.

Ausserdem besitzt der Verein das Modell eines erraticen Blockes, welcher sich in der Nähe von Rostin (Kreis Soldin) befindet und 16 Fuss Länge bei 10 Fuss Höhe misst.

(9) Hr. Schwartz zu Posen schickt nachstehendes

Verzeichniss

der Antiquitäten im Besitze des Baurathes Crüger zu Schneidemühl.

(Hierzu Taf. XXV, Fig. 8.)

Bezeichnung der Gegenstände	Fund-Ort	Muthmaass- liches Volk, von welchem die Antiqui- täten her- stammen.	Schätzung — des Alters		Bemerkungen.
			ante Chr.	post Chr.	
I. Steinwerkzeuge und Waffen.					
4 Pfeilspitzen	Schneidemühl		1		
3 Messer, 75 Mm., 86 Mm., 104 Mm. lang, 26 bis 46 Mm. breit.	Pommern		1		
1 Kelt 75 Mm., in der Schneide 36 Mm. breit.	Bialoslive	Wenden	—	—	Neben einer in einem Steinkistengrabe be- statteten Leiche, wo- von nur noch das Occiput erhalten war, gefunden.
1 desgl. 74 Mm. lang, in der Schneide 37 Mm. breit.			1		
1 desgl. 87 Mm. lang, in der Schneide 46 Mm. breit; sämmtlich sehr sauber geschliffen; von Feuerstein.			1		
1 Stösser 97 Mm. lang, in der Bahn 37 Mm. zu 25 Mm. im Gevierte, oben 13 Mm. stark, aus Basalt oder Mela- phyr.	desgl.	desgl.	1		
8 Steinäxte oder Hämmer von 105 Mm bis 260 Mm. lang, 41 Mm. bis 72 Mm. in der Schneide breit.	Umgegend von Schneide- mühl und Czarnikau	—	—	—	Der roh gearbeitete grösste Hammer ward bei Abtragung eines Pleioeen-Hügels ge- funden.
1 desgl. paläolithisch, mit angesetzt kleinen Seemuscheln aus einer Kies- grube (dem Ober-Bergrath Runge in Breslau übersandt).	Brostowo	unbestimmt	1	—	Dieser Hammer ist mit dem Kiese der Driftströmung an- geschwemmt.
Von den übrigen 8 Hämmern ist der grösste ebenfalls paläolithisch aus dem Pleioeen.	Czarnikau	—	—	—	In der Umgegend befinden sich meh- rere Steinhämmer bei Grundbesitzern.
Ein Stück eines Hammers (Die Steinarten sind verschieden, Syc- nit, Serpentin und Melaphyr oder Basalt).	Wolske				
1 Spinnwörtel von Sandstein, 32 Mm. Durchmesser, 11 Mm. dick, das Loch in der Mitte 8 Mm. Durchmesser.	Schneidemühl	Wenden			
II. Thon- und Töpfer-Arbeiten.					
Eine Gesichtsurne, schwarz geräuchert.	Flukum bei Lobsens	Phoenizier		150 bis 200	Abgebildet in Crü- ger's Alterthümer.

No.	Bezeichnung der Gegenstände	Fund-Ort	Muthmaass- liches Volk, von welchem die Antiqui- täten her- stammen.	Schätzung des Alters		Bemerkungen.
				ante Chr.	post Chr.	
2.	Eine Urne desgl. mit griechischer Ornamentik, sehr sauber gearbeitet. Der Mäanderzug auf der gekrümmten Fläche ist mit grossem Geschick und mit Sicherheit gefertigt.	Brostowo bei Schneidemühl	Griechen	—	270	In der Urne ein griechischer Spornstück einer Schnalle von Bronze, goldener Griffel.
3.	Eine desgl. mit griechischer Ornamentik	Stargard in Pommern	desgl.		270	
4.	Eine desgl. mit griechischer Ornamentik	ebendasselbst	desgl.		270	
5.	Eine desgl. mit wendischer Ornamentik, schwarz geräuchert, schönes Exemplar.	Schönlanke	Wenden		300	
6.	Eine Urne von gelbem Thon . . .	desgl.	desgl.			
7.	Eine Phiale (Guhl, Leben der Griechen, Seite 169, Fig. I).	Laskowo bei Samotschin	Griechen	{ 260 { 270		
8.	Ein Schöpfgefäss mit langem Henkel, 105 Mm. Diameter, 70 Mm. hoch, der Henkel 70 Mm. lang, gelber Thon.	Kattun bei Schneidemühl				
9.	Ein Trinkbecher, 95 Mm. weit, 98 Mm hoch, gelber Thon.	desgl.	wendisch oder burgundisch			
10.	Gefäss mit Henkel, 138 Mm. weit, 95 Mm. hoch.	Schneidemühl				
11.	Zwei Capedunculae, in Form von Tassen mit Henkeln, 60 und 64 Mm. weit, 47 und 35 Mm. hoch.	desgl.	griechisch		250	
12.	Diverse verzierte und unverzierte Deckel von Urnen, desgl. ornamentirte Bruchstücke von solchen.	Samoczin Schneidemühl und Wolske	gothisch wendisch griechisch		1—300	
13.	Eine echt pompejanische Vase mit mythologischer Darstellung einer Gruppe in der Umgebung des Jupiter und Bacchus, wahrscheinlich das Hochzeitgeschenk an einen Weinhändler.	Pompeji	römisch	—	10	Ist vom Grafen v. Scorzewski, 1770 aus Neapel gebracht.
14.	Ein porcellanener, geschliffener, brauner Humpen, ältestes Böttcher'sches Porcellan von Königstein, mit reicher eingeschliffener Ornamentik.	Sachsen	deutsch	—	1706	Zu Ende des vorigen Jahrhunderts an den Apotheker Tietz aus Sachsen gebracht.
15.	Ein Diskus, rund, 80 Mm. Durchmesser, 22 Mm. dick, in der Mitte ein rundes Loch von 23 Mm. Durchmesser, schwarz geräuchert.	Pommern	römisch		203	

Bezeichnung der Gegenstände	Fund-Ort	Muthmaassliches Volk, von welchem die Antiquitäten her- stammen.	Schätzung des Alters arte- post Chr. Chr.		Bemerkungen.
III. Bronzen.					
Kampring, massiv, in natürlicher Grösse in Fig. 19 der Schrift: „Alterthümer im Bromberger Regierungsbezirk von Crüger.“	Jablinowo bei Usch	Burgunder oder Wenden	1		} vergleiche Fig. 257 bei Guhl.
Desgl. ebenso in Fig. 20 des angeführten Werkes abgebildet.	desgl.	Kelten oder Griechen			
1 Lanzenspitze, ganz glatt, schöne Patina, abgebildet Fig. 18 des angeführten Werkes.	Schönlanke	desgl.		} 160 bis 200	
5 Kelte verschiedener Form, theilweise gereift; ein Kelt ist abgebildet Fig. 15 des angeführten Werkes.	Umgegend von Schneidemühl	Keltisch		} 100 bis 250	
1 Pfeilspitze, abgebildet Fig. 17 des angeführten Werkes.	—	desgl.		} 100— 250	
1 Lanzenspitze, reich ornamentirt.	Altmark	etruskisch		50-100	
Sporn aus der Urne II. 2.	Brostowo	römisch griechisch		270	
Sporn mit Reliefs von Männern, war vergoldet	Stargard in Pommern	wendisch		1300	
Armring, zerbrochen, 142 Mm. Durchmesser, ganz massiv.	Briesen bei Czarnikau	keltisch		} 150— 300	
2 desgl., 90 Mm. äusserer, 71 Mm. innerer Durchmesser, ornamentirt.	Stargard	wendisch		300	
Armring, 70 Mm. äusserer, 60 Mm. innerer Durchmesser, 21 Mm. breit, desgl. Fig. 29.	Lennitz bei Schönlanke	keltisch		150	
2 Mantelschliesser oder Brochen, Fig. 62 in Lubbock „die vorgeschichtliche Zeit“ genau abgebildet.	Stargard	nordisch wendisch		100	
1 zu 12 gehörige Fibula (Vorstecknadel) 113 Mm. lang.	desgl.	desgl.		desgl.	
2 aus 6 concentrischen halbhohlen Bändern bestehende, als Schulter- oder Ringkragen zu bezeichnende Schmuckstücke, 209 Mm. breit.	desgl.	desgl.		— 200	} Im Stettiner Museum finden sich Bruchstücke ähnlicher Ornamente.
8 Armbänder, 80 Mm. Durchmesser, 18 Mm. breit.	Stargard	nordisch wendisch		desgl.	
8 Haarspangen, beschrieben Seite 26 des oben angeführten Werkes, abgebildet daselbst Fig. 28a.	Budzin	römisch keltisch		260	

No.	Bezeichnung der Gegenstände	Fund-Ort	Muthmaass- liches Volk, von welchem die Antiqui- täten her- stammen.	Schätzung des Alters		Bemerkungen.
				ante Chr.	post Chr.	
17.	2 Fibeln ohne Verzierung und Schliessnadeln.	Usch	römisch		100	Fig. 17 Tab. 16 bei Emele.
18.	Stück einer Fibel	Ruden bei Wissek	desgl.		100	Unter einem grossen Stein gefunden.
19.	Volsella mit dem Ringe zum Anhängen, 97 Mm. lang, mit schöner Patina.	Brostowo	desgl.		250	In einer Urne gefunden.
20.	desgl. von Eisen, die Schleife von Bronze.	Krojanke	wendisch		300	desgl.
21.	Stück einer Volsella, Eisen	Thukum	griechisch		260	desgl.
22.	Fingerring, 25 Mm. Durchmesser, mit 18 eingeritzten Nuthen, Fig. 28 bei Crüger.	Schönlanke	desgl.		250	desgl.
23.	Ohrgehänge, aus 4 zusammenhängenden Ringen bestehend, abgebildet Fig. 31 bei Crüger.	Wissek	desgl.		250	In der Erde gefunden.
24.	Ring, 47 Mm. Durchmesser, 3 Mm. stark.	Samoczyn	desgl.		250	Neben Urnenscherben gefunden.
25.	Bulla, 20 Mm., ohne Verzierung . . .	Schneidemühl	wendisch		500	
26.	Ring, 17 Mm Durchmesser, desgl. . .	desgl	desgl.		300	Aus einer Urne.
27.	Stück eines korinthischen Säulenkaptäls	desgl	römisch		200	In der Erde gefunden
28.	Stück einer Schnalle aus der Urne I. 2	Brostowo	griechisch		250	
29.	1 Hefter, abgebildet Fig. 24 bei Crüger	desgl.	desgl.		250	
30.	1 Halsring, reich verziert, 12 Cm. innerer, 14 Cm. äusserer Durchmesser, mit Charnier und verziertem Knopf.	Steinau bei Chodschesen	römisch		250	

Der grosse Fund antiker Bronzen von Floth bei Radolin.

Hierüber ist eine besondere Beschreibung in der Sitzung vom 20. Mai 1876; S. 125, Taf. XVII. gegeben. Eine vergrösserte Abbildung der daselbst, Fig. 1, S. 129, beschriebenen Fibula ist hier in Taf. XXV, Fig. 8, beigelegt.

IV. Eisen.

Es sind hier nur die am meisten beachtenswerthen Stücke aufgeführt; Pfeilspitzen, Bolzen, Messer, Lanzen-
spitzen, Beschläge u. s. w. aber nicht benannt.

1.	Ein grosser Hammer von Stahl, abgebildet bei Crüger, Fig. 25, mit der darauf befindlichen Ornamentik	Schneidemühl	burgundisch		300	Wenig verrostet.
----	--	--------------	-------------	--	-----	------------------

0.	Bezeichnung der Gegenstände	Fund-Ort	Mithlaass- liches Volk, von welchem die Antiqui- täten her- stammen.	Schätzung des Alters		Bemerkungen.
				ante Chr.	post Chr.	
	des Fuhrens, wahrscheinlich zum Opferdienst gebraucht (Bipemis).					
2.	1 kurzes Schwert, 467 Mm. lang, 52 Mm. breit. Der Handgriff 131 Mm. lang, (Tacitus 42, 10).	Schneidemühl	burgundisch	—	unbe- stimmt	Der grosse Ansatz von Roät und der grosse Handgriff las- sen auf ein hohes Alter schliessen.
3.	Gürtel-Agraffe, abgebildet Fig. 27 bei Crüger, war mit Silber und Gold plattirt.	Thukun	griechisch	—	250	Verrostet.
4.	4 Knopfnadeln aus Urnen	desgl.	desgl.	—	200 bis 300	Wenig verrostet.
5.	1 Hufeisen von eigenthümlicher Form, 15 Fuss tief in der Erde gefunden, ist kein reines Eisen.	Usch	—	—	—	desgl.
	Aus neuerer Zeit.					
6.	Schlüssel zum Spannen eines Rad- schlosses oder einer Armbrust.	Schneidemühl	—	—	1400	Wenig verrostet.
7.	2 reich verzierte Sporen	desgl.	—	—	1200	Stark verrostet.
8.	2 Schlüssel, von denen der eine aus einer Urne.	Schneidemühl	—	—	—	Wenig verrostet.
9.	1 Steigbügel mit grosser Fussplatte, welche sich in einem Charnier be- wegt und senkrecht gestellt den Bügel schliesst.	Schneidemühl	—	—	unbe- stimmt	Wenig verrostet.
	V. Diverse Gegenstände.					
1.	8 durchbohrte Bernsteinstücke aus Kies- lagern und Urnen.	Schönlanke Schneidemühl	—	—	—	Es scheinen 2 der paläolithischen Zeit anzugehört zu haben.
2.	Knopf einer Haarnadel, fünfeckig, von gelber Masse mit blauen Knöpfen, ab- gebildet bei Crüger, Fig. 32.	Schönlanke	Phönizier	—	150	
3.	1 Schabe-Instrument, 191 Mm. lang, vorn 52 Mm. breit, 38 Mm. stark, von Hirsch- oder Reuthiergeweih.	Wolske	Wenden	—	700	
	V. Münzen.					
	In meinem Besitze befinden sich 4 griechische und 24 römische Münzen, ausserdem eine Anzahl Münzen aus dem Mittelalter.					

(10) Hr. Thärmann hat die ideelle Zeichnung eines Pfahldorfes eingeschickt.

(11) Hr. Leudesdorf überschickt, mit Beziehung auf die früheren Berichte in den Sitzungen vom 18. März (S. 86) und vom 18. Mai (S. 136) weitere, von dem Herrn Lehrer Leichhardt zu Hamburg gemachte, und von dem Herrn Oberlehrer Schumann unter dem 12. October bestätigte

Beobachtungen über den Seelenzustand des Schülers Albert Strohmeier.

Von dem grossen Anfang der Bildung, der Aufmerksamkeit ausgehend, fand ich, dass eine Hinrichtung des Geistes auf einen Gegenstand, ein geistiges Sichversenken in denselben, dem Strohmeier viel Mühe machte. Gegenstände, wie Bilder und Körper, die beim ersten Unterricht sonst die Kinder afficiren, wurden von ihm fast gleichgültig angeschaut, und bei aller interessanten Darstellung derselben, war er doch nur im Stande, höchstens eine Viertelstunde seine Aufmerksamkeit dem betreffenden Gegenstande zu widmen.

Das sinnliche Anschauungsvermögen trat bei ihm nie kräftig genug hervor und die Folge davon war, dass auch die Affectionen der Seele nur schwach waren. Es schien mir immer, als wenn Strohmeier nicht recht im Stande wäre, seine Sinne auf den betreffenden Gegenstand zu richten. Leichter und anhaltender wird es ihm möglich, an der Rechenmaschine zu arbeiten, wahrscheinlich, weil die Gegenstände, mit denen er es hier zu thun hat, Körper sind, die von ihm in die verschiedensten Stellungen und in die verschiedenste Anzahl gebracht werden konnten; auch mochte das Spielen mit diesen Gegenständen einen grösseren Reiz für ihn haben, als die unbeweglichen Bilder.

Ebenso erging es ihm mit der combinirenden und abstrahirenden Einbildungskraft.

Gegenstände, die er mehrere Stunden hindurch, nach ihren einzelnen Theilen kennen gelernt hatte, nun mit einander zu einem neuen Gegenstande zu vereinigen, wurde ihm zuerst sauer, z. B. zwei Kugeln und zwei Kugeln als einen Begriff von vier, mehrere Laute als Bestandtheile eines Wortes u. a. Namentlich traf er in der ersten Zeit, wenn ihm beim Rechnen die Anschauung entzogen war, und er nun mehrere Grössen zu einer vereinigen sollte, selten das rechte Resultat. Jedoch haben hierin Zeit und Uebung bei ihm das ihrige gethan, so dass er jetzt im Stande ist, innerhalb des Zahlenkreises von 1 — 20 leidlich im Kopf und auf der Tafel zu rechnen.

Langsam ging es mit dem Strohmeier in dem Reproduciren früher angeschauter Gegenstände. Manchmal waren schon am Schluss der Stunde Bild, Namen, Laut und Zahlengrössen verschwunden, und das Behalten der Laute, die er bei der Besprechung der Bilder gelernt, sowie die Formen der Buchstaben, die an der Wandtafel vor seinen Augen entstanden waren, konnten erst durch vieles Wiederholen dauerndes Eigenthum bei ihm werden. Ich bin aber auch hierin mit ihm weiter gekommen; er weiss jetzt nicht nur die Namen der Buchstaben, sondern kann auch ziemlich flüssend lesen, und hat die Buchstabenformen sich soweit eingepägt, dass er im Stande ist, gedruckte Lesestücke mit deutschen Buchstaben abzuschreiben. Auch hat er mir mehrere Mal, wo ich bei Besprechungen von Lesestücken Gelegenheit hatte, auf Feste und andere Umstände zu kommen, recht ausführlich erzählt, was er vor längerer Zeit bekommen, oder was sonst in seinem Hause vorgegangen war.

Aus dem bisher Gesagten geht wohl hervor, dass Strohmeier nicht zu

den Stumpsinnigen zu zählen ist; sondern, dass, wie die vorigen Eigenschaften der Seele nur langsam ihren Entwicklungsweg gehen, dasselbe auch mit seinem Verstande der Fall ist. Dass er aber Verstand besitzt, davon zeugen die Fähigkeiten, für ein angeschautes Wortbild das richtige Wort, für mehrere Zahlenmengen die betreffende Grösse, und für ein gedrucktes Wortbild das rechte geschrieben wiederzugeben zu können. Die Entwicklung seines Verstandes wird nur leider noch beeinträchtigt durch seine unbeholfene Sprache. Seine Sprachwerkzeuge sind zum Hervorbringen der Laute s, ch, sch, z, der Zahlen zwei und elf nicht recht geläufig, und da er diese Unbeholfenheit selbst fühlt, so ist er beim Sprechen blöde. Ueberhaupt ist es mir bis jetzt trotz aller Energie nicht gelungen, ihn zu einem kräftigen Sprechen bringen zu können. Sein Gefühl war bisher gleichgültig gegen Gelerntes und nicht Geleistetes, langsam und bedächtig, jedoch nicht unthätig; zum Denken ist er im Ganzen weniger aufgelegt, als zur mechanischen Beschäftigung.

Wenn auch die Resultate des Unterrichts noch geringe sind, so schliesse ich doch meinen Bericht mit der Behauptung, dass, wenn Strohmeyer so fortfährt, sich geistig zu entwickeln, ich nicht daran zweifle, dass er doch einmal ein brauchbarer Mensch werden kann.

(12) Ueber neue, von Hrn. Pinder zu Cassel veranstaltete

Ausgrabungen in der Nähe von Fulda

berichtet der Hessische Beobachter (Fuldaer Anzeiger) in No 211 und 242 Folgendes

1) Die von Hrn. Museumsdirector Dr. Pinder bei Ober- und Unterbimbach ausgeführten Ausgrabungen lieferten mehrfach interessante Resultate. Der zuerst geöffnete Hügel von der Hügelgruppe bei Oberbimbach im Waldorte Finkenbergr war 2·5 M. hoch und hatte einen Durchmesser von je 14 und 15 M. Derselbe lieferte eine reich verzierte Urne, unter welcher die Klinge eines krummen eisernen Schwertes gefunden wurde. Dasselbe lag 1·0 M. über der Sohle des Grabes ziemlich im Centrum. Südlich hiervon wurden Reste einer dünnen bronzenen Armspange gefunden. Etwa 0·5 M. über der Sohle fand sich in diesem Grabe eine Aschenschicht, welche wohl den Beweis liefert, dass die Verbrennung in der Sohle des Hügels vorgenommen worden ist.

In einem zweiten daneben liegenden, nur etwa 1·5 M. hohen Grabe fanden sich in der Nähe der Mitte desselben nach drei Richtungen, etwa 1 M. über der Sohle, 3 Urnen. Eine derselben war reich verziert, eine andere mit kleinen unverbrannten Knochen, welche wohl die Reste von Opferthieren darstellen, gefüllt.

Reicher noch waren die Ergebnisse der Ausgrabung eines Hügels bei Unterbimbach, welcher zur Hügelgruppe der sogenannten Heidenküppel gehört. Es wurden hier 2 Urnen unverseht dem Grabe enthoben. Ein eisernes Schwert mit höchst elegant gearbeitetem Bronzegriff von kurzer gerader Form, sowie ein Bronzering von einfacher, aber schöner Form, einem Kinde zugehörig, lagen als Beigaben in diesem Hügel.

Es wurde auch hier, wie in Dänemark, der Schweiz etc. constatirt, dass entweder die Männer der damaligen Zeit kleinere Hände hatten, oder dass das Schwert nur mit 2 oder 3 Fingern gefasst wurde.

Die Ergebnisse dieser Ausgrabungen beweisen nun eine jüngere Zeit für diese Hügel. Sie gehören der Eisenzeit an, d. h. dem 3.—8. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, während die vor 2 Jahren bei Oberrode vom naturwissenschaftlichen Vereine veranstalteten Ausgrabungen auf den Uebergang der Steinzeit in die Bronzezeit, also auf eine viel ältere Periode hindeuten.

Schliesslich gelang es noch Hrn. Dr. Pinder, ein Bronzeschwert, einen Armring und zwei Haarnadeln von Bronze in Unterbimbach, sowie einen spiralförmigen Armring mit noch euliegenden Armknochen in Stockhausen aus Privathänden zu erwerben. Letztere Gegenstände wurden in sogenannten Steinrutschen gefunden, und lieferten den ersten Beweis, dass bei unseren Altvorderen auch neben Leichenbrand Leichenbestattung üblich war. —

2) Unter Leitung des Hrn. Director Pinder wurden bei Unterbimbach drei weitere Grabhügel, und zwar die nördlichere Reihe der sogenannten Heidenkuppel geöffnet. Der westlichste von diesen lieferte im Grunde unter Steinplatten acht Armringe von gleicher Form, eine Fibula und eine kurze Lanzenspitze, Alles von Bronze. Von Urnen konnten nur Scherben gewonnen werden, da augenscheinlich durch einen bei der trigonometrischen Landesvermessung gesetzten Stein die beigesetzten Urnen zertrümmert worden waren. Eigenthümlich ist die Gestalt der Gewandnadel (Fibula), welche ähnlich den Brochen unserer Damen mit einer Versicherung versehen war; Referent erinnert sich nicht, in den germanischen, resp. nordischen Museen zu Berlin, Dresden, Posen, Nürnberg und München eine ähnliche Form gesehen haben.

Der mittlere Hügel, von elliptischer Gestalt, hatte eine sehr bedeutende Länge, und stellt vielleicht zwei vereinigte Hügel dar. Trotz seiner Grösse fand man in demselben Nichts, was auf Bedeutung Anspruch machen kann.

Der dritte östlichste Hügel lieferte an der Nähe der Oberfläche sechs Urnen, wovon zwei die Gestalt von breiten Schüsseln hatten. Tiefer lagerten Reste eines Gerippes; Theile des Schädels, Kiefer, Arm- und Fussknochen sind erhalten. Bei letzteren fand man vier eiserne Lanzenspitzen und eine grössere eiserne Partisane. Durch diese Ausgrabungen wird constatirt, dass in hiesiger Umgebung auch Leichenbestattung in der Eisenzeit und in eigentlichen Grabhügeln üblich war.

(13) Hr. Virchow berichtet über die Mittheilungen des Hrn. Dr. Miklucho-Maclay

über die Orang-Semang und Orang-Sakai.

In einer zu Batavia herausgegebenen, vorläufigen Mittheilung schreibt Herr v. Maclay über seine, ungemein wichtigen ethnologischen Excursionen in der malayischen Halbinsel, November 1874—October 1875. Eine Kartenskizze und zwei Tafeln mit Zeichnungen von ganzen Figuren, Köpfen, Augen u. s. w. sind beigegeben.

Auf zwei, von Singapore ausgehenden Reisen durchkreuzte Hr. v. Maclay einen grossen Theil der Halbinsel. Namentlich auf der zweiten ging er längs der Ostküste nordwärts, machte mehrere Vorstösse in das Innere und gelangte bis zu der siamesischen Stadt Singoro. Unter den wilden Stämmen, welchen er begegnete, bezeichnet er als melanesisch die Orang-Sakai und die Orang-Semang, als Mischlinge melano-malayischer Abkunft die Orang-Utan (von Johor), die Orang-Rayet, Orang-Mantra und Orang-Bersissi.

Die ersteren stellt er, „hauptsächlich ihrer zur Brachycephalie neigenden Schädelform wegen, nahe zu den Negritos der Philippinen, und, wie diese, nicht weit von den Papua-Stämmen Neu-Guinea's.“ Die Schädel haben einen Breitenindex von 74 bis 84 (bei Männern 74—82, bei Frauen 75—84). Der Wuchs schwankte bei Männern zwischen 1400 und 1620, bei Frauen zwischen 1400 und 1480 Mm. Die

Haare zeigen ganz feine Ringelungen und bilden auf dem Kopfe eine kompakte, wenig abstehende Masse. Ihre Farbe ist mattschwarz. Die Hautfarbe variirt in sehr weiten Grenzen, ist jedoch im Allgemeinen, besonders bei Männern, dunkler, wie die der Malayen. Als zwei besondere Eigenthümlichkeiten schildert der Reisende die sehr bedeutende Grösse der *Plica semilunaris oculi* (*Palpebra tertia*) und die ganz seitlich gedrehte Stellung der 3 äusseren Zehen, welche er bis dahin nur bei Affen gesehen hatte. Ausserdem erwähnt er als häufigeres Vorkommen eine Hautfalte, die sich vom oberen Rande des oberen Augenlides herabzieht (*Epicanthus*), wie bei Mongolen. Die Leute gebrauchen als Waffen Blasrohre (*Blahan*) mit vergifteten Pfeilen und Bogen (*Loids*) aus Bambus, wobei sie Pfeile mit eisernen Spitzen anwenden. Die Frauen tätowiren sich und tragen in der durchbohrten Nasenscheidewand einen Stachel (*Hajanmo*).

Beiläufig erwähnt Hr. v. Maclay, dass er von vielen Seiten berichtet worden sei, in den Wäldern um und auf dem *Gunu-Tahan*, dem wahrscheinlich höchsten Berge der Halbinsel, lebe ein sehr grosser Affe, Namens *Bru*; er soll die Grösse eines Mannes übertreffen und werde sehr gefürchtet. Er hält diese Sache für möglich und erlaubt sich, wissenschaftlichen Reisenden, welche dieselbe genauer untersuchen wollen, seine Beobachtungen zur Verfügung zu stellen.

Hr. Virchow bemerkt, dass, wenn auch dieser Affe sich nicht als neue Art erweisen sollte, doch eine erneute und erweiterte Erforschung der malayischen Halbinsel ein Gegenstand von äusserster Wichtigkeit wäre. Die Nachrichten des Hrn. v. Maclay haben das, was man schon lange vermuthet hat, bestätigt: dass die dunkle Bevölkerung *Malacca's* sich den *Negritos* und wahrscheinlich auch den *Andamanesen* anschliesst. Sie bildet daher das wichtigste Verbindungsglied zwischen den weit zerstreuten Schwarzen der Inseln und denen des hinterindischen Continents, und es würde sicher in hohem Maasse lohnend sein, im Anschlusse daran die dunklen Stämme Hinterindiens selbst einer erneuten Erforschung zu unterziehen. Auf alle Fälle sind wir der aufopfernden Hingebung des Hrn. v. Maclay zu besonderem Dank verpflichtet, dass er selbst grosse Gefahren nicht scheut, um das so lange Zeit hindurch hoffnungslose *Desiderat* einer vergleichenden Untersuchung der schwarzen Stämme des Ostens in immer neuen Richtungen zu erfüllen.

(14) Hr. Hartmann sprach über

Fussumrisse von Eingeborenen der Loangküste. (Hierzu Taf. XXIV.)

Derselbe hatte im Jahre 1874 die Mitglieder der deutsch-afrikanischen Expedition zu *Chinchoxo* ersucht, dergleichen Contourzeichnungen anzufertigen, eine kurze Beschreibung des Verfahrens, sowie eine Probezeichnung an Ort und Stelle gesendet. Hr. Dr. *Pechuël-Loesche* hat sich dieser Arbeit mit höchst dankenswerthem Eifer unterzogen und ein in seiner Art einziges Material von höchst sorgfältigen Fussumrisszeichnungen zu Stande gebracht. Diesen grossentheils mit farbigem Stift auf Tonpapier entworfenen Darstellungen sind Angaben über Namen, Abstammung, Körpergrösse, Hautfarbe und sonstige physische Eigenthümlichkeiten beigelegt, durch welche der Werth des Materiales beträchtlich erhöht wird. Dasselbe wird der Gesellschaft auf Wunsch des Verfassers durch den Vortragenden präsentirt. Während nun die textlichen Angaben des Hrn. *Pechuël* in vollständiger Copie erfolgen,

kann das eine reichhaltige Collection bildende ikonographische Album des Reisenden hier nur auszugsweise durch den Steindruck wiedergegeben werden (Taf. XXIV).

Man ersieht übrigens aus Dr. Pechuël's Umrissen und Notizen, dass ein Urtheil über die Fussbeschaffenheit der Afrikaner von Loango nicht zu deren Nachtheil ausfallen kann. Das stimmt nun nicht allein mit den reichhaltigen anthropologisch-photographischen Aufnahmen Hrn. Falkenstein's von Loango-Schwarzen, sondern auch mit den persönlichen Beobachtungen des Vortragenden und mit den von Letzterem angefertigten Zeichnungen und Messungen an den Füßen von Nigritiern Ost-Sudans. Vortragender wird darüber ausführlich im II. Bande seiner „Nigriten“ berichten. Jedenfalls werden allein schon durch obige Darstellungen H. Burmeister's Angaben über den Negerfuss (Der menschliche Fuss als Charakter der Menschheit in: Geologische Bilder zur Geschichte der Erde und ihrer Bewohner, I. Bd., S. 65 ff.) grösstentheils entkräftet. Es liefert dies wieder den Beweis, wie sehr man sich bei dergleichen Gegenständen vor zu frühzeitigem Generalisiren in Acht nehmen muss.

Figurenerklärung zu Taf. XXIV.

Die in () eingeklammerten Ziffern entsprechen den Individuen-Nummern der Tabellen.

- Fig. 1. Bakunye (Nr. 30 ff.).
 Fig. 2.
 Fig. 3. Muisso (Nr. 8) und Kassakyla (Nr. 7).
 Fig. 4. N'Kambasi (Nr. 4) und Mamaye (Nr. 3).
 Fig. 5. N'roka Galasi (Nr. 10) und Mádágá (Nr. 11).
 Fig. 6. Malalo (Nr. 5) und Pembe (Nr. 6).
 Fig. 7. Soami (Nr. 2) und Mfunsi (Nr. 1).
 Fig. 8. Ngo (Nr. 29) und Lucaya (Nr. 28).
 Fig. 9. Malonde (Nr. 26) und Dhembo II (Nr. 27).
 Fig. 10. Movungo (Nr. 24) und Pánnacutía (Nr. 25).

Name des untersuchten Individuums	Geschlecht	Alter	Körpergrösse	Körpergestalt, Gang	Hautfarbe	Seite des Fusses, Bemerkungen über die Gestalt des Fusses 1)	Herkunft.	Ort, wo die Untersuchung vorgenommen wurde.
1) Mfunsi	Mädchen	ca. 13 Jahre alt	154 Cm.	Gewöhnliche Formen		R. F.		Chinchoxo 1876
2) Soami	desgl.	desgl.	158 Cm.	Schlanke Formen		R. F.	Umgegend von Chinchoxo	desgl. 1876

1) R. F. = Rechter Fuss, L. F. = Linker Fuss.

Name des Ersuchten Individuums	Ge- schlecht	Alter	Körper- grösse	Körpergestalt, Gang	Hautfarbe	Seite des Fusses, Bemerkungen über die Gestalt des Fusses	Herkunft	Ort, wo die Unter- suchung vorge- nommen wurde.
Mamaye N'roka	Mädchen	ca. 14 Jahre alt	150 Cm.	Knappe Formen		R. F. Hoher Spann	Makaya bei Chinchoxo	desgl. 1875
Nkambasi	desgl.	ca. 13 Jahre alt	152 Cm.	Schlanke feine Formen. Schwebender Gang	Nr. 7	R. F. Gewölbter Spann	Siala Ntoto unfern Chinchoxo	desgl. 1875
Malalo	desgl.	ca. 17 Jahre alt	165 Cm.	Schlanke, auffallend schöne Formen	zwischen 3 und 7	R. F. Wenig gewölbter Spann. HoherFuss	Lucala bei Chinchoxo	desgl. 1875
Pembe	desgl.	ca. 15 Jahre alt	162 Cm.	Schlanke, doch volle Formen		R. F.	Jranga bei Chinchoxo	desgl. 1876
Kassakyla	desgl.	ca. 13 Jahre alt	151 Cm.	Knappe, doch runde Formen	zwischen 2 und 6	R. F. Spann nicht ge- wölbt, hohlerFuss	Siala Ntoto bei Chinchoxo	desgl. 1875
Muisso	desgl.	ca. 9 Jahre alt	139 Cm.	Unent- wickelte Formen.	Nr. 3	R. F. Hoher Spann, hohlerFuss	Lucala bei Chinchoxo	desgl. 1875
Madya	desgl.	ca. 17 Jahre alt	156 Cm.	Sehr schöne, knappe Formen		R. F. Gewölbter Spann, hohlerFuss	Umgegend von Chinchoxo	desgl. 1875
Galasi	Frau	ca. 14 Jahre alt	152 Cm.	Runde, nicht zu volle Formen		R. F. Flacher Spann, flacher Fuss	desgl.	desgl. 1875
Mädzyä	Mädchen	ca. 13 Jahre alt	149 Cm.	Derbe, runde Formen		R. F.	desgl.	desgl. 1876
Bäte Bété)	desgl.	ca. 14 Jahre alt	150 Cm.	Schlanke, doch volle Formen		R. F.	Povo (Loango)	desgl. 1876
Lando	desgl.	ca. 15 Jahre alt	154 Cm.	Volle Formen		R. F. Flacher Spann, flacher Fuss	Umgegend von Chinchoxo	desgl. 1875

Name des untersuchten Individuums	Geschlecht	Alter	Körpergrösse	Körpergestalt, Gang	Hautfarbe	Seite des Fusses, Bemerkungen über die Gestalt des Fusses	Herkunft	Ort, wo die Untersuchung vorgenommen wurde.
14) Boanka	Mädchen	ca. 17 Jahre alt	157 Cm.	desgl.		desgl.	Chinchoxo	Chinchoxo 1875
15) Tschimambo	Frau und Mutter	ca. 16 Jahre alt	156 Cm.	Volle, kräftige Formen		R. F. Spann normal, flacher Fuss	Tochter von Chico Franco, Cabinda	desgl. 1875
16) Malu	Mädchen	12—13 Jahre alt	155 Cm.	Knappe Formen		R. F. Flacher Spann und Fuss	Tochter Chico Franco's, aber von anderer Mutter als Tschimambo	desgl. 1875
17) Malia	desgl.	ca. 15 Jahre alt	156 Cm.	Knappe Formen	zwischen Nr. 2, 3 und 6	R. F. Flacher Fuss	Makaya bei Chinchoxo	desgl. 1875
18) Yesse	Mädchen	ca. 12 Jahre alt	152 Cm.	Volle Formen	Zwischen Nr. 2 u. 6	R. F. Flacher Fuss	Makaya	desgl. 1875
19) Futi	Frau	ca. 14 Jahre alt	156 Cm.	Volle, runde Formen			Nahe Chinchoxo	desgl. 1876
20) Tumbu	Frau	ca. 15 Jahre alt	158 Cm.	Volle Formen		R. F.	Umgegend von Chinchoxo	desgl. 1876
21) M'Kissy	Knabe	10—14 Jahre alt	125 Cm.	Volle Formen (bedeutende Muskelkraft)	Nr. 3	R. F. Spann schön gewölbt, hohler Fuss	Ban-tetsche	desgl. 1875
22) Dhembo	desgl.	ca. 14 Jahre alt	162 Cm.	Knappe, sehnige Formen (ausgezeichneter Schwimmer und Schnellläufer)	Nr. 7	R. F. Hoch gewölbter Spann, hohler Fuss	Sallove bei Chinchoxo	desgl. 1875
23) Wabe	Jüngling	ca. 17 Jahre alt	162 Cm.	Knappe Formen		R. F. Flacher Spann, flacher Fuss	Lucala bei Chinchoxo	desgl. 1875

Name des Untersuchten Individuums	Ge- schlecht	Alter	Körper- grösse	Körpergestalt, Gang	Hautfarbe	Seite des Fusses, Bemerkungen über die Gestalt des Fusses	Herkunft	Ort, wo die Unter- suchung vorge- nommen wurde.
Mavungo	Knabe	ca. 9 Jahre alt	132.5 Cm.	Kräftig geformt	Nr. 3	R. F. Hoher Spann, hohler Fuss	desgl.	Chinchoxo 1875
Pännacu- tiá	desgl.	ca. 9 Jahre alt	135 Cm.	Schwächlich geformt	Nr. 7	R. F. Spann normal, Fuss hohl	desgl.	desgl. 1875
Malonde	desgl.	ca. 10 Jahre alt	142 Cm.	Volle Formen	Nr. 7	R. F.	desgl.	desgl. 1875
Dhembo II	desgl.	ca. 10 Jahre alt	139 Cm.	Schwächlich gebaut	Nr. 3	R. F.	Loango, Dorf bei Chinchoxo	desgl. 1875
Lucaya	Jüngling	ca. 15 Jahre alt	159 Cm.	Kräftig geformt	Nr. 7	R. F. Spann gewölbt, Fuss hohl	Loango grande	desgl. 1875
N'go	desgl.	ca. 18 Jahre alt	170 Cm.	Schlank, doch kräftig gebaut		R. F. Flacher Spann, flacher Fuss	Lucala	desgl. 1875
Bakunye	Mann					R. F.	Jangela	desgl. 1875
desgl.	desgl.					R. F. L. F.	desgl.	desgl. 1875
desgl.	desgl.					R. F.	desgl.	desgl. 1875
desgl.	desgl.					R. F. L. F.	desgl.	desgl. 1875
desgl.	desgl.					R. F.	desgl.	desgl. 1875
Busch- neger	desgl.		165 Cm.			R. F.	Mayombe	
desgl.	desgl.		179 Cm.			R. F.	desgl.	
desgl.	Junger Mann		155 Cm.			R. F.	desgl.	
desgl.	Knabe		155 Cm.			R. F.	desgl.	
desgl.	desgl.		150 Cm.			R. F.	desgl.	
desgl.	Mann		172 Cm.			R. F.	desgl.	
desgl.	Junger Mann		132 Cm.			R. F.	desgl.	
desgl.	Mann		167 Cm.			R. F.	desgl.	

Füsse durch Sandflöhe (Bicho do
pé, Dissoup — Pulex penetrans)
verunstaltet

(15) Hr. E. Friedel legte Namens des Märkischen Museums folgende demselben gehörige Alterthümer zur Ansicht vor (Hierzu Taf. XXV, Fig. 1—4, 9—11):

1. Eine schöne polirte, vortrefflich erhaltene, 30 Cm. lange Hacke aus Hirschhorn construiert, wie Fig. 49 bei Worsaae: Nordiske Oldsager, II. Aufl. 1859, S. 14. Dies mit konischer Durchbohrung versehene Instrument, Cat. II, Nr. 5512 des Museums, wurde bei Hermsdorf, Kreis Niederbarnim, ca. 9 Kilometer nördlich Berlin im Wiesenkalk gefunden. Der Wiesenkalk, eine recente Süßwasserbildung steht dort in so bedeutenden Massen an, dass er zu einer ausgedehnten Cementfabrikation verwendet wird. Er enthält noch lebende Süßwasserformen, Muscheln (z. B. *Cyclas* und *Pisidium*), Schnecken (z. B. *Planorbis*, *Bythinia*, *Limnaeus*), Reste ungeheurer Hechte, der Schildkröte (*Emys lutaria*) und auch, wie das vorliegende Stück zeigt, hie und da Artefacte. Welcher Periode der Vorzeit dies Instrument angehört, ist schwer zu sagen; dergleichen Horn- und Knochengeräth kommt noch in der wendischen Burgwall-Periode vor. Vgl. die Bemerkung Virchow's auf S. 154 zu der in Berlin ausgegrabenen Hirschhornhacke, welche genau der Figur 48 bei Worsaae entspricht. Worsaae stellt alle von ihm in dem genannten Werk abgebildeten Knochen- und Horngeräthe in sein „Steenalderen“, ebenso in seiner *Colonisation de la Russie*, Copenh. 1875; ähnlich Sven Nilsson in seinem *Steinalter*, deutsch von J. Mestorf, 1868; ähnlich placirt Oscar Montelius in den *Antiquités suédoises* diese Objecte in sein *Stenåldern*, dgl. derselbe in seinem soeben erschienenem Führer durch das Museum vaterländischer Alterthümer, nicht minder derselbe in seinem jüngst publicirten Werk: *La Suède préhistorique* u. s. f. Dies ist bedauerlich, da hierdurch der Schein erweckt wird, als wenn Knochen- und Horngeräthe gerade dem Steinalter eigenthümlich sind. Diese schwache Stelle scheint in dem Kampf um die 3 Zeitalter von den Gegnern, als Lindenschmit, Christian Hostmann u. A. noch nicht benutzt worden zu sein, sie verdient es aber zur Aufklärung aller derjenigen zu werden, welche nicht selbst Ausgrabungen machen und daher auf die Verlässlichkeit der Museen und der dazu gehörigen gedruckten Führer angewiesen sind.

2. Ein Hirschhornende mit Einkerbung, der Figur 214 bei Nilsson Steinalter ähnlich, ca. 15 Cm. lang, am Liepnitz-See bei Bernau, Kreis Nieder-Barnim, 3 Meilen nördlich von Berlin vom Förster Treskow gefunden. Nilsson hält sein Instrument für eine Hundpfeife, in der That ist die Durchbohrung am abgeschnittenen Ende und der schräge Einschnitt durch das Horn darüber so weit, dass man wohl auf dem Instrument pfeifen mochte, namentlich wenn man noch einen Zapfen (Mundstück) vorn hinein keilte, wie dies bei Kinderflöten etc. noch jetzt geschieht. Die Durchbohrung und der Einschnitt bei dem Märkischen Stück geben aber ein so seichtes Loch, dass ein Zapfen darin nicht gesessen und das Instrument zum Blasen nicht gedient haben kann. Vielleicht ist hier durch jene Oeffnung nur eine Schnur gezogen worden; ähnliche Specimina, die ebenfalls als Jagdpfeifen u. dgl., aus gleichem Grunde untauglich waren, zeigte Herr v. Cohausen in Wiesbaden dem Vortragenden.

3. Ein Steinbeil, Cat. II. Nr. 5322, gefunden bei Nassenhaide im Kreise Nieder-Barnim. Dasselbe hat eine Schneide von 4,4 Cm. Länge, ist hinten 2,5 Cm. breit und in der Mitte 2,5 Cm. hoch. Die Länge beträgt von der Schneide zur Mitte des stumpfen Endes 8 Cm.; von schönem, dunkel wachsgelbem Flint.

4. Ein dgl. von ähnlicher Form, anscheinend sehr harter Grünstein, schön polirt. Die Schneide 5,5 Cm. breit, die hintere stumpfe Seite 4,5 Cm. breit, die Höhe in der Mitte 2,2 Cm., die Länge 9 Cm. In einem Torfmoor bei Liebenwalde mit Resten angeblich vom Luchs und Hirsch gefunden; Cat. II. Nr. 19,

5. Ein Steinbeil, polirt, von graugrünem Stein, Cat. II. Nr. 4304; ähnliche Form, jedoch länger, Schneide 4,3 Cm. breit, hinteres stumpfes Ende 2 Cm. breit, in der Mitte 2,8 Cm. hoch, 15 Cm. lang. Bei Köpenick an der Dahme, 3 Meilen östlich von Berlin im Sande ausgeschachtet.

6. Ein Steinbeil, polirt, hinten rauh, von scheinbar ähnlichem Stein wie Nr. 5, Cat. II. Nr. 4570, vorn an der Schneide 7,3 Cm. breit, am stumpfen Ende nur 2 Cm., in der Mitte 4,5 Cm. hoch, 20 Cm. lang., 1200 Grm. schwer, eins der grössten und gewichtigsten Beile dieser Form, das aus der Mark bekannt ist. In einem Garten zu Tempelhof, dem Nachbardorf Berlins, im Süden ausgegraben.

7. und 8. Ein Steinbeil, bei Aushebung eines Grabens bei ca. vier Fuss Tiefe in torfiger Schicht, jedoch auf dem Grunde derselben und über Sand lagernd ausgegraben, bei Morgenitz auf der Insel Usedom in Pommern. Die Form dieses Beils ist eine so überaus seltene, dass sie wohl der Abbildung werth ist. Bei den bewährtesten Autoren, als Evans (Stone implements of Great Britain, London 1872), sowie den bei Nr. 1 erwähnten findet sich kein ähnliches Instrument. Figur 1 stellt dasselbe von der Seite, Figur 2 die muthmasslich obere Seite, Figur 3 mit hölzerner Schäftung (hohlem Stiel und Keil) dar. Cat. II. Nr. 5454 des märkischen Museums. Figur 4 giebt ein Steinbeil, das bei Cincinnati im Staate Ohio gefunden und in ähnlicher Weise geschäftet zu denken ist, Cat. III. Nr. 412. Beide Beile haben bei m n eine vertiefte Bahn. Die Schäftung Fig. 3 ist von Hrn. Apothekenbesitzer Ernst Schenk in Greifswald dem märkischen Museum verehrt und im Wesentlichen gewiss richtig construirt. Der Keil m n kann in die seichte Bahn mit einem einzigen Schlage so fest hineingetrieben werden, dass das Beil unverrückbar festsetzt. Man kann sich einen sinureicheren und einfacheren Apparat kaum denken und legt das Beil ein rühmliches Zeugniß von der Erfindungsgabe unserer Altvorderen ab. Gleichzeitig stellt dasselbe eine fürchterliche Waffe dar, mit der ein kräftiger Mann einen Stier auf einen Hieb niederstrecken kann. Das amerikanische Beil, welches, wie die meisten Beile von dort, weit künstlicher als die europäischen bearbeitet ist, dürfte ebenfalls mit einem ähnlichen Keil festgetrieben worden sein.

9. Eine aus einem Geschiebe hergestellte Steinaxt mit conischem Bohrloch, oben 2,2 Cm., unten 3,2 Cm. Durchmesser, 5,5 Cm. tief, die Schneide 4 Cm. breit, die grösste Länge der Axt 13 Cm., Cat. II. Nr. 5136 in einem Sandhügel am Petersdorfer See bei Fürstenwalde, Kreis Beeskow, ausgegraben.

10. Buckelurne aus röthlichem Thon, 18,5 Cm. hoch, mit 5 Buckeln, 1,5 Cm. hervorstehend, wie Fig. 9 zeigt, von ungewöhnlicher Form, sehr schön, jedoch ohne Drehscheibe gearbeitet. Geschenk des Regierungsraths a. D. Ascher. Auf dem Theil des Ritterguts Gross-Schanen gefunden, welcher westlich von der Stadt Storkow, 2 Kilom. davon entfernt, und westlich der Stuttgartener Canalbrücke, im Norden an den Storkower Canal grenzt. In einem oben abgeplatteten Sandhügel mit mehreren, Bronzen und Leichenbrand enthaltenden, anderen Urnen ausgegraben. In oder dicht bei der Urne (Cat. II. Nr. 4164), wurde ein Bronzefragment, anscheinend von einem Arming gefunden (Cat. II. Nr. 4930). Der Vortragende macht darauf aufmerksam, dass diese Urne nördlich von der Lausitz, als dem Gebiet, für welches Buckelurnen typisch sind, gefunden ist, dass das Museum aber auch eine schöne Buckelurne aus Braunschweig, Cat. II. Nr. 6130 besitzt, (Figur 10), welche im 18. Jahrhundert gefunden wurde, mit 2 Ohren und gefüllt mit Leichenbrand, wie die alte Aufschrift: *Urna ansata cum ossibus ex agro Brunsvicensi* besagt. Das seltene Stück ist ein Geschenk des Prinzen Karl von Preussen aus der Sammlung zu Schloss Glienicke bei Potsdam. — Herr Director Adalbert Kuhn be-

merkt, dass vor ca. 30 Jahren eine Buckelurne bei Kienitz an der Oder, linkes Ufer, Kreis Lebus, also ebenfalls diesseits der Lausitz gefunden sei.

11. Zwei Tafeln mit Objecten aus Bronze, Cat. II. Nr. 5327—56, nach scandinavischer Bestimmung der jüngern Bronzezeit angehörig. Geschenke des als eifrige Alterthumsforscherin und Zeichnerin bekannten Fräuleins Julie von Kahle, gefunden in einem Urnenlager bei Bellin nahe Bärwalde, Kreis Königsberg in der Neumark. Hervorzuheben sind, Nr. 5334: Ein reich ornamentirter Nadelknopf von 3,4 Cm. Durchmesser, um eine 4theilige Rosette einen Kreis von Ringeln zeigend; Nr. 5327—33: 2 kleinere Nadelknöpfe und 5 Knöpfe mit Ohr; Nr. 5335: gestreckter Nadelknopf; Nr. 5337: Fibula-Bügel mit Spirale und den Resten der Nadel; Nr. 5338: Nadel, 13,5 Cm. lang, spiralig gezeichnet, mit kugelförmigem Kopf; Nr. 5340: Messer mit Griff, aus einem Guss, 9 Cm. lang, Griff mit Rundstäben verziert, zur Auslage mit Knochen oder Holz entsprechend ausgehöhlt und in einen Ring endigend; Nr. 5341: Messer, 18 Cm. lang, Klinge zur Hälfte sichelförmig gebogen; Nr. 5342—8: verschiedene Messer; Nr. 5349: spiralige Armspange, die Mittelringe flach, bis 1,6 Cm. breit, nach beiden Enden hin sich allmählich bis zur Stabform verjüngend, die Enden selbst zu kleinen Knöpfen eingerollt; Nr. 5350—1: 2 einfache schwere Armspangen, langgezogen der Zeichnung eines Blutegels gleichend, 3 Cm. breit, innen convex, 8 Cm. Durchmesser; Nr. 5352—3: 2 fast nierenförmig gebogene, an den Enden sich verjüngende Armبänder; Nr. 5354—6: 3 Diademspangen, spiralig-gerippte, an den Enden sich verjüngende Rundstäbe. Alle diese Stücke wurden in Urnen auf dem genannten Urnenfelde gefunden, von denen einzelne Exemplare, die Nummern II. 5358—62, ebenfalls dem märkischen Museum überwiesen sind.

12. 4 goldene Spiralen, die vermuthlich als Fingerringe getragen wurden und aus doppelten parallellaufenden Drähten gewunden sind. Mit einem Bronze-Armring bei Schöbendorf, Kreis Jüterbog-Luckenwalde, ausgepflügt. Nach der scandinavischen Terminologie gehört der Ring der Zeit vor dem Bekanntwerden des Silbers und Eisens an. Cat. II. Nr. 5452—5455, Taf. XXV. Fig. 11 giebt die Abbildung eines dieser Ringe.

(16) Hr. Küster zeigt, im Anschlusse an seinen Vortrag vom 14. November 1874 (S. 207)

zwei Skelette und eine Urne vom Silberberge bei Wollin.

In der Sitzung vom 14. November 1874 habe ich der Gesellschaft eine Reihe von Schädeln nebst verschiedenen Fundstücken vorlegen können von einer Grabstätte am Silberberge bei Wollin. Ich habe in diesem Jahre einen, allerdings nur auf wenige Stunden zusammengedrängten Aufenthalt in Wollin dazu benutzt, um von Neuem an dieser Stelle nachgraben zu lassen, und bringe 2 vollständige Skelette mit, die Herr Virchow vielleicht wiederum zu untersuchen die Güte haben wird. Daneben fanden sich: 1) Eine kleine, vollständig erhaltene Urne, welche dicht neben dem linken Oberschenkelbein einer männlichen Leiche lag, offenbar also eine gewisse Beziehung zu derselben hatte. Von einem besondern Inhalt war nichts zu entdecken. Die Urne ist von dem wiederholt beschriebenen, rohen Burgwalltypus und bietet ein gewisses Interesse dar, einerseits, weil sie meines Wissens das erste völlig erhaltene Thongeschirr von Wollin darstellt, andererseits, weil sie den Beweis liefert, dass auch diejenige Bevö'kerung, deren Reste wir in dem Gräberfeld finden, noch derartige Geschirre benutzte. Das Alter der Grabstätte ist, wie früher ausgeführt, ins 11. Jahrhundert, d. h. in die Zeit der höchsten

Handelsblüthe Wollins zu verlegen und ist deshalb dieser Fund auch für das Alter der Thongeschirre von einer gewissen Bedeutung. — Weitere Fundstücke sind: 2) eine eiserne Messerklinge, und 3) ein von einem Wolliner mir überreichter und angeblich von demselben Abhange herrührender kleiner Metallring, welcher dem äusseren Ansehn nach aus derselben messingähnlichen Legirung besteht, wie früher daselbst gefundene Metallgegenstände. Der Ring ist an der einen Seite dick und läuft nach der andern, allmählich sich verschmälernd, in zwei-stumpfe Spitzen aus welche nicht völlig aneinanderschliessen. Wir haben hier wahrscheinlich einen Ohrring vor uns, der ausnahmsweise gut erhalten ist, während ein früher von Hrn. Virchow geschilderter Schädel uns durch die grüne Färbung der Knochen in der Gegend beider Ohren das einstige Vorhandensein solcher Schmuckgegenstände vermuthen liess. —

Hr. Virchow: Die gegenwärtig von Hrn. Küster vorgelegten Knochen stellen, mit Ausnahme einer kleinen Reihe von Bruchstücken, welche einem Kinde angehören, den grösseren Theil der Skelette zweier Erwachsenen dar. Leider sind sie so defect und im Einzelnen vielfach zerbrochen, dass sich keines der Skelette wieder herstellen lässt. Die Knochen des einen (Nr. IX) sind heller gefärbt, mehr gelbbraun; hier ist der Schädel nebst Unterkiefer recht gut erhalten. Das andere (Nr. X) ist dunkelbraun, die Knochen mehr defect, das Gesicht, mit Ausnahme des Unterkiefers, ganz zerstört. Es lässt sich an dem Schädel daher eine Horizontallinie nicht feststellen und die Höhendurchmesser sind nicht ganz sicher.

Trotz dieser Mängel stellen die Knochen eine recht erfreuliche Vermehrung unseres Besitzes dar. Die frühere Ausgrabung, über welche ich in der Sitzung vom 14. Novbr. 1874, S. 210, berichtete, hatte 8 Schädel geliefert, von denen zwar nur 5 vollständiger waren, jedoch von 7 die Hauptindices bestimmt werden konnten. Diese hatten so grosse Verschiedenheiten gezeigt, dass ich daraus 4 Gruppen bilden konnte, welche zum Theil recht weit von einander abwichen. Auch die beiden neuen stimmen unter einander nicht überein. Dies erklärt sich nun freilich ungeschwer aus einer sehr auffälligen Bildungsabweichung bei Nr. X, der einen ungewein grossen hinteren Fontanellknochen (*Os quadratum*) besitzt, ganz ähnlich dem in meiner Abhandlung über die Merkmale niederer Menschenrassen, Taf. V, Fig. 4, abgebildeten. Dadurch ist hier eine sehr starke Erhöhung des Hinterkopfes herbeigeführt worden.

Im Einzelnen gleicht der offenbar männliche Schädel Nr. IX in vielen Stücken den früheren. Es ist ein grosser, überwiegend langer, jedoch auch verhältnissmässig hoher und breiter Schädel, dessen Quercontur in der Hinteransicht fast fünfeckig erscheint. Das Hinterhaupt ist hoch, die grösste Breite liegt dicht unter den *Tubera parietalia*. Die Gelenkhöcker am Hinterhaupt sind ungewein kräftig und stehen weit hervor. Orbitae niedrig. Die Nase etwas verletzt, schmal, an der Wurzel etwas eingebogen, leptorrhin. Die Kiefer orthognath, das Kinn vorstehend und sehr breit, die Unterkieferwinkel ungewein weit ausgelegt. Die dazu gehörigen Rumpf- und Extremitätenknochen sehr kräftig, das Verhältniss von Oberarm zu Oberschenkel jedoch sehr klein, nämlich 69:3 : 100.

Der Schädel Nr. X hat ungleich zartere, zierliche Formen und macht einen mehr weiblichen Eindruck. Die Sphenoccipitalnaht ist ganz geschlossen, die Zähne sind etwas abgerieben. Der erwähnte hintere Fontanellknochen ist 53 Mm. lang und 52 Mm. breit. Das Hinterhaupt ist in Folge davon ungewöhnlich hoch und steil, ohne doch abgeplattet zu sein. Im Ganzen dominirt durchweg der Eindruck der Höhe; die Breite ist vorn gering, hinten etwas grösser. Auch hier stehen die

Gelenkhöcker sehr vor. Das Kinn ist ganz breit, fast eben, mit vorspringenden Ecken an den Seiten. Die Kieferäste sind ganz steil angesetzt. Auch zu ihm gehören sehr kräftige Skeletknochen. Der Oberschenkel hat dieselbe Länge (463 Mm.), wie bei Nr. IX, jedoch ist der Oberarm länger und das Verhältniss desselben zum Oberschenkel, 72·3 : 100, erheblich grösser.

Die Hauptzahlen sind folgende:

	Nr. IX	Nr. X	
Grösste Länge	185	— 177	Mm.
„ Breite	138	— 135	„
„ senkrechte Höhe	142	— 142·5?	„
Auriculare Höhe	120	— 121 ?	„
Hintere Höhe	140·5	— 147·5	„
Sagittalumfang des Stirnbeins	127	— 125	„
Länge der Pfeilnaht	131	— 123	„
Sagittalumfang des Hinterhauptes	123	— 130	„
Ganzer Sagittalumfang	381	— 378	„
Gesichtshöhe	119	— 109?	„
Malarbreite	92·6	— —	„
Jochbreite	131·5	— —	„
Nasenhöhe	51	— —	„
Breite der Apertur	22·5	— —	„
Distanz der Kieferwinkel	117	— —	„
Länge des Oberarms	321	— 335	„
„ „ Oberschenkels	463	— 463	„
„ der Tibia	370	— —	„

Daraus berechnen sich folgende Indices:

	Nr. IX	Nr. X	
Längenbreitenindex	74·6	— 76·2	Mm.
Längenhöhenindex	76·7	— 80·5	„
Breitenhöhenindex	102·9	— 105·5	„
Auricularhöhenindex	64·8	— 68·3	„
Hinterer Höhenindex	75·9	— 83·3	„
Nasenindex	44·1	— —	„
Gesichtsindex (malar)	77·8	— —	„

Nr. IX ist demnach ein mässig hoher Dolichocephalus mit Leptorrhinie, Nr. X ein Hypsimesocephalus. Sicherlich hat bei dem letzteren die Grösse des hinteren Fontanellknochens einen bestimmenden Einfluss auf die Schädelform ausgeübt. Vergleicht man die sagittalen Umfangsmaasse, nachdem man sie auf 100 reducirt hat, und rechnet man, wie natürlich, den Fontanellknochen zur Hinterhauptsschuppe, so erhält man

	Nr. IX	Nr. X	
Stirnbein	33·3	— 33·0	Mm.
Scheitelbeine	34·3	— 32·5	„
Hinterhauptsschuppe	32·2	— 34·3	„

Das Verhältniss von Hinter- und Mittelhaupt hat sich also geradezu umgekehrt: was die Hinterhauptsschuppe an Höhe gewonnen hat, das ist den Scheitelbeinen an Länge verloren gegangen. Man wird daher nicht fehlgehen, wenn man den Schädel Nr. IX als den mehr typischen betrachtet.

Nimmt man Nr. IX mit den früheren 3 männlichen Schädeln zusammen, so erhält man als Mittel für den

Längenbreitenindex	75·4	M.
Längenhöhenindex	76·7	„
Breitenhöhenindex	98·6	„

Nahezu dieselben Zahlen berechnen sich für das Mittel aus den früheren 2 weiblichen Schädeln:

Längenbreitenindex	75·5	M.
Längenhöhenindex	76·0	„
Breitenhöhenindex	100·5	„

Das Mittel dieser 6 Schädel aber ergibt:

Längenbreitenindex	75·4	„
Längenhöhenindex	76·4	„
Breitenhöhenindex	99·9	„

Somit entfernt sich dieser Typus nicht wenig, jedoch überwiegend durch seine Höhenverhältnisse, von dem west- und süddeutschen Typus der älteren Gräber.

Unter den von Hrn. Küster mitgebrachten Beigaben hat ausser dem Bronzeringe, dessen Form eine späte ist, das meiste Interesse das kleine Thongefäss, welches sich durch Form und Ornament unmittelbar den Burgwall- und Pfahlbau-funden Pommerns und speciell auch Wollins anschliesst. Dürfte man es als sicher annehmen, dass dies Gefäss zu einer der Leichen gehörte, so würde uns darin ein bestimmtes Zeugniß erhalten sei, dass wir hier slavische Leichen vor uns haben. Dadurch würde der Fund eine ungemein grosse Wichtigkeit erlangen, und es verdient die Stelle daher eine wiederholte Untersuchung, bei der freilich mit noch grösserer Sorgfalt, als bisher, das Zusammengehörige gewahrt werden müsste.

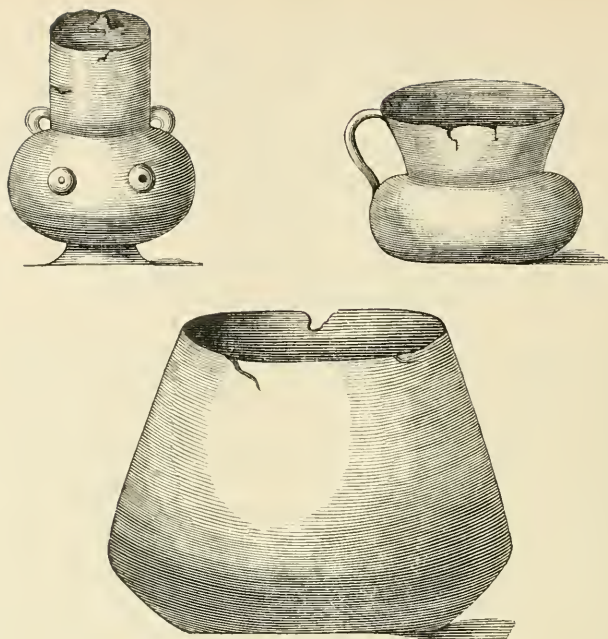
(17) Hr. W. Schwartz übersendet mittelst Schreibens aus Posen, 5. Novbr.

Zeichnungen von Urnen und einem Haarpfeil. (Taf. XXV, Fig. 5—7).

1) Die Zeichnung einer bei Kostrzyn ($3\frac{1}{2}$ Meilen von Posen, Kreis Schroda) gefundenen, schwarzen Mützenurne mit Halskragen (Taf. XXV, Fig. 5). Dieselbe schliesst sich eng an die von Hrn. Virchow in der Sitzung vom 14. Novbr. 1874 (S. 224, Taf. XVI) erläuterte Urne von Rombczyn bei Wongrowitz und damit an das weite Gebiet der Mützen- und Gesichtsurnen an. Der um dieselbe herumgelegte Halskragen ist für sich dargestellt in Fig. 6.

2) Die Zeichnung eines Haarpfeils (Fig. 7), denn ein solcher ist es offenbar, der in einer Urne bei Murowana Goslin sich gefunden. Damit sind die seiner Zeit von Hrn. v. Gandecker gefundenen und im Jahrgang 1875, S. 26, Nr. 5 erwähnten und Taf. III. 5 und 5a verzeichneten Bronzestücke erklärt; sie sind der Ueberrest eines solchen, dessen Spitze nur eben fehlt. Ob nicht vice versa manche kleine bronzenen Pfeilspitzen auch nur Residua eines derartigen Schmuckes wären? Die Grösse und Stärke dürfte besonders ins Gewicht fallen und in jedem Falle zu erwägen sein.

3) Als ich im Sommer in Flinsberg war, hatte Excellenz v. Wrangel, der Gouverneur von Posen, die Freundlichkeit, mich zu einer Ausgrabung auf seinem Familiengute Sproitz bei Niesky in der Lausitz, wo man auf Urnen gestossen, einzuladen. Ungünstige Witterung verhinderte die Ausführung. In diesen Tagen überraschte er mich mit einer Zeichnung der Urnen resp. Gefässe, die in dem einen, kesselartig mit Steinen umstellten Grabe, das man aufgedeckt hatte, sich vorgefunden haben. Ein Theil derselben ist in dem beigegebenen Holzschnitte abgebildet. Es sind grossentheils kleinere, mit grösseren oder kleineren Henkeln versehene Geräthurnen. Die grösseren Knochenurnen sind einfache, grossbauchige Gefässe.



(18) Hr. Virchow spricht über die

Bronzewagen von Burg an der Spree.

Ich habe ein interessantes Stück vorzulegen, welches in der letzten Zeit an mich gekommen ist, nämlich den neu aufgefundenen Bronzewagen von Burg im Spreewald. Vielleicht haben Sie schon vor einiger Zeit in den Zeitungen von der Auffindung gelesen. Erst sehr spät sind mir genauere Nachrichten zugegangen.

Der Wagen ist gefunden worden bei einer Canalisirung dicht oberhalb von Burg, so viel ich aus den mir durch Hrn. Baumeister Schultze gewordenen Mittheilungen ersehe, auf jenem Moor-Gebiet, welches sich vom Schlossberg aus östlich erstreckt. Bei Gelegenheit einer Regulirung der Spree wurde hier ein neues Bett für den Fluss ausgehoben. 1 M. unter der Sohle der Spree in offenbar torfigem Grunde ist das Stück gefunden worden. Nun werden Sie sich erinnern, dass ich Ihnen schon früher (Sitzung vom 6. Decbr. 1873, S. 198) einen ähnlichen Wagen vorgelegt habe, den ich selbst zufällig in Burg, nachdem er schon einige Zeit vorher ans der Erde herausbefördert war, erwerben konnte. Der neue Fund ist daher von hervorragendem Interesse, da wir nun aus einem relativ sehr kleinen Gebiet, in der Entfernung von vielleicht kaum $\frac{1}{4}$ Stunde von einander gefunden, 2 sehr merkwürdige Wagen kennen.

Unter den sonst bekannten Bronzewagen — ich spreche hier nicht von den grossen, wirklich zum Fahren benutzten, sondern nur von den kleinen, die an der Grenze des Spielzeugartigen stehen — habe ich schon bei Gelegenheit meines früheren Vortrages geglaubt, 3 Gruppen unterscheiden zu müssen, und ich möchte jetzt um so mehr Werth auf die Unterscheidung legen, als, wie ich meine, die Forschung abgelenkt wird, wenn man alle diese Wagen in eine einzige Gruppe zusammenfasst.

Der am meisten berühmt gewordene Wagen von Peccatel in Meklenburg, dem

ein anderer von Schonen zur Seite steht, hat bekanntlich 2 Axen und 4 Räder, zwischen welchen sich ein Gestell befindet, auf dem ein grosser Bronzekessel ruht. Man kann diese Wagen kurzweg Kesselwagen nennen. Ihnen schliessen sich einige südliche Funde an, welche Hr. Wylie (*Archaeologia*, Vol. XLII, p. 488 und 490, Pl. XXXII and XXXIII) hat abbilden lassen. Ich erwähne davon einen Kesselwagen mit 4 Rädern aus Siebenbürgen im Wiener Museum und einen gleichfalls vierrädrigen Wagen mit Hundefiguren von unbekannter, vielleicht süditalischer Herkunft in Rom, dem freilich der Kessel fehlt, der aber seiner ganzen Einrichtung nach wohl dazu geeignet war, einen solchen zu tragen.

Von diesen verschieden sind andere Wagen, die hauptsächlich südlich von der Donau gefunden sind in den österreichischen Kronländern, Wagen, welche ebenfalls 2 Axen und 4 Räder haben, aber zwischen diesen und auf den Axen eine Platte, auf welcher eine Reihe von Figuren, thierischen und menschlichen, stehen. Bei uns existirt bis jetzt in den öffentlichen Sammlungen kein Original eines solchen Plattenwagens. Nur eine Nachbildung des Judenburger Wagens befindet sich im Königlichen Museum, wo Sie diese Species in Augenschein nehmen können. Die Räder sind 6speichig, und die in der Mitte stehende, alle anderen überragende, menschliche Figur trägt auf dem Kopfe eine flache Schale.

Die Wagen, die bei uns gefunden sind, unterscheiden sich dadurch wesentlich, dass sie mit Kesseln nichts zu thun haben und dass sie nur eine Axe haben, dass also alles dasjenige ihnen abgeht, was mit einer Platte, auf der Figuren stehen können, zusammenhängt. Es sind Wagen, welche an einer Axe bewegliche Räder haben. An der Axe sitzt eine Gabel, welche in eine hohle Tülle mit ein paar seitlichen Löchern ausläuft, offenbar bestimmt zur Einfügung einer vielleicht hölzernen Deichsel und zur Befestigung derselben durch einen Quernagel. Auf der Gabel stehen regelmässig Vögel, die den Habitus von Wasservögeln, bald mehr den von Schwänen, bald den von Gänsen oder Enten haben. Auf der Axe selbst erheben sich, als Verlängerungen der Gabelarme, dünne, lange, gebogene Hälse, die zuletzt auslaufen in einen kaum angedeuteten Kopf, der mit deutlichen Stierhörnern versehen ist, während das Maul oft auch wieder vogelartig, namentlich entenartig verbreitert ist und von der gewöhnlichen Gestalt eines Säugethiermauls sehr wesentlich abweicht. Ich habe diese Art von Wagen kurzweg Deichselwagen genannt.

Die bisher bekannten Wagen dieser Art sind sehr vereinzelt. Der eine derselben, welcher sich gegenwärtig im Breslauer Museum befindet, stammt von Oberkehle bei Trebnitz in Niederschlesien, aus einer Gegend, die durch ihre archäologischen Funde auch sonst vielfach bekannt ist. Ein zweites Exemplar, welches zuerst durch den Grafen Zieten erworben wurde und aus dessen Nachlass in das Gymnasialmuseum zu Neu-Ruppin gelangt ist, wurde beim Chausseebau zwischen Frankfurt und Drossen gefunden, also gleichfalls auf dem rechten Oderufer. Der erste Wagen von Burg, den ich vom Untergang rettete, war das erste Specimen, welches links von der Oder bekannt wurde, und nun kommt dazu ein viertes Exemplar von derselben Lokalität.

Nun giebt es allerdings noch einzelne Rudimente, von denen man vermuthen könnte, dass sie Theile derartiger Wagen waren. Hier und da sind kleine Räder gefunden, die ähnlich den Rädern sind, die hier in Rede stehen.¹⁾ Dahin gehören

1) Ich möchte nicht dahin missverstanden werden, dass ich alle kleinen Räder der alten Zeit für Theile von Wagen hielte. Schon in meinem früheren Vortrage (Sitzung vom 6. Decbr. 1873, S. 199) habe ich erwähnt, dass ich in Paris und Rouen kleine Räder gesehen hatte, welche zum Aufhängen, vielleicht als Schmuck, bestimmt gewesen sein. Hr. de Mortillet

namentlich zwei Räder von $4\frac{3}{4}$ Mm. Durchmesser, welche 1846 mit einem Messer, einem Armring und einer Nadel von Bronze auf einem Berge bei Friesack (in der Mark Brandenburg) gefunden sind und welche gleichfalls in den Besitz des Grafen Zieten kamen (v. Ledebur, Die heidnischen Alterthümer des Regierungsbezirks Potsdam. Berlin 1852. S. 34). Ausserdem möchte ich daran erinnern, dass schon im Jahre 1740 in der Nähe des Judenkirchhofes bei Frankfurt a. O. eine Urne ausgegraben wurde, in welcher sich ausser vier schmalen und einem stärkeren Armringe und dem unteren Theile eines mit Schaftloch versehenen bronzenen Streitmeissels zwei Wagenräder von $1\frac{3}{4}$ “ Durchmesser, mit $1\frac{3}{4}$ “ langen Naben, runden Felgen und 4 runden Speichen befanden (v. Ledebur, Das Königliche Museum vaterländischer Alterthümer. Berlin 1838. S. 70). Indess mit Sicherheit kann man nicht sagen, dass sie gerade zu einem Deichselwagen gehört haben. Unsere Kenntniss von dem Vorkommen solcher Wagen beschränkt sich also vorläufig auf ein verhältnissmässig enges Territorium. Denn die Entfernung von Burg nach Frankfurt-Drossen beträgt in nordöstlicher Richtung etwa 10—11, die von Burg nach Oberkehle in südöstlicher Richtung etwa 30 geographische Meilen. Dieses immerhin kleine Gebiet unterscheidet sich gerade durch diese Funde von allen anderen. Es ist in dieser Beziehung mindestens ebenso eigenthümlich, wie das Territorium südlich von der Donau für Plattenwagen, welche Figuren tragen.

Es ist nun von ganz besonderem Interesse, dass der neue Wagen seiner Construction nach fast ganz übereinstimmt mit den Wagen, welche bei Oberkehle und bei Drossen gefunden sind, während er sich ein wenig unterscheidet von dem früher von mir in Burg erworbenen Wagen, indem dieser nur 2 Räder, dafür aber 3 Stierköpfe, der neue dagegen, wie die anderen beiden, 3 Räder und 2 Stierköpfe hat. Er ist jedoch ungleich besser erhalten; nur an einem Rade ist ein theilweiser Bruch. Auch hat er nicht einmal Patina, da er im Moor gelegen war.

(Die einzelnen Bestandtheile des Wagens werden vorgezeigt.)

Es liegt nahe, sich zu fragen, wozu der Gegenstand eigentlich bestimmt war. An sich ist dies freilich nach meiner Meinung von untergeordneter Bedeutung. Indess lässt sich die Frage nicht umgehen und sie mag späterhin eine grössere Bedeutung erlangen. Der Gedanke, dass es ein Spielzeug sei, liegt so nahe, dass der erste Wagen von Burg schon als Spielzeug für Kinder preisgegeben war, als ich ihn erreichte. Wenn man jedoch die verhältnissmässig grosse Kunst in's Auge fasst, die an ihm hervortritt, den Aufwand von Arbeit, welcher in jener Zeit zur Herstellung eines solchen Werkes gehörte, die Seltenheit feinerer Bronzefunde bei uns, so wird man nicht umhin können, etwas anderes darin zu sehen, als ein blosses Spielzeug. Dann aber bleibt für den ernsthaften Gebrauch im gewöhnlichen Leben wohl kaum ein Platz; man wird mit einer gewissen Nothwendigkeit auf Cultuszwecke geführt. Nimmt man dies an, so bleiben zwei Möglichkeiten: einmal dass der Wagen getragen ist, aufrecht, was widernatürlich erscheint gegenüber der Beweglichkeit der Räder und der horizontalen Stellung der Thiere; andermal dass er wagerecht gezogen oder geschoben ist. Mir will es so vorkommen, als ob es sich um einen Gegenstand handelt, der beim Opferdienst gebraucht worden ist. Es ist vielleicht irgend etwas damit in das Opferfeuer geschoben und dann wieder herausgezogen, ein Braten oder ein sonstiges Opferstück, welches in feierlicher Weise dem Feuer dargeboten werden sollte. An diesem Wagen ist freilich noch eine Besonder-

(Révue d'anthropologie 1876. p. 583) hat kürzlich den Nachweis geliefert, dass solche Räder (rouelles) als Amulette getragen worden sind, sowohl in der eigentlich gallischen, als auch in der gallo-römischen Zeit.

heit, die nämlich, dass einzelne Theile der an sich sehr dünnen Räder ungewöhnlich scharf sind, und es ist neulich, als ich den Wagen in der Akademie der Wissenschaften zeigte, die Frage aufgeworfen worden, ob er nicht dazu gedient habe, um den Teig beim Opferdienst in Stücke zu schneiden und so gewisse Kuchenformen herzustellen.

Für den Opferdienst spricht ein Umstand, der bei dem ersten Burger Wagen bemerkt wurde. Hr. Apotheker Kleefeldt in Burg, der mir damals bei der Erwerbung behülflich war, schrieb mir darüber: „Der Ort, wo der Wagen gefunden ist, liegt etwa 800—1000 Schritte südwestlich von dem Kirchhofe, durch einen Spreearm getrennt. In unmittelbarer Nähe des Wagens wurde ein schlackenähnliches Conglomerat, wohl $1\frac{1}{2}$ Centner schwer, gefunden. Nachdem seit der Auffindung schon mehrere Jahre verflossen sind, so habe ich nur noch Theile desselben aufgefunden, da vielfach Wagen darüber gefahren sind. Sämmtliche Stücke sind an der Oberfläche verwittert, nach oberflächlicher Prüfung Zinkoxyd. Da diese Stücke Kohle, Scherben und Knochenstückchen enthalten, so möchte eher anzunehmen sein, dass dort eine Werkstätte gestanden hat. Ein Theil des Landes liegt noch wüste u. s. w.“ Es ist jedoch zweifellos, dass Kohlen, Scherben und Knochenstücke eher an eine Opferstätte als an eine Werkstätte denken lassen, zumal da auch grössere Thierknochen und geschlagene Feuersteine dabei waren, die ich selbst erhalten habe. Entscheidend hätte die Anwesenheit von Metall in der Schlacke sein müssen. Allein wiederholte Untersuchungen, welche die Herren Liebreich und Salkowski für mich ausführten, haben keine Spur von Metall ergeben, aber wohl einen ungemein reichen Gehalt an Phosphorsäure, was wiederum für die Opferstätte spricht.

Immerhin sind das für jetzt Fragen von sekundärem Interesse. Das Hauptinteresse liegt in der Frage, ob wir es hier zu thun haben mit einem Werk, welches der heimischen Industrie angehört, oder ob es sich um einen Importartikel handelt, und ob wir in diesem Wagen das Anzeichen eines bestimmten Handelsweges zu erkennen haben. Nun lässt sich nicht verkennen, dass das Auffinden von vier sehr ähnlichen Wagen innerhalb eines so beschränkten Gebietes, während anderswo diese Form fehlt, als in hohem Maasse beweisend für die lokale Industrie angeführt werden kann. Es würde allerdings mehr als merkwürdig sein, wenn nur in dieses Gebiet etwa solche Artikel importirt worden wären. Es scheint daher aus dem angeführten Verhältniss logisch zu folgen, dass die Wagen Lokalproducte seien. Auf der anderen Seite muss ich sagen: die Isolirtheit, in der diese Geräte auftreten, und der Umstand, dass sich die Mehrzahl der anderen, in ähnlicher Weise künstlerisch ausgeführten Dinge mehr und mehr als Importartikel des Südens ausweist, scheint es mir doch sehr wahrscheinlich zu machen, dass wir es einem besonderen Zufalle zu danken haben, dass sich gerade bei uns diese Wagen in solcher Häufigkeit erhalten haben, während sie anderswo noch nicht gefunden sind. Man hat vielfach zur Vergleichung auf Wagen aus anderen Ländern hingewiesen, und es lässt sich nicht verkennen, dass in dem einen oder anderen Stücke sich gewisse Beziehungen auffinden lassen. Nichts desto weniger ist es unzweifelhaft, dass die ähnlichsten Wagen dieser Art, die wir sonst kennen, immer noch erheblich verschieden sind, und dass es an südlichen Mustern noch ganz fehlt. Der vorstehend erwähnte Bronzewagen in Rom, den Hr. Wylie abgebildet hat, bietet gewiss manche Vergleichungspunkte. Namentlich stimmt die verhältnissmässig rohe Manier der plastischen Darstellungen, der Kunststyl ziemlich gut. Es sind da vierfüssige, hundeartige Thiere dargestellt, welche auf den Axen oder genauer über den Axen auf Horizontalstangen stehen. Aber im Einzelnen ist Alles verschieden. Schon der Umstand, dass ein Thier mit 4 Füssen dargestellt ist, stellt eine durchschlagende Differenz dar. In der That fehlt

es in Italien an dem eigentlichen Modellstück für solche Wagen, wie wir sie besitzen. Einigermassen wird dieses Fehlen freilich ergänzt dadurch, dass gewisse Theile der Ornamentik sich in grosser Häufigkeit sowohl dort als auch anderswo finden.

Dieser Punkt ist von cardinaler Bedeutung. Denn danach allein können wir die chronologische Stellung dieser Geräthe einigermaassen bestimmen. Andere Anhaltspunkte fehlen bis jetzt gänzlich, da eigentlich alle 4 Wagen als isolirte Fundobjecte zu Tage kamen; das Wenige, was mit dem ersten Bürger Wagen ausgegraben wurde, hat keinen chronologischen Werth. Aber die Ornamentik stellt diese Wagen parallel jenen zahlreichen Bronzegeräthen, welche die etruskische Kunst, wahrscheinlich im Beginn der römischen Entwicklung, hervorbrachte.

Gestielte Vögel kennt man in weiter Verbreitung von Italien bis nach Skandinavien und Irland¹⁾ an den verschiedenartigsten Bronzegeräthen. Ein neues Beispiel dafür bietet eine der Zeichnungen, welche uns Hr. Schwartz eben geschickt hat; dieselbe hat zugleich ein besonderes Interesse, weil sie einen reichen Fund der Netze-Gegend betrifft. Von demselben Gegenstande hat eine kleinere und deshalb undeutliche Photographie schon früher vorgelegen. Es handelt sich nämlich um eine Bronze, welche Hr. Baurath Crüger in Schneidemühl besitzt und von der sich auf der Tafel des Flother Fundes, die wir haben anfertigen lassen, eine Abbildung findet (Taf. XVII, Fig. 1). Hr. Schwartz hat jetzt eine sehr vergrösserte Zeichnung eingeschickt (Taf. XXV, Fig. 8). Erst daraus ergibt sich deutlich, was übrigens die Beschreibung des Hrn. Crüger (S. 129) schon ausdrückte, dass wir hier eine grosse Fibula oder vielmehr ein Stück davon vor uns haben, auf der dieselben gestielten Vögel, wie auf den Wagen, aufgestellt sind. Es ist das nicht die erste Fibula dieser Art aus unserem Lande; das Königliche Museum besitzt einige sehr grosse Fibeln, auf denen diese gestielten Vögel stehen, nämlich eine von Schwachenwalde in der Neumark und eine von Callies in Pommern (vgl. Sitzung vom 6. Decbr. 1873, S. 202). Ein sehr charakteristisches Exemplar aus dem Vibratathal (Süditalien) hat uns Hr. Finzi (Sitzung vom 10. Febr. 1872, S. 70) mitgetheilt. Weiterhin giebt es eine ganze Reihe von Beispielen, wo eingravirte Vogel-Zeichnungen sich auf Bronzegeräthen der verschiedensten Art, auf Schilden, Rasirmessern, Gürtelplatten und dergleichen finden. Offenbar schliessen sich diese Gravirungen den erhabenen Arbeiten eng an. Wir haben Sachen, wo die Vögel nachgebildet sind genau in der Haltung, wie Sie sie hier sehen. Auch Stiere dieser Form sind gelegentlich zu finden, wenn auch seltener mit einem so langen, fast giraffenartigen Halse, wie das hier das Fall ist. Indess gerade die Form, dass das Maulende in eine Art von Vogelschnabel übergeht, findet sich auch sonst wieder vor.

Somit fügen sich die einzelnen Theile unserer Wagen in bekannte Kreise anderer Culturbezirke ein und zwar überwiegend in solche, welche italische Ursprünge nachweisen. Das Alles zusammengenommen macht mich allerdings in hohem Maasse geneigt, trotz der auffälligen Lokalerscheinung es doch für wahrscheinlicher zu halten, dass auch unsere Deichselwagen importirt sind.

Der sonderbare Umstand, dass wir hier dreirädrige Wagen antreffen, könnte nun freilich auf einen noch weiter entlegenen Ursprungsort bezogen werden. Aus Italien sind wohl kaum solche Wagen bekannt, denn die Trigae hatten freilich eine Bespannung von 3 Pferden, aber meines Wissens nicht 3 Räder. Da-

1) Vögel als Zierrath in Form von Bommeln von Tomorvár in Ungarn zeigte die letzte Ausstellung in Budapest (Catalogue de l'expos. p. 42, Fig. 31. Vgl. p. 145, Fig. 163).

gegen theilt mir Hr. A. Weber mit, dass der Wagen der beiden Aqvin im Rigveda immer als dreirädrig dargestellt wird. Diese Aqvin, welche den griechischen Dioscuren entsprechen, sind Genien des Morgenhimmels (nach Goldstücker des Morgenzwielichts) oder nach Hrn. Weber's Meinung eigentlich Repräsentanten des Gestirns der Zwillinge, als Morgenstern (Indische Studien 5, 234, 266). Ich gebe diese interessante Mittheilung, ohne Schlüsse daran zu knüpfen. - Es scheint mir mehr entsprechend, dass wir warten, ob sich nicht in grösserer Nähe wenigstens Anknüpfungen finden werden. Die Möglichkeit, die dreirädrigen Wagen bis nach Indien zurück zu verfolgen, würde dadurch nicht abgeschnitten; es würde nur die direkte Ableitung von dort, die mir an sich zweifelhaft ist, geradezu widerlegt werden, wenn in Italien oder Griechenland dreirädrige Wagen nachgewiesen würden.

In Bezug auf die Technik will ich noch besonders hervorheben, dass, soweit ich habe ermitteln können, an dem Wagen von Burg nichts gelöthet ist. Die Stellen, wo die Stiele der Vögel sich inseriren, ebenso der Punkt, wo die Hälse der Stiere auf der Axe sitzen, machen allerdings bei der ersten Betrachtung durch eine gewisse Rauigkeit den Eindruck, wie wenn ein Loth angewendet sei. Indess, wenn man die Beschaffenheit des Metalls an dieser Stelle optisch prüft, so findet man nur gelbes Metall und es macht den Eindruck, als ob auch an diesen Stellen eine vollständige Continuität der Bronze vorhanden ist und nichts von Loth dazwischen geschoben wurde. Ich habe diesen Punkt der Prüfung einzelner Techniker unterworfen: sie waren der Meinung, dass es sich um ein reines Gussstück handelt. Als solches aber ist es in der That ein Gegenstand von hoher Vollendung. Eine Form von solcher Complication herzustellen, setzt eine gewisse Bequemlichkeit in der Technik, eine Sicherheit in der Anwendung der Guss-Methoden voraus, welche sich weit hinaushebt über das, was wir billigerweise bei unseren Vorfahren voraussetzen können. Daher glaube ich, dass wir in diesen Objekten die Spuren eines alten Handels vor uns haben, der die Oder heraufgekommen ist und sich zu beiden Seiten derselben seiner Artikel entledigt hat, glücklicher Weise unter Umständen, die uns gestatten, in so vollkommener Weise die Sachen erhalten zu sehen. —

Hr. Bastian empfiehlt die Bronzewagen für das Spezialstudium der Archäologen.

Hr. Meitzen bestätigt, dass die Vögel auf den Wagen die Vogelornamente der Etrusker in das Gedächtniss zurückrufen.

(19) Hr. Virchow spricht über eine

Terramare an der Theiss und über ungarische Alterthümer überhaupt.

Ich habe es mir versagt, einen grösseren Ueberblick über das, was ich neulich in Ungarn gesehen habe, Ihnen zu geben. Einerseits ist schon anderweitig dafür gesorgt worden, die Hauptvorgänge des Congresses in Budapest darzulegen. Es liegt schon ein gedruckter Bericht von Fräulein Mestorf¹⁾ über den Congress vor, welcher in übersichtlicher Weise die Gegenstände erörtert, die dort verhandelt sind und zwar in der genauen und sachverständigen Art, wie sie von dieser unterrichteten Dame bekannt ist. Auf der anderen Seite muss ich leider bekennen, dass meine Abreise von dort aus äusseren Gründen mehr beschleunigt werden musste, als ich erwartet hatte, und

1) Der internationale Anthropologen- und Archäologen-Congress in Budapest. Aufzeichnungen von J. Mestorf. Hamburg 1876.

dass ich daher nicht so sicher in manchen Angaben sein würde, wie ich es sein müsste, wenn ich einen ausführlichen Bericht erstatten wollte. Es kommt dazu, dass unsere Zeit in Budapest durch die Verhandlungen, durch zahlreiche Excursionen und durch Festlichkeiten so sehr in Anspruch genommen war, dass mir wenigstens nicht viel Musse übrig blieb, die Sammlungen des Nationalmuseums und die Ausstellung der Privaten zu studiren.

Das wichtigste Ergebniss, welches sich mir in Ungarn ergab und welches, wie ich glaube, für unsere weitere Forschung von grosser Bedeutung sein wird, war dies, dass unter allen mir bis jetzt bekannten, entfernteren Ländern keines existiren dürfte, welches in Bezug auf die Natur der alterthümlichen Funde so viel Verwandtschaft mit unseren Funden darbietet, wie Ungarn. Eine Thatsache, die sich Jedem von selbst aufdrängt, welcher von Norden kommt, und die sicherlich insofern eine erhebliche Bedeutung hat, als sie uns mit unseren Anknüpfungen viel mehr nach Süden, als nach Norden weist, ist die, dass sich die ungarischen Funde in derselben Periode häufen, in welche auch die unsrigen hineinreichen. Ganz alte Funde in Ungarn sind bis jetzt verhältnissmässig spärlich, wenn man nicht jeden geschlagenen Stein als Zeichen betrachtet, dass er dem Steinalter angehört. Ganz überwiegend sind die Funde, welche Bronze und gewöhnlich gleichzeitig Eisen bringen, welche also nach skandinavischer Bezeichnung zum grossen Theile der älteren Eisenzeit angehören würden. Was jedoch noch viel auffälliger ist, das ist die Art, wie die Fundstellen erscheinen. Es sind meistens grosse Gräberfelder, welche in ihrer Einrichtung vollkommene Uebereinstimmung darbieten mit unseren Gräberfeldern: gewöhnlich ein wenig hoher Aufbau des Grabes auf flachem Boden oder leichten Anhöhen, welche aus sandigem Boden bestehen, in den ohne alles Weitere, namentlich ohne steinerne Umgrenzung, Urnen mit Knochenbrand eingesetzt wurden, Urnen, welche in ihrer Technik wesentlich übereinstimmen mit der Mehrzahl der Urnen, die wir bei uns finden, und für die ich mir erlaubt habe, den Ausdruck „Lausitzer Typus“ vorzuschlagen. Gewiss giebt es manche Verschiedenheiten, wie wir dies bei einer Ausgrabung in Hatvan, östlich von Budapest, selbst constatiren konnten, wo allerdings sehr ähnliche Grabgefässe, aber ohne gebrannte Knochen zu enthalten, zu Tage kamen. Die ungarischen Gräberfelder sind aber dadurch ausgezeichnet, dass sie viel reichere Ergebnisse liefern, als die unsrigen. Es erklärt sich dies zum Theil dadurch, dass zahlreiche Gebiete viel weniger der intensiven Bodencultur ausgesetzt gewesen sind, wie bei uns; es ist weniger durch den Pflug zu Tage gebracht, und wo man ein Gräberfeld findet, bietet sich meist eine grössere Masse von intacten Gegenständen und von werthvollen Beigaben.

Ich lege hier den schätzbaren Catalog der für diesen Congress speciell veranstalteten Ausstellung vor. Das Pester Generalcomité hatte einen allgemeinen Aufruf an den Patriotismus der Ungarn ergehen lassen, und von allen Seiten hatten die Provinzialmuseen und die Privatleute ihre Schatzkammern aufgethan und es war daraus eine grosse Ausstellung hervorgegangen, fast grösser, als das Nationalmuseum selbst. Ueber diese Ausstellung ist ein besonderer illustrirter Catalog erschienen, der zum ersten Mal eine grosse Anzahl der ausgestellten Gegenstände der allgemeinen Kenntniss zuführt.¹⁾ Ausserdem hatte Hr. Gooss²⁾ im Auftrage des Vereins für siebenbürgische Landeskunde als Festgabe für den Congress die Alterthümer seines

1) Catalogue de l'exposition préhistorique des Musées de province et des collections particulières de la Hongrie par le Dr. Joseph Hampel. Avec 178 gravures en bois. Budapest 1876.

2) Carl Gooss Chronik der archäologischen Funde Siebenbürgens. Hermannstadt 1876.

Landes bearbeitet. Ueber das Nationalmuseum existirt gleichfalls eine vortreffliche Arbeit des Hrn. Florian Romer¹⁾ und endlich erschien während des Congresses der erste Theil eines photographischen Albums der ungarischen Alterthümer.²⁾

Unter den Gräberfeldern, welche von Privaten explorirt sind, und von deren Ergebnissen eine Ausstellung veranstaltet war, fesselte mich ganz besonders eine von dem Baron Nyáry in Piliu (Comitat Nográd) gemachte Ausgrabung. Das betreffende Gräberfeld enthielt zahlreiche Urnen mit gebrannten Knochen, mit Deckeln oder flachen Steinen verschlossen, zum Theil auf eine Steinplatte gestellt und mit kleinen Steinen umsetzt. In den Urnen fanden sich kleine Bronzegegenstände, welche die Zeit charakterisiren. Dieses Gräberfeld bot eine grosse Masse von Thongeräthen dar, welche in vielen Beziehungen an unsere Funde erinnern. Freilich zeigen sich darunter gewisse Besonderheiten, welche bei uns bis dahin überhaupt nicht vorgekommen sind, wenn die Sachen nicht etwa verworfen sind, und auf welche ich daher mit ein paar Worten hinweisen will.

Erstlich finden sich zahlreiche kleine Thierfiguren aus Thon, die in dem Catalog (p. 118—119) in grösster Zahl abgebildet sind, von allen möglichen Arten von Hausthieren; namentlich Schweine sind sehr deutlich erkennbar, jedoch auch andere Vierfüsser, vereinzelt auch Vögel. Alle sind sehr roh und manche ohne charakteristische und erkennbare zoologische Eigenschaften. Ich betone diese Thierfiguren aus einem besonderen Grunde, den Sie gleich nachher hören werden.

Aus dieser selben Fundstätte war eine zweite Reihe von Objekten ausgestellt, wie sie bis jetzt für unsere Gegenden ganz ungewöhnlich sind und in dieser Zahl wohl kaum irgendwo anders zu Tage gekommen sein dürften: allerlei tief eingeschnittene Stempel oder kleine Petschafte aus Thon, die bald mathematische, bald naturalistische Figuren, z. B. Blumen darstellen. Am nächsten kommen ihnen gewisse „Terracotta-Siegel“ von Troja, welche Hr. Schliemann abbildet (Troy and its remains. London 1875. p. 24, Fig. 4. p. 130, Fig. 78. p. 162, Fig. 116.) Ihr Auftreten erscheint in den Gräbern von Piliu um so ungewöhnlicher, als man hätte erwarten sollen, in demselben Gräberfeld auch die Produkte der Stempelung in der Ornamentirung der Geräthe oder sonst wie zu finden. Es hat sich aber auch nicht ein einziges Stück gefunden, aus dem man hätte ersehen können, wie diese Stempel gebraucht sind, sodass die Vermuthung aufgekommen ist, ob sie nicht dazu gedient haben, Farbe auf irgend etwas aufzuprägen. Indess ist dies eine blosser Vermuthung, da Farbeüberreste an den Stempeln nicht gesehen sind.³⁾

Unter dem Thongeräth ist ferner besonders erwähnenswerth ein Schmelztiigel (Catalogue, p. 117, Fig. 65—66), der in dieser Vollständigkeit auch kaum irgendwo sonst existiren möchte: unten ein hohles, seitlich ausgeschnittenes Stativ, ein Fuss, wie man ihn zuweilen bei unseren Lampen hat, in dasselbe hineinhängend eine aus Thon geformte Retorte, welche jedoch mit dem Fusse fest zusammenhängt.

Endlich ist besonders charakteristisch die eigenthümliche Art, in der die Ränder verschiedener Töpfe in kleine, nach oben gehende Spitzen ausgezogen sind. Das ist eine Form, die bei uns an verschiedenen Stellen in Posen (z. B. in Zaborowo) und in der Mark in ganz analoger Weise vorkommt und die einigermassen an die Ansa lunata der italienischen Terramaren erinnert.

1) Illustriirter Führer in der Münz- und Alterthumsabtheilung des ungarischen National-Museums. Mit 200 Holzschnitten. Zweite Ausgabe. Budapest 1873.

2) Antiquités préhistoriques de la Hongrie, décrites par le Dr. J. Hampel, illustrées par A. Beszédes. Estergom 1876. 1re. Livr. contenant 12 planches.

3) Hr. Bastian macht mich auf die Aehnlichkeit dieser Funde mit mexikanischen aufmerksam.

Nun war noch eine zweite Ausstellung vorhanden, welche verwandte Gegenstände enthielt. Sie stammte von einem erst ganz neu aufgedeckten Punkte in der Nähe der Theiss. In den Verzeichnissen ist als Fundort Tószeg im Pester Comitát angegeben (*Antiquités préh. de la Hongrie, Pl. II et VI*).

Nach den grossen Regengüssen des vorigen Frühjahrs war auch die Theiss so angeschwollen, dass sie weit über ihr gewöhnliches Bett hinaus die umliegenden Niederungen überschwemmte. Kurz vor Tószeg, einem kleinen Orte, der in der Nähe von Szolnok, südöstlich von Pest, etwa eine Stunde unterhalb Abony, hart an der Theiss, auf dem nur wenig erhöhten Uferlande der weiten niederungarischen Ebene liegt, findet sich folgendes Verhältniss. Die Theiss, die von Norden herunterkommt, läuft südlich von Abony eine längere Strecke an dem westlichen Rande ihres niedrigen Flussthales fort; $\frac{1}{4}$ Stunde oberhalb Tószeg aber weitet sich dasselbe mit einer grossen Ausbiegung nach Westen aus und es entsteht so eine grosse Bucht zwischen dem Rande des Flussthales und der fast 2 Kilometer entfernten Theiss, welche früher offenbar ein See war. Noch jetzt ist diese Bucht ein mit Schilf und Wassergewächsen bestandener Sumpf, ein reiches Jagdfeld, das hier und da mit Kähnen befahren wird, und bei Hochwasser füllt die Theiss die ganze Bucht aus. Da, wo der Rand der Ebene wieder die Theiss erreicht, liegt das Dorf Tószeg. Kurz vorher erhebt sich der Rand zu einem kleinen Hügel von 8 M. Höhe über dem Flussthale. Derselbe führt den Namen Kuczorgó oder Lapos halom (flacher Hügel), und gleicht in seiner äusseren Erscheinung vollkommen einer Reihe von anderen Hügeln, die wir auf der Fahrt von Abony her längs des Verlaufes der Theiss gesehen hatten, sogenannte Gyürüs halom, die uns als alte Wachthügel gegen die Einfälle der Türken bezeichnet wurden. Als nun im letzten Frühjahr die mächtigen Wassermassen der Theiss, die Ufer überfluthend, an diese Küste herandrangen und dieselbe benagten, wurden längs der ganzen Erhöhung die Ränder abgespült und es entstand durch Nachsturz eine Art von natürlichem Durchschnitt durch die Erhöhung. An diesem Durchschnitt aber erschien eine mächtige Culturschicht, so gross, dass die ganze Anhöhe wesentlich als das Produkt einer künstlichen Aufschüttung sich darstellte. Zahlreiche Hinterbleibsel einer früheren Bevölkerung kamen zu Tage, und erregten die Aufmerksamkeit der Nachbarn, namentlich des Hrn. Marton. Genauere Untersuchungen Seitens der Verwaltung des Pester Nationalmuseums hatten erst unmittelbar vor dem Zusammentritt des Congresses durch Hrn. Jelenik stattgefunden und die Ausbeute war noch rechtzeitig zur Ausstellung gekommen.

Diese Funde stimmten im Wesentlichen überein mit dem, was ich Ihnen so eben von Pilin erzählt habe. Für diejenigen, welche Beides verglichen, konnte kein Zweifel bleiben, dass das gleichartige Dinge sein müssten, und da aus den Beschreibungen, welche mitgekommen waren, erhellte, dass es sich in Tószeg nicht um Gräber handelte, wie in Pilin, sondern um Ansiedlungen, so reizte dieser Umstand mich und einige andere Mitglieder des Congresses. Es wurde eine kleine Spezial-expedition arrangirt, an welcher der jetzige Chef des prähistorischen Museums in Rom, Hr. Pigorini und Frl. Mestorf Theil nahmen und deren Führung die Kinder des Präsidenten des Congresses, Hrn. Franz von Pulszky, übernahmen. Zu ganz besonderem Danke sind wir Fräulein Polyxena v. Pulszky, einer ebenso energischen und unterrichteten, als liebenswürdigen Dame verpflichtet. Hr. Jelenik hatte die Güte, uns an Ort und Stelle zu informiren.

Wenn Sie die auf der sechsten Tafel der *Antiquités préhistoriques* abgebildeten Thongefässe betrachten, so werden Sie, wie ich hoffe, sich, auch ohne sie selbst zu sehen, überzeugen, dass dies Gefässe von Tószeg in überraschender Weise dem Lausitzer Typus entsprechen. Namentlich sind darunter zwei ziemlich gut erhaltene

Gefässe, welche genau den von mir mit dem Namen der Buckelurnen belegten Formen entsprechen, wie wir sie von der Lausitz und Schlesien bis nach Pommern finden und wie sie jenseits der Elbe nur noch vereinzelt vorkommen.¹⁾ Es finden sich grosse und kleine Gefässe von sehr mannichfaltiger Gestalt und Grösse, viele gehandelt, eines mit einem Doppelhalse, — genug, wie wir sie in unseren Grabfeldern in grosser Zahl ausgraben.

Unsere Reise ging zunächst nach Abony, wo wir als Gäste des Reichstagsabgeordneten, Hr. v. Harkanyi, eines reichen Magnaten, auf das Freundlichste aufgenommen wurden. Wir Deutschen hatten das besondere Glück, eine Landsmännin, Fräulein Jahn, an der Spitze des Hauswesens zu treffen, und durften uns bald wie zu Hause fühlen. Am ersten Tage (10. September) wurde sofort das Terrain in ganzer Ausdehnung recognoscirt, und am nächsten Morgen die Ausgrabung mit grosser Mannschaft in Angriff genommen. Sehr bald traten uns, freilich in ganz verchiedenen Richtungen, höchst auffällige Analogien entgegen. Während ich nicht bloss durch die Beschaffenheit der Thongefässe an unsere Gräberfelder, sondern auch durch die Zusammensetzung der Hügel an unsere Burgwälle erinnert wurde, gelangte Hr. Pigorini, der, wie Sie wissen, lange in Parma einer der thätigsten Theilnehmer an den Terramareuntersuchungen der ostapenninischen Gebiete gewesen war, zu der Ueberzeugung, dass hier etwas vorliege, was seinen italienischen Terramaren entspreche. Namentlich glaubte er in gewissen Aushöhlungen, von welchen die Wand des Absturzes an vielen Stellen durchsetzt war, Anzeichen früherer, senkrecht stehender Pfähle zu erkennen.²⁾ Um diesen Punkt gleich zu erledigen, will ich damit beginnen, zu bekennen, dass diese Auffassung mir anfangs etwas bedenklich erschien. Allein eine persönliche Arbeit meinerseits, bei der Frl. Mestorf mir beistand, führte dahin, dass wir in der That Holzüberreste in ein Paar dieser Aushöhlungen auffanden.

Die Terramaren von Oberitalien sind isolirte Erhebungen, welche so grosse Aehnlichkeit mit unseren Burgwällen haben, dass unzweifelhaft jeder unserer Landsleute, der nach Oberitalien kommt und Terramaren vor sich sieht, keinen anderen Termin wählen dürfte, als den „Burgwall“. In diesem Sinne habe ich mich schon auf dem Congresse von Bologna geäussert. Allein die Zusammensetzung der Terramaren differirt insofern von der Mehrzahl unserer Burgwälle sehr erheblich, als eine Reihe von Culturschichten sich über einander angehäuft findet, welche von den modernsten Dingen bis zu sehr weit zurückgelegenen Zeiten gehen. An einigen Stellen sind diese Hügel noch jetzt bewohnt. Wir hatten bei dem Congress von 1871 das besondere Vergnügen, dass für uns ein Hügel (Montale) aufgegraben wurde, auf dem nicht nur eine Kirche stand, sondern auch der Geistliche mit seinem Personal wohnte. Gewöhnlich kommt man zu oberst auf Schichten, in denen römische Ueberreste vorhanden sind, später auf etruskische Schichten und endlich auf solche, die von den etruskischen Schichten verschieden sind und daher von den einheimischen Gelehrten einer voretruskischen Periode zugeschrieben werden. Darin

1) Ueber ihre Verbreitung habe ich in der Sitzung vom 13. Juli 1872 (S. 229, Zeitschr. f. Ethnol., Bd. 4) genauere Mittheilungen gemacht. Als Vergleichungsobject kann die von Hrn. Friedel gelieferte Abbildung (Taf. XXV, Fig. 9—10) dienen. Italienische Formen hat neulich Hr. Chierici aus einem Gräberfelde bei Bismantova beschrieben (Bulletino di paleoetnologia ital. 1876, Taf. VIII).

2) Eben, wo ich dies zum Druck vorbereite, erhalte ich das neueste Heft des Bulletino di paleoetnologia italiana 1876. Anno 2. Nr. 15 u. 16, mit einem Bericht des Hrn. Pigorini selbst, auf welchen ich hiermit verweise. Auch Frl. Mestorf hat ihre Wahrnehmungen in ihrem Congressberichte schon veröffentlicht.

finden sich zahlreiche prähistorische Sachen. Wir besitzen eine Sammlung von Thonscherben daraus, die wir der Güte des Hrn. Pigorini verdanken (Sitzung vom 16. December 1871, S. 31. Zeitschrift für Ethnol., Bd. 4).

Nun ist das Besondere, dass alle diese Schichten von unten her bis zu einer beträchtlichen Höhe künstlich aufgebaut sind. Die Terramaren liegen vielfach an moorigen Plätzen, wo sonst nichts von Hügeln zu bemerken ist. Wenn man sie durchschneidet, so kommt man zuletzt im Grunde auf deutliche Pfahlstellungen, palafitti. Aus dieser Wahrnehmung entstand die Meinung, dass die Terramaren vollkommen correspondirend den Schweizer Pfahlbauten angelegt seien, nur dass sich im Laufe der Zeit auf dem einmal bestehenden Gerüst immer neue Ansiedlungen angebau hätten. Sonderbarerweise fanden sich aber die Pfahlstellungen nicht blos, wie wir das jetzt auch an 2, vielleicht auch an 3 Stellen beobachtet haben, im Grunde, da, wo der Wall ansetzt, sondern es erschien eine Reihenfolge von Pfahlstellungen über einander. Jede einzelne Etage bildete also immer wieder den Unterbau für die Pfahlhäuser einer späteren Generation, die auf den Trümmern der alten in ähnlicher Weise sich ansiedelte.

Diese Art von Aufwallung ist mir in unseren Gegenden niemals vorgekommen. Der Unterbau von wirklichen Balkenwerken, wie ich ihn zuerst in dem Burgwall von Potzlow in der Uckermark nachgewiesen habe (Sitzung vom 16. Mai 1874, S. 115), wie wir ihn später in Zahsow gefunden haben (Sitzung vom 19. Juni 1875, S. 129) und wie ihn neuerlich Hr. Voss, freilich in mehr ungeordneter Anlage, an dem Burgwall von Schlieben beschreibt (Sitzung vom 15. Juli 1876, S. 170), bezieht sich nur auf die erste Fundamentirung, und der übrige Wall erscheint als eine künstliche Aufschüttung, welche nicht, wie in Italien, palafittisch konstruirt ist. Freilich muss ich gestehen, dass meine Aufmerksamkeit auf diesen Punkt nicht unmittelbar gerichtet war, und es wäre daher immer noch möglich, dass eine weitere Erforschung unserer Burgwälle auch in dieser Beziehung Analogien ergäbe. Denn es ist nicht zweifelhaft, dass an vielen Orten auch unsere Burgwälle nicht als einmalige Aufschüttungen, sondern als langsam anwachsende Erhebungen erscheinen, deren Erhöhung durch successive Absätze immer neuer Culturschichten zu Stande gekommen ist. Auch wir finden verbranntes Getreide, Thierknochen, Fischschuppen und Gräthen, Thongeräth u. s. w. bis in grosse Tiefen und in wiederholten Lagen. Aber niemals erinnere ich mich, senkrechte Pfähle oder Balken in der Tiefe der Schichten wahrgenommen zu haben.

In Tószeg dagegen stellte sich bei näherer Musterung heraus, dass in bestimmten Reihen unter der Oberfläche bis in eine gewisse Tiefe hinab längliche Spalten von der Dicke eines Armes oder Beines erschienen. Bei der Zerklüftung des Bodens machten sie mir anfangs den Eindruck, als könnten es blosse Wasserrinnen sein, in denen sich das Regenwasser von der Oberfläche heruntergesenkt hätte. Die Mehrzahl derselben war in der That nur mit einer losen, bröckligen, hier und da etwas dunkler gefärbten Erdmasse erfüllt, von der man sich denken konnte, dass sie später in die Löcher nachgerollt sei. Allein endlich gelang es uns, einzelne Räume zu finden, die noch zum Theil mit erkennbaren Resten von Holz gefüllt waren. Stellenweise bildeten Holzfasern in Substanz noch zusammenhängende, leicht zerbröckelnde Klumpen. Es konnte daher kein Zweifel darüber bleiben, dass senkrecht stehende Balken in dem Hügel enthalten waren, und zwar in ähnlicher Anordnung, wie in den Terramaren der Emilia. Dagegen fehlte jede Spur eines ursprünglichen Unterbaues von Pfahlwerk, wozu freilich auch kein Grund vorliegt. Denn der Hügel erhob sich von jeher auf dem Boden der Ebene, wie daraus ersichtlich war, dass an dem Abhänge unter der Culturschicht eine horizontale Lage von gelbem Lehm mit

kleinen Muscheln in ganzer Ausdehnung sichtbar war. Alle jene Vorrichtungen, welche in einem sumpfigen oder moorigen Boden erforderlich sind, um eine Wohnung oder gar eine Aufschüttung zu tragen, waren also hier unnöthig. Nur an einer Stelle gelang es mir, einen jener Pfahlkanäle zu entdecken, dessen unteres Ende bis in die gelbe Lehmschicht der Unterlage reichte.

Der Lapos halom hat in seiner gegenwärtigen Ausdehnung eine Länge von etwa 360 M. längs des Absturzes und eine Breite von 100 M. Nimmt man an, dass etwa die Hälfte desselben abgeschwemmt ist, so würde die ursprüngliche Breite recht wohl 200 M. betragen haben. Die Mitte des Hügels erhebt sich sanft ansteigend zu einer flach gerundeten Kuppe, an der zwei leichte Anschwellungen bemerkbar sind. Nach der Seite der Ebene zu, also westlich, ist durch eine Strasse und die Ackerung die alte Form ziemlich verwischt, dagegen nach Norden und Süden sind deutliche Ueberreste eines Ringgrabens, hinter welchem sich eine kürzere und niedrigere Erhöhung, eine Art von Vorwall, erhebt. Von der Flusseite her stellt sich dieses Verhältniss sehr deutlich heraus.

Hr. Pigorini war der Meinung, dass diese Aussenwerke einer späteren Zeit angehören möchten, wo man den schon vorhandenen Hügel als einen festen Punkt benutzt und umwallt habe. Ich muss diese Möglichkeit zugestehen, bin jedoch nicht im Stande, eine sichere Meinung darüber auszusprechen. An der nördlichen Seite schneidet der Graben bis tief in die unterliegende Lehmschicht ein. Jenseits desselben, an dem inneren Rande des Vorwalles findet sich ein ziemlich unregelmässiges Gemisch von durcheinandergeworfenen Schichten, wo an einzelnen Stellen viel Kohlen, Asche und Knochen, hier und da auch Muschelschaalen, an anderen vorwiegend Knochen und Muscheln eingelagert sind, und es ist wohl möglich, dass diese Bestandtheile bei späterem Aufgraben zu Aufschüttung des Vorwalles benutzt worden sind. Noch weiter nach aussen findet sich in dem Absturze eine Reihe von Oeffnungen, welche in horizontale, von Osten nach Westen gerichtete, weite Höhlungen führen; in diesen sollen menschliche Skelette gelegen haben. Es war jedoch nichts von den letzteren erhalten, und es muss daher weiterer Untersuchung vorbehalten bleiben, festzustellen, ob hier die Gräber der Hügelbewohner oder einer späteren Bevölkerung zu suchen sind.

An dem eigentlichen Hügel sah man längs des ganzen Absturzes die fast genau horizontale Linie des gelben Thons zunächst überdeckt von einer 70—75 Cm. starken, gleichfalls horizontalen Schicht einer schwärzlichen, hier und da etwas röthlich gefärbten, wahrscheinlich der alten Humuslage entsprechenden, fetten Erde. An einer Stelle fehlte diese Schicht, und die Culturschicht griff hier in eine muldenförmige Ausbuchtung des gelben Thons ein. Freilich traten an einigen Punkten der Ausbuchtung auch an der Grenze der Culturschicht gegen den gelben Thon kleinere Abschnitte der schwärzlichen Schicht hervor, und es könnte daher zweifelhaft sein, ob diese Ausbuchtung künstlich angelegt ist oder ob sie schon vor der ersten Bewohnung vorhanden war. Indess möchte ich mich mehr für die erstere Möglichkeit erklären. Einmal nämlich fand ich hier in dem gelben Thon einen schwarzen, glatten Thonscherben mit Rand; sodann stand gerade in der nächsten Nähe dieser Stelle das schon vorhin erwähnte Pfahlloch, welches bis in die gelbe Schicht hineinreichte.

Die Annahme einer künstlichen Ausgrabung stimmt auch mit den Beobachtungen an den italienischen Terramaren. Gerade über dieser Stelle und in ihrem nächsten Umfange waren in den darüber stehenden Culturschichten die Pfahllöcher sehr reichlich und von besonderer Stärke. Die Culturschichten selbst waren, der Ausbuchtung parallel, eingebogen und erst weit nach oben gingen sie in mehr horizontale und

endlich mehr convexe Lagen über. Es erscheint daher sehr wahrscheinlich, dass der erste Aufbau in einer künstlichen Aushöhlung stattgefunden hat.¹⁾

Die Culturschicht hat in ihrer grössten Mächtigkeit etwa 4 M. Ihre Zusammensetzung wechselt begreiflicherweise in kurzen Entfernungen sehr beträchtlich. Sowohl die Einschlüsse sind an den einzelnen Stellen sehr mannichfaltig, als auch die Zustände der Erdmassen. Insbesondere wechseln stark gebrannte Thonmassen und Aschenschichten mit mehr natürlichen Lagen, in denen jedoch Kohlen und zahlreiche Fundstücke von menschlicher Arbeit enthalten sind. An manchen Stellen bildeten Schalen von Unionen zusammenhängende Schichten; an anderen wiederum Fischschuppen und Grähten; an noch anderen liegen förmliche Heerde von gebranntem Getreide. An einer Stelle zählte ich in kurzen Entfernungen drei Brandheerde von Thon über einander. Jedenfalls kann ich nicht sagen, dass irgend eine durchgreifende Verschiedenheit tieferer und oberer Lagen erkennbar war. Ueberall dieselben Einschlüsse. Die Thonscherben, obwohl unter einander sehr verschieden, fanden sich bis in die grösste Tiefe in gleicher Beschaffenheit, namentlich fehlten auch die feineren, geglätteten, schwarzen Stücke im Grunde nicht. Weder die Thierknochen, noch die sonstigen Fundstücke schienen in der Höhe andere zu sein, als in der Tiefe. Somit stehe ich nicht an, zu schliessen, dass eine einheitliche Bevölkerung den Lapos halom während der ganzen Dauer seiner Besiedelung bewohnt hat.

Was das Alter dieser Besiedelung angeht, so wage ich in diesem Augenblick nicht, nach den blossen Localfunden ein bestimmtes Urtheil auszusprechen. Es ist bis jetzt an metallischem Geräth ausserordentlich wenig gefunden; der Catalog (p. 86) erwähnt das Bruchstück einer Bronzenadel, ein Bronzemesser und eine kleine kugelige Barre (lingot) von Bronze. Ich selbst habe nur kleine Stücke verwitterter Bronzetheile aus der frisch aufgegrabenen Erde der oberen Schichten herausgelesen. Es ist also unzweifelhaft, dass Bronze darin war, und nach der Beschaffenheit des Thongeschirrs halte ich es für ganz wahrscheinlich, dass sie nicht erst den Bewohnern der letzten Epoche bekannt geworden ist. Von Eisen habe ich nur ein Messer gefunden, aber nicht in der Haupterhebung, sondern in dem nördlichen Vorwall, wo es zweifelhaft ist, ob nicht spätere Veränderungen hinzugekommen sind. Indess besitze ich ein angesägtes Ziegenhorn aus dem Hügel, welches so scharf geradlinig und fein eingeschnitten ist, dass ich die Anwendung eines eisernen Instrumentes für höchst wahrscheinlich halte.

Die Hauptfunde, die ausser Thongeräth und bearbeiteten Knochen gemacht sind, waren Steinsachen und zwar hauptsächlich polirter und zum Theil gebohrter Stein (Hämmer, Keile, Meissel), sodass man leicht geneigt sein könnte, die Ansiedelung in die Zeiten des polirten Steins, die sogenannte neolithische Periode, zu verlegen. Damit würden die zahlreichen Hämmer von Hirschhorn, Knochendolche, Pfiemen und Hacken von Bein und Horn (*Antiquités préh.*, Pl. II, Fig. 5—22, 35—45) sehr gut stimmen. Auch habe ich hier ein Bodenstück von einem grossen, schlecht gebrannten Topf von einer Rohheit und Massenhaftigkeit, wie man es späteren Culturperioden nicht zutrauen möchte. Der Boden selbst hat eine Dicke von 28 Mm.; die Seitenwand ist 12 Mm. dick. Auf dem Bruche ist der

1) Hr. Pigorini nimmt in seiner neuesten Publication zwei ursprüngliche Ausgrabungen und 3 Etagen von Pfählen an. Da er noch einen Tag länger, als ich, bei dem Lapos halom thätig sein konnte, so wage ich ihm nicht zu widersprechen. Nach einer Skizze, die ich an Ort und Stelle angefertigt habe, würde ich geneigt sein, die Zahl der Etagen höher, auf 4—5 zu veranschlagen.

Thon ganz schwarz, mit groben, eckigen Kieselstücken durchsetzt. Aeusserlich ist die Seitenwand mit zahlreichen, ziemlich tiefen Längs- und Schrägeindrücken besetzt, welche fast den Eindruck machen, als sei eine Umhüllung von Strauch oder Binsen vorhanden gewesen, als man den Topf anfertigte. Nirgends ist eine Spur von Drehscheibe sichtbar, vielmehr sieht man, besonders innen, flache Fingerstriche und tiefere, scheinbar von Pflanzenstengeln herrührende Eindrücke.

Aus solchen Fundstücken könnte man leicht zu der Meinung kommen, die Ansiedelung müsse aus der Zeit des polirten Steins sein. Es finden sich auch verhältnissmässig zahlreich sehr ausgezeichnete Stücke von *Bos prisca*, *Bison*, *Wisent*. Ein an beiden Enden zerbrochener Hornzapfen von 20 Cm. Länge, den ich mitgebracht habe, misst 9 Cm. Durchmesser und 16 Cm. Umfang an seinem unteren Ende und hat eine sehr beträchtliche Schwere. Das könnte gleichfalls auf eine weit zurückgelegene Zeit bezogen werden.

Allein dagegen lässt sich mancherlei sagen. Wir finden auch sonst rohe Töpfe in sehr verschiedenen Zeitaltern, ja neben ganz rohen Töpfen die feinsten und zierlichsten Geräthe. Und das ist hier nicht nur auch der Fall, sondern es zeigt sich an dem rohen Topfe selbst, unten um den Bodentheil, eine hellgelbe, offenbar künstlich geglättete Fläche, welche schon einer späteren Periode der Keramik angehört. Man muss sich nur erinnern, dass je nach dem Zwecke zu allen Zeiten gröberes und feineres Thongeschirr im Gebrauche gewesen ist. Geschliffene Steine, Hämmer und andere Geräthe von Horn und Stein finden sich bei uns bis in die slavische Zeit hinein. — Was endlich das Vorkommen des Auerochsen betrifft, so ist es bekannt, dass in Ungarn die Auerochsen noch viel später existirt haben, als bei uns. Bei uns ist der letzte „Wesene“ erst im 14. Jahrhundert von Herzog Wartislaw V. in Pommern erlegt.¹⁾ Also das beweist alles an sich nichts für ein hohes Alter dieser Schichten.

Auf der anderen Seite kann darüber kein Zweifel sein, dass es eine vollkommen sesshafte Bevölkerung gewesen ist, die vollkommen in der Lage war, alle Bürgschaften eines dauerhaften Lebens zu besitzen. Das Hauptargument in dieser Beziehung bieten die grossen Massen von verkohltem Getreide, welches wir fanden. An den mannichfaltigsten Stellen bis in ziemlich tiefe Lagen fanden sich schwarze, stellenweise handhohe Schichten, welche nur aus diesem Material bestanden. Ich habe eine kleine Sammlung davon mitgebracht; es ist nach der Bestimmung des Hrn. Ascherson durchweg Weizen. Die Massenhaftigkeit, in der dieses verkohlte Getreide aufgehäuft war, deutet an, dass man es mit einem Volk zu thun hat, welches Ackerbau in grosser Ausdehnung trieb. Auch die Mehrzahl der Knochen gehört Hausthieren an. Ich fand davon eine grosse Sammlung in einer Grube auf dem Hofe des Hrn. Pfarrers Dolensky in Tószeg; ich bemerkte darunter zahlreiche Knochen von Pferd und Rind, ferner solche von der Ziege, dem Schaf und dem Hund. Zwei von mir mitgebrachte Unterkieferhälften vom Hund deuten eine kräftige, verhältnissmässig grosse Rasse an; die Hufknochen vom Pferd sind verschieden: die eine Sorte grösser und platter, die andere schmaler und höher. In der Grube fand ich auch einen zerbrochenen Schlittknochen, aus einem Pferde-Metarsalknochen gefertigt. Er ist offenbar viel gebraucht, denn die Schlifffläche ist sehr tief und glatt. Am Ende ist ein grosses, querdurchbohrtes Loch zum Einziehen einer Schnur, ganz ähnlich, wie wir es an den märkischen Schlittknochen bis in die neueste Zeit finden. (Der Catalog, p. 86, erwähnt auch einen Schlittknochen.) Es finden sich freilich auch Knochen

1) Th. Schmidt, Jubelschrift zur 400jährigen Stiftungsfeier der Universität Greifswald. Zur naturgeschichtlichen Statistik der in Pommern ausgerotteten Säugethiere. Stettin 1856. S. 2.

von jagdbaren Thieren. Hier ist ein schönes Specimen des Unterkiefers eines Ebers; zahlreich sind die Ueberreste des Edelhirsches. Allein es sind lauter Thiere, welche nach den Besonderheiten von Ungarn noch in historischer Zeit vorhanden waren.

Ich muss daher sagen: wenn auch polirter Stein in relativer Häufigkeit vorkommt, so beweist das nicht, dass wir es mit einer Ansiedlung der Steinzeit zu thun haben. Vielmehr handelt es sich meiner Meinung nach um einen jener Fälle, wo sich der polirte Stein bis in spätere Culturperioden in Gebrauch erhalten hat, wie wir das namentlich von Thüringen an vielen Stellen kennen. Auch bei uns finden wir gelegentlich in Urnen der Bronzezeit oder der älteren Eisenzeit polirte Steine.

Ich deducire also, dass es sich um eine relativ junge Ansiedlung handelt. Nun bin ich ferner ganz bestimmt der Meinung, dass diese Ansiedlung chronologisch zusammenstimmt mit dem Gräberfelde von Pilin.

Zum Beweise dafür dienen mir in erster Linie die Thierfiguren. Während ich am Lapos halom war, wurden von den kleinen Bauerjungen, die sich damit beschäftigten, das abgestochene Erdreich zu durchwühlen, hintereinander drei solche Figuren gefunden. Fr. Mestorf spricht nur von einer; ich bin aber selbst Zeuge gewesen, wie nacheinander drei zu Tage kamen, genau dieselben Formen, deren Abbildungen aus den Urnen von Pilin ich vorher gezeigt habe. Aber auch abgesehen von diesen gewiss sehr bezeichnenden Objecten, stimmt die Mehrzahl der übrigen Funde überein. Ich lege nach den Erfahrungen unseres Landes ganz besonderes Gewicht auf das Thongeräth. Ich habe eine kleine Sammlung von Scherben mitgebracht. Die Herren Magyaren schienen, da es sich um eine neue Fundstätte handelt, etwas eifersüchtig und ich wagte nicht, etwas von den vollkommneren Specimina mitzunehmen. Ich habe eben nur Scherben; darunter ist eine grössere Zahl von Henkelstücken. Ich betone dies deshalb, weil Henkel der Mehrzahl unserer Burgwälle fremd sind. Einzelne der Tószeger Henkel (Fig. 1) sind sehr eigenthümlich angesetzt: sie beginnen am freien Rande,

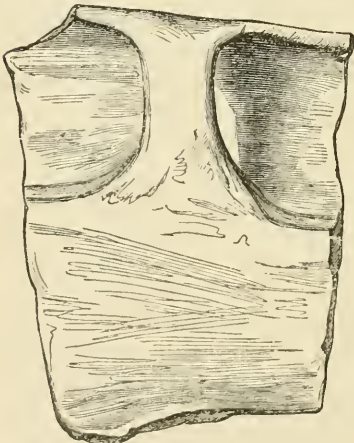


Fig. 1.

sitzen sehr flach an, so dass man keinen Finger durchstecken kann, und haben sehr breit auslaufende Ansätze, welche in eine vorspringende Linie sich fortsetzen. Diese gehören zu Gefässen, welche eine tiefschwarze, glänzende, wie graphitische Oberfläche zeigen. Andere Henkel sind sehr grob, weit abstehend, so dass man selbst den Daumen durchstecken kann, sehr breit und dick, jedoch nicht hoch; diese sitzen nicht am Rande an und gehören zu gröberen Gefässen mit rauherer Oberfläche und von weniger sorgfältiger Arbeit, wengleich manche Ansätze geritzter Ornamente, Leisten mit Fingereindrücken u. s. w. zeigen.

Die Formen dieser Thongefässe sind offenbar sehr mannichfaltig gewesen. Während die gröberen wahrscheinlich bauchige Vorrathstöpfe darstellten, sind die feineren, schwarzen, gelben und rothen Scherben zum Theil von Schalen, Töpfen mit Henkeln, Trinkgeräthen.

Sie haben schon aus den Abbildungen gesehen, dass sehr ausgezeichnete Buckelurnen vorkommen. Ich habe freilich keine ganze Urne, aber hier sehen Sie (Fig. 2) einen schönen Buckel vor sich. Genau wie an den Buckelurnen der Lausitz, Schlesiens und Posens, ist es ein stark hervortretender, rundlich auslaufender,

konischer Buckel mit breitem Ansatz, um welchen eine kreisförmige Furche läuft und an den sich lineare Zeichnungen anschliessen. Die äussere Fläche des Gefässes ist glänzend schwarz. — Nächstdem fand ich besonders häufig solche Stücke,

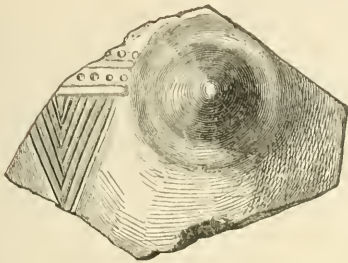


Fig. 2.

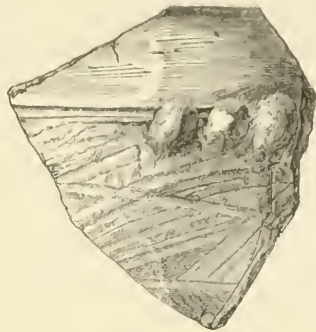


Fig. 3.

an denen neben einander 3 kleinere knopfförmige Vorsprünge sassen (Fig. 3). Gelegentlich zeigte sich auch ein einzelner, grosser Knopf mit Nageleindrücken und mathematischen Linien, die von dem Knopf ausgehen (Fig. 4) Ganz besonders

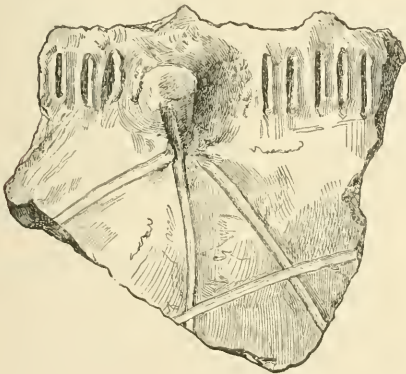


Fig. 4.

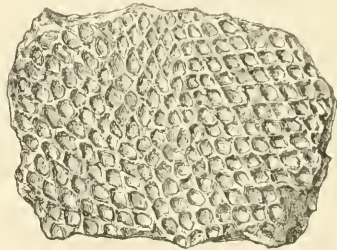


Fig. 5.

eigenthümlich ist eine Form von Scherben, die fischschuppenartig (Fig. 5) aussieht, indem zahlreiche kleine, rundliche oder eckige, offenbar durch Eindrücken

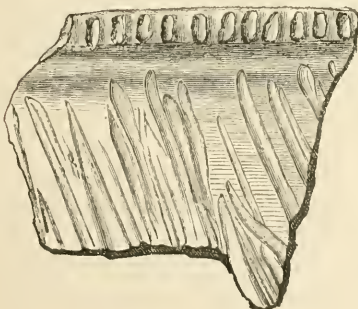


Fig. 6.

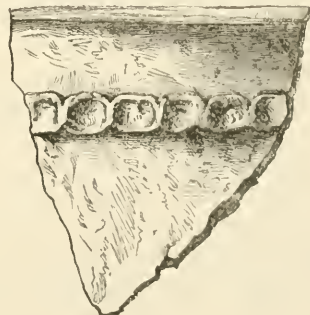


Fig. 7.

eines Stäbchens hervorgebrachte Gruben mit erhabener Einfassung in Reihen, jedoch in verschieden angelegten Gruppen, nebeneinanderstehen. Das Ganze macht einen gefälligen, ziemlich regelmässigen Eindruck, im Gegensatz zu den ganz krumm gestrichelten, unregelmässigen Linien, mit denen andere Scherben (Fig. 6) überdeckt sind. Der Rand ist meist einfach und aufgerichtet, nicht selten mit kleinen Eindrücken verziert. Auch tragen manche Scherben erhabene Leisten, auf welchen durch Nageleindrücke regelmässige Grübchen angebracht sind (Fig. 7).

Manche dieser Scherben sind äusserlich rau und sehr grob, dabei von grauer oder gelblicher, zuweilen röthlicher (durch Brand) Farbe. Andere dagegen, und dies ist eine grosse Zahl, sind äusserlich und zuweilen auch innerlich glänzend, ganz glatt, wenngleich hier und da unregelmässige Fingerstriche wahrzunehmen sind. Die Mehrzahl hat ein schwarzes, graphitisches Aussehen. Manche jedoch sind hellgelblich grau, andere röthlich, — genug sie zeigen alle die Eigenthümlichkeiten, welche wir an den Gefässen unserer Gräberfelder seit langer Zeit kennen.

Dass die Leute grössere Massen von Thon zum Aufbau der Wände an ihren Hütten verwendet haben, dafür fanden sich zahlreiche Beweisstücke. Ich habe mehrere mitgebracht, an denen man noch die Eindrücke von Holz, Schilf und anderen Gewächsen erkennen kann. Von dem Holz unterscheidet man runde, nicht weiter bearbeitete Stangen bis zu der Dicke eines Kinderarms. Die Mehrzahl der Thonklumpen ist leicht gebrannt, so dass es wahrscheinlich wird, dass die Hütten durch Feuer zerstört worden sind. Frl. Mestorf spricht in ihrem Berichte auch von solchen Stücken, welche an der Aussenseite in grossem Styl angelegte Reliefornamente, z. B. ein schönes Spiralornament zeigten. Ich erinnere mich nicht, etwas dergleichen gesehen haben; wahrscheinlich hat die scharfsichtige Beobachterin diese Sachen entdeckt, als sie nach ihrer Rückkehr in Budapest die Sammlungen noch einmal durchging.

Ich erwähne endlich unter den Thonprodukten als sehr häufig die grossen, oben durchbohrten, bald als Gewichte, bald als Netzsenker gedeuteten Thonpyramiden, welche gleichfalls bei uns in manchen Gräberfeldern in grösster Häufigkeit gefunden werden.

Alles in Allem glaube ich nicht, dass Jemand, der den Lapos halom sieht, sich enthalten würde, zu schliessen, dass es viele Jahrzehnte, wenn nicht einige Jahrhunderte gedauert haben muss, bis diese nicht willkürlichen, sondern durch allmählichen Weiterbau und Neubau bedingten Aufschüttungen beendet wurden. Jede neue Etage setzte ja die Vernichtung der früheren voraus, denn erst auf den Trümmern der früheren erhob sich der Neubau. Von der Tiefe bis zur Höhe treffen wir dasselbe Geräth in dem Burgwall oder der Terramare, und dasselbe finden wir wieder in den Gräbern von Pilin, ganz verschieden von dem, was wir bei uns aus den slavischen Burgwällen gewinnen. Wir werden daher auf eine voroslavische, wahrscheinlich weitverbreitete Bevölkerung geführt. Sie allein hat den Lapos halom aufgerichtet. Und zwar haben wir Zeichen, dass bis zu den höchsten Schichten hin die Leute immer wieder Pfähle eingesenkt und in der Weise gelebt haben, wie noch heut zu Tage die Leute in Neu-Guinea, welche nicht bloss im Wasser, sondern auch auf dem Lande Pfahlbauten errichten.

So überraschend diese Dinge sind, so muss ich doch daran festhalten, dass sie eine nahe Verwandtschaft mit vielen unserer Gräberfunde und vielleicht mit einzelnen unserer Burgwälle gewähren. In dieser Beziehung will ich namentlich hervorheben, dass der alte Schlossberg von Burg an der Spree nicht die gewöhnlichen Charaktere der slavischen Funde darbietet; er macht mir, wie ich schon in den Sitzungen vom 15. Juli 1871 und vom 13. Juli 1872 dargethan habe, den Eindruck einer ungleich

älteren Anlage. Namentlich die grosse Zahl von Henkelstücken und die geglättete, schön schwarze Beschaffenheit der Thonscherben stellen ihn dem Lapos halom an die Seite.

Freilich könnte man aus den Eigenthümlichkeiten des Hügels von Tószeg schliessen, dass sein Aufbau möglicherweise demselben Volk zugeschrieben werden müsse, welches die Terramaren in Oberitalien errichtet hat. Meiner Meinung nach streitet gegen diese Interpretation das Gesamtverhältniss. — Die Terramaren der Emilia reichen unzweifelhaft in eine voretruskische Zeit zurück. Ich glaube aber kaum, dass man berechtigt ist, zu schliessen, dass auch der Lapos halom in einer voretruskischen Zeit errichtet ist. Auch das, was wir bei uns finden, macht mich in höchstem Maasse widerwillig, anzunehmen, dass alle analogen Funde bis in eine voretruskische Zeit zurückzusetzen seien. Im Gegentheil, wir haben zahlreiche Anknüpfungen für die Wahrscheinlichkeit, dass hier etruskischer Handel maassgebend gewesen ist. Daher möchte ich vorläufig glauben, dass die Aehnlichkeit in der Konstruktion zwischen dem Tószeger Hügel und den Terramaren noch keinen Beweis abgiebt für die Identität der Bevölkerung, welche an beiden Orten gebaut hat, und noch weniger für die Annahme, dass diese Bevölkerung zuerst in Ungarn wohnte und später nach Italien auswanderte. Immerhin ist das ein Schluss, der durch weiter gehende Funde wesentlich erschüttert werden könnte. Für uns wird es nothwendig sein, dass wir unser Augenmerk recht sorgfältig auf diese Fundstätten lenken, und ich bezweifle nicht, dass wir dadurch in die Lage kommen werden, eine genauere Classification vorzunehmen, als wir sie bis jetzt mit unserem früher fast ganz isolirten Bestand an archäologischen Objecten haben eintreten lassen können. Sie wissen, dass der skandinavische Norden an eigentlichen Urnenfeldern bis vor Kurzem ganz leer zu sein schien; erst in den letzten 6 oder 7 Jahren hat man zuerst in Bornholm, dann an anderen Stellen in Dänemark eine grössere Zahl von Brandplätzen und Urnenfeldern aufgefunden, aber keineswegs kann man sagen, dass die Form, die als gangbare Gräberform bei uns vorkommt, sich im Norden in gleicher Weise vorfindet. Daher werden wir wahrscheinlich mehr und mehr die südlichen Beziehungen wahrnehmen müssen, und ich hoffe, dass bei dem sehr grossen Eifer, der gegenwärtig in Ungarn erwacht ist, es nicht fehlen wird an immer neuen That- sachen, welche auch uns als Unterlage für das Urtheil dienen können.

(20) Hr. Bergrath a. D. von Dücker berichtet über

zwei vorhistorische Stationen,

die er neuerdings entdeckte, nämlich Aschenplätze, wie er dieselben schon mehrfach in der Neumark, in der Uckermark, auf der Insel Rügen und namentlich in Schlesien aufgefunden und bekannt gemacht habe.

Einen derartigen Platz fand er im ostpreussischen Samlande nordwestlich von Königsberg auf der äussersten Landspitze gegen die Ostsee bei dem Leuchthurm von Brüsterort. Der Platz habe mindestens 25 Hectaren Ausdehnung und zeige sich $\frac{1}{2}$ — 1 Meter hoch mit aschigen, erdig-sandigen Massen bedeckt, in denen man bei sorgfältigem Suchen die rohesten Spuren menschlicher Existenz, wie scharfkantige Quarziteine (Feuersteine kommen in dortiger Gegend nicht vor), sehr rohe Topfscherben, seltene Knochenreste und kleine Holzkohlenreste findet. An dem westlichen Küstenabhange war durch die dauernde Abspülung der Küste vollkommen deutlicher Aufschluss der sehr ausgedehnten aschigen Auflagerung sichtbar. Die Landwirthschaft kämpft mit dieser Masse, welche stellenweise von rein sandigem Boden, wahrscheinlich in Folge des Windtriebes überdeckt ist.

Von ausserordentlicher Rohheit und Armuth müssen die wilden Horden gewesen sein, unter deren Füßen sich hier im Laufe von Jahrtausenden diese aschigen Massen aus ihren Feuern ansammelten, denn die Spuren ihrer Mahlzeiten und Werkzeuge sind hier äusserst sparsam zu finden. Die Nahrung der Völker an dieser Stelle bestand wahrscheinlich wesentlich aus Fischen, von denen aber bei wahrscheinlicher Nachhülfe der Thiere keine Spur zurückblieb.

Redner zeigte scharfkantige Quarzite mit noch anhängender aschiger Erde, so wie sehr kleine Brocken roher Topfscherben und Aschenerde von dem Platze vor. Die Benutzung des Bernsteins, der dortiger Küste im Uebrigen so besonders eigen ist, scheint diesen Völkern noch unbekannt gewesen zu sein.

Einen ähnlichen Platz fand Redner in der Neumark auf dem Landgute des Grafen Haslingen zu Reichenwalde bei Reppen. Unmittelbar bei dem Herrnhause sowohl wie auch in dem Dorfe gleichen Namens beobachtete er ganz gleichartige aschige Reste weit verbreitet. Die betreffenden Völker sind nicht ganz so arm gewesen, wie diejenigen im Samlande; Topfscherben, scharfkantige Steine und zwar hier Feuersteine fanden sich weit häufiger. Proben legte Redner zur Ansicht vor.

Ferner zeigte derselbe eine sehr fein gegossene Bronze-Axt von sehr eigenthümlicher Form mit dünnem durchlochtem Haupttheil und besonders ausgebreiteter Schneide. Dieselbe ist vor Jahresfrist im ostpreussischen Samlande bei Nortyken mit ca. 40 Stück ganz gleichen Aexten gefunden worden. Von Herrn Dr. Bujak zu Königsberg, dem Asservator des Alterthums-Museums Prussia daselbst, erfuhr Redner, dass diese Art von Bronze-Aexten der Zeit der römischen Kaiser zugeschrieben werde und dass dieselben wahrscheinlich als Tauschmittel gegen Bernstein hingesandt worden seien, ja dass man vermuthen dürfe, dies sei zur Zeit des Kaiser Nero geschehen, der eine besondere Vorliebe für Bernstein gehabt habe.

Endlich zeigte Hr. v. Dücker noch ein sehr schweres, fein gearbeitetes Bronze-Halsband mit Schlangenköpfen, welches er von dem Grafen Dücker zu Oertofta in der schwedischen Provinz Schonen geschenkt erhalten hat.

(21) Geschenke:

Henri Morselli: Sur la Scaphocephalie. Extrait des Bulletins de la Société d'Anthropologie de Paris. Paris 1875.

Derselbe: Sul peso del cranio e della mandibola in rapporto col sesso. Firenze 1875.

Denkschrift über die Ausgrabungen zu Olympia. Bericht des Reichskanzleramtes an den Reichstag. Durch Hrn. Virchow.

Sitzung vom 16. December 1876.

Vorsitzender Hr. **Bastian**.

(1) Derselbe eröffnet die Sitzung mit einem Hinblick auf das Leben und die wissenschaftliche Thätigkeit des verstorbenen correspondirenden Mitgliedes, C. E. v. Baer.

Er begrüsst das in der Sitzung anwesende, vor Kurzem nach mehrjähriger Abwesenheit aus Colombien zurückgekehrte correspondirende Mitglied, Hrn. Dr. Reiss.

(2) Hr. Virchow erstattet den

Verwaltungsbericht für das Vereinsjahr 1876 der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Meine Herren, unsere Statuten schreiben vor, dass vor der Neuwahl des Vorstandes der Verwaltungs- und Kassenbericht erstattet werden soll.

Wir haben ein sehr anomales Jahr hinter uns, welches die persönlichen Verhältnisse des Vorstandes in herber Weise berührt hat. Einmal fand die Wahl unsers Herrn Vorsitzenden in einer Zeit statt, als wir uns der Hoffnung hingaben, dass seine amerikanische Reise sich weniger lange ausdehnen und wir früher wieder in seinen Besitz gelangen würden. Allein der Brief, in dem ich ihm in möglichster Schnelligkeit die Meldung von seiner Wahl machte, hat ihn erst im Juni in Newyork getroffen, nachdem er eine grosse Reihe von mannichfachen Geschicken durchmessen hatte, und noch viel später erst haben wir in Wirklichkeit unsern Präsidenten erlangt. Begreiflicher Weise hat das Stellvertretungswesen ungünstig auf die Arbeiten der Gesellschaft eingewirkt: die Mannichfaltigkeit unserer Beschäftigungen hat wesentlich gelitten unter der Abwesenheit eines Mannes, der in sich eine so grossartige Fülle der verschiedenartigsten Kenntnisse auf dem Gebiet, welches wir behandeln, vereinigt.

Wir haben dann einen sehr schweren Verlust erlitten durch den Tod unseres Schatzmeisters, der in der Mitte des Jahres, nachdem er lange an Typhus gelitten hatte und wiederholt zu einer Art von Reconvalescenz gekommen war, einer Nachkrankheit erlegen ist. Es ist dadurch begreiflicher Weise unsere Kassenverwaltung in schlimmer Weise beeinflusst worden; es hat lange Zeit gedauert, ehe überhaupt aus dem Nachlass unsere kleinen Schätze haben gesammelt werden können, und nur die hingebende Thätigkeit unseres Schriftführers, Hrn. Max Kuhn, hat es möglich gemacht, dass wir gegenwärtig in der Lage sind, mit bestimmter Zuversicht sagen zu können, was wir eigentlich besitzen. Er wird Ihnen darüber Bericht erstatten, indess ist es allerdings nicht möglich gewesen, in der Vollständigkeit, wie es bis

jetzt jährlich geschehen war und wie es im Sinne unserer Statuten geschehen sollte, die Rechnung zu legen. Es haben namentlich die Ausgaben im Einzelnen noch nicht festgestellt werden können; wir haben nur die Verausgabung der Hauptsumme bis zum Tode des Hrn. Henckel festgestellt, und der Ausschuss ist daher nicht in der Lage gewesen, schon gegenwärtig die volle Decharge zu ertheilen, welche die Statuten fordern. In dieser Beziehung bitten wir Sie um Indemnität. Es wird nur möglich sein, Ihnen den Status vorzulegen und es muss vorbehalten bleiben, dass eine weitere Prüfung nach Beschaffung der Special-Rechnungen vorgenommen wird. Es würde also die Decharge nur unter der Voraussetzung ertheilt werden können, dass bei der Rechnungsprüfung sich keine Mängel ergeben sollten.

Inzwischen, trotz der Reduction des Vorstandes, haben wir uns bemüht, soweit unsere Kräfte reichten, die Arbeiten der Gesellschaft zu fördern und wir können wenigstens sagen, dass nicht bloss der Personalbestand sich erhalten hat, sondern dass er im Wachsen, wenn auch im langsamen Wachsen begriffen ist. Wir haben gegenwärtig 260 ordentliche, 68 correspondirende und 4 Ehrenmitglieder. Die Zahl der correspondirenden erscheint vielleicht etwas gross im Verhältniss zu den ordentlichen Mitgliedern; indess bei der Natur unserer Gesellschaft, die wesentlich darauf berechnet ist, die verschiedenen Punkte der Erde möglichst mit uns in Berührung zu setzen, kann es an sich nicht so sehr auf das Verhältniss der ordentlichen Mitglieder ankommen, als vielmehr auf die Organisirung eines lebendigen Netzes, welches uns möglichst in Verbindung mit allen Völkern der Erde bringt und uns in die Lage versetzt, dass wir nicht bloss durch die gewöhnlichen Publikationen, sondern durch unmittelbare Mittheilungen und Zusendungen in Kenntniss der Dinge erhalten werden. Ich kann mit besonderem Dank sagen, dass die grosse Mehrzahl unserer correspondirenden Mitglieder in höherem Grade, als manche von uns, die correspondirende Mitglieder fremder Gesellschaften sind, das zu thun pflegen, ihre Aufgaben gegen uns erfüllt haben. Selten vergeht auch nur eine einzige Sitzung, ohne dass wir Berichte von correspondirenden Mitgliedern, sogar aus weitester Entfernung, vorzutragen haben.

Was unsere Stellung in der nationalen Organisation angeht, so besteht zwischen unserer Gesellschaft und der allgemeinen deutschen nicht bloss ein pflichtmässiges Band, sondern ich kann sagen, dass die Lebedigkeit und Herzlichkeit der Beziehungen sich durchaus erhalten hat. Wir haben, obwohl auf den Generalversammlungen, auch in Jena, die Debatten mit ziemlicher Lebhaftigkeit geführt worden sind und die Streitfragen in möglichster Schärfe herausstraten, doch keine Feindschaften zu beklagen, welche sich im Schoosse der Gesellschaft entwickelt hätten. Selbst sehr streitige Fragen, wie sie in den verschiedensten Richtungen neuerlich aufgeworfen worden sind, werden in einer Form verhandelt, von der wir voraussetzen dürfen, dass diese Fragen in vollkommenem Einverständniss der Mitglieder sich werden lösen lassen.

Ich will in dieser Beziehung zwei Hauptschwierigkeiten hervorheben, welche sich in letzter Zeit mehr und mehr in den Vordergrund geschoben haben.

Das eine ist die Frage der Kranometrie, eine Frage, welche für die ganze Methode unserer Untersuchungen in Bezug auf die physische Natur des Menschen von entscheidender Bedeutung ist. Dieselbe ist von vielen Seiten zum Gegenstand lebhafter Angriffe gemacht worden, so sehr, dass für draussen stehende leicht die Meinung entstehen konnte, als sei das ganze Wesen der Kranometrie erschüttert und als lohne es sich nicht mehr, auf diesem Gebiet zu arbeiten. Allerdings hat sich das Bedürfniss mehr und mehr herausgestellt, zu festeren Normen zu kommen, als wir sie bisher gehabt haben. Alle die Normen, welche

bisher im Gebrauche waren, waren mehr oder weniger getragen durch die Autorität einzelner Personen. Der eine oder andere hervorragende Anthropolog stellte sein Schema auf und danach maass eine gewisse Zahl von anderen. In dem Maasse, als das Interesse für diese Arbeiten gewachsen ist, und wir können sagen, dass es in erstaunlicher Weise in allen Theilen der Welt zugenommen hat, in demselben Maasse ist auch die Zahl der kranilogischen Autoritäten gewachsen; in demselben Maasse scheiden sich die uns zugänglichen Ergebnisse in Gruppen von zum Theil ganz verschiedenartigen Leistungen, bei denen es die grösste Anstrengung kostet, sich überhaupt nur in Kenntniss zu setzen, nach welcher Methode der Betreffende gemessen hat. Für ferner stehende ist dies oft beinahe unmöglich. Jede kritische Vergleichung ist damit von vornherein ausgeschlossen. Ein solches Verhältniss ist auf die Dauer unmöglich. Denjenigen von Ihnen, welche sich nicht selbst mit diesen Sachen beschäftigt haben, wird es vielleicht erstaunlich erscheinen, dass es keine einzige Autorität giebt, die gross genug ist, um gewissermassen das entscheidende Wort zu sprechen. Niemand war in dieser Richtung vielleicht mehr berufen, als unser eben (am 28. November) verstorbenes correspondirendes Mitglied, Hr. Karl Ernst v. Baer. Er hat nicht blos durch die allgemein anerkannte autoritative Stellung, die er einnahm, — Sie wissen, er war der letzte Repräsentant der alten Embryologenschule, — nicht blos durch seine positiven Arbeiten die Muster gegeben für die Nacharbeitenden, sondern er hat auch das grosse Verdienst, dass er auf einer besondern Anthropologen-Conferenz in Göttingen die am meisten thätigen Männer der Craniologie vereinigte, um ein Schema der Schädelmessung zu vereinbaren, welches allerdings überwiegend auf seine Autorität hin angenommen wurde. Nach diesem Schema ist längere Zeit gemessen worden; indess schon unmittelbar nachher ergab sich eine Reihe von Gesichtspunkten, welche sich diesem Schema nicht einfügen liessen und welche es nothwendig machten, selbständig vorzugehen. Mit jedem Jahr ist die Zahl derer grösser geworden, die sich nicht an das Schema banden, ja es ist dahin gekommen, dass nicht einmal die Termini mehr zutreffen, so dass, wenn wir heutzutage im Baer'schen Sinne sprechen, wir etwas anderes meinen, als die französischen Autoritäten mit denselben Worten bezeichnen. Die deutsche Gesellschaft hat diese Frage auf ihren Generalversammlungen wiederholt erörtert; dieselbe ist in diesem Jahr besonders intensiv in den Vordergrund getreten. Die Gegenströmung, welche namentlich durch Hrn. v. Ihering und mit ihm durch Hrn. Spengel vertreten ist, zwei Männer, welche durch die sinnreiche Construction eines vortrefflichen Messapparats scheinbar ganz sichere Grundlagen für die Messung gegeben haben, hat sich als zu weit gehend erwiesen, und ich glaube, dass im Augenblick auch diejenigen, welche eine Zeit lang streng im Sinne des Hrn. v. Ihering zu messen geneigt waren, sich überzeugt haben, dass das nur zum Theil angeht. So ist im Schoosse des Vorstandes der deutschen Gesellschaft der Gedanke wach geworden, dass es nothwendig sein werde, eine neue Spezialkonferenz zu berufen und zwar zunächst eine deutsche, um wenigstens für unsere Nationalität ein gemeinsames Schema zu vereinbaren und die Formeln zu finden, nach denen wir gemeinsam arbeiten können. Ich hoffe, dass es dann auch gelingen wird, die Fremden allmählich heranzuziehen. Die Konferenz ist vorläufig für die Osterferien in Aussicht genommen worden und wir werden uns bemühen, bis dahin soweit vorzuarbeiten, dass diejenigen, die sich für die Sache interessiren, eine Art von Programm erhalten können.

Die anderen Arbeiten im Gebiete der physischen Anthropologie, welche die deutsche Gesellschaft unternommen hat und an denen wir uns mit möglichstem Fleisse betheilig haben, sind im Laufe des Jahres wesentlich gefördert worden.

Ich habe Ihnen in Betreff der statistischen Schulerhebungen wegen der Farbe der Haare, der Augen und der Haut schon neulich einen kurzen Bericht erstattet und Ihnen die ersten Karten gezeigt, welche nach diesen Erhebungen bearbeitet worden sind. Seitdem ist wiederum eine gewisse Zahl von deutschen Vaterländern in die Reihe der Zählenden eingetreten; wir haben die Zählungen von Oldenburg, Anhalt und dem Königreich Sachsen bekommen, so dass gegenwärtig sich die Reste nur noch auf einen kleinen Theil, voran Meklenburg und die thüringischen Staaten, beschränken. Immerhin geben wir uns der Hoffnung hin, dass es gelingen wird, im Laufe des Winters die Gesammtheit der Resultate zusammen zu bringen.

Ich möchte heute nur das bemerken, dass auch diese neuen Erhebungen wieder total die willkürlichen Prämissen umwerfen, mit denen diese Sachen noch neuerlich betrachtet waren. Wir waren so weit gekommen mit unseren Karten, dass scheinbar Alles dahin drängte, anzunehmen, dass ein starker Import brauner Rasse durch die slavischen Bevölkerungen hineingekommen sei. Ueberall an den Grenzgebieten fanden sich dunkle Nüancen. Ich machte damals schon darauf aufmerksam, wie wichtig es sein würde, die Erhebungen aus Sachsen zu haben, um zu sehen, wie gerade dieses Land sich verhalten werde, welches durch seine Geschichte und die Nähe von Böhmen als Hauptsitz des slavischen Typus verdächtig war. Nun hat sich merkwürdigerweise herausgestellt, dass gerade die wendischen Bezirke in Sachsen die mehr blonden sind. So ist plötzlich diese Art der Betrachtung hinfällig geworden. Ich will damit nicht sagen, dass damit die ganze Frage erledigt wäre, denn es wird sich herausstellen, wie es sich in Deutschland herausgestellt hat, dass auch bei den Slaven die beiden Typen existiren, und es wird vielleicht so kommen, dass ein Gegensatz des wendischen und des czechischen Typus hervortritt. Freilich wäre das um so mehr auffallend, als die beiden Sprachen einander relativ am nächsten unter den slavischen Sprachen stehen. Es würden also die physischen Gegensätze sich in der Linguistik ausgleichen.

Es wird Sie interessiren, ein paar Karten zu sehen, welche der württembergische anthropologische Verein für seine Mitglieder hat aufstellen lassen und welche die Uebersicht über die Vertheilung der Farbe der Haut, der Augen und der Haare in Württemberg geben. Sie werden daraus ersehen, wie stark gerade die Haarkarte in's Dunkle schlägt und auf wie wenige Gebirgsdistrikte sich die helle Bevölkerung vertheilt. Es sind hauptsächlich der Norden und die an den Schwarzwald grenzenden Theile, welche den helleren Typus repräsentiren. Im ganzen Donaugebiet ist ein einziges Amt, welches der helleren Rasse angehört.

Inzwischen kann ich eine erfreuliche Erweiterung dieses Forschungsgebietes verzeichnen, indem unter Leitung von Hrn. Ecker, demjenigen, welcher das Verdienst hat, zuerst auch die Schädelfrage in Südwestdeutschland auf sichere Unterlagen gestellt zu haben, jetzt für Baden auch eine graphische Darstellung der Statistik der Körpergrößen geliefert ist, eine Statistik, welche wieder in analoger Weise darstellt, wie die Gebirgsdistrikte hauptsächlich die längere Bevölkerung enthalten. Im Ganzen, muss ich leider sagen, ist Baden nicht dasjenige Land, welches besonders geeignet ist für diese Art der Untersuchung; denn auf unseren grösseren Karten erscheint das Grossherzogthum ungemein homogen: gegenüber fast allen anderen Staaten von Deutschland macht es den Eindruck der relativ grössten Homogenität. Nur die allernördlichsten Bezirke, gegen den Odenwald hin, differiren ein wenig. In der Grössenkarte zeigt sich ein etwas stärkerer Gegensatz, so viel ich bis jetzt übersehen kann.

Ich darf bei dieser Gelegenheit daran erinnern, dass die deutsche Gesellschaft die Untersuchungen in Bezug auf Körpergrösse von Anfang an auf ihr Programm gesetzt

hatte. Wir haben uns jahrelang bemüht, mit Hilfe des Kriegsministeriums derartige Aufstellungen zu sammeln; wir haben wiederholt in Petitionen gebeten, bei der Rekrutierung Einrichtungen zu treffen, wodurch es möglich würde, eine vollkommene Sammlung des Materials zu gewinnen. Bis jetzt ist das nicht zu erreichen gewesen, vielleicht weil wir unsere Forderungen durch die Aufnahme der Farbe etwas zu weit ausgedehnt hatten; es wäre vielleicht möglich, wenn wir uns blos auf die Grössenverhältnisse beschränkten, eher zum Ziel zu kommen. Immerhin wird wahrscheinlich der Schritt von Hrn. Ecker Nachfolge finden in anderen Ländern Deutschlands. Es sammelt sich so allmählich ein vollkommenes Material, es ergänzen sich die Kenntnisse, wie auf der anderen Seite die Forschungen über die Schädelformen, und ich hoffe, dass späterhin auch eine grössere Untersuchung in der linguistischen Richtung sich anschliessen wird. So werden wir immer mehr in der Lage sein, ein ethnographisches Bild unseres Vaterlandes herzustellen.

Es ist begreiflich, dass diese Aufgaben, welche ganz Deutschland umfassen, zunächst der Sorge der grossen deutschen Gesellschaft zufallen. Unsere Arbeit dabei kann begreiflicherweise immer nur eine auxiliäre sein, soweit es sich um unser Gebiet handelt. Es macht sich so eine natürliche Scheidung, indem die grössere Gesellschaft in konsequenter Arbeit diese spezifisch nationalen Fragen verfolgt, während wir in der anders gearteten Organisation einer ständig zusammen sitzenden und zusammen arbeitenden Körperschaft vielmehr in der Lage sind, jene auswärtigen Beziehungen zu führen, welche die deutsche Gesellschaft ihrer ganzen Organisation nach nicht führen kann und welche sie deswegen nicht in ihr Programm aufgenommen hat. Ich denke, dass sich so die Scheidung am nützlichsten macht. Die Berliner Gesellschaft wird in Bezug auf die auswärtigen Verhältnisse immer in erster Linie stehen müssen. Es ist eine Ehrenpflicht, welche sie nach unserer Auffassung zu erfüllen hat. —

Die andere Hauptschwierigkeit, welche mehr und mehr in den Vordergrund des Streites tritt, ist die neulich erst von mir behandelte Frage über die Bronzezeit und über die Stellung, welche die Bronze überhaupt in der Entwickelung der Menschheit eingenommen hat. Ich möchte glauben, dass diese Frage an jedem einzelnen Ort in einer besonderen Weise beantwortet werden kann. Jede sorgfältige Untersuchung eines Grabes, jede genaue Durchforschung alter Wohnstätten kann möglicherweise Materialien zu dieser Entscheidung bieten. Ich darf in dieser Beziehung daran erinnern, welche Ueberraschung die grossen Resultate des Hrn. Schliemann, die er gegenwärtig in Mykenae gewinnt, überall hervorgebracht haben. Niemand hat auch nur entfernt ahnen können, welche Schätze von Hinterlassenschaften ein altes Geschlecht in einer so beschränkten Localität deponirt hatte. Zu solchen Unternehmungen gehört eben Glück und Entschlossenheit. Auch bei uns kommt gelegentlich an einer Stelle, wo Niemand darauf gerechnet hatte, sehr Ueberraschendes zu Tage. Ich erinnere an die Geschichte unserer Bronzezeimer, die auf die am wenigsten erwarteten Resultate durch zufällige, aber aufmerksam beobachtete Funde geführt hat.

So sehr ich jedoch die Bedeutung dieser Einzelfunde anerkenne, so muss ich auf der anderen Seite betonen, dass die Frage der Metallbearbeitung jedesmal in einer gewissen Gefahr der einseitigen Beantwortung steht, so bald sie nur auf einem beschränkten Gebiet beantwortet wird. Wir haben gerade den Rückschlag, der gegenwärtig in Deutschland stattfindet und der namentlich in seinem am meisten avancirten Vertreter, Hrn. Hostmann, dahin geführt hat, die Präexistenz des Eisens als absolutes, sowohl logisches, als thatsächliches Erforderniss hinzustellen und die Bronze durchweg als einer späteren Culturperiode angehörig zu bezeichnen, — wir

haben diesen Rückschlag hauptsächlich zu verdanken der unzweifelhaft übertriebenen und einseitigen Entwicklung, welche die Lehre der Bronzezeit im Norden gefunden hat, namentlich in Skandinavien. Ich möchte jedoch behaupten, dass wir wahrscheinlich in denselben Fehler verfallen würden, wenn wir nun von unserer specifisch deutschen Erfahrung aus eine allgemeine Formel aufstellen wollten, welche für alle Länder Geltung beansprucht. Nirgend mehr, wie hier, tritt das Bedürfniss zu Tage, dass ausgiebigere Untersuchungen sich über die ganze Welt erstrecken und dass wir uns nicht sofort dem Gedanken hingeben, es müsse überall das Eisen zuerst Gegenstand menschlicher Kunstarbeit gewesen sein. Hr. Hostmann beweist mit vielen und gewiss guten Gründen, dass das Eisen viel leichter metallurgisch zu gewinnen und zu bearbeiten sei, als Bronze, dass viel mehr Vorstudien dazu gehören, um Bronze herzustellen, dass viele Dinge, die wir als reine Gussarbeiten betrachteten, den Gebrauch eiserner, vielleicht sogar stählerner Werkzeuge voraussetzen. Und doch steht diese Argumentation nach meiner Auffassung so lange gänzlich in der Luft, als wir nicht positive Thatsachen haben für die Existenz des Eisens und der eisernen Geräthe bei allen denjenigen Völkern, wo wir hervorragende Bronzearbeiten finden. Es ist dies ein Gebiet, welches in Europa wenigstens nicht generell beantwortet werden kann; finden wir doch in Amerika in grösster Ausdehnung Kupfer und Bronze, während das Eisen der alten Zeit gänzlich abgeht. Niemand hat bis dahin in Amerika Eisen aufgefunden aus den alten Zeiten, in welche die Kupfer- und Bronzearbeiten der neuen Welt hineingehören, und es würde in der That auffallend sein, wenn etwas, was wir aufgeben, nämlich das Bronze-Alder, allein für Amerika gerettet werden sollte. Wir werden füglich nicht für uns eine Lösung annehmen können, welche etwa in Amerika gerade umgekehrt formulirt werden müsste.

Das, meine Herren, habe ich angeführt, um einigermaassen klar zu legen, wo die nationalen und wo die allgemeinen Gesichtspunkte liegen und warum nach meiner Auffassung es nothwendig ist, auch in solchen Fragen, welche scheinbar auf dem nächsten Gebiete zur Lösung gebracht werden können, doch die Augen nach allen Richtungen hin offen zu halten. Wir sind jetzt in der überaus glücklichen Lage, durch die werthvollen Bronzeschätze, welche unser Vorsitzender aus Amerika und Hr. Jagor aus den alten dravidischen Bezirken von Vorderindien mitgebracht haben, ein überaus werthvolles Material zu besitzen, welches, wie ich hoffe, bei einer genaueren Erforschung seiner Zusammensetzung dazu dienen kann, wenn auch nicht den Schlüssel, so doch werthvolle Anhaltspunkte für die Kritik der Bronzeentwicklung zu geben. Hr. Professor Rammelsberg hat die Zusage gemacht, sich speciell dieser Seite der Forschung unterziehen zu wollen und ich rechne darauf, dass wir auch nach dieser Richtung hin bald in die Lage kommen werden, thatsächliche Unterlagen für das wissenschaftliche Urtheil in breiterer Weise zu legen, als sie bis jetzt vorhanden waren.

Eine derjenigen Aufgaben, welche einen durchaus nationalen Charakter hat und welche daher ganz in das Specialterritorium der deutschen Gesellschaft gehört, wo wir also nur als Hülfsgruppen erscheinen können, ist das Gebiet der archäologischen Kartographie. Ich kann in dieser Beziehung mittheilen, dass Herr Fraas, der Vorsitzende dieser Specialcommission, sich nunmehr an die Arbeit gemacht hat; ich werde ihm daher das Kartenmaterial, das wir selbst für Posen und die Mark Brandenburg zusammengebracht haben, übergeben, damit er zunächst den Versuch macht, wie sich diese Dinge auf einer Karte darstellen lassen. Unsere Karten sind nicht vollständig in Bezug auf die neuen Funde; sie müssen ergänzt werden. Was die Publikation selbst anbetrifft, so wird allerdings zunächst wohl der Weg be-

treten werden müssen, dass wir nicht die grosse Karte von ganz Deutschland auf einmal publiciren, sondern grössere Abschnitte für sich, so dass die Generalkarte erst als Abschluss des Ganzen erscheinen würde. Indess, sobald Hr. Fraas mit seiner Arbeit zu Ende sein wird, habe ich schon die Ermächtigung von der deutschen Gesellschaft erlangt, dass wir dann sofort mit der Publikation unserer Karten, also wahrscheinlich derer der Mark, Posen und Pommern, selbständig vorgehen können. Diese Frage ist nun in hohem Maasse international geworden, nachdem zuerst auf dem Stockholmer Congress und dann in Budapest in diesem Jahr die provisorische Annahme der Zeichensprache, welche Hr. Chantre vorgeschlagen hat, erfolgt ist. In Frankreich ist man im Augenblick sehr eifrig an der Arbeit. Schon der verstorbene Kaiser Napoleon hatte diese Angelegenheit unter seinen besonderen Schutz genommen, weil sie seine historischen Arbeiten über Cäsar und die Gallier nahe berührte. Die Sachen sind nachher vielfach von einzelnen Personen in die Hand genommen und wir haben schon eine Reihe von werthvollen Einzelkarten dieser Art. Ebenso ist man beschäftigt in Schweden, wo sehr weitgehende Vorarbeiten existiren; ebenso in Dänemark und Ungarn. Ich habe eine interessante Zusammenstellung von Karten dieser Art durch den Grafen Sievers für die russischen Ostseeprovinzen erhalten. Wenn diese Arbeiten mit denjenigen, welche sich an die statistischen Untersuchungen knüpfen, allmählich mehr und mehr zusammentreffen, so werden wir für die prähistorische Verbreitung der alten Stämme gewiss eine immer sicherere Unterlage gewinnen.

Unsere eigenen Arbeiten, meine Herren, abgesehen von unseren Sitzungen, vom directen Sehen und Verständigen an dem Material, stellen sich nach aussen dar in unseren „Verhandlungen“ und der damit verbundenen Zeitschrift für Ethnologie. Wir haben geglaubt, dass gerade diese Leistung von hervorragender Bedeutung ist, um die dauernde Verbindung nicht blos der einheimischen Mitglieder unter einander, sondern namentlich die dauernde Verbindung mit unseren correspondirenden Mitgliedern zu sichern. Die „Verhandlungen“ werden den correspondirenden Mitgliedern zugesandt als eine laufende Gabe der Gesellschaft für das, was sie uns leisten, und es zeigt sich, dass diese Gabe in der That äusserst fruchtbar ist. Manche Theile der „Verhandlungen“ erscheinen in Separatabdrücken schon um Monate früher als in dem Heft der Zeitschrift, welches oft erst unter grossen Mühen zu Stande kommt. So geschieht es, dass wir von unseren auswärtigen Mitgliedern, zum Theil überseeischen, zuweilen schon Antworten haben, ehe das Heft in Deutschland ausgegeben ist, in welchem die Frage steht, und dass wir in demselben Augenblick, wo es erscheint, in der Lage sind, schon wieder Mittheilungen zu machen, die sich auf diese Zusendungen gründen. Es ist das ein gewisser Mangel, eine Art von Vernachlässigung der inländischen Mitglieder. Aber wir haben vergeblich geforscht, wie es möglich sein würde, dem abzuhelpen. Etwas, kann ich wohl sagen, da ich selbst die Redaktion der Sitzungsberichte führe, würde geholfen werden, wenn alle Mitglieder, die Vorträge halten, entweder sofort ihre Vorträge oder ihre Notizen an mich übergäben oder es wenigstens in kurzer Zeit thäten. Die Schwierigkeit der Publikation beruht wesentlich darin, dass wir zuweilen wochenlang nicht drucken können, weil der betreffende Sitzungsbericht nicht vervollständigt werden kann und wir nicht möchten, dass sonst werthvolle Arbeiten, weil sie zufällig verzögert sind, etwa nicht an ihrer richtigen Stelle erscheinen. Ich meine indess, das Beispiel, welches die Engländer und Franzosen in dieser Beziehung geben, könnte etwas mehr bei uns berücksichtigt werden, wenn der Einzelne sich von der immensen Schwierigkeit der Redaktion ein Bild machen möchte. Es gehört eine Summe von

Hingebung dazu, diese Hemmnisse im Einzelnen durchzumachen, die eines besseren Lohnes würdig wäre.

Was unsere Publikationen besonders werthvoll macht, das ist die verhältnissmässig grosse Zahl von Illustrationen, welche wir hinzufügen. Der Ausschuss hat den Vorstand und mich persönlich neuerlich noch ermächtigt, gerade in dieser Beziehung möglichst weit zu gehen, soweit, als es unsere Mittel überhaupt gestatten. Und in der That, wenn wir unsere Ausgaben in's Auge fassen, so liegen die wesentlichsten in der Herstellung der Tafeln und der Separatabdrücke. Es sind die Mittel des Wissens, auf welche wir unser Geld verwenden. Wir verwenden beinahe nichts zum Ankauf. Wir sind meistentheils in der Lage, auf die Grossmuth von Gebern nicht blos zu rechnen, sondern auch unseren pflichtschuldigen Dank oft kaum in gebührender Form ausdrücken zu können. Wir haben Gaben zu verzeichnen von solchem Umfange und solcher Grösse, dass wir den Werth derselben in der That nicht aufbringen könnten. Unsere Bibliothek kostet uns sehr wenig. Wir verwenden, wie gesagt, den grössten Theil der Gelder, welche uns zur Verfügung stehen, im Interesse der Publikation und der Verallgemeinerung der Thatsachen.

Es wird auch in grossen Kreisen mehr und mehr anerkannt, dass unsere Berichte sich durch die Summe des thatsächlichen Materials, welches sie bringen, in hohem Maasse auszeichnen. Wenn es vielleicht für die Verhandlungen hier im kleineren Kreise oft wünschenswerth wäre, mehr übersichtliche Darstellungen zu geben, wenn scheinbar ein Mangel unserer Verhandlungen darin besteht, dass die Dinge etwas in Form von membra disiecta erscheinen, so ist gerade für die Leser, welche mit grösserer Ruhe und Musse die Sachen durchgehen können, der thatsächliche Inhalt von hervorragender Bedeutung.

Unsere Sammlungen, meine Herren, die allerdings zum Theil sehr heimliche Existenzen darstellen, sind erheblich gewachsen. Wenn wir sie so auslegen könnten, dass sie Aller Augen zugänglich wären, so würden wir schon jetzt ein kleines Museum ausstatten können. Indess, wie die Sachen liegen, fehlt es eben überall an Raum. Wir leben überall nicht miethsweise, sondern nur gastweise; wir haben hier einen Schrank und da ein Zimmer, aber alle diese einzelnen Räumlichkeiten sind schon wieder gefüllt. Wir haben faktisch keinen Platz und wir sind schon äusserlich beinahe in der Unmöglichkeit, in irgend einer selbständigen Weise etwa an eine systematische Completirung dieser Sammlungen denken zu können. Das bringt mit einer gewissen Nothwendigkeit den Gedanken nahe, dass wir auch in dieser Beziehung eine Art von Arbeits- und Sorgentheilung vornehmen. Es hat sich durch den Gang der Dinge so gemacht, dass der werthvollste und bedeutendste Theil unserer Sammlungen craniologischen Inhalts ist. Wir besitzen in diesem Felde so grosse Seltenheiten, dass wir in mancher Beziehung es mit den ältesten Sammlungen Europas aufnehmen können, ja, dass wir sie in manchen Beziehungen schlagen. Allein, wenn wir beiderlei Sammlungen, ethnologische und craniologische, in gleicher Weise fortführen wollten, so würden ganz ungewöhnliche Anstrengungen gemacht werden müssen, um dafür Räumlichkeiten zu gewinnen. Es ist daher letzthın von dem Ausschuss beschlossen worden, soweit es sich machen lässt, gerade die craniologische Seite zu fördern und mit derjenigen Anstalt, welche das ethnologische Material jetzt schon in einer so reichen Weise beherrscht, mit dem Königl. ethnographischen Museum, ein Verhältniss einzugehen der Art, dass das Museum uns dasjenige abgibt, was es an craniologischen Erwerbungen gewinnt, während wir umgekehrt von unseren rein ethnologischen Sachen abgeben. Der Herr Vorsitzende hat mir eben mitgetheilt, dass ein derartiger Vorschlag, der sich auf Austausch bestimmter Objecte bezieht,

von der Generalverwaltung der Museen angenommen worden ist, und ich hoffe, dass sich auf diese Weise eine nützliche und zugleich durch das Zusammenarbeiten zweier öffentlicher Institute werthvolle Entwicklung gestalten wird.

Ich darf hier wohl gleich anschliessen, dass diese Beziehungen zu der Königl. Verwaltung sehr wesentlich getragen worden sind durch das dauernde und hilfreiche Wohlwollen, welches wir bei den Staatsbehörden gefunden haben. Sie wissen, dass der Herr Cultusminister uns nicht bloß seit einer Reihe von Jahren, sogar in den letzten Jahren noch in verstärktem Maasse, einen Zuschuss zu unseren Mitteln gewährt hat, der wesentlich unseren Publikationen zu Gute kommt, sondern dass auch von allen hervorragenden Erscheinungen, welche dem Ministerium auf dem Wege der Berichterstattung aus den Provinzen zugehen, dem Vorstand unserer Gesellschaft Mittheilung gemacht wird. Wir empfangen regelmässig diese Berichte und sind in dieser Beziehung in der Lage, manches Material kennen zu lernen, das sonst in den Provinzialsammlungen verschwinden würde.

Noch viel werthvoller ist es aber, dass das Ministerium den Anträgen, welche die Gesellschaft gestellt und welche sie allerdings anfangs mit grosser Schüchternheit vertreten hat, nämlich den Anträgen auf die Entwicklung eines selbständigen ethnologischen Museums nunmehr näher getreten ist, und wir die Hoffnung hegen können, dass in verhältnissmässig kurzer Zeit wir ein solches selbständiges Museum werden erwachsen sehen, zu welchem auch unsere Gesellschaft in eine dauernde und regelmässige Beziehung treten kann. Der Herr Cultusminister hat zu wiederholten Malen den Vorstand der Gesellschaft wegen des Bauprojekts und der generellen Einrichtungen eines solchen Museums consultirt. Wir haben in möglichster Ausdehnung unsere Raths schläge ertheilt und es ist vor wenigen Tagen Hr. Dr. Voss, der jetzt als neu ernannter Assistent am ethnographischen Museum angestellt ist, von einer Reise zurückgekehrt, die er mit dem Staatsbaumeister nach Skandinavien, England, Belgien und den Rheinlanden unternommen hat, um die analogen Anstalten kennen zu lernen und danach den definitiven Plan für das neue Museum aufzustellen. Dasselbe wird wahrscheinlich auf dem noch frei liegenden grossen Grundstück zwischen Möckernstrasse und Canal errichtet werden. Dann, meine Herren, hoffen wir allerdings, dass wir in diesem Gebäude auch Raum finden werden unter dem Zugeständnisse, dass unsere Sammlungen zugleich öffentliche sein werden. Wir sind der Meinung, dass unsere Sammlungen dann in jeder Beziehung dem Publikum zugänglich sein müssen und wie öffentliche zu behandeln sein würden.

Es wird das, denke ich, von allen Seiten als ein guter Erfolg angesehen werden, und ich möchte glauben, dass, wenn das neue Museum wirklich zu Stande kommt, es in der That wesentlich dem Umstande mit zu verdanken ist, dass die Gesellschaft von früh an immer und immer wieder auf diese Forderung zurückgekommen ist und dass sie immer betont hat, wie nothwendig es sei, ausgiebigere Räume herzustellen.

Der Herr Vorsitzende ladet Sie ein, die jetzt aufgestellten neuen Sammlungen des Hrn. Jagor anzusehen. Es wird allerdings nicht leicht wieder vorkommen, dass ein einzelner Mann eine solche Sammlung von Schätzen heimbringt; es gehört die besondere Begabung unseres Freundes Jagor dazu, um so Grosses leisten zu können. Ich bezweifle, ob das jemals wieder geschehen wird; denn da es nie vorher geschehen ist, so darf man annehmen, dass es auch nachher nicht leicht geschehen wird. Nichts desto weniger sind die anderen neuen Erwerbungen, welche das Museum zu verzeichnen hat, ungewöhnlich und auffallend reiche. Ich erinnere nur an die Erwerbungen, welche durch die Gazelle gemacht sind, um zu zeigen, wie die bisherigen Räumlichkeiten absolut insufficient sind. Hr. Jagor allein füllt

fast die ganze alte Kunstkammer aus mit seinen Schätzen, und wenn eine neue Reihe von Erwerbungen kommt, so wird kaum die Möglichkeit existiren, ihr irgend einen Platz zu geben. Man muss nur erst die Räume schaffen, so werden sie sich schnell genug füllen.

Ich darf dann in Bezug auf uns selbst noch bemerken, dass alle die gewohnten Arbeiten, die wir sonst zu thun pflegten, auch in diesem Jahr geschehen sind. Wir haben unsere anthropologische Excursion gemacht und ich kann nur bitten, dass die Mitglieder sich künftig noch zahlreicher daran betheiligen möchten. Die Anthropologie ist wie eine Art Jagd zu betrachten, die dem Körper manchen Vortheil gewährt und doch ungleich milder und viel mehr veredelnd einwirkt, wie die Jagd. Zugleich wecken solche Ausflüge mannichfache Beziehungen im Lande, welche für uns ausserordentlich nützlich sind.

So könnte ich noch manche ähnliche kleinere Leistung aufführen. Ich denke jedoch, das, was ich Ihnen gesagt habe, wird genügen, um zu zeigen, dass wir die Ziele, die wir von Anfang an in's Auge gefasst hatten, mit Ausdauer und Beharrlichkeit verfolgen. Wir haben manchen Fortschritt zu verzeichnen gegen den Zustand des allgemeinen anthropologischen Wissens im Jahre 1869, als wir unsere Gesellschaft gründeten. Nun bin ich entfernt davon, diese Fortschritte unserer Gesellschaft allein zuzuschreiben, aber ich kann sagen, das bewusste Wissen, das auf wirkliche Anschauung der Thatsachen und nicht bloß auf beliebige romantische Erzählungen gegründete Wissen hat solche Fortschritte gemacht, das Interesse an diesen Dingen ist so sehr wach gerufen worden, dass damit der Zustand von vordem gar nicht verglichen werden kann. So hoffe ich, dass wir trotz alledem mit Zuversicht in unser neues Jahr werden hineingehen können und dass, nachdem wir einen grossen Theil unserer Freunde nach langer Abwesenheit wieder gewonnen haben, nachdem immer mehr Reisende nach Europa zurückkehren und an unseren Arbeiten Theil nehmen, wir unsere Stellung unter den anthropologischen Gesellschaften würdig behaupten werden.

Der Gange der Dinge bringt es mit sich, dass mehr und mehr die verschiedenen Gesellschaften ihre Thätigkeiten concentriren müssen. In dieser Beziehung darf ich besonders darauf hinweisen, welche Fortschritte Nordamerika im Laufe der letzten Jahre gemacht hat. Es liegt mir hier gerade — und das lenkte meine Blicke auf diese Seite — ein neuer Bericht vor über die Gründung einer amerikanischen anthropologischen Gesellschaft. Es gab bis dahin eine ganze Reihe von kleinen Gesellschaften in den einzelnen Unionsstaaten. Jetzt ist man bei Gelegenheit der Centennialfeier zusammengetreten und hat eine American anthropological association gegründet. Wie es scheint, sind die geistigen Träger dieser Bewegung die Mitglieder der archäologischen Gesellschaft von Ohio, einem Staat, der ganz besonders günstig situirt ist durch den ausserordentlichen Reichthum an alten Mounds und Befestigungswerken, welche sich in verschiedener Art und Richtung durch das Land erstrecken und stellenweise zu grossen centralen Organisationen sich zusammenschliessen, so dass für das Studium des prähistorischen Amerika kaum ein anderer Staat mehr geeignet ist, wie dieser. Indess, es ist auch das nur ein Zeichen, wie man überall das Bedürfniss der Centralisation empfindet und wie nothwendig es ist, dass die Arbeit vieler Einzelnen in gemeinsame Bahnen gelenkt und gemeinsame Organe zur gegenseitigen Information hergestellt werden.

Wenn ich etwas Ihnen besonders an's Herz legen möchte, meine Herren, gerade diesem Bedürfniss gegenüber, so wäre es das, dass wir mehr, als es bisher der Fall gewesen ist, unser Bestreben dahin richten, unsere Gesellschaft auszubreiten und zu erweitern über grössere Kreise des Vaterlandes. Es ist allerdings gerade im Laufe

des letzten Jahres eine gewisse Zahl von neuen Mitgliedern der Gesellschaft beigetreten, die nicht in Berlin selbst wohnen; indess ist in dieser Richtung verhältnissmässig wenig geschehen, namentlich wenn man die Verhältnisse der französischen anthropologischen Gesellschaft oder des britischen anthropologischen Instituts in's Auge fasst. Jeder einzelne von Ihnen kann in dieser Beziehung ein kleiner Apostel, ein Propagator sein. Je mehr directe Mitglieder wir haben, desto mehr werden wir in der Lage sein, durch immer grösseren Reichthum der Gaben dem Einzelnen wieder nützlich sein zu können.

Ueber die Einzelheiten der Sammlungen erlassen Sie mir wohl zu sprechen. Es würde aber undankbar sein, wenn ich nicht besonders erwähnen sollte, dass der Reichthum an Schädeln, die Hr. Jagor mitgebracht hat, vollkommen parallel ist dem Reichthum an ethnologischen Gegenständen, die er gegenwärtig ausstellt. Wenn wir einmal in der Lage sein werden, diese Schädel auszustellen, so werden Sie überrascht sein, was alles hinzugekommen ist. Da ein grosser Theil dieser Schädel von Hrn. Jagor nicht etwa bloß erworben, sondern unter seiner persönlichen Leitung ausgegraben und schliesslich in einer Weise eingepackt ist, die für den Transport solcher Gegenstände als mustergültig bezeichnet werden kann, so muss ich in der That noch einen ganz besonderen Anlauf nehmen, um Hrn. Jagor meinen speciellen Dank und auch den der Gesellschaft auszusprechen, dass er niemals vergessen hat, dass er nicht bloß als Ethnologe ausgesendet war, dass er vielmehr diese speciellen Aufgaben, die wir ihm mitgegeben hatten, als persönliche angesehen hat. Die Gegenden, welche er zum Gegenstande seiner besonderen Untersuchung gewählt hat, waren bis jetzt nur kümmerlich bekannt; er hat seine Aufmerksamkeit hauptsächlich auf Gebiete gerichtet, in denen Völkerschaften leben, die mit zu den ältesten und am wenigsten durch die Cultur beleckten gehören, und das Material, welches er gebracht hat, wird sicher wesentlich dazu beitragen, nach vielen Richtungen hin unser Wissen zu fundamentiren. Es ist aber so gross, dass Sie mir wenigstens verzeihen müssen, wenn ich darüber noch nichts mitgetheilt habe; es gehört dazu ein grösseres Maass von Musse, als über welches ich disponiren kann. Ich erwähne dies nur deshalb, damit Sie nicht aus meinem Schweigen abnehmen, als ob das nicht sehr werthvolle Dinge wären; im Gegentheil, ich halte sie für so werthvoll, dass ich nicht durch eine cursorische Besprechung ihren Werth abschwächen wollte. —

Den Kassenbericht erstattet der stellvertretende Schatzmeister Hr. M. Kuhn.

Der Vorsitzende bringt den Antrag zur Entscheidung, dem Vorstande, vorbehaltlich etwaiger Erinnerungen bei der speciellen Rechnungslegung, Decharge für die Kassenführung des Jahres 1876 zu ertheilen. Die Gesellschaft ertheilt dieselbe.

(3) Bei der statutenmässigen Neuwahl des Vorstandes wurden gewählt für das Jahr 1877:

Hr. Virchow als Vorsitzender,
 Hr. Bastian und
 Hr. Alexander Braun als Stellvertreter,
 Hr. Robert Hartmann als erster,
 Hr. Max Kuhn als zweiter,
 Hr. Voss als dritter Schriftführer,
 Hr. Banquier Ritter als Schatzmeister.

(4) Neu aufgenommene Mitglieder:
 Hr. Dr. Werner, prakt. Arzt.

Hr. Dr. Herzberg, prakt. Arzt.
 Hr. Dr. Böhr, Marinestabsarzt.
 Hr. Dr. O. Kersten, Fabrikdirector,
 Hr. Reimann, Redacteur, in Berlin.

(5) Vorgelegt wurden die von Hrn. Jagor mitgebrachten Photographien indischer Volkstypen, ein Geschenk des Maharadja von Travankore.

(6) Hr. Krause legte im Auftrage des Hrn. Friedel folgende, dem Märkischen Museum gehörige Gegenstände vor:

- a) die Geweihstange eines Riesenhirsches, *Cervus euryceros*, deren oberes Ende abgebrochen ist,
- b) den Backzahn eines Mammuth, *Elephas primigenius* und
- c) den wohlerhaltenen vorderen Schädeltheil eines Nashorns, das sich durch die kenntliche knöcherne Nasenscheidewand deutlich als *Rhinoceros tichorhinus* ausweist.

Alle drei Knochen sind bei Anlegung des neuen Bahnhofes von Oderberg in der Mark, auf der Oderinsel Neuenhagen im Jahre 1876 mit ähnlichen Resten (darunter *Bos priscus*) ausgegraben worden. Sie haben sich in diluvialen Rothkieslagern (red gravel beds) gefunden, wie ihre Farbe zeigt, und weisen ausgiebige Dendritenbildungen auf. Zu beachten ist besonders der Fund des Riesenhirsches und zu vergleichen, was Herr Dr. Dames in der Sitzung der hiesigen deutschen geologischen Gesellschaft am 2. Juni 1875 hervorhob. Hr. Dames legte damals ein Geweihstück von *Cervus euryceros* vor, welches Hr. Superintendent Tauscher bei Rixdorf gefunden. „Es ist dies wohl der erste bei Rixdorf (nahe Berlin) gefundene Rest dieses Thieres; dieser Fund beweist von Neuem, dass *Cervus euryceros* ein echtes Diluvialthier ist, da es sich mit *Elephas primigenius* und *Bos priscus* vergesellschaftet in typischen Diluvialablagerungen gefunden hat.“ — *C. euryceros* ist der nahe Verwandte des irischen Riesenhirsches (*Megaceros hibernicus*), der aber in Torfmooren vorkommt und dessen Zusammenleben mit dem Menschen in Irland nicht ganz unwahrscheinlich ist. Ob der Schelch des Nibelungenliedes, der vielfach als ein riesiger Hirsch gedeutet wird, auf *C. euryceros* oder *Megaceros hibernicus* zu beziehen, ist unentschieden. Vielleicht verhalten sich beide Riesenhirsche zu einander, wie *Bos primigenius* zu *Bos Urus* und *Bos priscus* zu *Bos Bison*.

(7) Hr. Director Schwartz erstattet einen

Jahresbericht über die Funde in Posen im Jahre 1876,

zugleich als Fortsetzung der „Materialien zu einer prähistorischen Karte der Provinz Posen.“

Vorbemerkung. Bisher hatte ich nur folgende Arten von Gräbern gefunden:

- 1) ohne Steinsetzung,
- 2) mit Feldsteinen umgeben,
- 3) kleine quadratische Steinkistengräber von 6 behauenen grauen Granitplatten (cf. u. A. Berl. Zeitschrift f. Ethnol. VII (63) und unten Cmachowo);
jetzt kommen (unmittelbar neben Gräbern von Nr. 1 und 2 sich findend)
hinzu:
- 4) grosse rechteckige Steinkisten von unbehauenen Blöcken, die mit der flachen Seite nach Innen gestellt, sowie

- 5) ein quadratisches Plattengrab von gespaltenen Steinen mit mehrfachen Einsätzen (Bialosliwie),
dann isolirt für sich:
- 6) gewölbte runde Plattengräber von gespaltenen Steinen (Wroblewo, auch „Gut“ Przpendowo).¹⁾

I. Selbständige Ausgrabungen des Einsenders.

1) Bei der Stadt Posen, dicht vor dem Berliner Thore, als das Terrain an der Reiche'schen Mühle auf Veranlassung des Gouvernements planirt wurde, stiess man auf einige heidnische Grabstätten. Urnen und Gefässe von der gewöhnlichen Art der hiesigen Massengräber in der verschiedensten Grösse (bis zu Tassen von 4·5 Cm. herab, desgleichen ein 3 Cm. hohes und 5 Cm. im Durchmesser habendes Näpfchen in Urnenform mit Henkel) standen meist ohne Steine in dem Lehm-boden, oft mit ihm fest zusammengebacken. An zwei Stellen fanden sich ziemlich umfangreiche rechteckige Steinkisten von unbehauenen grossen Steinen (mit der flachen Seite nach Innen gestellt), aber oben nicht zugedeckt, so dass auch hier der Lehm in die Urnen u. s. w. eingedrungen war. In einer fanden sich 4 flache Henkelschalen über einander. Keine Beigaben. Vgl. die Berichte in der Ostdeutschen Zeitung, Beilage z. Nr. 492 vom 29. Septbr. 1876 u. Posener Ztg. Nr. 686 vom 14. Aug. ejusd.

2) Zu Wroblewo bei Wronke im Revier Pakawie, Abtheilung Obora (s. den Situationsplan, S. 270). Hier finden sich zwei grössere Grabstätten, die eine am Schwarzensee, die andere 3—400 Schritt westlicher, an der Grenze des Birnbaumer Kreises, dem Dorfe Mylin zu, in der Nähe des grossen Sees. Die erstere war schon früher bei Anlegung einer Schonung theilweise aufgegraben worden und hatte in Anlage der Steinsetzung und des Inhalts der Gräber den gewöhnlichen Charakter der Massengräber gezeigt. (Vom Hrn. Oberförster Wojczyński erhielt ich von dort eine grössere und eine kleinere Urne (letztere 10 Cm. hoch und in Form der Buckelurnen), sowie zwei minutiöse Sachen: ein schwarzes, nur 4 Cm. hohes, zierlich verziertes Näpfchen mit einem Henkel und ein ebensolches, urnenartig geformtes Büchsen von 5 Cm. Höhe.²⁾)

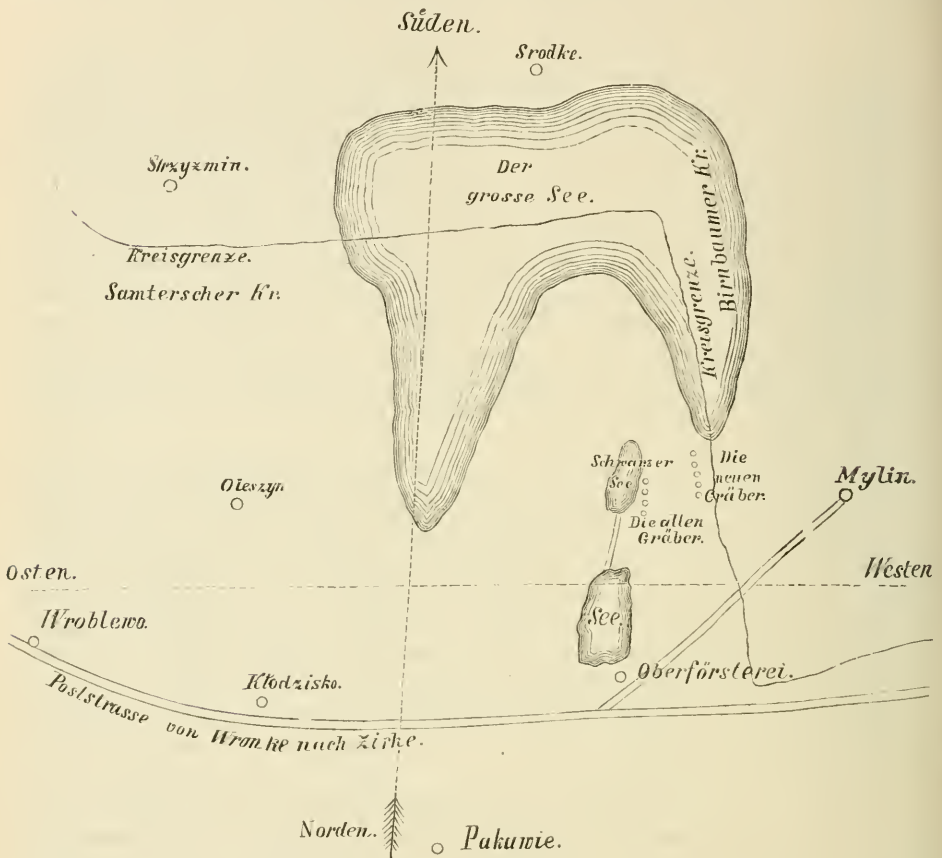
An der anderen Gräberstätte, der Birnbaumer Grenze zu, wurden bei der dort-hin von mir unternommenen Excursion 5 Gräber aufgedeckt. Hier zeigte sich überall ein vollständig gewölbter Steinbau aus gespaltenen, flachen, braun-rothen Sandsteinplatten. Ueber einer Platte (als Grundlage) erhob sich bienenkorb-artig der Bau mit etwas schräg gestellten Platten, welche dann schliesslich oben wieder mit einer Platte in Art des Decksteins bei den sogenannten Hünengräbern überdeckt waren. In einem Grabe stand auf der Grundplatte nur ein Gefäss und daneben lag Asche mit Knochen; in anderen Gräbern waren mehrere Urnen und Gefässe und in jenen Asche u. s. w.

Ein Grab war besonders merkwürdig, und wurde besonders glücklich blossgelegt. Es zeigte durchgehends eine doppelte Lage Platten, also gleichsam ein

1) Eine modificirte Art, schon wegen der hinzukommenden Lehmfügung, scheinen die s. Z. vom Landrath Gumpert besprochenen gewölbten Gräber, cf. Materialien u. s. w., S. 1, Anm. 2.

2) Merkwürdig ist bei letzterem, dass durch den Rand des Bodens gegenüberliegend zwei schräg hinaufgehende Bohrlöcher sich befinden. Möglich, dass noch ein Deckel dazu gehörte und an demselben etwa Oesen für eine, durch jene Löcher zu ziehende Schnur sich befanden, so dass dann das Ganze aufgehängt werden konnte. Uebrigens sieht der Boden an seiner Aussenseite so abgerieben aus, dass man auch auf den Gedanken kommen könnte, das Büchsen sei irdenwo, etwa auf einem Stock, aufgebunden worden.

doppeltes Gehäuse. In demselben befanden sich 14 Gefässe, auf der einen Seite 4 grössere Urnen und davor kleinere und Gefässe verschiedener Art. Die zweitgrösste Urne überraschte namentlich. Sie war durch einen mit einem Knopf versehenen Deckel, der einen doppelten Falz hatte und so nach Aussen und Innen

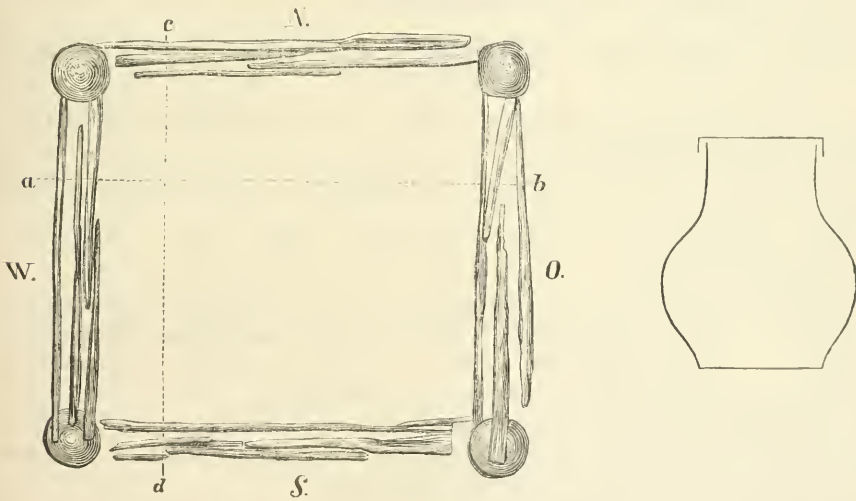


überfasste, fast hermetisch verschlossen, und zu $\frac{3}{4}$ Theilen mit den feinsten Knochen angefüllt, die nun ohne jede Spur von Sand in der blendendsten Weise einen überraschenden Anblick boten. Diese Urne, sowie eine Bronzenadel, welche sich dabei fand, befindet sich bei dem Besitzer des Gutes, Grafen Wensierski-Kwilecki (cf. Ostdeutsche Ztg., Beilage zu Nr. 407 v. 14. Aug. 1876).

3) Bei Murowana Goslin auf einer Höhe, gegenüber von dem Herrenhause von Przpendowo, wo schon verschiedene Urnen und Gefässe gefunden waren. Auch hier wurden einige Gräber blossgelegt und zwar war es die gewöhnliche Art, aber ohne Steinumgebung. Bei einer Urne lag eine Kinderklapper in Form eines abgestumpften Doppelkegels, 6.5 Cm. hoch, am Halse mit Löchern zum Durchziehen einer Schnur und so zum Tragen eingerichtet, mit harten Thonkügelchen drinnen, wie sich zeigte, als sie zufällig platzte. — Dicht beim Herrenhause waren vor einigen Jahren ein paar Gräber gefunden worden, wie die Wroblewoer, bienenkorbartige Plattengräber mit schönen, schwarzen Gefässen (mit Deckel); in dem einen ein ganz kleiner bronzenener Ring (befinden sich im Besitz des Hrn Majors v. Winterfeld zu Przpendowo).

Unter den an ersterwähnter Stelle schon früher ausgegrabenen Urnen und Gefässen sind einzelne in der Form bemerkenswerth: urnenartige, grosse Gefässe mit einem Henkel, desgleichen zwei in der Form der Buckelurnen, fast schwarz. Besonders interessant aber war, was sich in der grössten Urne vorfand, nämlich die Lösung des in der Zeitschrift für Ethnol. VII (Nr. 26) aufgestellten Problems, indem sich neben einem sattelartigen Bronzestück, wie es dort erwähnt und abgebildet ist, ein Bronzefeil fand, so dass das Ganze angesehentlich ein Haarfeil ist. (Taf. XXV, Fig. 7). Ausserdem wurde übrigens noch der Knopf einer Bronzenadel gefunden und in einer andern kleineren Urne ein bronzenes Angelhaken, wie das hiesige Museum schon mehrere hat. (cf. Posener Ztg. Nr. 686 v. 20. Sept. 1876.)

4) In Biłosliwie (Weissenhöhe) bei Schneidemühl habe ich gleichfalls eine Ausgrabung vorgenommen und zwar auf dem Terrain vor dem sogenannten Galgenberge. Es ist ein grosses Gräberfeld, wo unter Anderm schon einmal eine Gesichtsurne mit je 4 bronzenen Ohrringen in den als Ohren aufgefassten Henkeln gefunden war. Neben Gräbern gewöhnlicher Art mit der üblichen Steinumsetzung waren zwei besonders bemerkenswerth. Erstens ein Grab mit gespaltene Platten, wie in Wroblewo, aber kastenartig im Quadrat mit fast 4 Gehäusen, indem, als der grosse Deckstein gehoben, eine meist vierfache Reihe Platten an allen Seiten hervortrat, an den Ecken dann, wie die nachfolgende Zeichnung zeigt, ein rundlicher Stein die anstossenden Seiten verband. Trotz dieses wirklich kunstreichen Steinbaus enthielt das Grab nur eine grosse Urne mit Asche. Auf derselben



fand sich ein kleiner eiserner, stark verrosteter Ring und in derselben Reste eiserner dünner Platten, wie von Beschlägen. Ein zweites Grab gab in anderer Weise ein eigenthümliches Resultat. Es waren grosse Steine, in Form einer Chaiselongue wie zu einer Lehne an der einen Seite sich erhebend, und auch von derselben Länge etwa zusammengefügt. Trotz der sorgfältigsten Untersuchung fand sich aber nichts, als an einem Ende zwei Töpfe gewöhnlicher Art, obwohl verziert. Der eine hat etwas Eigenthümliches, nämlich in der Mitte der Höhe einen Vorsprung, der von Ferne fast wie eine Hundennase aussieht. An der Nase gehen rechts und links dreieckig nach unten sich zuspitzende Verzierungen entlang, die sich dann noch 3 mal um den Topf herum am Rande wiederholen. (Einen kleineren

Topf, mit einem ähnlichen, aber mehr nabelartigen Vorsprung habe ich schon aus Jarogniewice.)

Erhalten habe ich ferner:

a) Einen grossen bronzeartigen Kessel in der gewöhnlichen Form, gefunden in Lagiewniki bei Welnau (Kreis Gnesen) auf einer Anhöhe, wo bis zu den Zeiten der Schwedenkriege das alte Herrenhaus gestanden haben soll. Er fand sich 1 Fuss unter der Erde und angeblich halb mit Gerste gefüllt.

b) Aus einem kleinen Steinkistengrabe (cf. oben Nr. 3) bei Cmachowo-Anbau (1 Meile von Wronke auf dem Terrain des Wirths Türk) zwei bronzene Spangen nach Art der Sicherheitsnadeln und ein Stück eines grossen Ringes. Die Bronzen (auch noch andere grosse Ringe und Spiralen gehörten ursprünglich zu dem Funde) lagen neben der Urne.

c) Kleine bronzene Ringe und zusammengeschmolzene Ueberreste von Bronze aus einer Urne von einem Urnenfelde bei Jankowo bei Schwersenz.

d) Eine feine bronzene Nadel, zierlich verziert, mit schöner hellgrüner Patina, von meinem Sohn Franz in einer schwarzen Urne gefunden, welche der Pflug auf einem Acker zu Wilczin bei Duschnik mit einigen anderen aufzuwerfen angefangen.

e) Ein kleiner Steinhammer, 10 Cm. lang, gefunden bei Murowana Goslin, und ein grösserer, 10 Cm. lang, gefunden bei Bythin (Kreis Samter).

f) Einen kleinen steinernen, oben durchbohrten Pflock (Schleifstein?), gefunden bei Owinsk.

g) Eine eiförmige Kinderklapper mit Henkeln, um eine Schnur durchzuziehen, von Thon, gefunden bei Cerekwice (Kreis Posen).

II. Nach mir gewordenen schriftlichen Mittheilungen sind gefunden worden:

1) Bei Neubrück, unweit Wronke, Urnen und andere Gefässe auf einem Ackerstück des Ritterguts Biezdrowo.

2) Desgleichen nicht weit davon bei Cmachowo auf dem Felde des Wirths Haupt.

3) In Inowrazlaw, in der Nähe des Soolbads, mehrere Urnen, bei einer ein zerbrochener Steinhammer.



4) In Klecko bei Gnesen 5 Urnen (?) mit den Zeichen von Kreuzen am Boden, wie sie auf Münzen des X. u. XI. Jahrhunderts üblich. (Im Besitz des Hrn. Propstes und Dekans v. Dydyński daselbst).

5) Zdziechowo bei Gnesen, „vereinzelte Urnen, dann aber auch von platten Steinen hergestellte, viereckige, mit Steinplatten bedeckte Räume in der Erde und in diesen Räumen eine grössere Anzahl Urnen.“

6) Sroczyn bei Pudewitz mehrere Hügelgräber. „Eins viereckig, ein Oblongum aus unbehauenen Steinplatten im Lichten $1\frac{1}{2}$ —2 Fuss weit zusammengesetzt“, in demselben eine Urne in Terrinenform, 8 Zoll hoch, 10 Zoll im weitesten Durchmesser, mit einfachen Einkerbungen, am Rande schwarz, darin neben Knochen einige auf Kupferdraht gezogene, geschmolzene Glasperlen. „Dann ein anderes Grab aus kleinen runden Steinen zusammengesetzt.“ Weiter wird in dem Briefe bemerkt: „beim Ausgraben eines Teiches auf einem Wiesenflecken fanden sich in einer Tiefe von 2— $3\frac{1}{2}$ Fuss Massen von Versteinerungen, resp. Abdrücke auf Steinen von Salzwasserthieren, Muscheln, Weich- und Schaalthieren in wunderbaren Formen; manche Steine sehen aus, wie wenn von Knochen regelmässige, viereckige, sechseckige, auch runde und andere kleine Figuren eingelegt

wären. Besonders mit der Lupe findet man wunderbare Figuren von Thieren und Pflanzen.“

III. Das hiesige Museum der Freunde der Wissenschaften hat in diesem Jahre erworben:

1) Aus Kostrzyn eine schöne, schwarze Urne mit Deckel und eigenthümlicher, kragenartiger Verzierung. (Taf. XXV, Fig. 5—6). Vergl. Zeitschr. für Ethnol. VI, Tafel XVI.

2) Aus Tremessen eine sehr schöne, 40 Cm. (!) hohe, sehr dünne Urne in Amphoraform.

3) Aus Sulencin bei Neustadt a. W., 29 Urnen und 59 Beigefässe, schwarz und fein mit mannichfachen Zeichnungen; dabei eiserne Celte, grosse Ringe und dergl.

4) Vom Goplo-See, bronzenes kandarenartiges Pferde-Gebiss mit Gehänge.

IV. Nach Berichten in der Posener Zeitung sind gefunden worden:

1) L. Posener Zeitung Nr. 265 vom 14. April und Nr. 318 vom 6. Mai 1876, auf dem Rittergut Wszedin (Kreis Mogilno) „ein Begräbnissplatz von c. 4 Morgen, bei den betreffenden Ausgrabungen u. A. einige Spangen aus Bronze, 10 Cm. lang, und am Kopfe mit 3 Drachenhäuptern (?) geschmückt, 2 bronzene Diademe, grüne und blaue Perlen, kleine Reifen und ein kupferner Ohrring; dann auch eigenthümliche, halbmondartige Messer von Eisen und Bronze (eins mit einem Griff, der in einen beweglichen Ring zum Anhängen endet). — In der Nähe: eine zweischneidige Axt aus Sandstein, eine grosse einschneidige Axt und ein steinerner Keil. Die Gestalt der Urnen war sehr verschieden, eine, in der sich die Diademe befanden, war ganz flach und geräumig, eine andere war hoch und schmal, von der Gestalt der etruskischen Vasen, sie hatte doppelte Wände (?), eine innere rothe und gebrannte und eine äussere braune und nicht gebrannte. In dieser Urne befand sich jene Spange mit den (angeblichen) Drachenköpfen. Die gefundenen Gegenstände sollen in das hiesige Museum der Freunde der Wissenschaften geliefert werden.“

2) L. Posener Zeitung, Nr. 326 vom 10. Mai 1876, auf dem Dominium Brzezie (Kreis Pleschen) eine bedeutende Anzahl Spangen von reinem Golde (nach einer vorliegenden Zeichnung, wie die bei Hellwald. Der vorhistorische Mensch, Leipzig, bei Spamer, p. 347 j. abgebildete).

3) L. Posener Zeitung, Nr. 368 vom 28. Mai 1876, in Owietschek bei Rogasen unter einem platten Stein ($1\frac{1}{2}$ M. lang und breit, und ca. 7—9 Cm. dick) ein viereckiges Grab, an den Seiten mit $1—1\frac{1}{4}$ Fuss im Quadrat haltenden und kleineren Steinen ausgemauert, darin 9—10 Urnen an den Seiten und 2 etwas grössere in der Mitte, wie schwarz lackirt. —

(8) Das correspondirende Mitglied, Hr. Dr. C. Hermann Berendt berichtet aus Newyork über

mexikanische Gold- und Silberarbeiten.

Die Auffindung einer Anzahl von Schmuckstücken aus Gold und Silber in der Stadt Tehuantepec, besprochen in der „Deutschen Wacht“ (einer in der Stadt Mexiko erscheinenden deutschen Zeitung) und die beigegebenen Abbildungen, welche der Gesellschaft vorgelegt worden, brachten mir die Abbildungen ähnlicher Gegenstände ins Gedächtniss, welche ich vor mehr als zwanzig Jahren in der Stadt Tehuacaa sah

und zeichnete. Da die Feststellung charakteristischer Merkmale an den Producten der verschiedenen alten Culturvölker wohl eine der nächsten Aufgaben für die amerikanischen Archäologen sein dürfte, scheint es wünschenswerth, so viel als möglich von verlässlichem Material zusammenzutragen. Ich sende deshalb eine getreue Copie meiner Handzeichnung für die Gesellschaft ein.

Obwohl, nach den Berichten der spanischen Eroberer und den amtlichen Angaben des Schatzamtes zu schliessen, Gold- und Silberschmuck zur Zeit der Eroberung in beträchtlicher Menge vorhanden gewesen, hat sich doch nur äusserst wenig davon bis auf unsere Zeit erhalten. Was die Eingeborenen von derartigen Gegenständen besaßen, fiel in die Hände der Eroberer, die es alsbald einschmolzen, oder es wurde von den Eigenthümern verborgen. Die Sage erzählt von reichen Schätzen Montezumas, welche im Texcoco-See versenkt liegen sollen und die in Tehuantepec aufgefundenen Kostbarkeiten mögen aus der Schatzkammer des Zapoteken-Fürsten Cosijopii stammen. Noch heutzutage ist es Gebrauch bei den Eingeborenen mancher Gegenden Mexiko's, ihr Baarvermögen an Orten zu vergraben, welche auch ihren nächsten Angehörigen ein Geheimniß blieben, wie man sagt, im Glauben, dass die Weissen das Land wieder verlassen würden, wenn das Gold und Silber alle geworden. Den gedachten Umständen ist es wohl zuzuschreiben, dass solche Gegenstände heuer zu den grössten Seltenheiten unserer Sammlungen gehören. Mir selbst ist im Laufe meines langjährigen Aufenthaltes in Mexiko und Central-Amerika kaum ein Dutzend davon zu Gesichte gekommen.

Die hier in natürlicher Grösse abgebildeten Schmuckgegenstände sind im Jahre 1842 auf dem Landgute der Donna Maria Apezchea de Cacho bei Coscatlan (Staat Puebla, nahe der Grenze von Oaxaca) mit zwei steinernen Figuren von ungefähr $1\frac{1}{8}$ M. Höhe gefunden worden. Sie lagen in einer kleinen halbkugelförmigen Schale von rothem Thon ohne besondere Verzierungen mit etlichen anderen kleinen Gegenständen, welche Donna Maria nicht anders als mit dem Worte *cachivaches* (Schnurpfeifereien) bezeichnen konnte und die, den Kindern zum Spielen gegeben, bald abhanden gekommen waren. Ich erhielt mit Mühe die Erlaubniß, diese fünf Schmuckgegenstände zu zeichnen. Die Eigenthümerin weigerte sich entschieden, dieselben auch für einen verhältnissmässig hohen Preis (100 Dollar) zu verkaufen, um sie dann, kaum ein Jahr später, durch den dortigen Goldschmied zu einem rohen Fingerringe verarbeiten zu lassen.

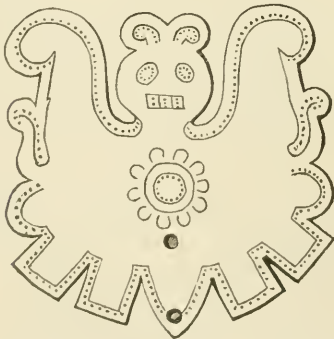


Fig. 1

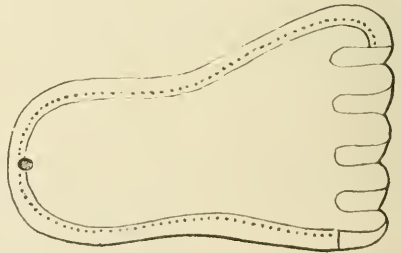


Fig. 2

Fig 1 und 2 waren aus gehämmertem, dünnem Goldblech geschnitten; die Linien und Punkte der Verzierungen durch Druck eingepresst oder eingeschlagen.

Fig. 1 scheint einen Schmetterling bedeuten zu sollen. Zwei runde Durchbohrungen dienten wohl der Zwecke der Befestigung auf einem Gewande oder zum Aufhängen an einer Halsschnur, wie die einfache Durchbohrung der Nr. 2, welche eine Fusssohle darstellt.

Die übrigen Figuren waren durch Guss hergestellt. Ueber das Verfahren bei der Anfertigung solcher hohlgegossenen, vielfach durchbrochenen Stücke haben sich schon zur Zeit der Eroberung die europäischen Goldschmiede vergeblich den Kopf zerbrochen. Das Material, woraus das Modell geformt gewesen, über welches die Guss-Form gebildet worden, muss entweder leicht schmelzbarer oder löslicher Natur und plastischer Behandlung fähig gewesen sein. Die Vermuthung, dass es Wachs gewesen, welches den betreffenden Indianern wohl bekannt war, liegt wohl am nächsten, löst jedoch nicht alle sich darbietenden technischen Schwierigkeiten. Die Form soll „aus Kohle“ bestanden haben (Burgoa), was vielleicht so zu verstehen ist, dass gepulverte Kohle einer der Mengungsbestandtheile der Masse war, aus welcher die Form gebildet wurde. Die Herstellungsweise durch Guss zeigte sich augenscheinlich durch kleine Unregelmässigkeiten und Unvollkommenheiten, besonders in den filigranartigen Verzierungen, welche bei einem anderen Verfahren sich leicht hätten vermeiden lassen; es war ferner, auch bei Anwendung ziemlich starker Vergrösserung, keine Spur von Kratzen, Schnitten oder Schlifff zu entdecken.



Fig. 3a

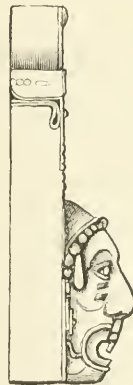


Fig. 3b



Fig. 4

Fig. 3a war ein Silberschmuck, auf der vorderen Fläche im Relief gearbeitet. Fig. 3b stellt dasselbe Stück in einer Seitenansicht dar. Die untere Fläche und die Seitenwände waren erhalten; die hintere Wand und die Decke zum grösseren Theile weggebrochen. Der Mund und zwei senkrechte Schlitz in der oberen Partie der Vorderwand öffneten sich nach innen. Der hier dargestellte Ohren- und Nasenschmuck findet sich häufig bei mexikanischen Stein- und Thonfiguren. Die parallelen Striche unter den Augen und die um den Mund und von da seitwärts laufenden Linien scheinen auf den Gebrauch der Gesichtsbemalung hinzudeuten. Die letzteren habe ich vollkommen identisch bei den Ulba-Indianern Nicaragua's gesehen.

Fig. 4 ist ein goldenes Bommelchen von graciöser Form, hohl, mit verhältnissmässig dicken Wänden, einem Schellen-Schlitz in dem unteren Ende und ringförmig herumlaufenden Verzierungen in durchbrochener Arbeit. In der Höhlung spielte ein Kügelchen, dem Anscheine nach gleichfalls von Gold.

Das schönste dieser Stücke war Fig. 5, in Vorder- und Seitenansicht dargestellt.

Es mag ein Fingerring gewesen sein. Die Form ist die des Diadems der mexikanischen Fürsten. Die schwarz gehaltenen Parteen der Zeichnung waren durchbrochen, der Vogelkopf hohl. Die



Fig. 5a



Fig. 5b

beiden Seiten des Schildes waren nur unvollkommen symmetrisch. Die defecten Stellen in der Filigran-Arbeit zu beiden Seiten des Schildes zeigten keine Bruchflächen; sie schienen durch Unvollkommenheiten der Gussform verursacht zu sein.

(9) Graf Carl Georg Sievers berichtet über seine während des diesjährigen Sommers

in Livland ausgeführten Ausgrabungen.

Die Arbeiten des Jahres 1875 hatten mir gezeigt, dass meine privaten Mittel schliesslich nicht dazu reichen würden, die schon ermittelten und voraussichtlich noch aufzufindenden grossen Steinsetzungen, von denen ich eine für einen Opferberg und die zweite für ein normännisches Grab in Schiffsform erkannt hatte, mit der nöthigen Kraft in Angriff zu nehmen. Ich machte daher dem Adelsconvente in Livland eine Eingabe, dass zu diesem Zwecke mir 1000 Rubel angewiesen werden möchten, um in den nächsten Paar Jahren diese Untersuchungen zu machen und die Fundgegenstände dem Centralmuseo an der Dorpat'schen Universität zuzuweisen. Der Adelsconvent beschloss darauf im Mai d. J., weil er über den Zusammentritt des nächsten Landtags (d. h. im laufenden Winter) hinaus keine Geldbewilligungen machen könne, mir einstweilen zu diesem Zwecke 500 Thlr. anzuweisen. Die Zeit, die von diesem Beschlusse bis zur Ausfertigung desselben verstreichen musste, benutzte ich zu einer Fahrt von Arrasch (dem Alt-Wenden der ältesten livl. Chronik, der Heinrichs von Lettland, nicht Heinrichs des Letten, wie sie immer noch von vielen mit Hintansetzung der triftigsten entgegenstehenden Gründe fälschlich genannt wird) nach Treyden quer durch's Land, um durch Besichtigung der Localitäten, Aufmessung verschiedener Bauerburgberge etc. zur Beantwortung mancher noch offener Fragen in Bezug auf die Geographie der Chronik Einiges beizutragen. Während der Nachforschungen, die ich deshalb bei verschiedenen alten Bauern anstellte, stiess ich auf Aeusserungen, die mir die Anwesenheit eines Pfahlbaues in dem an die Burg Alt-Wenden stossenden See von Arrasch anzudeuten scheinen. Eine bald nach meiner Rückkehr angestellte Untersuchung bestätigte diese Vermuthung. In einer Bucht des Sees, der einen moorigen Grund hat, in den eine Stange ein paar Faden tief ohne bedeutenden Widerstand hineingestossen werden kann, unter 2—2½ Faden tiefem Wasser, zwischen der alten Burgruine und dem Pastorate Arrasch befindet sich eine am Rande mit hohen Birken und Schwarzellern bewachsene Insel, die ein Pfahlbau (Packbau) ist. Rund um die circa 900 □ Met. grosse Insel zieht sich ein Streifen Lehm Boden mit aufliegenden einzelnen Steinen; es ragen noch jetzt circa 80 Pfähle bis an die Oberfläche des Wassers hervor, die rund um die Insel herumstehen, während man eine Menge horizontal liegender Hölzer aus dem Lehm hervorscheinen sieht. Ein ausgezogener, vertikal stehender Eichenpfahl, der innerhalb schön schwarz war, während die Aussenfläche ausgelaut, eine weisslich graue Farbe hat und abblättert, misst bei 2·54 M. Länge 0·09 M. in der Dicke, während der im freien Wasser gestandene Theil nur noch 0·055 M.

Dicke zeigt. Ein Grähenpfahl ebendaher zeigte in dem freien Wasser bei 0·62 Länge nur 0·11 M. Durchmesser, während der in der Moorerde gestandene Theil bei 2 M. Länge einen Durchmesser von 0·16 M. zeigte. Beim Trocknen zersprang dieses Holz in lauter quadratische Stücke, die nur noch von dem Kernholze zusammengehalten wurden. Da ich nicht viel Zeit auf die Untersuchung einstweilen verwenden konnte, habe ich auf der Insel selbst an 2 Stellen ohnweit des Randes Löcher ausgeworfen und untersucht.

Das erste Loch von 10·38 □ M. Grösse wurde bis zur Tiefe von 1·68 M. untersucht. Das zweite Loch, von 11·45 □ M. Grösse bis zur Tiefe von 1·32 M., desgleichen. Bei beiden drang, weil die Oberfläche der Insel das Niveau des Wassers nur um 0·48 M. senkrecht überragt, das Wasser von unten her so stark hinein, dass ein Mensch ununterbrochen pumpen musste, um es zu bewältigen.

Es wurden im ersten dieser Löcher neun Lagen meist im Kreuz übereinander liegender Balken gefunden, zwischen denen sich immer wieder humose Erde oder auch verschiedener Dünger fand, namentlich vom Schwein, aber auch von anderen Thieren. Stroh habe ich in dem Dünger nicht finden können, auch keine Getreidekörner.

In dem zweiten Loche fand ich sechs Lagen übereinander im Kreuze liegender Hölzer sehr verschiedener Dicke, dazwischen in beiden Löchern einzelne vertical stehende Pfähle, desgleichen Lagen von Lehm, Dünger und Moorerde zwischen denselben.

Es wurden in diesen Löchern eine grosse Menge Nusschalen, selbst einzelne heile Nüsse und einige Eicheln gefunden, viel Kohlen, eine grosse Menge Topfscherben, zum Theil mit Beimischung sehr grober Steinbrocken, theils von feinem schwarzgrauem Thone, mehrere mit verschiedenen Verzierungen.

1) Bronze-Nadel, 0·193 M. lang, gleich unter dem Ringe 0·008 M. dick, gegossen, mit Oehse 0·01 M. unterhalb des flachen Ringes, der Zwischenraum, schräge gestrichelt, ähnelt sehr der Figur 4 im V. Bericht, Tafel V, der Mittheilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich über Pfahlbauten, nur fehlen die dort gezeichneten zwei seitlichen Ringe; in Tiefe von 1·13 M. im ersten Loche gefunden.

2) Bronze-Schnalle, fraglich, weil sehr nahe der Oberfläche liegend.

3) 2 Thonperlen, 0·037 M. im Längsdurchschnitt, 0·03 M. im Querdurchschnitt.

4) 1 zugespitzter brauner Knochen, 0·07 M. lang, 0·017 breit, 0·008 dick.

5) schwarzgraue thönerne Gussform, zerbrochen in mehrere Stücke, von denen ein Paar aneinander passen.

6) Eberhauer, von Spitze zu Spitze 0·14 M., am Wurzelende durchbohrt.

7) Pferdebackenzahn.

8) Mehrere Stücke Schnur.

9) Ohnweit davon ein Päckchen Pflanzenfasern, die ich für Nesseln halte.

10) Eine Menge Knochen, meist zerbrochene, nicht der Länge nach gespalten. Darunter Bieber-Nagezahn und Bieber-Unterkiefer.

11) Ein röthlicher Stein, von einer Seite glattgeschliffen.

12) Schleifstein von Sandstein, gelblich grau, lang 0·13 M., breit 0·065 M., dick 0·04 M.

13) Rundlicher Reibstein, 0·08 Durchmesser, 0·075 M. hoch, die Seiten flach, von einem sehr quarzhaltigen Granit.

14) Eine Menge Stücke Birkenrinde, zum Theil für den Gebrauch bandförmig zusammengerollt, zum Theil mit Löchern von früheren Nahtstellen; darunter ein rundes Bodenstück, rundum mit einer Doppelreihe von Nahtlöchern.

Noch habe ich hinzuzufügen, dass sich im zweiten Loche in 1·20 M. Tiefe eine

circa 0·75 M. im Durchschnitt zeigende Stelle fand, wo auf angebrannten Balkenlagen eine Schicht Grähenrinde (Tannen, Fichten) auflag, auf dieser eine Schicht Sand, darauf eine Schicht Lehm, dann Asche; zweite Schicht: Rinde, Sand, Lehm, Asche; dritte Schicht: Rinde, Sand, Lehm, Asche, letztere 8 Cm. hoch. Davon lag die unterste Rindenschicht 1·20 M. tief; darunter drang das Wasser schon so heftig herauf, und zwar vorzugsweise von der inneren Inselfeite her, dass ununterbrochen gepumpt werden musste.

An einer anderen Stelle desselben zweiten Loches fand sich ein grosses Stück der Balkenlagen, die 1·32 M. tief lagen, mit einer Schicht blauen Lehmes von 35 bis 40 Cm. Dicke belegt, über demselben die Thonperlen, der Eberhauer, das zugespitzte Knochenstück und viele Topfscherben, von denen mehrere eine Art Schlacke enthielten, die noch nicht untersucht ist.

Zu den Balkenlagen waren verschiedene Hölzer verwandt; erkannt habe ich mit Sicherheit Birken, in der Rinde, jedoch wenige, meist Grähen (Tannen) und Tannen (Fichten), endlich auch Eichen. Die Dicke variierte zwischen 0·27 M. und 0·09 bis 0·10 M. Ein Stück schön schwarzer Eiche hob ich auf von 0·13 bis 0·14 M. Durchschnitt. Jedoch waren die nebeneinander liegenden, eine Lage bildenden Hölzer meist von gleicher Dicke. Im Ganzen bin ich bis etwa 1·70 M. senkrechter Tiefe hineingedrungen; tiefer hineinzuarbeiten, hinderte mich theils das starke Zuströmen des Wassers, das mit einer beständig arbeitenden Pumpe kaum mehr zu bewältigen war, weshalb ich zwei Menschen zum Pumpen anstellen musste, die einander beständig ablösten, mehr aber noch die Kälte des Wassers. Denn ich habe hier die Resultate der zu verschiedenen Zeiten im Laufe des Sommers vorgenommenen Arbeiten, die in die Zeit zwischen je zwei grösseren Excursionen fielen und bis gegen Ende Septembers alten Stils gedauert haben, zusammengefasst.

Den 28. Juni/10. Juli traf ich endlich im Strante Gesinde wieder ein, um die Untersuchung der grossen normannischen Steinsetzungen um den Strante-See herum und bis zum Lisdohl-See fortzusetzen. — In diesem Sommer habe ich zehn grosse Steinsetzungen, die zum Theil ziemlich unversehrt, zum Theil grösstentheils schon von Bauern zu Bauzwecken abgetragen waren, untersucht. In acht Steinsetzungen fand ich die Sprossenfibel, zum Theil in eleganten Variationen, vertreten; zwei Steinsetzungen enthielten dieselben nicht, boten in den Fundstücken dagegen Anknüpfungspunkte der Zusammengehörigkeit mit den grossen Fundstellen bei Ascheraden und Römershof an der Düna, die man seither geneigt war, blos den Lieven zuzuschreiben. Sie sind grösstentheils in der *Necrolivonica* von Kruse und in den Lieven-Gräbern von Maler Prof. Baer in Dresden, dessen Sammlungen von dem Londoner National-Museum angekauft worden, beschrieben und abgebildet.

Diese Untersuchungen erhalten dadurch besonderes Interesse, dass ich in einer der grossen Steinsetzungen bei Strante Nr. 3 zwei römische Münzen fand, die eine gut zu lesende eine Faustina nach der Bestimmung von Dr. Buchholz jun. und Dr. Bornhaupt in Riga, die zweite, weniger gut erhaltene wahrscheinlich ein Vespasian, und dass ich in einer zweiten Steinsetzung Nr. 6 eine angelsächsisch-dänische silberne Münze von Kanut nach Dr. Bornhaupt's Bestimmung gefunden habe. Zusammengehalten mit den zwei, im Jahre 1875 in einem, nahe der letzteren Steinsetzung und der durch die Sprossenfibel mit ihr verbundenen, grossen Grablegung mit Leichenbrand, in die grosse Aschenmasse gelegten Eichentrog mit reichgeschmückter, unverbrannter Leiche gefundenen zwei Edelreds, gewähren diese Münzfunde meiner vorjährigen Hypothese von dauernder Ansiedelung von Normanen als herrschenden Stammes vor und in der ersten Periode der Entwicklung des normanisch-russischen Reiches hier in Livland wesentliche Stützpunkte.

Der Umstand, dass einestheils die Gräberfunde an der Düna bei Ascheraden etc. und an der Aa bei Kremon, Treyden und Segewold die gewissermaassen als Leitmuschel dienende Sprossenfibel nicht enthielten, überhaupt ein jüngeres, mehr an die Periode der deutschen Einwanderung heranreichendes Gepräge zeigten, anderntheils, dass im vorigen Winter beim Abfahren eines sehr grossen Steinlaufens in Unnipicht bei Dorpat von den Arbeitern eine Sprossenfibel dem Herrn abgegeben wurde, die zwischen den Steinen gelegen hatte (428. Sitzungsbericht der gelehrten estn. Gesellschaft, Dorpat, den 3./15. December 1875), dass grosse Steinsetzungen in der Nähe des Peipus-Sees und am estländischen Meeresstrande seit Laugem bekannt sind, dass endlich Professor Dr. Huek 1840 in seinem Verzeichniss der estländischen Bauerburgberge auch bei Dreimannsdorf im Walde von Linna Kiwi (Stadt-Steinen) spricht, — liess mich Ende Juli von Wiesenhof aus eine Fahrt nach Haynasch und Dreimannsdorf machen, auf der ich nicht blos das Vorhandensein und die Lage jener Linna kiwi ermittelte, sondern auch bei Alt-Salis und bei Eichenangern Steinsetzungen fand, die ich für Schiffsgräber anspreche. Das lässt mich hoffen, dass es mir im nächsten Jahre, wenn ich meine Forschungen dorthin ausdehnen werde, gelingen dürfte, einiges Licht auf die Touren zu werfen, deren jene älteren normanischen Heerzüge und Einwanderungen sich bedienten.

Bei Gelegenheit dieser Fahrten habe ich auf dem Vorplatze vor der Teufelshöhle an der Salis bei Salisburg als Spuren menschlichen Treibens unter einer Schicht von 6 Fuss Erde eine gemischte, 4 Fuss tief hinabreichende Schicht von Kohlen und Asche und unter derselben 3 zusammengestellte grosse, stark vom Feuer mitgenommene Steine gefunden. Weitere Nachforschungen anzustellen, hielt mich sowohl die Gefährlichkeit des Grabens im lockeren Sandboden, als auch Mangel an freier Zeit ab. In dem Rinnehügel, dem Fundorte der Knochen, Waffen und Geräthe, habe ich nur die im vorigen Jahre durchsuchte Erde etc. nochmals durchsuchen lassen und mehrere Knochen, darunter ein Stück Unterkiefer einer Phoca und einige Knochen-Harpunen etc. gefunden, ausserdem in der oberen Schicht des anstossenden Terrains einen kleinen geschliffenen eleganten Meissel von Diorit und einen aus Knochen ausgezeichnet hergestellten Schwanenkopf gefunden. Die unberührt gebliebenen Theile der Muschel- und Schuppenaufhäufung, wie der grösste Theil des Untergrundes, sind auch jetzt intact geblieben, weil ich diese Fundstelle für zu wichtig für die Wissenschaft halte, als dass sie ohne eine wissenschaftliche Autorität völlig durchgearbeitet werden dürfte. Wie lange es mir aber gelingen wird, sie intact zu halten, ist sehr fraglich, da der Arrendator des Gutes ermittelt hat, dass diese Erde einen prächtigen Dünger abgibt, und er schon einen Theil der durchsuchten Erde abgeführt hatte. —

Gleichzeitig hat Graf Sievers an Hrn. Virchow ein Kästchen mit Topfscherben aus dem Pfahlbau bei Arrasch und eine archäologische Karte von Livland übersendet.

(10) Hr. Schierenberg in Meinberg replicirt auf Hrn. Kuhn's Kritik seiner Schrift „Deutschlands Olympia“ (Seite 13, Sitzung vom 19. Febr. 1876):

Der **Aalpuhl** (auch Aapuhl) als Quelle himmlischer Begeisterung oder des Göttertranks (miöt-uthr oder miot-uthr); = urthar-brunnr; = Odhrörir). Miöt-uthr ist wohl das dunkelste und schwierigste Wort in den Eddaliedern, wo es fünfmal vorkommt, und durch Tod, Maass, Weltbaum, Schwert, Schöpfer und von Egilson selbst durch res utilissima, nämlich Birkenrinde gedeutet wird, während es doch immer dasselbe bedeutet, nämlich den **Aalpuhl** oder Bullerborn! — Die fünf Stellen sind: Völuspa 45 (Cod. Reg.), Havm. 60, Sigurthq. III. 68, Oddrgr. 17, Fiölym. 22. Diese fünf Stellen, wo miötuthr vorkommt, lauten:

in der Ursprache:

1) Völuspá Codex Regius.

Leica Mims synir
enn miöt uthr kyndiz
at en galla
giallar horni
hatt blaess heimdallr
horn er alopti
maelir othinn
vith Mims haufuth.

2) Havamal 60 (Lüning 59).

Thurra skitha
ok thakiinna naefra
thess kann mathr miöt uths
thess vithar
er vinnask megi
mal ok misseri

3) Sigurthar quida III. 68.

Mart sagtha ek munda ek fleira
er mer meir miöt uthr mâlrum
gefi; ðmun thverr undir
svella satt eitt sagthak
svâ mun ek lata

4) Oddrunagrattr 17

Kvatha hann ina oethri
alna myndu
mey í heimi
nema miöt uthr spilti

5) Fiölvinsmal 22.

Ut af hans aldni
Skal â eld bera

Fyr Kelisiukar Konur

utar hverfa thes
their innar skyli.

Sâ er hann meth mönnum miöt uthr

Hr. Schierenberg schlägt vor: Aus seinem Schooss wird (â) der Strom (eld) Feuer bringen Für kehlsiehe Weiber (i. e. durstige Memmen) und herauswerfen, was innen bleiben möchte (die Römer), da er ja für die (deutschen) Menschen Versammlungsbrunnen ist.

6) Havamal 106, 107.

thviat Othroerir er nu upp
kominn, â alda vês jarthar

7) Grimnismal 21.

Thytr Thund unir Thiodvitnis
Fiskr flôthi í: ârstraumr

[Wassers Strom]

thikkir of mikill

in Simrocks's Uebersetzung:

1) Mimirs Söhne spielen

Der **Mittelstamm** entzündet sich
Beim gellenden Ruf
Des Giallarhorns.
In's erhabene Horn
Bläst Heimdall laut,
Odhin murmelt
Mit Mimirs Haupt.

2) Dürrer Scheite

Und deckender Schindeln
Weiss der Mann das **Maass**
Und all des Holzes
Womit er ausreicht
Während der Jahreswende.

3) Manches sprach ich, mehr noch sagte ich

Gönnte zur Rede der **Gott** mir Raum
Die Stimme versagt
Die Wunden schwellen (??)
Die Wahrheit sagte ich
So gewiss ich sterbe

4) Es mög unterm Monde

So edle Maid
Nicht geben, wenn günstig
Der **Gott** mir bleibe

(Holtzmann: Wenn nicht der Schöpfer sie verderbe.)

5) Mit seinen Früchten

Soll man feuern.
emend. Kvellisiukar
Wenn Weiber nicht wollen gebären
Aus ihnen geht dann
Was innen bliebe,
So mag er Menschen frommen.

6) Denn Odhrörir ist aufgestiegen

Zur weitbewohnten Erde.

7) Thundr ertönt wo

Thiodwitnirs Fisch in der Fluth
spielt; des Stromes Ungestüm
Dünkt zu stark

val glaumi at vatha.
Walglaumi zu gehen sie.
[d. i. nach Walglaumi].

Durch Walglaumi zu waten.

Ich will diese Stellen etwas beleuchten. (1) In Vol. 45 soll es dasselbe sein, wie mōtvith oder miōt vith, welches eben so räthselhaft ist, da man es verschieden durch Stamm (Simrock), Meth (Holtzmann), Mittelstütze (Ettmüller), Weltbaum (Lüning) übersetzt, während es den Versammlungsg̃swid (Forum germanicum), (vielleicht zugleich auch den Meth-Wid, meodo-setla. Béovulf), das Markloh der Sachsen oder Thietmelle bezeichnet; (weshalb der Mann in Goldbeck auch noch wusste (Göttertrank, S. 115 von A. Kuhn), dass der Mühlenweg oder die Iringstrasse geradeswegs nach Detmold führe!) Denn vithr ist weder Baum noch Wald, sondern der geweihte Platz, der „fyr mold nethan“ vor dem Todtenhügel des Germanicus (mold) liegt, 1 Stunde östlich von Detmold im Leistrupper Walde. Dieser Wid führt noch heute den Namen, so wie er in Urkunden von 1350 bezeichnet wird: „im wide boven detmelle.“ Durch Steinringe ist er noch kenntlich, es ist Leirbrimir in Fiōlvins mal, und Brimir Vol. 36, der Biersaal des Riesen. Das dänische Leire entlehnte wohl von Leirbrimir den Namen, als Carl d. Gr. diesen vith aldrnara (Vol. 55) verbrannte. Für weihen sind hier noch beide Formen üblich: wiggen und wihen, wie für alle ähnlichen Wörter, z. B. doggen, döbben, thauen: Frugge, Frubbe, Fruwe, Fru u. s. w. — Miot vith war für die Menschen, miot uthr für die Asen, denn es war der Urdarbrunnen. Uthr ist das angels. yde Wasser, das auch in Yd-alir (Grimnism. 5) den Wassermann am Himmel bezeichnet; auf Erden aber die Berge, wo der Schnee (Ullr) [Uller] seinen Sitz aufgeschlagen hat. Mimir ist die Erde, seine Söhne sind die Quellen, sein Brunnen sind die Wolken, sein Haupt ist Rom etc. Vol. 45 also spielen Mimirs Söhne und miot uthr wird angekündigt (nichtgezündet) durch das alte Horn oder das gellende Horn, als Signal zum Angriff auf die Römer. —

(2) Hav. 60: thess kann mathr miotuths
thess (ins moera) vithar.

Hier werden also der Versammlungsborn und der Wid zusammengestellt, aber man lässt uths weg, oder übersetzt es wenigstens nicht. Ich erlaube mir die Frage an Hrn. Kuhn, ob das auf dem Gesetz der Lautverschiebung oder der Grammatik beruht? Eben so, wenn man Vol. 32 vōllu in vōllum verändert, oder niundir in mundir, oder voru streicht Vol. 30 Hauksb. oder Atlaq. 29 zwei Worte einschiebt, wodurch der Sinn ganz verschoben wird. Egilson selbst will nach Holtzmann es hier durch res utilissimae erklären! Der Sinn ist doch: „Die dürren Scheite und die Dachrinde kennt der Mann selbst, sowohl jene für den Versammlungsbrunnen, wie die für den Wid, wo man Geschäfte haben mag (vinnask, wenn nicht etwa finnask) vierteljährig oder halbjährig (an dem Thinge).“ Der Dichter will nicht Anweisung geben, wie man dort seine Buden zu bauen, sondern wie man sich zu benehmen hat. Fiōlv. 21 stehen die nämlichen Worte: thess ins moera vithar, und Holtzmann sagt, dass Hav. 107 etwas zu fehlen scheint, was freilich nicht wesentlich ist.

4) Oddrg. 17 heisst: nema miotuthr spilti, „bis dahin, wo m. nicht mehr gilt“, oder so weit der Urdarbrunnen verehrt wird, also: im ganzen Sachsenlande ist kein Mädchen edler geboren.

3) Sigurthq III. 68 am Schlusse des Liedes, ist es doch wohl der Dichter, der redet, und das Getöse (schwed. svall) des Urdarbrunnens ist es, das seine Stimme übertönt. Auch kann undir hier doch nicht wohl Wunden heissen, da man weder sieht, woher sie kommen, noch wer sie haben sollte? Also muss es das

Adverb: „unten“ (oder Präpos. unter). sein. Dann heisst es:

ô mun thverr
 meine Stimme verschwindet
 Unter dem Schwall (Getöse: svall, schwedisch)
 undir svella (Acc. plur.)

Statt thverr ist dann vielleicht thauer zu lesen: „das Getöse da unten wächst“, so dass der Sänger aufhören muss, der somit einen schicklichen Schluss für sein Lied findet.

5) Str. 12 Fiölvinsm. kann man nun vollends sehen, was „Sprachforscher zu leisten im Stande sind“, da man aus „durstigen Memmen“ Weiber macht, die nicht gebären können. Um dies Kunststüek fertig zu bringen, haben sie sich die Freiheit genommen, „Kelisiukar“ in Kvellisiukar zu verändern, was von Möbius gar nicht einmal angemerkt wird. Ich nehme an, aldni steht hier, wie Völ. 29, für al dinni: „Aus seinem alten (Erdenschooss) wird der Strom (â) Feuer oder Feuerwasser bringen, für kehlsieche Weiber (durstige Memmen) und herauswerfen, die da drinnen bleiben möchten (die Römer), der er den Menschen ein Versammlungsbrunnen (miot uthr) ist.“ Hier sehen wir wieder miot uthr und miotvithr zusammen, denn von ersterem ist in vorhergehender Strophe die Rede. Der Widfrevler (vith ofnir), der herauszuwerfen ist, sind die Römer; die Waffe, die ihn tödten soll (haevatein), ist Misteltein, wie Völ. 32, die auf höheren Gefilden dort (um haeri völlu) [nicht: höher wie die Felder] gewachsen ist, auf denen des Fatum. Hier wächst sie auch am Todesthor, d. h. an Baldurs Todesfeste, welches 9 Monate später eintritt, und daher liegt sie unter 9 Schlössern. Denn Fiolvinsmal ist ein Lied der Wintersonnenwende, wo die Himmelsbraut, d. h. das Sternbild virgo, sich wieder mit dem jungen Gott des Tages und der Sonne vermählt. Damals also wurde der Krieg gegen Varus geplant, um 9 Monate später ausgeführt zu werden.

6) Havam. 106/107 gehört auch noch hierher. Denn Ratamund muss den Berg durchbohren, damit Odhrörir aufsteigen kann: der Strom (â) der Gezeiten (alda) des Heiligthums (vês) der Erde (jarthar). Ich nehme alda wie das engl. tide, „der fluthende und ebbende Strom“; soll alda aber Welle heissen, so ist â alda die Wasserwelle. Denn wo bleibt die Grammatik, wenn man mit Simrock sagt: „zur weitbewohnten Erde“ oder mit Holtzmann: „zur Erde des Gottes der Menschen“? Bei Lünig und Holtzmann bleiben ja diese grammatischen Schwierigkeiten ungelöst; sie sind selbstgeschaffen, weil man â als Präposition nahm, da es Substantivum: â, Strom ist. Meine Uebersetzung löst Alles, denn â alda ist Odhrörir, und vê jarthar ist Asgard.

7) So findet dann auch die „räthselhafte Strophe“ 21 Grimuismal ihre Lösung: „Wenn Thund tutet, freut sich Thiodwitnirs Fisch der Fluth; dünkt des Wassers Strömung zu stark, geht man nach Walglaumi, d. i. nach Walhalla oder Wals Freudengelage.“ Hier gehört at zu valglaumi, nicht zu vatha. Thiodwitnirs (des Volkswolfs) Fisch ist dasselbe, wie Heervaters Schwert (Vol. 42), bei dem der Bote des Bergs (Fiall arr) kullert. Sagt doch Hr. Kuhn selbst in seiner Herabkunft des Göttertranks, S. 152, dass der Hnitberg, wo der köstliche Meth verborgen ward, nach Egilson durch montes resonantes erklärt wird, und hier haben wir ja nun fons resonans, und die Bezeichnung „ardenna i. e. Osning“ in der Urkunde Otto's III von 1001 weist wieder auf die tosenden Gewässer hin (ar dynnar). Am Nithaberge, wo die Nitha (Nethe) entspringt, liegt aber jene kohlen saure Quelle, die nach Ferd. v. Fürstenberg (Monum. Paderborni) noch vor 200 Jahren der Methbrunnen hiess. Da aber der Berg durchbohrt werden muss, damit Odhrörir aufsteige, wie Hr. Kuhn S. 154 selbst übersetzt, so können die montes resonantes doch

keine Wetterwolken sein! So ist denn Aalpuhl die Quelle der himmlischen Begeisterung! — Uebrigens heisst öl full ein Methbecher und nicht „voll Oel“, denn aus Alvismal 35 sehen wir ja, dass öl, bior, mjöth einerlei ist; auch habe ich nicht ful, sondern full geschrieben, Hr. Kuhn irrt also, wenn er sagt, es müsse öl fullr heissen. Dass öl statt ôl stehen müsste, sieht jeder Sprachforscher selbst ein; die Gebildeten, an welche mein Buch sich wendete, werden es schwerlich bemerken, auch zeigen die Handschriften nicht ô, sondern haben dafür ein anderes Zeichen *o*. Vergl. die Ausgaben der Edda von Bugge, Grundvig, Hildebrand.

Meine nächstens im Druck erscheinende vierte Uebersetzung der Völuspa¹⁾ wird Aufschluss geben, dass das Lied die Geschichte des Sachsenlandes bis 1120 enthält, bis zu demselben Jahre, wie Ares Isländerbuch Islands Geschichte erzählt. Völuspa, wie Isländerbuch, sind aber beide zu Skalholt von Brynjulf Sveinson ans Licht gezogen; 1120 wurde Gimle (Vol. 62) ausgehauen, das Sacellum oben auf dem Externsteine, „noch schöner als der Sonnentempel unten“, der nach Norden schaut und mit Schlangentrümpfen umwunden ist, durch dessen Fenster das Gift des Bachs Slithur tröpfelte, während der Bach das Thal vergiftete (eitru) für sächsische und römische Schwerter! — Gimle ist, wo Wingolf war; — das Idafeld, wo Asgard war; hier ist Gladsheim und Iminborg und, wie in Delphi der kastalische Quell den Tempel Apolls bespülte, so fliessen hier der heilige Quell, Wiembeke, an der Wohnung des deutschen Apoll Heimdall entlang. Hoch oben schwebt die Asenbrücke, und der Mühlstein, den die Riesenbräute drehen mussten, als Kaiser Augustus regierte (Grottenlied) liegt noch hoch oben daneben, und wäre noch drehbar, hätte man ihn nicht 1812 mit eisernen Klammern befestigt, als man die Strasse baute. Auch der Würger hängt noch vor dem vestan dyr und der Adler sitzt darüber. Das ist doch wohl der Adler, von dem die Volsunga rimur Str. 2 sagen: vall fekk örn til bratha?

(11) Hr. Nehring in Wolfenbüttel berichtet über

**die boreale Säugethierwelt eines ehemaligen, zwischen Halberstadt und Magdeburg
gelegenen Steppengebietes.**

Bei meiner letzten zweitägigen Ausgrabung, welche ich während der Michaelisferien vorgenommen habe, ist es mir gelungen, den fast unversehrten Oberschädel von *Lagomys pusillus* nebst zugehöriger linker Unterkieferhälfte, Tibia, Ulna, Beckenhälfte zu entdecken, und zwar in einer Tiefe von 12—14 Fuss unter der Humusdecke. Die betreffende Fundstelle gehört demselben Gypsbruche an, der mir schon früher so reiche Ausbeute geliefert hat, doch ist sie 50—60 Fuss östlich von meiner alten Fundstätte gelegen. Der sandige Lehm zeigt dort eine sehr deutliche Schichtung und documentirt sich dadurch als ein Absatz aus Wasser, wie überhaupt das Westeregeler Diluvium diese Entstehungsweise deutlich erkennen lässt.

Unmittelbar neben und zwischen den Skelettheilen des kleinen Steppenpfeifhasen lagen die sehr zahlreichen Schädel und Extremitätenknochen von verschiedenen Arten der Gattung *Arvicola*. Die einzelnen Species habe ich noch nicht genau bestimmen können, doch scheinen es durchweg solche zu sein, deren Verbreitungsbezirk wesentlich in Osteuropa und Westasien liegt. Ferner fand ich an derselben Stelle (in einer Masse von etwa $\frac{1}{2}$ Cubikmeter) zahlreiche Knochen von grösseren und kleineren Fledermäusen, welche durchweg der Gattung *Vespertilio*

1) In meiner Schrift: Der Schlüssel zur Edda etc. Uebrigens waren diese vor 4 Monaten flüchtig geschriebenen Bemerkungen nicht für diese Zeitschrift berechnet, sondern nur zur Mittheilung an meinen Recensenten.
(Schierenberg.)

angehören, z. B. *Vesp. murinus*, ausserdem Knochen von kleineren und grösseren Vögeln, besonders zahlreich aber Froschknochen. Vereinzelt fand sich ein Oberschenkelknochen von *Alactaga jaculus*, sowie ein Oberschenkel und ein Radius von *Spermophilus altaicus*, immerhin wichtig, weil daraus zu folgen scheint, dass die Fundstücke dieser Stelle gleichalterig sind mit denen meiner alten Fundstätte. An der letzteren entdeckte ich noch manche wohlerhaltene Reste der schon früher gefundenen Thiere, nämlich ausser *Alactaga*- und *Spermophilus*-Resten ein fast vollständiges Gebiss der *Hyaena spelaea*, von der ich jetzt 2 alte, starke Exemplare nachweisen kann, einige Zähne und Knochen von *Rhinoc. tichorhinus*, sehr zahlreiche Reste von *Equus caballus*, schöne Stücke von *Cervus tarandus*, darunter auch (endlich!) den unteren Theil einer starken Geweihstange mit angrenzenden Schädeltheilen. Letzteres Fundstück ist mir dadurch besonders interessant, dass es die deutlichen Anzeichen einer gewaltsamen Zertrümmerung durch Menschenhand an sich trägt: die Augensprosse sowohl, als auch die folgende Sprosse sind abgeschlagen, die Bruchstelle ist bei letzterer mit einer steinigen Kruste bedeckt, also jedenfalls alt. Von anderen Geweihstücken habe ich bisher nichts gefunden, trotzdem nach den übrigen, sehr zahlreichen und wohlerhaltenen Skelettheilen der Schluss gestattet ist, dass 2 oder 3 erwachsene Renthier an der betreffenden Stelle ihr Grab gefunden haben. Es drängt sich daher die Vermuthung auf, dass Menschen jene Renthier getödtet, verzehrt und die Geweihenden zu Werkzeugen verarbeitet haben. Darauf deutet auch der Umstand hin, dass fast alle Röhrenknochen der Renthier quer durchgeschlagen sind, während die soliden Fuss- und Handwurzelknochen sich ganz unverletzt zeigen. — Auch die früher von mir schon erwähnten Feuersteinsplitter und Holzkohlenstückchen dürfen als Spuren der Anwesenheit des Menschen betrachtet werden.

An der Richtigkeit dieser Annahme brauche ich um so weniger zu zweifeln, als ich kurz vor Michaelis in den tieferen, von Lemmingsresten wimmelnden Schichten des Thieder Diluviums einen Feuersteinschaber gefunden habe, den auch der Laie auf den ersten Blick als menschliches Artefact anerkennen muss. Ich habe dieses Feuersteinwerkzeug, von welchem ich Ihnen, wenn ich nicht irre, auch schon berichtet habe, kürzlich in Nr. 40 des „Ausland“ besprochen und lasse es in dem nächstens erscheinenden Septemberhefte der Giebel'schen Zeitschrift abbilden. Wenn nun die tieferen Schichten des Thieder Diluviums ein verhältnissmässig kunstreich gearbeitetes Feuersteinwerkzeug enthalten haben, und daraus die Anwesenheit des Menschen während der Ablagerungszeit jener Schichten für unsere Gegend, resp. für den Nordrand des Harzes sich schliessen lässt, so bin ich geneigt, dasselbe für die Gegend zwischen Westeregeln und dem Unterharze anzunehmen, da das in jener Gegend abgelagerte Diluvium nach meinen Beobachtungen eher jünger als älter im Vergleich mit dem von Thiede ist.

Ich bin jetzt zu der festen Ueberzeugung gelangt, dass, wie ich schon einmal in einem früheren Briefe andeutete, die Gegend zwischen Magdeburg und Halberstadt in der jüngeren Epoche der Diluvialperiode eine Steppe gebildet, und dass diese Steppe in einem directen Zusammenhange mit dem grossen osteuropäischen Steppengebiet gestanden hat. Wenn es überhaupt richtig ist, anzunehmen, dass Norddeutschland einst Meeresgrund und somit den skandinavischen Eisschollen sammt den von ihnen fortgetragenen erraticen Blöcken zugänglich war, so wird auch die Frage erlaubt sein: „Was wurde zunächst aus dem früheren Meeresboden, welcher nach dem Zurückweichen des Meeres als eine sandig-lehmige, vom Salzwasser durchtränkte Fläche dalag?“ Ich antworte: Er entwickelte sich in analoger Weise, wie die einst vom Meere bedeckten ebenen Gegenden in Osteuropa

und Westasien, oder in Afrika und Amerika (Prairien, Pampas). Der Boden bedeckte sich allmählich mit Salzpflanzen, Gräsern, Zwiebelgewächsen, niedrigen Stauden, es wurde eine Steppe daraus, und zwar eine Steppe von demselben Charakter, welchen heutzutage die Steppen zwischen der mittleren Wolga und dem oberen Ob zeigen. Dies ergibt sich aus der charakteristischen Fauna, welche wesentlich aus den an die Scholle gebundenen, höhlenbewohnenden Nagern besteht, nämlich aus *Alactaga jaculus*, *Spermophilus altaicū̄s* (resp. Eversmanni), *Arctomys bobac*, *Lagomys pusillus* und den Arvicolen. Dazu kommen dann noch die zahlreichen wilden Pferde, welche wahrscheinlich dem heutigen Tarpan nahe verwandt, vielleicht gar mit ihm identisch sind.

Dies ist eine so charakteristische und einheitliche Steppenfauna und deutet so entschieden auf einen directen Zusammenhang mit dem grossen östlichen Steppengebiete, dass man sagen muss: da, wo diese Thiere einst zusammen gehaust haben, kann nichts Anderes als eine Steppe gewesen sein. Nach meinen Beobachtungen aber spricht Alles dafür, dass jene Thiere, besonders die Springmäuse, Ziesel und wilden Pferde, in ganzen Familien, resp. in Rudeln, die Gegend zwischen Westeregeln und Halberstadt-Quedlinburg bewohnt haben, woraus sich dann die oben angedeutete Schlussfolgerung von selbst ergibt.

Mit dieser Steppenfauna mischten sich nun (ähnlich wie in den heutigen Steppen von Südwestsibirien) in gewissen Jahreszeiten nordische und südliche Thiere, also einerseits Renthier, Eisfuchs und Lemming (*Myodes lemmus*, wahrscheinlich die obische Varietät *M. obensis*), andererseits *Hyaena spelaea*, *Felis leo*. Es ist bekannt, dass das heutige Südsibirien ebensowohl vom Renthier, als vom Tiger, je nach der Jahreszeit, besucht wird. Aehnliche Wanderungen dürfen wir auch für die vorgeschichtliche Zeit in Mitteleuropa annehmen, zumal da die menschliche Cultur ihnen noch kein Hinderniss in den Weg legte.

Die nordischen Thiere hatten ihr Standquartier entweder noch in den gebirgigen Theilen von Mitteldeutschland, wo ihre Reste ja schon häufig gefunden sind, oder sie hatten sich bereits nach dem Nordosten Europas zurückgezogen und kamen von dort nur periodisch nach Südwesten. Umgekehrt denke ich es mir bei den Thieren von südlichem Charakter.

Das Mammuth, welches wie alle Elephanten wesentlich als ein Waldthier anzusehen ist, betrat die Steppe wohl nur vorübergehend; daher sind seine Reste bei Westeregeln selten, ich habe bisher nur einen jugendlichen Stosszahn auffinden können, weiter nichts.

Häufiger scheint das wollhaarige Nashorn die Steppe besucht zu haben, theils um dort zu weiden, theils um in den Steppensümpfen zu baden, gerade wie dieses auch beim afrikanischen Nashorn beobachtet ist. Die fossilen Reste der diluvialen Art sind bei Westeregeln ziemlich häufig.

Dass auch der Wolf, von dem ich 2 Exemplare gefunden habe, in unserer Steppenfauna nicht auffallen kann, wird Jeder zugeben, der die Lebensweise der russischen und sibirischen Wölfe kennt.

Auf welche Weise die einzelnen Thiere ihren Tod fanden, darüber lassen sich natürlich nur Vermuthungen aufstellen; wahrscheinlich haben dabei verschiedene Ursachen mitgewirkt. Die meisten aber werden wohl durch grosse Ueberschwemmungen, wie sie in allen Steppen zeitweise vorkommen, ihren Tod gefunden haben. Jedenfalls hat das Wasser bei der schliesslichen Verschüttung ihrer Cadaver, resp. Skelettheile, eine Hauptrolle gespielt.

Wahrscheinlich war die Westeregeler Steppe im Westen und Südwesten eingerahmt von mit Kiefern bewaldeten Bergen und Höhenzügen (Unter-

harz, Huy, Fallstein, Asse, Elm, die Höhen zwischen Helmstedt und Oschersleben); hinter Hadmersleben und Oschersleben ging sie nach Westen zu über in den grossen Bruch, der als Steppensumpf zu betrachten sein würde. Nach Süden zu erstreckte sie sich möglicherweise über Aschersleben und Halle bis in das Thal der weissen Elster hinauf; wenigstens lässt sich dieses aus dem Vorkommen der Springmäuse im Diluvium von Gera schliessen. Nach Osten zu stand sie wahrscheinlich im directen Zusammenhange mit dem grossen russischen Steppengebiete.

Vielleicht hat es überhaupt in den ebenen Theilen von Mitteleuropa während einer gewissen Zeit der Diluvialperiode weitausgedehnte Steppen gegeben. Darauf scheint wenigstens das mehrfach z. B. in Frankreich constatirte Vorkommen von Fossilresten der Saiga-Antilope, des *Lagomys pusillus*, des *Spermophilus superciliosus* (wahrscheinlich identisch mit *Sp. altaicus*), der zahlreichen wilden Pferde hinzudeuten. Darüber müssen natürlich noch weitere Beobachtungen gemacht werden. Vorläufig ist dies eine (immerhin wahrscheinliche) Hypothese.

Mit dem allmählichen Vorrücken des Waldes und der fortschreitenden Cultur der sich mehrenden menschlichen Bewohner verschwanden später die Steppen und mit ihnen die Steppenthiere, sie wurden mehr und mehr nach Osten zurückgedrängt, wo sie noch jetzt existiren. Ein Steppenthier, z. B. eine Springmaus, kann im Walde nicht hausen, sie kann sich in demselben, vermöge der eigenthümlichen Bauart ihrer langen Hinterbeine, nicht in gewohnter Weise fortbewegen, etc. etc. Dass die Ausbreitung des Waldes nach den Steppen hinein sehr langsam vor sich gegangen sein wird, darf man aus der Analogie der Verhältnisse in Südrussland schliessen, wo man bei den Versuchen, den Wald in die Steppe auszubreiten, die grössten Schwierigkeiten gefunden hat.

So viel über meine Steppen-Hypothese!

Zum Schluss theile ich noch mit, dass ich von meinem Bruder Carl, der jetzt als Apotheker in Piracicaba (Brasilien, Prov. S. Paolo) wohnt, ausser vielen zoologischen Gegenständen auch zahlreiche, sehr gut gearbeitete und schön conservirte Steinwaffen der früher dort heinnischen Indianer erhalten habe. Es sind Streit- und Arbeits-Aexte aus zähem Gestein, Lanzen- und Pfeilspitzen aus hornsteinartigem Material, sowie einige andere Gegenstände (Stösser). Sie bilden eine passende Ergänzung zu meiner aus den Casqueirinhas von Santos stammenden Collection brasilianischer Steinwaffen; letztere sind allerdings durchweg viel roher gearbeitet.

(12) Hr. Marinestabsarzt Dr. E. Böhr übergiebt zwei verhältnissmässig kurze und breite, an jedem Ende durchbohrte, mit rohen menschlichen Figuren skulptirte

australische Wurf Bretter,

Geschenke des correspondirenden Mitgliedes, Hrn. Baron Ferd. v. Müller in Melbourne.

Hr. Virchow bemerkt, dass diese Bretter durch den Mangel einer terminalen Bezeichnung von den gewöhnlichen, nur halb so breiten und viel längeren, vorn und hinten noch mehr verschmälerten Wurf Brettern der australischen Wilden abweichen. Es werde erst weiterer Nachfrage bedürfen, um festzustellen, ob es wirklich Wurf Bretter seien. Am meisten gleichen sie den unter dem Namen *Mooyumkarr* bekannten, heiligen Brettern, welche selbst zum Werfen gebraucht werden (vgl. Eyre, *Journals of Expeditions of discovery into Central Australia*. London 1845. Vol. II. p. 320, 511. Pl. IV. Fig. 6—8). Im Uebrigen bespricht Redner die Mechanik des Fortschleuderns der Speere mittelst des Wurfbrettes (*throw-stick*), wobei es

immer noch nicht recht klar sei, ob das Wurfbrett hebel förmig benutzt werde, um dem aufgelegten Wurf speer noch einen verstärkten Stoss zu geben, oder ob der Speer ganz parallel mit der Fläche des Wurfbrettes abgeworfen werde.

Hr. Schulinspector Emil Jung aus Adelaide, der heut leider an der Abhaltung seines angekündigten Vortrages gehindert ist, hat Hrn. Virchow brieflich mitgetheilt, dass das Wurfbrett (die Midla oder Baralye der Schwarzen) mit 3 Fingern gehalten und der Speer mit Daumen und Zeigefinger darauf fixirt werde; das Brett wirke wie ein Hebel. Hr. Virchow macht darauf aufmerksam, dass daraus eine grosse Schwierigkeit in Bezug auf die Richtung des Wurfes hervorgehen müsse und dass scheinbar der Vortheil der ebenen Unterlage wieder verloren gehe, wenn man das hintere Ende desselben, an welchem sich der Zahn befindet, der in das hohle Ende des Speers eingreift, erheben würde.

Hr. Jagor erwähnt, dass in dem hiesigen ethnologischen Museum sich ein von den Palauintseln stammender Wurfbambus befinde.

Hr. Hartmann erinnert an die Palheta oder das Wurfbrett der altbrasilianischen Tupinambas.

(13) Hr. Virchow macht aus einem Briefe von Hrn. Dr. Orustein, Chefarzt der griechischen Armee, Mittheilung über einen neuen Fall von

sacraler Behaarung.

Seitdem ich den von mir im März v. J. zufällig entdeckten Fall von ungewöhnlicher Sacraltrichose zu Ihrer Kenntniss zu bringen die Ehre hatte, habe ich nicht ermangelt, diesem für das phylogenetische Verständniss so interessanten Gegenstande bei der Untersuchung unserer Militärpflichtigen und Freiwilligen eine besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Hätte ich in der seltsamen Sacral-Behaarung des Soldaten Karas nur ein vereinzelt pathologisches Phänomen erblickt, so würde ich mich schwerlich bewogen gefunden haben, dysteleogische Folgerungen an dasselbe zu knüpfen. Dazu wurde ich erst durch die Mittheilung des schon erwähnten Generalarztes Dr. Treiber angeregt, nach welcher dieser glaubwürdige College vor Jahren einen analogen, wenngleich nicht ganz so prägnanten Fall, wie den meinigen, von umschriebener, bilateral-symmetrischer Sacraltrichose zu beobachten Gelegenheit hatte. Von da ab erschien mir die verstärkte Haarentwicklung in der Kreuzbeingegend auf ganz normaler Haut- und Knochenunterlage, was ich in meinen früheren Berichten anzuführen versäumt habe, als ein zu weiteren Beobachtungen einladendes Object, um als Beitrag für die Beurtheilung der zwar vielseitig angefochtenen, aber dessenungeachtet in der wissenschaftlichen Welt immer mehr Boden gewinnenden Darwinschen Descendenz-Theorie verwerthet zu werden. Meine seitherigen Bemühungen in dieser Richtung wurden vorige Woche mit Erfolg gekrönt. In der Mittwochs-Sitzung vom 28. November wurde nämlich der hiesigen Ober-Sanitäts-Commission der von der Insel Kos gebürtige, 28 Jahre alte, Johann B. Grymbilos vorgestellt, um über die Kriegstauglichkeit desselben als Stellvertreter ihr Gutachten abzugeben. Dieser mit einem Ectropium am rechten untern Augenlide behaftete, und demzufolge für untauglich erklärte Mann misst 5' 4", ist von kräftigem Körperbau, brachycephal, und in der Hautfarbe etwas gebräunt, wie dies bei den meisten Inselbewohnern des südlichen Theils des ägäischen Meers der Fall zu sein pflegt. Hohe, buschige Augenbrauen überschatten ein stark bärtiges Antlitz; nur Stirn, Ohren, Nase und ein kleiner Theil

der an letztere angrenzenden Wangenpartie sind unbehaart. Die Medianlinie des Sternums, sowie seitlich in der Richtung der Achselhöhlen die Mammillargegend, ferner die ganze Mittellinie der vorderen Fläche des Bauchs von der regio pubis bis zur Höhe des Schwertfortsatzes, die Schultern bis nahe an die Wirbelsäule, nebst der Streckseite der Ober- und Vorderarme und der Beine sind mit mehr oder weniger dichtem, dunkelbraunem Haar von 1—1½ Cm. Länge bedeckt. Aber ungleich mehr, als diese im Süden häufig vorkommende Haarentwicklung auf den angeführten Körpertheilen, fällt der starke Haarwuchs ins Auge, welcher die Kreuzbeingegend in ihrer ganzen Ausdehnung einnimmt. Derselbe ist von gleicher Färbung mit der übrigen Behaarung, jedoch dichter als diese, da er die Haut nur an einer, gleich zu bezeichnenden Stelle durchscheinen lässt; seine Länge beträgt durchgehends 5½ bis 6 Cm. An den Seiten dieses circumscribten Haarfeldes liegen die Haare schlicht auf, während dieselben in der Medianlinie der Kreuzbeingegend, und besonders nach links und oben, in die Höhe gerichtet und gekräuselt sind; auch stehen sie dichter als jene. Weiter unten zwischen den Nates ballen sie sich büschelartig zusammen. Nach oben an der Basis desselben, seitlich und rechts, macht sich die eben angedeutete, verhältnissmässig dünner behaarte Stelle bemerkbar; welche indess der bilateralen Symmetrie dieser trichösen Missbildung keinen Eintrag thut. Einen weiteren Form- oder Bildungsfehler, wie z. B. solcher bei universeller Hypertrichose nach Dr. Max Bartels und Anderen nicht selten im Zahnsystem beobachtet werden soll, habe ich nicht constatirt.

Dieser zweite von mir beobachtete Fall von circumscribter, auf unverändertem Haut- und Knochengewebe sich präsentirender Sacral-Hypertrichose, dessen photographische Darstellung ich anschliesse, unterscheidet sich von dem ersten durch:

- a) die geringere Länge der Haare,
- b) die nach oben und seitlich genau auf die Kreuzbeingegend beschränkte, abnorme Haarentwicklung, ohne dass dieselbe über die Basis und die Seitenflächen dieses Knochens hinausreicht,¹⁾
- c) die Behaarung der Schwanzbeingegend und
- d) den, ausser der Kreuzbeingegend auch an anderen Theilen des Körpers auftretenden stärkeren Haarwuchs.²⁾

Diese vier, meiner Ansicht nach unwesentlichen Unterschiede zwischen den beiden von mir gemachten Beobachtungen über beschränkte Sacraltrichose berechnen schwerlich, an der in die Augen springenden Identität dieser beiden Fälle zu zweifeln. Hieraus ergäbe sich, dass, wenn die Annahme einer Verdickung des Hautgewebes oder abnormer Pigmentirung desselben, sowie die weitere einer vorangegangenen localen Reizeinwirkung oder deren Folgen als ursächliche Momente dieser Missbildung nicht zulässig wäre, die Aetiologie derselben, abgesehen von nicht hierher gehörigen ethischen und moralischen Erwägungen oder idealen Zwecken, von welchen die kritische Forschung der Gegenwart sich nachgerade emancipiren muss, mit logischer Nothwendigkeit in dem Darwin'schen Gesetze der latenten Vererbung zu suchen sei. Ich vermag wenigstens in dieser scharf begrenzten Behaarung der Kreuz- und Steissbeingegend, oder auch nur der ersteren, wie in dem ersten von mir beobachteten Falle, nichts anderes zu sehen, als ein auf diese beiden

1) Ich muss hier bemerken, dass das Höhen- und Breitenmaass dieses Haarfeldes, sowie überhaupt der sichtbaren Körperpartie seines Trägers, im Verhältniss zu jenem meiner ersten Beobachtung zu gross gerathen ist, weil, wie ich später erkannte, das Objectiv dem Objecte in diesem Falle mehr, als es sollte, genähert worden war.

2) Leider verweigerte das Individuum aus Schamgefühl, sich vollständig zu entkleiden.

Individuen übergegangenes Erbstück ihrer und unserer geschwänzten Vorfahren der Thierwelt. So glaube ich auch in der That den angedeuteten, durch die stärkere Behaarung verschiedener Körperstellen beim *Grymbilos* bedingten Unterschied zwischen diesen beiden Fällen dadurch erklären zu müssen, dass der Rückbildungsprozess in dem ursprünglichen Haarkleide der anthropoiden Ahnenreihe desselben, ein unvollständigerer gewesen ist, als in der des Karas. —

Es ist hier der Ort, an die Verschiedenheit in Form und Farbe des embryonalen Wollhaars und der späteren, bleibenden Haarbedeckung, welche sich bisweilen der Beobachtung darbietet, zu erinnern. —

Hr. Virchow verweist auf die Bemerkungen, welche er in der Sitzung vom 18 Decbr. 1875 bei Gelegenheit des ersten, von Hrn. Ornstein mitgetheilten Falles gemacht hat. So bemerkenswerth die Constatirung der relativen Frequenz dieser Trichose in Griechenland sei, so fehle doch noch mancherlei, um die caudale Natur derselben zu beweisen. So lange nicht eine Verlängerung der Wirbelsäule oder doch ein, wenn auch nur rudimentärer Ansatz zu wirklichen Schwanztheilen aufgefunden sei, bleibe es immer zweifelhaft, ob die blossen Haare als Aequivalent eines Schwanzes gedeutet werden könnten. Die von Hrn. Ornstein eingesandte Photographie zeige einen ganz ähnlichen Zustand, wie in dem früheren Fall (Zeitschr. f. Ethnol. 1875. Taf. XVII. Fig. 1).

Die Angaben über das Vorkommen geschwänzter Menschen wiederholen sich von Zeit zu Zeit, ohne dass eine Sicherheit darüber gewonnen werde. So sei ihm eben erst wieder durch Hrn. Julius Saur in Sonnenberg bei Coburg eine Notiz zugeschiedt worden, welche folgendermaassen lautet:

Revd. George Brown has returned from the unknown coasts of New Britain and New Ireland. — He saw a woman roasting the thigh and leg of a man who was killed a day before. —

The exploring party were interested in the curious legend of the tribe of „Tailed men“, but they did not succeed in getting any further than second hand testimony.

The Natives it is stated of Blanche Bay, New Britain, affirm positively the existence of a race of men with tails at a place called Kali and deny that they are monkeys, asking if monkeys could fight with spears, plant yams and built houses.

(14) Hr. Virchow verliest einen Brief des Hrn. A. v. Horn v. d. Horck
über Sioux- und Chippeway-Indianer.

Im Sioux-Indianerlager am Gusta-See, Minnesota, 15. Novbr. 1876.

Da ich gezwungen war, einige Zeit hier zu verweilen, so benutzte ich die Gelegenheit, um einige Reisen bis zu den Sioux- und Chippeway-Indianern zu machen, welche sich in Minnesota und im Dakotah-Territorium aufhalten. Meine Absicht war dabei, einige Abgüsse dieser Leute anzufertigen, sowie andere Merkwürdigkeiten unter ihnen zu sammeln. Dieses ist mir nun gelungen, selbst die Gypsabgüsse, von denen ich gegen meine Erwartung 8 Stück bekommen habe, — die letzte Form vor kaum einer Stunde. Ich hatte ziemlich dieselben Schwierigkeiten dabei zu überwinden, wie bei den Lappländern. Doch vielleicht ist es mir vergönnt, ausführlicher vor der Gesellschaft darüber zu berichten, da ich diesem Brief in einigen Tagen folgen werde.

Wie ich hier vor einem kleinen Indianer-Zelt sitze und die warme Sonne mir in den Rücken scheint, kann ich mich kaum des herrlichen Anblicks entfesseln, den meine Umgebung gewährt.

Das prachtvolle Wetter, welches wir jetzt hier haben und welches den schönsten Theil des Jahres bildet, wird in diesem Lande „Indianer-Sommer“ genannt. Zu meinen Füßen liegt der See, auf dessen spiegelglatter Oberfläche Schaaren von Wasservögeln umherschweben; hier und da sieht man, wie ein Indianer in seinem Canoe Fische und Schildkröten zu speeren sucht. Rings umher erheben sich die Ufer steil und hügelig, mit Birken- und Eichenwald bedeckt, dessen gelb und roth gefärbte, im hellen Sonnenschein glänzende Blätter den Eindruck des Ganzen erhöhen. Um mich herum liegen die Tepees (Zelte) der Indianer. Kein Lüftchen regt sich, und die kleinen blauen Rauchsäulen steigen aus den Zelten gerade in die Höhe. Vor den Zelten sieht man kleine Papoose (Kinder) und alte Squaws (Weiber), einige mit den Hunden spielend, andere, welche die von der Jagd zurückgebrachten Felle (des Hirschs, des Bibers, der Otter und der Wasserratte) auf kleinen Gestellen zum Trocknen ausbreiten, — andere, welche die schon getrockneten Felle gerben. Da kommt eben ein alter Indianer den Berg herauf, zwei grosse Schildkröten schleppend, welche er so eben gespeert hat, und die Kinder laufen ihm schreiend entgegen. Doch ich muss hier abrechnen, aus Furcht, Sie, verehrter Herr, mit einer langen Beschreibung zu belästigen. — Ich werde das ganze Material mit nach Deutschland bringen.

(15) Hr. v. Miklucho-Maclay hat an Hrn. Virchow folgenden Bericht eingeschickt

über die grosszahnigen Melanesier. (Hierzu Taf. XXVI).

15. Juni 1876. Archipel Ninigo (oder Echiquier). (1° 23' südl. Br. 144 östl. L.)

Nach meinem Besuche des westlichen Mikronesien mich nach Süden wendend, kam ich nach der wenig bekannten Admiralitäts-Insel, wo ich, meine anthropologischen Studien verfolgend, auf eine wichtige anatomische Eigenthümlichkeit der Eingeborenen (die zur melanesischen Rasse gehören) meine Aufmerksamkeit richtete und auf unerwartete Resultate stiess.

Ich bemerkte eine bedeutende Unregelmässigkeit des meistens sehr prognathen Gebisses und bald fand ich auch, dass dieselbe mit einer enormen Grösse der Zähne der vorderen Zahnreihen verbunden war. Die beigelegten Skizzen machen das Beobachtete anschaulich, da die betreffenden Theile einiger solcher Gebisse in natürlicher Grösse dargestellt sind. — Häufiger waren es die Schneidezähne des Oberkiefers, die vergrössert waren, aber auch nicht selten zeigten die des Unterkiefers dieselbe Eigenthümlichkeit. Die Dentes canini erschienen bei einigen Individuen ebenfalls vergrössert. Die Zähne waren im Verhältniss verdickt und von oben (oder von unten) betrachtet, bildeten sie eine Art von Kauplatten, die zuweilen sogar mit Höckern versehen waren.

Die Leute mit diesen Zähnen zeigten eine grosse Abneigung, als ich ihr Gebiss messen oder zeichnen wollte, und nur einige gewann ich dazu durch Geschenke oder durch Ueberrumpelung, wo das Erstaunen und theilweise die Furcht vor einem Weissen sie wehrlos in meine Hände lieferte, aber nur auf kurze Zeit, und sie versäumten keine Gelegenheit, zu entfliehen und zeigten so eine Ungeduld, dass das Messen und Zeichnen sehr erschwert wurde.

Das Material, welches ich dennoch mir verschafft habe, versäumte ich nicht, möglichst genau zu messen; ich bedauere aber, dass die Untersuchung nicht vollständig sein konnte. Die einzelnen Maasse sind den Skizzen beigegeben, ich bemerke aber, dass mir keineswegs die Wahl, die besonders charakteristischen zu zeichnen, frei gelassen war, — ich musste mich mit dem Skizziren der Gutmüthigeren oder Furcht-

sameren begnügen; einige ganz ausgezeichnete Repräsentanten dieser grosszahnigen Menschen (deren ich mehrere Dutzende auf den Admiralitätsinseln und auf der Insel Agomes beobachtete), weigerten sich ganz entschieden, ihr Gebiss zeichnen, ja sogar messen zu lassen.¹⁾

Diese grosszahnigen Leute bilden kein distinktes Völkchen, sie finden sich zerstreut in der Masse der Bevölkerung. Einzelne bilden in der That Prachtexemplare. Ich habe einzelne Dentes incisivi gemessen mit einer Zahnkrone von 22 Mm. Länge, andere (ebenfalls Schneidezähne) von 19 Mm. Breite; die Dicke einige derselben war nicht geringer als 11 Mm.!

Von dem beständigen Betel- und Pinang-Kauen ist der Schmelz wie mit einer schwarzen Politur bedeckt. — Bei geschlossenem Munde ragten bei Einigen die Zähne zwischen den Lippen hervor.²⁾

Ich habe nicht bloss Männer mit diesen Zähnen getroffen, auch Frauen hatten sie, aber seltener; die Zähne bei einzelnen Knaben versprachen mit der Zeit der Grösse der ihrer älteren Landsleute nicht nachzustehen.

Bis jetzt habe ich diese grosszahnigen Melanesier nur auf der Admiralitäts-Insel (an der südlichen und nördlichen Küste) und der Insel Agomes (oder Hermit) gesehen. Hier auf der Ninigo-Gruppe (oder Echiquier) wohnen (eine seltsame Thatsache!) Mikronesier.

Diese mit den vorstehenden Zähnen versehenen Menschen um mich sehend, erinnerte ich mich an die Orang Gargassi der malayischen Halbinsel³⁾ und dachte unwillkürlich an die Hypothesen, Theorien, Namengebungen, die zu Stande gekommen wären, falls man nur ein Bruchstück des Schädels mit diesen enormen Zähnen in den jüngeren Erdschichten gefunden hätte! —

Hr. Virchow bemerkt zu dieser interessanten Mittheilung Folgendes: Im Museum Godeffroy zu Hamburg befindet sich ein vom Capitän Tetens mitgebrachter, wahrscheinlich weiblicher Schädel von der Hermit-Insel und ausserdem 2 eigenthümlich zubereitete Unterkiefer von da. Der von mir gemessene Schädel hat eine Capacität von 1232 Ccm., einen Schädelindex von 80 bei einem Längenhöhenindex von 74.4, und einen Nasenindex von 49.5. Schon als ich ihn zuerst sah (April 1873), habe ich von diesem Schädel, sowie von zwei, in derselben Sammlung befindlichen

1) Einigen Leuten, denen die grossen Zähne in den Zahnhöhlen sehr wackelten und leicht, fast ohne Schmerz herausgenommen werden konnten, bot ich eine, ja sogar 2 Aexte für einen grossen Zahn, aber die Gier, die Aexte zu erhalten, vermochte nichts gegen den festen Aberglauben, die Leute würden in diesem Falle sterben. Später, auf der Insel Agomes, ist es mir gelungen, ein Bruchstück eines solchen Zahnes für etwas Taback einzutauschen, bei einem Manne, der selber keine grossen Zähne hatte und mir wahrscheinlich den eines Verwandten verkaufte.

2) Erklärung der Tafel XXVI. Theile des Gebisses mit den grossen Zähnen, die meistens etwas kleiner als in natürlicher Grösse dargestellt sind; nur Fig. 1, B, Fig. 2, A. u. C, Fig. 3 A sind möglichst in natürlicher Grösse wiedergegeben. — de. = vergrösserte Dentes canini, di = Schneidezahn der unteren Zahnreihe mit Höckern an der oberen Fläche.

3) An vielen Orten der malayischen Halbinsel habe ich über die Existenz von kraushaarigen Menschen mit 2 vorspringenden Zähnen gehört und diese Orang Gargassi, wie man sie nannte, sollten in den Bergen zwischen Kedah und Singoro wohnen. Da diese Orang Gargassi Melanesier sind und die beschriebene Eigenthümlichkeit schwerlich bloss auf die Eingeborenen der Admiralitäts-Insel und der Insel Agomes beschränkt ist, so kann vielleicht diese Sage über die grosszahnigen Menschen in der malayischen Halbinsel auf ein wirkliches Vorkommen solcher gestützt sein; jedenfalls übertrifft das von mir hier Gesehene die Sage, die bloss von 2 grossen Zähnen spricht.

Schädeln von l'Echiquier notirt, es seien breite Schädel mit breiter Nase und wenig prognath, einigermaassen ähnlich den Tagalen. Später, als ich sie genauer untersuchte, habe ich von dem Zustand des Oberkiefers an dem Hermit-Schädel (dem der Unterkiefer fehlt) Folgendes verzeichnet:

Wenig prognath, mit ungewöhnlich kurzem, breitem, aber hufeisenförmigem Gaumen. Die Zähne fehlen, die vorhandenen Alveolen sind gross, namentlich an den mittleren Schneidezähnen. Gelenkgruben für den Unterkiefer tief, etwas über die Jochhöcker vorgeschoben, links oberflächliche Usur des Knochens.

Die beiden Unterkiefer sind künstlich präparirt, was wohl mit dem Ahnencultus zusammenhängt. Der eine ist ganz geschwärzt, wie von Rauch; es ist ein weiblicher. Er ist klein, niedrig, ohne Zähne, der Alveolarrand ganz glatt abgeschnitten. Zwischen den Gelenkfortsätzen ist ein Querbalken befestigt; von diesem gehen nach vorn 3 Längsbalken, ein medianer und zwei laterale, den Kiefernändern parallele und daher hufeisenförmig gebogene. Letztere liegen innerhalb des Kieferbogens; der Mittelbalken verbindet sich vorn mit ihnen und geht rückwärts bis über den Querbalken hinaus. Diese Balken sind von Holz und mit Haarschnüren umwickelt. An dem hinteren, über den Querbalken vorstehenden Theil des Mittelbalkens ist ein Backzahn, an dem Querbalken eine Zahnhülse mit einer Schnur befestigt. Ausserdem trägt der Mittelbalken ein Büschel schwarzer Wollhaare.

Der andere Unterkiefer ist hellbraun, männlich, stark, mit grossen Alveolen besetzt und weniger geglättet. Das Balkenwerk ist in ähnlicher Weise vorhanden nur fehlt der Mittelbalken.

Es handelt sich hier offenbar um eine Art von Talisman, wie sie bei vielen schwarzen Stämmen des Ostens im Gebrauche sind. Man bewahrt nur die Unterkiefer von den Schädeln der Verstorbenen auf.

Was die gleichfalls vom Capitän Tetens mitgebrachten Echiquier-Schädel betrifft, so ist der eine (II. 9774) ein männlicher, der andere (II. 9781) ein weiblicher. Ich fand

	Nr. 9774	Nr. 9781
die Capacität . . .	1331 Ccm.	1150 Ccm.
den Längenbreitenindex	75.0	78.5
den Längenhöhenindex	79.3	81.2
den Nasenindex . . .	41.8	48.0

Bei dem ersteren, einem sehr breiten und scheinbar grossen Schädel habe ich einen sehr mässigen Prognathismus, dagegen einen mächtigen, breiten Oberkiefer notirt. Der Alveolarrand, von unten her betrachtet, bildet einen nach vorn sehr breiten Rundbogen mit kurzen, nach hinten convergirenden Schenkeln. Der grösste Theil der Zähne fehlt, die noch vorhandenen sind ungemein tief abgenutzt, namentlich der erste rechte und zweite linke Backzahn bis unter die Kronen abgerieben, aber die Zahnhöhlen mit Ersatz-Zahnbein gefüllt. Besonders gross sind die Alveolen der mittleren Schneidezähne. Der Alveolarfortsatz im Ganzen niedrig, in der Mitte nur 8 Mm. hoch. An mehreren Stellen Löcher von Zahncaries. Vor den Gelenkgruben des Unterkiefers, welcher selbst fehlt, beiderseits starke Abschleifung am Jochhöcker, scheinbar durch Vorrücken der Gelenkfläche.

Der weibliche Schädel, der durch Sutura frontalis persistens und durch grosse Reste der Sutura transversa occipitis ausgezeichnet ist, hat gleichfalls einen kurzen, in der Mitte nur 7 Mm. hohen Alveolarfortsatz. Der Oberkiefer sehr „mässig prognath“, dagegen der harte Gaumen sehr breit und kurz und die Zahncurve überaus breit und nach vorn in einen ganz flachen Bogen ausgelegt. Sehr grosse Al-

veolen der Schneide- und Eckzähne, welche fehlen. Backzähne ziemlich abgenutzt und stark nach vorn stehend. Unterkiefergelenkgruben mehr einfach.

Nach diesen Wahrnehmungen hätte ich nicht erwartet, einen so grossen Unterschied zwischen den Bewohnern von Hermit und denen von P'echiquier annehmen zu sollen, wie ihn Hr. v. Maclay bezeichnet. Insbesondere ist mir schon damals und zwar bei beiden die Grösse der Schneidezahn-Alveolen aufgefallen. Leider fehlen diese Zähne überall und eine genauere Vergleichung ist also nicht möglich. Die Beschaffenheit der Schädel spricht allerdings sehr dafür, dass diese Inselgruppe ethnologisch mehr zu Mikronesien als zu Melanesien gehört.

(16) Hr. Bastian legte die Resultate einiger Ausgrabungen vor, die auf Veranlassung des Hrn. Consul Kröhnke bei Copiapo in Chile durch Hrn. Redslob gemacht worden sind und manches Interessante bieten. Dieselben werden den Sammlungen des Ethnologischen Museums eingefügt werden. Bolivianische Mumien mit zahlreichen Grabhügeln sind der Gründlichkeit des Hrn. Consul Volkmar in Antofagasta zu danken.

Derselbe sprach ferner über einen zapotekischen Goldfund, der sich gegenwärtig im Besitz des Hrn. Hauptmann Maler in Mexico befindet, und legte Abbildungen desselben vor, die in der Zeitung „Deutsche Wacht“ in Mexico veröffentlicht worden waren (S. 273).

Derselbe zeigte ein, mit seitlichen Rillen versehenes Steingeräth aus Antioquia vor, sowie Rindenzuge (des Chocó), die mit demselben bearbeitet waren, wie das Papiermaulbeerzeug in Polynesien mit Holzklöpfeln. Aehnliche Steine finden sich unter mexicanischen Alterthümern im königlichen Museum, sowie ein ganz gleicher aus dem indischen Archipelago.

Dann übergibt derselbe zum Geschenk aus Guatemala mitgebrachte Photographien der dortigen Indianer, sowie andere aus San Francisco durch Hrn. Eduard Vischer übersandt, der sich in verschiedenen Arbeiten mit den Nachrichten über die alten Missionen der Spanier in Californien beschäftigt hat.

Hr. Bastian erwähnt ferner unter den neueren Erwerbungen des ethnologischen Museums die Bereicherungen, welche demselben aus der Weltumsegelungsreise S. M. Schiff Gazelle (unter Führung des Capitäns z. S. Freiherrn v. Schleinitz) zugegangen sind. Dieselben besitzen ihren besonderen Werth darin, dass sie von einem abgelegenen Winkel der oceanischen Inselwelt stammen, der sich noch unberührt von fremden Einflüssen gehalten hat. In allen andern Theilen ist die Ursprünglichkeit längst verwischt, und nur die aus den Fahrten der ersten Entdecker den Museen eingefügten Reliquien reden als einzige Zeugen von einer Zeit, die für immer vom Erdball verschwunden ist und niemals wiederkehren kann, zumal bei der Vergänglichkeit des zuerst verwandten Materiales auch von späteren Ausgrabungen nur wenig erhofft werden kann. Polynesien ist bereits fast ganz für die Ethnologie verloren, wogegen Mikronesien noch manche Ernten liefert, die sich besonders im Museum Godeffroy in Hamburg zusammenfinden. Melanesien ist jetzt durch diese Sammlung der Gazelle gerettet. Sie betrifft besonders Neu-Britannien, Neu-Irland, Neu-Hannover, Inselgruppen, die wegen der gefürchteten Wildheit ihrer Bewohner von Kauffahrteifahrern vermieden wurden, wo nun aber das Kriegsschiff ungestört hat sammeln können. Jetzt, wo der Weg gezeigt ist, wird es nicht mehr lange dauern, bis auch dort durch den eingeleiteten Verkehr die Originalität untergraben ist, und dann wird die jetzt für das Museum gewonnene Sammlung ein unschätzbares Studienobject für spätere Forschungen bilden. Beauftragt mit dieser Samm-

lung war Herr Capitän-Lieutenant Strauch, der auch eine eingehende Beschreibung zugefügt hat.

Eine andere Bereicherung, wie sie selten und (wenn man die Kürze der Erwerbungszeit in Betracht zieht) vielleicht nie einem Museum geboten wurde, liegt in der ethnologischen Sammlung Hrn. Dr. Jagor's aus Indien, deren Aufstellung jetzt ihren Abschluss erhalten hat. Gerade die durch vielfachste Stammesverschiedenheiten und Kastenscheidungen verwickelten Verhältnisse der indischen Ethnologie bedurften zu ihrer Klarlegung einer solch methodischen Anordnung, wie wir sie durch das praktische Verständniss Hrn. Dr. Jagor's erhalten haben. Derselbe hat sich mit dieser Sammlung ein Ehrendenkmal gesetzt, das dauern wird, so lange sich die Räume des ethnologischen Museums dem Publikum öffnen, so lange in dieser Gesellschaft ethnologische Fragen zur Verhandlung kommen werden. Bei den gegenwärtig beschränkten Räumlichkeiten der ethnologischen Abtheilung ist die Aufstellung vorläufig in die mittleren Säle der früheren Kunstkammer verlegt, und sie ist dort, wo mehr Raum und Licht gegeben war, unter Dr. Jagor's eigener Anordnung zu einer musterhaften geworden.

Die Mitglieder werden eingeladen, die Sammlungen am nächsten Sonntag, ehe sie dem Publikum geöffnet worden sind, im königlichen Museum zu besichtigen.

(21) Geschenke:

E. Vischer, Missions of Upper California, 1872.

Derselbe, Briefe eines Deutschen aus Californien, 1872.

Derselbe, Pictorial of California etc., S. Francisco 1870.

Derselbe, Lima vor vierzig Jahren, 1873.

Chronologisches Inhalts-Verzeichniss.

Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte
Personal-Verzeichniss der Mitglieder, S. 3.

Sitzung vom 15. Januar 1876. Wahl des Ausschusses. Neue Mitglieder. Delegirte zum Märkischen Provinzial-Museum, S. 9. — Perforation des Penis auf Borneo. v. Miklucho-Maclay, S. 9. — Schädel von Celebes. Riedel, S. 10. — Abstammung der Japaner. Dönitz, Virchow, S. 10. — Westaustralische Sendung. Baron v. Müller, Böhr, S. 11. — Steinwaffen und Muscheln aus Kjökkenmöddinger in Chile. v. Dessauer, S. 11; Virchow, S. 12. (Holzschnitt). — Merkmale niederer Menschenrassen (Taf. VI). Lucae, S. 13. — Katarrhinie. Virchow, S. 15. — Bemalte Scherben aus Galizien. (Taf. V, Fig. 3—4). Lepkowski, S. 15. — Bronzegürtel aus Holstein. (Taf. V, Fig. 5) Mestorf, S. 15. — Salburg bei Homburg, S. 16. — Schulerhebungen über Farbe der Augen, Haare und Haut in Preussen. Virchow, S. 16. — Skelet aus Siam. Fritsch, S. 18. — Schwertpfähle aus der Mark. (Taf. V, Fig. 1 bis 2). Friedel, S. 18. (Holzschnitt). Virchow, S. 20. — Urne aus dem Kreise Berent. Voss, S. 20. — Steinpfeil von Cincinnati. Terne, S. 21. — Ethnographie der Loango-Länder. Güssfeldt, S. 21. — Geschenke, S. 21.

Ausserordentliche Sitzung vom 19. Januar 1876. Neue Mitglieder, S. 22. — Photographien von den Neu-Hebriden. Böhr, S. 22. — Perforation des Penis auf Borneo, Celebes und Java (Holzschnitte). v. Miklucho-Maclay, S. 22; Jagor, S. 26. — Südslavische Ethnographie. Petrowitsch, S. 28. — Ungarische Cranioscopie. v. Lenhossék, S. 28. — Andamanen. Jagor, S. 37. — Hieroglyphen der Osterinsel und Felseinritzungen in Chile (Holzschnitt). Philippi, S. 37. — Gräberfunde in Posen. Schwartz, Hassenkamp, S. 38. — Alterthümer von Wolmirstedt. Schultheiss, S. 40. — Prähistorische Perioden. Virchow, S. 40. — Bronzefigur aus Köpernitz. (Taf. VIII, Fig. 2). v. Quast, S. 44. — Funde von Nieder-Landin (Taf. VIII, Fig. 3—7). v. Schmeling, Friedel, S. 45. — Lappländer (Taf. IX). v. Horn v. d. Horck, S. 47; Virchow, S. 58. — Bewohner der Loango-Küste. Güssfeldt, S. 59. — Geschenke, S. 59. — Tabellen zu dem Vortrage des Hrn. v. d. Horck, S. 60.

Sitzung vom 19. Februar 1876. Neue Mitglieder, S. 61. — Papua's von Neu-Guinea. van Hasselt, S. 61; Virchow, S. 62; Fritsch, Hartmann, Koner, S. 66; Peipers, S. 67. — Land und Leute von Neu-Guinea (Mac Clure Bay), Neu-

Hannover, Neu-Irland und Neu-Hebriden. **Naumann**, S. 67. — Ethnologische Gegenstände von Celebes, namentlich Quetschapparat für Kinderköpfe. **Riedel**; S. 69; **de la Rosa**, S. 70. — Westaustralische Waffen und Geräthe. **v. Müller**, **Virchow**, S. 70. — Frühzeitige Behaarung der Schamgegend bei einem Knaben von Ceram. **v. Miklucho-Maclay**, S. 70. — Frühreifer Knabe. **Leudesdorf**, S. 71. Messungen von Afrikanern. **P. Ascherson**, S. 71. — Einbaum aus dem Hostruper See bei Apenrade. **Prahl**, S. 72. — Externsteine bei Horn in Westfalen. **Schierenberg**, **A. Kuhn**, S. 73; **Virchow**, S. 74. — Gesichtsurne (Hierzu Taf. VIII. Fig. 1). **Friedel**, S. 74. — Schulerhebung über die Farbe der Haare, Augen u. s. w. **Mayr**, S. 74. — Cannibalismus der Urbewohner Europa's. **Karsten**, S. 75; **Virchow**, S. 77. — Reise nach West-Sibirien. **Finsch**, S. 77. — Bronzeimer. **Gozzadini**, S. 78. — Thongefäß vom Burgwall bei Wollstein. **Koch**, S. 78. — Graburnen von Oderberg, S. 78. — Corea und dessen Einfluss auf Japan. **Kempermann**, S. 78. — Musikalische Zwerge. **S. Sachs**, S. 83.

Sitzung vom 18. März 1876. Neue Mitglieder, S. 84. — Körpermessungen an Mannschaften der Madras Native Army. **Jagor**, S. 84. — Schädel und Vocabularium aus Neu-Granada und Columbia. **Bastian**, S. 85. — Lausitzer Gräberfunde. **Starcke**, S. 85. — Frühreifer Knabe (Taf. XIII. Fig. 1). **Leudesdorf**, S. 86. — Frühreifes Mädchen (Taf. XIII, Fig. 2—3). **Virchow**, S. 87. — Anthropomorphe Affen im Berliner Aquarium. (Hierzu Taf. III, XIV u. XV). **Hermes**, S. 88; **Hartmann**, **Virchow**, S. 93. — Alte Urnenform. **Voss**, S. 94. — Eiserne Waffen aus dem Peenebett bei Demmin. (Taf. XV, Fig. 5). **Voss**, S. 97. — Hypsibrachycephaler Schädel von da (Taf. XV, Fig. 1—4). **Virchow**, S. 99. — Andamanen und ihre Bewohner. (Taf. X—XII). **Jagor**, **Virchow**, S. 101. — Geschenke, S. 109.

Sitzung vom 22. April 1876. Neue Mitglieder, S. 110. — Melanesische Urbewölkerung der malayischen Halbinsel. **Maclay**, S. 110. — Nachrichten von den Herren **Jagor** und **Hildebrandt**, S. 110. — Geschenke des Herrn **Hartmann**, S. 110. — Diluvialfunde von Thiede und Westeregeln, Muschelberge von Santos. **Nehring**, S. 111. — Bayrische Hochäcker. **Ohlenschläger**, S. 111. — Gräber bei Profen (Zeit). **Thärmann**, S. 111. — Kurgane der Tamanischen Halbinsel. **A. Kohn**, S. 111. — Bronzegürtel von Bologna mit spiralornamenten. Graf **Gozzadini**, S. 114. — Pommersche Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde zu Stettin. S. 114. — Kauler- und Rinne-Kaln in Livland. **Grewingk**, **Virchow**, S. 115. — Silberfund von Nieder-Landin, Kreis Angermünde. **Friedel**, S. 115; **Virchow**, S. 118. — Schädel von Radajewitz (Posen). Graf **Solms**, **Virchow**, S. 119. — Feuersteingeräthe von Stralsund. Artefact und Manufact. **H. Weiss**, S. 120. — Henneberger Alterthümer-Sammlung. Baron **v. Uexküll**, S. 121. — Prähistorische Steingeräthe aus Griechenland. **Voss**, **Virchow**, S. 121. — Amulet aus Nicaragua. **Voss**, S. 121. — Photographien brasilianischer Indianer. **Frisch**, S. 121. — Ethnographische Stellung der Bevölkerung des Nilthals. **Ponfick**, S. 122. — Geschenke S. 122.

Sitzung vom 20. Mai 1876. Tod von **Concezio Rosa**, S. 123. — Muschelhügel in Georgia (Amerika). **v. Quast**, S. 123. — Lausitzer Gräberfelder. **Dober**, S. 124. — Antike Brouzen von Floth (Reg. Bez. Bromberg). (Hierzu

Taf. XVII). **Crüger**, S. 125; **Virchow**, S. 132. — Vocabularium von Choco. **Oribe**, S. 133. — Ruinen des Colorado- und San Juan-Gebietes. **Bessels**, S. 133. — Angebliche Spuren des Menschen in interglaciären Ablagerungen der Schweiz. **Steenstrup**, S. 133. — Bewohner der östlichen Hälfte der grossen afrikanischen Wüste. **Nachtigal**, S. 134. — Vorderindische Schädel. **Jagor**, S. 135. — Geschenke, S. 135.

Sitzung vom 18. Juni 1876. Tod von **Petermann**, S. 136. — Neue Mitglieder. S. 136. — Frühreife Individuen. **Leudesdorf**, **Virchow**, S. 136. — Geologische Commission von Brasilien. **Hartt**, S. 138. — Funde an den preussischen und masurischen Seen. **Hasert**, S. 138. — Abgrenzung der altugrischen Bezirke gegen die finnisch-ungarischen. **Europaeus**, S. 138. — Messungen an Lebenden in Tavastland. **Donner**, S. 141. — Schädelstück vom Delphin von Benediktbeuern. **Virchow**, **Reichert**, S. 144; **Hartmann**, **Vogl**, S. 145. — Vorhistorischer Wohnort bei Nemmin (Pommern). **Schulz**, S. 145; **Virchow**, S. 146 (Hierzu Holzschnitte). — Brandwall bei Blumberg (Oberlausitz). **Virchow**, S. 152. — Hirschhornhacke von Berlin und Steinscheiben von Liepe. **Friedel**, **Virchow**, S. 154. — Bewohner der kleinen Oase (Beharia). Haarproben und Fusszeichnungen. **Ascherson**, **Virchow**, S. 155. — Feuersteinsplitter in der arabischen Wüste. **Schweinfurth**, **Virchow**, S. 155. — Runensteine von Bornholm. **Woldt**, S. 156.

Sitzung vom 15. Juli 1876. Tod von **Ehrenberg**. Rückkehr von **Jagor**. Neue Mitglieder, S. 157. — Nachricht von **Bastian**, S. 157. — Pfahlbau im Arrasch-See (Livland). Graf **Sievers**, S. 157. — Dresdener Chimpanse. **A. B. Meyer**, S. 158; **Hartmann**, S. 159. — Heutiger Habitus der Völker des Orients. **Fritsch**, S. 160. — Urne mit Hakenkreuz (2 Holzschnitte). **Jentsch**, **Krause**, S. 164. **Virchow**, **Voigt**, S. 165. — Thongefässe aus der kleinen Oase und Feuergeräth. **Ascherson**, S. 165. — Gräberfeld von Kl. Rössen und Wahlberge bei Falkenberg, Burgwall bei Schlieben. **Voss**, S. 166; **Virchow**, S. 172. Geschenke, S. 172.

Ausserordentliche Sitzung vom 29. Juli 1876. Congresse zu Jena und Budapest, S. 173. — Pfahlbau im Arrasch-See in Livland. Graf **Sievers**, S. 173. — Gesichtsurne aus der kleinen Oase (Holzschnitt). **Ascherson**, **Virchow**, S. 173. — Photographien von anthropoiden Affen. **Hermes**, S. 174. — Geschliffener (natürlicher) Stein. **Künzer**, **Virchow**, S. 175. — Vorweltliche Thiere bei Xanten. **de Ball**, S. 175. — Bronzezeit (2 Holzschnitte). **Virchow**, S. 175. — Zimbáoó oder Zimbábyé (Taf. XXII). **Hartmann**, S. 185. **Mauch**, S. 185. — Ruinen von Naumantal. **Virchow**, S. 189. — Homran. **Hartmann**, S. 189. — Badagas im Nilgiri-Gebirge (Taf. XXIII u. Holzschnitte). **Jagor**, S. 190. — Geschenk, S. 204.

Sitzung vom 21. October 1876. Tod des Schatzmeisters Hrn. **Henckel**. Neue correspondirende und einheimische Mitglieder. S. 205. — Anthropologische Schulerhebungen, kartographisch dargestellt. **Virchow**, S. 205. — Thierzeichnungen der Thaynger Höhle. **Lindenschmit**, **Merk**, S. 205. — Ausgrabungen von Tiryns und Mykenae. **Schliemann**, S. 207. — Terracotten von Bornholm. **Woldt**, S. 207. — Ausgrabungen bei Thiede und Westeregeln. **Nehring**, S. 207. — Südsee-Insulaner in Hamburg. **Godeffroy**, S. 209.

— Reise in Südamerika. **Bastlan**, S. 209. — Zwergneger vom Stamme der Akka in Verona. **Schweinfurth**, S. 211. — Geschenke, S. 214.

Sitzung vom 18. November 1876. Neue Mitglieder, S. 215. — Tod von **Schultheiss**, S. 215. — Schädel von Radajewitz. Graf **Solms**, 215. — Ethnologische Gegenstände aus Nordamerika. **Künne**, S. 216. — Urne und Münzen von Gollnow, glasirtes Gefäss von Arnswalde. **Kuhn**, S. 216. — Photographie eines ugrischen Schädels. **Europaeus**, S. 216. — Prähistorische Gegenstände von der Insel Usedom. **Th. Liebe**, S. 216. — Verzeichniss der Sammlung zu Frankfurt a. O. **Schwarze**, S. 218. — Verzeichniss der Sammlung **Crüger** zu Schneidemühl (Taf. XXV, Fig. 8). S. 219. — Zeichnung eines Pfahldorfes. **Thärmann**, S. 224. — Seelenzustand des Schülers Strohmeyer. **Leichhardt**, **Schumann**, S. 224. — Ausgrabungen bei Fulda. **Pinder**, S. 225. — Orang Semang und Orang Sakai. **v. Miklucho-Maclay**, S. 226; **Virchow**, S. 227. — Fussumrisse von Eingeborenen der Loango-Küste (Taf. XXIV). **Pechuël-Löschke**, **Hartmann**, S. 227. — Prähistorische Erwerbungen des Märkischen Museums (Taf. XXV, Fig. 1—5, 9—11). **Friedel**, S. 232. — Skelette und Urne vom Silberberg bei Wollin. **Küster**, S. 234; **Virchow**, S. 235. — Urnen aus der Provinz Posen und ein Haarpfahl (Taf. XXV, Fig. 5—7). **W. Schwartz**, S. 237. — Urnen von Sproutz in der Lausitz (Holzschnitte). **Schwartz**, S. 237. — Bronzewagen von Burg an der Spree. **Virchow**, S. 238; **Bastian**, **Meitzen**, S. 243. — Terramare von Tószeg an der Theiss und ungarische Alterthümer (Holzschnitte). **Virchow**, S. 243. — Vorhistorische Stationen im Samland und in der Neumark, Bronzen aus Preussen und Schweden. **v. Dücker**, S. 255. — Geschenke, S. 256.

Sitzung vom 16. December 1876. Verwaltungsbericht für 1876. **Virchow**, S. 257. — Neuwahl des Vorstandes. Neue Mitglieder, S. 267. — Indische Photographien. **Jagor**, S. 268. — Diluviale Thiere aus der Mark. **Friedel**, S. 268. — Archäologischer Jahresbericht für die Provinz Posen (Mit Holzschnitten.) **Schwartz**, S. 269. — Mexikanische Gold- und Silberarbeiten (Mit Holzschnitten). **H. Berendt**, S. 273. — Ausgrabungen in Livland. Graf **C. G. Sievers**, S. 276. — Beziehung der Eddasagen auf Westfalen. **Schierenberg**, S. 279. — Ehemaliges Steppengebiet zwischen Halberstadt und Magdeburg. **Nehring**, S. 283. — Australische Wurfbretter. **v. Müller**, **Virchow**, S. 286; **Jagor**, **Hartmann**, S. 287. — Sacrale Trichose. **Ornstein**, S. 287. Geschwänzte Menschen. **Virchow**, S. 289. — Sioux- und Chippeway-Indianer. **v. d. Horck**, S. 289. — Grosszähniige Melanesier (Taf. XXVI.). **v. Miklucho-Maclay**, S. 290. Schädel und Kiefer von Hermit und l'Echiquier. **Virchow**, S. 291. — Erwerbungen des ethnologischen Museums. **Bastian**, S. 293. — Geschenke, S. 294.

Chronologisches Inhalts-Verzeichniss, S. 295.

Alphabetisches Sach-Register, S. 299.

Sach- und Namen-Register

zu den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft.

J a h r g a n g 1876.

A.

Aalpuhl. S. Olympia.
Abdrücke, Gyps- Lebender. 50. 51. 289.
Aberglauben in Indien. 201.
Abplattung, hintere am Schädel. 13.
Abstammung der Japaner. 10. Der Finnen. 143.
Abtritte der Japaner. 10.
Admiralitätsinsel, Bewohner. 210.
Aegypten. Feuersteinscherben von Helwan. 156. Ethnologisches. 122.
Aethiopischer Typus. 122.
Affen, anthropoide. 88. 159. 174. 227.
Afrika. S. Aegypten, Akka, Arabische Wüste, Homran, Loango, Oase, Sahara, Zimbaoe. Conturen von Negerfüssen 155. 227.
Agomes (Hermit) Bewohner 290. Schädel und Unterkiefer 291.
Aïno in Japan. 10. Skelet 11.
Akkazwerge in Verona. 211.
Albinismus in Afrika. 155.
Altersänderung der Haare. 16.
Alterthümer, märkische 232. Ungarische 244. Wolmirstedter 215. S. a. Ausgrabungen und Gräberfunde.
Amerikanische anthrop. Gesellschaft. 266.
Ampullang, Penis. 24.

Amulet aus Nicaragua. 121.
Analyse. S. Bronze.
Andamanen. Bewohner. 101. 110.
Anthropophagie. S. Cannibalismus.
Antioquia. Steingeräth. 293.
Arabische Funde in der Uckermark. 118.
Arabische Wüste, Feuersteinsplitter. 155.
Araucanerschädel. 11.
Armenier. Ethnologisch. 163.
Arrasch-See. Pfahlbauten. 157. 173. 276.
Artefact und Manufact 120. S. a. Schlagmarken. Im Diluvium 209.
Aschenplätze. Vorhistorische. 255.
Augen der Bayern 74. Der Preussen 16. Der Lappen 54. 58.
Auguren in Japan. 82.
Ausgrabungen. S. a. Alterthümer und Gräberfunde. In Chile 293. In Livland 276. In Mykenae 207. In Posen 269. Bei Thiede und Westeregeln 207.
Ausschuss der Berl. Anthr. Gesellsch. 9.
Australien. Schädel und Waffen 11. Wurf- brettler 70. 286. Halsband aus Vogel- krallen 22.

B.

Badagas (Indien). 190.
Bäle. 134.
Balsdrey. Gräber und Wohnplätze. 146.

Batzlaff. Seltene Urnenform. 95.
Begräbniss. S. Bestattung.
Behaarung. S. a. Haar. Anomale 70. 71.
 Sacrale 287.
Beharia. S. Oase, kleine.
Beirath des Märk. Prov.-Museums. 9.
Bellin in der Neumark. Bronzen. 234.
Berlin. Hirschhornhacke. 154.
Beschneidung durch Biss. 57.
Bestattung der Lappen 51. Der Papua 65.
 Der Urgermanen 226.
Bialosliwie. Gräberfunde 271.
Birkenrinde als Leichentuch für Lappen. 52
Björkö 118.
Blumberg. S. Brandwall
Bolivien. Mumien 11. Alterthümer 210.
Borneo. Penisperforation. 24.
Brachycephalie, extreme. 100.
Brachycephaler Schädel von Demmin. 99.
Brandwall bei Blumberg in der Lausitz. 152.
Brasilien. Cascarinhas 111. Ethnologisches
 121. Wurf Bretter 287. Geologische
 Commission 138.
Bronze. -Analysen 185. 262. -Axt, ge-
 gossen 256. -Aexte aus Quito 210.
 Von Floth 125. -Diademe aus Posen
 273, und Eisen neben einander 146.
 273. -Eimer 182. Flüssig verwandt
 183. -Frage, ihre Behandlung 261.
 -Gebiss vom Goplo-See 273. -Guss-
 formen 45. -Gürtel von Güldenstein
 (Holstein) 15. -Haarpfeil von Muro-
 wana Goslin 237. 271. Handelswege
 184. -Idol von Köpernitz 44. Impor-
 tirte 182. -Lanzenspitzen von Nemmin
 148. -Nadel von Kl. Rössen 172.
 -Perioden 183. -Perlen von Kl. Rössen
 167. -Ringe in Posener Urnen 270.
 272. -Spangen mit Drachenhäuptern
 von Wszedin 273. -Schmuck mit Spirals-
 scheiben von Bologna 114. -Schwertpfahl
 von Triplatz 18. -Wagen von Burg
 an der Spree 238. -Zeit, kritisch-
 historisch 41. 43 175. 178. 261. Ohne
 Zinn 180.
Brüste einer Papua. 66.
Brustschild einer Frau. 129.
Buckelurnen. 233. 247.
Buddhismus in Japan. 79.
Burgwall bei Blumberg 152. Bei Falkenberg

168. Mit Holzsubstruction 170. 248. Bei
 Nemmin 146. Bei Schlieben 169.
 Von Potzlow 119. Bei Wollstein 78.
 Ungarische 245.

Burg an der Spree. Bronzewagen 238.
Burgwall-Ornament. S. Ornament.
Bythin, Kupferfund 180. Steinhammer 272.

C.

Cannibalismus der Ureuropäer. 75.
Cascarinhas S. Brasilien
Celebes. Kambiong 25. Ethnologisches 69.
Ceram. Behaarter Knabe. 70.
Cervus euryceros 268.
Chauvaux. Höhle. 76.
Chibchas. 210.
Chile. Kjökkenmöddinger und Schädel. 11.
 Alterthümer 293. Felseinritzungen 37.
Chimpanse 92.
China, sein Einfluss auf Japan. 79.
Chippeway. 289
Cinchonen in Indien. 190.
Colorado. Ruinen. 133.
Columbien. Alterthümer. 210.
Congress zu Budapest 9. 136. 173. 243. Jena
 173. Stockholm 9.
Continent, versunkener, im stillen Ocean 102.
Corea und Japan. 78.
Cranimetrie. S. Kranimetrie.
Cranioscopie. 28 ff.
Cultusgeräte in Posen. 126
Cymbeln von Floth. 130.

D.

Dajaker. Penisperforation. 22.
Deformation des Schädels 13. 69. 70. 85. 196.
Deichselwagen, bronzene. 239.
Delphinschädel in Bayern. 145.
Demmin. Schwert, Schädel. 97.
Diluvialzeit Mensch 209. 284. Mammuth und
 Riesenhirsch 268. Von Westeregeln 283.
Dinka, Messungen. 71.
Dolichocephalie der Ureuropäer 142.
Dorfstätten, prähistorische, in O-Bayern. 147.

E.

Echiquier, Bewohner und Schädel. 291.
Ecuador. Alterthümer. 210.
Eddalieder. 73. 279.
Einbaum im Hostruper See. 72.

Eisen. In Amerika 185. 262. Auf den Andamanen 106. Und Bronze 146. 273. -Celte in Posen 173. -Geräthe im Regathal 149. -Platten bei Schneidemühl 271. -Ring, kleiner, 271. -Waffen bei Demmin 97. -Zeit 41. 43. 182.

Endwörter, ugrische 139.

Entwicklung, vorzeitige. S. Frühreife.

Ethnologie. S. a Karte. Von Aegypten 122. Von Japan 80. Der malayischen Halbinsel 110. Der Malayen 226. Der Melanesier 226. Von Nordafrika 134. 155. Des Orients 160.

Excursionen, anthropologische. 166. 266.

Externsteine bei Horn. 73. 279.

F.

Falkenberg. Wall und Gräber. 86. 166.

Farbe von Akkanegern 212. 214. Der Juden 17. 164. Der Lappen 54. 58. Von Papua 63. 66. Der Slaven 160. S. a. Schulerhebungen. Der Wenden in Sachsen 260

Farben der Andamanesen und Australier. 105.

Fauna, boreale, der Provinz Sachsen 208. 283. Der Steppen 285.

Felseinritzungen in Chile. 37.

Feuersteinschaber. 284.

Feuersteinsplitter in der arabischen Wüste 155. Im Diluvium 209.

Fibel, Sprossen- in Livland. 278

Fibula von Floth 129. Von Fulda 226.

Filigranarbeit, heimische. 118.

Finnisch, germanisch beeinflusst. 141.

Finnisch-ungarisch und alt-ugrisch. 138.

Fischlappen. 48. 53.

Floth. Bronzen. 125. 222.

Fontanellknochen, temporale. 13.

Freudenthal. Höhle. Cannibalismus. 77.

Frühreife bei Knaben 86. 136. 137. 224. bei Mädchen 87.

Fulda. Gräber. 225.

Fussbekleidung der Lappen. 54.

Fusszeichnungen von Afrikanern. 155. 227.

G.

Gang, aufrechter des Gibbon. 89.

Galizien. Bemalte Scherben. 15.

Geruch der Lappen 54.

Gefässe, bemalte von Ost-Galizien. 15.

Georgia. Muschelhügel. 123

Geschlecht. S. Frühreife

Geschlechtslust. Künstlich gesteigert. 23 ff.

Geschichte von Japan 79.

Gesichtsurne der kleinen Oase 173. Mit Ohrringen von Bialosliwie 271. Pomerellische 71.

Getreide, verkohlt. Von Toszeg. 251.

Gibbon. 88.

Giessstätte zu Floth 128.

Gipsabgüsse lebender Lappen 50. Amerikanischer Indianer 289.

Glas-Perlen auf Kupferdraht von Sroczyn. 272.

Glasscherben statt Feuerstein. 106.

Götter des Schwertes. 19.

Götterbuchstaben in Japan. 82

Gold-Arbeiten, mexikanische 275. Zapotekische 293. -Spangen in Provinz Posen 273. -Spiralen von Schöbendorf 234.

Goplo-See Pferdegebiss von Bronze. 273.

Grabboden Cämentirt 167.

Grabhügel der tamanischen Halbinsel 112.

Grabstätten der Lappen 51.

Gräber in Indien 192. Bei Zeitz 111.

Gräberfelder der Lausitz 124. In Posen 38. 269. Von Kl. Rössen 166. In Ungarn 224.

Gräberfunde. S. a. Alterthümer, Ausgrabungen, Bestattung. Bei Fulda 225. Bei Wollin 234.

Griechen mit sacraler Behaarung. 287.

Griechenland. Steingeräth 121.

Griechische Alterthümer in Nordeuropa. 127.

Guano-Insel. Schädel. 11. 13.

Guatemala. Monnmente. 210.

Gubern 162

Gürtelhaken von Nemmin. 148.

Gussform Kulturhistorisch. 243.

Gusstechnik in Mexiko. 275.

H.

Haar. S. a. Behaarung und Farbe. Der Akkaneger 212. 214. Des Gibbon 88. Der Lappen 54. Einer Papua 63. -Proben 155. -Querschnitt 66.

Haarpfeil von Bronze. 271.

Hängebauch bei den Akka. 213.

Hautfarbe. 63. 66. 214.
 Henkel an Thongeräthen 252. An Urnen 271.
 Hermit-Insel. S. Agomes.
 Hieroglyphen der Osterinsel. 37.
 Hirschhornhacke in Berlin 154. Von Hermsdorf 232.
 Hochäcker, bairische. 111.
 Holz, Cedern-ähnlich in Zimbabue 187.
 -Substruction von Wällen 170. 248.
 Homrān in Hamburg 189.
 Hostruper See. Einbaum. 72.
 Hügelgräber. S. Gräberfeld.
 Hund-själ als Todtenwacht. 52.

I.

Indianer-Photographien 121. -Sommer 290.
 Vokabularium 85.
 Indien. S. Badagas. Körpermessungen 84.
 Schädel 135.
 Indogermanen. Stammtheilung. 160.
 Irulas. 191.

J.

Jagen der Andamanesen. 106.
 Jankowo. Bronzeringe. 272.
 Japan. Beziehung zu Corea 78. Jochbein
 10. Aïno 11.
 Java. S. Penis.
 Jochbein. Naht. 10.
 Juden, blonde. 17. 164.

K.

Käpernitz. Bronzefigur. 44.
 Kalendersteine aus Tunja 210.
 Kalmücken. 161.
 Kambiong. 24.
 Karten, archäologische von Deutschland 262.
 Von Livland 279. Von Russland 142.
 Prähistorische 9. Der Pr. Posen 268.
 Der Schulerhebungen 205. 260.
 Kasten in Indien 202.
 Katarrhinie. 15.
 Kaukasus, ethnologisch 162.
 Keramik. 97.
 Kessel, bronzartige aus Posen 272.
 Kesselwagen, bronzene 239.
 Kiekrz, Gräberfunde 38.
 Kilwaru. Behaarter Knabe. 70.
 Kjökkenmöddinger in Chile 11. Auf den Anda-

manen 102. In Brasilien 111. In Georgia 123.

Kleidung der Lappen 55.
 Kleinasien, ethnologisch 164.
 Klein Rössen. 166.
 Knochenflöten. 45.
 Körperbildung einer Papua 64. Der Lappen
 53. Bei Frühreife 136. 137. Grössen-
 Statistik 260. S. a. Maasse.
 Kopfverbildung in Indien 196.
 Kostrzyn. Mützenurne 237. 273.
 Kotas. 191.
 Kraftmessung 55.
 Kraniometrie. 28. 258. S. a. Maass, Schädel.
 Krümmung der Beine. Bei Lappen 53. 58.
 Küchenabfälle, s. Kjökkenmöddinger.
 Kunsttypen der Bronze 179.
 Kupferaxt von Bythin. 180.
 Kupferohrring von Wszedin 273.
 Kurgane, finnische 138. 141. Der tama-
 nischen Halbinsel 111.
 Kurumbas. 191.

L.

Landin. Silberfund 47. 115. Alterthümer 45.
 Lanzen spitzen von Nemmin 148. 150.
 Lappland. 47 ff.
 Lausitz. Gräber 86. 124. 237.
 Livland. Alterthümer 115. 157. 173. 276.
 Loangoküste. Ethnologisches 21. 59. 110.
 Fussabzeichnungen 227.

M.

Maasse S. Messungen. Von Afrikanern 71.
 228. Von Akkauegern 212. Von
 Andamanesen 108. Vom Gibbon 93.
 Von frühreifen Individuen 137. Von
 Lappen 60. Von der Madras Native
 Army 84. Von einer Papua 65. Des
 Schädels von Radajewitz 120. Der
 Schädel von Wollin 236.
 Macrocephalen. 33.
 Madras. Körpermessungen 84.
 Mafuca in Dresden 159.
 Malayen in Japan 10.
 Malayische Halbinsel, Bewohner 226. 291.
 Mammae. S. Brüste.
 Mammuth. 268. 285.
 Manufact. S. Artefact 120. Im Diluvium
 284. S. a. Mensch, prähistorisch.

Melanesier. 68. 226. Grosszähniqe 290.
Mensch, prähistorisch 75. 133. 209.
Menschenaffen. S. Affen.
Menschen, geschwänzte 289.
Menschenknochen als Schmuck 107.
Menstruation, vorzeitige 88.
Meren (Merier). 139.
Merkmale der Rassen 13. 14. 108. 213.
 214. 227.
Messungen an Lappen 49.
Metallzeiten, kritisch 40. 175. 179. 261.
Mexico, Schmuckstücke 273. 293.
Micronesier auf den Echiquier 291. S.
 Ponape.
Mitglieder der Berl. anthr. Ges. 9. 22. 84.
 110. 136. 156. 205. 215. 258. 267.
Mithras. Cultus in Posen 126.
Mitra von Floth 129. 132.
Mörtel in Zimbabue 188.
Moholz. Gräber 124.
Monbuttu. 211.
Mongolen in Japan 10.
Monumente in Guatemala 210.
Mooyunkarr in Australien 286.
Mühlsteine, alterthümliche bei Kiekrz 40.
Mützen, gehämmerte 117. Von Gollnow
 216. Von Niederlandin 116. Von
 Livland 278
Mumien aus Bolivien 11. Glieder 94.
Mundhöhlen-Abdrücke 50.
Muwana Goslin, Gräberfunde 237. 271.
Muschelhügel. S. Kjökkenmöddinger.
Museum. Ethnologisches 265. 293. Mär-
 kisches 9. 45. 115. 232. 268.
Mykenae. Ausgrabungen 206.
Mythen, indische 202

N.

Nachdunkeln der Haare 16. 17.
Nahrung der Lappen 56.
Naht am Jochbein 10.
Nanmantal. Ruine 189.
Nase, ethnognomonisch 108.
Nasenbein fehlend 15. Verkümmert 13. 14.
Nasenbildung, künstliche 64
Nasentypus der Lappen 54. 58.
Nashorn. 268. 285.
Negerzwerge 211.
Nemmin. Bronze- und Eisenfunde 145.
Neu-Britannien. 68. 289. 293

Neu-Guinea. Ethnologisches 61. Reise der
 Gazelle 67.
Neue Hebriden. Photographien 22.
Neu-Irland. 68.
Netzsenker in Chile 11. 13.
Nicaragua. Amulet 12f.
Nieder-Landin. S. Landin.
Nilgiris-Gebirge. 190.
Ninigo S. Echiquier.
Nisky. Gräber 124. 237.
Nordamerikanische Alterthümer. 216.

O.

Oase, kleine (Beharia). Albinismus 155.
 Gesichtsurne 173. Thongefässe 165.
Obsidian in Griechenland. 121.
Oderberg, diluviale Rothkieslager 268.
 Steinscheiben 154. Urnen 78.
Oderlauf, alter, mit Funden 47.
Ohrabdrücke von Lappen. 51.
Olympia Deutschlands. S. Eddalieder.
Ootacamund. Indien 190.
Orakel in Japan 82.
Orang Gargassi 291. -Semang u. Sakai 226.
Orang Utan in Berlin 90.
Ornamente. Burgwalltypus 103. 147. 151.
 153. Griechische 130.
Ornamentik der Bronzewagen 242. An
 Urnen 165. 254.
Ortsnamen. Finnisch-ugrische 139. 140.
Os Incae. 13. 14.
Osterinsel. Hieroglyphen 37. Schädel 11.
Ostritz. 154.

P.

Pah Utah. Photographien 133.
Palau Wurfbambus 287.
Palheta = Wurfbrett. 287.
Papua. S. Melanesier. Von Neu-Guinea 61.
Penis-Einschnitte 23. -Futteral von
 Fellen 26.
Perforation des Penis 22.
Perioden, prähistorische. S. Metallzeiten.
Perle, bronzene in Knochen 167. Von
 Schmelz 38.
Persien. Ethnographisches 161.
Peru. Alterthümer 210.
Pfahlbau in Japan 10. Livland 157, 173,
 276. Neu-Guinea 67. Posen (?) 39.

Pfahlberge. S. Terramaren.
Pfahldorf, Zeichnung 224.
Pfeilspitzen, steinerne. Aus Californien 216.
 Aus Chile 12. Aus Cincinnati 27.
Pferdegebiss von Bronze. Goplo-See 273.
Pferd. Backzähne 46.
Phonolith von Zimbabue 187.
Photographien, Pah Utah 133. Andamanen
 110. Neu-Hebriden 22. Loango-
 küste 110. Indische 268.
Plattengräber in Posen 269.
Plattenwagen, bronzene 239.
Plica semilunaris, bei den Semang 227
Ponape. Ruine 189.
Posen, prähistor. Jahresbericht 268. Gräber-
 funde 38. 86. 125. 219. 237.
Profen bei Zeitz Gräber 111.

Q

Quetschapparat für Deformation an Kinder-
 köpfen. 69.
Quiches. 210.
Quoniam mit Schellen. 27.

R.

Radajewitz, brachycephaler Schädel 119.
 215.
Rasirmesser. Skandinavische 130. 131.
Rassenmerkmale. 13. 14. 103. 213. 214.
 227.
Reichersdorf bei Guben. Urne 165.
Reisen nach Amerika 123. 133. 209. Nach
 den Andamanen 102. Durch die
 Arabische Wüste 155. Der Gazelle.
 293. Jagors 267. Nach Ispahan 160.
 Nach der Malayischen Halbinsel 9.
 226. Nach Lappland 47. Nach
 Sibirien 77.
Renthierwanderung. 56.
Restaurierungsmethode. 15.
Riesenhirsch in der Mark 268.
Rösten der Todten 65.
Runensteine von Bornholm 156.
Russland. Ausgrabungen 113. Ethnolo-
 gisches 160.

S.

Sacraltrichose. 286.
Sagha. 134.
Sahara Ethnologisches 134.

Salburg bei Homburg 15.

Sammlungen in Amerika. Nord- 216. Süd-
 210. 211. Von den Andamanen 37.
 Von Australien 68. 70. Von Celebes
 69. Crügersche in Schneidemühl
 219. In Deutschland 9. Von Frank-
 furt a. O. 218, Der Gazelle 293. In
 Henneberg 121. Jagor's 265. 293.
 Oldenburg 78. Posen 273. Schwerin
 41. 42.

San Juan, Ruinen 133.

S. Lucia de Cotzumalguapan 211.

Schädel der Aïno 10. 11. Der Akka 214.
 Der Andamanesen 108. Der Arau-
 caner 11. Brachycephalster 99. Von
 Chile 13. Von Celebes 10. Dem-
 miner 99. -Deformation 13. 69. 70.
 Vom Delphin 144. Von Echiquier
 u. Hermit 291. Von Japan 10. Von
 Lappen 58. -Messung, s. Kranio-
 metrie. Mit Rassenmerkmalen 13.
 Von Neugranada 85. Von Negrito 62.
 Von der Osterinsel 11. Von Papua
 62. Von Radajewitz 119. 215.
 Ugrischer 216. Ungarische 28. Von
 Vorderindien 135. Von Westaustralien
 11. S. Skelet.

Schamschurz auf den Andamanen 107.

Schamnaht in Indien 27.

Schiffsgräber in Livland 279.

Schläferschuppen-Stirnfortsatz 13.

Schlagmarken an Steinsplittern 155.

Schlangenringe, ihr Gebrauch 131.

Schlieben, Burgwall 169.

Schlittknochen. 248.

Schlitten als Sarg 52.

Schmuckstücke, mexicanische 273. 293.

Schrift der Japaner 82.

Schulerhebungen, anthropologische 16. 74.
 205 260.

Schwanz bei Menschen 289.

Schwarmitz. Gräber 86.

Schwertgriff, kleiner 225. -Kultus 19.
 -Pfahl 18.

Seelenzustand bei körperlicher Frühreife 224.

Seen in Ostpreussen 138.

Semang. S. Orang Semang.

Siam, Skelet. 18.

Silber-Arbeiten, mexicanische 273.

Silberfund von Nieder-Landin. 115.

Sioux. 289.
Skelet. Von Aino 11. Aus Siam 18.
 Aus Wollin 224.
Skollerlappen. 58.
Slaven, verschiedene Typen 260.
Södertelge, versunkene Hütte 77.
Sonne, ihre Heiligkeit 197.
Spiralscheiben, gravirte 114.
Sproitz bei Niesky, Urnen 237.
Sroczyn, Gräber 272.
Stammeinheit der Papua 65.
Stammesgeschichte der Japauer 81.
Statistik. S. Farbe. Der Körpergrößen 260.
Stein. S. Feuerstein.
Steinaxt, konisch durchbohrt 233. Zweischneidige 273.
Steinbalken 187.
Steinbeile, märkische 233.
Steingeräth aus Chile 11. Aus Antioquia 293. Griechisches 121. Polirtes 250 Für Rindenzeuge 293.
Steinpfeile. S. Pfeile.
Steinscheiben. Oderberg 154.
Steinschliff, natürlicher 175.
Steinsetzungen, normannische in Livland. 276.
Steinwaffen, brasilianische 111. 286.
Steinzeichnung. 37.
Steinzeit. 41. 43.
Stempel von Thon aus Ungarn 248. Auf Topfböden 165.
Steppenfauna. 285.
Steppegebiet in Sachsen 283
Stirnfortsatz der Schläfenschuppe 13.
Südseeinsulaner in Hamburg 209.
Sündenregister, indisch. bei Leichenfeier 197.

T.

Tamanische Halbinsel Alterthümer 111.
Tataren. Ethnologisches 160.
Tätowirung in Indien 195.
Technik der Gipsabdrücke 50 f.
Teda. 134.
Tegel. Bronzegräber 171.
Terracotten von Bornholm 207.
Terramaren in Oberitalien 247 255. In Ungarn 243 f.
Thayinger-Höhle 205.
Thiede. S. Westeregeln.

Thiere, vorweltliche bei Xanten 175.
Thierreste der Diluvialschichten 208. 283.
 Für Zeitbestimmung 251.
Thongefässe. S. Urnen.
Thonscherben. Burgwallform 151. 153.
Tibbu. 134.
Tiryms. 207.
Todas. 191.
Topfböden mit Stempelu 165.
Töpferei auf den Andamanen 102. 104
 Wilder Völker 138.
Tószeg, alte Ansiedelung 246.
Trichose. S. Behaarung.
Triplatz, Schwertpfahl 18.
Triquetrum als Symbol 133.
Türkei. Ethnographisches 164.
Tunja, Kalendersteine 210.
Tupinambas, Wurf Bretter 287.

U.

Uckermark, arabische Funde 118.
Ugriern. 142.
Ungarn, Alterthümer 244. Schädel 28.
Unterkiefer von Hermit 292. Neu-Guinea 65.
Urheimath des Menschengeschlechts. 144.
Urnen. S. Gesichtsurnen, -ähnliches Büschchen 269. Buckel- 232. 247. 253. -Deckel mit doppeltem Falz 270. Ihre Formentwicklung 96. Gedoppelte 95. Von Gollnow 216. -Henkel 38. Zwischen Hügeln 168. Mit Kragen 273. Mützen- mit Halskragen 237. Von Nieder-Landin 45. Von Oderberg 78. Von Reichersdorf, ornamentirt 165 Aus Posen 39. Von Usedom 216. Aus Westpreussen 20. Von Warnitz 165.
Usedom. Alterthümer. 217.

V.

Valhalla in Westfalen. 73.
Verzeichniss der deutschen Sammlungen. 9.
Verwaltungsbericht 257.
Vineta. 217.
Vocabularium von Choco. 133. 85.
Vögel, gestielte. 242.
Völkermischung in der Türkei. 164.
Vorgeschichte. Perioden. 41.
Vorstand. 267.

W.

- Waffen**, s. Bronze, Eisen, Stein. Der Andamanesen 106. Der Australier 11.
Wagen, bronzene. 239 f.
Wahlberge. Bei Falkenberg. 168.
Wanya. 134.
Warnitz bei Königsberg i. N. Urnen 165.
Westeregeln. Funde 111. Thierreste 208. 283.
Westindien. Alterthümer 211.
Wetzikon, interglacialer Mensch. 133.
Wiege für Kopfcompression. 69.
Wiesenkalk der Mark. 232.
Wohnplätze, vorhistorische in Pommern. 145. In Ungarn 246. In Preussen und der Neumark 255.
Wohnungen. Der Indier 193. Der Lappen 55.
Wolf, diluvialer. 285.
Wollin, Funde am Silberberg. 234.

- Wollstein**, Burgwall 78.
Wolmirstedt. 215.
Wroblewo. Gräber. 269.
Wszedin. Gräber. 273.
Wurfbretter, australische. 286.
Wurfbambus. 287.
Wüste, afrikanische, ethnographisch. 134.

Z.

- Zähne**, grosse, der Melanesier. 290.
Zehen. Auswärtsdrehung bei Semang 227. -Ringe in Indien 199.
Zeichensprache, internationale für prähistorische Karten. 263.
Zimbae. Zimbabwe. 185.
Zinkbronze. 176.
Zwerge. Abbildungen 135. Akkaneger 211. Musikalische 83.
Zwickelbeine als Rassenmerkmal. 14.





2



5



6





Fig. 1



Fig. 3

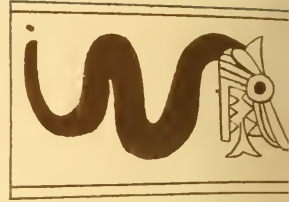


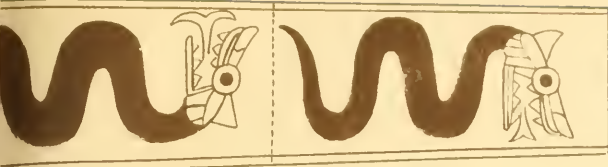
Fig. 2





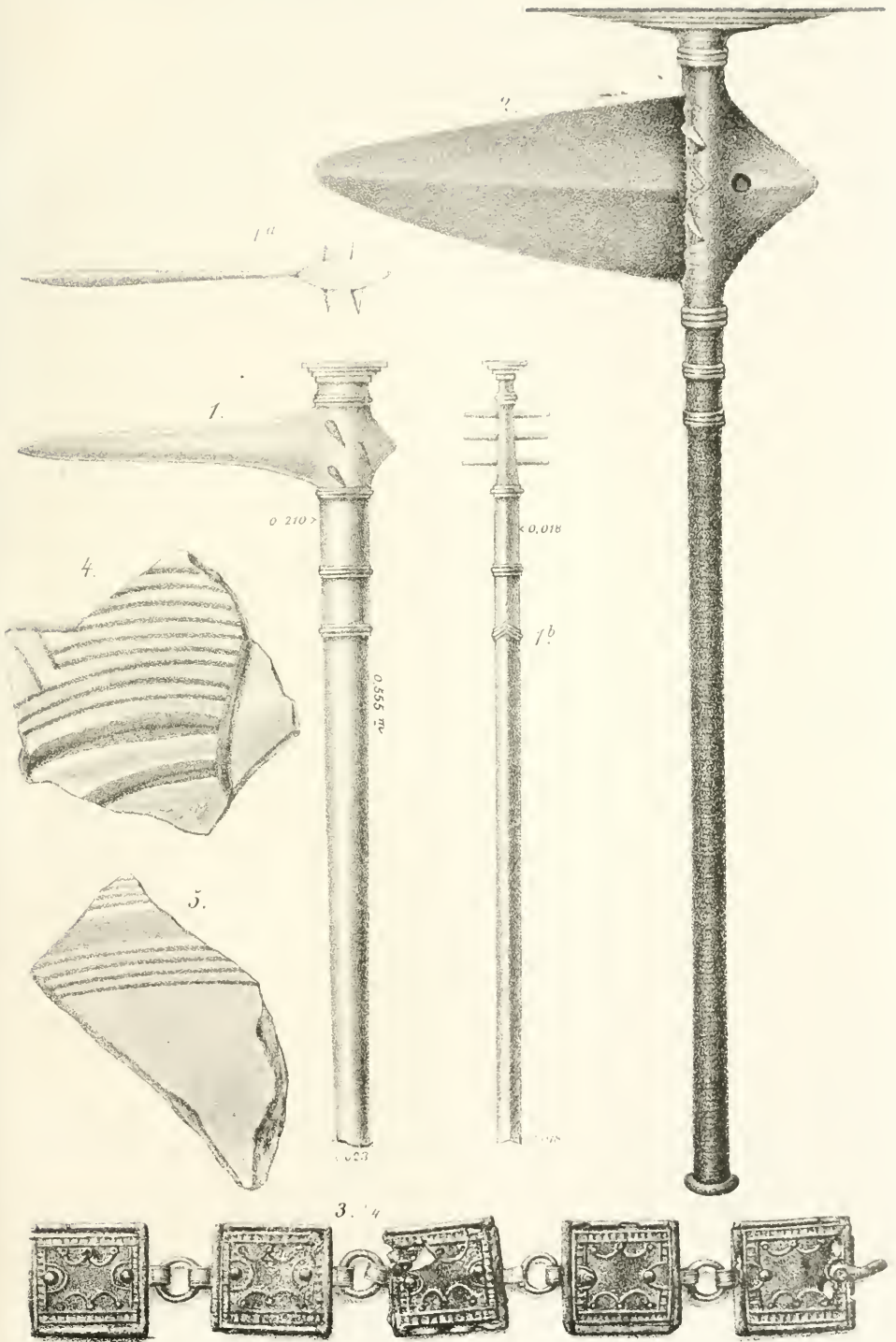


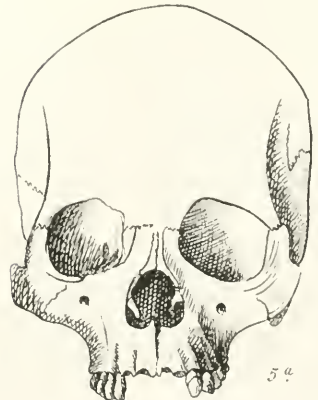
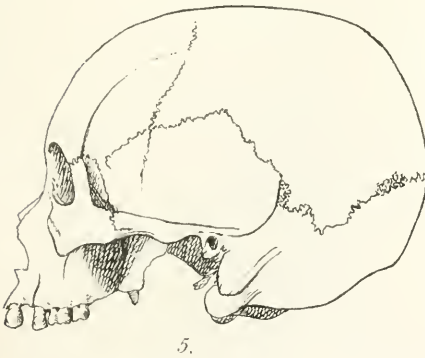
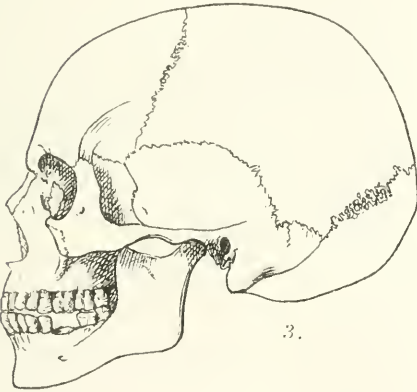




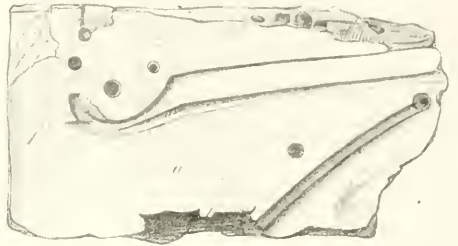
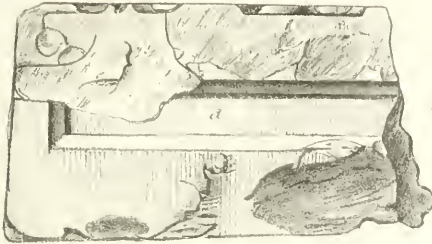
A B. die Ansicht stellen des Henkels

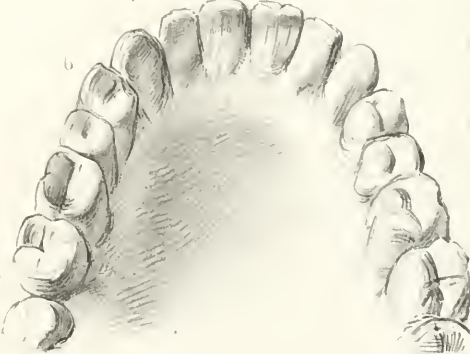
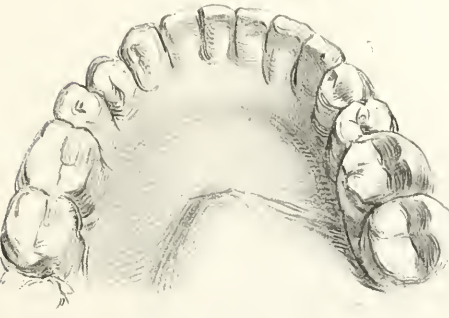
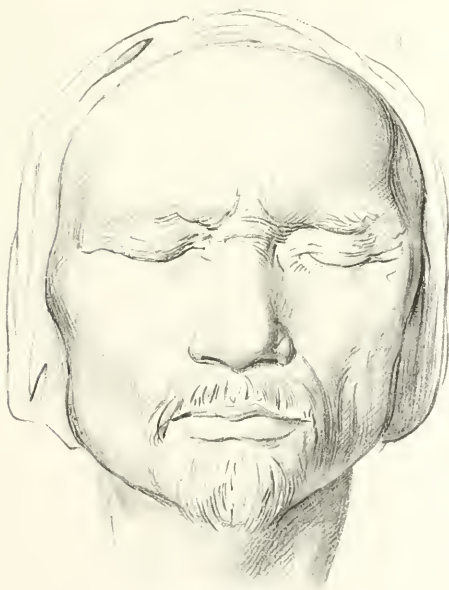




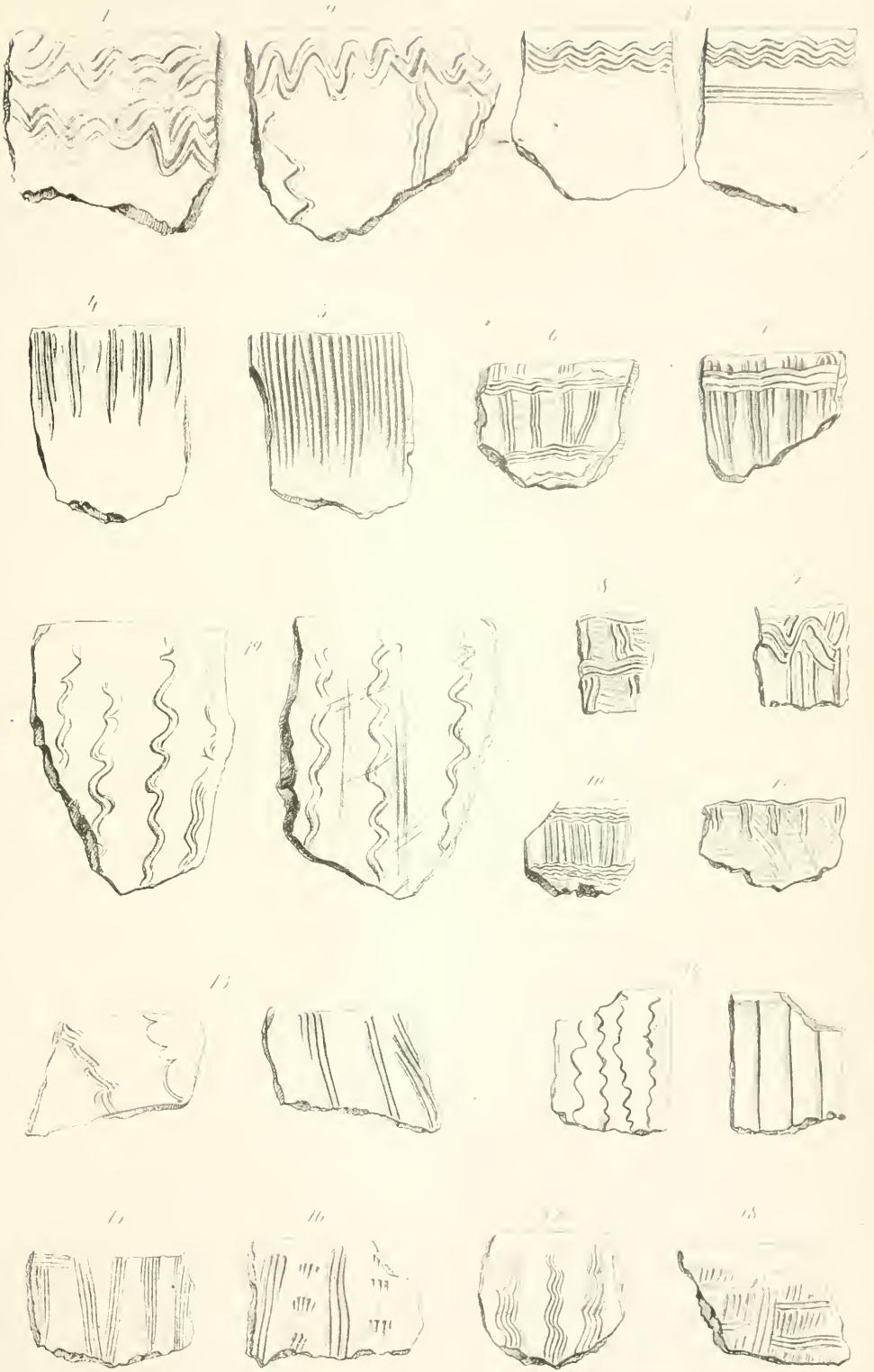






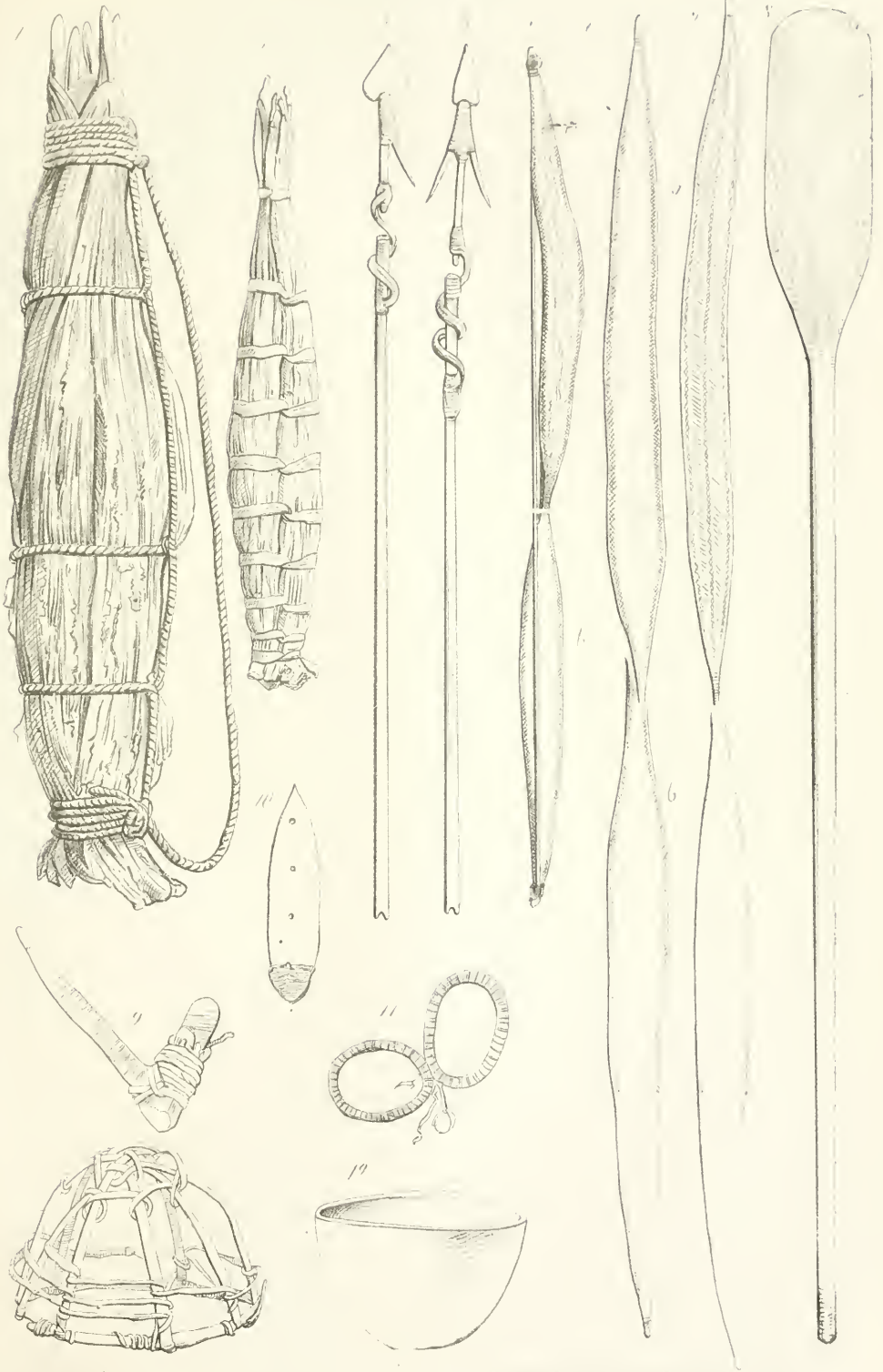


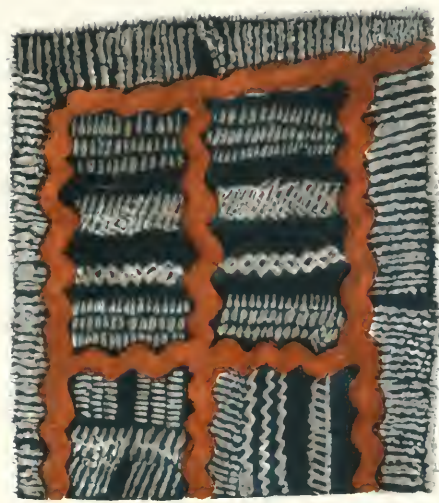




14 - Proj. 1/4

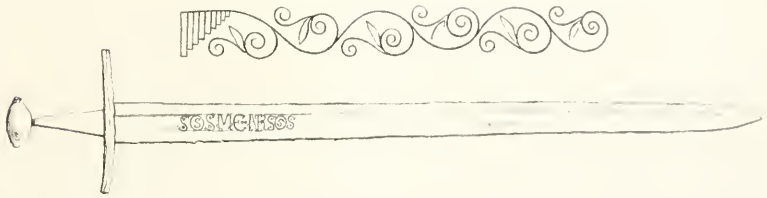
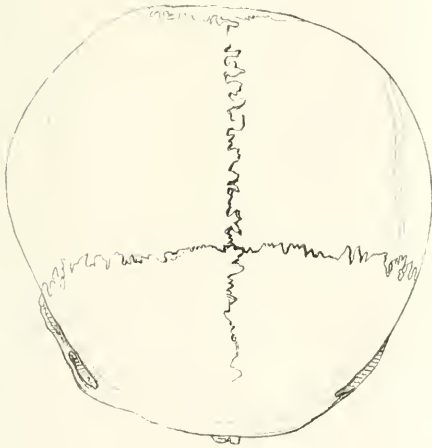
15 - Proj. 1/4











SOSMCHRSOS



11



3



4

52. Orangutan cap. Chronico W. J. Meppel

Verlag v. Wiegandt, Hempel & Parey, Berlin

Druck v. C. Bohn





6. Australopithecus africanus



7. Australopithecus africanus







Fig. 1.

Fig. 2.

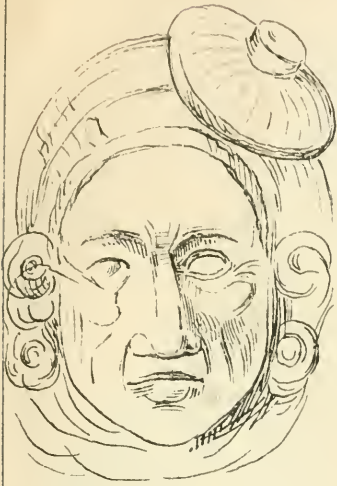
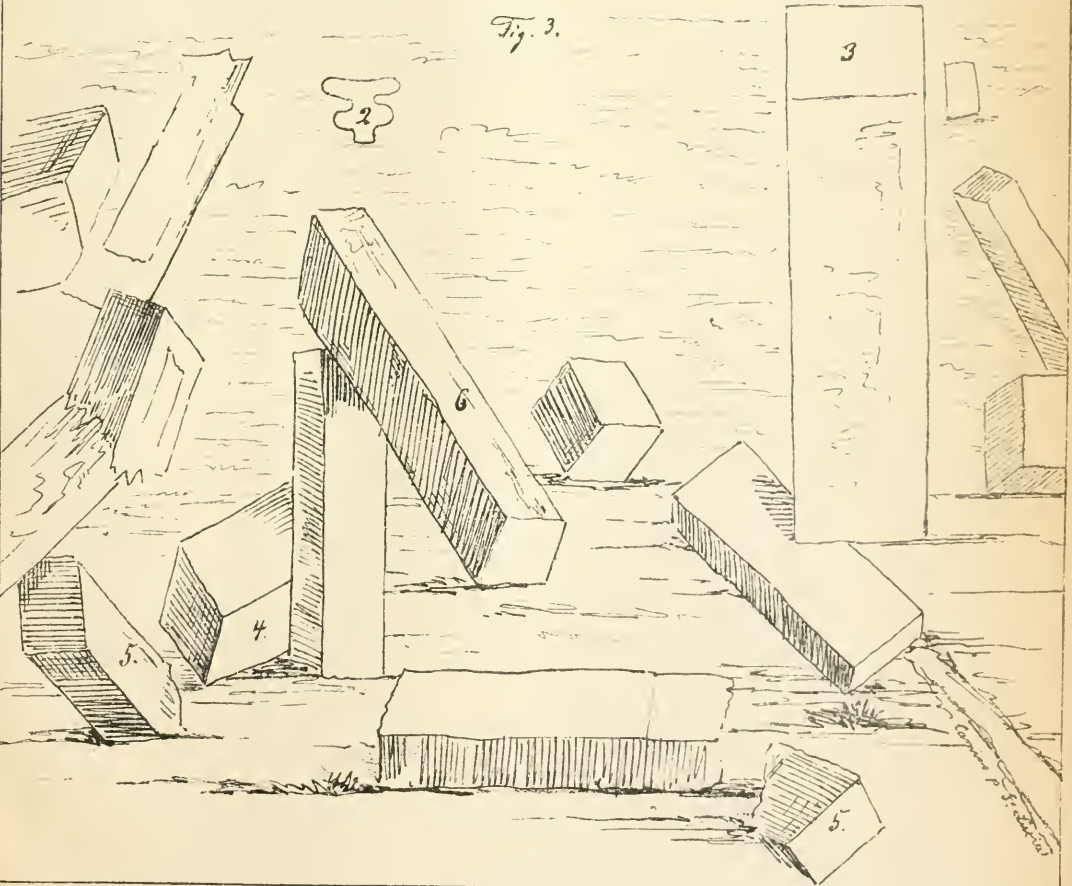
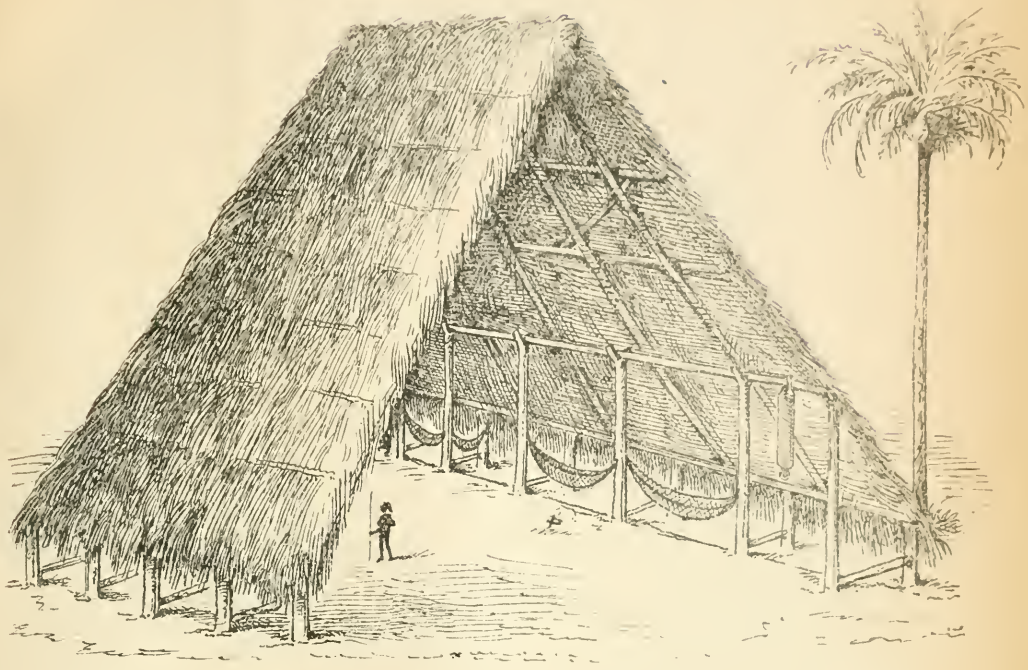
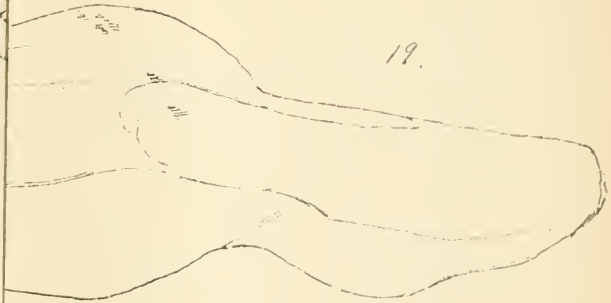
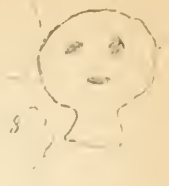
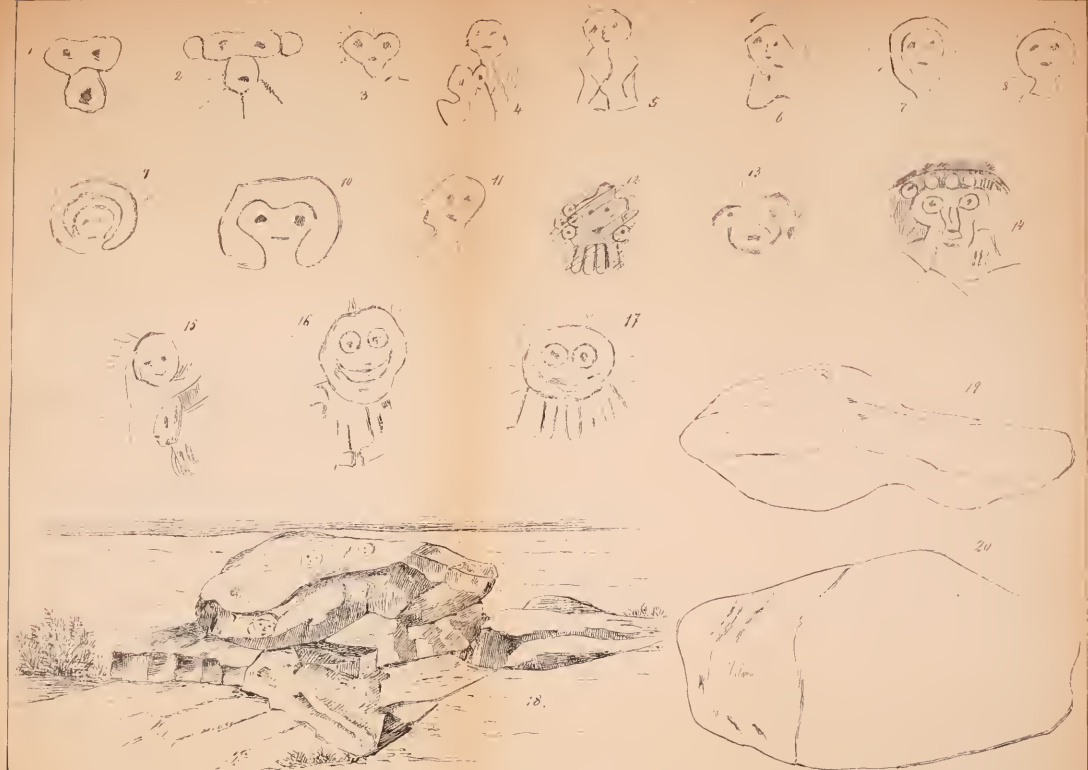


Fig. 3.



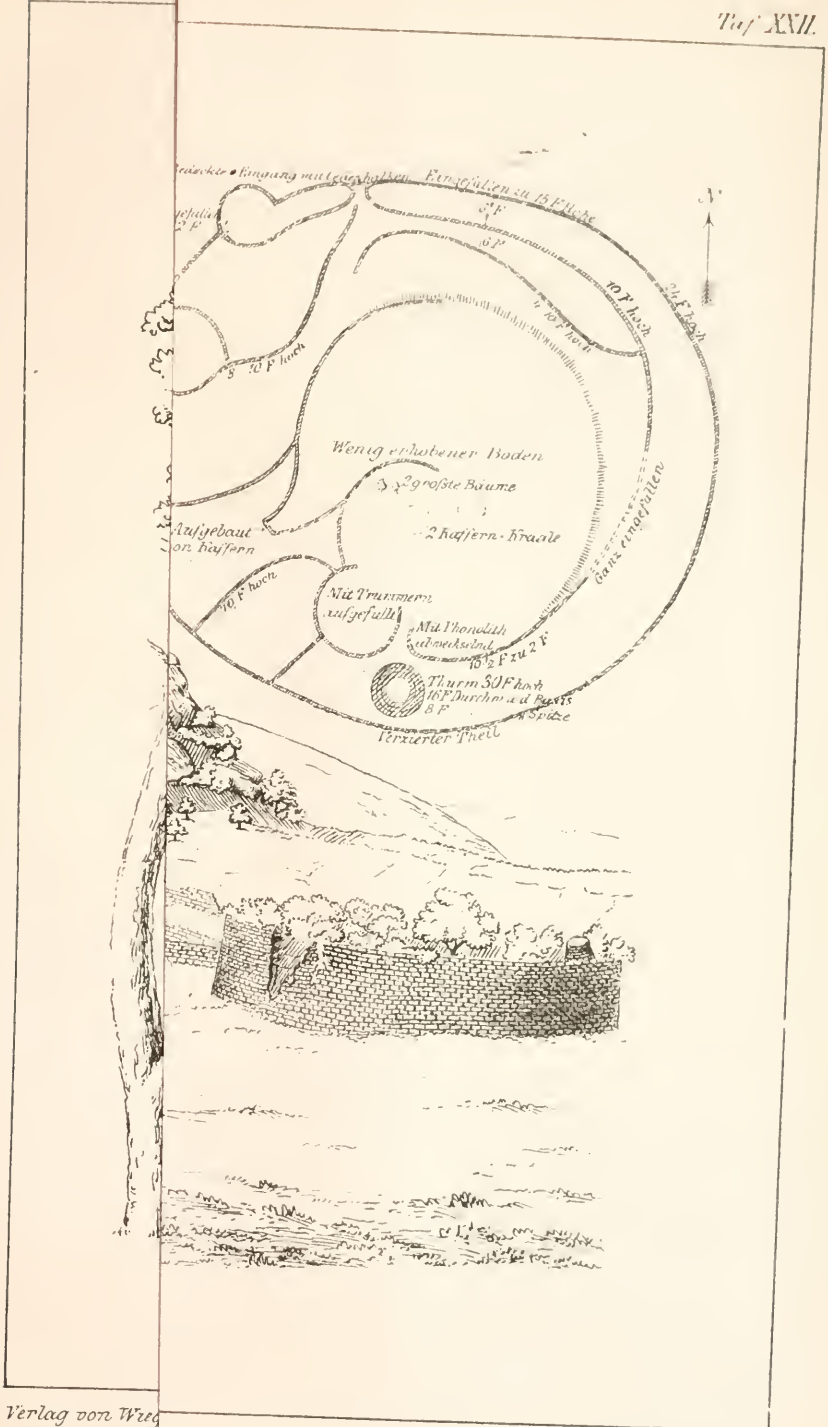


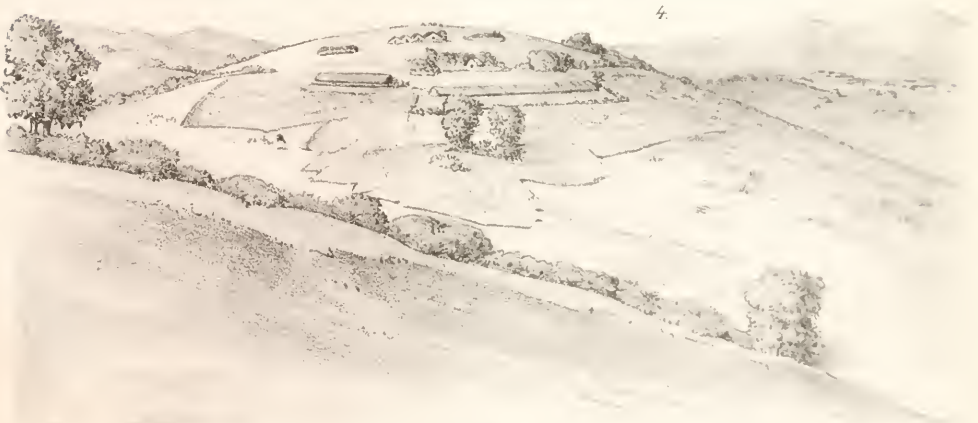
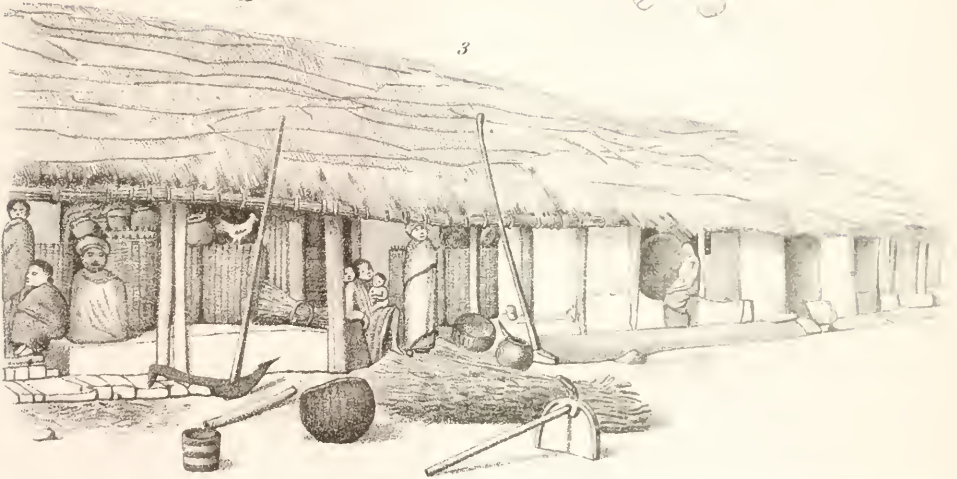


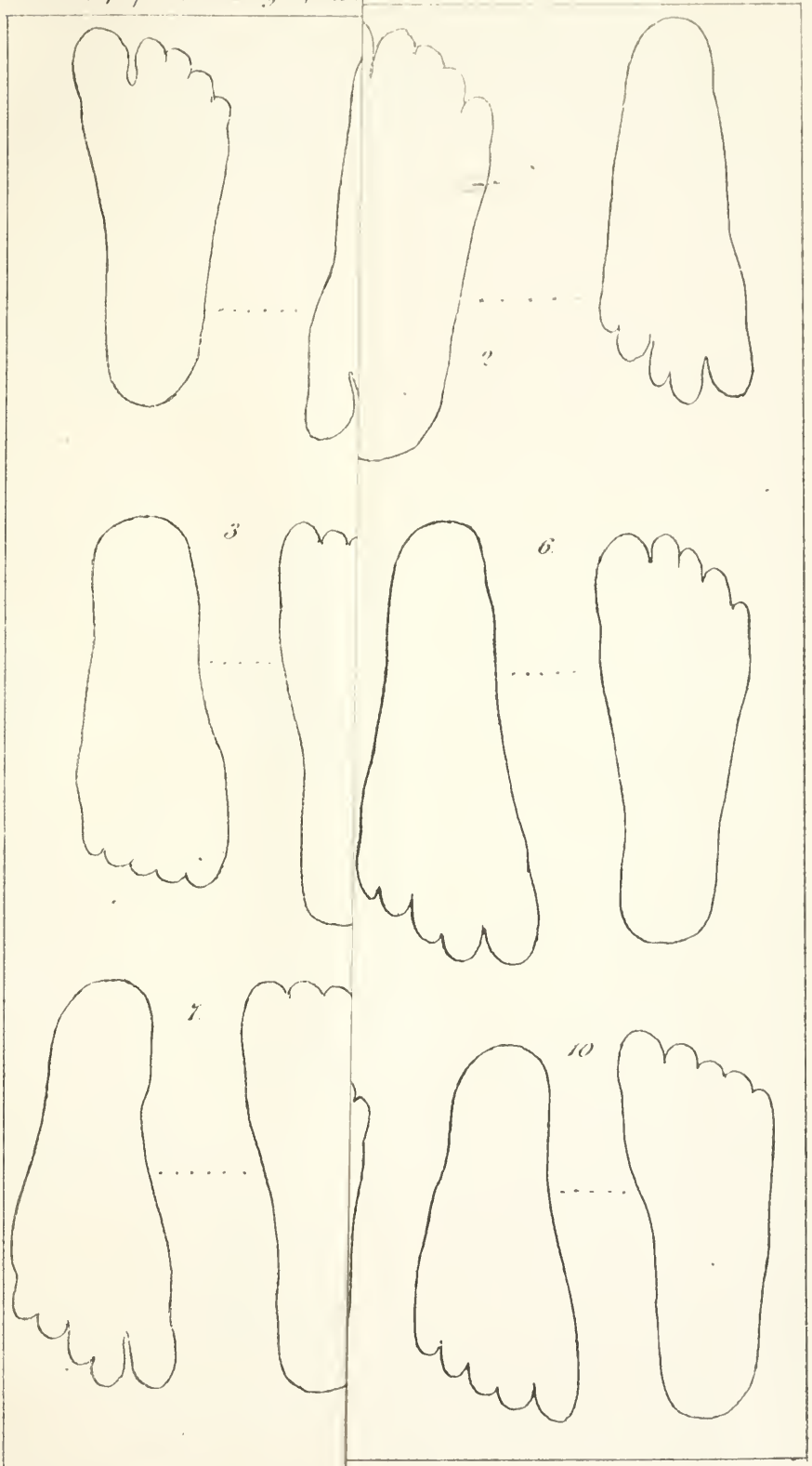


W A Meyn. autogr

Vorlag v Wiegand, Hempel & Parey in Berlin

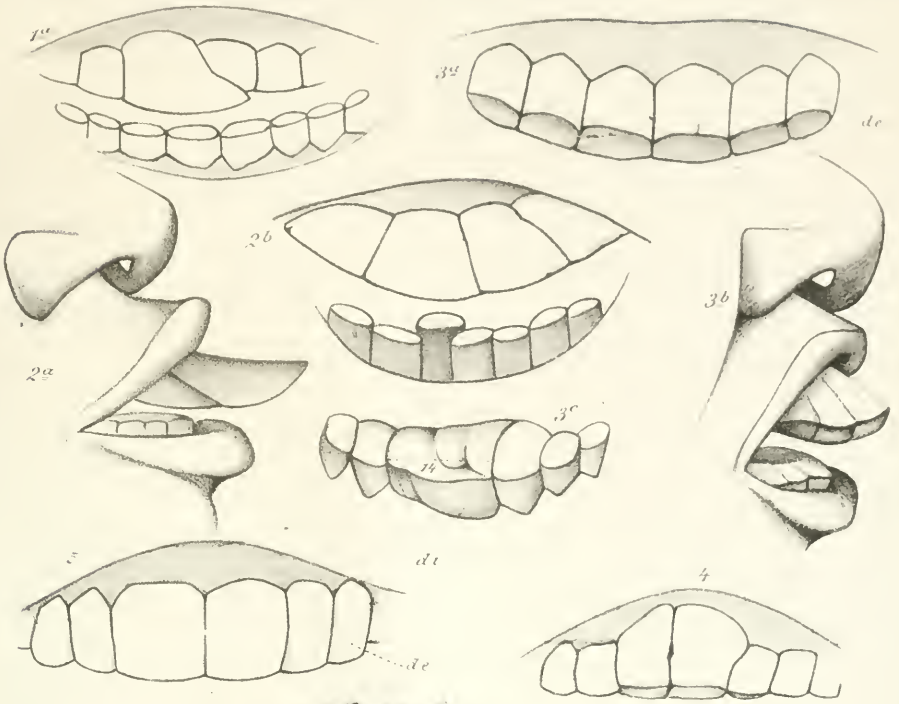












Maelag ac... de

Torlag... Wierand... h... r... e... a

WA... W... e...

GETTY CENTER LIBRARY



3 3125 00701 7201

